Allgemeine
Deutsche Biographie.

Neununddreißigster Band.

☛ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 39. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Neununddreißigster Band.

Tunner — de Vins.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1895.

Tunner: Joseph Ernst T., Maler, wurde am 24. September 1792 zu Obergaden bei Köflach in Steiermark geboren und auf dem Gymnasium in Graz und an der dortigen Zeichenakademie für seinen künftigen Beruf vorgebildet. Während er hierauf die Akademie der bildenden Künste in Wien besuchte, knüpfte er mit Führich, Kupelwieser und W. A. Rieder nähere freundschaftliche Beziehungen an. Er mußte sich, da er mittellos war, seinen Unterhalt durch das Malen von Bildnissen verdienen. Ueberall als Porträtmaler auftretend, schlug er sich allmählich von Wien bis Rom durch, wo er sich zwanzig Jahre lang ununterbrochen aufhielt. Er gehörte hier zu dem Kreis deutscher Maler, die in Overbeck und Cornelius ihren Mittelpunkt fanden und erhielt zahlreiche Aufträge für Kirchenbilder, da er von Gregor XVI. in den Künstlerverein dei Virtuosi im Pantheon aufgenommen worden war, wobei er das Gelübde ablegen mußte, seine Kunst nur der Kirche weihen zu wollen. Unter anderem malte T. im J. 1838 ein großes Altarbild für die Antoniuskirche in Triest, das den „Erlöser am Kreuz" darstellte. Dieses Bild machte in Oesterreich Aufsehen und wurde mittelbar der Anlaß, daß man T. die gerade erledigte Stelle eines Directors der Bildergalerie und Zeichenakademie in Graz anbot. T. nahm den Posten nach längeren Verhandlungen an und siedelte im J. 1840 nach Graz über. Unter seiner Leitung wurde die Grazer Zeichenschule in eine mustergültig eingerichtete Akademie der Künste umgewandelt und der Bestand und die Aufstellung der Galerie wesentlich verbessert. Dabei fand er Zeit genug, eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit als Kirchenmaler zu entwickeln. Allein in Grazer Kirchen und Capellen kann man siebzehn Bilder von seiner Hand kennen lernen, aber auch in zahlreichen anderen Städten und Dörfern Steiermarks und der übrigen österreichischen Alpenländer trifft man häufig auf Gemälde Tunner's. Nebenher entstanden Historienbilder und Bildnisse, von denen einige durch den Kupferstich verbreitet wurden. T. nahm es sehr ernst mit seiner Kunst, führte alle seine Arbeiten mit peinlicher Genauigkeit aus und scheint, obwohl sein Name niemals in weiteren Kreisen berühmt geworden ist, nicht ohne Begabung gewesen zu sein, da er von Steinle wenigstens in einem Falle mit überschwenglichem Lobe ausgezeichnet wurde. T. starb zu Graz am 10. October 1877 und wurde auf dem dortigen St. Peterskirchhofe begraben.

Wurzbach XLVIII, 115—124. — Marg. Howitt, Friedrich Overbeck. Freiburg i. Br. 1886, I, 513. II, 52, 106. — Julius Schnorr v. Carolsfeld, Briefe aus Italien. Gotha 1886. S. 469. H. A. Lier.

Tuerck: Ludwig T., berühmter Neurolog und Laryngolog, iſt zu Wien am 22. Juli 1810 geboren, ſtudirte und promovirte daſelbſt 1836, wurde 1840 Secundararzt am Allgemeinen Krankenhauſe, wo er ſich eifrigen anatomiſch-pathologiſchen Arbeiten über das Nervenſyſtem hingab, machte 1844 eine Studienreiſe nach Paris, als deren Ergebniß er veröffentlichte: „Ph. Ricord's Lehre von der Syphilis. Nach deſſen kliniſchen Vorträgen dargeſtellt“ (Wien 1846), übernahm darauf in der für ihn von ſeinem Gönner Baron Türckheim (ſ. S. 8) im Allgemeinen Krankenhauſe geſchaffenen Abtheilung für Nervenleidende die Stellung als ordinirender Arzt, wurde 1857 Primararzt daſelbſt, widmete ſich von nun ab ausſchließlich intenſiven laryngoſkopiſchen Studien, las ſeit 1860 ununterbrochen Collegien über Laryngoſkopie, erhielt 1861 von der Pariſer Académie des sciences einen Monthyon-Preis von 1200 Francs, wurde 1864 zum ordentlichen Profeſſor ernannt und ſtarb am 25. Februar 1868. T. gehört zu den bedeutendſten Forſchern der Neuzeit. Zunächſt ſind ſeine Arbeiten der Neuropathologie zu Gute gekommen und in dieſer Beziehung zu nennen folgende Publicationen: „Abhandlungen über Spinalirritation nach eigenen, größtentheils im Wiener Allgemeinen Krankenhauſe angeſtellten Beobachtungen“ (Wien 1843); „Ueber ſecundäre Erkrankungen einzelner Rückenmarksſtränge und ihrer Fortſetzungen zum Gehirn“ (Sitzungsber. d. Akad. d. Wiſſ. zu Wien, mathem. und naturw. Claſſe VI, XI, mit 7 Tafeln); „Ergebniſſe phyſiologiſcher Unterſuchungen über die einzelnen Stränge des Rückenmarks“ (Ebd. VI); „Ueber Compreſſion und Urſprung der Sehnerven“ (Ebd. IX); „Beobachtungen über das Leitungsvermögen des menſchlichen Rückenmarks“ (ib. XVI); „Beobachtungen über die Verminderung der Pulsfrequenz bei neuralgiſchen Anfällen und über den Rhythmus ſolcher Anfälle“ (ib. XVII); „Vorläufige Ergebniſſe von Experimentalunterſuchungen zur Ermittlung der Hautſenſibilitätsbezirke der einzelnen Rückenmarksnervenpaare (ib. XXI) u. v. A. — Viel berühmter und populärer iſt T. als laryngoſkopiſcher Entdecker. Er war der erſte, der den Kehlkopfſpiegel in ausgedehntem Maße zu diagnoſtiſchen und operativen Zwecken verwandte und hat ſich dadurch in der Geſchichte ſeines Faches einen unauslöſchlichen Namen geſichert. Bereits bald nachdem er ſich der Laryngoſkopie zu widmen begonnen hatte (1857), war er zum erſten Male in der Lage mit Hülfe ſeines Kehlkopfſpiegels dem Profeſſor Ludwig das Innere des Larynx eines Patienten ſeiner Abtheilung zu demonſtriren. Alle ſeine zahlreichen und bedeutenden Entdeckungen, Erfindungen und Verbeſſerungen auf ſeinem Specialgebiete ſind in der „Allgemeinen Wiener med. Zeitung“ zum erſten Male veröffentlicht. Von ſelbſtändig erſchienenen Werken nennen wir: „Praktiſche Anleitung zur Laryngoſkopie“ (Wien 1860); „Klinik der Krankheiten des Kehlkopfs und der Luftröhre“ (ſein Hauptwerk, Wien 1866, mit 1 Tafel und 260 Holzſchnitten); „Atlas zur Klinik“ u. ſ. w. In 24 chromolithogr. Tafeln von A. Elfinger u. C. Heitzmann (Ebda. 1866). — Aus dem Nachlaß Tuerck's gab nach ſeinem Tode noch C. Wedl „Ueber Hautſenſibilitätsbezirke der einzelnen Rückenmarksnervenpaare“ heraus (Wien 1869). — Zu ſeinen Ehren wurde 1868 im Allgem. Krankenhauſe in Wien eine Büſte aufgeſtellt.

Biogr. Lex. VI, 23. — Puſchmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre (an verſchiedenen Stellen). Pagel.

Türckheim: Anna Eliſabet v. T., Goethe's Lilli, ward am 23. Juni 1758 zu Frankfurt a. M. dem Bankier Johann Wolfgang Schönemann von ſeiner Gattin, Suſanna Eliſabet d'Orville geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters (1763) leitete dieſe die Geſchäfte wie die ausgeſucht ſorgfältige Erziehung ihrer Kinder. Als 1772 ihr älteſter Sohn in die umgeſtaltete Firma eintrat, wußte ſie dem Bankgeſchäft größere Ausdehnung zu erwerben, und ein im Hauſe

entfalteter, für das damalige Frankfurt ungewöhnlicher Luxus sollte dies geschäftliche Gedeihen auch gesellschaftlich bemerkbar machen. Im Genusse aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen wuchs Lise unter vier Brüdern, ein Bruder und eine Schwester waren früh gestorben, als einzige Tochter des Hauses heran. Im Winter 1774 auf 75 wurde Goethe durch einen musikalischen Freund (Johann André?) in die Geselligkeit des Schönemann'schen Hauses („zum Liebeneck, Kornmarkt Nr. 15) gezogen und fühlte sich sofort von der sechzehnjährigen Haustochter, für die erst er den Namen „Lili“ aufbrachte, gefesselt (s. A. D. B. IX, 442). Im vierten Theile von „Dichtung und Wahrheit“, 16.—18. Buch, der aus zarter Rücksicht auf Frau v. Türckheim bis nach seinem Tode zurückgehalten wurde, hat Goethe aus der Erinnerung die Schürzung und schmerzhafte Lösung des Verhältnisses dargestellt. Wir vermögen nun aus seinen gleichzeitigen Briefen (Hirzel's „junger Goethe“ 3. Bd.), besonders denen an Gustchen v. Stolberg und Johanna Fahlmer die Stimmung und Erregungen jener Tage unmittelbarer und lebhafter nachzuempfinden, kleine Irrthümer der Schilderung zu berichtigen. Mag man auch mit Eckermann („Goethe's Gespräche“ VII, 234) dem alten Dichter glauben, daß Lilli in der That die erste war, die er tief und wahrhaft liebte, unmöglich können wir gegenüber den Zeugnissen der Briefe an Frau v. Stein (s. A. D. B. XXXV, 602) bestätigen, daß alles was in der Folge seines Lebens ihn berührte, mit der Leidenschaft für Lilli verglichen nur als „kleine Neigungen“ erscheine. Welche Anziehungskraft Lilli's widerspruchsvolles Wesen auch auf den Dichter von „Werther's Leiden“ ausübte, er selbst war noch zu keinem entscheidenden Schritte entschlossen, als im April 1775 eine gemeinsame Freundin beider Familien, Demoiselle H. d. Delph aus Heidelberg in ihrer barsch verständigen Weise die Liebenden überraschte, indem sie ihnen die Einwilligung der Eltern mittheilte. Zwar nicht zaudernd aber langsam legte Lilli ihre Hand in die dargereichte Goethe's. Bei spätem Rückblicke pries Goethe das seltsame Geschick, im Verlaufe seines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren zu haben, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei. Zur öffentlichen, bindenden Verlobung ist es jedoch überhaupt nicht gekommen, denn die den Eltern abgerungene stillschweigende Gewährung war nur widerwillig zugestanden worden. Die durchaus praktische Frau Schönemann hegte die Ueberzeugung, daß Goethe ungeachtet seines hohen Geistes und seiner glanzvollen Eigenschaften nicht der Mann sei, der das Glück ihrer Tochter begründen könnte; sie hatte von lange her ihr einen Bräutigam, einen Vetter J. Manskopf, bestimmt, den sie der Widerstrebenden freilich auch nicht aufzuzwingen vermochte. Und wie die Mutter, waren auch Lilli's Brüder dem Dichter durchaus abgeneigt, so daß dieser noch von Weimar seinen tiefsten Haß gegen dies Volk aussprach und das unter so einer Race geborne arme Geschöpf bedauerte. Das Bankhaus wollte die Hand der Tochter verwerthen, um sich einen reichen Geschäftsmann zu verbinden, wie denn ein älterer Bruder nach dem Zusammenbruch der eigenen Firma auch in das Geschäft seines Schwagers T. eingetreten ist. Andererseits war Goethe's schlichtbürgerlichen Eltern eine „Staatsdame“ wie die verwöhnte Bankierstochter als Schwiegertochter in ihrem Hause durchaus unerwünscht. Fühlte doch der Liebende selbst, wie es die Verse „an Belinden“ aussprechen, sich höchst unbehaglich in dem Kreise der Geldaristokratie, die sich im Schönemann'schen Hause bewegte, während er von Jugend auf in den Patricierkreisen Frankfurts durch die Familie seiner Mutter eingewöhnt war. Der sociale Gegensatz der Familie ward noch verschärft durch den confessionellen. Wol bildeten die Reformirten, denen Schönemann-d'Orville's angehörten, eine ausgezeichnete Classe, aber erst 1787 ward ihnen der Gottesdienst in der altlutherischen Reichsstadt selbst erlaubt. Wenn einzelne Verwandte Lilli's, wie der bejahrte

Onkel Nikolas Bernard in Offenbach, der gutmüthig helfende Bernardo in „Erwin und Elmire", auch Goethe gewogen waren und den Liebenden in Offenbach frohe Frühlingstage bereiteten, so setzte Goethe's Schwester Cornelie Schlosser von Anfang an ihren ganzen Einfluß ein, die ihr unsympathische Verbindung zu lösen. Ein Freund, ob in Auftrag oder aus eigenem eifersüchtigen Triebe suchte im geheimen Lilli wie Goethe die Schwierigkeiten der Verbindung auszumalen, so daß bei beiden im Stillen Zweifel entstanden (Lesarten der Weimarischen Ausgabe XXIX, 212—217); ohne daß die Leidenschaft gemildert ward, kam etwas Unwahres ins Verhältniß. Andre mehr oder weniger versteckte Verhältnisse, die nach Goethe's eigenem Geständniß ohne Scheu sich einschlangen, konnten von Böswilligen anders gedeutet werden. Nennt doch Goethe selbst das liebe Mädchen seiner Bekanntschaft in Offenbach, bei dem er die Stolberg's einführte, „ein seltsames Geschöpf". Dem an Freiheit und Herrschen über Mädchenherzen Gewöhnten mochte Lilli's Eitelkeit, öffentlich den Geliebten beherrschen zu wollen, trotz der zu Grunde liegenden reinen Neigung lästig fallen. Und höchst unerwartet entzog er sich dem schwankenden Zustande durch die am 15. Mai mit den Grafen Stolberg angetretene Reise in die Schweiz. Freilich war es dann wieder die Liebe zu Lilli, die ihn am Gotthard zur Umkehr bestimmte und auf dem Züricher See als „goldne Träume" sein Auge niedersinken ließ. Lilli's Geburtstag kann er in Offenbach nicht mit dem Lustspiel „Sie kommt nicht" (eine Novelle von K. A. Heigel „Er kommt nicht" 1873) gefeiert haben, denn erst am 24. Juli kam er nach Frankfurt zurück. Obgleich seit dem Besuche bei seiner Schwester in Emmendingen von der Nothwendigkeit des Verzichtes überzeugt, schmiegte er sich nach der „unseligen Rückkehr" nun wieder in Lilli's Fesseln. War ihm doch ihre Aeußerung bekannt geworden, sie würde seiner Neigung alles opfern und mit ihm nach Amerika gehen. In Goethe's Wesen ist es aber niemals gelegen, zu solchen äußersten Mitteln sich zu entschließen. War ihm die schöne, anmuthige und anziehende Geliebte als Verlobte auch würdig und bedeutend erschienen, in Besitze aller jener Vorzüge, mit denen der Dichter seine „Klaudine von Villa Bella" ausstattete (K. Kippenberg „über Goethe's Claudine von Villa Bella", Bremen 1891; im Neuen Reich 1878, I, 481): ihre Gabe, anzuziehen und fahren zu lassen, mußte den einmal mißtrauisch gewordenen, von Hause aus eheschеuen Dichter als bedenkliche Schwäche ängstigen. Nicht nur in „Lilli's Park" erinnert er die Fee, daß der gezähmte Bär noch die Kraft habe, das dumpfe Zauberwerk zu enden, auch „Erwin und Elmire" stellt warnend die Reue des übermüthig den Geliebten kränkenden Mädchens vor Augen (Goethejahrbuch II, 146; E. Soffé „die erlebten und litterarischen Grundlagen zu Goethe's dramatischen Jugendwerken" 1. Heft. Brünn 1888). Es war „kein Gipfel des Glücks, kein Abgrund des Wehs" in der zweiten Hälfte dieser Liebe, den die Dichtung nicht begleitet hätte; selbst „auf das Sauer-Süße von Stella hatte dieser Zustand nicht wenig Einfluß". Die Herbstmesse führte in der zweiten Septemberhälfte den Bruch herbei, als die Tochter des Bankhauses den Geschäftsfreunden eine Zuthulichkeit zeigen mußte, welche die Gefühle des Liebenden verletzte. Aber noch an einem der letzten Abende, ehe er Frankfurt verließ, schlich er sich vermummt nochmals an Lilli's Fenster, den Umriß ihres lieblichen Wesens zu erhaschen. Ihr Angedenken begleitete ihn nach Weimar, von wo aus er ihr am 11. Februar 1776 die Widmungsverse zu Stella („Im holden Thal") sandte. Noch war sie „all' sein Sang" und schwebte als süßes Bild dem die Welt durchstreifenden Menschen vor (Jägers Abendlied). Selbst als die Liebe zu Frau v. Stein ihn schon mächtig ergriffen hatte, sollte die Giovanna im „Falken" viel von Lilli und nur einige Tropfen von Charlottens Wesen erhalten (8. August 1776). Damit endet aber auch, von „Dichtung

und Wahrheit“ abgesehen, ihr Einfluß auf Goethe's Dichtung; Frau v. T. und ihre Erlebnisse als die Urbilder zu „Hermann und Dorothea“ nachweisen zu wollen (Preußische Jahrbücher LX, 335), ist eine ganz haltlose Vermuthung.

Erst aus viel späterer Zeit besitzen wir Aeußerungen von Lilli selbst, die für ihr Verhalten im J. 1775 uns nichts lehren können. Da (1795) soll sie Goethe als den Schöpfer ihrer moralischen Existenz, den unvergeßlichen Freund, dem sie ihre geistige Ausbildung verdanke, gepriesen haben (Grenzboten 1869, Nr. 32). Daß ihre beiden Briefe an Goethe aus den Jahren 1801 und 1807 die Vergangenheit nicht berühren, kann natürlich nichts gegen die Richtigkeit der Mittheilungen Henriette v. Egloffstein's beweisen. Goethe's Antworten (Goethejahrbuch XIII, 30) sind sehr warm gehalten, während er im Juli 1776 bei der Nachricht, daß Lilli Braut sei, und im September 1779, als er die junge Mutter in Straßburg besuchte, sehr kühl von dem schönen Grasaffen sprach.

Nach Goethe's Entfernung beeilte sich Frau Schönemann ihrer Tochter einen Mann zu finden und verlobte sie mit einem für reich geltenden Verwandten Bernard aus Straßburg. Als der Bräutigam aber einen Ueberblick über seine Vermögensverhältnisse gewinnen wollte, zeigten sich diese so zerrüttet, daß er nach Amerika ging und auf Jamaica starb. Dieser neuen Gemüthserschütterung erlag Lilli's Gesundheit; es bedurfte längerer Zeit bis sie sich wieder erholte. Erst im August 1778 verlobte sie sich mit Bernhard Friedrich v. Türckheim, dem Sohn eines der angesehensten Bankiers in Straßburg. Türckheim hatte als Volontär im Schönemannschen Geschäft die Tochter des Hauses schon vor ihrer Bekanntschaft mit Goethe geliebt, war aber als jüngerer Bruder erst später selbständig geworden. Am 25. August fand die Vermählung statt, am 9. August 1779 ward das erste Kind, Lilli, geboren, dem bis 1785 noch vier Brüder nachfolgten. 1792 wurde Türckheim zum Maire von Straßburg ernannt, aber schon nach wenigen Monaten abgesetzt und aus der Stadt verwiesen. Als er auf seinem kleinen Gute Posdorf in Lothringen am 6. Juli 1794 verhaftet werden sollte, gelang es ihm zu entfliehen und von Saarbrücken aus auch seine Frau zur Flucht aufzufordern. Als Bäuerin verkleidet kam denn auch Frau v. T. mit ihren Kindern glücklich durch die galant zudringlichen französischen Vorposten und traf in Mannheim mit ihrem Mann zusammen. Aus glänzenden Verhältnissen war die emigrirte Familie nun plötzlich in sehr beschränkte versetzt. Allein eben in dieser Lage bewährte Lilli die Tüchtigkeit ihres Wesens. Sie schämte sich keiner Arbeit in der Haushaltung und ließ sich von den Sorgen nicht niederdrücken. Die Familie hielt sich zuerst in Heidelberg, dann im Erlangen auf. Schon im Juni 1795 konnte Türckheim, der nicht auf die Emigrantenliste gesetzt worden war, nach Straßburg zurückkehren, und Ende September traf auch Lilli über Stuttgart und Basel reisend mit den Kindern wieder dort ein. Die Vermögensverhältnisse Türckheim's erholten sich rasch wieder und sein gemeinnütziges Wirken fand auch unter den wechselnden Regierungen stets gleiche Anerkennung. Er, der in den Ueberlieferungen der Necker'schen Schule aufgewachsen war, wurde sogar als Finanzminister nach Baden berufen, trat aber bald wieder von diesem Posten zurück. Dagegen ließ er nach der Restauration sich dreimal in die Kammer wählen. Lilli widmete sich ganz der Erziehung ihrer Kinder. Da ihr Sohn Wilhelm als Husarenlieutenant Napoleon's Feldzüge in Deutschland, Spanien und Rußland mitkämpfte, mangelte es ihr nicht an Sorgen. Ein Irrthum ist die Annahme, daß Wilhelm v. Türckheim der Husarenlieutenant war, den Goethe's Tagebuch unterm 17. October 1806 erwähnt. Lilli starb am 6. Mai 1817 auf ihrem Lieblingsgute zu Krautergersheim i. E. Welch geachtete Stellung sie auch in ihrem Familien- und Freundeskreise eingenommen hat, welche Theilnahme auch ihre Flucht in der Schreckenszeit er-

regen mag, das dauernde Interesse für sie ist doch nur durch ihr Verhältniß zu Goethe bestimmt. Von ihren durch Jügel und Graf Dürckheim veröffentlichten zwei Bildern, verdient das erstere (vgl. Scherer, kleine Schriften II, 245) entschieden den Vorzug. Ihr Bruder hat ihre schöne interessante Gestalt geschildert: „der Ausdruck eines lebhaften Geistes und talentvoller Befähigung leuchtete aus ihren sprechenden Augen, mischte sich mit den weichen Zügen einer edel geformten Gesichtsbildung und schuf eine Harmonie darin, die schon beim ersten Anblick auf ein gutes, Allen wohlwollendes Herz schließen ließ“.

Unkritisch und vom Standpunkte des verehrenden Verwandten aus geschrieben ist das Buch des Grafen Ferd. Eckbrecht v. Dürckheim „Lilli's Bild geschichtlich entworfen. Mit einer Auslese aus Lilli's Briefwechsel“ (Nördlingen 1879), 2., vermehrte Aufl. von A. Bielschowsky. München 1894. — Reicheres Briefmaterial und Benutzung der Familienpapiere und Tradition bieten Karl Jügel's Zusammenstellungen: „Das Puppenhaus, ein Erbstück der Gontard'schen Familie“, Frankfurt 1857 S. 299—383. — Die gründlichste und umfangreichste Arbeit bietet Düntzer in den „Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit“. Stuttgart 1852. S. 262—405 u. Bl. f. litt. Unterh. 1849 S. 947 f., und nach ihm v. Loeper im 23. Theile der Hempelschen Goetheausgabe. — A. Clemens, Morgenbl. 1857 Nr. 30. — Euler, Mittheilungen d. Vereins f. Gesch. u. Alterthum zu Frankfurt V, 544. — Bielschowsky, Westermann's Monatshefte August 1887. Max Koch.

Türckheim: Johann Friedrich v. T., am 10. Decbr. 1780 zu Straßburg geboren, aus einer dort seit dem 16. Jahrhundert angesessenen angesehenen Bankiersfamilie stammend, empfing schon in früher Jugend tiefe und schmerzliche Eindrücke. Sein Vater Bernhard v. T., der nach der Beseitigung des unglücklichen Friedrich v. Dietrich im Herbst 1792 das Bürgermeisteramt der Stadt übernommen hatte, mußte nach wenigen Monaten ebenfalls vor dem Argwohn und der Maßlosigkeit der Jakobiner weichen und entging der Verhaftung wie dem wahrscheinlichen Tode nur durch eilige Flucht. Seiner tapfern Gattin Elise Schönemann aus Frankfurt, Goethe's Lili, gelang es ebenfalls in der Verkleidung einer Bäurin mit den Kindern, Friedrich, den ältesten, an der Hand führend, den jüngsten im Tuch tragend, nach langer nächtlicher Wanderung über die Grenze zu entrinnen. Während in der Heimath der Schrecken wüthete, verlebte die Familie eine ruhige Spanne Zeit in Erlangen, dort wie später in Straßburg und Paris vollendete Friedrich seine Jugendbildung, deren solide Grundlagen der Erzieher im Türckheim'schen Hause, der vortreffliche Redslob gelegt hatte. Nachdem sein Vater das Straßburger Bankhaus wieder begründet und in Flor gebracht hatte, widmete er sich seinem Willen gemäß dem Handelsfache, arbeitete eine Zeit lang in großen Handelshäusern zu Bremen und Amsterdam und trat 1806 in das väterliche Geschäft, in dem er bald eine leitende Stellung gewann, da sein Vater einige Jahre hindurch die Finanzen des Großherzogthums Baden verwaltete. 1810 wurde er bereits in die Handelskammer seiner Vaterstadt gewählt und nun erstieg er rasch eine Stufenreihe verschiedener Würden und Ehren, immer darin den Fußstapfen seines Vaters folgend: er wurde Mitglied des Generalraths des Departements, später Präsident desselben, Deputirter der französischen Kammer und 1831 in unmittelbarer Nachfolge seines Vaters Präsident des Directoriums der Kirche Augsburgischer Confession im Elsaß. Seit 1812 hatte er sich durch die Heirath mit einer Gräfin Degenfeld einen eigenen Hausstand gegründet, dem frohe gesunde Kinder erblühten, und im Süden der Stadt inmitten einer sumpfigen Wildniß ein herrliches Landgut die Thumenau geschaffen, dessen Reiz, die unmittelbare Anlehnung an die Natur, noch heute fesselt. In der idyllischen Ruhe desselben fand er die Muße, seine persönlichen

Neigungen zu pflegen, die ihn viel eher zu einer ländlichen verwaltenden Thätigkeit als zum Handelsfache zogen und in denen er durch den Umgang mit dem nur zu früh verstorbenen ausgezeichneten Präfecten Lezai-Marnesia, einem wahren Verwaltungsgenie und einer echt populären Gestalt, noch bestärkt worden war, hier suchte er Ruhe vor den Stürmen und Enttäuschungen seines Lebens.

Als er 1824 zum ersten Male in die französische Deputirtenkammer trat, gesellte er sich zu jenem kleinen Häuflein der Linken, das unter der Führung von Royer-Collard gegen die seit der Ermordung des Herzogs von Berry schwellende Hochfluth der politischen und kirchlichen Reaction wie gegen das schwankende Ministerium Villèle die Charte vertheidigte. Uebrigens stand nahezu Alles, was Anspruch machte auf Bildung und Besitz in Frankreich, damals hinter der Opposition, die bei den Wahlen von 1827, welche auch T. wieder nach Paris führten, bereits die Majorität gewann. T. war kein Parlamentarier im echten Sinne des Worts, für rednerische Wirkung versagte schon seine schwache Stimme, aber er war ein fleißiger und brauchbarer Arbeiter in den Commissionen und wesentlich bei praktischen Fragen, wie z. B. beim Tabaksmonopol, griff er ein. Selbstverständlich gehörte er zu der bekannten Phalanx der 221, welche im März 1830 der drohenden Thronrede Karl's X. mit der stolzen Mißtrauensadresse antwortete, beim Ausbruch der Julirevolution und der weitern Entwicklung der Pariser Ereignisse, welche die Orleans auf den Thron brachten, war er zur Stelle, doch schon im September legte er sein Deputirtenmandat nieder, da man ihn nach Straßburg auf den verwaisten Bürgermeisterposten berief. Von der frohen Erwartung seiner Mitbürger jubelnd empfangen, umarmt von seinem greisen Vater betrat er wie im Triumphzuge seine Vaterstadt. Es war der Höhepunkt seines Lebens.

Sein städtisches Regiment, das er fünf Jahre hindurch führte, ist gekennzeichnet durch eine vortreffliche sparsame Verwaltung der Finanzen, eine Reihe von Bauten, welche bestimmt waren Gesundheit und Schönheit der Stadt zu heben wie z. B. die Canalisirung des linken Illarmes, und durch die Inangriffnahme verschiedener Noth und Elend bekämpfender Einrichtungen. Eben damals erhob die sociale Frage zuerst ihr drohendes Haupt. T. gründete für Arbeitslose eine Zufluchtsstätte, die aus Mitteln der Stadt und Beiträgen wohlhabender Bürger unterhalten wurde, er richtete Armenschulen ein, er schuf zur Hebung von Handel und Handwerk eine Industrieschule. Nirgends ging er bei seinen Reformen stürmisch oder maßlos vor, bedächtig und besonnen suchte er vom Alten das Gute zu erhalten. Damit erregte er freilich auch Anstoß, so als er das staatliche Schulgesetz von 1833 mit seiner Trennung der Geschlechter und seinem Ueberwiegen des Laienelements in der Schulaufsicht nicht sogleich strict in voller Ausdehnung einführte, sondern zunächst die bewährten Pfarrschulen der Stadt fortbestehen ließ. Daneben hatte er mit der republicanischen Opposition im Gemeinderath, die ihn wiederholt den obern Behörden und dem Staatsoberhaupte gegenüber in arge Verlegenheit brachte, mit nörgelnder Kritik der Bürgerschaft und andern Widerwärtigkeiten zu kämpfen, sodaß er ohne großes Bedauern im August 1835 sein Amt niederlegte, als er seine Kräfte der doppelten Last nicht mehr gewachsen fühlte.

Seit 1821 nämlich, seit dem Tode des Vaters, bekleidete er auch die Stellung eines Präsidenten des protestantischen Directoriums, die wahrlich keine Sinecure war. Wenngleich damit auf hoher Warte, gewissermaßen an der Spitze von 500 000 Seelen, verfügte er doch über geringe Machtmittel, überall beschränkt durch den Einspruch der Regierung oder der Consistorien der Kirche. In seinem Bestreben, die Amtsgeschäfte zu centralisiren, stieß er auf vielfache Hindernisse. Er verschloß sich so wenig wie Andre der Einsicht, daß die Fassung

der sogenannten Organischen Artikel der Protestanten vom 18. Germinal X nicht mehr zeitgemäß, daß die Forderung nach einer freieren Organisation der Kirche berechtigt, und daß eine Reform nothwendig sei, aber seiner ganzen Natur gemäß wollte er auch hier nichts überstürzen, sondern jede Aenderung sich organisch entwickeln lassen. Damit befriedigte er indeß die vorwärtsstrebenden Tendenzen nicht, die sich bald gegen ihn und das Directorium kehrten und sie journalistisch befehdeten. Dazu kam der schwere Kampf, den er 1842—1843 gegen die Katholiken in der Frage des Simultaneums, der gemeinsamen Benutzung des Kirchenchors zu führen hatte, und schließlich traf ihn persönlich ein schweres Mißgeschick. Sein Bankhaus, dessen Leitung er nicht mehr die nothwendige Aufsicht hatte widmen können, brach zusammen, sein Vermögen ging verloren. Dazu traf ihn noch der Tod einer geliebten Tochter. Unter diesen Kämpfen und Schlägen begann seine Gesundheit ernstlich zu wanken, zweimal suchte er im südlichen Frankreich Erholung. Während er in Cannes weilte, brach die Februarrevolution in Paris aus und fand ihren Widerhall auch in Straßburg. Eine provisorische zehnköpfige Directorialcommission setzte sich im März 1848 eigenmächtig an die verwaiste Stelle und wußte sich im Lande bei den Consistorien wie bei der Regierung Anerkennung zu verschaffen. T. mußte von der Ferne aus mit ansehen, wie diese Commission nun die Reformen in Angriff nahm, die er selbst als nothwendig erkannt hatte: die Errichtung des Kirchenrathes, die Wahl der Pfarrer, die Wiederaufrichtung des Generalconsistoriums. Obschon man seiner Amtsführung und der Ordnung der Geschäfte volle Anerkennung zollte, empfand er doch bitter die durch die politischen Ereignisse herbeigeführte persönliche Zurücksetzung. Im Frühjahr 1850 trieb ihn die Sehnsucht, wenigstens auf dem heimathlichen Boden zu sterben, zurück. Er nahm noch an den Verhandlungen Theil, die ein neues Directorium einsetzten und ihm die Würde eines Ehrenpräsidenten übertrugen. In demselben Augenblicke, als sein Nachfolger sein Amt antrat, am 10. December 1850, hauchte er seine schwergeprüfte Seele aus. Mit Recht durfte er seine autobiographische Aufzeichnung mit den Worten schließen: „Je recueille les seuls débris qui soient à sauver du naufrage, les souvenirs d'une vie pure, utile, dévouée au bien-être de mes compatriotes. Je les recueille comme le patrimoine acquis à mes enfants, le seul que je puisse leur léguer encore. — Après ma mort on me rendra justice“.

L. Spach, Oeuvres choisies tom. II, 1866 und Moderne Culturzustände im Elsaß 1—3, 1873 u. 1874. — Graf Eckbrecht v. Dürckheim, Lilli's Bild, 1879.

W. Wiegand.

Türckheim: Ludwig Freiherr v. T. (Türkheim) stammte aus einer altadeligen Familie und ist zu Wien 1777 geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt Jurisprudenz und Medicin, wurde Dr. med. 1800, war längere Zeit als praktischer Arzt thätig, trat aber später in den Staatsdienst über und wirkte mit dem Titel eines Hofraths als Sanitätsreferent bei der k. k. vereinigten Hofkanzlei, sowie als Beisitzer der k. k. Studienhofcommission und Vicedirector des med.-chirurgischen Studiums. In diesen Stellungen hat er sich außerordentliche Verdienste erworben und zum Glanze der Wiener Universität insofern erheblich beigetragen, als seinem Einfluß speciell die Gewinnung so ausgezeichneter Lehrkräfte, wie beispielsweise die von Skoda und Tuerck zu verdanken ist. Zweimal (1817 und 1829) bekleidete er die Rectorswürde der Universität. Zuletzt wurde er Leibarzt in der Familie des Erzherzogs Franz Karl. T. starb am 14. April 1846. Die med. Facultät legte für den Verstorbenen in corpore Trauer an — ein Beweis, welcher Anerkennung sich Türckheim's Verdienste zu erfreuen hatten. Schriftstellerisch ist er nie hervorgetreten.

Biogr. Lex. VI, 24. — Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre (an verschiedenen Stellen). Pagel.

Türckis: Damian T. (Türckiß), ein bisher unbeachtet gebliebener sächsischer Dichter aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. Er war in Torgau ansässig und hatte ums Jahr 1610 das Unglück zu erblinden; seitdem bezeichnete er sich als „seins Gesichts beraubter Teutscher Poet vnd Bürger zu Torgaw“. Seine in der Zeit von 1607—1634 für den sächsischen Hof verfaßten Gelegenheitsdichtungen, Klagegesänge und Gebete sind mit einer Ausnahme ungedruckt geblieben. Am meisten interessieren uns darunter zwei gereimte Tragödien, die er dem Kurprinzen Johann Georg, vielleicht 1607 zu seiner Vermählung, widmete: 1) „Von Aenea vnnd von der Koenigin Dido; aus dem 1. vnnd 4. Buch Virgilij, zue agieren miett 47 Personen. Hat 5 Actus“; 2) „Von der Hertzslichen vnnd Schmertzslichen Liebe Pyramo vnd Thisbe; aus dem Ouidio, zu agiren mit 27 Persohnen. Hat 5 Actus“. Trotz aller störenden Breite und Lehrhaftigkeit vermag T. hier volksthümlich-anschaulich darzustellen. Thisbe ist eine Königstochter, Pyramus ein junger Graf, der Abends vor ihrem Fenster die Laute schlägt. Hoffestlichkeiten, Turniere, welsche Tänze werden eingelegt. Vor ihrem freiwilligen Ende gesegnen die Liebenden mit der alten Volksliedformel Sonne und Mond, Laub und Gras „vnnd alles, was je erschaffen waß“, ebenso auch die von ihrem Geliebten verlassene Königin Dido. In dem ersten Stücke erscheint der Narr Gangeckel als Diener des Aeneas; im Zwischenspiele verkauft der habgierige Bauer Trullus seine schwangre Frau wie im Volksliede (Böckel, Volkslieder aus Oberhessen S. XXVI, Erk-Böhme, Liederhort Nr. 58) für 300 Gulden an den aus dem Faustbuche bekannten Geist Mephostophilus und muß später diesem selbst zur Hölle folgen. — Ferner schrieb T.: 3) „Klaglied über den Tod Christian's II.“ (1611) im Thon: Kompt her zu mir, spricht Gottes son; 4) „Gebet für Johann Georg I.“ (1617); 5) Beschreibung der großen Dürte, Jammer vnd Elends“ (1617?); 6) Kurtze vnd eygentliche Beschreibung Der sehr gefehrlichen, Hertzbetrübten trawrigen Zeit, darinnen wir jetzo am Ende dieser Welt leben“. Wittenberg, Gedruckt Bey Johan Mattheo, Im Jahr MDC. XXI. 11 Bl. 4°. Gereimt. Darin eine Auslegung von Nebucadnezar's Traum; 7) „Das güldene Fliß“ (1623). Ein gereimtes Gebetbuch in fünf Theilen: Hauß-, Kirchen-, Fest-, Trostgebete, Sterbekunst; 8) Glückwunsch zur Hochzeit der Prinzessin Magdalena Sibylla mit Prinz Christian von Dänemark. (1634). Benutzt Vergil's Schilderung von Lavinia und ihren Freiern Turnus und Aeneas.

Wolfenbütteler Mscr. Nova 992, 4°. — Dresdener Mscr. J. 337. 338. K. 376. M. 221. 223. J. Bolte.

Türheim: Ulrich v. T., epischer Dichter des 13. Jahrhunderts, Sproße eines alten schwäbischen Adelsgeschlechtes, das im 17. Jahrhundert nach Oesterreich auswanderte und da in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. T., in Augsburger Urkunden 1236, 1244 und 1246 erscheinend und in den litterarischen Stellen in Rudolf's von Ems Wilhelm und Alexander erwähnt und gepriesen, im übrigen historisch unbekannt, ist vornehmlich als der erste Fortsetzer des von Gottfried v. Straßburg unvollendet zurückgelassenen „Tristan“ bemerkenswerth (s. A. D. B. XXXVI, 503, 505). Diesen „Tristan“ dichtete T. um 1240 auf Wunsch Konrad's des Schenken von Winterstetten, des bekannten Dichterfreundes, der auch Rudolf v. Ems zu seinem Wilhelm veranlaßte (s. A. D. B. VI, 95). T. bediente sich für seine Forschung nicht der von Meister Gottfried gewählten Version und Fassung, sondern der andern Sagentradition, der populäreren, der einst Eilhart v. Oberge gefolgt war, dessen Dichtwerk T. auch gekannt und stellenweise benutzt haben wird. Türheim's Darstellung ist einfach und schlicht, selbst

trocken im Vergleich zu des Vorgängers blühender und glänzender Sprache; doch bemüht er sich offenbar, hie und da durch Nachahmung des spielenden Stils Gottfried's seine Rede aufzuputzen. Vier Handschriften von Türheim's „Tristan“ sind auf uns gekommen. Hieraus darf geschlossen werden, daß dieser Versuch einer abschließenden Ergänzung zwar nicht unbeachtet geblieben ist, sich aber doch keines allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte. Bei weitem mehr Anklang fand eine andere Fortsetzung Türheim's zu einem unvollendeten Gedichte eines großen Meisters: zu Wolfram's v. Eschenbach „Willehalm“, die nach dem Hauptthelden der Erzählung gemeinhin „der starke Rennewart“ genannt wird. Türheim's Quelle ist ein welsches Buch, das ihm ein anderer Gönner, Otto der Bozener zu Augsburg mitgebracht hatte. Die Abfassungszeit wird um das Jahr 1250 zu setzen sein. Wer der König Heinrich ist, dessen Tod T. in seinem „Willehalm“ beklagt, läßt sich nicht bestimmt sagen. Wahrscheinlich ist darunter der zum deutschen Könige gewählte und 1247 gestorbene Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen verstanden. Im Einklange mit der überaus reichen handschriftlichen Ueberlieferung von Wolfram's Werken steht auch die ungemein hohe Zahl von Handschriften des „Willehalm“ Türheim's, die sich mit Einrechnung mehrerer für sich bestehender Bruchstücke über 30 beläuft. Ueber den Werth des sehr umfangreichen Gedichtes wird erst dann ein bestimmtes Urtheil möglich sein, wenn es vollständig oder wenigstens in größeren Abschnitten und kritisch herausgegeben ist. — Nach dem Zeugnisse Rudolf's von Ems im „Wilhelm“ muß T. auch eine Erzählung von „Clies“ gedichtet haben, die aber nicht erhalten ist. Die frühere Annahme, dieser „Clies“ Türheim's sei auch eine Fortsetzung und zwar zu dem ebenfalls verlorenen „Clies“ Konrad Fleck's (s. A. D. B. VII, 111), hat Goedeke einer Andeutung Franz Pfeiffer's folgend, in Zweifel gezogen, weil sie auf einer fehlerhaften und deshalb falsch gedeuteten Stelle in Rudolf's von Ems „Alexander“ beruhe. Rudolf scheine hier nicht Konrad Fleck, sondern U. v. T. im Sinne zu haben. Ist jenes Bedenken und diese neue Annahme gesichert, dann würde ein „Clies“ Türheim's doppelt bezeugt sein.

W. Wackernagel's Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl. von Ernst Martin, 1. Bd. (1879), 227 f., 238, 247, 249. — Koberstein's Geschichte d. d. Nationallitteratur, 6. Aufl. von Karl Bartsch, 1. Bd. (1884), 177, 182, 189; — Goedeke's Grundriß I. Bd.² (1884), 115—118. — Türheim's Tristan mit Gotfried's von Straßburg Tristan in den Ausgaben von E. v. Groote. Berlin 1821 und H. F. Maßmann. Leipzig 1843. S. ferner A. D. B. XXXVI, 506. — Zur ästhetischen Würdigung des Tristangedichtes von Türheim vgl. Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit von Reinhold Bechstein. Leipzig 1875, S. 82—85. — Ueber Türheim's Verhältniß zu Eilhart s. Eilhart v. Oberge, herausgegeben von Franz Lichtenstein. Straßburg 1877, Einl. S. CXCIX fg. — Proben aus dem noch unveröffentlichten Willehalm (Rennewart) in Eduard Lohmeyer's Schrift: die Handschriften des Willehalm Ulrich v. Türheim. Halle 1882, S. 24—58.

R. Bechstein.

Turin: Ernst Xaver T., geboren am 21. Jan. 1738 zu Erfurt, studirte in Mainz Theologie, wurde dann Hofmeister bei einem Herrn v. Greifenklau und im J. 1772 Pfarrer an der St. Ignazkirche in Mainz. Im J. 1774 wurde er zum geistlichen Rath und Schulinspector und 1778 zum Fiscal ernannt. Nach Reorganisation des Bisthums (1802) erwählte ihn der Bischof Colmar zu seinem Generalvicar. Dieses Amt legte T. 1806 nieder, um wieder seine frühere Pfarrstelle zu übernehmen. Im J. 1775 machte er eine Reise nach Paris und 1791 eine solche nach Rom. Er starb am 2. August 1810 in Mainz. T. gehört wie Denis und Riedel zu den besseren Kirchenliederdichtern seiner Zeit. Seine

Dichtungen sind enthalten in dem Buche: „Sammlung geistlicher Lieder.“ Von Ernst Xaver T., Erzbischöflich-mainzischen geistlichen Rath und Pfarrer zu St. Ignaz in Mainz. Mit Erlaubniß des hohen erzbischöflichen Vicariats. Mainz, gedruckt in der kurfürstlich privileg. St. Rochus Hospitals-Buchdruckerey 1778. Die meisten Lieder dieser Sammlung sind von T. gedichtet (W. Bäumker, Das kath. deutsche Kirchenlied III, 94). Im J. 1787 gab T. ein rationalistisch gefärbtes Gesangbuch heraus: „Neues christkatholisches Gesang- und Gebetbuch für die Mainzer Erzdiözes. Mit kurf. gnädigstem Privilegium und Erlaubniß der Obern“. Mainz, gedruckt im Verlage der St. Rochus Hospitals-Buchdruckerey durch Franz Wendelin Cordon. Dieses Gesangbuch wurde durch ein Rescript des Erzbischofes Karl Joseph vom J. 1788 allen Pfarrern zur Einführung vorgeschrieben. Volk und Clerus opponirten, an vielen Stellen kam es zu unliebsamen Auftritten in der Kirche, so daß schließlich die bewaffnete Macht aufgeboten werden mußte, um dem erzbischöflichen Befehl Geltung zu verschaffen. (W. Bäumker a. a. O. S. 15, 107, 150 ff.) Wilh. Bäumker.

Turini: Gregorio T., ein Musiker aus Brescia in Italien gebürtig, der sich als Sänger und Instrumentist, wie als Componist auszeichnete. Er war in der Mitte des 16. Jahrhunderts geboren, erhielt seine Erziehung in Italien, diente an mehreren italienischen Höfen als Musiker und trat dann in den Dienst des Kaisers Rudolf II., wo er in den Listen der Hofkapelle vom 1. September 1582 bis 1584 unter den Instrumentisten mit monatlich 15 fl. Gehalt, nebst Naturalienlieferung und einem Kleide verzeichnet ist, doch muß er noch länger in obigem Dienste gestanden haben, da er 1597 noch eine Sammlung Canzonetten in Nürnberg herausgab, deren Dedication er selbst abfaßte und auf dem Titel sich noch in obiger Stellung bezeichnet. Fétis setzt seinen Tod um 1600 an, doch fehlen bisher die Beweise, nur der eine spräche dafür, daß nach 1597 kein Werk mehr von ihm bekannt ist. Als Instrumentist blies er nach Fétis das Cornet, doch fehlen auch dazu die Beweise. Daß er in Deutschland festen Fuß gefaßt hatte und auch der deutschen Sprache mächtig war, beweisen seine deutschen Lieder und ebenso daß er mehrfach einen deutschen Verleger fand, der seine Werke herausgab. Proske schätzte ihn ganz besonders als Componist und nahm in seine Musica divina Bd. 2, 3 und 4 vierzehn vierstimmige geistliche Gesänge mit lateinischem Texte auf, von denen dann Joh. Zahn zwei Gesänge für Männerchor mit deutschem Texte versehen in seine Sammlung Kirchengesänge (Nürnberg bei Raw) aufnahm. (Näheres in meinem Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke.) Von T. sind drei Druckwerke bekannt, die er selbst herausgab: 1) „Cantiones admodum devotae, cum aliquot Psalmis . . . ad 4 aequales voces“. Venetia 1589, Angelo Gardano. 4 Stb. mit 27 Motetten und Psalmen, im Besitze der Bibliotheken zu Liegnitz, Grimma, Berlin und Regensburg in der bischöfl. Proske’schen Bibl. 2) „Neue liebliche teutsche Lieder mit 4 Stimmen nach Art der welschen Villanellen“. Nürnberg 1590, Kathar. Gerlachin. In Göttingen incomplet, ebenso in Berlin, da der Bassus in beiden Bibliotheken fehlt. 3) „Il primo libro de Canzonette a 4 voci“. Noribergae 1597, Paulus Kaufmann. 4 Stb. mit 20 Gesängen, im Besitze der Bibl. zu Berlin, Liegnitz, Darmstadt und Grimma, in letzteren beiden nur einzelne Stb. — Die im Proske befindlichen geistlichen vierstimmigen Gesänge sind dem Drucke von 1589 entnommen und durchweg für gleiche Stimmen geschrieben, d. h. drei Knaben- und eine Tenorstimme, oder vier Männerstimmen. Sie tragen alle einen falsobordonartigen Charakter: der Text wird fast durchweg von allen Stimmen zugleich ausgesprochen und die Metrik desselben bildet zugleich den Rhythmus. Nur hin und wieder wird der accordliche Zusammenklang durch eine Durchgangsnote oder eine Schlußcadenz unterbrochen. Die Gesänge rufen einen ungemein feierlichen

Eindruck hervor, denn Grundaccord schließt sich an Grundaccord, wie z. B. Gd. Fd. Cd. Dm. Edur, als Dominante. T. scheint sich die Vorschriften des Tridentiner Concils ganz besonders zu Herzen genommen zu haben. (Valentini in seinen Musicisti bresciani 1894 gibt nicht mehr Biographisches als Fétis und die Werke citirt er auch nur nach ihm.) Rob. Eitner.

Türk: Daniel Gottlob T., ein Componist und Theoretiker, geboren am 10. August 1756 zu Claußnitz bei Chemnitz und † am 26. August 1813 zu Halle a./S. Er besuchte die Kreuzschule in Dresden und wurde Schüler des Homilius. Hier lernte er Violine, Clavier, Orgel und fast alle Blasinstrumente spielen. 1772 bezog er die Leipziger Universität und wurde zugleich Schüler Hiller's, der ihn auch als Violinisten zu seinen Concerten heranzog. 1776 erhielt er in Halle das Cantorat, verbunden mit der Lehrerstelle am lutherischen Gymnasium, 1779 wurde er Universitäts-Musikdirector und 1787 Organist an der Liebfrauenkirche; die Cantor- und Lehrerstelle gab er nun auf. Hier wirkte er bis an sein Lebensende und trotz der Bescheidenheit der Verhältnisse, fühlte er sich glücklich und zufrieden und suchte in der Arbeit, in seiner Kunst die Befriedigung. Das Verzeichniß seiner Werke, sowohl theoretischen Inhalts, als Lehrbücher (Schulen) und Compositionen ist ganz bedeutend und unsere großen Bibliotheken sind reichlich damit versorgt. Gerber im neuen Lexikon widmet seinem Wirken sehr warme Worte und fügt dem bei, daß man doch so einem Manne auch ein auskömmliches Gehalt geben müßte. Doch die Mahnung war in den Wind gesprochen. Ich führe seine Werke nur summarisch an: Ein Oratorium, eine Cantate, mehrere Liederhefte, zahlreiche Sonaten für Clavier, im leichteren und schwereren Stile, 4händige Clavierstücke, kleinere Clavierstücke, eine Clavierschule in mehreren Ausgaben, eine Anweisung zum Generalbaßspielen in 5 Auflagen, eine Anleitung zur Temperaturberechnung, eine Anleitung zur Disposition der Orgelstimmen, von den wichtigsten Pflichten eines Organisten, ein Choralbuch und ein Beitrag zur Verbesserung der musikalischen Liturgie. Die Zeitgenossen schätzten seine Lehrbücher sehr, wovon schon die mehrfachen Auflagen Zeugniß ablegen, während seine Compositionen, die mehr den berechnenden Theoretiker als den phantasiereichen Künstler erkennen lassen, sehr bald in das Reich der Vergessenheit wanderten.

Forkel, Almanach für 1782, S. 82 und kritische Bibliothek II, 301. — Allgem. Leipz. Musikztg., Nekrolog 15, 600, Biographie 16, 609, 697 nebst Verz. seiner Werke. — Gerber, altes und neues Lexikon.

Rob. Eitner.

Türk: Johann Baptist T., Obercommandant des kärntischen Landsturmes im J. 1809, wurde am 17. August 1775 in Innsbruck geboren, wo sein Vater Franz Xaver T. Universitätsbuchbinder war. Weil der begabte Knabe schon in der Volksschule viel Freude am Lernen zeigte, sollte er sich den Studien widmen; allein wiederholte Unglücksfälle, die dem Vater den größten Theil seines Vermögens raubten, zwangen ihn bald, den Sohn aus dem Gymnasium zu nehmen und ihn zu seinem Gehülfen auszubilden. So verflossen dem jungen T. mehrere Jahre stiller häuslicher Wirksamkeit. Als aber durch Bonaparte's Siege auf italienischem Boden im J. 1796 die benachbarten österreichischen Provinzen bedroht wurden und die Stände Tirols deshalb die Organisirung von Scharfschützen und Milizen beschlossen, da war T. einer der ersten, welche voll Begeisterung zu den Waffen griffen. In eine Scharfschützencompagnie eingetheilt, kämpfte er in dem glänzenden Gefechte bei Spinges (nächst Franzensfeste) mit, das der Tiroler Landsturm am 2. April 1797 dem Feinde lieferte, und that sich durch Muth und Entschlossenheit hervor, so daß ihm nach dem Friedensschlusse nicht nur die von den Ständen Tirols zur Belohnung ausgezeichneter

Verdienste gestiftete Medaille, sondern auch vom Hofkriegsrathe die goldene militärische Tapferkeitsmedaille zuerkannt wurde.

Beim Ausbruche des zweiten Coalitionskrieges rückte T. wieder ins Feld und gab als Oberjäger bei der Erstürmung der französischen Verschanzungen zu Remüs im Engadin (30. April 1799) sowie bei der Eroberung des Luciensteigs im Rheinthale (14. Mai) neue Beweise seiner Tapferkeit. Nach dem Frieden von Luneville (9. Februar 1801) übersiedelte T. nach Klagenfurt, wo er die Buchhaltersstelle in der Eisenhandlung des Fürstbischofs von Gurk Franz Altgrafen von Salm-Reifferscheidt erhielt. Als sich Oesterreich im J. 1808 zu einem neuen Waffengange gegen Napoleon zu rüsten begann, empfing T. den Auftrag, das damals unter bairischer Herrschaft stehende Tirol zu bereisen, die Stellung der Truppen auszukundschaften, die Stimmung des Volkes zu erforschen und in demselben die Hoffnung auf baldige Wiedervereinigung mit Oesterreich zu nähren. Glücklich kehrte er von seiner gefahrvollen Sendung nach Kärnten zurück. Als hier im Frühjahre 1809 die Landwehr aufgestellt wurde, verpflichtete sich T., zwei Mann zu montiren, zu armiren und während der Dauer des Krieges zu verpflegen, und erlegte zu diesem Zwecke sogleich 500 fl. Auch die Schilderhebung der Tiroler förderte er nach Kräften. Er selbst griff wieder zu den Waffen, und viele Gesinnungsgenossen stellten sich unter seine Führung. An der Spitze von bewaffneten Bergknappen und Hammerleuten des Lungaues bezog er feste Stellungen am Tauern und im Ennsthale und rückte sodann nach Murau vor, von wo er bis Judenburg streifte. Bald darauf forderte das österreichische Generalcommando in Lienz den durch seine Kühnheit und Opferwilligkeit schon weithin bekannten Mann auf, den Landsturm in Kärnten zu organisiren. Mit einem wahren Feuereifer unterzog er sich dieser Aufgabe. In Greifenburg rüstete er binnen drei Tagen 280 Mann aus und sandte diese nach Sachsenburg, wohin er schon früher, unbemerkt von dem Feinde, große Mengen Pulvers aus dem Harbacher Thurme bei Klagenfurt hatte bringen lassen. Er selbst setzte sich mit den österreichischen Truppenabtheilungen, die in Obersteiermark und an der italienischen Grenze streiften, in Verbindung und rückte mit dem Aufgebote bis in die Nähe von Villach vor. Der Znaimer Waffenstillstand hemmte Türk's weitere Thätigkeit. Er lehnte die Aufforderung Hormayr's, Sachsenburg in dem Augenblicke wegzunehmen, da das Fort den Bestimmungen jenes Vertrages gemäß an den französischen General Rusca übergeben werden sollte, mit Rücksicht auf seine ungenügenden Mittel und den von seinem Monarchen sanctionirten Vertrag ab und zog sich, weil die Franzosen nach ihm fahndeten, auf das nahe bei Klagenfurt verborgen gelegene Schlößchen Falkenberg zurück.

Von hier wurde er am 17. August 1809 zu dem k. k. Appellationspräsidenten Grafen Franz v. Enzenberg und dem k. k. Landrechtspräsidenten Baron Ferdinand v. Ulm nach Klagenfurt entboten. Verkleidet begab sich T. in die von den Franzosen besetzte Stadt und erhielt die Weisung, sich unverzüglich in das Hauptquartier des Kaisers Franz (s. A. D. B. VII, 285) nach Totis in Ungarn zu begeben. Ausgestattet mit einem auf den Namen Joh. Müller lautenden Reisepasse und mit einem Reisevorschusse von 500 fl. Bancozettel fuhr T. in einem Postwagen und in Begleitung eines Mehlhändlers, angeblich um Getreide einzukaufen, nach Marburg an der Drau; einen Brief des Grafen Enzenberg an den Kaiser hatte man ihm in seinen Rock eingenäht. In Marburg verschaffte sich T. einen Führer, und dieser brachte ihn über Großsonntag außer der französischen Vorpostenkette nach Warasdin, wo er Vorspann und die Marschroute nach Totis erhielt. Am 20. Morgens hatte T. Audienz bei dem Kaiser und schilderte ihm die traurige Lage Kärntens. Der Monarch sprach sich

über Türk's bisherige Leistungen sehr anerkennend aus und nahm seine Dienste für den Fall des Wiederausbruches der Feindseligkeiten in Anspruch; im übrigen wies er ihn an den in Keszthely weilenden Erzherzog Johann (s. A. D. B. XIV, 281). Dieser empfing T. auch huldvoll und beauftragte ihn, sich mit dem Generaladjutanten Baron Fedigroni ins Einvernehmen zu setzen. Nun erfuhr T., daß man für den Kriegsfall anstrebe, den Landsturm im Rücken des Feindes und zwar in Krain, Steiermark und Kärnten zu organisiren und ihn mit Tirol in Verbindung zu setzen. Daß hiezu schon Einleitungen getroffen worden waren, bewiesen T. die auf Zettelchen verzeichneten Namen von Vertrauenspersonen aus Krain und Steiermark, welche man ihm einhändigte. Weitere Auskünfte sollte T. von Baron Ulm einholen, unter dessen Oberleitung er mit dem Obercommando des Kärntner Landsturmes betraut werden würde. Nachdem T. noch mit dem Oberstlieutenant Grafen Leiningen einen Plan, wie Klagenfurt durch Ueberrumpelung genommen werden könnte, festgestellt hatte, trat er mit einem Passe auf den Namen Joh. B. Seybold auf gleichem Wege die Heimreise an. In Marburg erzählte ihm die Wirthin „zum Lamm“, daß ihm die Franzosen schon auflauerten, und nur dem Umstande, daß die feindlichen Officiere sich bei seiner Ankunft gerade auf einem Balle vergnügten, mochte er es zu verdanken haben, daß er nicht entdeckt und festgenommen wurde. Rasch verkleidete er sich nun als Bauerknecht und führte so einen Wagen, in dem der Sohn der Wirthin saß, nach Völkermarkt. Von da nahm er den Weg über Sillebrücken a. d. Gurk nach Maria Saal, wo er bei seinem Freunde, dem Gastwirthe Johann Herndl, Zuflucht fand. Baron Ulm, von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, beschied ihn nach dem nahen Schlosse St. Georgen am Sandhof und theilte ihm mit, daß bereits viele Bewohner Kärntens ins Einverständniß gezogen und Waffen sowie Munition gesammelt worden seien.

Der rastlose Mann gönnte sich aber nur wenig Ruhe; bald trieb ihn sein Eifer in neue Gefahren. Da Fürstbischof Salm eben größerer Geldsummen bedurfte, sollten in Triest lagernde Vorräthe von Eisen aus den bischöflichen Werken sobald als möglich veräußert werden. T. übernahm diese Aufgabe um so lieber, als er bei dieser Gelegenheit einige Briefe, die er in Keszthely zur Beförderung übernommen, so namentlich an Baron Rossetti, den Gouverneur von Triest, zu bestellen gedachte. In Begleitung des fürstbischöflichen Beamten Dresdner, als dessen Diener T. in dem Reisepasse verzeichnet war, gelangte er unangefochten nach Triest, lieferte dort die Briefe ab und besuchte mehrere ihm als Patrioten bekannte Herren, darunter den Polizeidirector Baron Longo. Auch den Verkauf des Eisens ließ er sich angelegen sein, vermochte jedoch dieses Geschäft nicht mit Ablauf des dritten Tages zum Abschluß zu bringen und war nun gezwungen, sich, wie es Vorschrift war, einen Aufenthaltsschein zu lösen. Während der Ausfertigung desselben fragte ihn plötzlich ein Beamter um die Person des Joh. Türk und ließ ihn in seinem Mißtrauen sofort auf die Polizeiwachstube abführen. Von dort brachte man ihn nach einigen Stunden in die Stadtintendantur-Kanzlei. Inzwischen war es T. gelungen, die mitgeführten compromittirenden Papiere zu vernichten, und bei dem weiteren Verhöre beharrte er darauf, ein Tischlerssohn aus Straßburg in Kärnten zu sein. Ein Zufall sollte ihn aus der Bedrängniß retten. Einer der Beamten äußerte sich dem vorsitzenden französischen Obersten gegenüber, der Verhaftete könne nicht der gesuchte T. sein; dessen Gestalt und Gesichtszüge seien ganz anders, denn er kenne den Mann genau. Nach kurzer Berathung wurde T. entlassen. Als er auf die Straße trat, wartete schon Baron Longo auf ihn und gab ihm durch Winke zu verstehen, er möge ihm vorsichtig in seine Wohnung folgen. Dort traf er auch andere Patrioten, von denen er erfuhr, daß man ihn, falls er zum Tode ver-

urtheilt worden wäre, noch während der Nacht durch unterschobene Befehle in Freiheit zu setzen geplant habe. Noch an demselben Abend trat T. mit Dresdner, der inzwischen 72,000 fl. B. Z. für das verkaufte Eisen eincassirt hatte, die Heimreise an. Eine neue Gefahr bedrohte ihn auf derselben. Der Commandant der französischen Besatzung von Klagenfurt, General Rusca, hatte von Türk's Fahrt nach Triest Meldung bekommen und einen Courier mit dem Befehle, ihn zu verhaften, dahin entsendet. Mit diesem kreuzte sich T. gegen zwei Uhr Nachts bei Adelsberg. Er wurde jedoch von einem Commis der fürstbischöflichen Eisenhandlung gewarnt, und dieser überbrachte ihm zugleich den Auftrag seines Herrn, vorerst nicht nach Klagenfurt zurückzukehren. Er eilte nun nach Präwald, wo der Postmeister, nachdem er den Paß des Reisenden aufmerksam gelesen, ihm heimlich die Mittheilung machte, daß er von dem Gouverneur Rossetti den Befehl erhalten habe, ihn unverweilt nach Fiume zu befördern. Während Dresdner mit dem Gelde nach Klagenfurt weiterreiste, fuhr T., als Postillon verkleidet, nach Fiume.

Nach einigen Tagen der Ruhe im Hause Rossetti's versuchte er es, wieder nach Kärnten zu kommen. Unbehelligt durchwanderte er Krain auf Seitenwegen und gelangte am 22. September Morgens in das Weichbild von Klagenfurt. Sein Plan war, in dem in der Völkermarkter-Vorstadt gelegenen Elisabethinerinnenkloster, wo seine beiden Schwestern als Conventualinnen lebten, Zuflucht zu suchen. Da stieß er nahe bei dem Wirthschaftshof Lindenheim auf Arbeiter, die unter der Leitung eines ihm wohlbekannten Maurermeisters und unter dem Befehle zweier französischer Officiere bei einer Schleuse des Stadtgrabens beschäftigt waren. Ueberrascht von dem Erscheinen Türk's rief ihn der Meister mit dem wahren Namen an und erregte durch diese Unvorsichtigkeit die Aufmerksamkeit der Officiere, die ihn sofort über den Vorübergehenden befragten, nun aber, da sich der Mann wieder gefaßt hatte, nur ausweichende Antworten erhielten. Inzwischen war T. in dem Kloster angelangt; seine Ankunft wurde dem Fürstbischof, dessen Palais unmittelbar an das Kloster stieß, sogleich gemeldet. Dieser empfing T. freudigst und händigte ihm einen Haselnußstock ein, den ihm ein Bauer für T. übergeben habe. Dieser verstand das Zeichen, brach den Stab entzwei und zog aus der Höhlung eine Hofdepesche, welche er den erstaunten Kirchenfürsten dem Baron Ulm zu überreichen bat. Indessen ließen die französischen Officiere, deren Verdacht doch geweckt worden war, in den Häusern der Vorstadt nach T. suchen; ein Gastwirth aber, der dessen Versteck im Kloster ahnte, brachte dahin die Nachricht von der Gefahr, in welcher der Flüchtige schwebte, weshalb die Nonnen ihm die Weisung zukommen ließen, nicht mehr ins Kloster zurückzukehren. Während nun die höheren französischen Officiere im bischöflichen Speisesaal tafelten, ging T. auf einer Nebenstiege in den Park hinab, brach ein Staket aus dem Zaune und gelangte so auf die Wiese. In einem Buche lesend schritt er langsam weiter, dem nächsten Berge zu und durch den Wald nach Maria Saal in das Haus seines Freundes Herndl. Nachdem er sich hier eine nur zweitägige Rast gegönnt, gelang es ihm, 100 Centner Pulver und 40 Centner Blei, welche indeß von Patrioten geliefert und heimlich verwahrt worden waren, in Getreidesäcken verborgen auf Seitenstraßen über Feldkirchen und Millstatt an den Klausenkofel im Möllthale zu bringen, wo die willkommene Munition von den Tirolern in Empfang genommen wurde. Auch von dem in Bleiberg befindlichen ärarischen Blei wurden 200 Platten (zu 2—3 Ctr.) nach Lienz spedirt. Dann traf T. die nothwendigen Vereinbarungen mit den Pusterthalern und übernahm in Lienz Andreas Hofer's Aufruf an die Kärntner, um ihn im Lande verbreiten zu lassen.

An den Streifzügen, welche der Landsturm im Verein mit Tiroler Schützen

gegen die in Oberkärnten stehenden französischen Truppenabtheilungen unternahm, betheiligte sich im October 1809 auch T. und rückte endlich mit seinen Leuten zu dem Aufgebote, das sich bei Sachsenburg in beträchtlicher Stärke gesammelt und mit dem Feinde fast täglich Gefechte zu bestehen hatte. Türk's Kühnheit sowie die Besorgniß, daß durch dessen unermüdliche Thätigkeit das ganze Land in Aufruhr gesetzt werden könnte, bestimmten den General Rusca zu den strengsten Maßregeln. Er drohte, falls T. seine Feindseligkeiten gegen die französische Armee nicht einstellen sollte, dessen alte in Klagenfurt lebende Mutter sowie dessen Geschwister als Geiseln gefangen nehmen und sein Haus in Klagenfurt von Grund aus zerstören zu lassen. Türk's Angehörige aber entzogen sich der Gefahr durch die Flucht, und den Anschlag auf des Verfehmten Haus suchte der Klagenfurter Magistrat dadurch zu vereiteln, daß er auf demselben zwei Schuldposten mit 20,000 fl. B. Z. intabuliren ließ. Unerschrocken hielt T. bei den Kämpfenden aus und betheiligte sich auch noch an dem blutigen Gefechte, das sich am 26. October bei Lieserhofen entspann und den Franzosen erhebliche Verluste eintrug. Schon traf man wieder Anstalten zu einem neuen Angriffe des verhaßten Feindes, als die Nachricht von dem in Wien abgeschlossenen Frieden eintraf. T. begab sich jetzt in das Hauptquartier Andreas Hofer's nach Matrei und erbot sich, da jeder Versuch eines weiteren Widerstandes ein eitles Wagniß schien, Hofer aber jeden Gedanken an Unterwerfung zurückwies, ihn auf wenig bekannten Wegen nach Kärnten in Sicherheit zu bringen. Er ging auf diesen Antrag nicht ein, und so trat T. die Reise allein an. Unter fortwährenden Gefahren — denn alle wichtigeren Straßen waren vom Feinde besetzt — gelangte er auf verlassenen Gebirgswegen bis Neumarkt in Ober-Steiermark, wo er Gelegenheit hatte, wiederum einen glänzenden Beweis seines so oft bewährten Muthes und seiner kühnen Entschlossenheit zu liefern. Die bereits abziehenden Franzosen forderten nämlich von dem Orte noch eine Contribution, und als sich der österreichische Kreiscommissär dieser Erpressung mit gerechtem Unwillen widersetzte, ließ ihn der französische Commandant verhaften und mit dem Erschießen bedrohen. Als T. dies vernommen, ließ er auf den Höhen, welche die Straße beherrschten, zahlreiche Feuer entzünden, requirirte aus St. Lambrecht einige Werksarbeiter und drang mit diesen beim Morgengrauen gegen einen vor dem Orte lagernden französischen Wachtposten vor. Rasch wurde dieser überwältigt und entwaffnet, und nun sandte T. die Soldaten nach Neumarkt mit dem Auftrage, ihrem Commandanten zu melden, falls der gefangene Kreiscommissär binnen einer Stunde nicht in Freiheit gesetzt sei, werde Neumarkt von allen Seiten gestürmt und der Friedensbruch blutig gerächt werden. Auf die Frage des Wachcommandanten, auf wessen Anordnung er diese Drohung melden solle, antwortete T., das geschehe auf Befehl des Kärtner Obercommandanten T., und wenn er daran zweifle, möge er nur die auf den Bergspitzen lodernden Feuer betrachten, die seine Ankunft verkündeten. Die Energie, welche aus dieser That und aus diesen Worten Türk's sprach, veranlaßte den französischen Befehlshaber, den gefangenen Beamten sofort freizulassen.

Für die vielen Verdienste, die sich T. durch seine Thätigkeit um das Vaterland erworben, für den erhebenden Muth, den er in so zahlreichen, von ihm aber glücklich überstandenen Gefahren bewiesen, erhielt er durch die Huld seines Monarchen außer dem einträglichen Tabakverlage in Klagenfurt die große goldene Civilverdienstmedaille. In seinen späteren Lebensjahren widmete er sich vornehmlich der Landwirthschaft auf seinem Gute Töltschach auf dem classischen Zollfelde Kärntens, wo sich dereinst das keltisch-römische Virunum erhob und noch zahlreiche merkwürdige Ueberreste dessen dereinstiges Dasein bezeugen. Mit Begeisterung gedachte er bis an sein Lebensende des Kampfes, den er und seine

Genossen gegen den französischen Usurpator geführt. Besonders gern sah er junge Soldaten um sich, denen er das Kriegsleben nach seinen eigenen Erfahrungen schilderte und die er mit nützlichen Büchern beschenkte, welche er in seinen Mußestunden selbst gebunden hatte. Allbeliebt starb der gastfreundliche und wohlthätige Mann im Alter von 66 Jahren zu Töltschach am 30. September 1841.

Carinthia (Klagenfurter Zeitschrift), 31. Jahrg. (1841), Nr. 48 und 46. Jahrg. (1856), Nr. 31: Lebensbilder aus der Vergangenheit. — Edm. Aelschker, Geschichte Kärntens. Klagenfurt 1885, S. 1133—1138.

Aelschker.

Turk: Stephan T., geboren zu Münster als Sohn eines Schuhmachers am 1. Mai 1800, † daselbst am 25. October 1855. Nachdem er in der Geburtsstadt die Studien am Gymnasium und an der Akademie zurückgelegt hatte, studirte er die Rechtswissenschaft in Berlin, Göttingen und Bonn, an letzterer Universität von Ostern 1829 bis Herbst 1830, wurde am 28. Juli 1832 in Münster zum Priester geweiht. Derselbe veröffentlichte eine gute „Diss. hist.-canonica de jurisdictionis civilis per medium aevum cum ecclesiastica coniunctae origine et progressu“ (Münst. 1832).

Raßmann, Münst. Schriftst. S. 350. — Bonner Matrikel.

v. Schulte.

Türk: Wilhelm v. T., geboren am 8. Januar 1774 in Meiningen, † am 30. Juli 1846 in Klein-Glienicke bei Potsdam. Sein Vater, ein geborener Kurländer, stand in Sachsen-Meiningenschem Dienst und bekleidete zuletzt die Stelle eines Kammerpräsidenten; die Mutter, eine Freiin v. Bibra aus Irmelshausen in Franken, war eine fromme Frau von gebildetem Geist, eine treffliche Mutter, die jedoch der Knabe leider in seinem sechsten Jahr schon verlor; doch war der Abschied, den sie von ihm nahm, sowie ihre Beisetzung in der Familiengruft in Irmelshausen, welcher er beiwohnte, von unauslöschlichem Eindruck für ihn. Von klein auf kränklich, scrophulös, wiederholt schmerzhaften Operationen ausgesetzt, war er nie aus der Obhut der Mutter und der Kinderstube oder der „Schmerzenskammer“, wie er sie nannte, herausgekommen. Die beschränkten Verhältnisse des Vaters, welcher nun aufs Schloß zog und dort auch beköstigt wurde, verboten die Fortführung des Hausstandes, so daß die Kinder unter Verwandte vertheilt wurden. Wilhelm kam in das Haus seines Onkels, des Oberjägermeisters v. Bibra in Hildburghausen, um dort mit einem gleichalterigen Vetter erzogen zu werden. Elend, mit eiternden Wunden, langte er todkrank dort an. Der Tante, einer geborenen v. Marschall, gelang es bald, ihn durch rationelle Pflege, wenn auch nicht kräftig und gesund, so doch fürs Leben brauchbar zu machen; und bald hing er an seinen vortrefflichen Pflegeeltern wie an seinen eigenen. Er hatte bis dahin nur in der Schule der Freimaurerloge Meiningens buchstabiren gelernt. Unter dem Hauslehrer genoß er nun gründlichen Unterricht in den meisten Fächern, mit Ausnahme des Griechischen und der Mathematik, so daß er 1791, mit 17 Jahren, die Universität Jena beziehen konnte. Trotz der in einfachen Grenzen, aber unbeschränkt geübten Gastfreundschaft im Bibra'schen Hause, war das Leben der Kinder ein ganz zurückgezogenes und strenges gewesen, so daß T. völlig schüchtern und ungelenk ins Leben trat. An dem Tage seiner Confirmation — dieselbe fand in der Kirche über der Familiengruft, in der seine Mutter ruhte, statt — hatte er seinen ersten Spaziergang allein machen dürfen. Auf der Universität fand er einen älteren, sehr verständigen Bruder von sich vor, und diesem, sowie den beiden Brüdern v. Bassewitz und Hardenberg, unter dem Namen Novalis be-

kannt, schloß er sich besonders an. Er studirte Jura, und konnte sich Ostern 1793 bereits in Meiningen zur Prüfung und Anstellung dort melden. Erstere bestand er auch durchaus gut, mußte aber auf die Anstellung verzichten, „weil es sich nicht mit den Gepflogenheiten vertrug, ihn da unterzubringen, wo sein Vater Präsident der Kammer und sein Bruder Mitglied der Regierung sei“. So stand er rathlos, ohne Vermögen, ohne Verbindungen und Aussicht da. Ein Versuch, in preußische Dienste zu kommen, mißlang, so daß er den Entschluß faßte, Kaufmann zu werden. Auf der Universität hatte er sich dem Spiel mit wahrer Leidenschaft hingegeben, das aber statt verhängnißvoll für ihn zu werden, zu seinem Glück umschlug. Während er sich zur Prüfung bei seinem Vater in Meiningen aufhielt und in der Zeit einer Einladung seiner Pflegeeltern nach Hildburghausen folgte, befand sich der Vater der regierenden Herzogin, Prinz Karl von Mecklenburg, dort zum Besuch, welcher gewohnt war, jeden Abend l'hombre zu spielen. Nun war plötzlich der dritte Mann erkrankt und man berief, da kein Ersatz aufzutreiben, den jungen T. dazu, obgleich derselbe noch nicht bei Hofe vorgestellt war. Er löste seine Aufgabe eine Woche lang zu voller Zufriedenheit, als der regierende Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz kinderlos starb und Prinz Karl als sein Nachfolger zur Regierung zurückgerufen wurde. Wohlwollend, wie er sich gegen T. gezeigt hatte, bot er ihm eine Stelle an seinem Hofe an, dieser griff zu und erhielt am 4. Juni 1794 seine Bestallung als Auditor der Justizcanzlei und Kammerjunker, wie an kleinen Höfen immer Hof- und Staatsämter verbunden waren. Die juristische Arbeit sagte ihm mehr zu als das Hofamt, für das ihm das Geschick fehlte; doch brachte es diese Stellung mit sich, daß er täglich von 5 oder 6 bis 9 Uhr l'hombre oder Whist spielen mußte. Seine freie Zeit benutzte er aber zu strengsten Studien aller möglichen Fächer, bildete sich besonders in Sprachen, trieb Mineralogie, Entomologie, auch Musik und Malerei, und begann sich um das Schulwesen eingehend zu kümmern, da ihm die Mängel in der herrschenden Unterrichtsmethode zum Bewußtsein kamen. Er benutzte seine Reisen, um Gotha, Schnepfenthal, Yverdun und andere Orte zu besuchen, knüpfte mit Pestalozzi besondere Freundschaft, legte den Schwerpunkt seines Interesses mehr und mehr darauf und schrieb sein erstes Werkchen: „Ueber Schul- und Unterrichtsanstalten mit vorzüglicher Rücksicht auf Mecklenburg“. Die Nothwendigkeit, dort während seiner Stellung elf Jahre lang allabendlich Karten spielen zu müssen, hatte ihn aber nicht nur von seiner Leidenschaft geheilt, sondern diente besonders dazu, die Sehnsucht nach einer Veränderung in ihm rege zu machen. Nachdem er während einer Sommerreise in Yverdun bei Pestalozzi selbst unterrichtet und die Anstalt eingehend studirt hatte, kam er nach seiner Rückkehr um seine Entlassung aus mecklenburgischem Dienst ein. Als Grund gab er der Wahrheit gemäß seine bevorstehende Heirath mit der Tochter des preußischen Geh. Raths v. Buch auf Stolp a. O. an und die Unmöglichkeit, mit seinen Mitteln seine Frau an den Hof führen zu können. Er nahm darauf die Stellung eines Justiz- und Consistorialraths in Oldenburg an und benutzte die zwei Monate, welche er dazwischen verbringen mußte, in Oldenburg im Hause eines befreundeten Raths, eine Zahl von Schülern um sich zu sammeln, die er mit Hülfe eines in Yverdun gebildeten Lehrers nach dortigen Grundsätzen unterrichtete. Seine Methode machte Aufsehen. Die kleine Anstalt vergrößerte sich, mit ihr aber auch der Neid und das Uebelwollen der Lehrer und Anstalten, die sich dadurch geschädigt glaubten. Bald darauf wurde Oldenburg durch holländische Truppen occupirt, es traten für T. durch die Einquartierungs- und andere Lasten pecuniäre Sorgen ein und er beschloß, nach kaum zwei Jahren, dasselbe wieder zu verlassen, den Staatsdienst zu quittiren, nach Yverdun zu übersiedeln und ganz dem Erziehungsfach

zu leben. Das Einverständniß der Eltern der meisten seiner bisherigen Zöglinge, welche ihm dahin folgten und zwar die Pestalozzi'sche Anstalt besuchten, aber seine Pensionäre blieben, sicherte ihm zunächst seine Existenz. Im Juni 1808 langte die Karawane in der Schweiz an, und T. selbst übernahm sofort den Unterricht in Sprachen und Naturwissenschaften in den oberen, Denk- und Sprechübungen in den Elementarclassen. Zwei Werke schrieb er dort, „Die sinnlichen Wahrnehmungen" und „Die Erscheinungen in der Natur", letztere durch die Ferienausflüge veranlaßt, in denen er mit seinen Zöglingen zu Fuß die ganze Schweiz durchstreifte. Daneben trieb er eifrig Mathematik und legte den Grund zu seinem später erscheinenden „Leitfaden zum Unterricht der Formen- und Größenlehre". Spaltungen in der Pestalozzi'schen Anstalt, an denen T. keinen Theil hatte, verleideten ihm aber mit der Zeit den Aufenthalt in derselben, und so siedelte er 1811 nach Vevey über und gründete in einem ihm von der Regierung überlassenen alten Schloß eine eigene Erziehungsanstalt und Schule. Seine großen Erfolge auch hier hatten ihn bald wieder mit seiner Familie versöhnt, welche ihm das Aufgeben des Staatsdienstes sehr verübelt hatte, und so hielt er sein Gelübde, nicht eher in denselben zurückzutreten, ehe Europa nicht das Napoleonische Joch abgeschüttelt hätte, bis ihn 1813 die Nachricht der Schlacht von Leipzig erreichte und er dann sofort seine Kräfte Preußen, welches seine ganze Sympathie besaß, für das Fach der Volksschule zu Diensten stellte. Vielfache Correspondenzen mit dem Minister Stein und dem Staatsrath Nicolovius zogen seine Anstellung hin, und im März 1815, gerade als Napoleon Elba verlassen hatte und neuer Krieg drohte, berief die Regierung T. als Stadtschulrath nach Frankfurt a. O. mit 1000 Thlr. Gehalt, welchem Ruf er sofort nachkam. Eine Fülle von Arbeit wartete seiner, aber den Ernst seiner Bestrebungen erkennt man daraus, daß er sofort einen Cursus für 16 Schullehrer des Kreises eröffnete, die er selbst im Rechnen unterrichtete, weil er sie darin und besonders in der Methode für ungenügend befand, und daß er den Erlös des zuerst nur für sie geschriebenen, später in den Schulen eingeführten „Leitfadens" zum Grundstock einer von ihm gegründeten Stiftung für Lehrer-Wittwen und -Waisen bestimmte, die sich unter sichtlichem Segen erweiterte. Die Regierung, deren besonderer Aufmerksamkeit er sich erfreute, berief ihn schon nach zwei Jahren in ebensolche Stellung nach Potsdam, wo sein Studiengenosse, Herr v. Bassewitz, als Regierungspräsident sein unmittelbarer Vorgesetzter wurde. Nur die Nähe des Freundes söhnte ihn zuerst mit diesem Tausch aus. Die Last der Arbeit war verdoppelt. Die Inspection sämmtlicher Schulen im Umkreise von 343 Quadratmeilen und die Ausarbeitung eines vollständigen Planes für ein Schullehrerseminar, das auch 1817 ins Leben trat, lag ihm ob. Als die Cholera im J. 1831 in Potsdam hauste, erkrankte auch T. heftig, lag zwei Monate schwer krank und fühlte sich so geschwächt, daß er nur mit größter Anstrengung seinem Beruf, besonders den Reisen, obliegen konnte. So mußte er 1833, früher als sonst wol geschehen, um seine Entlassung einkommen und erhielt unter Anerkennung und Ehren mit vollem Gehalt seinen Abschied. Nun hatte er Muße, seinen Lieblingsneigungen, der gemeinnützigen Thätigkeit zu leben. Dem Seidenbau, den er in Preußen einführen half, gab er in Klein-Glienicke, wo er sich ein altes königliches Jagdschloß gekauft, in das er sich zurückgezogen hatte, eine Stätte. Vorher hatte er in Italien selbst die Kenntnisse dazu gesammelt. Er legte Maulbeerplantagen an, führte italienische Cocons ein und bildete Zöglinge für deren Pflege, sowie für das Haspeln aus, weil man hoffte, damit Landschullehrern vielleicht einen Nebenerwerb zu schaffen. Er half bei Gründung der Friedensgesellschaft, der Berlinischen städtischen Gewerbeschule, der Turn- und Schwimmanstalt in Potsdam, vor allem aber setzte er seine Kraft

an ein Unternehmen, das er 1820 schon mit schwachen Anfängen begonnen hatte und das er noch zu vollster Blüthe brachte, nämlich die Gründung eines Civil-Waisenhauses für Knaben, deren Erziehung durch den Tod des Vaters in Frage gestellt ist, in erster Linie von Geistlichen und Lehrern des Regierungsbezirks Potsdam, sowie der Städte Berlin und Potsdam. Letztere Bestimmung traf er in Rücksicht darauf, daß der Zusammenhang der Verwandten durch regelmäßige Ferienbesuche der Kinder rege bliebe. Je nach ihrem Stande und ihren Lebensplänen sollten sie Gymnasium, Gewerbe- oder höhere Bürgerschule besuchen. Türk's eigene Mittel reichten nicht weit, obgleich er auch hier den Anfang dazu durch den Verkauf seiner theils ererbten, theils erworbenen, von ihm sehr geliebten Sammlung von Oelgemälden legte. Aber voll Gottvertrauen hatte er am Weihnachtstage 1821 die Anstalt mit fünf Zöglingen eröffnet. Die königliche Bestätigung erhielt er erst im Februar 1825 zugleich mit den nöthigen Geldern zur Reparatur des Jagdschlosses und Erwerbung eines größeren Landcomplexes aus der Privatschatulle des Königs. Eine Reihe namhafter Leute stifteten nun Stipendiatenstellen, Legate fielen der Anstalt zu, und schon im J. 1839 schmückten an dem alljährlich gefeierten Stiftungstage die städtischen Behörden Potsdams den Saal der Anstalt mit dem Oelbilde ihres Gründers, den sie bei dieser Gelegenheit zum Ehrenbürger ernannten. Im J. 1844 bereits hatte das Institut sich so vergrößert, daß der Raum nicht mehr ausreichte und für die Hälfte der Zöglinge ein Haus mit geräumigem Garten in der Berliner Vorstadt angekauft wurde, in das sie übersiedelten. Auch in Glienicke wurde die Besitzung von Jahr zu Jahr vergrößert, Weinberg und Baumschule angelegt, Landwirthschaft eingeführt und zu Allem die Thätigkeit der Knaben in den Freistunden in Anspruch genommen. Auch zur Herausgabe verschiedener Bücher fand der unermüdliche Philanthrop noch Zeit. So erschien „der Rochow'sche Kinderfreund“ von ihm neu bearbeitet für Stadt- und Landschulen als Lesebuch, ferner seine „Ansichten und Erfahrungen über Erziehung und Unterricht“ und einige Rathschläge über die Behandlung der Maulbeerbäume und der Seidenraupen. — Am 30. Juli 1846 entschlief T. sanft nach längeren Leiden in Klein-Glienicke und wurde auf dem dortigen Kirchhof, inmitten seiner Schöpfungen, beigesetzt. Seine Anstalt aber, „das Türk'sche Civil-Waisenhaus“, wird heute noch unter dem Namen und im Geiste des Stifters unter Segen fortgeführt.

M. Sydow.

Türlin: Heinrich von dem T., epischer Dichter um 1220, aus Innerösterreich, vielleicht aus St. Veit in Kärnthen, ein gelehrter Laie bürgerlichen Standes, dem unstäten Leben der Fahrenden ergeben, von ritterlicher Gesinnung erfüllt, den Geistlichen abgeneigt (Krone 10 802 ff.). Von seinem ersten Werk, einem Lanzeletroman in Reimpaaren, dessen Existenz mir trotz Seemüller's und G. Paris' Bedenken erwiesen scheint, ist uns nur der Anfang, der sich als eine Bearbeitung des Fabliau du mantel mautaillé darstellt, erhalten. Sein zweites Werk, „Die Krone“, ist in ungleich langen, reimpaarigen, mit Dreireim schließenden Absätzen geschrieben. Das Gedicht zerfällt deutlich in zwei Theile, deren erster (bis 13 901) als selbständiges Gedicht gedacht und abgeschlossen scheint, vielleicht auch als solches veröffentlicht wurde. Dem zu Anfang aufgestellten Programm gemäß erzählt derselbe eine Geschichte aus Artus' Leben, von seinem Kampfe mit einem Ritter, der auf Ginover Anspruch macht, von deren Entführung durch denselben und ihrer Rückeroberung durch Gawein. In sehr geschickter Weise wird diese Hauptgeschichte durch allerhand Abenteuer Gawein's unterbrochen und das Ganze geht, dieser planvollen Composition entsprechend, mit einer Doppelhochzeit aus: der des versöhnten Entführers mit einer durch Gawein's Dienste in den Wiederbesitz eines zauberkräftigen Zaumes gelangten Dame und der Gawein's

selbst mit der Schwester derselben. Die Absicht des zweiten Theils ist hauptsächlich die, einige im ersten Theil (6106, 6119, 8925) nur in Anspielungen angedeutete Abenteuer Gawein's, der dadurch ganz in den Mittelpunkt gerückt wird, des breiteren auszuführen. Dadurch entsteht das seltsame Hysteronproteron, daß dieselben Geschichten, die im ersten Theil als in der Vergangenheit liegend genannt werden, in der Gegenwart des zweiten spielen, der sich doch andererseits als die Fortsetzung des ersten gibt. So die Abenteuer von Schastel marveille, von der Gralsuche, von dem Anger auf Colurmein. Auch äußerlich sind Unterschiede zwischen den beiden Theilen zu bemerken, vor allem in der durchschnittlichen Länge der Abschnitte, bedeutender sind aber die innerlichen: wenn der zweite Theil an Folgerichtigkeit der Composition hinter dem ersten weit zurücksteht, so übertrifft er ihn andererseits ganz ungemein durch Kraft des Pathos, Schärfe der Charakteristik (vor allem Kei's) und plastisches Herausarbeiten einzelner Situationen (z. B. die meisterhafte Schilderung der Kußscene in der Barke 26 387 ff.), durch welche er sich den besten Werken des deutschen Mittelalters an die Seite stellt. Neben diesen Vorzügen stehen dann freilich vielfach Langweiligkeit und Eintönigkeit des Flusses der Erzählung, Unfeinheit der Empfindung in Ernst und Scherz. Als sein Muster befolgt er Hartmann, doch haben auch Wolfram und Wirnt in Beziehung auf Stoff und Form auf ihn Einfluß geübt. Seinen Zeitgenossen hat er gefallen: Rudolf von Ems rühmt ihn, Ulrich von dem Türlin, Konrad von Stoffeln, vielleicht auch Heinrich von Neustadt zeigen Spuren seiner Einwirkung. Nur für einzelne Episoden seines erhaltenen Werkes kennen wir französische Quellen, denen die seinigen wenigstens verwandt gewesen sein müssen, Einzelnes hat er sicher selbst erfunden, Vieles ist noch unaufgeklärt. Ausgaben: 1) Altdeutsche Blätter II, 215—40. Müllenhoff, Altdeutsche Sprachproben 1878, S. 125—136. Warnatsch, Der Mantel 1883. 2) Scholl 1852.

Reissenberger, Zur Krone Heinrich's v. d. T., Graz 1879. — Haupt, Die Lieder und Büchlein &c. S. XI—XVIII. — Lachmann, Wolfram S. XXII ff. Ueber den Eingang des Parzival: Kleine Schriften S. 513—18. — Martin, Zur Gralsage S. 20—31. — Zingerle, Germania V, 468—479. — Singer, Zs. f. d. Alt. XXXVIII, 250—72. — G. Paris, Romania XII, 461 Anm. — Seemüller, Anz. f. deutsches Alterth. X, 197—202. S. Singer.

Türlin: Ulrich von dem T., epischer Dichter, vielleicht aus derselben Gegend, vielleicht auch aus derselben Familie wie der vorige. Die älteste Fassung seines Epos, welches mit Benutzung von Wolfram's Andeutungen die Geschichte der Jugend, Gefangenschaft und Befreiung des heiligen Willehalm von Oransche erzählt, ist uns nicht erhalten und nur aus den auf uns gekommenen Umarbeitungen erschließbar. Eine dieser Umarbeitungen rührt von dem Dichter selbst her. Sie ist zwischen 1261 und 1269 verfaßt, dem König Ottokar von Böhmen gewidmet. Am Schlusse ist ihr eine Fortsetzung zugefügt, die ebenfalls nach den Andeutungen Wolfram's die Geschichte der Jugend von Willehalm's Neffen Vivianz darstellt. Diese ist wie das übrige Gedicht in 31zeiligen, reimpaarigen, mit Dreireim schließenden Absätzen geplant, doch fehlen jeweilen Zeilen vom Ende oder Anfang dieser Absätze, so daß es scheint, als wäre der Dichter durch den Tod an der Vollendung gehindert worden. Wir haben es in ihm mit einem nicht untalentirten Dichter zu thun, der aber durch sklavische Nachahmung Wolfram's von Eschenbach, den er auch in allen Manieren und stilistischen Aeußerlichkeiten copirt, jegliche Originalität eingebüßt hat. In zweiter Linie haben dann Hartmann, Wirnt, Heinrich von dem Türlin, der Pleier, das volksthümliche Epos und die zeitgenössische Lyrik auf ihn Einfluß geübt. Ulrich von Eschenbach rühmt ihn in seinem Alexander, Püterich von Reichertshausen besaß sein Gedicht in seiner Bibliothek. Ausgaben: Casparson 1781. Singer 1893.

Suchier, Ueber die Quelle Ulrich's v. d. T. und die älteste Gestalt der prise d'Orenge. Paderborn 1873. — Scherer, Litt. Centralbl. 1868, Sp. 977.

S. Singer.

Turnau: Peter T., Schulrector in Speyer, wurde um des Glaubens willen im J. 1426 daselbst hingerichtet. Er begegnet uns in den Quellen als Gesinnungs- und Leidensgenosse von Johann v. Schlieben, genannt Drändorf (s. A. D. B. V, 373), und war offenbar Mitglied derselben Religionsgemeinschaft, innerhalb deren Schlieben das Amt eines Wanderpredigers oder „Apostels" verwaltete; die Gegner nannten diese Gemeinschaft bald Hussiten, bald Taboriten, bald Waldenser; da Schlieben, wie er selbst vor dem Inquisitionsgericht erklärt, am Rhein in den sogenannten Waldensergemeinden gepredigt hat (dieser Name war im 15. Jahrhundert von den Gemeinden, die man so nannte, noch nicht als Parteibezeichnung in Gebrauch genommen, vielmehr nannten sie sich einfach „Christen" und „Brüder", auch „Gemeinden Christi" und „evangelische Christen"), so ist es wahrscheinlich, daß er nicht den Calixtinern zugezählt werden darf. Joh. v. Drändorf stammte aus dem Meißnischen. Die Grenzländer Böhmens waren ja damals von der religiösen Bewegung stark mit ergriffen und es ist nicht unmöglich, daß Peter T. aus einem der verschiedenen Orte gleichen Namens stammt (Turnow, Turnowo), die es in Schlesien und Böhmen gab. Dann würde sich die gemeinsame Wirksamkeit und der gemeinsame Märtyrertod am ehesten erklären. Joh. v. Schlieben war im J. 1390 als reicher Eltern Kind geboren. Er hatte, wir wissen nicht wann und wo, den Waldenser Peter v. Dresden kennen gelernt, auf dessen Veranlassung im Jahre 1414 die öffentliche Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt zu Prag ihren Anfang genommen hatte. Um das J. 1409 scheint es gewesen zu sein, wo Schlieben die Universität Leipzig bezog, um sich in der Theologie auszubilden. Nach siebenjähriger Vorbereitungszeit wurde er zum Priester geweiht. Die Weihe vollzog ums Jahr 1416 ein Suffragan des Erzbischofs von Prag (Konrad v. Vechta). Wir wissen nicht, wie lange er im Verbande der römischen Kirche geblieben ist; doch hat er nie ein kirchliches Beneficium angenommen und ist wohl schon um 1420 zu den „Waldensern" übergetreten.

Daß er in das Collegium der „Apostel" Aufnahme fand erhellt aus dem Umstand, daß er gemäß der „Regel Christi", wie sie für die Wanderprediger der „Waldenser" bestand, sich seines unbeweglichen Vermögens zu Gunsten der Armen entäußerte und von nun an ein Wanderleben als Sendbote Christi begann. Er fand als solcher zunächst genug Beschäftigung in seiner engeren Heimath, in Sachsen, Meißen und besonders im Vogtland. Später finden wir ihn in der Gegend von Würzburg, Basel, Straßburg, am Mittelrhein und in Württemberg. Am Mittelrhein war es nun T., der ihn unter den heimlichen Gemeinden dieser Gegend einführte und bekannt machte. Er predigte hier, wie er erzählt, gegen den Eid und gegen manche Irrlehren, die sich in seine Gemeinschaft eingeschlichen hatten. Es erhellt hieraus, daß es um jene Zeit auch nach der großen Verfolgung, die unter dem „Pfaffenkaiser Karl" seit 1370 hereingebrochen war, nicht bloß einzelne Waldenser, sondern organisirte Gemeinden gab. Die Universität Heidelberg erhielt im J. 1405 ein Schreiben von dem Bischof Humbert von Basel, in dem auf die starke Ausbreitung der „Begharden und Lollharden" in jenen Gegenden hingewiesen wurde (Hautz, Gesch. d. Univ. Heidelberg II, 364 ff.) und der Ausbruch der böhmischen Kämpfe hat diese unterdrückten Männer zweifellos gestärkt. Drändorf war einer der böhmischen Abgesandten und die Pflicht seines Apostelamtes brachte es mit sich, das Evangelium auch denen zu bringen, die noch außerhalb der Gemeinden standen. Bei einem der Versuche, die er in dieser Richtung machte, ging es ihm wie so vielen

seiner Amtsbrüder: er fiel den Inquisitoren in die Hände und wurde vor Gericht gebracht. Die zur Diöcese Würzburg gehörigen Städte Heilbronn und Weinsberg befanden sich damals im Banne, den ihr Landesherr und Bischof Johann II. wegen einer rein weltlichen Frage über sie verhängt hatte. Hier war nach Drändorf's Ueberzeugung der Boden für seine Wirksamkeit gut vorbereitet; er knüpfte dort mit dem Magistrat Beziehungen an und erhielt darauf eine Einladung nach Weinsberg. Wir besitzen die Briefe, die er an die Stadt schrieb, und sie bilden ein interessantes Denkmal aus den Religionskämpfen jener Zeit. Sie sind auch deshalb bemerkenswerth, weil die darin enthaltenen Citate zum Theil nicht mit den landläufigen Angaben der Vulgata, wohl aber mit der Ueberlieferung der Waldenser-Bibel übereinstimmen und weil einer der Inquisitoren ausdrücklich auf ein „falsches Citat“ hingewiesen hat, das aber dem griechischen Urtext entspricht, also in Wirklichkeit richtig ist. Auf dem Wege nach Weinsberg ward Drändorf ergriffen und zunächst nebst seinen Begleitern, einem Weber aus Sachsen, Namens Martin, und einem Schneider aus Franken, Namens Hänslin, nach Heidelberg ins Gefängniß abgeführt. Unter dem Vorsitz des Bischofs von Worms begann am 13. Februar 1425 die Gerichtsverhandlung gegen Drändorf. Richter und Beisitzer waren mehrere Professoren der Universität Heidelberg. Drändorf zeigte sich hier, wie die erhaltenen Proceßacten trotz der Verstümmelung ergeben, als ein Edelmann von hervorragender Bildung, Bibelkenntniß und Gelehrsamkeit. Das Urtheil lautete auf Hinrichtung durch den Scheiterhaufen und ward zu Worms vollstreckt. Schon vor ihm war T. in Speyer verhaftet worden; Drändorf bezeichnet ihn ausdrücklich als seinen Freund und wir können daraus auf seine Ansichten schließen. Leider sind die Acten über Turnau's Proceß und Hinrichtung nicht erhalten; wir wissen nur, daß er im J. 1426 ebenfalls seinen Glauben mit seinem Blut besiegelte. Man scheint aus den Aussagen der damals verhafteten „Ketzer“ Material für weitere Processe gewonnen zu haben; denn in den nächsten Jahren setzte einer der Heidelberger Ketzerrichter die Thätigkeit in Franken fort und ließ am 4. Juli 1429 in Lauda a. d. Tauber den Johannes Fuyger (Fugger?) den Flammen überliefern. Die Hinrichtung Drändorf's und Turnau's lebte noch hundert Jahre später im Gedächtniß vieler Personen; auch die Reformatoren hatten davon Kenntniß. Flacius Illyricus nahm 1555 beide in den Catalogus testium veritatis auf und in den Märtyrerbüchern der Taufgesinnten erscheint (s. Tilemann van Braght, Het bloedig Tooneel etc. Amsterdam 1685 I, 378) Petrus T., der zu Speyer im J. 1425 (soll heißen 1426) gerichtet worden sei; Joh. Drändorf wird hier nicht erwähnt.

J. E. Kapp, Kleine Nachlese reformatorischer Urkunden. Lpz. 1730 III, 1—60. — Veesenmeyer, Theol. Stud. u. Kritiken 1828, Heft 2, S. 399. — Krummel, Johannes Drändorf in den Stud. u. Krit. 1869. S. 130—144. — J. Keller, Die Reform. und die älteren Reformparteien. Lpz. 1885. S. 244 ff. — H. Haupt, Die relig. Sekten in Franken. Würzb. 1887. S. 32 ff.

Ludw. Keller.

Turne: Otto zem T., Minnesinger. Unter seinem Namen sind in der Heidelberger Handschrift fünf Minnelieder überliefert; außerdem hat Bartsch als Autor eines unter dem Namen „Winli“ erhaltenen Minneleichs (nach einer dort vorkommenden Anrede) einen „Herrn Türner“ ermittelt. Er trennte beide Sänger und setzte den Dichter des Leichs mit einem 1275, den der Lieder mit einem 1312 bis 1330 belegten Otto zem T. aus der Familie der Freiherren v. Turn und Gestenburg in Wallis gleich. Mit Recht erklärt dagegen Baechtold den älteren Otto für den Autor aller sechs Stücke, da die weitgehende Uebereinstimmung in Gedanken, Bildern und Wortgebrauch keine Scheidung zuläßt, und da der Dichter Gliers in einer litterarischen Stelle „von Turn“ mit älteren Sängern zusammen

nennt. Doch läßt die Häufigkeit des Namens auch die Möglichkeit zu, daß ein österreichischer ebenfalls 1275 belegter Otto v. Thurn der Dichter ist, und zu seiner Eigenart würde die österreichische Heimath sogar noch besser passen.

Der Dichter ist merkwürdig als der einzige Minnesinger, der Wolfram's Lyrik nachahmt. Er verwendet die Titurelstrophe, sucht kühne Gleichnisse, die wie die Wolfram's ritterliche Art in den Minneton übersetzen und Abstracta greifbar machen: seinen Dienst vergleicht er einer durchschlagenen Pauke, deren dumpfe Laute nicht mehr wirken, seine Gesinnung dem hochfliegenden Falken. Auch die Art, wie er alte Formeln modernisirt, erinnert an den Meister. Dabei ist er von modischen Einflüssen durchdrungen, braucht gern Fremdworte und spielmannsmäßige Ausdrücke, fügt der Körperbeschreibung seiner Schönen realistisch neue Züge (die Grübchen auf der Wange) bei; er verwendet die Allitteration, streut aber auch fast nach provençalischer Manier denselben Reim durch mehrere Strophen aus. Sein Ruhm gründete sich wohl vorzugsweise auf den kunstvoll gebauten Leich; doch zeigen auch die Lieder gewandte Reimkünste.

Text in Bartsch's Schweizer Minnesängern XVIII, S. 166 f. und XXXI, S. 385 f.; Litteratur: ebd. CIV f. und CCX f. — v. d. Hagen, Minnesinger IV, 291—293. — Baechtold, Gesch. d. d. Dichtung in der Schweiz S. 154. — Grimme in Pfeiffer's Germania 35, 322; Socin ebd. 36, 313.

Richard M. Meyer.

Turner: Robert T., theol. doctor, Professor zu Ingolstadt, wurde geboren zu Barnstaple in der englischen Grafschaft Devonshire, wohin sein Vater von Schottland eingewandert zu sein scheint. Das Jahr seiner Geburt wird zwischen 1530 und 1540 anzusetzen sein. Nach Vollendung der nothwendigen wissenschaftlichen Vorbildung bezog T. die Universität Oxford, wo er sich mehrere Jahre dem Studium der Philosophie und Rhetorik widmete. Infolge der Gewaltthaten Elisabeth's gegen die katholische Kirche verließ T., ehe er ein bestimmtes Ziel erreicht hatte, die Universität und gleich darauf (1569) sein Vaterland. Er begab sich zunächst nach Douai, wo er in dem erst kürzlich von Allen gegründeten englischen Colleg Rhetorik docirte (ep. 1 u. 78) und zugleich in englisch und lateinisch abgefaßten Schriften für die Rechte der schottischen Königin Maria Stuart eintrat. Hierdurch wurde der gleichfalls verbannte schottische Bischof von Roß, Johannes Lesley auf ihn aufmerksam und rief ihn 1574 zu sich nach Paris. Die eben jetzt unter Heinrich III. aufs neue beginnenden Bürgerkriege bestimmten den Bischof 1575 nach Rom zu gehen, wohin er T. als Begleiter mitnahm. Hier setzte letzterer seine Studien fort und entschloß sich nun, Theolog zu werden. Durch Empfehlung des Bischofs Lesley und des Cardinals Morone erhielt er Aufnahme ins Collegium Germanicum, wo er unter Leitung der Jesuiten Theologie studirte und dann die Priesterweihe und den theologischen Doctorgrad erhielt. Wol auf Empfehlung der Jesuiten kam T. nun nach Baiern. Mit einer Reiseunterstützung Herzog Wilhelm's V. reiste er Ende 1579 nach München. Zunächst wurde er durch den Bischof von Eichstätt, Martin von Schaumberg, zum Vorstand des nach tridentinischen Vorschriften neu errichteten Seminars daselbst (Collegium Willibaldinum) bestellt. Im J. 1582 wurde er an die Universität Ingolstadt berufen, wo ihm unter dem 10. März 1582 die „lectio Oratoria et Ethica“ gegen 200 fl. jährliches Einkommen übertragen wurde. Außerdem war ihm am 10. Februar 1582 das Beneficium bei den Schwestern in „S. Johanns Regelhaus“ verliehen und er 1584 zum Regens des Georgianums bestellt worden. In letzterem Jahr war er in die theologische Facultät übergetreten und las nun über die casus conscientiae. Die Zeit Michaeli 1584 bis Georgi 1585 war er zum Rector der Universität erwählt worden („supplaudente potius quam suffragante toto senatu“, Matrik. d. Univ.).

Als Regens des Georgianums versuchte er mit größerer Strenge aufzutreten, vermochte sich aber auf die Dauer nicht zu halten. Bei Herzog Wilhelm V., der ihn zu seinem Rath ernannt hatte, stand T. eine Zeit lang in großer Gunst, verlor sie aber bald wieder, ohne daß wir erfahren, warum. Unter dem 14. Febr. 1587 wurde T. seiner Stelle als Universitätsprofessor auf sein Ansuchen enthoben. Er begab sich nun wieder nach Eichstätt zu seinem Gönner, dem Bischof von Schaumberg. Dieser verlieh ihm die Pfarrei Adelslohe zugleich mit Absenzlicenz, damit er in Eichstätt den Studien leben könnte. Nach dem Tode des Bischofs († am 28. Juni 1590), dem er eine stark panegyrische Leichenrede hielt, wollte er auch nicht mehr in Eichstätt bleiben. Mit päpstlicher Genehmigung vertauschte er seine Pfarrei an Friedrich Staphilus gegen ein Breslauer Kanonikat und verließ 1593 Eichstätt für immer. Auch in Breslau verweilte T. nicht lange. Erzherzog Ferdinand von Steiermark, der ihn in Ingolstadt kennen gelernt hatte, ernannte ihn zu seinem lateinischen Secretär. So kam T. nach Graz, wo er am 28. November 1599 starb und auch seine letzte Ruhestätte fand. Seine Bibliothek hatte er vor seinem Weggang von Eichstätt 1592 den Jesuiten in Ingolstadt vermacht, wohin sie nach seinem Tode auch gebracht wurde.

Die litterarische Thätigkeit Turner's ist nicht von Bedeutung; eigentliche Werke oder auch nur größere Abhandlungen hat er nicht verfaßt. Seine Schreibweise ist überaus schwülstig, manierirt und classisch affectirt. Zu seinen Lebzeiten erschienen im Druck Ingolstadt 1584: XIV orationes verschiedenen Inhalts; drei kleinere Homilien (commentationes); zwei orationes funebres (auf Caspar Frank, Professor in Ingolstadt 1584 und auf Bischof Martin v. Schaumberg, Eystad. 1590); duo panegyrici sermones (auf Gregor v. Nazianz und Triumphus bavaricus); De morte Edmundi Campiani S. J. und Maria Stuarta, Regina Scotiae . . . martyr ecclesiae, innocens a caede Darleana, Ingolst. 1588. Nach seinem Tode sammelten die Jesuiten in Ingolstadt seinen litterarischen Nachlaß und edirten als Posthuma, Ingolstadt 1602, 17 Reden, 7 Tractate und 200 Briefe.

Johannes Pitheus, De rebus Anglicis. T. 1. Parisiis 1619, p. 798. — A. Wood, Athenae Oxon. I, p. 258. — Kobolt, Bayer. Gelehrtenlex. Landshut 1795, S. 700. — A. Strauß, Viri etc., quos Eichstadium vel genuit vel aluit. Eichst. 1799, p. 437. — C. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität ꝛc. München 1872. I. u. II. Bd.

Knöpfler.

Turnhout: Gerard van T., ein niederländischer Componist des 16. Jahrhunderts, wahrscheinlich nach seiner Geburtsstadt benannt (Turnhout in der Provinz Antwerpen). Die erste Nachricht über ihn erhalten wir durch seine Anstellung als Priester und Sangmeister bei den Mitbrüdern (confrèrie) der heil. Jungfrau in Antwerpen um 1562 und ein Jahr später an der Kathedrale daselbst. Am 15. Juni 1572 reiste er nebst anderen Sängern als ernannter Capellmeister König Philipp's II. von Spanien nach Madrid. 1574 erhielt er eine Präbende zu Anderlecht, dann eine zu Tournai und zu Aire in Artois. Sein Tod wird mit dem 15. September 1580 verzeichnet. Siehe Fétis und die Zusätze und Verbesserungen in Straeten (la mus. aux Pays-Bas, I, 91; VIII, 84, 93, 104). T. genoß als Componist ein großes Ansehen, was sich besonders kund gibt durch die Gesänge, welche seine Zeitgenossen in ihre Musiksammelwerke aufnahmen (siehe meine Bibliographie). Von den zu seiner Zeit erschienenen Compositionen verzeichnet Fétis drei Sammlungen von 1568 bis 1570, doch läßt sich thatsächlich nur noch eine nachweisen, und zwar befindet sich das einzig bekannte Exemplar in der Hofbibliothek in Wien. Er gab die-

selbe heraus, als er noch in Antwerpen an der Kathedrale der Beata Virgo als „Phonascus" angestellt war. Der Titel lautet: „Sacrarum ac aliarum cantionum trium vocum tam viva voce etc. Liber unus." Lovanii 1569, P. Phalese. 3 Stb. kl. qu.-4°, 39 Gesänge. Die beiden anderen bei Fétis verzeichneten Druck. bestehen aus einer Sammlung Messen zu 4 bis 6 Stimmen 1570 ebendort erschienen und einer Sammlung Motetten zu 4 bis 5 Stimmen, 1568 ebendort. Die Neuzeit hat von seinen Werken noch keinen Gebrauch gemacht.

Robert Eitner.

Turnhout: Jean (Giovanni, Joannes) van T., vielleicht der Sohn des Gerard. Anfänglich lebte er in Brüssel und sein Druckwerk von 1589 gibt uns Kunde, daß er als Capellmeister beim Herzog von Parma und Piacenza, der in Brüssel residirte, angestellt war; dann wurde er um 1586 Capellmeister König Philipp's II. von Spanien und des Cardinals Albert, Erzherzogs von Oesterreich, der Gouverneur der Niederlande war. Straeten I, 238 theilt ein Document mit, worin T. 1596 um Gehaltserhöhung einkommt. 1611 wird er als zweiter Capellmeister an der königl. Capelle in Brüssel und 1618 als erster bezeichnet. (Straeten II, 9, 10.) Im 8. Bande seiner Musique aux Pays-Bas, S. 94, verzeichnet Straeten noch einen Jean-Jaques T. und glaubt, daß damit der obige gemeint sei. Zwei Werke im Druck und drei Gesänge in alten Sammelwerken sind von ihm bekannt, doch ist bis jetzt noch keiner seiner Gesänge in neuerer Partitur erschienen, so daß ein Urtheil über seine Compositionen nicht möglich ist. Im J. 1589 gab er „Primo libro de Madrigali à sei voci" in Antwerpen bei Phalese und Bellre in 6 Stb. heraus; Exemplare in den Bibl. München, Stadtbibl. Danzig, Stadtbibl. Köln und Hofbibl. Wien, die letzteren incomplet, und im J. 1597 (Fétis schreibt 1600) folgte eine Sammlung: „Sacrarum cantionum quinque, sex et octo vocum Johannis Turnhout regii in Belgia phonasci, Liber primus." Duaci 1597 ex officina Joan. Bogardi. Ein Exemplar befindet sich in der Stadtbibl. in Danzig, doch kenne ich nicht seinen Bestand (Bibl.-Nr. 90). Rob. Eitner.

Tüsch: Hans Erhard T. scheint nach einer nicht ganz unzweideutigen Angabe der Autor der 1477 gedichteten und im selben Jahre zu Straßburg gedruckten 'Burgundischen Hystorie' geheißen zu haben. Wie der Druckort, zeugt auch der Inhalt der kleinen Reimchronik dafür, daß der Poet in Straßburg zu Hause war: die Heimathsstadt, 'des Rheines höchste Kron'', ist die erste, die er in der Reihe der gen Neuß ziehenden Städte nennt; er verweilt gerne bei den Wunderthaten des berühmten Straßburger Geschützes, des Straußes; Maria ruft er an, weil ihr Bild in der Straßburger Streitfahne schwebt. Bei fast all den Ereignissen, von denen er berichtet, waren auch Straßburger Truppen betheiligt: wol möglich, daß T. etwa als Büchsenmeister*) Zeuge vieler der erzählten Zusammenstöße war; jedenfalls interessiren ihn die Belagerungen mehr als die Schlachten. Auch zu Markgraf Christoph von Niederbaden scheint er Beziehungen gehabt zu haben. Er rechnet sich selbst zu den 'Armen'. — Seine Absicht ist, Herzog Karl's von Burgund Uebermuth und Ende darzustellen: mit der Jugend seines Helden beginnt er, mit seinem Tode schließt er. An Lucifer erinnert ihn Karl's Hochmuth; den stolzen Vergleich mit Alexander benutzt T. wieder und wieder, um den Herzog dadurch herunterzudrücken. Angebliche und wirkliche Greuel werden ihm massenhaft nachgesagt; für das Heroische des verhaßten und gefürchteten Mannes hat der subalterne Gegner gar keinen Sinn. Ihm ist er

*) Hieß der Dichter nicht Hans Erhard T., sondern Hans Erhard, wie manche meinen, so könnte man an einen Büchsenmeister Erhard denken, der in einem Berner Schreiben vom 19. April 1476 bezeugt ist (v. Rodt, Die Kriege Karls des Kühnen II, 188).

das Haupt der Welschen, über die der Deutsche in parteiischem Nationaldünkel sich erhebt. Seine Parteilichkeit kennt keine Grenzen: was ihm nicht paßt, z. B. die anfänglichen Mißerfolge der Bundesgenossen vor Blamont, das verschweigt er; die Zahlenverhältnisse entstellt er tendenziös. Wol möglich, daß er da vielfach unter der Herrschaft der Legende stand, nicht selbst fälschte. Er sieht die Ereignisse durchaus von niedrigstem Standpunkt an: in ihren Zusammenhang hat er keinen Einblick. Die Höhepunkte, die Thaten von Neuß, Hericourt, Blamont, Granson, Murten und Nancy stellt er ohne rechten Uebergang nebeneinander: daneben wird nur die vielbeschriebene Ermordung Hagenbach's und die Huldigung der Lothringer vor Karl dem Kühnen zu Nancy, diese wieder tendenziös gefärbt, ohne starkes Interesse kurz berührt und die Eroberung von allerlei kleinen und großen Schlössern mit dem Behagen des Betheiligten aufgezählt. Solche Beschränkung auf die Hauptscenen des Trauerspiels würde Lob verdienen, wenn das Ganze ein Streben nach künstlerischer Einheit verriethe. Davon aber ist keine Rede. T. ist ein elender, ungeschickter Darsteller, der den Stoff in Einzelheiten verzettelt. Wie kläglich schildert er bei aller Ausführlichkeit die berühmte Belagerung von Neuß! Bei dem Entsatzheer des Kaisers und seiner Ausrüstung verweilt er in breiten Aufzählungen und Details; von den Schwankungen der Belagerung selbst weiß er so wenig zu sagen, daß er mit den ihrer letzten Periode angehörigen Minenkämpfen um das Lombardsloch beginnt, daß er ferner nur das Bild der abgeschlossenen Wallzerstörung, nicht ihren Fortgang zeichnet. Das kann sich daher erklären, daß T. erst mit Kaiser Friedrich's Scharen nach Neuß gekommen sein wird, also nur das Ende vom Liede selbst miterlebte. Aber auch die äußerst charakteristischen Schlachtenbilder von Granson und Murten verwischt der Stümper vollkommen. Seine 638 aus gekreuzten Reimpaaren bestehenden Strophen, die eine gewisse Neigung zur Silbenzählung zeigen und durch die rohsten Strophenenjambements entstellt sind, quälen sich mühsam vorwärts: selbst die Parteiwärme wird lau vor den sprachlichen Schwierigkeiten. Die einzigen, sehr bescheidenen Reize, die man der Darstellung nachsagen kann, bestehn in einem gewissen Natursinn, der etwa den nahenden Frühling ärmlich preist oder den Witterungswechsel in der Schlacht zu einem Effectchen zu verwerthen sucht, und vor allem in den zahlreichen volksthümlichen Bildern und Redensarten, die durch das Ganze zerstreut sind und die öden Aufzählungen ein wenig beleben. So ist Sigmund von Oestreich zu Roß 'schnell als im Luft der Falk'; die Kaiserlichen vor Neuß wollen nicht unthätig warten wie 'ein lahm Begin'; Hagenbach 'mischt die Karte', achtet die Freiheit 'wie ein hafen Scherbe', 'von seinen eilf Augen er nit kam, bis er den Pfeffer macht zu stark'; eine Geschichte ist wahr 'und nit als ob dies blerrt ein Kalb'; die Angreifer von Murten bleiben im Graben stecken 'als wär er eitel Vogelleim' und so weiter (T. würde 'um Kurtzrung' sagen: 'etzettra'; so im Reim: 'da'). Ein untergeordneter Bursche also, dessen Gesinnung und Talent vielleicht für ein derbes Siegeslied unmittelbar nach der Schlacht ausgereicht hätte, der aber an der größern Aufgabe kläglich scheitert.

Alsatia, hsg. v. Stöber, 1875—6, S. 340—451 (Colmar 1876).

Roethe.

Tuscher: Markus T., Maler und Kupferstecher, wurde am 1. Juni 1705 bei St. Sebald in Nürnberg getauft; sein Geburtstag ist nicht bekannt geworden. Er war ein uneheliches Kind. Sein Vater soll ein Bortenmachergeselle gewesen sein und Ferdinand Tuscher oder Tischer geheißen haben. T. blieb bis zu seinem vierten oder fünften Jahre bei seiner Mutter und kam dann in das Nürnberger Findelhaus, wo er schon sehr früh eine unwiderstehliche Neigung zum Zeichnen an den Tag legte. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit des damaligen

Pflegers des Findelhauses, Karl Benedict Geuder's von Heroldsberg, der ihn zu dem Maler Joh. Daniel Preisler in die Lehre schickte. T. blieb zehn Jahre lang bei Preisler und begab sich dann im J. 1728 mit einem Stipendium der Stadt Nürnberg in der Tasche auf die Wanderschaft nach Italien. In Rom angelangt, verlegte er sich auf das Copiren, machte die Bekanntschaft des berühmten Kunstsammlers Baron Philipp v. Stosch, der sich ihm gegenüber als Maecenas aufspielte, und lieferte für dessen Werk über Gemmen, und ebenso für dessen Medaillensammlung eine Menge von Zeichnungen. Nebenbei versuchte er sich auch als Steinschneider, jedoch ohne in diesem Fache etwas Bedeutendes zu leisten. Ursprünglich hatte er die Absicht, gemeinsam mit Johann Justin Preisler, dem ältesten Sohne seines Lehrers Johann Daniel Preisler, der gleichfalls für den Baron v. Stosch in Rom künstlerisch thätig war, die Rückreise in die Heimath anzutreten, er kam aber im J. 1734 in Gesellschaft des Barons v. Stosch nur bis Livorno, wo er vier Jahre lang blieb. Im J. 1740 wandte er sich nach Florenz, wo er das Probeblatt für die Münzgeschichte Siciliens lieferte, die P. Giuseppe Maria Pancrazi herauszugeben gedachte. Im nächsten Jahre finden wir T. in London beschäftigt, das ägyptische Reisewerk seines Freundes Friedrich Ludwig Norden zur Herausgabe vorzubereiten und mit Kupferstichen zu versehen. Die Kosten für das Unternehmen bestritt die dänische Gesellschaft der Wissenschaften. Auf diesem Wege kam T. mit Christian VI. von Dänemark in Berührung. Er erhielt einen Ruf, als Professor und königlicher Hofmaler der Malerschule nach Kopenhagen zu kommen und siedelte nach der dänischen Hauptstadt über, wo er namentlich unter der Regierung Friedrich's V. großen Einfluß gewann. Er wußte den König zu bestimmen, die Malerschule zu erweitern und nach französischem Muster einzurichten. Während der Hofbaumeister Eigtved als Director und Graf Moltke als Präsident an die Spitze der Schule gestellt wurde, erhielt T. selbst die Ernennung zum ersten Professor, als welcher er sowol als Schriftsteller, wie als Lehrer für seine Schöpfung thätig war. Seine Hauptarbeit aber in Kopenhagen war die Vollendung des Norden'schen Reisewerkes, das er noch vor seinem Tode im J. 1751 bis auf einen geringen Rest auch vollendete. — Tuscher's künstlerisches Vorbild und Ideal war Poussin. Wie dieser entnahm er seine Stoffe am liebsten der antiken Mythologie. Er malte u. a. auch ein Bild „Mars und Venus“, sowie eine „Sappho und Cupido“. Sein Hauptverdienst liegt in der Höhe seiner technischen Leistungsfähigkeit. Er war nicht nur mit der Führung des Grabstichels und der Radirnadel wohl vertraut, sondern beherrschte auch alle Manieren der Malerei. Seine verdienstvollste Arbeit sind die Radirungen zu dem Reisewerk seines Freundes Norden, von dem es eine französische und eine englische Ausgabe gibt. Das künstlerisch vollendeteste Blatt aber von seiner Hand ist jenes, das den Einzug Franz III. von Lothringen und seiner Gemahlin Maria Theresia in Florenz darstellt. Unter den übrigen ragen noch hervor der „amant vieillard“, die allegorische Darstellung seiner eigenen Hochzeit mit dem Motto: „Praemia virtuti dant nubia“, „Christus und die Samariterin am Brunnen“, eine Jugendarbeit, sowie eine Anzahl Porträts und Landschaften.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon XIX, 171—174. München 1849. — Franz Friedr. Leitschuh, Die Familie Preisler u. Markus Tuscher (Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge III). S. 25—51. Leipzig 1886. H. A. Lier.

Tutilo, Mönch in St. Gallen, † an einem 27. April im Anfange des 10. Jahrhunderts. Ein Schüler der Klosterlehrer Iso (s. A. D. B. XIV, 637) und Marcellus (XX, 295), war T. ein Zeitgenosse Notker's des Stammler's. Alle näheren Angaben über T. fließen einzig aus der so vielfach getrübten klöster-

lichen Ueberlieferung, wie sie erst im 11. Jahrhundert durch Ekkehart IV. (siehe A. D. B. V, 792 u. 793) schriftstellerisch gestaltet wurde. Ekkehart schildert T. als einen Menschen mit Muskelarmen und athletischen Gliedern, beredt, von heller Stimme, zierlich in erhabener Arbeit, als einen Künstler in der Malerei, einen Musiker, vor allen seinen Genossen in allen Gattungen von Saiteninstrumenten und Rohrpfeifen, so daß er auch die Söhne der Edeln in einem vom Abt dazu bestimmten Raume auf den Saiten unterrichtete; dazu wird T. als ein geschickter Bote gepriesen, in die Ferne und Nähe — in angefügten Anekdoten erscheint er in Mainz, bei Metz bethätigt —, als in Bauten und in den übrigen Künsten tüchtig, geschult in der deutschen und der lateinischen Rede, in Ernst und Scherz voll Gemüthes, so daß Kaiser Karl III. den schalt, welcher einen Mann von solcher Naturanlage zum Mönche gemacht habe. Keusch, so daß er vor den Frauen die Augen geschlossen hielt, oft im Verborgenen in Thränen zerknirscht, so sei T., „ein Senator unseres Gemeinwesens“, im Chore thätig, Verse und Melodien zu schaffen befähigt gewesen. Auch als Urkundenschreiber wird er, 907, ersichtlich, und von 898 an, nachdem er zuerst 895 als Priester genannt wurde, waltete er urkundlich nachweisbar als Cellararius, Secretarius, Hospitarius, bis 912, unter den klösterlichen Officialen. Ekkehart nennt T. im besonderen auf dem Felde der musikalischen Leistungen als den Meister der Tropen, jener besonders an hohen Festtagen gesungenen ausschmückenden Zusatzverse, deren Weisen er durch das Rotta genannte Saiteninstrument zu finden wußte, und er erwähnt ihn als den Dichter der Weihnachtstrope „Hodie cantandus est“, sowie des Stückes „Omnium virtutum gemmis“, die T. zu einer von Karl III. verfaßten Antiphone zugefügt haben soll; dabei meint Ekkehart, einem musikalischen beanlagten Leser nur einzelne Verse Tutilo's anführen zu müssen, damit dieser sich daran erinnere, wie verschieden von allen Anderen dessen Klang gewesen sei. Ueberhaupt war T. ohne Zweifel ein Liebling des Verfassers der Casus sancti Galli, da er gern gerade von ihm erzählt oder ihn bei anderen Vorfällen als betheiligt erscheinen läßt. Besonders anschaulich ist der Zusammenstoß des Mönches mit den zwei Räubern, welche vor dem tapferen Manne in der Kutte davonflohen, ausgemalt. Im Todtenbuch von St. Gallen ist T. in einer Einfügung als doctor nobilis celatorque hervorgehoben, und Ekkehart schreibt ihm neben anderen Kunstwerken, z. B. einem Superfrontale, ganz ausdrücklich einen Antheil an den Schnitzereien des Elfenbein-Diptychon zu, das an dem auf Bischof Salomon's III. Auftrage angefertigten berühmten Evangelium in St. Gallen sich befinde, und so wollte man die eine Tafel vom Evangelium Longum, Codex Nr. 53 der St. Galler Stiftsbibliothek, auf der die Himmelfahrt Mariä und die Speisung des Bären durch den Klosterheiligen Gallus als figürliche Darstellungen sich finden, dem „Künstlermönche“ zuschreiben. Allein erstlich ist, gegen den Wortlaut des Zeugnisses Ekkehart's, die Urheberschaft des gleichen Künstlers auch für die zweite Tafel des genannten Codex, mit der Majestas Domini als Inhalt der Darstellung, in Anspruch zu nehmen, und zweitens reicht die Bezeugung für eine Zuschreibung des Werkes an T. durchaus nicht aus. Wohl aber ist allerdings Tutilo's Künstlerlegende als die früheste auf deutschem Boden vorkommende zu verzeichnen. Am Ende des Mittelalters galt T. als Heiliger in St. Gallen, und es gab da beim Kloster eine St. Güetlen-Cappelle. Stumpf (s. A. D. B. XXXVI, 751 ff.) wußte im 16. Jahrhundert auch von weiteren Kunstwerken, künstlichen astronomischen Tafeln, zu sprechen, die man in der St. Galler Bibliothek zeige und auf T. zurückführe.

Grundlage für die Geschichte Tutilo's sind Ekkehart's IV. Mittheilungen, besonders in cc. 1, 6, 22, 33—36, 39—40, 45, 46 (doch vgl. dazu

die kritischen Noten v. Verf. d. Art. in der Ausgabe, St. Gallische Geschichtsquellen, III, 1877). Vgl. ferner Gabr. Meier, Geschichte der Schule von St. Gallen im Mittelalter, Jahrbuch f. schweizerische Geschichte, X, 58 u. 59. Gegen die kritisch nicht ausreichende Würdigung Tutilo's durch Alw. Schultz in Dohme, Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit, I, Nr. 2, oder Lübke, der gar in seiner Geschichte der Plastik einen „Abt“ Tutilo erwähnt, vgl. Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. 111 ff., besonders aber Nachlese, 787—790, sowie Jul. v. Schlosser, Beiträge zur Kunstgeschichte aus den Schriftquellen des frühen Mittelalters, Sitzungsberichte d. phil.-histor. Classe der Wiener Akademie, CXXIII, Nr. 2, 180—185.

Meyer v. Knonau.

Twesten: August Detlev Christian T., gelehrter Theolog, geboren am 11. April 1789 in Glückstadt (Schleswig-Holstein) als Sohn eines dort garnisonirenden Unterofficiers. Er besuchte die Gelehrtenschule unter dem Rector Germar (spätern Hofprediger und Prinzenerzieher auf Augustenburg, † am 8. Mai 1865, s. A. D. B. IX, 31). 1808 bezog er die Universität Kiel und hörte hier zunächst philologische und philosophische Vorlesungen bei den Professoren Heinrich und Reinhold, während die theologischen ihn nicht befriedigten, 1810 ging er nach Berlin, wo er seine philologischen und philosophischen Studien fortsetzte, schließlich aber von Schleiermacher ganz und gar für die Theologie gewonnen ward. Sein als Student geführtes ausführliches Tagebuch, sowie sein Briefwechsel mit Schleiermacher, der bis zu dessen Tode fortgeführt ward, ist jetzt von Heinrici veröffentlicht (A. Twesten, nach Tagebüchern und Briefen, Berlin 1889). Seine Lehrer waren hier F. A. Wolf, Heindorf („ein wahrer Philolog“), Niebuhr, Fichte und besonders Schleiermacher. Wegen beschränkter Mittel nahm er 1813 eine Hauslehrerstelle an bei dem Physikus Dr. Schleiden in Hamburg, gab jedoch diese Stelle nach einem halben Jahre wieder auf, um auf privatem Wege seine Studien zum Abschluß zu bringen, nebenbei Privatunterricht in Hamburg-Altona ertheilend. Er promovirte nun rite in Kiel zum Dr. philos. Seine Diss. inaug. ist später gedruckt erschienen: „Comm. critica de Hesiodi carmine, quod inscribitur opera et dies“ 1815 mit einigen Zusätzen von Prof. Heinrich. Hierauf fand er noch 1813 Anstellung als Lehrer an dem Werder'schen Gymnasium in Berlin und im folgenden Jahre als Inspector am Joachimsthal'schen Gymnasium daselbst, aber noch im Laufe dieses Jahres, Mich. 1814 erhielt er den Ruf als prof. extraord. der Philosophie und Theologie an der heimischen Universität in Kiel, dem er mit Freuden Folge leistete. 1819 ward er ordentlicher Professor der Theologie und behielt dabei die außerordentliche Professur der Philosophie. 1826 erhielt er die theologische Doctorwürde von der Facultät in Bonn und der König ernannte ihn zum Ritter vom Danebrog. 1827 ward er Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen, 1833 ward er zugleich Aedil und Quästor der Universität. Nach dem Tode Schleiermacher's 1834 erging an ihn der Ruf als dessen Nachfolger in der Professur, den er jedoch, wie er vorher schon mit Berufungen nach Bonn und Göttingen gethan, erst ablehnte. Bei wiederholter Berufung ließ er sich jedoch bewegen, diesem Rufe zu folgen und Ostern 1835 siedelte er dann nach Berlin über. Man sah ihn damals ungern von Kiel scheiden, wo sein Einfluß ein höchst bedeutsamer war. In Berlin ward er 1841 auch Mitglied des Consistoriums der Provinz Brandenburg, 1852 des Kirchenraths und Oberconsistorialrath. Die Kieler Universität erneuerte ihm 1863 sein Diplom als Dr. philos. Am 13. November 1874 feierte er unter großer Betheiligung sein 60 jähriges Professorjubiläum, und setzte seine akademische Thätigkeit, während er die anderen Aemter abgab, noch fort bis an sein Ende. Er starb am 8. Januar

1876. Er war Inhaber des rothen Adlerordens II. Cl. mit dem Stern. Am 11. April 1889 ist sein Centenarium in Berlin gefeiert worden.

Die erste Wirksamkeit Twesten's war als Gymnasiallehrer und er hatte sich eine mehr als gewöhnliche philologische Bildung angeeignet, wovon seine oben genannte Dissertation schon Zeugniß ablegt, doch waren es die philosophischen und theologischen Studien, die ihm besonders zusagten und zu denen er vorzugsweise durch Schleiermacher angeregt worden war. Er bewahrte jedoch, Schleiermacher gegenüber, wie mächtig er sich auch von ihm angezogen fühlte, seine Selbständigkeit. 1817 schreibt er: „So gewiß ich glaube, daß nur auf seinem Wege eine Menge der durch Philosophie irre gewordenen zum Kirchenglauben wieder hingeführt und damit versöhnt werden können, — wie das nicht nur mir, sondern, nach seinem eigenen Geständniß, selbst Neander geschehen ist, so erkenne ich doch an, daß Schleiermacher nicht da steht, wo Luther stand und wo ich wünschte, daß der Kern der Theologen stünde.“ Als Professor in Kiel zog er die studirende Jugend in hohem Grade an sich. Seine Vorlesungen, lichtvoll, scharf und klar durchdacht, wurden alle stark besucht, seine Logik namentlich von Studenten aus allen Facultäten. Man kann mit Sicherheit sagen, daß die ganz entschiedene Mehrheit der schleswig-holsteinischen Geistlichkeit, die von 1814 bis 1835 in Kiel studirte, Schüler Twesten's im vollen Sinne des Wortes gewesen sind. — Als T. nach Kiel kam, fand er hier einen Kreis von Männern vor, die ihm zusagen mußten. Dahlmann, Falck, Hegewisch, Pfaff 2c., später kam noch Claus Harms dazu. Diese verbanden sich 1815 zur Herausgabe der Zeitschrift: „Kieler Blätter und Kieler Beiträge“, daran auch T. theilnahm, selbst als Mitredacteur. Von seinen Mitarbeiten nennen wir nur: „Bemerkungen über die Unterrichtsgegenstände in den Gelehrtenschulen unserer Herzogthümer“. 1816. S. 216. „Rede eines Geistlichen in einer Gesellschaft von Amtsbrüdern“ I, 125, anonym. Es sind hier im Kleinen schon die Zielpunkte seines Wirkens enthalten, die klar und bewußt von ihm durchs ganze Leben festgehalten worden sind. „Ueber Musik mit Bezug auf Apel's Choralmelodienbuch“ IV, 480 2c. Auch an dem von Falck herausgegebenen Staatsbürgerlichen Magazin betheiligte er sich mehrfach, z. B. „Stellung der Badeanstalt in Kiel zur Universität“ II, 450 2c. — Insbesondere waren es jedoch seine Vorlesungen, auf die er einen außerordentlichen Fleiß verwandte, und der auch mit reichstem Erfolg gekrönt wurde. Es waren dies philosophische, namentlich über Logik, verbunden mit einem Examinatorium. Im Druck erschien seine „Logik, insbesondere die Analytik“, 1825, und später: „Grundriß der analytischen Logik“, 1834. Er äußert sich selbst darüber dahin, daß er sich in der Anordnung dem Herkömmlichen angeschlossen habe, gibt aber zu, daß selbige den Ansprüchen an eine eigenartige Wissenschafts- oder Erkenntnißlehre nicht genüge, glaubt aber doch keineswegs, daß sie deshalb ihre Gültigkeit oder Nützlichkeit für den Anfang des philosophischen Studiums verloren habe, noch weniger, daß eine Umbildung, wie sie von Einigen gefordert und versucht ist, eine wirkliche Vervollkommnung derselben sein werde. Er bezeichnet seine Darstellung ausdrücklich als analytische Logik. Außerdem las er mit ungetheiltem Beifall allgemeine und christliche Religionsphilosophie, sowie Pädagogik, in der er sich Herbart anschloß. Vorzüglich waren es jedoch seine theologischen Vorlesungen, die seine Zuhörer fesselten. Er las neutestamentliche Exegese, seine Einleitungen zu den einzelnen Büchern waren vortrefflich; Dogmatik und Sittenlehre. Mit welchem Fleiß er seine Vorlesungen ausarbeitete, davon zeugt, daß in seinem Nachlaß sich über zwanzig Bearbeitungen der Dogmatik vorfanden. — Von seinen Vorlesungen über Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche erschien 1826 der erste Band, 1878 in 4. Auflage gedruckt. Des zweiten Bandes 1. Abtheilung folgte erst 1837,

A. Neander dedicirt. Obgleich der Verfasser in der Vorrede schrieb: „Hoffentlich werde ich im Stande sein, die 2. und 3. Abtheilung in nicht zu langem Zeitraum folgen zu lassen", ist doch leider! diese Fortsetzung nicht erschienen. Der Verfasser genügte sich selber nie. Es hat Jemand über dieses Werk geurtheilt; „Vollendet, obwol es ein Torso geblieben!" Ueber diese seine Arbeit sprach sich der Verfasser also aus: „Der Rationalismus, wenn auch von Vielen schwach befunden, wo es das Aufbauen gilt, ist doch als Gegner zu stark, um durch andere als gleiche Waffen bekämpft werden zu können; die bloße πίστις will uns in unserm dermaligen Zustande, mit seinen Vorzügen oder Gebrechen, kein Genüge leisten, wir bedürfen der γνωσις — der wahren gegen die falsche — und im Christenthum ist Nichts, warum wir dies Bedürfniß verleugnen sollten". Zur Regeneration der Theologie wünscht er ein Scherflein beizusteuern. Es gibt zweierlei, worin sich Theologen, auch verschiedener Ansichten, begegnen sollten. Einmal das Interesse für wissenschaftliche Schärfe, Tiefe, Gründlichkeit und dann die Geschichte, richtige Auffassung des kirchlichen Lehrbegriffs und wissenschaftliche Ergründung und Aneignung des in ihm Wesentlichen und dauernd Gültigen. Er sagt ferner: „Befremden wird es vielleicht Manchen, mich so geflissentlich mit der Entwicklung und Bestimmung von Begriffen und Formeln beschäftigt zu sehen, die man gewöhnlich als veraltet und scholastisch bei Seite schiebt. — Was die Principien betrifft, von denen ich ausgehe, so beruht die Glaubenslehre 1) auf der Grundvoraussetzung der Wahrheit des evangelischen Supranaturalismus. Ich kann für die christliche Theologie keinen höheren Standpunkt anerkennen, als den der Apostel, die es lieber mit der göttlichen Thorheit hielten, als mit der menschlichen Weisheit (1. Cor. 1, 21. 25), und obgleich Niemand ist, der nicht lieber im Schauen wandelte als im Glauben, der nicht die Wahrheit lieber selbst erkennen, als sie auf Zeugniß der Autorität annehmen wollte, obgleich auch ich für das höchste Ziel des Theologen halte das, was sich wissen läßt, auch wirklich zu wissen, und jedem dankbar bin, der mich an diesem Wege fördert, so kann und will ich mir doch über den Erfolg keine Illusion machen, kann nicht den Willen für die That, nicht das Versprechen für die Erfüllung nehmen, kann meine Ueberzeugung in den höchsten Dingen, durch die sich, wo in irdischen Dingen des gewöhnlichen Lebens etwas zu wagen oder zu opfern wäre, Niemand bestimmen lassen würde; ich habe daher kein Hehl, daß es wichtige Dogmen gibt, die mir bei allen vielgerühmten Versuchen, sie aus Vernunftgründen als wahr und nothwendig darzuthun, durchaus problematisch bleiben würden, wenn ich das Wort der Schrift nicht wollte als entscheidend gelten lassen. 2) Will diese Glaubenslehre sein, was sie sich nennt: eine Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, — weil ich der Meinung bin, daß es im wesentlichen ein seiner Idee entsprechendes, auf biblischem Grunde fest und folgerecht aufgeführtes Lehrgebäude sei und weil ich wünsche, durch lebendige Reproduction desselben aus dem ihm zum Grunde liegenden Bewußtsein zum vollen und klaren Verständniß der Nothwendigkeit und Bedeutung auch seiner einzelnen Lehrbestimmungen zu führen. Daß ich diese nicht deshalb für richtig halte, weil sie in der Kirche recipirt sind, daß ich die Kirchenlehre nicht als abgeschlossen und unverbesserlich ansehe, daß ich gewisse Einseitigkeiten nicht verkenne, wird meine Darstellung selber zeigen. 3) Endlich wünscht sie auch zu dem, was man als das am meisten empfundene Bedürfniß und als den eigenthümlichen Beruf unserer Zeit in der Bearbeitung der Glaubenslehre bezeichnen kann, etwas beizutragen, nämlich zur philosophischen Durchbildung derselben; dies Wort in dem allgemeinsten Sinne genommen, ohne sie dadurch von einem philosophischen System abhängig machen oder über das Verhältniß zu einem solchen etwas festsetzen zu wollen." — Ueber sein Verhältniß zu Schleiermacher

insbesondere äußert er sich, daß er dessen Grundansicht für wahr halte und theile, daß er jedoch dessenungeachtet in mehreren Lehrstücken zu anderen Resultaten gekommen und diese theilweise selbst bestreiten müsse. Es beruhe das darauf, daß er das Verhältniß des Erkennens zum religiösen Bewußtsein nicht ganz, wie Schleiermacher, bestimme, sondern demselben mehr einräume. Dieses führe nothwendig zur Verschiedenheit der dogmatischen Ansicht. Dahin gehöre auch, daß er theils über das Verhältniß der Glaubenslehre zu den Ansprüchen der heiligen Schrift, theils über manche philosophische Begriffe und Lehrsätze, z. B. über die Freiheit, anders denke, sowie daß Schleiermacher's Verhältniß zur Kirchenlehre nicht das seinige sei. Was das Verhältniß zur Philosophie überhaupt angeht, so sei er mit Schleiermacher einverstanden, daß sie es nicht ist, wodurch die religiöse Ueberzeugung des christlichen Theologen begründet und bestimmt werden soll und daß in dem Maaße als eine Frage rein speculativer Art ist, sie die Dogmatik eigentlich nicht angeht. Daß aber dennoch die philosophischen Ansichten nicht ohne Einfluß auf die Glaubenslehre bleiben können, sei ihm klar. Man kann von theologischen Gegenständen weder denken noch reden, ohne sich philosophischer Kategorien zu bedienen. So ist die Bedeutung, welche man diesen beilegt, das Verhältniß, welches man unter diesen annimmt für Sinn und Ausdruck theologischer Lehrsätze von unleugbarer Wichtigkeit. Ist es ganz besonders Sache der Philosophie uns über Grund, Bedeutung und Anwendung dieser Kategorien aufzuklären, so leuchtet ein, sowol, daß man ohne Philosophie auch die Aufgabe der Dogmatik nicht befriedigend wird lösen können, als auch, daß die Art, wie man sie löst, zum Theil durch die philosophischen Ansichten, denen man huldigt, bedingt sein wird. — 1841 gab er Schleiermacher's Grundriß der philosophischen Ethik heraus. In der ausführlichen Einleitung (102 Seiten) gibt er eine vollendet klare und durchsichtige Darstellung der wissenschaftlichen Arbeit Schleiermacher's. 1869 hielt er — und wer wäre dazu näher berechtigt gewesen — bei der Berliner Universitätsfeier des hundertjährigen Geburtstages Schleiermacher's die Festrede, die ein schönes Denkmal seiner Pietät gegen den unvergeßlichen Lehrer und Freund bietet. — In Kiel hatte er in enger Freundschaft mit Klaus Harms gelebt. Es war zum Sprüchwort geworden: „T. bekehrt seine Zuhörer und Harms tauft sie dann."

Von seiner Schriftstellerei, die ja nicht gerade sehr umfassend, — er wiederholte oft, daß Schriftstellerei eigentlich nicht seine Sache sei — erwähnen wir doch noch: „Die drei ökumenischen Symbole, die Augsburger Confession und die repetitio conf. Augsb." (1816, 3. Aufl. 1860). Mit Harms „Die ungeänderte Augsburger Confession, so wie sie 1530 übergeben worden. Deutsch und Lateinisch" (1819). „Nachricht von dem zu Gettysburg in Pennsylvanien zu errichtenden theologischen Seminar" (1826), wofür er sich interessirte. — „Matthias Flacius Illyricus, eine Vorlesung mit Anlage von H. Rossel" (1844). Eine kleine gehaltvolle Schrift, die geschichtliche Ehrenrettung eines von der Parteien Haß und Gunst verschieden gefärbten Charakters, der trotz offenkundiger Fehler doch des Verfassers Achtung gewonnen. „Leonardi Hutteri compendium locorum theol. Addita sunt excerpta ex J. Wallebii et B. Picteti compendiis" (1855). Durch die Herausgabe dieses classischen Grundrisses der lutherischen Bekenntnißdogmatik und durch die Beigabe der ursprünglichen Fassungen der reformirten Sonderlehren wollte T. zu einer sachlichen und billigen Schätzung ihres bleibenden Werthes beitragen. — In Kiel hatte T. ein exegetisches Seminar eingerichtet, das nach seinem Weggang zunächst von Pelt fortgeführt wurde. In Berlin that er desgleichen und hat dasselbe dort bis an sein letztes Ende mit besonderem Interesse fortgesetzt. — An der Berliner Generalsynode 1846

hat er lebhaft theil genommen und bei den Verhandlungen derselben sich bestimmt ausgesprochen über sein Verhältniß zu den Bekenntnißschriften der Kirche. Diese classischen Urkunden der Reformation sollen nicht wie ein Gesetzbuch für richterliche Gewalten gelten. Sie sollen gelten in dem Geiste, in welchem sie gelten wollen (1. Corinth. 30, 10—15, Art. Smal. 305). „Ich habe Vertrauen genug zu der inneren Kraft unserer Bekenntnißschriften, um zu glauben, daß sie sich durch sich selbst geltend machen werden, wenn sie nur nicht durch eine neue Bekenntnißformel in den Hintergrund gedrängt werden. In ihren herrlichen Bekenntnißschriften hat die evangelische Kirche ihren Reichthum, d. i. eine Quelle beständiger Kraft und Tüchtigkeit, davon das Herz warm wird, dafür man leben und sterben kann. Nur durch kirchliche Vereinigung wird man ermitteln, ob die Lehrverschiedenheiten der Theologie oder dem Glauben, der Schule oder dem Gemeindeleben angehören.“ In der 1. Auflage von Herzog's theologischer Realencyklopädie ist von T. der Artikel „Union“ bearbeitet (Bd. XVI, S. 659, in der 2. Auflage dagegen von Hauck). Er erörtert hier das Wesen und die Bedingungen derselben. „Sie setzt allerdings kirchliche Gegensätze voraus, aber eben derartige, die weder zum Schisma, noch zur Häresie führen. Das Ziel aller Unionsbestrebungen muß die Vereinigung aller an einem Orte lebender Gläubigen zu gemeinschaftlicher Erbauung sein. Es muß aber zugleich ein Unterschied gemacht werden zwischen dem, was zur Erbauung der Gemeinde dient und dem, was Sache der Schule ist.“

„T. war ein Mann aus einem Guß und von bewundernswürdiger Vielseitigkeit. Seine Anforderung an sich war die größte, deshalb hielten ihn die nächsten Pflichten fest, seine Ueberzeugungen waren an sich stark und unbeugsam. Allerwege trug und hob ihn das mächtigste Gottvertrauen.“ — „Als Lehrer hat er durch Klarheit und Sicherheit der Methode, durch selten ausgebreitete und umsichtig ausgebeutete Gelehrsamkeit, durch sorgsam abwägende Billigkeit des Urtheils und ungeblendete Wahrheitsliebe, unermüdlich thätig, nachhaltige Wirksamkeit geübt.“ — Als Mitglied des Kirchenregiments arbeitete er in gerechter Milde und in bewußter Ablehnung jeder Verkümmerung der reformatorischen Grundsätze für den Aufbau der einen und großen evangelischen Kirche. Seine häuslichen Verhältnisse waren sehr glückliche; sein Haus in Berlin war der Mittelpunkt eines großen Freundeskreises der „den Jahresringen des Baumes vergleichbar, sich erneute und verjüngte“. Ein schwerer Schlag war es, als der einzige Sohn, der bekannte Karl T., am 14. October 1870 eines frühen Todes starb (s. u.). Doch ertrug T. auch dieses Schicksal in christlicher Gottergebenheit und dankte seinem Gott für das, was er an diesem Sohne gehabt.

Lübker-Schröder, S.-H. Schriftstellerlex. II, 634. — Alberti, S.-H. Schriftstellerlex. II, 490 und Forts. II, 330. — Brockhaus' Conversationslex. der neuesten Zeit, 1834, IV, 675; dito der Gegenwart 1841, IV, 2, 138. — Carstens, Geschichte der Kieler theol. Facultät, S. 74. Kl. 1875. — Heinrici in Herzog's theol. Realencyklopädie, 2. Auflage, Bd. XVI, S. 97. — G. Heinrici, D. Aug. Twesten nach Tagebüchern u. Briefen. Berlin 1889. — Kleinert's u. Curtius' Worte der Erinnerung an Dr. A. T. Marburg 1889.

Carstens.

Twesten: Karl T., preußischer Parlamentarier, geboren zu Kiel am 22. April 1820, † zu Berlin am 14. October 1870, Sohn des bekannten Theologen August Detlev Christian T. († 1876), studirte in Heidelberg und Berlin (1838—41) die Rechte, wurde 1845 Assessor am Kammergericht, später Kreisrichter in Wittstock, 1855 Stadtgerichtsrath in Berlin. Von großen Gaben und überaus vielseitiger Bildung sowie von höchst trefflichem Charakter, zeigte er bald eine vorherrschende Neigung für die Politik. Er war auf den verschiedensten

Gebieten schriftstellerisch thätig, indem er über den Philosophen und Nationalökonomen August Comte (Preußische Jahrbücher 1859, S. 279—306), über die Rechtsverhältnisse der Mediatisirten, über Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft (Berlin 1863), den preußischen Beamtenstaat (Preußische Jahrbücher 1866, S. 1—38 und 109—147), Macchiavelli (Berlin 1868), über die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker und der Aegypter (herausgegeben von Lazarus, Berlin 1873, 2 Bde.) arbeitete. Diese Schriften verrathen vor allem gründliche philosophische und nationalökonomische Schulung, ferner einen feinen historischen Sinn und tüchtige rechtswissenschaftliche und litterarische Bildung. Durchaus modern veranlagt, baute er mit Vorliebe Gebiete an, auf welchen die zünftige Wissenschaft später die umfassendsten Studien unternahm. Alle seine Schriften zeichnen sich durch Gefälligkeit der Darstellung und Gedankenreichthum aus, nur lassen sie etwas die Klarheit der Disposition vermissen. Vielfach blickte die liberale Grundrichtung durch, in deren Vertretung er seine Lebensaufgabe finden sollte. Zum ersten Mal nahm er öffentlich zu der Tagespolitik Stellung in der kleinen wenig beachteten Flugschrift „Woran uns gelegen ist“ (1859). Ganz anders wirkte seine im April 1861 geschriebene berühmte Broschüre: „Was uns noch retten kann. Ein Wort ohne Umschweife“, die mit den Worten Luther's „Aergerniß hin, Aergerniß her!“ als Motto in Berlin bei Guttentag 88 Seiten stark erschien. Sie wies auf die von Napoleon drohende Gefahr und verglich die damalige Lage mit der vor 1806, behauptete, daß Preußen sich in einem vitiösen Zirkel befände, Preußens Beruf wäre, der weiteren Vergrößerung Frankreichs Widerstand zu leisten, eine Vermehrung des Heeres würde dabei aber nichts helfen, so lange das innere Lebens des Staats kranke, die Regierung besäße kein Vertrauen, weder im Innoch im Auslande. Eingehend wandte der Verfasser sich dann zu einer überaus scharfen Kritik des Herrenhauses und des Militärcabinets mit persönlicher Spitze gegen den Chef des letzteren, den Generalmajor Freiherrn Edwin v. Manteuffel. „Wird es auch bei uns einer Schlacht von Solferino bedürfen, einen unheilvollen Mann aus einer unheilvollen Stellung zu entfernen?“ fragte er (S. 81). Bestimmte Angaben über das, was Preußen retten könnte, machte er nicht, wenn anders nicht die Kriegstreibereien bei Verweigerung der Heeresvergrößerung ernst zu nehmen waren. Düster schloß die schroff oppositionelle, aber doch patriotische Schrift: „Im Lande wird die Stimmung mehr und mehr allgemein, daß wir hoffnungslos und rettungslos dem Verderben entgegen wanken.“ Heißblütig, wie er war, hatte T. alles auf die Spitze getrieben und war nicht vor Wendungen zurückgeschreckt, die in einer Zeit, in der man gegen solche Angriffe noch nicht abgestumpft war, beleidigend wirken mußten. Bei dem großen Aufsehen, das die Schrift erregte, und in seiner hervorragenden Stellung sah sich der am meisten angegriffene Manteuffel veranlaßt, den ungenannten Verfasser nach der Urheberschaft zu fragen, ihn zum Widerruf aufzufordern, und als T. dies ablehnte, ihm zum tiefen Kummer seines Königs durch den General Hiller v. Gärtringen eine Forderung zu überschicken. T. nahm, im Gegensatz zu manchem anderen liberalen Wortführer in ähnlicher Lage, an. Der Zweikampf fand am 27. Mai statt, Twesten's Kugel ging dem General dicht am Kopf vorüber. Manteuffel bot ihm nun unter ehrender Anerkennung seines mannhaften Verhaltens Ausgleich an, T. lehnte aber jede Zurücknahme seiner Worte ab, Manteuffel zerschmetterte ihm darauf den rechten Arm. Nachher bot er ihm die Hand; T. gab ihm die Linke: „er möchte entschuldigen, daß es nicht die Rechte wäre, aber dies habe er ihm unmöglich gemacht.“ Durch jene Broschüre und die folgenden Ereignisse wurde T. mit einem Schlage einer der volksthümlichsten Männer im Lande und im Herbst, zunächst von Berlin, in das Abgeordnetenhaus geschickt.

Dort wurde er bald einer der Führer der Fortschrittspartei, wozu ihn seine politische Sachkenntniß, seine mannichfache Bildung und seine Rednergabe in hohem Maße befähigten. Der Heißsporn sollte sich während dieser parlamentarischen Wirksamkeit nicht verleugnen. Sachlich und formell gerieth er dadurch oft auf falsche Wege, vor allem aber bereitete er sich selbst auf diese Weise viel Aufregung und Verdruß. Die meist besprochene Angelegenheit, in die er dadurch verwickelt wurde, war ein Conflict mit den Justizbehörden über die parlamentarische Redefreiheit, den er seit dem 20. Mai 1865 lange Jahre durchzukämpfen hatte. An jenem Tage griff er das Justizministerium in der maßlosesten Weise an. Er äußerte mit Bezug auf die Justiz: „Wir sind nicht dazu da, um Illusionen aufrecht zu erhalten, deren Behauptung allmählich zur Heuchelei wird", die Entscheidungen des Obertribunals wären der unverfälschte Ausdruck einer politischen Richtung, er sprach von einer Präventivjustiz und behauptete: „Das Unrecht hat alle Scham verloren." Der Justizminister Graf Lippe versetzte ihn wegen dieser Angriffe im Einverständniß mit Bismarck in Anklagezustand, obwol dies ein Eingriff in die parlamentarische Redefreiheit war und die Sache der Regierung hierdurch nur verschlimmert wurde. T. wurde in zwei Instanzen freigesprochen; jedoch verwies das Obertribunal den Proceß zu erneuter Verhandlung in die erste Instanz zurück. Seine Volksthümlichkeit wuchs dadurch nur noch; und das Ministerium Bismarck-Lippe förderte durch jene offenbare Rechtsbeugung seine Beliebtheit nicht. Freilich war es eine noch größere Rechtsbeugung, wenn das Abgeordnetenhaus und mit ihm T. in erster Linie (10. II. 1866) den Beschluß des Obertribunals vom 29. Januar 1866, durch welchen die Erhebung der Anklage gegen T. und noch einen Abgeordneten (Frentzel) für zuläßig erklärt wurde, für verfassungswidrig erklärte und sich damit die oberste richterliche Gewalt anzumaßen suchte. Danach wurde Kammerjustiz über die geordnete Rechtsprechung gesetzt, was geradezu an den französ. Convent erinnerte. Zum Glück konnte das Abgeordnetenhaus in seiner Ohnmacht seinen Beschlüssen keine praktische Folge geben. Nach seiner endgültigen Verurtheilung schied T. aus dem Justizdienst (1868) und nahm eine ihm von der Berliner Stadtverwaltung angebotene Stellung an. Seine parlamentarische Haltung war ursprünglich schroff oppositionell gegen die Heerespolitik und später gegen das Ministerium Bismarck. Aber schon in der schleswig-holsteinischen Frage begann er einzulenken. Der geborene Kieler verfolgte begreiflicherweise den Gang der Dinge auf der jütischen Halbinsel mit besonderer Aufmerksamkeit. Sein warmer deutsch-nationaler Patriotismus blickte aus allen den Reden, die er in dieser Sache gehalten hat, nicht ohne allerdings manchen heftigen Vorstoß gegen Bismarck zu unternehmen. Als der Ausschuß der 36 auf den 1. October 1865 nach Frankfurt einen deutschen Abgeordnetentag einberief, um Protest gegen Bismarck's Meisterwerk, den Gasteiner Vertrag, durch den die Verwaltung Schleswigs an Preußen, Holsteins an Oesterreich kam, einzulegen, stand T. an der Spitze der preußischen Parlamentarier, die ablehnten, mit der Begründung, die Mehrheit der preußischen Volksvertretung würde niemals Beschlüssen zustimmen, welche die Macht und Zukunft Preußens beeinträchtigten, eine Erklärung, die einen französischen Diplomaten zu dem Ausspruch veranlaßte: „In jedem Preußen steckt doch ein Stück vom alten Fritz." Als 1866 der Erfolg gegen die liberale Obstructionspolitik entschieden hatte, trat T. aus der Fortschrittspartei aus und gründete am 17. November im preußischen Abgeordnetenhause die sogenannte „nationale Partei", die gleich darauf bei Eröffnung des norddeutschen Reichstages den treffenderen Namen der „nationalliberalen" annahm. Er selbst wurde in den Vorstand gewählt. Schon vorher war er einer der Hauptbefürworter der Indemnitätsertheilung. Später äußerte er sich über seine Schwenkung: „Wir haben die Reorganisation der Armee bis 1866 bekämpft. Nach 1866, glaube ich, daß nicht wir allein,

ſondern auch die ungeheure Majorität des Volks der Ueberzeugung iſt, daß dieſe Reorganiſation unwiderruflich feſtſteht.“ Das Verlangen der Regierung, daß ein Staatsſchatz angelegt würde, wurde von ihm (1866) für unvereinbar mit den Grundſätzen einer parlamentariſchen Verfaſſung bezeichnet, doch wollte er im Hinblick auf die großen Aufgaben der nächſten Zeit der Bewilligung nicht entgegen ſein; was jedoch bis zum 1. Januar 1870 nicht durch Kriegsausgaben verbraucht ſei, wollte er zur Tilgung der Staatsſchulden verwendet wiſſen. Von dieſem Zeitpunkte an dürfe kein todtliegender Schatz mehr geduldet werden. Der Krieg von 1870/71 zeigte, wie wenig ſtichhaltig ſein Standpunkt war. So ſehr er Bismarck's Verdienſte um die auswärtige Politik anerkannte, ſo glaubte er ihm doch ausdrücklich „einen bedauernswerth geringen Sinn und Verſtändniß für Fragen der inneren Politik“ nachſagen zu müſſen. Zu ſeinen ſtändigen Forderungen gehörte bei der Berathung der Verfaſſung des norddeutſchen Bundes, um deren Zuſtandekommen er ſich weſentliche Verdienſte erwarb, die Einrichtung verantwortlicher Bundesminiſterien, die dem unbeugſamen Widerſtande des leitenden Staatsmannes begegnete. Die Vollendung des Einigungswerkes ſollte er nicht mehr erleben. Am Jahrestage der Schlacht von Jena raffte ihn im großen Jahre 1870 ein früher Tod hinweg. Seine politiſche Wirkſamkeit ſtellt einen großen Irrthum dar. Er beſaß indeß die bemerkenswerthe Gabe, ſich auf den Boden der Thatſachen zu ſtellen. Seine hochpatriotiſche Geſinnung und Empfindung, ſein ritterlich-anſtändiger Charakter und ſeine reiche Bildung machen Tweſten's Perſönlichkeit zu einer der anziehendſten, lichtvollſten unter den Vertretern der liberalen Partei, die allen Grund hat auf ihn beſonders ſtolz zu ſein.

Die angeführten Schriften Tweſten's. — Parlamentsberichte. — Die Zeitungen (Voſſiſche und Kreuz-Zeitung) über das Duell T.-Manteuffel. — Herbſt, Encyklopädie. — v. Sybel, Begründung d. Deutſchen Reiches. — Robolsky, Der deutſche Reichstag. — O. Bähr, Die Redefreiheit der Volksvertretung und der Proceß Tweſten (Preußiſche Jahrbücher, 1868). — K. H. Keck, Das Leben des Generalfeldmarſchalls Edwin v. Manteuffel. Bielefeld und Leipzig 1890. H. v. Petersdorff.

Tweſtreng: Eberhard T., J. U. L., Bürgermeiſter in Hamburg, † 1609, ſtammte aus einem alten hamburgiſchen Geſchlecht, das wenigſtens ſeit dem Anfang des 15. Jahrhunderts daſelbſt genannt wird und um die Mitte des 18. ausgeſtorben zu ſein ſcheint. Bereits im J. 1414 ſtiftete Heino T. eine jährliche Rente von 27 Mark für die Capelle zum heiligen Geiſt; ſpäter, im J. 1472, wird auf dem Hanſetage zu Lübeck über einen gewiſſen Ludecke T. in Hamburg Klage geführt, weil er die Laken (Tuche) ohne Certificacie des Kaufmanns in Hamburg eingeführt und dem „Kaufmann“, d. h. der Kaufmannsſchaft, nicht den Schoß entrichtet habe. Gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts heirathete Joachim T. die Tochter des Rathsherrn Joachim Nigel, Geſa und verſchwägerte ſich dadurch mit rathsverwandten Familien, unter anderem auch mit dem um die Einführung der Reformation verdienten Joachim Moller (ſ. A. D. B. XXII, 125) († 1558). Nun wenden ſich Glieder der Tweſtreng'ſchen Familie auch dem Gelehrtenſtande als Aerzte und Juriſten zu, und unter dieſen gelangen zwei zur Bürgermeiſterwürde. Eberhard T., geboren 1544, ein Sohn jenes Joachim T., machte nach ſeinen Univerſitätsjahren als Begleiter und Mentor eines holſteiniſchen Edelmannes, Gerhard Ranzau (1580 im Duell geblieben; Moller, Cimbr. lit. I, 524), lange Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und Italien. In Baſel 1578 zum J. U. L. promovirt, begab er ſich nach Speier an das Reichskammergericht, wurde aber noch in demſelben Jahre zum Senatsſecretär in der Vaterſtadt erwählt, dann 1601 Rathsherr und 1606 Bürgermeiſter. Während es im allgemeinen üblich war, den durch Begabung, Studien und Sprachkenntniſſe beſonders dazu befähigten Rathsmitgliedern die

stets nothwendigen Gesandtschaftsreisen zu übertragen, widmete T. seine Thätigkeit vorzugsweise der Umarbeitung älterer und Abfassung neuer Gesetze. Er hat unterschrieben und doch auch wohl redigirt die erste Postordnung Hamburgs vom Jahre 1580, wie solche durch die Aelterleute „des gemeinen Kaufmanns“ für die geschworenen Boten, die nach Westen, d. h. nach Antwerpen und Amsterdam, reisten, aufgestellt worden. Als Protonotar unterschrieb er die von Rath und Bürgerschaft abgefaßte Capitulation für den Amtmann in Ritzebüttel, wozu stets auf sechs Jahre ein Rathsherr gewählt wurde; die Privilegien der Handwerksämter wurden von ihm ausgearbeitet; besonders thätig war er aber, als im J. 1603 das Stadtrecht von 1497 einer Revision unterzogen wurde und ihm die des vierten Theils „von leiblichen Schaden, injuriis und Criminalsachen“ übertragen wurde. Neben dieser amtlichen Thätigkeit unterhielt er einen regen Briefwechsel mit vielen Gelehrten und beschäftigte sich mit der Alterthumskunde und geschichtlichen Forschungen. Auf eigene Kosten ließ er die damals gefeierten lateinischen Dichtungen des Hamburger Schulrectors Henning Conradinus (s. A. D. B. IV, 446 und Hamb. Schriftsteller-Lexikon I, 570) herausgeben. Nicht lange erfreute T. sich seiner angesehenen Stellung: ein Schlagfluß machte seinem Leben 1609 ein Ende, als er, die Rathsstube verlassend, den Wagen bestiegen hatte, um auf seinen Landsitz zu fahren. Seine beiden Söhne studirten, beide heiratheten Töchter von Rathsherren und wurden selbst in den Rath gewählt; jedoch die Liebe zu den Wissenschaften hatte besonders Joachim vom Vater geerbt, derjenige unter ihnen, der nach dem Besuche von Rostock 1604 und von Wittenberg 1608, wo er eine Disputation veröffentlichte, Kaufmann wurde und vor seiner Rathswahl verschiedene bürgerliche Aemter verwaltete und mithin zu den seit der Reformation in Hamburg nicht so selten erscheinenden Männern gehört, die mit einem geschäftlichen Beruf eine Universitätsbildung verbanden. Der Sohn seines Bruders Eberhard, Barthold T., wurde Jurist, heirathete die Tochter des Bürgermeisters v. Eitzen, wurde 1649 Senator und 1663 Bürgermeister und somit College seines Schwagers, des Bürgermeisters Barthold Moller. Barthold Twestreng's Wahl ist nicht von Bedeutung durch das, was er geleistet hat — weiß doch selbst die nach seinem Tode erschienene übliche Memorie (s. Fabricius, Mem. I, p. 382—390) nichts von ihm zu berichten, die ominöser Weise anonym Namens der vier Professoren des Akademischen Gymnasiums anstatt, wie gewöhnlich, von einem derselben verfaßt ist — sondern seine Wahl veranlaßte eine verbesserte Ordnung der Rathswahlen, nämlich den Wahlreceß von 1663, indem die Bürgerschaft angesichts der vielfachen Verschwägerungen der Wahl Twestreng's vorwarf, sie sei „vergaddert“ (bei Buek, Bürgerm., S. 99 „verkatert“, eine ebenso geschmacklose Umbildung des niederdeutschen Ausdrucks wie der Name „Zweistreng“ statt „Twestreng“) gewesen, d. h. auf unrechtmäßige Weise verabredet.

Staphorst IV, 23, 123. — Hanse-Recesse, Abth. II, Bd. 5. — Hamb. Schriftst.-Lexikon VII, 435, 437. — Mitth. des Vereins f. Hamb. Geschichte. 10. Jahrg. 34, 212. — Buek, Bürgermeister, 64, 98, 222—225. — Wilckens, Hamb. Ehrentempel 17, 114. — Der Stadt Hamburg Gerichtsordnung und Statuta. Hamburg 1842, 4°, S. VIII. W. Sillem.

Tychsen: Oluf Gerhard T., Orientalist, geboren am 14. December 1734 (nicht 1735, wie Lübker-Schröder, Lexikon der Schlesw.-Holst.-Lauenburgischen und Eutinschen Schriftsteller von 1796—1828, Bd. II, 1830 fälschlich angeben) zu Tondern, † am 30. December 1815 zu Rostock. Tychsen's Vater war aus Norwegen und zwar aus einer Stadt in Nidrosien gebürtig. Aus einem Schreiben Tychsen's an den dänischen Geheimen Rath v. Hoegh-Guldberg vom 4. April 1787 erfahren wir über den Großvater väterlicherseits folgendes: Avus

paternus Ulph Tuka, a rusticis, quos Odels Bondar vocant, originem trahens, iam aetate profectus crudelitate viceregis classiarius factus, post varia praelia navalia cum Suecis feliciter commissa tandem vulneratus, ad oras Flenopolitanas expositus et auxilium a praesenti necessitate repetere dire coactus fuit. Arcessitis e patria uxore et filio et vendito patrimonio a Suecis irrumpentibus plus semel vastato, sedem in pago aliquo Alseni fixit, donec mortua uxore Tunderam ad filium, qui Jutam virginem duxerat, se conferret. Der Großvater machte auch, nach Tychsen's Vindicatio vom Jahre 1787, den Successionskrieg in Spanien mit, und von ihm wollte T. als zarter Knabe in der spanischen Sprache unterrichtet worden sein, worin er später „zur lehrreichen Uebung“ die Refutacion vom Jahre 1786 geschrieben habe. (Im Widerspruch mit dem Vorigen bezeichnet T. in einem englischen Briefe an den Pagenhofmeister Raddatz vom 7. Juni 1767 die englische Sprache als „die Sprache seiner Voreltern“.) T. nennt in seiner (bis zum Jahre 1758 reichenden) handschriftlichen Lebensbeschreibung in lateinischer Sprache seinen Vater: Jaern Tukason, in dem oben angeführten Schreiben aber: Jern Tuka. „Mutati cognominis paterni“ — heißt es in dem letzteren weiter — „causam hanc habeo. Quoniam cum Graeco τυχη sono fere aequalis erat et Slesvicenses in more positum habebant, nominibus suis ‚sen‘ addere, hanc permutationem, quam puer, sapere ausus, doctam aeque ac ominosam reputabam, excogitavi, quae, posteaquam introducta fuerat, amplius remutari non poterat. Ex quo apparet me cum omnibus hoc cognomine insignitis nulla affinitate coniunctum esse.“ Danach wäre also T. mit keinem seines Namens verwandt gewesen, sondern hätte sich denselben in der Jugend ebensowol des gelehrten Klanges als der guten Vorbedeutung wegen, um ein „Glückssohn“ (von τύχη!) zu werden, selbst beigelegt. Und doch fand Hartmann ein gedrucktes Blatt, auf dem T. eine nicht näher bezeichnete und wahrscheinlich nie erschienene Schrift dem kgl. preußischen General-Referendar beim Gericht zu Kolberg, Oluf v. Tychsen, dem kgl. dänischen General-Kriegscommissar und Etatsrath im Königreich Norwegen, späteren Festungsgouverneur auf der Küste von Guinea, Christian v. Tychsen und dem kgl. dänischen Schiffscapitän Steno v. Tychsen, seinen „vielgeliebten Herren Vettern“, widmet. Aber mit ihnen verknüpften T. ebensowenig verwandtschaftliche Bande, wie sein Vater den Rang eines dänischen Hauptmanns bekleidete, wofür er ihn manchmal ausgab. Dieser hatte vielmehr das Schneiderhandwerk erlernt und war dann allerdings unter das dänische Militär getreten, hatte es aber nur bis zum Sergeanten gebracht. Der kärgliche Sold ließ ihn in dienstfreien Stunden wieder zur Nadel greifen, um sich mit seiner Familie zu ernähren. Die beiden ersten Knaben starben früh. Nach ihrem Tode wurde den Eltern ein dritter Knabe geschenkt, dem sie in der Taufe die vereinten Vornamen jener beiden beilegten: Oluf Gerhard.

T. besuchte bis zum Jahre 1745 die öffentliche Stadtschule, sodann die Lateinschule seines Heimathsortes; in der letzteren genoß er den Unterricht des im Griechischen und Hebräischen tüchtigen Rectors Joh. Friedr. Overbeck. Ostern 1752 kam er auf das Gymnasium (Christianeum Academicum) zu Altona, wo ihm der damalige Amtmann, spätere Geh. Conferenzrath v. Holstein, die erledigte Stelle eines Stipendiaten, nebst freiem Unterricht und Wohnung, verschafft hatte. Hier wurde er nicht nur in die Naturwissenschaften und classischen Alterthümer durch den Professor Geo. Chr. Maternus v. Cilano (geb. 1696 zu Preßburg, † 1773), den Verf. einer „ausführlichen Abhandlung der römischen Alterthümer“ (4 Bde., 1775—76, hrsg. von G. Ch. Adler), sondern auch in das Rabbinische, sowie mehrere andere morgenländische Sprachen durch den Professor Joh. Christoph Sticht (s. A. D. B. XXXVI, 170) eingeführt; T. selbst hob noch den Nutzen hervor, welcher ihm für die Kenntniß des Talmud und der neueren jüdischen

Litteratur aus dem Umgang mit dem Oberrabbiner Jonathan Eybeschütz († 1765) erwachsen sei. Nach Einigen verließ T. schon im J. 1755 Altona und bezog die Universität Jena, die er jedoch wegen der dort herrschenden freien Richtung in der Theologie gar bald mit der Universität Halle vertauscht habe; nach Hartmann wandte er sich gleich und zwar erst Ostern 1756 nach Halle. Er hörte hier Theologie bei Siegm. Jak. Baumgarten, Joh. Geo. Knapp, Joh. Salomo Semler, Joh. Friedr. Stiebritz; orientalische Litteratur bei Chr. Bened. Michaelis; Philosophie bei Geo. Friedr. Meier und Andr. Weber; Geschichte bei Wideburg und Joachim; Mathematik und Physik bei Eberhard und Lange. Sein Hauptlehrer war Baumgarten; derselbe übertrug T. und dem späteren mecklenburg-strelitzschen Consistorialrath Andr. Gottlieb Masch die Anfertigung der „Nachrichten von merkwürdigen Büchern“, die 1758 vollendet wurden. Michaelis war schon stumpf geworden, so daß Tychsen's Neigung zu den orientalischen Sprachen in den Hörsälen gar keine Befriedigung fand. Schon am 10. Januar 1757 erhielt T. eine Stellung als Lehrer und bald auch als Aufseher der Schüler am Waisenhause zu Halle. Nicht lange danach lenkte er durch seine mit großer Gewandtheit auf rabbinisch gehaltenen Vorträge die Augen des Professors der Theologie, Dr. Joh. Heinr. Callenberg (geb. 1694 zu Molschleben im Gothaischen, † 1760) auf sich. Jener hatte im J. 1729 im Anschluß an A. H. Francke's Stiftungen ein Institutum Judaicum gegründet, in welchem junge Theologen zu Judenmissionaren ausgebildet werden sollten, und sandte von Zeit zu Zeit gewöhnlich zwei genügend vorbereitete Mitglieder dieser Anstalt in die Welt hinaus, um theils durch belehrende Gespräche, theils durch Vertheilung von jüdisch-deutschen und orientalischen Schriften, die in einer mit dem Missionsseminar verbundenen Buchdruckerei hergestellt wurden, Proselyten zu machen. Auch T. wurde von ihm für die Judenmission gewonnen und bereiste zu diesem Zwecke in Gesellschaft des späteren Doberaner Präpositus Joh. Pet. Röper (des Großvaters des Rostocker Professors der Naturgeschichte Dr. Johs. Röper) Deutschland und Dänemark. Die erste Missionsreise dauerte vom 8. Mai 1759 bis zum 31. Januar 1760; sie ging von Halle über Hamburg und Altona, wo die Missionare von den Juden mißhandelt wurden, und Elmshorn im Holsteinischen bis nach Kopenhagen: 280 Meilen. Kein einziger Jude wurde bekehrt! Nicht günstiger fiel die zweite Reise aus, die vom 5. Mai 1760 bis zum 1. Sept. desselben Jahres dauerte und sich auf 206 Meilen belief; Hauptstationen waren diesmal Pyrmont und Dhaun am Rhein. Tychsen's glänzende rabbinische Beredsamkeit vermochte wiederum keinen Juden zu bekehren. Dafür machte T. auf seiner zweiten Missionsreise die Bekanntschaft eines bei dem Herzog Friedrich dem Frommen von Mecklenburg-Schwerin viel vermögenden Theologen — mochte es nun der mecklenburgische Consistorialrath und Professor der Theologie, Dr. Chr. Albr. Döderlein in Bützow gewesen sein oder, wie Hartmann will, der Abt Steinmetz in Klosterbergen — und wußte demselben derart zu imponiren, daß dieser ihn dem Herzoge auf das wärmste empfahl. Kaum war T. von der Reise zurückgekehrt, als an ihn die Aufforderung erging, seinen Wohnsitz in Bützow zu nehmen und auf der dortigen neuen Friedrichs-Universität, die der mit der Stadt Rostock in Streit liegende Herzog soeben gegründet hatte, Vorlesungen über die hebräische Sprache zu halten. Mit Freuden sagte er, der erfolglosen Missionsthätigkeit überdrüssig, zu und verließ Halle am 22. September 1760.

Bevor T. seine Vorlesungen auf der kleinen herzoglichen Universität zu Bützow begann, erwarb er daselbst die Magisterwürde, die er noch nicht besaß, und zwar mittels einer Dissertation „De propugnanda in Judaeos fide“. Da er von dem geringen Honorar, das ihm seine anfangs nur spärlich besuchten Vorlesungen eintrugen, seinen Unterhalt nicht bestreiten konnte und ihm ander-

weitige Einnahmequellen vorderhand nicht zuflossen, wurde ihm bald nach seinem Antritt vom Herzog ein Gehalt von 200 Reichsthalern ausgesetzt, das ihm aber der drückenden Zeitlage wegen nicht regelmäßig zukam. Viel werden ihm auch die folgenden Schriften nicht eingetragen haben. Seine erste Schrift weist auf seine früheren Versuche auf dem Gebiete der Judenmission zurück: es ist ein in englischer Sprache geführtes Gespräch zwischen einem gelehrten Juden und einem christlichen Bekehrer: „A dialogue between a learned Jew and a Christian to which is addet a choice of english proverbial, fayings and sentences with explications, published by Tychsen“ (1763). Sodann veröffentlichte er noch in demselben Jahre eine Disputation „De delectu [Werbung zum Kriegsdienst] veterum Ebraeorum“ und eine Grammatik des rabbinischen Dialektes mit Lesestücken und Wörterverzeichniß: „Dialecti rabbinicae elementa, cum eclogis ex optimis Ebraeorum scriptoribus et lexico rabbinico selecto, ad usus auditorum“, worin der Text statt mit rabbinischen Lettern, die in der Druckerei fehlten, mit hebräischen Buchstaben gegeben ist. Jene Untersuchung der Werbeverhältnisse bei den alten Hebräern dürfte T. angestellt haben, um Trost darin zu finden für die Gefahren, denen seine Person ausgesetzt war. Im J. 1762 machten nämlich preußische Werber in Mecklenburg Jagd auf „junge Leute“; vor ihnen versteckte sich unser Magister legens anfangs, so gut er konnte, dann aber floh er am 21. Februar über Hamburg nach Lübeck zum Herzog und weiter nach Tondern, von wo er zu Schiff nach England ging, das ihn bis zum Juni barg. Erst als die Luft wieder ganz rein war, kehrte er auf seinen Bützower Katheder zurück.

Der Unterricht, den T. als akademischer Lehrer in der hebräischen Sprache ertheilte, beschränkte sich auf die nothwendigsten Theile der Formenlehre nach der Danz'schen Methode, nach welcher er selbst den ersten Unterricht in dieser Sprache empfangen hatte. An solche in wenig Stunden vorgetragene Uebersichten schlossen sich bald Leseübungen an, die anfangs an der Hand einer Anthologie vorgenommen wurden. Aber auch als sie sich später auf die mosaischen und prophetischen Schriften bezogen, wurden hierbei nur die grammatischen Formen erklärt und höchstens noch die alten Uebersetzungen herangezogen und mit einander verglichen. Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament hat T. nie gehalten.

Nach dreijähriger Docentenwirksamkeit wurde T., wol mehr durch Döderlein's Fürsprache als durch eigenes Verdienst, am 14. November 1763 zum ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen mit einem Gehalt von 300 Reichsthalern befördert und am 14. April 1764 in das Professorenconcilium der Bützower Universität aufgenommen. Am 2. August des folgenden Jahres verband sich der Herr Professor mit dem fast zehn Jahre älteren Fräulein Magdalena Sophia v. Tornow, die aus einem altadeligen Geschlechte stammte und sich seiner während einer Krankheit angenommen hatte. Sie schenkte ihm am 20. August 1766 einen Sohn, bei dessen Taufe der gerade das Rectorat bekleidende Vater die Decane der vier Facultäten zu Gevatter bat, der aber schon am 21. December 1767 starb. Die Mutter erreichte, ohne weiteren Kindern das Leben zu geben, ein hohes Alter; sie starb am 15. März 1806. Ohne diese Ehe, die ihm ein Capital von einigen tausend Thalern zubrachte, würde T. nie zu der Berühmtheit gelangt sein, zu welcher er sich von jetzt an allmählich zu erheben begann; denn sein Gehalt warf nicht so viel ab, daß er davon die Kosten seiner orientalischen Sammlungen und ausgebreiteten Correspondenz, des Grundpfeilers seines späteren Weltrufes, hätte bestreiten können. Die Mitgift setzte ihn in den Stand, sich mit der Zeit eine ansehnliche Bücher- (etwa 10 000 Bände) und eine Münzensammlung zu erwerben. Sein Professorengehalt wurde 1767 auf 500 Rthlr. erhöht, dazu kamen seit 1770 für seine

Mühewaltungen als Bibliothekar 150 Rthlr., seit 1802 bezog er bis an seinen Tod ein Gesammtgehalt von 750 Rthlr.

Mit verstärktem Eifer legte sich T. als Professor auf die Schriftstellerei. Im J. 1765 gab er heraus: „Disputatio historico-philologico-critica de pentateucho ebraeo-samaritano, ab ebraeo eoque masorethico descripto exemplari“ und „Catalecta arabica ad usum scholarum suarum edidit atque de mediis ad solidam ebraicae linguae cognitionem perveniendi praefatus est T.“, worin der arabische Text aus Thomas' von Kempen Büchern von der Nachfolge Christi übersetzt war. Im folgenden Jahre übersetzte er Jehudah Lebh's (= Levin Hirsch Levi, Rabbiners zu Strelitz) Abhandlung „Die Auferstehung der Todten aus dem Gesetz Moses bewiesen“ aus der rabbinischen Handschrift ins Deutsche und begleitete sie mit einer Vorrede. Einen glücklichen Wurf that T. aber erst mit den „Bützowischen Nebenstunden, verschiedenen zur morgenländischen Gelehrsamkeit gehörigen Sachen gewidmet“. Sie erschienen in 6 Theilen: 1. u. 2. im J. 1766, 3. u. 4. im J. 1768 und 5. u. 6. Thl. im J. 1769. Den wichtigsten Inhalt dieses Werkes bilden Varianten aus Raschi's handschriftlichem Bibelcommentare vom Jahre 1211, von welchem T. bereits eine Beschreibung in den Gelehrten Beiträgen zu den Mecklenburg-Schwerinschen Nachrichten (1763, Stück 45 u. 46) gegeben hatte; ein Verzeichniß der ersten hebräischen Bibeldrucke; die Erklärung einiger altarabischer Münzen; endlich eine Geschichte der Juden in Mecklenburg. Auch die in zwei Abtheilungen erschienene Schrift über die hebräischen Abkürzungen „Abbreviaturarum hebraicarum supplementum“ (I et II, 1768, 69) ist nicht ohne Verdienst und läßt uns besonders Tychsen's Geschicklichkeit im Stechen von Kupfertafeln bewundern. T. war in verschiedenen Künsten zu Hause. Er schrieb nicht nur eine deutliche und schöne Handschrift, sondern vermochte selbst die verschlungensten asiatischen Schriftzüge treu und zierlich abzuzeichnen. Im J. 1767 hatte er unter der Anleitung des Petschierstechers Aaron zu Bützow die ersten Versuche gemacht, Schriftzüge in Kupfer abzubilden, und war in demselben Jahre auch vom Hofmaler Findorf zu Ludwigslust im Kupferstechen unterwiesen worden. Der Hofmaler Matthieu zu Schwerin gab ihm Unterricht im Radiren. Auch die Dichtkunst pflegte T., wenigstens in jüngeren Jahren. So findet man z. B. im 1. Stück des Jahrgangs 1765 der Gelehrten Beiträge u. s. w. aus Tychsen's Feder ein Reimgedicht, welches „Der Geist und die Stärke der Davidischen Oden“ überschrieben ist und aus 13 Strophen zu je 10 Zeilen besteht. Hierbei sei eines Aufsatzes Tychsen's im 32. Stücke desselben Jahrgangs gedacht; er handelt „über den Ursprung der Zigeuner“, deren Vorfahren T. alles Ernstes für „verlarvte Juden“ ausgibt.

In diese Zeit fällt der Beginn von Tychsen's Freundschaft mit dem herzoglichen Mundschenken Karl Christian Cornelius zu Ludwigslust. Dieser bekleidete zwar nicht — wie es aus seiner Erwähnung durch U. Hölscher in den Jahrbüchern des Vereins für Mecklenb. Geschichte u. Alterthumskunde, Jahrg. LI, 1886 den Anschein gewinnen dürfte — eine Hofcharge, sondern nur die Stelle eines Hofofficianten, was aus seiner im J. 1788 erfolgten Ernennung zum Hof-Kellermeister, sowie aus dem nebenher von ihm versehenen Amte eines Postmeisters deutlich hervorgeht; er war aber nichtsdestoweniger ein beim Herzog Friedrich dem Frommen und noch bei dessen Nachfolger viel vermögender Mann. Für eine den Durchschnitt seines Standes überragende Bildung spricht schon der Umstand, daß seiner Aufsicht die herzogliche Bibliothek zu Ludwigslust unterstellt war. Die zwischen ihm und T. während der Jahre 1770—1792 gewechselten Briefe befinden sich im Original auf der Rostocker Universitätsbibliothek; einige von ihnen sind im Freimüthigen Abendblatt, Jahrgang 1823 veröffentlicht worden. — Cornelius befestigte seinen Freund in der Gunst des Herzogs Friedrich

des Frommen. Der Fürst begann, in Nachahmung Kaisers Leopold, am 30. September 1769 bei seinem Professor der orientalischen Sprachen Unterricht im Hebräischen zu nehmen und machte hierin, trotzdem er beinahe 52 Jahre alt war, — nach Tychsen's Zeugniß in der bei der Beisetzung des Herzogs gehaltenen Rede, 1785, S. 11 — ganz überraschende Fortschritte. Das war zugleich eine indirecte Aufforderung an die Studenten der herzoglichen Universität, sich die ihnen gebotene Gelegenheit einer gründlichen Ausbildung in der hebräischen Sprache nicht entgehen zu lassen. So kam es, daß Tychsen's Vorlesungen bald die besuchtesten in Bützow wurden — mit 20—30 Zuhörern; keiner seiner Collegen konnte sich eines annähernd so starken Besuches rühmen.

Um die Bützower Universität erwarb sich T. ein großes Verdienst durch die Begründung einer akademischen Bibliothek, wozu eine von ihm in Schwerin zufällig entdeckte, über 100 Jahre alte mäßige Büchersammlung des Herzogs den ersten Anlaß gab. T. wurde der Bibliothek am 19. Januar 1770 vorgesetzt; die Statuten derselben datiren vom 2. November 1772. Da zu ihrer Vergrößerung außer den aus Immatriculationen und Promotionen eingehenden geringen Mitteln ein jährlicher Betrag von nur 80 Thlrn. ausgesetzt war, so bedurfte es der rührigsten Fürsorge Tychsen's, um die Bibliothek schließlich auf die Höhe von 14134 Bänden und 198 Handschriften zu bringen. Auch zu einem sogen. naturhistorischen Museum, das aus naturwissenschaftlichen Lehrmitteln, Münzen u. s. w. bestand, legte T. im J. 1775 den Grund. Als Anerkennung für diese Bemühungen wurde ihm im Sommer desselben Jahres der Titel eines herzoglichen Hofrathes zu theil. Die dankbare Bützower Universität aber wählte ihn fünfmal zu ihrem Rector. Nicht wenig durch solche Ehrenbezeigungen in seinem Selbstbewußtsein gehoben, strebte T., welcher sowol durch seine Vorlesungen als auch durch seine Schriften der Theologie wesentlich genützt zu haben glaubte, nach einer Adjunctenstelle in der theologischen Facultät und nach einem Sitze im herzoglichen Consistorium; jedoch, so oft er auch darum nachsuchte, vergebens: die Bützower Professoren der Theologie ließen in ihren Kreis so leicht keinen eintreten, von dem sie nicht im voraus fest überzeugt waren, daß er in allen Punkten mit ihnen übereinstimme. T. ging aber mit Vorliebe seinen eigenen Weg.

In drei Schriften wandte sich T. gegen das Unternehmen des Oxforder Theologen Benjamin Kennicott, der dem hebräischen (Consonanten-)Texte des Alten Testamentes durch Vergleichung von 16 samaritanischen und etwa 600 hebräischen Handschriften, sowie 55 Bibeldrucken aufhelfen wollte. Tychsen's erste Schrift, welche noch eher erschien, als Kennicott den Druck seines Werkes (Vetus Testamentum hebraicum cum variis lectionibus edidit, II tomi, Oxonii 1776 et 80, in fol.) begonnen hatte, führt den Titel: „Tentamen de variis codicum hebraicorum Veteris Testamenti manuscriptorum generibus, a Judaeis et non Judaeis descriptis, eorum in classes distributione, et antiquitatis et bonitatis characteribus“ (1772, mit einer von Tychsen's Hand gestochenen Kupfertafel). Zwei Jahre darauf folgte ein „Befreites Tentamen von den Einwürfen der Herren Mag. Paul Jak. Bruns, Dr. Joh. Aug. Dathe (Professors in Leipzig), Hofrath Joh. Dav. Michaelis (Professors in Göttingen) u. A. (Schnurrer und des Lemgoer Recensenten, d. i. des Professors Hassencamp in Rinteln), wobei zugleich eine genaue Beschreibung der seltenen Mantuanischen (hebräischen) Bibelausgabe (vom Jahre 1742) geliefert worden ist“ (1774). Abermals zwei Jahre später erschien ein „Erster (einziger) Anhang zu seinem Befreiten Tentamen, worin eines Ungenannten (des Professors Hasseneamp) so betitelte Schrift ‚Der entdeckte wahre Ursprung der alten Bibelübersetzung‘ u. s. w. (1775) geprüft und ihr Ungrund gezeigt wird“ (1776). T. sprach der Arbeit Kennicott's von vorn-

herein jeden Werth ab, indem er auf die Fehlerhaftigkeit der Handschriften hinwies gegenüber dem masorethischen Texte, der, von einigen Druckfehlern abgesehen, fehlerfrei sei. Dadurch machte T. selbst den langjährigen Mitarbeiter Kennicott's, den späteren Helmstedter Professor Bruns, stutzig, der im J. 1781 zugab, daß nicht immer mit der erforderlichen Kritik zu Werke gegangen sei, wenn er auch unter den gesammelten Lesarten noch „einige wahre Verbesserungen“ des masorethischen Textes gelten lassen wollte. — Dazwischen fällt die Uebersetzung einer von T. am 1. Juni 1775 zur Vermählung des Prinzen (nachmaligen Großherzogs) Friedrich Franz mit der Prinzessin Louise von Sachsen-Gotha-Roda gehaltenen lateinischen Festrede: „Von der göttlichen Vorsicht, die sich bei den Vermählungen der Fürsten und Großen besonders kenntlich zeiget“. — Im J. 1779 veröffentlichte T. eine Schrift u. d. T.: „Die Unechtheit der jüdischen Münzen mit hebräischen und samaritanischen Buchstaben bewiesen“. Hierin suchte er darzuthun, daß nicht nur die Münzen mit hebräischer Quadratschrift, sondern auch die von Simon dem Makkabäer und dessen unmittelbaren Nachfolgern abgeleiteten, also die hasmonäischen, sämmtlich unecht seien. Als darauf der noch jetzt im Ansehen eines hervorragenden Numismatikers stehende Spanier Don Francisco Perez Bayer (geb. 1711 zu Castellon de la plana, Jesuit, langjähriger Prinzenerzieher am Hofe Karl's III., dann Archidiakonus zu Valencia, † am 26. Januar 1794 als kgl. Kammerherr und Oberbibliothekar zu Madrid) Tychsen's Behauptungen gründlich zu widerlegen wagte, ließ sich dieser zu einer äußerst verletzenden Erwiderung verleiten: „Refutacion de los argumentos que el Sr. D. Franc. Perez Bayer ha alegado nuevamente en favor de las monedas Samaritanas“ (1786), die von den Feinden Bayer's über ganz Spanien verbreitet wurde. Der so Gekränkte mochte anfangs nicht an die Autorschaft Tychsen's, mit dem er bisher in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden hatte, glauben, bis ihm T. in einer neuen Schrift: „Vindicatio Refutationis hispane scriptae ab anonymi Hispani obiectionibus“ (1787, auch ins Spanische übersetzt von Thomas Fermin de Arteta) jeden Zweifel darüber benahm. Erst später lenkte T. ein. In seiner Schrift: „De numis hebraicis diatribe, qua simul ad nuperas Ill. Francisci Perezii Bayerii obiectiones respondetur“ (1791. Editio II castigatior, curante Th. Ferm. de Arteta, Madridi 1792) erkennt er die Echtheit einiger der besprochenen Münzen an, schreibt sie aber nicht dem Fürsten Simon und dessen Nachfolgern, sondern dem Pseudo-Messias Barcochba zu, wobei er seine früheren Ansichten, soweit sie sich noch mit dieser neuen Ansicht vereinigen lassen, in einem zusammenhängenden Vortrage über die jüdischen Münzen überhaupt gegen Bayer zu vertheidigen sucht. — In die Zeit des Bützower Aufenthaltes Tychsen's fallen noch folgende Schriften: „Von christlich-arabischen Münzen“ (1785, ins Spanische übersetzt); „Von den Beisetzungs-Feierlichkeiten der Juden“ (enthalten in der Einladungsschrift zur Anhörung der das höchstselige Absterben des durchlauchtigsten Herzogs Friedrich feiernden Reden, 1785); „Beurtheilung der Jahrzahlen in den hebräisch-biblischen Handschriften“ (1786); „Des Don Ignacio de Asso y del Rio Abhandlung ‚von den Heuschrecken und ihren Vertilgungsmitteln‘ aus dem Spanischen übersetzt und mit einem Anhange von den biblischen Heuschrecken begleitet“ (1787); „Interpretatio inscriptionis cuficae in marmorea templi patriarchalis S. Petri cathedra, qua S. Petrus apostolus Antiocheae sedisse traditur“ (1787, mit einer von Tychsen's Hand gestochenen Kupfertafel. 1788 erschien eine berichtigte und vermehrte Ausgabe); „Nachtrag zu Wilh. Abraham Teller's Beiträgen zur neuesten jüdischen Geschichte über die Streitfrage, ob der Ausdruck ‚nicht bei der jüdischen Religion bleiben‘ nach jüdischem Sprachgebrauch heiße: ‚die christliche Religion annehmen‘“ (1788). T. hält beides für nicht gleichbedeutend; er behauptet, daß es Juden

gebe, die, obwol sie sich hätten taufen lassen, dennoch Juden geblieben seien. Ueber diese „Absurdität“ des großen Kenners des Judenthums ereiferte sich nicht wenig die Berlinische Monatsschrift Bd. XIV (1789) S. 499.

Als Herzog Friedrich Franz, welcher seinem kinderlosen Oheim Friedrich dem Frommen am 24. April 1785 in der Regierung von Mecklenburg-Schwerin gefolgt war, in Ausführung des am 13. Mai 1788 vollzogenen „grundgesetzlichen neuen Erbvertrags“ die Bützower Universität zu Ostern 1789 nach Rostock zurückverlegte und mit der hier noch bestehenden räthlichen wieder zu einer lebensfähigen Landesuniversität unter dem Compatronate der Stadt Rostock verband, da siedelte auch T. aus dem Binnenlande nach der alten Seestadt mit über. Dieser Wechsel des Wohnsitzes erfüllte ihn mit neuen Hoffnungen für die Verbreitung seines Namens als einer Autorität in Sachen orientalischer Alterthümer; der ihm von auswärtigen Gelehrten gespendete Ehrentitel eines „Bützower Oedipus“ hatte ihn nur noch ruhmesdurstiger gemacht. Seine Vorlesungen dehnte er jetzt auch auf andere morgenländische Sprachen als die hebräische aus, z. B. auf das Arabische und Syrische, sodann auf mohammedanische Münzkunde, arabische Paläographie u. s. w., und hatte verhältnißmäßig viele Zuhörer, nicht bloß unter den Theologen, sondern auch aus den übrigen Facultäten. Verstand er es doch, sich mit einem Nimbus von Gelehrsamkeit zu umgeben, durch den sich die akademische Jugend von jeher hat blenden lassen. In der Werthschätzung seiner Person, wie er sie bei der vorgesetzten Behörde annehmen zu dürfen glaubte, mußte er jedoch eine bittere Enttäuschung erfahren. Man bestellte nämlich nicht ihn, die Zierde der Bützower Universität, sondern einen neu berufenen Professor der Theologie, den bisherigen Helmstedter Professor und Generalsuperintendenten Dr. theol. et phil. Joh. Kaspar Velthusen zum ersten Rector der restaurirten Landesuniversität. Dazu kam noch, daß Velthusen die von ihm als Rector im Professorenconcilium eingenommene erste Stelle auch nach Ablauf seines Rectorats nicht aufgeben wollte. T. war es aber keineswegs genehm, auch noch hinter dem Professor Velthusen zu rangiren, und da er keinen Schutz bei der Regierung fand, trat er Ostern 1790 aus dem Professorenconcilium (unbeschadet seiner akademischen Stellung) aus, ohne je wieder einzutreten, obwol Velthusen schon 1 ½ Jahre darauf nach Stade abging. Hierdurch erklärt es sich, daß T. in Rostock nie die Würde eines Rectors bekleidet hat, der stets aus der Mitte des Conciliums heraus gewählt wird. — Dagegen wußte man sich Tychsen's sehr wohl zu erinnern, als es galt, die Bibliothek und das naturhistorische Museum neu einzurichten. T. wurde sofort hiermit beauftragt und entledigte sich der nicht leichten Arbeit mit der größten Umsicht und in möglichst kurzer Zeit. Zu den von ihm in Bützow gesammelten Bänden u. s. w. kam einmal die bisherige Rostocker akademische Bibliothek von 4699 Bänden und 94 Handschriften, sodann durch Schenkungen und Ankäufe weitere 9316 Bände und 192 Handschriften hinzu, so daß sich die neue Bibliothek im ganzen auf über 28 000 Bände und gegen 500 Handschriften belief. Im J. 1790 gab T. auch eine „Geschichte der öffentlichen Universitäts-Bibliothek und des Museums zu Rostock“ heraus, die nur in wenigen Exemplaren erschien, aber in Burchard und Koppe's „Rostock'schen Monatsschrift“, Bd. I, 1791, wieder abgedruckt wurde. Dazu erschien im J. 1793 eine „Erste Fortsetzung, welche die freiwilligen Geschenke enthält“. Trotz der zeitraubenden Ordnung der Bibliothek hatte T. währenddem noch folgende Schriften veröffentlicht: „Explicatio cuficae inscriptionis, quae in columna lapidea musei societatis antiquariorum Londinensis conspicitur; adiecta est marmoris Messanensis interpretatio, cum tab. aen.“ (1789); „Appendix ad inscriptionis cuficae, Venetiis in marmorea templi patriarchalis S. Petri cathedra conspicuae, interpretationem“ (1790); „Assertio epistularis de peregrina numorum Has-

monaeorum origine, cum tab. aen.“ (von Tychsen’s Hand gestochen, 1790). Später erschienen: „Elementale arabicum, sistens linguae arabicae elementa, catalecta maximam partem anecdota et glossarium arabico-latinum“ (1792. Mit einem von T. verfaßten arabischen Gespräch. — Auf Tychsen’s Veranlassung waren für die Rostocker akademische Buchdruckerei arabische Lettern von der Breitkopf’schen Schriftgießerei besorgt); „Elementale syriacum, sistens grammaticam, chrestomathiam et glossarium; subiunctis IX tabulis aere expressis“ (1793. Auf Tychsen’s Vorschlag waren für die Rostocker akademische Buchdruckerei auch syrische Lettern angeschafft); „Introductio in rem numariam Mohammedanorum; subiunctis VI tabulis aere expressis“ (1794); hierzu gehört: „Introductionis etc. Additamentum I (unic.), subiunctis II tab. aen.“ (1796. In beiden Werken sind die Kupfertafeln von Tychsen’s Hand gestochen); „Opuscula IV, antiquitates orientales illustrantia, cum III tab. aen.“ (1794. Enthält folgende, vordem einzeln erschienene Schriften: „Assertio etc.“ [1790]; „Interpretatio inscr. cuf., ed. II.“ [1788]; „Appendix etc.“ [1790]; „Explicatio cuf. inscr.“ [1789]); „Physiologus syrus, s. historia animalium XXXII in S. S. memoratorum, syriace, e codice bibliothecae Vaticanae nunc primum edidit, vertit et illustravit“ (1795); „Takieddin Al-Makrizii historia monetae arabicae, e codice Escorialensi cum variis duorum codicum Leidensium lectionibus et excerptis anecdotis nunc primum edita, versa et illustrata“ (1797); „Takieddin Al-Makrizii tractatus de legalibus Arabum ponderibus et mensuris; ex codice academiae Lugduno-Batavae, additis excerptis e scriptoribus arabicis necnon variantibus lectionibus ad editam Makrizii historiam monetae arabicae spectantibus, edidit“ (1800); „De cuneatis inscriptionibus Persepolitanis lucubratio, cum II aere expr. tab.“ (von Tychsen’s Hand gestochen, 1798). In dieser zuletzt genannten Schrift zeigte T. an der Hand der beiden von Niebuhr (vgl. Deutsches Museum 1788, März) mitgetheilten altpersischen Keilinschriften, daß die Keilschrift von links nach rechts laufe (worauf übrigens schon Pietro della Valle im J. 1621 hingewiesen hatte), daß sie einen Worttheiler habe, daß sie eine Buchstabenschrift und mit dem Griechischen verwandt sei. Zwar brachte er infolge eines Mißgriffes keine richtige Deutung der beiden Inschriften zu Stande, indem er sie für „Loblieder auf den Stifter der Arsaciden“ nahm und demnach den Parthern zuschrieb, was ihn auf das Zend hinwies; aber Tychsen’s Spuren — nur nicht bis zu den Parthern — folgend, drang dann der Hannoveraner Georg Friedrich Grotefend nach richtiger Deutung von 11 Buchstaben in den Inhalt einer Keilschrift ein und legte als junger Gymnasiallehrer zu Göttingen am 14. September 1802 der dortigen Societät der Wissenschaften die erste gelungene Uebersetzung eines Keilschrifttextes, und zwar einer altpersischen Achämenideninschrift, vor. Hierauf bezieht sich Tychsen’s „Beurtheilung der Grotefend’schen und Lichtenstein’schen Entzifferungsversuche der persepolitanischen Keilschriften“ (1802).

Der Ruf von Tychsen’s Gelehrsamkeit hatte sich immer weiter verbreitet; kaum gab es noch ein Land in Europa, wo man seinen Namen nicht kannte. Man erzählte sich, daß einst ein aus Asien an ihn abgesandter Brief, der an Stelle des Bestimmungsortes nur die Angabe „Europa“ enthalten habe, richtig in seine Hände gelangt sei. Im J. 1801 galt er dem Lord Nelson, welcher vom 24. Mai bis zum 8. Juni mit der englischen Flotte auf der Warnemünder Rhede lag, für die wichtigste Persönlichkeit in ganz Mecklenburg. Ihn allein würdigte der berühmte Admiral seiner Aufmerksamkeit und ließ ihm am 4. Juni ein Exemplar der auf den Sieg bei Abukir geprägten Denkmünze nebst einem eigenhändigen Begleitschreiben durch 3 Marineofficiere überreichen. Das letztere lautet: „Lord Nelson Duke of Brente begs that Professor Dixon (sic!) of the

University of Rostock will do him the honor of accepting a Medal struck in commemoration of the Battle of the Nil. St. George May 27th 1801. Bay of Rostock". Nelson betrat das Mecklenburger Land nicht, sondern blieb auf seinem Schiffe, auf welchem er den Besuch des Herzogs Karl II. von Mecklenburg-Strelitz, des Generals v. Pressentin und zweier Deputirter des Rathes der Stadt Rostock empfing. — Auch die Franzosen nahmen im J. 1807 auf Tychsen's berühmten Namen Rücksicht und befreiten sein Haus von der allgemeinen Einquartirung. — Für die schwedischen Staatsangehörigen ertheilte Ausbildung und Unterstützung erhielt T. im J. 1812 vom Könige Karl XIII. das Ritterkreuz des Nordstern-Ordens. — T. war Mitglied der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala (seit 1791), der gelehrten Gesellschaft der Volsker zu Velletri (1792), der kgl. Akademie der Inschriften, schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer zu Stockholm (1793); Ehrenmitglied der kgl. Akademie zu Padua (1796), der kgl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen (1798), der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1803); correspondirendes und Ehrenmitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München (1813). Die Ernennung zum auswärtigen correspondirenden Ehrenmitgliede der historisch-philologischen Classe der Universität zu Kasan (mit einem jährlichen Gehalt von 200 Rubeln) traf T. nicht mehr am Leben. Zu mehreren der von obigen Gesellschaften herausgegebenen Publicationen lieferte T. gelehrte Beiträge, z. B. zu den Nova acta regiae societatis scientiarum Upsaliensis in den Jahren 1792 und 1815, zu „Kongl. Svenska Witterhets-Historie- och Antiquitets Academiens Handlingar, Stockholm" im J. 1808, zu den Acta societatis danicae im J. 1803 u. s. w.

Auch Tychsen's Landesfürst stand an Ehrenbezeigungen nicht zurück. Im März des Jahres 1803 verlieh er T., der seit 28 Jahren den Titel eines Hofrathes besaß, den höheren Titel eines Kanzleirathes, welcher damals noch nicht, wie heutzutage, Vorstehern von Schreibstuben gegeben wurde, aber doch, weil ihn auch junge adelige Gerichtsassessoren führten, ein Jahr darauf von einem Collegen Tychsen's, dem Civilrechtslehrer Adolf Dietrich Weber, ausgeschlagen wurde.

Am 14. November 1813 war es T. vergönnt, die Feier seiner fünfzigjährigen Wirksamkeit als ordentlicher Professor zu begehen. Die Landesuniversität zu Rostock sprach ihrem Senior, welcher T. seit 1796 war, ihre Glückwünsche in einer von dem Professor der Beredsamkeit Dr. Immanuel Gottlieb Huschke verfaßten lateinischen Festschrift aus. Die theologische und die juristische Facultät erkannten dem Jubilar die Würden eines Doctors honoris causa zu: jene wegen seiner Vorlesungen und Schriften auf dem Gebiete der theologischen Hülfswissenschaften, diese wegen seiner Schriften über jüdisches Recht. (Zu den letzteren Schriften gehören: „Erachten über die Feierlichkeiten eines gerichtlichen Judeneides" in des Frhrn. v. Nettelbladt „Archiv f. d. Rechtsgelahrtheit in den herzogl. mecklenburgischen Landen", Bd. I [1803]; „Die Erbfolge eines Ehemannes in den Nachlaß seiner ohne Kinder und Testament verstorbenen Ehefrau, nach jüdischen Gesetzen beurtheilt" [1804. Wieder abgedruckt in Mathis' allg. jurist. Monatsschrift f. d. preuß. Staaten, Bd. II, 1806, Heft 5. T. spricht das Erbe den natürlichen Erben der Frau zu]; „Gutachten nach jüdischen Gesetzen über die Frage: 'Kann ein vor einem christlichen Gericht von einem jüdischen Ehepaar nach christlichen Gesetzen errichtetes wechselseitiges Testament vorherige bündigst stipulirte Erbverträge desselben vernichten?'" [1806. Die Frage wird verneint]; „Ueber die Erweiterung der staatsbürgerlichen Rechte der Juden, ein Gutachten" [1812. Das Wichtigste aus demselben ist abgedruckt von Hartmann in der Biographie Tychsen's I, 227—264.]) T. soll mit den beiden auf Atlas gedruckten Ehrendiplomen noch nicht zufrieden gewesen sein: die medici-

nische Facultät blieb „zu ihrer eigenen Schande“ mit einer gleichen Ehrenbezeigung aus, obgleich er doch den „Physiologus syrus“ herausgegeben und über die biblischen Heuschrecken geschrieben habe. Dagegen dürften die ihm vom Landesfürsten zu theil gewordenen Auszeichnungen auch seine hochgehendsten Erwartungen übertroffen haben. Derselbe verlieh ihm nicht nur den Charakter eines Vicekanzlers der Landesuniversität (Kanzler war der Herzog selbst) mit allen Vorzügen eines solchen, sondern ließ auch eine Denkmünze prägen und zwar für den Jubilar aus Gold im Werthe von 15 Ducaten, für die übrigen Professoren aber aus Silber im Werthe von 2 Thalern. Auf der Vorderseite dieser von Abraham Aaron zu Schwerin entworfenen Medaille ist zu lesen: Fridericus Franciscus Dux Megapolitanus Olao Gerhardo Tychsen de universitatibus litterariis Butzoviensi et Rostochiensi per dimidium saeculum optime merito, während die Kehrseite in einer Wüste einen mit Früchten behangenen Palmbaum und darunter Bibel, Talmud und Koran in den betreffenden Schriftzügen zeigt, dazu die Inschrift: Fructus tulit uberrimos und das Datum des Jubeltages. In dem eigenhändigen Glückwunschschreiben des Herzogs heißt es: „Den durch die ganze litterarische Welt ausgebreiteten Ruhm Ihrer mannigfaltigen Gelehrsamkeit, an welchem auch die Akademie und gewissermaßen das ganze Vaterland Theil genommen haben, kann Ich zwar nicht erhöhen; aber Ich glaube es Ihnen und Mir Selbst schuldig zu sein, Ihnen einen öffentlichen Beweis Meiner Achtung und Meiner Dankbarkeit zu geben.“ Der Erbprinz Friedrich Ludwig gratulirte dem Jubelgreise persönlich und war von seinem Sohne, dem Prinzen (späteren Großherzog) Paul Friedrich begleitet. Nach diesem Ehrentage trat T. nicht etwa in den Ruhestand, sondern wirkte noch über zwei Jahre lang in gewohnter Weise fort, bis er im Alter von 81 Jahren entschlief.

T. war weltberühmt geworden, ohne daß irgend eine epochemachende Entdeckung von ihm ausgegangen wäre. Ein unermüdlicher Sammeleifer in allen zur orientalischen Litteratur nur irgendwie in Beziehung stehenden Dingen, eine gewisse Schlagfertigkeit in der Lösung bisher nicht entschiedener oder neu auftauchender Fragen auf jenem Gebiete und eine einzig dastehende Schreibseligkeit, welche gleich mit bogenlangen Auszügen, Erläuterungen und Uebersetzungen aufwartete, wodurch der Anfragende in Erstaunen gesetzt und immer neue angelockt wurden: das waren die Voraussetzungen zu seinem sich fast über die ganze litterarische Welt erstreckenden brieflichen Verkehr. Bald war des Rathholens bei ihm kein Ende; aus allen Landen wandte man sich an ihn wie an ein Orakel. Besonders häufig wurden ihm von vornehmen Personen Münzen und Inschriften zur Entzifferung übersandt. Die Rostocker Universitätsbibliothek besitzt allein über 2000 Briefe, die T. mit christlichen, und 1000, die er mit jüdischen Gelehrten gewechselt hat. Zu den Correspondenten gehörten der Vicekönig von Sicilien (Francesco v. Aquino, Fürst von Caramanica), der Cardinal Stefano Borgia zu Rom, der Fürst Gabrielle Lancilotto Castello von Torremuzza, der Erzbischof Alphons Airoldi von Heraclea, der Professor des sicilianischen Staatsrechtes Rosario Gregorio zu Palermo, der Abt J. B. de Rossi zu Parma, der Professor Simone Assemani zu Padua, der Professor Thomas Fermin de Arteta zu Madrid, Silvestre de Sacy zu Paris, der schwedische Legationsprediger Goelander zu Madrid, der Professor Gustav Knoes zu Upsala (beide letztere Schüler Tychsen's) u. s. w. Mit den deutschen Orientalisten stand T. nur in einem schwachen Verkehr (ausgenommen etwa seinen Jugendfreund Propst G. Ch. Adler zu Altona, seinen Schüler Professor Ch. M. Frähn zu Kasan., den Geh. Legationsrath v. Diez zu Constantinopel); ja mit mehreren unter ihnen (z. B. mit dem Professor Joh. Dav. Michaelis zu Göttingen) sowie mit den holländischen Orientalisten hat er nie eine Zeile gewechselt. Dagegen übertraf T. fast alle berühmten

Vorgänger durch die mannigfaltigsten Verbindungen mit gelehrten und ungelehrten Juden des In- und Auslandes, die während seiner Schülerzeit in Altona ihren Anfang genommen hatten und bis an seinen Tod fortdauerten. In noch höherem Maaße als die hebräische Sprache, wie sie im Alten Testamente vorliegt, deren grammatische Feinheiten ihm stets gegenwärtig waren, die aber in lexikographischer Hinsicht nicht die geringste Bereicherung durch ihn erfuhr, waren eben das Neuhebräische oder Rabbinische, worin der Talmud geschrieben ist, und das Jüdisch-Deutsche oder die jüdische Volkssprache nebst allen Fragen des jüdischen Rechts Tychsen's Hauptfächer, in denen ihm kein christlicher Gelehrter gleichkam, die ihm selbst die Bewunderung jüdischer Gelehrten eintrugen. Bereits im J. 1759 hatte ihn die Synagoge zu Kirchhain (Hessen) in einem rabbinischen Diplom als jüdischen Magister und Rabbi feierlich begrüßt. Paul Flemming's Verse (Poetische Wälder III, 5, V. 39 ff.) müssen daher unwillkürlich an T. erinnern:

Sein ausgelehrter Mund, der redet, was er will,
Vermischt Athen mit Rom, Französisch ist sein Spiel,
Toskanisch seine Lust. Der Jüde steht bethöret,
Spricht: „Landsmann, fahre fort!“, wenn er ihn reden höret.

Wenigstens das Letzte trifft thatsächlich zu; seine von der Schule aus guten Kenntnisse in den beiden classischen Sprachen soll T. aber später etwas vernachlässigt haben, und für das Französische wäre das Englische, für das Toskanische das Spanische einzusetzen. Uebrigens machten, nach Hartmann, alle von T. in ausländischen Sprachen geschriebenen Arbeiten den Eindruck schülerhafter Stilübungen, in denen deutsche Gedanken in fremde Worte eingezwängt erscheinen. „T. waren Schärfe der Beurtheilungskraft und Freiheit des Geistes versagt“ — so äußert sich derselbe Gewährsmann, der sein langjähriger College und Freund war —; „von Gefühl und Phantasie hatte die Mutter Natur ihm keine großen Gaben gereicht, und was er davon hatte, wurde durch die trockene litterarische Beschäftigung erstickt.“ Tychsen's Mangel an Geist geht schon daraus hervor, daß er vielen jüdischen Hirngespinsten inbetreff des Textes des Alten Testamentes anhing, ja sie noch überbot. So nahm er für die Punctation ein hohes Alter in Anspruch (in J. G. Eichhorn's Repertorium f. bibl. und morgenländische Litteratur, Theil 3, S. 153: die Hebräer hätten bereits vor der Niederschreibung des mosaischen Gesetzes die Vocalpunkte gehabt, und das Alter der hebräischen Accente sei dem Ursprunge der geschriebenen Gesetze wenigstens gleich), leitete die (mit samaritanischen Buchstaben, aber in hebräischer Sprache geschriebene) samaritanische Abschrift des Pentateuchs aus einem punctirten masorethischen Texte ab und ließ die griechischen Uebersetzungen des Alten Testaments aus Handschriften des hebräischen Textes, die mit griechischen Buchstaben geschrieben wären, hervorgegangen sein. — Als Entzifferer phönikischer und punischer Denkmäler wird T. noch von Hartmann der Vorrang vor allen früheren und gleichzeitigen Gelehrten zugestanden; dem ist aber später von Ulrich Friedr. Kopp in überzeugender Weise widersprochen worden. Im Syrischen und Arabischen waren ihm, nach Hartmann, der nur die kufische Schriftart und die mohammedischen Münzen ausnimmt und gewiß nicht zu wenig sagte, viele deutsche und ausländische Gelehrte überlegen; im Türkischen und Persischen erhob er sich aber kaum über die Anfangsgründe. Nach allem Vorausgesagten dürfte Th. Benfey's Urtheil (Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland 1869, S. 259): „T. war ein Mann von den umfassendsten Kenntnissen auf dem Gebiete der gesammten semitischen Philologie und einem bedeutenden kritischen und combinatorischen Talente“ in mehr als einer Hinsicht zu hoch gegriffen sein, während

Andere (z. B. M. N. Bouillet, Dictionnaire universel d'histoire et de géographie, nouv. éd., Paris, Hachette, 1893, p. 1948: „T. a rendu de grands services à la littérature orientale en interprétant des inscriptions arabes écrites en caractères coufiques et en expliquant les monnaies musulmanes") T. nur auf einem beschränkteren Gebiete gerecht geworden sind.

In religiöser Hinsicht bekannte T. sich zum orthodoxen Lutherthum, an dem er festhielt, unbekümmert um die seit 1760 immer kühner hervortretende Aufklärung. Er nahm nur von denjenigen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie, welche sich auf biblische Kritik und hebräische Paläographie bezogen, insofern Kenntniß, als sie mit seinem Lieblingsstudium in einem freundlichen oder feindlichen Verhältnisse standen. Seine gelehrte Beschäftigung mit dem Alten Testament war theils auf eine Vergleichung alter Bibeldrucke und Uebersetzungen, theils auf die Erörterung paläographischer oder solcher hebräisch-philologischer Gegenstände, die aus jüdischen Quellen ihr Licht erhalten zu können schienen, gerichtet. Gegen die damals verbreitete Manier, die heilige Schrift nach Gutdünken auszulegen, erklärte er sich mehr als einmal.

T. war von großer Mildthätigkeit. Seine schlaffe, sich den Verhältnissen leicht anschmiegende Gutmüthigkeit artete in seiner letzten Lebenszeit zu einer auffallenden Charakterlosigkeit aus. Man vergleiche hierzu folgende beiden Stellen aus seinen Briefen miteinander. An seinen französischen Freund Silvestre de Sacy schrieb er am 2. October 1808 u. a. dies: „Mehrere Kritiker haben es mir als niedrige Schmeichelei ausgelegt, daß ich in der öffentlichen Ankündigung meiner Vorlesungen von Napoleon die Ausdrücke: maximus, Hercules Musageta etc. gebraucht und mich nicht gescheut habe, eine Schrift den Zuhörern zu erklären, die nur den Franken angenehm sein kann . . . . Indessen haben die Scurrilitäten diesem Lectionskatalog eine Art von Celebrität und Seltenheit wegen der häufigen Nachfrage verschafft." (Hartmann II, 3, S. 289.) Wenige Monate vor seinem Tode schrieb T. aber an die Erbgroßherzogin Caroline Louise von Mecklenburg-Schwerin u. a. folgendes: „ . . . in seinem (Tychsen's) 9 mal 9. Lebens- und großen Stufenjahr, das zugleich in dem uralten mecklenburgischen Herrscherstamm durch die Annahme der großherzoglichen Würde und in der Weltgeschichte durch die Gefangennehmung des eingefleischten Weltteufels" u. s. w. (Hartmann II, 3, S. 363.) — Tychsen's, auch von Hartmann zugegebene, immense Eitelkeit verleitete ihn dazu, um das Interesse an seiner Persönlichkeit noch zu erhöhen, geradezu „aufzuschneiden". Wenn er es auch nicht so arg trieb wie der classische Philolog Kaspar v. Barth, der viele seiner Einfälle für aus gar nicht vorhandenen, von ihm nur erdichteten Handschriften herrührend ausgab, so läßt er doch öfter einen besonders bei einem gelehrten Forscher peinlich berührenden Mangel an Wahrheitsliebe erkennen. Der Fabel von seiner adeligen Verwandtschaft ist schon oben gedacht worden. Hier mögen nur noch seine „weiten" Reisen erwähnt werden. In einem Schreiben Tychsen's an P. J. Bruns vom 23. April 1769 ist zu lesen: „Denn er streitet in Absicht der alten jüdischen Handschriften, deren ich zu London, Paris (da war er nie!), Kopenhagen, Berlin u. s. w. eine ziemliche Anzahl gesehen habe"; ja in einer anderen Abschrift desselben Briefes fand Hartmann die Worte „in Frankreich und Polen". Hartmann (II, 1, S. 22) spricht entschuldigend von einem Gedächtnißfehler Tychsen's. T. wollte sogar bis nach Palästina gekommen sein, wie er wenigstens oft erzählte, obgleich er es nur aus den Büchern kannte, und die Zuhörer glaubten es, so anschaulich wie er konnte nur ein Augenzeuge das heilige Land schildern. Wieder sucht ihn Hartmann (im Schweriner Freimüthigen Abendblatt, 1823, Nr. 239) damit zu entschuldigen, daß T., ein vollkommener Morgenländer, ein-

gebildete und bloß erträumte Erscheinungen häufig für wirkliche und gegenwärtige gehalten hätte.

T. war also der große Gelehrte nicht, wofür ihn die Mitwelt hielt. Dennoch ist ihm nicht jedes Verdienst um die orientalische Sprachforschung abzusprechen, und in einer ausführlichen Darstellung ihrer geschichtlichen Entwicklung wird sein Name nicht übergangen werden dürfen. Zweitens spielt er eine Hauptrolle in der Geschichte der Bützower und Rostocker Universität nicht nur als Zierde und Anziehungskraft, sondern auch als eigentlicher Schöpfer der stattlichen Bibliothek. Drittens ist er ein Hauptvertreter der im vorigen Jahrhundert noch häufigeren, heute so gut wie ausgestorbenen Originale auf den Kathedern der kleinen Hochschulen.

Außer im Texte gelegentlich namhaft gemachten Quellen: J. Ch. Eschenbach, Rostock'sche akademische Nachrichten, Bd. V und IX. (Handschrift der großherzogl. Universitätsbibliothek zu Rostock.) — J. B. Krey, Andenken an die Rostockschen Gelehrten aus den 3 letzten Jahrhunderten, Stück 8, Rostock 1816, S. 39 ff. — Ant. Th. Hartmann, O. G. Tychsen oder Wanderungen durch die mannigfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Litteratur, ein Denkmal der Freundschaft und Dankbarkeit, 2 Bde. (der II. in 3 Abth.) u. 1 Bd. merkwürdiger Beilagen, Bremen 1818—1820. — Uvo Hölscher, Urkundliche Geschichte der Friedrichs-Universität zu Bützow, 1885, S. 73 ff.

Heinrich Klenz.

Tychsen: Thomas Christian T., gelehrter Theologe. Er war geboren am 8. Mai 1758 im Kirchdorfe Horsbüll, Kreis Tondern, Schleswig-Holstein, wo der Vater Prediger, eine Zeit lang Hardespropst war. Er studirte Theologie und Philologie in Kiel und Göttingen, und erhielt 1783 ein Reisestipendium, mit dem er Frankreich, Spanien, die Lombardei besuchte und zuletzt längere Zeit sich in Wien aufhielt. Nachdem er rite zum Dr. philos. promovirt und sich als Privatdocent in Göttingen habilitirt hatte, ward er 1785 außerordentlicher und 1788 ordentlicher Professor der Theologie daselbst. 1806 erhielt er den Charakter als Hofrath, erst 1817 Dr. theol. Er starb am 23. October 1834. Er war ordentliches Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen und mehrerer auswärtigen Wissenschaftsgesellschaften. Seine erste schriftstellerische Arbeit war: „Ueber den Luxus der Athenienser und dessen Einfluß auf den Staat“ (1781), gekrönt von der Hessen-Kasselschen Gesellsch. d. Alterthümer. Dem folgte eine Preisschrift „über die ältesten Gottheiten der Römer“. Eine große Reihe gelehrter Abhandlungen von ihm finden sich in den Comm. societatis regiae scientiarum Gottg. Desgleichen in der von ihm mit Mitscherlich und Heeren herausgegebenen Bibliothek der alten Litteratur und Kunst, 1786—91. „Grundriß einer Archäologie der Hebräer“ erschien 1789. Er besorgte die zweite Auflage von Koppe's N. T. perpetua annotatione illustratum (1791), 3. Aufl. 1822 und die Herausgabe von Michaelis' Anmerk. zur Uebers. d. N. T. Thl. IV, 1792 und dessen Neuer oriental. Bibliothek Bd. IX, 1793. Zuletzt beschäftigte er sich vorzugsweise mit den orientalischen Sprachen. Seine „Grammatik der arabischen Schriftsprache“ (Göttingen 1823) ist ein vielgebrauchtes Lehrbuch geworden. Er ist der Lehrer der berühmten Orientalisten W. Gesenius und Ewald gewesen, die beide sein Andenken geehrt haben. Sein letztes Werk war: „De inscriptionibus in Hispania repertis“ (Göttingen 1831).

Pütter, Gelehrtengesch. von Göttingen II, 184. — Rüder, Conversationslex. IV, 653. — Saalfeld III, 338. — Saxii onomasticon VIII, 418. — Kordes, Schlesw.-Holst. Schriftstellerlex. S. 360. — Lübker-Schröder II, 638. — Alberti II, 492. — Herzog, Theol. Realencyklopädie 1. Aufl. (in der 2. Aufl. weggelassen).

Carstens.

Tylich: Johannes T., Kanoniker und sächsischer Chronist, geboren am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts, † nach 1422 muthmaßlich in Leipzig. T. wurde nach beendeten juristischen Studien regulirter Chorherr des Stiftes Sanct Mauritius bei Naumburg und in dieser Eigenschaft unter Ludovicus Molner de Arnstede, dem ersten Rector der 1393 eröffneten Universität Erfurt, um diese Zeit an derselben als decretorum doctor, dann im Winter 1409/10 als baccalaur. decretorum an der neu gegründeten Universität Leipzig immatriculirt. 1413 war er Rath bei dem Markgrafen Friedrich von Meißen, dem nachmaligen Kurfürsten von Sachsen, und galt als tüchtiger Staatsmann. Später (etwa 1422) wurde er nach eigener Angabe Propst des vorgenannten Chorherrenstiftes Sanct Moritz und „novorum jurium (d. h. libri Sexti et Clementinae) in studio Liptzensi lector ordinarius“. Er hielt mit Konrad Thus und Jacob Radewitz, welche mit ihm von Erfurt nach Leipzig gekommen waren, dort Vorlesungen über kanonisches Recht, dessen Pflege damals zu Leipzig in hoher Blüthe stand. T. war endlich auch als Chronist thätig; er schrieb nach Muther sächsische „Annalen“, welche einen Zeitraum von nahezu 50 Jahren (nämlich die Periode 1375—1422) umfassen, dann ein „Chronicon Missnense i. e. Genealogia Principum Saxoniae seu Misnensium“, welche sich nach Guden's Cod. diplomat. II, 596 in einer Handschrift des Verfassers von 1421 auf der Mainzer Stadtbibliothek befindet. Diese Genealogie ist abgedruckt in J. F. Schannat's Vindemiis liter. Coll. secunda (1724) No. XI, p. 74—90. Sie beginnt mit dem Sachsenfürsten „Withkind“ und dessen 30jährigen Kämpfen gegen Karl den Großen und schließt nach dem Berichte über die 1411 „in octava Assumptionis B. Virginis“ erfolgte Geburt des Prinzen Friedrich mit der Schilderung des Einzuges des Markgrafen Friedrich in Constanz, welchen dieser um Ostern 1417 aus Anlaß des Concils dortselbst mit großem Gepränge und stattlicher Gefolgschaft hielt. T. scheint kurze Zeit nach Abfassung dieser Chronik mit Tod abgegangen zu sein und wird später nicht mehr genannt.

Muther, Z. Gesch. d. R.-Wissenschaft S. 77, 209. Eisenhart.

Tymmermann: Franz T., Kunstmaler aus Hamburg. Aus den Kämmereirechnungen erhellt, daß der hamburgische Rath im J. 1538 diesen jungen Maler wegen seines erprobten Talents in der Kunst zur Ausbildung auf etliche Jahre nach Wittenberg zu Lucas Cranach gesandt hat. Gewiß ein seltenes und frühzeitiges Beispiel obrigkeitlicher Fürsorge um Beförderung eines jungen Künstlers. Die Kämmereirechnungen enthalten die Zahlungen, die für T. in den Jahren 1538—1541 an den Wittenberger Meister geleistet worden sind. Von Tymmermann's Werken war bisher keins bekannt. Erst im J. 1894 hat Professor Lichtwark für die Kunsthalle in Hamburg ein kleines Oelgemälde erworben, das das Monogramm des Künstlers und die Jahreszahl 1540 trägt, also immerhin noch als eine Schülerarbeit zu betrachten ist, die, wie sie „sofort an Cranach's Werkstatt“ erinnert, doch auch manche nicht gewöhnliche Vorzüge besitzt. In einer Allegorie stellt T. auf diesem Bilde die Geschichte der Menschheit von dem Sündenfall bis zur Erlösung in einzelnen Gruppen dar, die sich um den inmitten des Vordergrundes stehenden Lebensbaum reihen. Im Hintergrunde bildet die Darstellung, wie Eva den noch zögernden Adam zu überreden sucht, wie Lichtwark urtheilt, „eine sehr lebendige Gruppe von nicht gewöhnlicher Dramatik“. Derselbe Kunstkenner rühmt die „selbständige Empfindung“ im Ausdruck des gefallenen Adam, das reizvolle Colorit des landschaftlichen Hintergrundes und den lieblichen Eindruck, den die knieende Madonna mit dem Kinde gewährt. Es ist zu hoffen, daß, nachdem dies bezeichnete Bild des Künstlers entdeckt worden ist, noch andere Werke von seiner Hand bekannt werden.

Zeitschr. des Vereins für Hamb. Geschichte III, 586, 587. — **Koppmann**,

Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg V, 682, 736, 737, 749, 777, 778 („1 ℔ 8 β 6 ₰ pro caligis juvenis pictoris Francisci Tymmermans“); VI, 29. — (Professor Lichtwark's) Besprechung des genannten Gemäldes im Hamb. Correspondenten 1894, 29. December. W. Sillem.

Tympe: Johann Gottfried T. ward 1699 zu Biederitz bei Magdeburg geboren; im J. 1734 ward er außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen zu Jena; am 13. September 1738 ward ihm eine ordinaria professio linguarum sacrarum et reliquarum orientalium übertragen, doch gehörte er damals noch nicht der engeren Facultät an. In diese hineinzukommen, gelang ihm erst nach längeren, sehr ergötzlich zu lesenden Verhandlungen im Anfange des Jahres 1743. Im August desselben Jahres finden wir ihn zum ersten Male als Decan verzeichnet. Er starb am 28. Juni 1768. (Acten der philosophischen Facultät zu Jena. Winer, Hdb. der theol. Lit. Bd. II [1840] Sp. 809.)

T. hat sich um die hebräische Lexikographie verdient gemacht durch seine Arbeiten zur Partikellehre. — Da in der großen Concordanz von Buxtorff (s. A. D. B. III, 668) die Partikeln fehlen, so unternahm es bereits der dänische Gelehrte Christian Noldius, diesen Mangel zu ersetzen durch seine Concordantiae particularum ebraicarum et chaldaicarum (Kopenhagen 1679). T. ließ im J. 1734 eine verbesserte Ausgabe dieses Werkes folgen, in welche er im Anhange auch die denselben Gegenstand behandelnden Lexica particularum von Joh. Michaelis (1688) und Christian Koerber (1712) (s. die vollst. Titel bei Meyer, Gesch. d. Schrifterklärung Bd. IV [1805] S. 98, Anm. 3; S. 99, Anm. 4) aufnahm. Die Paginirung der Tympe'schen Concordantiae particularum ebraeo-chaldaicarum (der vollst. Titel umfaßt 41 Zeilen) ist so seltsam verworren, daß Einiges zur Orientirung des Lesers zu bemerken zweckmäßig erscheint. Nach den Vorreden und Einleitungen ist von S. 1—598 die Nolde'sche Concordanz abgedruckt. Unter dem Text stehen die etymologischen und lexikalischen Bemerkungen und Ergänzungen von T. Dann folgen mit der Paginirung S. 737—958 die annotationes et vindiciae [nicht „des Herausgebers“, wie Bleek-Kamphausen, Einl. in das A. T. S. 134, Anm. 1 sagt, sondern die des Noldius mit nur unbedeutenden redactionellen Aenderungen Tympe's; inhaltlich stimmen sie wörtlich mit dem überein, was in der Ausgabe von 1679 auf S. 777—1186 steht]. Daran schließen sich S. 959—984 die vier indices des Noldius. Den Schluß bilden mit selbständiger Paginirung die Lexica von Michaelis S. 1—24 und von Koerber S. 1—40. — Warum T. die Seitenzahlen 599—736 unterschlagen hat, darüber haben wir in der Vorrede vergeblich Auskunft gesucht. Tympe's eigene Arbeit beschränkt sich also im wesentlichen auf die unter Noldius' Text hinlaufenden Bemerkungen, in denen er die Partikeln nach Danzischen Grundsätzen (s. A. D. B. IV, 751) erklärt, also z. B. die Partikel 'âz von einem Verbo âza „hinaufsteigen“ herleitet, worüber heutzutage wol zur Tagesordnung übergegangen werden kann. Sonst hat er noch die Concordanz der sogen. pronomina separata in das Nolde'sche Werk eingeschoben und manche Stellenfehler verbessert. Man wird gegenwärtig in diesen Werken nur das suchen, was sie bieten können: reiche Fundorte für das Vorkommen der Partikeln. Dieser von diesen Concordanzen gebotene Dienst kann aber gar nicht hoch genug geschätzt werden, indem sie allein der Wortforschung das unentbehrliche, annähernd vollständige Material liefern (vgl. Gesenius, Gesch. der hebr. Syn. [1815] S. 119). Außerdem hat T. noch eine neue Ausgabe des Interpres ebraeo-chaldaeus (einer Art hebräischer Syntax) von Danz (1696) im J. 1755 veranstaltet, die er „multis accessionibus locupletavit“ (vgl. Gesenius a. a. O. S. 123). C. Siegfried.

Tympe: Matthäus T. (Tympius, Timpe), ein überaus fruchtbarer theologischer Schriftsteller, der 1615 nach seiner eigenen Angabe schon 79 Bücher

geschrieben und „deroselben so vil tausendt gedruckte exemplaria“ hat verbreiten lassen. Nachdem er drei Jahre lang Conrector in Jülich, darauf vier Jahre hindurch Professor der Philosophie und Beredsamkeit in Köln gewesen, berief ihn das Osnabrücker Domcapitel Anfang 1595 (Bestallung vom Dienstag nach Judica) als Rector an die dortige Domschule. Diese war seit der Zeit des Augsburger Interims (1548) von katholischen und evangelischen Schülern besucht worden; jetzt aber, als der neue streng katholische Rector die früheren Lehrer durch andere — jesuitische nannte sie das Volk — ersetzte, die lutherischen Schulbücher abschaffte, den Katechismus des Canisius einführte und die evangelischen Einwohner auch anderweitig verletzte, nahmen letztere fast sämmtlich ihre Söhne aus der Domschule und erhielten am 18. October 1595 vom Stadtrath die bereits 1583 für den Fall eines confessionellen Zwistes ausgebaute Kirchspielsschule zu St. Marien als neue Rathsschule (später Rathsgymnasium) überwiesen. Da den neuen Lehrern der Domschule mancherlei Unglimpf widerfuhr und an Schutz nicht zu denken war, forderte der Rector des Laurentianischen Gymnasiums zu Köln die von dort abgegebenen Lehrer wieder zurück, während T. selbst das Pastorat zu St. Petri in Köln in Aussicht gestellt wurde. Die Domherren von Beverförde und Dorgelo nebst dem Syndikus Mensing bewogen aber den Rector, zu bleiben, der dann in seiner 1597 erschienenen „Kinderzucht“ einen milderen Ton anschlug und der Bürgerschaft die Domschule von neuem, allerdings vergebens, empfahl. Die Klagen über T. dauerten fort: hauptsächlich legte man ihm zur Last, daß er unpassende Collaboratoren anstelle und den Schülern zu viel Geld abnehme. Bei Tympe's Rectoratsantritt war nämlich das jährliche Schulgeld, das früher 5—8 Schillinge betragen hatte, auf 12 Schillinge erhöht worden; T. selbst erhielt neben freier Wohnung und einem Fixum von 138 Rthlrn. die Hälfte des ganzen eingegangenen Schulgeldes, jeder der fünf Collaboratoren aber 22 2/5 Rthlr. und das halbe Schulgeld seiner Classe. Schließlich konnte sich auch das Domcapitel der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß unter Tympe's Rectorat ein rechtes Gedeihen der Domschule nicht zu erwarten sei, und da T. die Unzufriedenheit des Capitels verschiedentlich zu spüren hatte, legte er im Winter 1608 die schon seit einem Jahrzehnt ihm gründlich verleidete Stelle nieder und übernahm das Rectorat des v. Detten'schen Collegs in seiner Vaterstadt Münster.

Von Tympe's zum großen Theil in Münster gedruckten Schriften seien genannt: „Catalogus episcoporum Monasteriensium“ (bis 1588; abgedr. in Antonii Matthaei veteris aevi analecta [Editio 2, Tom. V, pag. 167—191] und handschriftlich in der Bibliothek des Alterthumsvereins zu Münster); „Kinderzucht“ (1597 u. 1610); „Teutsche moralische oder sittliche Theologey“ (Thl. I—IV, 1601/3); „Vinc. Bruni S. J. oder Fulvii Androtii S. J. Güldene Kunst christliche Seelen zu wäschen“ (1602); „Krieg des fünften neuen septentrionalischen Evangelii“ (1603); „J. Fatii S. J. Mortifikationsbüchlein“ (1604); „Nachfolgung Mariä“ (1604 u. 1630); „Widerlegung der Hussiten“ (1605); „Creutzfähnlein“ (1605 u. 1619); „Schiltlein der Keuschheit“ (1606); „Katholische Leichpredigen“ (1608 u. 1609, fortgesetzt in den Leich-, Trost- und Bußpredigen Thl. I—V, 1613/15, 1619/25 u. 1649); „Andr. Jurgiewicii Bericht von der großen Uneinigkeit der Evangelischen“ (aus dem Lat. übersetzt, 1608); „Der Ceremonien Warumb“ (1609); neue Ausgabe von Joh. v. Detten's Altvätter-Buch (1609); „Spicilegium oratoriae praxios“ (1610); „Ernewerte Welt“ (1610); „Leonardi Lessii S. J. Rathsfrag, welchen Glauben man annemmen oder zu welcher Religion man tretten soll“ (aus dem Lat. übers., 1610 u. 1611); „L. Lessii S. J. Obs wahr sei, daß ein jedweder in seinem Glauben könne selig werden“ (aus dem Lat. übers., 1611); „Dormi secure concionatorum“ (1611);

„Admirandum vindictae divinae theatrum“ (1611) und „Triumphus seu admiranda praemia christianarum virtutum“ (1611), zusammengefaßt u. d. T.: „Theatrum historicum“ (1614 u. 1625); „Lustgarten der Jungfrauen“ (1611); „Martini Becani S. J. Privilegia Calvinistarum . . . verteutscht“ (1611); „Terrae motus“ (1612); „M. Stricerii Catholische Censur einer uncatholischen Predig M. Jacobi Reneccii, sampt kurzer Widerlegung einer Beantwortung M. Reineccii dreyer Streitfragen durch M. Tympium“ (1612); „Memoriale Granatae“ (1612); „Romphaea apostatarum“ (1612); „Erhebliche und wichtige Ursachen, warumb . . . man in der wollöblichen Statt Münster . . . anfange, eine hochberühmbte Universitet oder Academiam zu fundieren unnd zu stifften“ (1612); „Thesaurus phrasium“ (1612 u. 1686); „Geistliche Charwochenspeiß“ (1613); „Güldene Tugend-Krantz“ (1613); „Richtschnur des Lebens aller Religiosen“ (1614); „Speculum magnum Episcoporum, Canonicorum, Sacerdotum et aliorum Clericorum omnium . . . in gratiam concionantium et eloquentiae studiosorum“ (1614); „Fr. Costeri S. J. Schatzbüchlein“ (1614); „Fulvii Androtii S. J. Drey außerlesene Bücher“ (1614); „Renati Hensaei Exercitia spiritualia . . . verteutscht“ (1614); „Dormi secure vel cynosura professorum ac studiosorum eloquentiae“ (Pars I—III, 1615); „Mensa theolophilosophica“ (1618, 1619, 1623, 1629 u. 1645); „Petri Bessaei Postilla . . . auß der französischen Sprache verteutscht“ (1615, 1616, 1620 u. 1632).

Vgl. Tympe's Widmungen in s. Cathol. Leichpredigen (Münster 1609) und in s. Procession-Predigen (Münster 1615). — Fr. M. Driver, Bibliotheca Monasteriensis. Monasterii 1799, p. 147 f. — Progr. des Raths-Gymnasiums zu Osnabrück 1861, 1865 u. 1869. — C. Stüve, Gesch. des Hochstifts Osnabrück. Thl. II, Jena 1872, S. 371—417. — Beilage im 9. Progr. der Realsch. zu Osnabrück 1876, S. 25. — Die bibliographischen Angaben sind meist meiner Sammlung Münsterischer Drucke entnommen.

P. Bahlmann.

Tyrell: Ferdinand Franz Anton T. war am 7. December 1760 in der kurkölnischen Stadt Werl geboren und am 30. November 1779 unter dem Namen Ferdinand in das Benedictinerkloster Liesborn aufgenommen. Nachdem er am 10. Juni 1786 die Priesterweihe empfangen, wirkte er daselbst zunächst mehrere Jahre als Bibliothekar, dann als Lector der Theologie, bis er am 8. Mai 1797 als Beichtvater an das St. Aegidii-Kloster zu Münster gesandt wurde. Die von Napoleon 1811 verfügte Aufhebung aller Klöster machte seiner seelsorgerischen Thätigkeit ein Ende und war die Veranlassung, daß er sich nunmehr ganz archivalischen Studien hingab, denen er bis zu seinem, am 14. August 1830 erfolgten Tode oblag. Gedruckt zwar liegen von ihm nur einige kleinere Aufsätze in der von Troß herausgegebenen Zeitschrift „Westphalia“ (1824—1826) vor, denn auch seine von Fr. Kiskemper (Fragmentarische Nachrichten über die Burggrafen zu Stromberg. Warendorf 1857, S. 46—52) angezogene historisch-romantische Novelle von dem letzten Burggrafen zu Stromberg ist nicht veröffentlicht worden; seinen Ruf als Diplomatiker und Archäolog verdankt er hauptsächlich dem handschriftlich hinterlassenen „Chronicon Liesbornense“, das aus nicht weniger als 40 starken Quartbänden bestand, von denen 37 aus dem Nachlaß seines Verwandten und langjährigen Arbeitsgenossen, des Archivsecretärs Peter v. Hatzfeld, an die Bibliothek des Münsterischen Alterthumsvereins gelangten. Dieses Hauptdenkmal von Tyrell's Bienenfleiß und Sammeleifer enthält nach recht weitläufigen Vorbemerkungen über die Deutschen, ihre Stämme und Beziehungen zu den Römern eine Fülle historischer Nachrichten, in den späteren Zeiten nach Jahren geordnet, von 213 v. Chr. bis zum Jahre 1826 über Westfalen, Deutschland und die übrigen Staaten in wechselnder Anordnung

und Ausführlichkeit; nur Liesborn, das zuerst im 5. Bande genannt wird, behauptet auf jedem Jahresbogen den ersten Platz. Eine zweite, 16 Bände umfassende Chronik — das sog. Chronicon familiae Tyrell —, die außer Familiennachrichten noch Predigten bezw. Betrachtungen, untermischt mit geschichtlichen Aufzeichnungen aus den Jahren 900—1820 enthält, befindet sich im Besitze des Gutsbesitzers Tyrell in Raestrup bei Telgte. Weitere Ergebnisse von Tyrell's Forschungen sind die Randbemerkungen, mit denen er die 1732 von Wolfgang Zurmühlen begonnene Beschreibung der Abteien Liesborn, Marienfeld ꝛc. (Alterth.-Ver. Münster, Msc. 152) versah, und sehr viele der von Fahne in seinen Geschlechtergeschichten mitgetheilten Regesten. Ein großes Verdienst aber, zumal um die Provinzialgeschichte, erwarb sich T. auch durch seine Sammlung kleinerer Drucke und Handschriften — Zeitungsnummern, Festgedichte und -berichte, Briefe, Thesen, Synopsen und Schauspieltexte, Urkunden u. s. w. — aus dem 16.—18. und dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts, welche gleichfalls von v. Hatzfeld der genannten Vereins-Bibliothek vermacht wurde und von der zwölf Quart-Enveloppen noch von T. selbst chronologisch geordnet sind.

Vgl. J. B. Nordhoff, Die Chronisten des Klosters Liesborn, Münster 1866, S. 84—89 oder Zeitschrift für vaterl. Geschichte u. Alterthsk. XXVI, 258—263. Bahlmann.

Tyroff: Kupferstecherfamilie in Nürnberg. Martin T., geboren 1705 in Augsburg, † 1758 in Nürnberg, wo er als Zeichner und Kupferstecher thätig war und durch Heirath in den Besitz der Weigel'schen Kunsthandlung kam. In seinen Kupferstichen lieferte er Bildnisse, darunter sein Selbstporträt mit der Unterschrift „Martin Tyroff, graveur en taille douce et marchand d'estampes à Nuremberg", Luther, Maria Theresia, Kaiser Franz I. u. s. w., ferner mythologische Darstellungen, Landschaften, Städteansichten, Gebäude und Grabdenkmäler. Unter ihnen ragt hervor eine Folge von 14 Blättern mit Ansichten von Prag während der Festlichkeiten beim Einzuge der Kaiserin Maria Theresia im Mai 1743, die er nach J. J. Ditzler im Verein mit Michael Rentz und Johann Andreas Pfeffel ausführte. Außerdem sind zu nennen verschiedene Nürnberger Prospecte, darunter einer nach Johann Daniel Preißler. — Als Kupferstecher waren auch seine beiden Söhne Johann David (geboren 1730 Todesjahr unbekannt) und Hermann Jakob (1742 bis um 1798) thätig, letzterer besonders für die Illustration naturgeschichtlicher und numismatischer Werke. Konrad, der Sohn des Hermann Jakob, war Heraldiker, gab verschiedene Wappenbücher heraus und starb als k. b. Hofagent im J. 1826. Bei seinen Arbeiten half ihm sein Bruder, der wahrscheinlich identisch ist mit dem um 1799 in Nürnberg thätigen Ludwig Christof T.

Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon XIX (1849). P. J. Rée.

Tzazo, Asdinge, Bruder Gelimer's, des letzten Königs der Vandalen (s. A. D. B. VIII, 539), ward bei Ausbruch des Krieges mit Byzanz von seinem Bruder nach Sardinien gesandt, dort den empörten Statthalter Goda zu bekämpfen. T. führte auf 120 Schiffen fünf Tausendschaften, den Kern des Heeres, nach jener Insel und vernichtete den Anmaßer und seinen Anhang. Allein einstweilen war Belisar in Afrika gelandet, hatte Gelimer geschlagen und Karthago besetzt. T., eilig zurückgerufen, leistete Vorzügliches in der Entscheidungsschlacht bei Trikameron (December 534): als er nach Abwehr zweier Angriffe der Byzantiner in deren drittem Anlauf fiel, entscharte das Vandalenheer die Flucht.

Quellen und Litteratur: s. unter Gelimer. Dahn.

Tzerstedt: Brand v. T., Rathsherr und Glossator des Sachsenspiegels, geboren zu Lüneburg um die Wende des 14. Jahrhunderts, † daselbst 1451. —

Die Tzerstedt sind ein altes Patriciergeschlecht, über das J. H. Büttner in seinem Stammes- und Geschlechtsregister der vornehmsten Lüneburgischen adeligen Patriciergeschlechter (Lüneburg 1704, fol.) einige Aufschlüsse ertheilt. Ein „Brand“ v. T. findet sich regelmäßig mehrere Generationen hindurch. Der erste dieses Namens ist der um 1351 nach Lüneburg eingewanderte, 1400 verstorbene T., der Großvater unseres Glossators.

Der Sachsenspiegel (vor 1235) fand eine ebenso rasche als weite Verbreitung; er bildete auch im 14. Jahrhundert den Mittelpunkt und die Grundlage der juristischen Arbeiten; ja noch während der folgenden Periode (dem 15. Jahrh.) war in den sächsischen Landen der Spiegel Gegenstand mannigfacher Behandlung. Bei den späteren Bearbeitern tritt das Bestreben hervor, das heimische Recht mit dem fremden — dem römischen und kanonischen — auszugleichen und hierdurch mehr oder minder in Einklang zu bringen. Als Hauptvertreter dieser Richtung erscheint neben den beiden Brüdern Damian und Theodorich v. Boxendorf—Tzerstedt. Dieser wurde nach absolvirten Rechtsstudien 1436 Rathsherr zu Lüneburg, und schrieb in dieser Eigenschaft seine Glossen zum Sachsenspiegel, welche er 1442 beendete, und die in zwei Handschriften, einer Lüneburger und einer Wolfenbütteler, erhalten sind.

T. erzählt in der (v. Spangenberg, Beitr. zu den teutschen Rechten des Mittelalters, 109—113, mitgetheilten) Glosse zur Vorrede: „Von der Herrn Bord“ (Geburt), Eike habe ein von Karl dem Großen herrührendes lateinisches Privileg der Sachsen übersetzt und einzelne Stellen mit seinen eigenen Worten neu hinzugefügt. Er (T.) selbst aber habe nach seiner Möglichkeit mit Hülfe, Rath und Erkenntniß rechtserfahrener Männer nach der alten Zählung die Artikel abgetheilt und Glossen mit Fleiß gesammelt auch über solche Stellen, bezüglich deren vor dieser Zeit hier zu Land noch keine gewesen (so z. B. bezüglich der Artikel III, 88—91). Der Verfasser schließt mit den Worten: „— — All dieß habe ich in ein Buch gebracht, Gott zum Lobe und dem gemeinen Gute und besonders dem Rathe von Lüneburg zu Ehren und zu Nützlichkeit — nach Gottes Geburt vierzehnhundert Jahr darnach in dem zwei und vierzigsten.“

Leider ist uns über die Entstehungsweise der Glosse, über die von T. benützten wissenschaftlichen Hülfsmittel wie auch über dessen weitere Lebensumstände nichts Näheres bekannt.

Spangenberg a. a. O. — Stobbe, Gesch. d. dtschn. R.-Quellen, 1. Abthl., S. 359, 382. — Stintzing, Gesch. d. dtschn. R.-Wissenschaft I, 12.

Eisenhart.

Tzeven: Erich v. T. Die v. Tzeven (Tzevena, Zeven) gehörten im 15. und noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu den angesehensten Familien Hamburgs. Drei derselben, jeder mit dem Vornamen Erich, Vater und Sohn und des letzteren Neffe, saßen im Rathsstuhl; Sohn und Enkel des ersten Erich erlangten die Würde eines Bürgermeisters, ohne aber in ihrer Thätigkeit die Bedeutung des ersten ihres Namens zu erreichen. Vielleicht ist der Ursprung der Familie auf dem linken Ufer der Elbe zu suchen, wo auf der Wasserscheide der Weser und Elbe das Kloster Zeven lag, das durch die Capitulation der hannoverschen Truppen im J. 1757 bekannt geworden ist. Der ältere Erich v. T. wurde 1413 Kirchengeschworener in St. Petri, 1414 in den Rath gewählt und resignirte 1450. Sein Leben fällt in eine für die Hansa und auch für Hamburg stürmisch bewegte Zeit, in deren Ereignisse er als Rathssendebote auf den Hansetagen vielfach eingriff. Nach außen hatten die wendischen Städte der Hansa, zu denen Hamburg gehörte, vielfach mit Dänemark Krieg zu führen und Hamburg, trotz seiner Reichsunmittelbarkeit, seinen Herren, den Herzögen

von Holstein, „den Holstenherren", Beistand zu leisten. Und andererseits widerstrebte es der Sympathie der Bürgerschaft, wenn der Rath auf Seiten der Herzöge diesen gegen die Ditmarsen beistand. Im Innern der norddeutschen und besonders der benachbarten sogenannten wendischen Städte gährte es aber, indem die Zünfte und Kaufleute gegen den Rath neue Gerechtsame durchzusetzen trachteten. In diesen Städten, zuerst in Lübeck (24. Oct. 1405), bildeten sich von den Bürgern gewählte sogenannte Sechziger-Ausschüsse, die den Zünften außer dem Zugang zum Rath auch eine Mitwirkung bei der Erhebung neuer Steuern und bei wichtigen Entschließungen, z. B. über Krieg und Frieden zu sichern bestrebt waren. In Lübeck wurde infolge dessen ein „neuer Rath" (25. Mai 1408) eingesetzt. Dagegen wurde der alte Lübecker Rath vom Rath in Hamburg gastlich aufgenommen zum Mißfallen der Bürger Hamburgs, während zugleich die Parteinahme des lübschen neuen Raths für Holstein gegen Dänemark ein neues Band zwischen Lübeck und Hamburg knüpfte. Die Bürger Hamburgs hegten nun ähnliche Neuerungspläne wie die in Lübeck, Rostock und Wismar. Es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um auch in Hamburg einen Ausschuß von Sechzigern zu wählen. Dies geschah 1410, als der Rath einen angesehenen Bürger Heino Brandes auf Begehren des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, der angeblich von jenem geschmäht worden war, hatte ins Gefängniß setzen lassen. Nun wählten die Bürger aus jedem der vier Kirchspiele fünfzehn Männer, — zu diesen Sechzigern gehörte auch v. T. — um vom Rath die Befreiung des Brandes zu fordern. Der Rath gab nach und nun wurde der erste Receß zwischen Rath und Bürgerschaft abgeschlossen, wonach beide Körperschaften gemeinschaftlich die höchste Gewalt innehatten, der Rath allein also nicht mehr vollmächtig war. In demselben Jahr wurde T. von einem Rathmann Johann Beckerholt, der auch zu den Sechzigern gehört hatte, gröblich durch Worte und Thätlichkeiten angegriffen. Darob wurde Beckerholt des Rathsstuhls entsetzt und als er nun den Rath schmähte, aus der Stadt verfestet. Wodurch der Rath und T. sich die Schmähungen dieses Mannes zugezogen hatten, der noch Jahre lang bei der Curie in Avignon gegen den Rath processirte, ist nicht mehr zu erkennen. Da aber T. gleicherweise wie der Rath geschmäht worden, ist wohl anzunehmen, daß T. sicherlich nicht zu den Widersachern desselben gehörte. Schwerlich würde ihn sonst der Rath nach vier Jahren sich cooptirt haben. Nachdem er Rathsverwandter geworden, begann er sehr bald die wichtigeren Aemter zu bekleiden. In den Jahren 1417 bis 1438 hatte er sieben Jahre lang als Camerarius die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben der Stadt zu führen. Seine Befähigung zur Behandlung politischer Verhältnisse tritt aber besonders hervor in der häufigen Theilnahme an wichtigen Hansetagen und andern Verhandlungen, zu welchen er theils allein, theils als Begleiter der Bürgermeister und des Rathsschreibers vom Rath nach andern Hansestädten und nach Holland und wiederholt nach Dänemark entsendet wurde. Schon im dritten Jahr nach seinem Eintritt in den Rath hatte T. Gelegenheit in einer sehr wichtigen Angelegenheit Hamburg ersprießliche Dienste zu leisten. Die Einsetzung des Sechziger-Ausschusses und die Theilung der Gewalt zwischen der Bürgerschaft und dem neuen Rath hatte nämlich für die Verhandlungen auf den Hansetagen den Nachtheil, daß die Rathssendeboten Hamburgs nicht unbedingte Vollmacht des Raths hatten, sondern ihre Zustimmung zu den Beschlüssen der Hansetage abhängig machten von der Entschließung der Sechziger. Dies trat namentlich hervor auf den Hanseversammlungen zu Lübeck und Rostock im J. 1416 (25. Nov. bis 11. Dec.) und führte zu dem Beschluß der Hansen, daß, wenn Hamburg nicht bis zu Ostern 1417 — die Frist wurde nachher bis zum 11. Nov. 1417 verlängert — einen vollmächtigen, frei verfügenden Rath

habe, dann müsse Hamburg verhanset werden und der Hamburger Kaufmann und sein Gut stände nicht mehr unter dem Schutz der Hansa und des Kaufmannsrechtes. Auf dem Hansetag zu Lübeck im Mai 1417 wurden die Hamburger Boten nun von Lübeck bedeutet, nach Hause zu reiten, um Herzog Heinrich von Holstein zur Nachgiebigkeit gegen König Erich von Dänemark zu bewegen und um ihrem Rath die frühere Vollmacht zu gewinnen. Am 24. Juni erklärten zwar die Bürger, daß sie einen vollmächtigen Rath hätten und ihm gehorsamen wollten. Aber am 20. Juli verbündete sich Hamburg auf Betrieb der Sechziger mit den Holstenherren gegen Dänemark. Neben dem hamburgischen Bürgermeister Johann von Lüneborg war es nun T., der im Herbst auf der Versammlung in Rostock erschien und die Streitfragen nach vielen Bemühungen so ordnete, daß endlich noch gegen Ende desselben Jahres der Rath von der Bürgerschaft für einen vollmächtigen erklärt wurde und die von den Bürgern zurückerhaltenen Exemplare des Recesses von 1410 durchschnitten den Sendeboten der wendischen Städte vorgezeigt wurden.

Tzeven's Theilnahme an den Versammlungen, um den Frieden zwischen König Erich von Dänemark und den Herzögen von Holstein herbeizuführen, begann bereits im J. 1417. Im August dieses Jahres ist er in Schleswig und Gottorp zugegen, als sich der König weigerte, Herzog Heinrich mit Schleswig zu belehnen, ehe ihm die Souveränität über dies Land zugesprochen war. Hier war T. neben dem Abt des Michaelisklosters von Lüneburg und holsteinischen Rittern als Abgeordneter der Holstenherren betheiligt (Hansereceſſe, Abth. I, Band 6, S. 458 u. 463, § 36), vermuthlich wegen ihrer Hoheit über Hamburg trotz dessen Reichsfreiheit. Offenbar erfreute sich T. des herzoglichen Vertrauens und wurde demnach wiederholt von Hamburg zu den Friedensvermittlungen gesandt. So gehörte er 1420 zu den acht Abgeordneten, die der Herzog von Gottorp nach Schleswig sandte, um die königlichen Räthe zur Besprechung nach Gottorp zu geleiten. Im April des Jahres 1421 war T. in Lübeck, um bei König Erich um Herausgabe der verlornen Strandgüter zu werben. Im Juni darauf finden wir ihn auf dem Hansetag, um die streitenden Parteien zu vermögen, Kaiser Sigismund als Schiedsrichter anzuerkennen. Dem König wurde auch im J. 1424 zu Ofen vom Kaiser das Herzogthum Schleswig zugesprochen, allein da der Papst Eugen IV. diesen Schiedsspruch 1425 aufgehoben hatte, so rüstete sich Erich, das kaiserliche Urtheil mit Waffengewalt geltend zu machen, während die wendischen Städte es mit den Holstenherren hielten. T. wurde vom Rath mit der Ausrüstung des Kriegsvolks betraut, wozu er u. a. gegen 2000 Pfund Salpeter anschaffte. Wittwen- und Waisengelder wurden mit zur Bestreitung der Kosten verwandt. Kaum ist ein Kriegszug, der mit so großen Mitteln angefangen worden, so unglücklich beendigt wie dieser. Herzog Heinrich von Holstein fiel vor Flensburg, die hamburger und lübecker Fußvölker kehrten unverrichteter Dinge nach Hause; der Rathmann Johann Kletze, Führer der ersteren, wurde in Hamburg hingerichtet, nicht ohne „Rath und Meinung" eines Sechziger-Ausschusses, den die Bürger wieder 1427 erwählt hatten (Tratziger S. 161); die Flotte wurde bei Kopenhagen geschlagen. Vergeblich war es, daß T. mit zwei anderen hamburger Rathssendeboten sich nach Nykjöping begab, um die Hansestädte mit Dänemark zu vertragen. Nur Rostock und Stralsund hatten Erfolg. Erst im J. 1532 zu Horsens, wo auch T. sich einfand und im folgenden Jahr zu Svendborg wurden Verhandlungen geführt, die endlich im Juli 1435 den Frieden zu Wordingborg herbeiführten. Noch einmal im J. 1441 sehen wir T. in Dänemark, als König Christoph zur Regierung gekommen war. Jetzt, auf der Versammlung zu Kopenhagen, handelte es sich darum, „die sich diametral entgegenstehenden Ansprüche der Holländer und der

Hansestädte" zu vermitteln. Hierzu wurde T. abgesandt, der schon einmal, 1428, eine Gesandtschaft des hamburger Raths nach Holland ausgeführt hatte. Da nun in Kopenhagen auf beiden Seiten das Friedensbedürfniß gleich stark sich geltend machte, so einigte man sich zu einem zehnjährigen Waffenstillstand. Dagegen stimmte in demselben Jahr im October T. dem hansischen Beschluß zu, den Verkehr mit Sluys so lange aufzuheben, bis dieser flandrische Hafen für die Ermordung vieler Hanseaten Genugthuung gegeben habe. — An dem Tage zu Svendborg (1. Mai bis 7. Juni 1433) hatte T. sich nicht betheiligt, weil er im April desselben Jahres in Bremen beschäftigt war, und im Juni auf dem Hansetag zu Lübeck zugegen war. Hier wurde eine Gesandtschaft an den Hochmeister des deutschen Ordens Paul von Rußdorf (s. A. D. B. XXX, 11) beschlossen, um von ihm bindende Versprechungen zu erlangen, daß er „sich allen Maßregeln der Hansa gegen Holland, Flandern, Seeland und die drei nordischen Reiche unbedingt anschließen werde". T. wurde als einziger hamburger Rathssendebote mit zu dieser Gesandtschaft ausersehen. Ueber Danzig traf er am 4. Juli in Marienburg ein. Im wesentlichen ging der Hochmeister auf die Vorstellungen der Hanse ein, ohne aber mit den Hansen ein Schutzbündniß zu schließen, oder gar ihr Schutzherr zu werden.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß T., der einstmalige Sechziger, im J. 1430 neben anderen Rathssendeboten in Wismar zugegen war, als der neue Rath und die Sechziger entsetzt wurden und öffentliche und schimpfliche Buße thun mußten für die Hinrichtung ihrer Bürgermeister Johann Bantscow (s. A. D. B. II, 42) und Hinrich von Haren. Auch in Bremen gehörte T. 1433 zu den Rathssendeboten, die abgesandt waren, um eine Einigung zwischen dem alten, 1429 entwichenen Rath und dem neuen zu erzielen, was denn auch gelang. Während auf diesen Versammlungen Beschlüsse von größter Tragweite berathen wurden, dienten andere Zusammenkünfte, zu denen T. abgesandt wurde, dazu, mit den Hanseboten Verhältnisse zu ordnen, die nur Hamburg speciell betrafen. So 1422 in Lübeck, als Hamburg und Lübeck mit großen Kosten eine Flotte ausgerüstet hatten, um den Schlupfwinkel der seeräuberischen Vitalienbrüder in Dockum zu zerstören. Mit Recht machte Hamburg geltend, daß es „um gemeiner Hansestädte und des Kaufmanns willen" diese Kosten aufgebracht habe und stimmte für sich gegen einen neu in Flandern und den Ostseestädten zu erhebenden Pfundzoll. Da dieser Protest bei den versammelten Hansen nicht durchdrang, so trugen sie T. auf, nach Hause zu reisen und den Rath zur Annahme der Hansebeschlüsse zu bestimmen. Aber dieser Versuch war eben so vergeblich als die Absendung der Rathsherren von sechs Ostseestädten nach Hamburg zu gleichem Zweck. Vorläufig war der Hansetag damit einverstanden, daß Lübeck erklärte, den Pfundzoll für Hamburg auslegen zu wollen. — Als in nächster Nachbarschaft, in Ditmarschen 1427 zwei Parteien sich arg mit Raub und Brand befehdeten, wurden je zwei Rathmänner aus Lübeck, Lüneburg und Hamburg gewählt, den Streit zu schlichten. Wieder nach drei Jahren versuchten Lübeck und Lüneburg einen Streit zwischen Hamburg und den Ditmarsen zu schlichten, als diese die Mannschaft eines gestrandeten Hamburger Kriegsschiffes theils getödtet, theils gefangen genommen und sich des Schiffes sammt Proviant und Waffen bemächtigt hatten. Zu beiden Schiedsgerichten war T. berufen.

Nach dem Jahr 1441 wird T. weder in den Hanserecessen noch in den Kämmereirechnungen genannt. Im J. 1450 resignirte er als Rathsherr. Da er schon im J. 1403 als Käufer eines Gartens am Scharthor genannt wird (Mitth. d. Vereins f. Hamb. Geschichte IV, 271), so ist anzunehmen, daß er etwa im siebenzigsten Lebensjahre stand, als er sich von den öffentlichen Geschäften zurückzog. Schon während diese ihn, wie gesagt, im vollsten Maaße

in Anspruch nahmen, hatte er als bemittelter Bürger durch Vermächtnisse der Nachwelt gedacht. Nachdem er schon 1423 durch eine jährliche Rente von 25 M. die Vicarie am Thomasaltar des Doms aufgebessert hatte, stiftete er 1424 ein Vermächtniß zu Gunsten von-zum Tode verurtheilten Verbrechern. Nach kirchlicher Anschauung des Mittelalters waren solche nämlich nicht fähig, zu ihrem Todesgange durch den Empfang des heil. Abendmahls vorbereitet zu werden. So stiftete T. denn wenigstens ein Legat für den Priester „unter der Kluft", d. h. den Domherrn an der Krypta, welcher den Verbrechern, deren letzter Gang am Dom vorbeiführte, dafür aus dem Fenster die Monstranz zeigen, den christlichen Glauben vernehmlich vorsprechen und den Ablaß aussprechen sollte. Im J. 1443 fundirte er eine Vicarie an der Capelle St. Georg, die zu dem außerhalb der Stadt gelegenen Hospital gehörte. In den Jahren 1441 und 1451 vermachte er Legate, die noch jetzt im Betrage von etwa 500 M. jährlich ausgezahlt werden. Unter anderen sind außer allen hamburgischen Kirchen die Jungfrauen zu Uetersen und dann die in den linkselbischen Klöstern zu Lüne, Alt- und Neukloster bei Buxtehude, Himmelpforten und Kloster Tzeven bedacht, wodurch die Annahme bestärkt wird, daß sein Geschlecht aus dem Stift Bremen stamme. Aus dem Testament vom Jahre 1441 geht hervor, daß T. seinem gleichnamigen Sohn Erich die damals bedeutende Summe von 930 M. nach England mitgegeben hat, woraus zu schließen ist, daß dieser als Kaufmann sein Glück daselbst versucht hat. Nach des Vaters Resignation wurde dieser in den Rath gewählt und starb als Bürgermeister 1478. Ein Jahr darauf, 1479, wurde dessen Neffe, ein Enkel des ersten Erich, in den Rath gewählt, der 1504 als Bürgermeister starb. Dieser war 1458 als Student in Rostock immatriculirt. Die beiden Bürgermeister haben zwar auch an den Hansetagen theilgenommen, doch scheinen sie nicht zu ferneren Sendungen verwendet worden zu sein, sondern wurden nur zu den in der Nähe abgehaltenen Versammlungen abgesandt.

Des letztgenannten Bürgermeisters Sohn Jürgen v. T. tritt dagegen mehr als die beiden Bürgermeister hervor. Er stand im J. 1528 mit dem Bürgermeister Hinrich Salsborch an der Spitze der katholischen Partei, der Johannisleute, so genannt, weil sie im Dominicanerkloster St. Johannis ihre Zusammenkünfte hielten, die den Sturz der lutherischen Prediger und Bürger bezweckten. Unter diesen wird Jürgen v. T. in erster Reihe genannt und gegen ihn richtet sich nach der Einführung der Reformation besonders der Unwille der Bürger (vgl. Staph. II, 1. S. 144 u. 163), so daß er auch, um in der Stadt zu bleiben, eine Urfehde schwören mußte. Ohne städtische Aemter zu bekleiden, nahm er fernerhin eine angesehene Stellung ein. In seinem stattlichen Hause, das noch als das englische Haus (so genannt nach den spätern Eigenthümern, den Adventurers, einer englischen Kaufmannsgilde) in diesem Jahrhundert bestanden hat, nahm T. verschiedene Fürstlichkeiten auf. So 1538 den Herzog von Lüneburg und 1553 zu gleicher Zeit auf ihrer Durchreise an den dänischen Hof den Herzog August von Sachsen nebst Gemahlin und den Fürsten Wolfgang von Anhalt. T. war verheirathet mit Elisabeth van dem Meer und somit ein Schwager des Bürgermeisters Heinrich Salsborch und des einstmaligen Kanzlers Peter v. Spengel (s. A. D. B. XXXV, 117). Im J. 1553 heirathete Tzeven's Tochter den hamburger Syndikus und bekannten Chronisten A. Tratziger (A. D. B. XXXVIII, 501) und daher wurde dieser in die bei P. v. Spengel erwähnten Streitigkeiten um Wandsbeck hineingezogen. — Auch in den folgenden Zeiten kommen die v. T. in städtischen Diensten nicht mehr vor; als letzter des Namens ist mir nur Peter v. T. im J. 1605 als Verwalter des Tzeven'schen Testaments bekannt geworden. (Die Hamb. Familie Moller [v. Baum], S. 145.)

Koppmann, Der erste Hamb. Receß 1410. Hansische Geschichtsblätter IV, 7—31. — Hanserecesse, 1. Abth. von Koppmann, Bd. 6, 7 und 2. Abth. von v. d. Ropp, Bd. 1 u. 2. — Tratziger, edid. Lappenberg, unter v. Tzeven, v. Zeven u. XXI. — Hamb. Kämmerei-Rechnungen, edid. Koppmann, Bd. 2. — Staphorst II, 252—256, 412; III, 594, 621, 637; IV, 27, 28, 47, 48, 127, 400, 497, 833. — O. Beneke, V. unehrlichen Leuten, S. 106. — Sillem, Einführung der Reformation in Hamburg, S. 96, 116. — Wilckens, Ehrentempel, S. 110. W. Sillem.

Tzschirner: Heinrich Gottlieb T. wurde am 14. November 1778 zu Mittweida in Sachsen geboren. Sein Vater, Oberprediger daselbst, übergab ihn, nachdem er bis zu seinem 13. Jahre Privatunterricht genossen, der lateinischen Stadtschule in Chemnitz, wo Pölitz, K. G. Bretschneider, Winzer, Facilides (nachmals Superintendent in Oschatz), D. A. Neander (der nachmalige Bischof in Berlin) seine Freunde wurden. Auf der Universität Leipzig, die er zu Ostern 1796 bezog, waren Heidenreich und Platner seine Lehrer in der Philosophie, der in Ernesti-Morus' Bahnen wandelnde Hermeneutiker Keil sein Lieblingslehrer in der Theologie. Reinhard, sein Examinator bei der Candidatenprüfung, veranlaßte T. zur akademischen Laufbahn, wurde ihm väterlicher Freund und Gründer seines bürgerlichen Glückes (vgl. Tzschirner's Rede zu Reinhard's Gedächtnißfeier am 28. Nov. 1812). Er habilitirte sich im Februar 1800 (mit der dreitheiligen Dissertation: „Observationes Pauli apostoli epistolarum scriptoris ingenium concernentes") als Magister legens und ward gleich darauf Adjunct bei der philosophischen Facultät in Wittenberg, wo das Freundschaftsband mit Krug sich knüpfte. Angeregt von F. A. Carus (s. A. D. B. IV, 37) las er über empirische Psychologie, und gab auch (seit 1802) mit Immanuel David Mauchart, damals Diakonus in Nürtingen, das „Neue allgemeine Repertorium für empirische Psychologie" heraus. Zeitweilig umfing ihn Schelling's Philosophie mit ihrem Zauber. „Die Naturphilosophie vermählte den Himmel mit der Erde, lehrte mich das Unendliche im Endlichen schauen. Heiterer blickte ich zu den Sternen auf und fühlte mich ihnen in dem Gedanken befreundet, daß in ihnen, wie in mir, die Fülle des Lebens, obwohl in höherer Potenz, wohne." Als der Zauber ihm zerronnen, bekannte er: „Mehr hat mir keine Philosophie versprochen, weniger keine gehalten." Dem Geschäfte des Predigers insbesondere hat er dieselbe durch das, was sie ihren Jüngern gewährt und versagt, für sehr nachtheilig geachtet, wiefern sie Gott und Welt in der Idee des Absoluten untergehen lasse, die Idee der Freiheit und damit die Sittlichkeit vernichte, und den Glauben an persönliche Unsterblichkeit verwerfe. Seinen erkrankten Vater im Amte zu unterstützen, kehrte er 1801 in seine Vaterstadt zurück, und wurde, nach dessen bald darauf erfolgtem Tode, zum zweiten Diakonus daselbst ernannt. Außer den philosophischen Schriften „Ueber den moralischen Indifferentismus" (1805) und „Leben und Ende merkwürdiger Selbstmörder, nebst einigen den Selbstmord betreffenden Anmerkungen" (1805) verfaßte er damals seine, von Reinhard bevorwortete „Geschichte der Apologetik" (1805), das apostolische und vorkonstantinische Zeitalter umfassend, mit dem Bekenntniß: „einseitige und engherzige Apologeten haben vielleicht mehr als erklärte Gegner der guten Sache des Christenthums geschadet." Da ihn letzteres Buch selbst nicht befriedigte, hat er's beim ersten Theile bewenden lassen. Doch hat es ihm einen Ruf (an F. W. Dresde's Stelle) als ordentlicher Professor der Theologie nach Wittenberg eingetragen, woselbst er noch im Jahre seiner Berufung (1805) in feierlicher Weise zum Doctor derselben creirt wurde. Sein Amtsantritt ist durch die Schriften bezeichnet: „De dignitate hominis per religionem christianam adserta et declarata" (1805) und „De virtutum et vitiorum inter se cog-

natione“ (1805, deutsch 1809 in weiterer Ausführung erschienen). Wie anregend seine kirchengeschichtlichen, symbolischen, exegetischen und disputatorischen Lectionen wirkten, bezeugt sein damaliger Lieblingsschüler K. J. Nitzsch (siehe dessen Leben von Beyschlag, S. 38 und 54). In den schweren Kriegsjahren 1806 und 1807 hat er mit Umsicht und mannhaft die Interessen der Universität gewahrt. Nach J. A. Wolf's Tod wurde er 1809 als vierter Professor der Theologie nach Leipzig berufen. Fortgerissen von der allgemeinen Begeisterung und aus Liebe zu seiner engern Heimath ist er, nach einer an seine Zuhörer gerichteten Abschiedsrede („Von der großen Bedeutung der Ereignisse unserer Tage“, 1814), als Feldpropst mit dem sächsischen Heerestheil unter Karl August von Weimar bis zum Hauptquartier bei Tournay gezogen. Als litterarische Frucht dieses Feldzuges erschien sein philosophischer Versuch „Ueber den Krieg“ (1815). Nach seiner ruhmvollen Heimkehr übertrug ihm der Magistrat das Archidiakonat, nach J. G. Rosenmüller's Tode (1815) das Pfarramt an der Thomaskirche. Zugleich wurde er zum Superintendenten der Leipziger Diöcese und Consistorialassessor ernannt. Er hat bei Uebernahme dieser Aemter in Dresden mit Ammon colloquirt, so glänzend, wie es der genannte Oberhofprediger nicht wieder erlebte, aber auch so freimüthig, daß den Pastor in Lausa, D. F. Roller, das Gewissen drängte, eine Vorstellung gegen ihn einzureichen. Nachdem er gleichzeitig in die dritte Professur eingerückt war, wurde er Kanonikus zu Zeitz, und als zweiter Professor (1818) Domherr zu Meißen. Nicht allzu lange war ihm zu wirken beschieden. Die große Anstrengung, die ihm das Predigen kostete, ein heftiger Stickhusten, der sich im Winter 1823 einstellte, sich steigernde Brustbeklemmungen ließen auf ein inneres Leiden schließen, welches weder der peinlichsten Enthaltsamkeit noch der Kraft der aufgesuchten Heilquellen weichen wollte. Am 2. Februar 1828 sprach er seine „letzten Worte“ an heiliger Stätte, am 17. desselben Monats ist er verschieden. Als Ursache seines räthselhaften Leidens ergab die Section ein doppeltes Steatoma. Sechzehnhundert Leidtragende folgten seinem Sarge. — Tzschirner's Leben fällt in die Zeit, wo Rationalismus und Supranaturalismus mit einander im Streit lagen. Reinhard hatte in den „Geständnissen, seine Bildung zum Prediger betreffend“, nur den Rationalismus, der sich ganz an die Vernunft, und den Supranaturalismus, der sich ganz an die h. Schrift hält, für wirklich consequent erklärt, die Vereinigung beider Systeme für unfolgerechten Syncretismus. T. in seinen „Briefen, veranlaßt durch Reinhard's Geständnisse“ (1811) hat doch auch hier das Wahre in der Mitte gefunden. Das Christenthum ist eine durch Wunder beglaubigte Offenbarung Gottes. „Hätte Christus nichts Außerordentliches gethan, und erwähnte die evangelische Geschichte keine von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge abweichende und aus den Gesetzen der Natur nicht zu erklärende Begebenheiten, so würden die Menschen nie darauf gekommen sein, das Christenthum als eine außerordentliche Anstalt Gottes zu betrachten.“ Die Offenbarung bezweckt aber nicht die Bekanntmachung des der sich selbst überlassenen Vernunft Unerkennbaren, sondern die Kundmachung und Fortpflanzung der wahren Religion oder der religiösen Ideen und sittlichen Gesetze, die, im Bewußtsein des Menschen vorhanden, doch einer Weckstimme und Bestätigung von Außen bedürfen. Der Vernunft gebührt Vertrauen auch in göttlichen Dingen, aber nie wird eine Philosophie das Evangelium, nie eine Schule die Kirche ersetzen können. So erscheint T. als Repräsentant des supranaturalen oder offenbarungsgläubigen Rationalismus (vgl. auch Tzschirner's im 1. Bd. der „Memorabilien“ begonnene „Beurtheilende Darstellung der dogmatischen Systeme, welche in der protest. Kirche gefunden werden“, und Röhr's pseudonyme Schrift „Wer ist konsequent, Reinhard oder Tzschirner, oder keiner von beiden?“ 1811). In

seinen „Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre“ (herausgegeben von K. Hase 1829) hat er die beiden Gegensätze, Rationalismus und Supranaturalismus, mit ihren Gründen und Folgerungen ohne Entscheidung neben einander gestellt. Solche Unentschiedenheit entbehrte der Wärme und siegenden Kraft der Ueberzeugung. Rosenkranz urtheilt: „Ist, wie in Tzschirner's Dogmatik, gar kein fester Ton da, sondern wird mit der Darstellung des systema biblicum und der sententia rationalistarum nur abgewechselt, so geht man von Gegensatz zu Gegensatz und weiß gar nicht, woran man ist“. T. hat auch von Schleiermacher und seiner „unverkennbar durch den Einfluß der Schelling'schen Philosophie bestimmten“ Theologie insoweit Notiz genommen, als er seinem Gegensatz zu dessen Gefühlstheorie (ästhetischem Principe) Ausdruck gab. Diejenigen, meint er, welche die Ideen von den Gefühlen abhängig machen wollen, verkennen, daß der letzte Grund des Glaubens doch immer die Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang der begriffenen Ideen mit den Gesetzen und Bedürfnissen des menschlichen Geistes bleibt (Tzschirner's „Briefe eines Deutschen über Gegenstände der Religion und Politik“ herausgegeben von Krug 1828. Zu den von Keil und T. [1812—22 in 4 Bdn.] herausgegebenen „Analecten für das Studium der exegetischen und dogmatischen Theologie“ hat letzterer keine Beiträge geliefert). — Seine Liebe zur Menschheit und sein Glaube an eine göttliche Führung ihrer Geschicke zogen T. vornehmlich zur Geschichte hin. Er ist als Wittenberger Professor nicht bloß (seit 1806) in Schröckh's kirchenhistorischen Lehrcurs eingetreten, sondern hat auch zu desselben „Kirchengeschichte seit der Reformation“ die Schlußbände IX u. X (1810 u. 12) sammt Schröckh's Biographie gefügt. Aber sein historisches Hauptwerk, mit dessen tragischer Idee er sich schon als Jüngling trug und das zehn Jahre lang den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen bildete, ist „Der Fall des Heidenthums“, 1829 herausgegeben von Niedner. Zur Förderung der Kirchengeschichte gab er in Gemeinschaft mit C. F. Stäudlin das „Archiv für alte und neue Kirchengeschichte“ (1813—22 in 5 Bdn.), mit Stäudlin und Vater das „Kirchenhistorische Archiv“ (1823—26 in 4 Bdn.) heraus. — Seine Begabung als Kanzelredner offenbarte sich alsbald im Jahre seines Eintritts in die Leipziger Facultät in der Predigt zur Stiftungsfeier der Universität und später in seinen begeisterten Predigten am Reformationsfeste. Sein homiletisches Vorbild war Reinhard. Er hat, wie dieser, auf streng logische Gliederung und wohlgefeilte Diction gehalten. Wenn aber bei Reinhard der Verstand, allerdings ein eminenter, die Alleinherrschaft führte, so wußte T. auch das Gefühl anzusprechen, Frische und Lebenswärme seinen Predigten einzuhauchen und „die Ideale des Christenthums mit aller menschlichen Bildung würdig zu vereinigen“. Den zwei Predigtsammlungen, die er selbst 1812 und 1816 veröffentlichte, ließ Goldhorn aus seinen hinterlassenen Handschriften noch vier weitere Bände (1828 f.) folgen. Der praktischen Theologie hat T. gedient einmal durch die von ihm herausgegebenen „Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers“ (1810—21 in 8 Bdn.), sodann durch das von ihm (1822—27) redigirte „Magazin für Prediger“, welches von K. F. Bahrdt 1782 begründet, von W. A. Teller (seit 1792), Löffler (seit 1803), Ammon (seit 1816) fortgeführt, nach Tzschirner's Tod in Röhr's Hände überging, endlich durch eine Serie von Programmen „De claris veteris ecclesiae oratoribus“ (1817—21). Die vielumstrittene Frage, ob der Rationalist als ehrlicher Mann sein geistliches Amt verwalten und den Zweck der Kirche fördern könne, hat er mit Hinweis auf Männer wie Zollikofer und Löffler beantwortet, die als Rationalisten zwar von den in der Vernunft gegebenen religiösen Ideen ausgingen, dieselben jedoch mit dem Christenthum verknüpften, durch Beispiele aus der biblischen Geschichte

erläuterten, durch Zeugnisse der heiligen Schriftsteller erhärteten, — „und vielleicht ist die milde Wärme, welche Zollikofer's Predigten durchdringt, wohlthätiger für das menschliche Herz, als die von manchem Mystiker entzündete Gluth, welche nur aufflammt, um wieder zu verlöschen.“ Daher soll der biblische Theologe den Rationalisten, und dieser jenen ertragen, der eine die Absicht des andern ehren, da durch beide Systeme der Zweck der Kirche erreicht werden kann. — Was aber T. zum Manne des deutschen Volkes machte und weithin den Ruhm seines Namens trug, das war sein edler Freimuth, mit welchem er der Reaction, als ohnmächtig gegenüber durchbrechenden weltgeschichtlichen Ideen, in Staat und Kirche entgegentrat, überzeugt: „quae tempus abolevit, nunquam eodem redeunt, et frustra laborant semper, qui sui temporis homines ad praeteritorum temporum sententias, mores et instituta revocare student“ („Die Gefahr einer deutschen Revolution beleuchtet“, 1823. „Das Reactionssystem dargestellt und geprüft“, 1824). Er ist bei Leistung der Erbhuldigung am 24. October 1827 mit den kühnen Worten vor seinen Landesherrn getreten: „Vertrauen Sie ihrem Volke, gewähren Sie ihm alle die Freiheit, welche mit gesetzlicher Ordnung vereinbar ist (denn sie nur gibt jedem Leben seine Würde und hebet den Geist der Völker), und lassen Sie das Wort der Weisen nicht binden.“ Als Sprecher für Wahrheit und Recht hat er sich für die Sache des unglücklichen Griechenvolks eingesetzt (1821); die Ablehnung der preußischen Agende, weil durch Cabinetsordre der Kirche, ohne deren geordnete Mitwirkung, gegeben, gutgeheißen (1824; vgl. Wangemann, Sieben Bücher preuß. Kirchengeschichte I, 50; F. Brandes, Geschichte der Union in Preußen II, 346); dem convertirten Herzog von Cöthen die moralische und rechtliche Möglichkeit zur Ausübung der Episcopalrechte über seine protestantischen Unterthanen abgesprochen (1826); selbst die als höllisch verschrieenen „Stunden der Andacht“, wie deren Verfasser (Zschokke's Selbstschau, 5. Aufl., 1853 I, 281) sich ausdrückt, öffentlich zu vertheidigen gewagt (1826). Insbesondere gegen den bethörten Restaurator der Staatswissenschaft Karl Ludwig v. Haller und andere Pseudopropheten hat er dargethan, daß weder die deutsche Wissenschaft — kein deutscher Philosoph hat die Achtung für das Ewige und Heilige verletzt — noch der Protestantismus den revolutionären Geist nähre, vielmehr durch die Führung der Völker zur Mündigkeit und gesetzlichen Freiheit gewaltsame Revolutionen verhindere („Der Uebertritt des Herrn v. Haller zur katholischen Kirche beleuchtet“, 1821; „Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet“, 1822, in 4 Auflagen und 4 Uebersetzungen verbreitet; „Zwei Briefe, durch die jüngst zu Dresden erschienene Schrift: die reine katholische Lehre veranlaßt“, 1826). Als treuer Sachwalter des Protestantismus hat er auch die Actenstücke, betreffend „Die Rückkehr einer Gemeinde katholischer Christen (zu Mühlhausen in Baden) zum evangelischen Christenthum“ (1823) mit freundlicher Beurtheilung herausgegeben und Henhöfer, ihrem Führer, mit achtungsvoller Zuschrift übersendet (E. Frommel, Alois Henhöfer, 1865, S. 200 f.). Krug schließt die Charakteristik seines Freundes mit den Worten: „Es war ein guter Geist, der in Tzschirner's Gestalt über die Erde gegangen“, und Hase nennt ihn einen hohen Kirchenlehrer, der selbst noch größer durch die Treue seines Charakters als durch die Tiefe seiner Wissenschaft war. — Seine Programme sind als Opuscula academica von J. F. Winzer 1829 edirt worden.

Biographieen und Charakteristiken von Pölitz (Lpz. 1828), Krug (Lpz. 1828), Goldhorn (Lpz. 1828), Tittmann (Lips. 1828), Facilides in Röhr's Magazin f. christl. Prediger Bd. I, St. 2, S. 53, G. Frank in Herzog's R.-E. 1. A. XVI, 548, P. M. Tzschirner in Herzog's R.-E. 2. A. XVIII,

393, Lötzsch (Mittweida 1875). — Außerdem: Skizze seines Lebens (Lpz. 1828). — Zum Andenken an Tzschirner (Paulus' Sophronizon 1828. X, 1, 117). — Der verewigte Tzschirner als Kanzelredner (Halle 1829). — Kreußler's Autobiographieen Leipziger Gelehrten, S. 10. — Allgemeine Kirchenztg. 1828, Nr. 64. — Literar. Almanach f. 1829, S. 226. — Verzeichnisse seiner Schriften im Neuen Nekrolog der Deutschen 1828, I, 113 und bei H. Doering, Die deutschen Kanzelredner, S. 540. G. Frank.

Tzschirner: Samuel Erdmann T., Führer der sächsischen äußersten Linken in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, geboren 1812 (oder richtiger 1814?) in Bautzen, † am 17. Februar 1870 in Leipzig, studirte 1831 bis 1834 und übte von 1840 an in seiner Vaterstadt die advocatorische Praxis aus. Auf dem Felde der Politik hatte er als Mitglied des sächsischen Landtags und der Frankfurter Nationalversammlung eine hervorragende Thätigkeit in demokratischem Sinne entfaltet, als der Dresdner Maiaufstand ausbrach und Veranlassung ward, daß er neben zwei gemäßigteren Politikern: Heubner und Todt zum Mitgliede einer revolutionären provisorischen Regierung erwählt wurde. Der Vorwurf, der den leitenden Personen jenes Aufstandes zu machen ist, daß sie in heuchlerischer Weise die Anerkennung der Reichsverfassung von 1849 als Zweck der Erhebung ausgaben, obschon diese Verfassung ihrer demokratischen Staatsidee keineswegs entsprach und obgleich sich die äußerste Linke in der sächsischen zweiten Kammer noch am 14. April gegen ihre Annahme erklärt hatte, trifft T. in erster Linie, rechtfertigt sich auch besonders dadurch, daß er in seiner Dictatorstellung dem professionellen internationalen Revolutionär Michael Bakunin entscheidenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse einräumte. Nach Niederschlagung des Dresdner Aufstandes hatten T. und Heubner noch in Tharand zusammen gewirkt; dann entzog sich jener der siegreichen Staatsgewalt durch die Flucht in einem Zeitpunkte, wo letzterer mit Bestimmtheit darauf rechnete, auch noch in dem nahen Freiberg mit ihm zusammenzutreffen. Die Amnestie vom 27. Mai 1865 ermöglichte ihm, in die Heimath zurückzukehren. Sein bald nach der Rückkehr erfolgter Tod war die Folge einer Erkrankung, derentwegen er am selben Tage, an dem er starb, in das Leipziger Jakobshospital gebracht worden war.

Carl Krause, Der Aufruhr in Dresden. Dresden 1849, S. 19 f., 23 f., 39 f. u. s. w. — Otto Heubner, Selbstvertheidigung. Zwickau 1850, S. 136. — Richard Frhr. v. Friesen, Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Auflage, Bd. 1. Dresden 1882, S. 85, 101, 108, 115 f. — Karl Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte, Bd. 1. Breslau o. J., S. 443 f., 450. — Einem mir mitgetheilten Auszuge aus den Acten des Leipziger Jakobshospitals zufolge starb T. 56 Jahre alt, wonach er nicht 1812 geboren sein könnte. F. Schnorr v. Carolsfeld.

Tzschoppe: Gustav Adolf (v.) T., preußischer Bureaukrat, geboren am 22. August 1794 in dem damals kursächsischen Görlitz, † am 16. September 1842, war der Sohn des Subrectors am Görlitzer Gymnasium, J. M. T. († 1808), besuchte die Schule seines Vaters, kam Ostern 1812 auf die Universität Leipzig, um Rechtswissenschaften zu studiren und kehrte während des Krieges in seine Vaterstadt zurück. Spuren seiner Antheilnahme an der nationalen Erhebung finden sich nicht, obwol gerade die Leipziger Studenten stark daran betheiligt waren. In der Kriegszeit suchte er Beschäftigung im subalternen Dienst, nahm indeß 1815 seine Studien wieder auf und zwar in Breslau. Im Mai 1816 bestand er sein Auscultatorexamen und war dann neun Monate am Berliner Stadtgericht beschäftigt. Hier erwachte in ihm die Lust zur Regierung überzugehen. Der Oberpräsident v. Heydebreck und der Kriegsrath

v. Cölln vermittelten es, daß er Ende 1817, zu welcher Zeit er zugleich seiner Dienstpflicht bei den Gardeschützen genügte, von Rother als Hülfsexpedient in das Bureau des Staatskanzlers übernommen wurde. Rother sprach sich über ihn am 30. Juni 1818 aus: „Sein Fleiß ꝛc. lassen erwarten, daß man ihn dereinst zu den ausgezeichneten Dienern des Staats zählen werde.“ Am 24. April 1819 bestand er das Examen zum Regierungsrath. In seinen Prüfungsarbeiten „Die Schicksale des achäischen Bundes von seiner Entstehung an bis zur Zerstörung von Korinth“ und über eine agrarische Frage verrieth er tüchtige classische Bildung und historische Kenntnisse, wie er denn die Alten und die Geschichte stets besonders verehrt hat. Die Examinatoren rühmten seine natürlichen Anlagen und sein gesundes Urtheil sowie seine gute Gesinnung. Er trat bald in nähere Beziehungen zu Hardenberg, der besonderes Vertrauen zu ihm faßte und ihn mit sich auf die Congresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona nahm. T. entpuppte sich allmählich als einen vollendeten Streber. Im December 1820 unternahm er eine Reise nach Rom und Neapel. März 1821 begann er sich mit der Einrichtung der Archive zu beschäftigen. In der Demagogenverfolgung erwies er sich als eins der diensteifrigsten Werkzeuge, ja er hat mit einer besonderen Vorliebe die Regierung in diesem unseligen Verfahren noch aufgehetzt und bestärkt. „Wenn meine aus schwachen Einsichten, aber aus treuer Ergebung an Eure Durchlaucht hervorgegangenen Bitten etwas vermögen könnten, so würde ich mir bei dieser Veranlassung (Insultirung des Berliner Universitätsrichters durch einen livländischen Studenten) die unterthänigste Bitte erlauben, daß Eure Durchlaucht gegen jene geschlossene und täglich anwachsende Partei durchgreifende Maßregeln zu nehmen geruhen möchten“ schrieb er am 26. Februar 1822 an Hardenberg. Da schon viele Burschenschafter im Staatsdienst beschäftigt und sogar bevorzugt würden, so würde, falls man nicht andere Maßnahmen ergriffe, „dem König nichts anderes übrig bleiben als sich an die Spitze der Demagogen zu stellen und die Rolle des ersten Jakobiners in Deutschland zu spielen“. Auf dieser Demagogenverfolgung beruht der ungeheure Haß, den sich T. zuzog. Keiner fand Gnade vor diesem fanatischen Bureaukraten. Selbst die jahrelangen Verwendungen seines Freundes, des Baiern Hormayr, für Heinrich Laube blieben unberücksichtigt. Als die Studenten dem Professor Gans in seinem Hause in der Charlottenstraße eine beifällige Kundgebung wegen seines Eintretens für die Göttinger Sieben darbrachten, erscholl zugleich ein Pereat auf den im 2. Stock wohnenden gefürchteten T. Seine amtliche Thätigkeit als Demagogenverfolger begann seit dem August 1822 zuerst als Vertreter des ebenso gefürchteten Kamptz in der Commission gegen demagogische Umtriebe und endete erst mit seiner unheilbaren Erkrankung, indem er nach dem Frankfurter Wachensturm (1830) auch Referent in der Ministerialcommission wurde. Nach Hardenberg's Tod stand er dem Fürsten zu Wittgenstein als ein unübertreffliches Werkzeug zur Verfügung. Doch war er auch anderweitig amtlich sehr beschäftigt. Seit dem April 1822 als vortragender Rath in der Archivverwaltung thätig, in welcher er 1823 den Charakter als Geheimer Regierungsrath erhielt, wurde er, nachdem er bereits 1832 zum Geheimen Oberregierungsrath ernannt war, auf Antrag Ancillon's an Stelle Raumer's 1833 Director des geheimen Staats- und Cabinetsarchivs und der gesammten Archivverwaltung, vermuthlich als Auszeichnung für die mit Stenzel zusammen veranstaltete verdienstliche Herausgabe der „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz“ (Hamburg 1832). Seine historischen Arbeiten sind sonst von geringer Bedeutung und spärlich. Schon Hardenberg hatte seinem „lieben Tzschoppe“ die Censur über

die Staatszeitung zugedacht, doch kam der Tod des Staatskanzlers dazwischen. 1830 wurde T. jedoch auch Mitglied des Obercensurcollegiums. Am 14. Febr. 1836 erfolgte auf Wittgenstein's warme Befürwortung seine Erhebung in den Adelstand, 1837 wurde er Wirkl. Geh. Oberregierungsrath und Director der 1. Abtheilung des Ministeriums des königlichen Hauses. Alexander v. Humboldt scherzte damals wegen der vielen Auszeichnungen, die T. widerfuhren, er sei der thätigste Mann, er mache täglich etwas Neues, klüglicherweise an sich selber, indem er sich hinaufschöbe. Auch an der Theaterverwaltung hat T. großen Antheil gehabt und dem Intendanten, dem feinfühligen und kunstsinnigen Grafen Brühl manche schwere Stunde mit seiner bureaukratischen Art bereitet, wenngleich das Verhältniß zwischen ihm und jenem trefflichen Manne stets ein leidliches geblieben ist. In der kirchenpolitischen Frage erwies er sich, gemäß seinem Naturell, als ein eifriger Bekämpfer der ultramontanen Umtriebe. Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm III., bei dem er noch das Protokoll über die Versiegelung der Papiere aufsetzte, verfiel er in eine Gemüthskrankheit. Fast scheint es so, als wenn der Verfolgungswahn, der über ihn hereinbrach, im Zusammenhang mit seiner Demagogenverfolgung steht. Er soll nach Varnhagen's Erzählung bald nach dem Gnadenerlaß phantasirt haben, daß ihm die Begnadigten einen Fackelzug brächten u. s. w. Zu Zeiten war er wieder ganz bei Besinnung. Auf einer Reise nach Ungarn im J. 1841 hatte er in Wien ein längeres politisches Gespräch mit Metternich. Schließlich wurde sein Geist aber gänzlich umnachtet und in diesem Zustand ist er, erst 48 Jahre alt, gestorben.

Acten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin R. 92, 100 und 125. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 20. Jahrgang 1842. II, S. 656—657. — Tagebücher Varnhagen's von Ense ꝛc.

H. v. Petersdorff.

Tzschucke: Karl Heinrich T., geboren zu Oschatz am 1. Januar 1746, gewann die Grundlage seiner philologischen Gelehrsamkeit in Schulpforta, wo er von 1760 bis 1765 als Alumnus verweilte. Nachdem er in Leipzig studirt und den Magistergrad erworben hatte, wurde er 1772 Rector in Lübben, 1777 dritter College in St. Afra zu Meißen, rückte an dieser Anstalt 1789 in das Conrectorat ein und übernahm 1804 die Leitung derselben als Rector. Sein Tod erfolgte am 28. August 1813, nachdem ihm schon im Jahre zuvor auf seine Bitte und mit Rücksicht auf seine Kränklichkeit sein späterer Nachfolger, Professor M. Christoph Gotthelf König, als Adjunct zur Seite gestellt worden war. — Ueber Tzschucke's Amtsführung ist kaum noch mehr bekannt, als daß er sich bei denen, die mit ihm gewirkt und unter ihm gelernt haben, ein gutes Andenken gestiftet hat (vergl. seines Nachfolgers König Opusc. lat., p. 424). Seine litterarische Thätigkeit war sehr umfangreich. Außer einer Anzahl von Reden und Programmen gab er u. a. unter dem Titel „Auctores latini minores in usum scholarum adspersis notulis editi“ eine Sammlung von Schulausgaben der kleineren lateinischen Schriftsteller, Flavius Avienus, Phädrus, Cato's Distichen, die Sentenzen des P. Syrus, Nepos, Eutrop u. a., mit lateinischen Anmerkungen heraus. Von der großen Ausgabe der Geographie Strabo's, die der Altdorfer Professor Joh. Phil. Siebenkees († 1796) begonnen, aber nicht vollendet hatte, übernahm T. die Fortsetzung vom 7. Buche an, während der 7. und letzte Band 1818 von Fr. Traug. Friedemann herausgegeben wurde. Sein Hauptwerk ist die 1807 in 7 Bänden erschienene Ausgabe des Pomponius Mela, in der er die kritischen und erklärenden Noten der früheren Herausgeber, theils vollständig, theils mit Auswahl, nebst seinen eigenen Bemerkungen mit großem Fleiße zusammengestellt hat.

Vgl. Meusel, Gel. Teutschland, Bde. VIII, X, XIV und XXI unter „Tzschucke", wo insbesondere Tzschucke's Schriften verzeichnet werden. — F. A. Eckstein, Nomenclator Philologorum (Leipzig 1871), S. 577. — Th. Flathe, St. Afra. Gesch. der Fürstenschule zu Meißen (Leipzig 1879), S. 302 und 339. — Der Güte des zuletzt genannten Gelehrten hat der Verfasser auch noch einige briefliche Mittheilungen über Tzschucke zu verdanken.

F. Koldewey.

Tzwyvel: Dietrich T. (Zwyvel, Zwivel, Svivel) der Aeltere, ein berühmter Mathematiker, Humanist und Typograph. Er stammt aus dem Montjoier Lande, das 1435 durch Erbschaft mit allen dazu gehörigen Herrschaften, Dörfern, Vesten, Kirchspielen u. s. w. an das Herzogthum Jülich kam, weshalb sich T. sowol als „Mongauensis", wie als „tellure Julia natus" bezeichnen durfte. Sein Geburtsort war das unweit Lammersdorf gelegene kleine Dorf Zweifall, in gleichzeitigen Urkunden „der Zwivel" oder „der Zweifell" genannt, dem er auch wol seinen Namen entlehnte, da ihn Murmellius stets „Tzwivelensis" oder „Suivelensis" nennt. Wahrscheinlich angelockt durch das rege wissenschaftliche Leben, welches damals in Münster herrschte, ließ er sich dort spätestens 1505 dauernd nieder und trat bald mit der stattlichen Reihe der dem neuerwachten Humanismus huldigenden Männer, unter der sich verschiedene Landsleute wie Peter Gymnich und Johann Cäsarius befanden, in regen Verkehr. Schon 1505 widmete er seine zuerst bei Quentel in Köln erschienenen „Arithmeticae opuscula duo . . . de numerorum praxi (quae algorithmi dicuntur), unum de integris per figurarum (more Alemanorum) deletionem, alterum de proportionibus cuius usus frequens in musicam harmonicam Severini Boetii" dem bedeutenden Pädagogen Murmellius, der denselben ein Tetrastichon über den Nutzen des Büchleins beifügte und ihm auch noch im selben Jahre seine Chrestomathie aus Tibull, Properz und Ovid, 1508 seine Elegien vom Geschick und der göttlichen Vorsehung (Eleg. moral. I, 6) und über die mathematischen Disciplinen (Eleg. mor. II, 8) zueignete. Der große Beifall, den Tzwyvel's mathematische Schrift gefunden, ermuthigte ihn ca. 1508 noch eine ähnliche Arbeit „Ars supputatoria calcularis sive algorithmus linealis proiectilium de integris, una cum algorithmo de probis novenariis" mit einer Widmung an Joh. Aedicollius der Oeffentlichkeit zu übergeben, die Quentel auf zwei theologische Dialoge des Alexander Hegius folgen ließ. Von Tzwyvel's litterarischer Thätigkeit zeugen außerdem verschiedene Epigramme, deren eins das Titelblatt der 1510 in Münster gedruckten Dialoge Petrarca's enthalten soll, besonders aber sein 1513 verfaßtes „Introductorium musicae practicae ex probatis scriptoribus . . . excerptum, collectum in ordinemque redactum". Noch mehr aber als durch seine Schriften förderte T. die humanistischen Bestrebungen durch die von ihm übernommene Presse, als deren frühestes Erzeugniß bis jetzt ein aus dem Jahre 1512 datirter Druck (Plinii selectae epistolae) bekannt geworden; aus seiner Officin gingen zahlreiche, zumal philologische und theologische Werke hervor, während die Druckanstalten seiner Vorgänger in Münster — Johann Limburg (1485/6), Gregor Os von Breda (1507/8), Georg Richolff (1507/8), Lorenz Bornemann (1509/10) — kaum mehr als „Lückenbüßer" gewesen sind. Seit 1516 tragen eine Anzahl Tzwyvel'scher Drucke als Geschäftszeichen ein Wappenschild mit einer vierblättrigen Rose und den Buchstaben T. Z., andere — wie z. B. die 1519 von Jos. Horlennius herausgegebenen Briefe des Plinius, auf denen auch Tzwyvel's Wohnung als in der Bergstraße gelegen angegeben wird — das in Niesert's Buchdruckergeschichte (Coesfeld 1828) unter Nr. II abgebildete Wappen. Wie lange T. als Drucker thätig gewesen, läßt sich bei dem Mangel datirter Drucke nicht ermitteln, doch steht fest, daß seine

Anstalt, die in den confessionellen Wirren nach und neben einander für alle Bekenntnisse gearbeitet hat und deshalb auch von den Wiedertäufern nicht zerstört, sondern nur geplündert wurde (Hamelmann S. 1221), nach Beendigung der Unruhen (1535) ihre Thätigkeit wieder aufnahm. Zuletzt begegnet uns T. um das Jahr 1544, als er es im Verein mit seinen Landsleuten, dem Franziscaner und Domprediger Johann von Aachen und dem Jülicher Kunstschmiede Nikolaus Windemaker unternahm, das kunstreiche, von den Wiedertäufern zerschlagene Uhrwerk des Domes in Stand zu setzen. Diese Uhr, welche jetzt zum großen Theile außer Gang ist, zeigte außer den Stunden auch den Lauf der Planeten, die Jahreszeiten, das Kalendarium sammt den beweglichen Festen an; T. scheint damals das Mathematisch-Astronomische und Joh. von Aachen das Mechanische vorgeschrieben, Windemaker aber die Schlosser- und Schmiedearbeiten angefertigt zu haben.

Als sein Geschäftsnachfolger tritt bereits von 1545 (nicht 1554) bis 1556 Goddart oder Gottfried T. auf, der in den letzten Jahren als Druckerstock einen von zwei Schlangen umwundenen Merkurstab führt, um dessen Handgriff ein fliegendes Band mit der Inschrift „Gotefridus Zwivelius“ geschlungen ist. Später — nach den bis jetzt vorliegenden Drucken von 1562 bis 1573 — übernahm Dietrich T. der Jüngere die Presse, der mit dem bekannten Künstler Hermann tom Ring in Verbindung trat und sich im ersten Jahre des Druckerstockes von Gottfried T., später des schlangenumwundenen Merkurstabes mit den Buchstaben T. Z. und mitunter der Jahreszahl 1563, einmal (1571) auch des Geschäftszeichens von Dietrich T. dem Aelteren bediente. Das verwandtschaftliche Verhältniß der drei Tzwyvel's untereinander wie zu dem 1616 als Testamentsvollstrecker des Münsterischen Weihbischofs Nikolaus Arresdorff genannten Domvicar Theodor T. (s. A. Tibus, Weihbischöfe von Münster. M. 1862, S. 163) ist noch unaufgeklärt.

Vgl. Hamelmann, Opera genealogico-historica, S. 173 und 1221. — J. B. Nordhoff in d. Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Heft 53/54. Bonn 1873, S. 63 u. 91 f. — R. Pick in den Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein. Heft 26/27. Köln 1874, S. 399 ff. — J. B. Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus d. Münsterischen Humanismus. Münster 1874, S. XII, 105—110 u. 143—148.

P. Bahlmann.

Thurn-Valsassina *): Heinrich Matthias Graf Th.-V., Freiherr zum Kreuz u. s. w., der „Urheber des dreißigjährigen Krieges“. Eine der meistgenannten Persönlichkeiten der wichtigsten Epoche der Geschichte Böhmens hat bisher ihren Biographen nicht gefunden. Es hält schon deshalb schwer, ihrem Gedächtnisse mit wenigen Zeilen gerecht zu werden, um so mehr, als sie bei Lebzeiten — eine Kampfnatur wie nur wenige — fast immer und überall inmitten des heftigsten, ja wildesten und rohesten Parteigetriebes stand. Womöglich in noch höherem Maaße als von Wallenstein, dem jüngeren Zeitgenossen, gilt einem Th. gegenüber das Wort von „der Parteien Haß und Gunst“. Er war der Sprosse eines sehr alten, frühzeitig über beinahe ganz Europa verbreiteten Adelsgeschlechtes, ursprünglich de Turri, dann de la Tour, in Italien della

*) Zu Bd. XXXVIII, 224.

Torre, in Spanien de las Torres, in Deutschland noch im 16. Jahrhundert „vom Thurm“ genannt. Von der Mitte des 13. bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts, also vor den Visconti, waren die Thurn die herrschende Familie in Mailand, den berühmtesten Geschlechtern Italiens gleichgeachtet. Von Mailand gingen sie nach Aquileja, wo sie zu wiederholten Malen die Stelle des Patriarchen bekleideten; von dort nach Görz, Krain und Kärnten, wo Veit v. Th. einen größeren Grundbesitz erwarb und, vielverdient um das Haus Oesterreich, im J. 1541 in den Grafenstand erhoben wurde. Sein Sohn Franz war der Erste, der sich das Incolat in Böhmen und Mähren verschaffte, ersteres durch Kauf der schönen Trczka'schen Besitzung Lipnitz und Deutschbrod im J. 1561. Als Erblandhofmeister in Krain und der windischen Mark, Erbburggraf zu Lienz, Statthalter zu Görz und Hauptmann zu Tulmino (Tolmein) in Friaul, vorzüglich aber als Geheimer Rath der Erzherzöge Karl und Ferdinand von Steiermark, war Graf Franz Th. nur selten in der Lage, sich in Böhmen aufzuhalten. Gleichwohl hinterließ er dort, auf seinem Grund und Boden, mehr als ein Zeichen menschenfreundlicher, volksthümlicher Gesinnung. Er gab u. A. am 16. Mai 1565 der Bürgerschaft der Stadt Deutschbrod aus freien Stücken ein Privilegium, mit dem er sie auf ewige Zeiten von der erblichen Leibeigenschaft lossprach. Leutseligkeit, „Liberalität“ war auch der Grundzug im Charakter seines Sohnes Heinrich Matthias, der als der jüngste von fünf Brüdern am 24. Februar 1567 auf Schloß Lipnitz das Licht der Welt erblickte.

Die erste Erziehung fand Heinrich Matthias nicht im väterlichen Hause, sondern bei seinem Oheim Hans Ambrosius Grafen Th., dem Landeshauptmann von Krain, einem strenggläubigen Katholiken. Ein aufgeweckter Knabe, zeigte er frühzeitig eine lebhafte Lernbegierde und nahm er schon als Kind, was seine Zeit an Druckschriften zu bieten vermochte, in sich auf, wobei allerdings, gewiß zu seinem Nachtheil, von einer Auswahl nicht die Rede sein konnte. Zum Jünglinge herangewachsen, fühlte er ein unbezähmbares Verlangen, den Schauplatz alles dessen zu sehen, was er in seinen Büchern, besonders in den Classikern und in der Heiligen Schrift, gelesen hatte. Vater und Oheim konnten seinem Drängen um so weniger widerstehen, als ja das Reisen in ferne, fremde Länder damals wie später in adeligen Familien zu den unerläßlichen Erziehungsmitteln gerechnet wurde. So ging er, siebzehn Jahre alt, mit einer Anzahl Gefährten und Aufwärtern in die weite Welt. Sein Weg führte ihn zunächst in die Bergstädte von Oberungarn, alsdann nach Siebenbürgen, in die Moldau und Walachei, nach Griechenland und der Türkei, wo er in Constantinopel längere Zeit verweilte und die Verfassung und die sonstigen Verhältnisse des Landes aufmerksam studirte. Die ansehnlichsten Herren bei Hofe würdigten ihn ihres Umganges; von dem griechischen Patriarchen wurde er über den Zustand der morgenländischen Christen unterrichtet. Was er gesehen und gehört hatte, konnte ihn nur bestärken, seine Reise auch auf Asien auszudehnen. Er besuchte die Kleine Tartarei, Armenien, Syrien, Persien und Arabien, vor allem aber Palästina und die heiligen Stätten, die einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn ausübten. Von Asien wandte er sich nach Afrika, nach Egypten, das er nilaufwärts bis zum „Mohrenlande“ und Abessinien durchwanderte. Nachdem er noch flüchtig die Berberei bis Tripolis und Tunis gesehen, schiffte er sich nach Italien ein, wo er fast alle bedeutenderen Städte aufsuchte und besonders in Venedig einige Monate verblieb. Die öffentlichen Einrichtungen dieser Republik nahmen sein Interesse höchlich in Anspruch; mit großem Fleiße widmete er sich seiner Vervollkommnung in der italienischen Sprache und allen ritterlichen Leibesübungen. Endlich im Herbste 1586 brach er von Venedig wieder auf und kehrte über Tirol, Salzburg und Oesterreich in sein Vaterland zurück. Zu Hause

empfing ihn die erschütternde Nachricht, daß sein Vater vor einem halben Jahre gestorben sei, auf dem Todtenbette aber seiner mit großer Sehnsucht verlangt habe. Als Resultat der weiten Reise, von der er später oft und gern, zum nicht geringen Vergnügen und Verwundern seiner Zuhörer, selbst noch im hohen Alter erzählte, darf für ihn, ganz abgesehen von der Weltkenntniß, die sie mit sich brachte, in erster Linie eine gewisse Vertiefung seines religiösen Sinnes betrachtet werden, genährt durch die lebendige Erinnerung an das Gelobte Land, die ihm das Studium der Bibel fortan zur Lieblingsbeschäftigung machte. Die Bibel aber machte ihn, entgegen der Tendenz seiner ersten Erziehung (es ist noch keineswegs sichergestellt, ob nicht sein Vater, gleichwie der Oheim Hans Ambrosius, Katholik gewesen), zum Protestanten, zum überzeugungstreuen Verfechter der „evangelischen“ Sache, der er zeitlebens mit schwärmerischer Begeisterung anhing. Das Land des Hussitismus und Utraquismus, der sich vor kurzem erst, unter dem duldsamen Regimente eines Maximilian II., zur „Böhmischen Confession“ entwickelt hatte, um bald nachher im neueren Lutherthum beinahe vollständig aufzugehen, war der geeignete Boden, solche Begeisterung zu wecken und auch wach zu erhalten. Von Anfang an scheint Th. als entschiedener Lutheraner aufgetreten zu sein, doch mehr im Interesse der allgemeinen Glaubensfreiheit, als dieser oder jener akatholischen Confession.

Im J. 1588 trat Th. in österreichische Kriegsdienste, in denen er ein ganzes Menschenalter zubrachte. Seine Sporen holte er sich in Ungarn unter der Führung Christoph's v. Tiefenbach. Die erste Gelegenheit zur Auszeichnung fand er als Hauptmann bei der Eroberung von Gran (1595); eine noch glänzendere vor Raab (1598), wo er bereits als Oberstlieutenant ein Regiment commandirte. Mit Melchior v. Redern zwang er (1600) die meuterische Besatzung von Papa zum Gehorsam. Nicht nur von Tiefenbach, auch von den folgenden Oberbefehlshabern, den Grafen Karl Mansfeld und Adolf Schwarzenberg, und anderen Generalen liegen Zuschriften an Kaiser Rudolf II. vor, welche die Qualitäten des jungen Th. rühmend betonen und ihn als einen brauchbaren Kriegsmann dem kaiserlichen Wohlwollen bestens und wärmstens empfehlen. Rudolf II. bezeugte ihm denn auch wiederholt seine besondere Gnade. So ernannte er den kaum Dreißigjährigen zum Hofkriegsrathe und bestellte ihn am 17. April 1601 „in gnädigster Erwägung der Ehrbarkeit und Kriegserfahrenheit, fürnämlich aber der redlichen, tapferen Dienste, die er bisher wider den Erbfeind, den Türken, und sonsten in andere Wege mit treuem Fleiß und Nutz allerunterthänigst erzeigt hat,“ als „Obristen über eintausend deutscher gerüsteter Arkebusier- oder Schützenpferde“. Als solcher that er besonders — von einer (1602) bei Gran empfangenen schweren Wunde genesen — im Kampfe gegen Stephan Bocskai (1604—1606) vortreffliche Dienste, wie gleichfalls etliche kaiserliche Gnadenbriefe beweisen. Unter ihm und Johann Bubna focht der zwanzigjährige Wallenstein, zuerst als Fähnrich, dann als Hauptmann; ebenso stand in seinem Regiment, erst siebzehn Jahre alt, Graf Heinrich Schlick, der spätere Hofkriegsrathspräsident. Bereits im J. 1592 war Th. die Auszeichnung zu theil geworden, die Wittwe Erzherzog Karl's — die Mutter des nachmaligen Kaisers Ferdinand II. — mit ihrer Tochter Anna als Brautführer nach Krakau zu geleiten, wo Letztere dem Könige Sigismund III. von Polen vermählt wurde. Nach Anna's Tode wählte ihn (1605) Erzherzogin Marie zum gleichen Ehrenamte für ihre Tochter Constantia. Er wußte sich dessen in einer Weise zu entledigen, daß ihm dadurch auch Ferdinand besonders verpflichtet wurde, und wol mit Recht durfte sich Th. nachmals rühmen: „Die hochlöbliche Frau Mutter Ihrer kaiserl. Majestät haben mich über mein Verdienst geliebt, . . . also daß Ihrer Majestät mein aufrichtiges Gemüth unverborgen war.“ Cardinal Khlesl schrieb in der Zeit seiner ministeriellen

Allmacht die beglaubigten Worte: „Der Graf v. Th. ist bei dem Hause von Oesterreich so wohl meritirt und verdient, daß er nicht wisse, was er von demselben begehren könnte, das sie nicht schuldig wären zu geben.“

Die erste Dissonanz in dieses Verhältniß brachten die Auftritte, die zur Ertheilung des bekannten Majestätsbriefes vom Jahre 1609 führten. Der Bruderzwist in Habsburg gab den böhmischen Ständen eine starke Waffe in die Hand, um von dem schwachen, schwankenden Kaiser für die Sicherheit ihrer Stellung in religiösen Dingen die denkbar weitestgehenden Garantien zu erzwingen. Man war nicht wählerisch in den Mitteln. Am wenigsten glaubte offenbar Th., der in der Gunst des Kaisers sich durchaus sicher fühlen mochte, viele Rücksicht nehmen zu müssen. Bei Seinesgleichen genoß er, obgleich nicht zu den Vermöglichen zählend, bedeutenden Einfluß. Die Erbtheilung mit seinen Brüdern hatte ihm keines der väterlichen Güter zugewendet; durch Heirath war er seither Besitzer des Gütchens Loosdorf in Niederösterreich, doch erst durch Kauf der Herrschaft Welisch von Johann Rudolf Trczka (1606) Ständemitglied des Königreiches Böhmen geworden. Als zu Beginn des Jahres 1609 Stephan v. Sternberg von der Führung der lutheranischen Partei zurücktrat, gelangte Th. ohne Widerrede an dessen Stelle. Von nun an steht er in Böhmen während eines Decenniums ohne Frage im Mittelpunkte aller wichtigen Ereignisse, und wahrlich, jene Zeit war eine ereignißreiche; gerade Böhmen aber beanspruchte in ihr eine welthistorische Bedeutung.

Der ersten ständischen Deputation, die in den keimenden Zwistigkeiten bei Rudolf vorsprach, gehörte auch Th. an. Sie ging so weit, dagegen zu remonstriren, daß sie der Kaiser umgeben von seinen Kronbeamten empfange; der Oberstkanzler genüge. Man spricht von Th. als Urheber dieser Tactlosigkeit oder Anmaßung, und es kann nicht geleugnet werden, sie sieht ihm ähnlich. Nahm er sich doch ebenso heraus, in den ständischen Versammlungen, gegen alle herkömmliche Sitte, in Reitstiefeln und Sporen zu erscheinen, was unerhörtes Aufsehen erregte. Die kaiserliche Antwort auf die gestellten Propositionen zu betreiben, stürmte er eines Tages mit mehr als fünfzig Personen in die kaiserliche Kanzlei und drohte, wenn binnen 24 Stunden nicht willfahrt werde, mit seinen Freunden Prag zu verlassen, ohne jedoch diese Drohung auszuführen. Auf seine Anregung beschlossen die Stände schon zu Anfang Juni 1609 die Organisirung einer Landesbewaffnung, und sie selbst pflegten ihre Berathungen im Landtage, entgegen strenger gesetzlicher Bestimmung, in voller Rüstung. Es kam zur Einsetzung von dreißig Directoren, denen die Leitung des Aufstandes, zu dem man für alle Fälle bereit war, vertraut werden sollte. Th. war nicht unter ihnen, dagegen erhielt er bei der Wahl des Heerescommandos die höchste Stelle, die eines Generallieutenants, indem ihm Bernhard Colonna v. Fels als Feldmarschall und Johann d. J. v. Bubna als Generalquartiermeister untergeordnet wurden. Diese Bestallung fand sogar die kaiserliche Genehmigung. Ende des Monats ging man noch weiter und ordnete außer der Landesbewaffnung auch Werbungen fremder Söldner an, zunächst in der Höhe von 3000 Mann zu Fuß und 1500 zu Pferd. In drei Tagen hatte Th. 500 Mann beisammen. Nur das Zustandekommen des Majestätsbriefes vom 9. Juli und eines Vergleiches der katholischen und protestantischen Stände vom selben Tage verhinderte damals das Aeußerste. Mit Zustimmung des Kaisers erfolgte die Wahl von 24 Defensoren, welche die Rechte der Stände bei dem Consistorium und an der Universität vertreten sollten. Auch Th. zählte zu ihnen. Sowohl dem Defensor als auch dem Generallieutenant Th. fehlte es nicht an Anlaß, seine Befähigung zu erweisen. Schon das Verhältniß Rudolf's zu Matthias sorgte dafür in reichem Maaße. Dieser betrachtete Th. ganz als Vertrauensmann. Schon bei den ersten

Vorbereitungen zum Angriffe gegen den Bruder schrieb an ihn Matthias: „Aus dem, was ich sowol an die böhmischen Landesofficiere als Vertheidiger ihrer Freiheiten, als auch an mein Land unter der Ens erlasse, werdet Ihr vernehmen, in welche Ungleichheit wir gerathen und wie viel sich auf diese Leute (— den Kaiser und seine Räthe! —) zu verlassen, welchen trotz Brief, Handschrift und Siegel und allen Betheuerungen nicht zu trauen ist.“ Der Einfall des Passauer Volkes in Prag (1611) brachte das erste Blutvergießen. Der Kaiser hatte thatsächlich sein Wort verpfändet, das vom Erzherzogbischof Leopold von Passau gesammelte Volk abzudanken, und ließ ihn doch gewähren. Nicht einen Augenblick zögerte Th., welche Partei zu nehmen, obgleich er klug genug war, sich zu gestehen: „unsere Sachen sehen an allen Orten aus gefährlichen und bösen Augen.“ An der Spitze einer Anzahl Truppen wehrte er den zügellosen Rotten das Eindringen in die Altstadt Prag. Ein Lanzenstich in die Achsel machte ihn kampfunfähig; im Hause des Oberstkanzlers fand er, wie später Slawata, mit Hülse der heldenmüthigen Polyxena v. Lobkowitz, Zuflucht und Rettung vor unmittelbarer Todesgefahr. Dem Erzherzog, der ihn für sich zu captiviren suchte, gab er zur Antwort, er halte es mit den Nonnen, deren tägliches Gebet laute: „Herr, gieb uns den Frieden in unseren Tagen“. Wegen angeblichen Einverständnisses mit Th. ließ Oberst Ramee, der Commandant der Passauer, nach seinem heimlichen Abzuge von Prag neun seiner Officiere in Budweis enthaupten und deren Leichen öffentlich ausstellen; die gleiche Procedur hatte er Th., Colonna v. Fels und Lobkowitz zugedacht.

König Matthias, um dessen Herrschaft es sich handelte, erwies sich dankbar. Am 24. August 1611 erneuerte er die Bestallung Thurn's zum kaiserlichen Obersten mit einem „Wartegeld“ von 2000 Thaler. Außerdem aber verlieh er ihm die ebenso einflußreiche, wie einträgliche Stelle eines Burggrafen von Karlstein und damit die Würde eines Hüters der Reichskleinodien und Landesprivilegien. Es ist ein Widerspruch mit offenkundigen Thatsachen, wenn Th. gleichwol in einer späteren Apologie behauptet, es habe „der hochlöbliche Kaiser Rudolphus keinen größeren Mangel gehabt, als daß er in die hitzigen Rathschläge der Religionsverfolgung als ein weitausgehender Herr nicht hat eingehen wollen“ — er und die Böhmen aber hätten „nimmer darein willigen wollen, sondern standhaft bei ihrem gesalbten und von Gott fürgesetzten Herrn bis an den Tod gehalten“. Derartiger Widersprüche zwischen seinen Thaten und seinen nachträglichen Worten machte Th. sich nicht selten schuldig. Im J. 1612 (9. März) starb Hieronymus Graf Schlick, der vormalige Oberkämmerer und erste Staatsrath des Kurfürsten von Brandenburg, den man den Gründer der preußischen Macht genannt hat. Er hinterließ unserem Th. als einem Sohn der jüngeren Schwester seines Vaters, außer der märkischen Besitzung Hohenfinow sammt Tornow, die er bald wieder verkaufte, das böhmische Dominium Winteritz mit der Stadt Radonitz, so daß nun Th. (der später, doch nur vorübergehend, auch die mährische Herrschaft Göding erwarb) als ein Mann von außergewöhnlichen Einkünften gelten durfte.

Weitaus die größte Aufmerksamkeit richtete Th. unausgesetzt auf die religiösen Angelegenheiten des Landes, die unter Matthias so wenig zur Ruhe kommen wollten, wie unter Rudolf. Die mehr oder minder begründeten Klagen und Beschwerden aller derer, die sich in ihrer Gewissensfreiheit gekränkt erachteten, fanden in Th. einen energischen, rückhaltlosen Vertreter; so insbesondere die Protestanten in Braunau und Klostergrab. Man kennt die Bedeutung dieser Städtenamen in der angedeuteten Verbindung. Seit 1612 führte Th. mit Unermüdlichkeit ihre Sache, die jedoch bei Matthias kein geneigtes Gehör fand. Die Verhältnisse spitzten sich mehr und mehr zu. Im Namen der Stände über-

reichte Th. gemeinschaftlich mit Fels dem Kaiser eine Denkschrift (1614), in welcher dessen Politik einer eingehenden kritischen Besprechung unterzogen, vor allem aber die Mahnung ausgesprochen wurde, von der beabsichtigten Aufstellung eines Heeres abzusehen, „weil dies die größten Gefahren heraufbeschwören und für den Kaiser den Verlust aller seiner Kronen zur Folge haben dürfte". Schon damals soll Th., wenn den sonst nicht gerade verläßlichen Angaben eines diplomatischen Agenten zu trauen ist, sich nicht nur mit dem Gedanken einer Absetzung der Habsburger vom böhmischen Throne getragen, sondern diesen Gedanken auch offen ausgesprochen haben. Der Generallandtag vom Juni 1615 zeigte bereits eine Kluft zwischen Matthias und den böhmischen Ständen, die nur ein Wunder auszufüllen vermochte; die besonneneren Elemente hielten sich ferne, Th. aber war der unumschränkte Herr der Opposition. Für ihn bedurfte es kaum mehr der barschen Erledigung einer neuen ständischen Beschwerdeschrift, wie sie der Kaiser im Mai 1616 zu Brandeis ihm mündlich zu Theil werden ließ, um zum Bruche zu drängen. Er war dazu entschlossen, wenn er im Landtage vom Juni 1617, auf dem es sich um die Nachfolge Ferdinand's II. in Böhmen handelte, den Muth besaß, entgegen dem Votum aller übrigen Kronbeamten seine Stimme wider die vom Kaiser begehrte Substituirung des Wortes „Wahl" durch „Annahme", sowie dawider erhob, daß diese „Annahme" nicht, wie dies seit jeher üblich gewesen, auf einem Generallandtage, mit Einschluß der Nebenländer, sondern ohne deren Mitwirkung erfolge. Er drang mit seiner Stimme nicht durch — Ferdinand wurde gekrönt — noch mußte die Entscheidung hinausgeschoben werden. Aber schon büßte Th., indem er im October 1617, unter dem Vorwande einer „Beförderung" (man machte ihn zum Obersthoflehnrichter), trotz seiner Einwendung von dem weit besser dotirten und ansehnlicheren Posten eines Burggrafen von Karlstein entfernt wurde.

Es kam, was kommen mußte. In seinen letzten Lebensjahren rechtfertigte Th. sein Verhalten in den Maitagen 1618 mit der Berufung darauf, daß, da in Prag „was von der Rejicirung geredet und gerathschlagt" wurde, er „um Gottes willen" gebeten, „man solle solches nicht thun, man würde einen Krieg auf sich laden, dessen Kindeskinder gedenken und beweinen würden". Möglich, daß er zu irgend einer Zeit und an irgend einem Orte diese Aeußerung gethan; seine Handlungsweise steht auch hier mit seiner späteren Rede in unlöslichem Widerspruche. Er rieth am 22. Mai, in vertraulicher Berathung, zur Ermordung der Statthalter. Es ist trotzdem zu glauben, wenn er versichert, man habe „dies nicht so leichtsinnig überlaufen, sondern mit niedergefallenen Knien, aufgehobenen Händen, seufzigen Herzen und schwitzenden Augen, mit einhelliger Stimme Gott zugleich angerufen, er wolle seiner Gnaden Geist geben, was in diesem Nothzwang das Beste sei, zu deliberiren." Es war nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß vor der Ausführung einer Blutthat der Name Gottes angerufen wurde. Sie war aber beschlossene Sache, bevor sich Th. mit seinem ständischen Anhang am Morgen des verhängnißvollen 23. Mai auf die Prager Burg begab. Im Gefühle der ungeheueren Verantwortung, die er an diesem Schicksalstage auf sich lud, verweilt er in der „Defensionsschrift" seines Lebens am ausführlichsten bei ihm und kehrt er immer wieder zu ihm zurück. Die Schilderung der Tragödie des Fenstersturzes, die sie giebt, ist eine drastische und bemerkenswerthe. Die Thatsachen, die sie vorführt, mögen auch richtig sein; die Hauptsache jedoch verschweigt sie, und dadurch wird sie unwahr. Gewiß, die Antwort der drei Statthalter auf die kategorische Frage nach dem kaiserlichen Drohbriefe, der die unmittelbare Veranlassung des ganzen Auftrittes bot — „es gebürete ihnen nicht, aus dem Rathe zu reden" — war eine ungeschickte und beleidigende, weil eben keine Antwort. Sind aber die bei dieser Gelegenheit

ausgestoßenen Drohungen der „großen Gemeine“, die anfangs außerhalb stand und erst später „mit großer Furie nach der Kanzlei drang,“ auch nur zur Hälfte wahrheitsgetreu in jener „Defensionsschrift“ wiedergegeben, dann muß es doch wol einen nachgerade komischen Eindruck hervorbringen, wenn mit der kurzen Ausflucht geschlossen wird: „Hätten nun obgedachte drei Personen Ja oder Nein gesagt, so hätte man keine so eilende Procedur vorgenommen.“ .. Die armen Opfer mochten sagen, was sie wollten, sie wären der ihnen angekündigten „Execution“ sicher nicht entgangen. Mit keiner Silbe meldet übrigens Th. das unleugbare Factum, daß er es war, der sich an dem ihm bestverhaßten Slawata thätlich vergriff und denselben eigenhändig in den mehr als sechzig Ellen tiefen Burggraben „nach altböhmischer Sitte“ zum Fenster hinauswarf. — Wenige Stunden zuvor nach Wien berufen, entschuldigte er Tags darauf sein Nichterscheinen einem vertrauten Freunde gegenüber brieflich mit den Worten, „wenn er kommen wollte, müßte er zwei Köpfe — den einen in Salz — mit sich bringen“. Der Witz wurde in Wien nicht anders verstanden, „als daß er sich allbereits dazumal schuldig gewußt, den einen zu verlieren“.

Für Alles, was nun weiter folgte, lehnt Th. einfach jede Verantwortung ab, indem er sie Jenen aufhalst, deren Befehle er ausführte und ausführen mußte. „Durch den Willen Gottes“, erklärt er, „und Berufung meines allergnädigsten Kaisers und Königs Rudolphi bin ich der löblichen Krone Böhmen zum General-Lieutenant benennet und mit der Stände einhelliger Einwilligung bestellet worden... Lebt auch kein Mensch auf Erden, der mich könnte bezichten, daß ich aus eigensinnigem Kopf etwas vorgenommen, sondern als ein Diener des ausdrücklichen Commandos und Befehls, als ein reversirter erwartet, demselben schuldige Folge gethan. Wie kann denn das sein, daß man einen verbundenen Diener wollte zu einem Haupt machen?“ ... Daß er, wenn die Befehle, die ihm zukamen, gegen sein Gewissen gingen, denn doch auch als ständischer Generallieutenant noch immer so viel freien Willen hatte, sein Commando niederzulegen und sich ins Privatleben zurückzuziehen, wird dabei absichtlich oder unabsichtlich übersehen. Das Eine muß zugestanden werden, daß, als nunmehr ein Unabänderliches vorlag und die Stände Böhmens sich von Oesterreich förmlich losgesagt hatten, bei der Vertheilung der Machtbefugnisse, die da vorgenommen werden mußte, Th. einen nicht geringen Grad von Bescheidenheit, ja Selbstverleugnung bethätigte. Er vor Allen hatte die neue Lage der Dinge geschaffen; ganz Böhmen war darin einig, und auch der Wiener Hof konnte darüber nicht zweifelhaft sein; von der Dynastie hatte er für seine Person nichts mehr zu hoffen. Das machte ihn zum populärsten Mann in Prag und auf dem Lande. Es lag in seiner Hand, sollte man glauben, die Regierungsgewalt an sich zu reißen und — ein zweiter Georg v. Podiebrad — so lange festzuhalten, bis eine neue Königswahl getroffen war. Ob er daran gedacht? Es steht zu bezweifeln; niemals verrieth er eine ähnliche Absicht, im Gegentheil. Bei Constituirung der provisorischen Regierung trat er nicht nur nicht an deren Spitze, sondern lehnte er die Wahl zu einem der dreißig Directoren ab und begnügte sich mit seiner bisherigen militärischen Stellung. Am 25. Mai erfolgte seine neuerliche Berufung als Generallieutenant, während Colonna v. Fels wieder Feldmarschall, Johann v. Bubna aber Generalwachtmeister und Paul Kappler v. Sullewitz Generalquartiermeister wurden. Sämmtliche Generale erhielten Sitz und Stimme im Directorium. So hatte man, wie vor neun Jahren, ein Armeecommando; es fehlte nur noch die Armee. Innerhalb der Landesgrenzen stand kein Soldat auf den Beinen, es gab keine befestigten Plätze, keine Zeughäuser und Kriegsvorräthe; und doch wußte man sehr wohl, ohne das Alles, zunächst ohne ein Heer, war nichts gewonnen, vielmehr Alles verloren.

Die nächste Zukunft hatte zu zeigen, ob Th. das Genie nicht nur eines Feldherrn, sondern auch, was unter den gegebenen Verhältnissen noch mehr werth war, eines Organisators in sich vereinigte.

Anfänglich, in der ersten Begeisterung, ließ sich die Sache ziemlich günstig an. Innerhalb weniger Wochen waren 3000 Mann zu Fuß und 1100 Reiter geworben und ausgerüstet. Am 16. Juni marschirte Th. mit ihnen gegen die österreichische Grenze. Auf dem Wege dahin wurde Krummau genommen und die kaiserliche Besatzung zum Abzuge genöthigt. Doch schon bei Budweis stockte der Siegeslauf; es mußte zu einer Belagerung geschritten werden, die sich bei vollständigem Mangel an Geschützen sehr in die Länge zog. Inzwischen überschritten unter Heinrich v. Dampierre die kaiserlichen Truppen im Südosten die böhmische Grenze: ihm folgte Buquoy auf dem Fuße. Sie drangen bis Czaslau vor, wenige Meilen von Prag. Aber noch schlechter als um das böhmisch-ständische war es in Hinsicht der Ausrüstung und Verpflegung um das kaiserliche Heer bestellt. Dasselbe war geraume Zeit zur Unthätigkeit verurtheilt. Th., der die Belagerung von Budweis aufhob, eilte nach Prag. In der Person des Grafen Georg Friedrich Hohenlohe bestellten dort die Directoren eine Art Kriegsminister; am 30. August wurde Ernst v. Mansfeld, der Söldnerführer, in ständische Dienste genommen. Als sich hierauf Buquoy veranlaßt sah, den Rückzug gegen Neuhaus und Budweis anzutreten, während Dampierre bei Pilgram ein Lager schlug, ersah Th. am 3. November die Gelegenheit, durch einen schlesischen Zuzug verstärkt, das Lager anzugreifen und Dampierre mit Verlust gleichfalls zum eiligen Rückzuge zu nöthigen. Nicht zufrieden damit, richtete er sofort seinen Angriff auch gegen Buquoy, den er zwischen Wesseli und Lomnitz bei Budweis einholte. Hier brachte er diesem am 9. November eine namhafte Niederlage bei und zwang ihn, hinter den Mauern von Budweis Schutz zu suchen und seiner empfangenen Wunden zu pflegen. Als sich ihm aber wenige Tage später Dampierre, der einige Verstärkungen an sich gezogen hatte, nochmals, bei Neuhof, entgegenstellte, schlug er ihn nochmals und warf ihn bis Krems zurück. Beinahe gleichzeitig (21. November) nahm Mansfeld nach mehrwöchentlicher Belagerung die Stadt Pilsen ein. Von Budweis aus richtete Buquoy ein Schreiben an den Kaiser mit der eindringlichen Mahnung, den Böhmen gegenüber friedliche Wege einzuschlagen, da seine Hülfsmittel, so meinte der General, den ihren nicht gewachsen seien. Am Ende des Jahres 1618 durfte Th. mit sich zufrieden sein, obgleich seine Bemühung im December d. J., die Mährer für den Anschluß an den Aufstand zu gewinnen — er hatte sich einer Prager Deputation an den Brünner Landtag mit einer Reiterescorte angeschlossen — vorläufig nicht gelungen war.

Die ersten Monate des Jahres 1619 wurden dazu benützt, neue Kräfte zu sammeln. Vergebens bestrebte sich jetzt der Kaiser, die böhmischen Stände auch nur zum Abschlusse eines Waffenstillstandes zu bewegen. Während dieser Verhandlungen starb Matthias. Th., welcher damals wieder vor Budweis lag, erhielt den Befehl, nach Mähren aufzubrechen. Den Grafen Hohenlohe mit dem größten Theil des Heeres zurücklassend, zog er nach Deutschbrod, vereinigte sich dort mit einem Theil des mittlerweile organisirten Landesaufgebotes und hielt so, etwa 10 000 Mann stark, seinen Einzug in Iglau, wo er von der Bevölkerung „mit großem Frohlocken und Freuden“ aufgenommen wurde. Die gleiche Aufnahme fand er in Znaim. Die mährischen Truppen, unter dem Oberbefehle des Cardinals v. Dietrichstein, lagen ruhig in ihren Quartieren; die Versuche der beiden Obersten Georg v. Nachod und Albrecht v. Wallenstein, sie zum Abfall zu bewegen und dem kaiserlichen Heere zuzuführen, mißglückten. Mit Mühe und Noth gelang es bekanntlich letzterem, sich selbst und seine Re-

gimentscasse nach Wien zu retten. In tiefster Seele empört, berichtet Th., „was für einen Meineid und Treulosigkeit der hoffährtige v. Wallenstein begangen... Mir schreibt man für gewiß, daß er von dem König zu Wien auch soll übel angesehen sein. Da sitzt die hoffährtige Bestie, hat die Ehr verloren, Hab und Gut und die Seel, so er nit Buß thut. Darf wol in's Purgatorium kommen!" — Am 5. Mai beschloß der Landtag zu Brünn, unter den Waffen Thurn's, ein Bündniß mit den Böhmen abzuschließen und seine Truppen mit den ihren zu vereinigen. Hochbefriedigt von diesen Fortschritten, befahl das Directorium Th., mit so verstärkter Macht in Oesterreich einzurücken. Seine Meinung und sein Wille war, wie er versichert, „auf Krems zu gehen, weil man dort einen guten Fuß bei der Donau setzet, Mähren an der Hand und dem Königreich Böhmen wohl gelegen, im Nothfall aller Orten Succurs zu geben." Er wurde überstimmt; der Zug ging nach Wien. So wollte man in Prag. Es war gegründete Hoffnung vorhanden, auch die österreichischen Stände für den Anschluß zu gewinnen. In Linz war dies bereits geschehen, und der Befehlshaber der oberösterreichischen Truppen, Gotthard v. Starhemberg, mahnte Th. selbst, eilends nach Niederösterreich vorzugehen, wo er wie ein Messias erwartet werde. Es geschah. Der erste niederösterreichische Platz, der berührt wurde, das Städtchen Laa, war von der kaiserlichen Besatzung verlassen worden und bot somit einen Stützpunkt. Im Einverständnisse mit dem Besitzer von Fischament gelang es auch dieses Postens sich zu bemächtigen und so das rechte Donauufer zu erreichen. Einige Haufen ungarischer leichter Reiterei, die sich entgegenstellten, wurden zurückgetrieben. In der Nacht zum 6. Juni erschien Th. vor den Mauern von Wien.

Er stand auf dem Höhepunkte seiner militärischen und politischen Laufbahn. Vor seinen Kugeln war selbst König Ferdinand in seiner Hofburg nicht ganz sicher. Eine Eroberung Wiens war allerdings nicht beabsichtigt, wenn auch gehofft wurde, durch eine Verständigung mit der protestantischen Bewohnerschaft vielleicht Einlaß zu finden. „Was mich verursachte, mit einer so starken Armee so nahe an Wien zu logiren?" frägt Th. sich selber. „Darauf war meine Antwort: Ich begehrte ohne gegebene Ursach niemand zu beleidigen, wäre allein verordnet, Liebe, Friede und Einigkeit aufzurichten." Das Bündniß mit den niederösterreichischen Ständen wurde nicht perfect, das Conföderationswerk aber dennoch gefördert. Eine mit Zustimmung des Königs abgesandte ständische Deputation vereinbarte mit Th. die Einberufung eines allgemeinen Ständetages in Prag und richtete an Ferdinand II. geradezu die Mahnung, die Waffen niederzulegen und „den Grafen Th. in seiner Friedensmission nicht weiter zu stören". Die formelle Erledigung dieser Forderung konnte Th. freilich leider nicht abwarten. Das Prager Directorium berief ihn eilig in die Heimath, da Buquoy gegen Hohenlohe mehr und mehr Vortheile erlangte und am 10. Juni bei Zablat dem Mansfeld eine empfindliche Niederlage beibrachte. Auf die Nachricht davon brach Th. in der Nacht zum 14. Juni sein Lager ab und ging bei Schwechat über die Donau zurück. Noch vor dem Aufbruch aber fand er Gelegenheit, seinen Landsleuten einen wichtigen Dienst zu leisten. Graf Stanislaus Thurzo, ein einflußreicher ungarischer Magnat, der ihn im Lager besuchte, wurde von ihm gewonnen, seinen ganzen Einfluß dahin geltend zu machen, den ungarischen Reichstag, was bisher von Prag aus vergebens versucht worden war, Böhmen günstig zu stimmen, ebenso aber nach Siebenbürgen zu gehen und den ihm wohlgeneigten kriegerischen Bethlen Gabor zur Unterstützung zu vermögen. Thurzo hielt Wort und brachte eine Bundesgenossenschaft zu Stande, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden konnte.

Th. wandte sich nach Böhmen und vereinigte seine Streitkräfte nördlich

von Budweis mit denen Hohenlohe's, um sodann bei Lomnitz ein Lager aufzuschlagen. Man zählte 30 000 Mann — allerdings in denkbar schlechtester Verfassung. Die zumeist frisch geworbenen und völlig ungeübten Söldner waren schlecht verpflegt und noch viel schlechter bezahlt. Die Kriegsverwaltung in Prag ließ Alles und Jedes zu wünschen übrig, und weder Hohenlohe noch Th. vermochten daran etwas zu ändern. Mit höchster Anstrengung wurde die gänzliche Auflösung des böhmischen Heeres verhindert. Buquoy behauptete das Feld, nahm einige Städte und bedrohte schon Prag. In diesem kritischen Augenblicke kam von Osten her die Hülfe, die Th. klugerweise vorbereitet hatte. Der Einfall einer siebenbürgischen Armee in Ungarn und deren rasches Vorrücken bis nach Preßburg nöthigte Buquoy abermals zum Rückzuge nach Oesterreich. Ein Schreiben Bethlen Gabor's an die böhmischen Stände ging dem voraus; eine Gesandtschaft folgte nach. Es war die Zeit der förmlichen Absetzung Ferdinand's II. als Königs von Böhmen und der Wahl Kurfürst Friedrich's von der Pfalz an seiner Stelle. Dabei war selbstverständlich auch Th. betheiligt, mit Leib und Seele, obgleich er dadurch seine Position nicht erhöhte. Unmittelbar nachher sah er sich vielmehr veranlaßt, den Oberbefehl, den er bisher innegehabt, an den Fürsten Christian d. Ae. von Anhalt abzutreten und sich mit dem Range eines Generallieutenants der mährischen Stände zu begnügen. Die näheren Umstände, unter welchen dies erfolgte, sind nicht aufgeklärt. Nach Jahren beschwerte sich Th. mündlich und schriftlich über das Unrecht, das ihm widerfahren, als er „durch Anhalt und Hohenlohe vom Commando über das böhmische Heer verdrängt wurde".

Es spricht für die seltene Gutmüthigkeit im Charakter Thurn's, daß eine solche Zurücksetzung ihn in seiner Hingebung an die gemeinsame Sache keineswegs irre machen konnte. Nach wie vor ist er der Unermüdlichste von Allen, das Begonnene auch zu vollenden. Am 18. September verließ er Böhmen, um sich ins Lager der mährischen Truppen bei Neumühl zu begeben. Er kam in Begleitung seiner Leibgarde zur rechten Zeit, um einen Ueberfall Dampierre's auf das Lager zu vereiteln. Dampierre und Buquoy zogen an Neumühl vorüber in der Richtung von Wien. Die ganze Hoffnung Thurn's beruhte auf Bethlen. Sie wurde nicht getäuscht. Am 13. October — „heut in dieser Stunde", meldet er überglücklich nach Prag — traf Bethlen's Oberst Redey („ein freier, wackerer Mann") mit 12 000 Mann zu Roß und Fuß bei ihm ein. Th. zog ihm „mit dem ganzen Lager in Bataglie entgegen" und wurde „überaus freundlich und cortesisch empfangen", indem auch Redey die Seinen in Schlachtordnung aufstellte, und zwar in Form eines Halbmondes, in der Mitte aber einen „trefflichen Kern von Volk" behaltend. Mit kindlicher Freude malt Th. jede Einzelheit des entwickelten Gepränges aus, als wäre dies mehr werth als alles Uebrige. Doch war er ohne Zweifel bereit, alsbald einen Hauptschlag zu wagen. „Morgen", schließt er, „ist es Gottes Wille, so wird es heißen· Rath und That." Bethlen selbst verweilte aber länger, als zu vermuthen gestanden, bei Preßburg. Th. mußte ihm näher rücken und zog über Loosdorf, seine Besitzung, ohne Aufenthalt bis Wülfersdorf, wo am 23. October, früh am Tage, die Vereinigung Bethlen's und Thurn's bewerkstelligt wurde. Man zählte 35 000 Mann: eine Armee, wie sie größer seit Menschengedenken nicht beisammen gewesen. „In Wahrheit", konnte Th. ausrufen, „beide hohen Befehlshaber, der Conte Buquoy und Dampierre, befinden sich in einem gefährlichen Spiel. Ihr Gewissen kann ihnen den Trost nicht geben, und der Herr hilft uns aus diesem Allen." Zweihundert ungarische Reiter aus dem kaiserlichen Heere gingen mit fliegenden Fähnlein zu Th. über und versicherten, „daß die Ungarn, alsobald wir fortrücken, sämmtlich zu uns fallen werden". „Gott erweiset seine Allmacht", fügt Th.

hinzu, „daß auch die Feinde müssen erkennen, daß dies sein Werk ist, der es zu dem Ende führen wird, daß unsere Augen werden sehen, wie es den Gottlosen vergolten wird." — Man kann die Denk- und Redeweise Thurn's unmöglich deutlicher kennzeichnen, als mit diesen seinen eigenen Worten. Sie blieben, den jeweiligen Verhältnissen entsprechend, im Grunde immer dieselben: fast dithyrambisch, um nicht zu sagen: phrasenhaft, doch voller tiefen, unumstößlichen Gottvertrauens. Aber auch seine Opferwilligkeit, seine Selbstlosigkeit war und blieb jederzeit die gleiche. Das zeigt u. A. auch das obenerwähnte Schreiben, in welchem schließlich mit kurzen Worten seines niederösterreichischen Besitzes gedacht wird, den er soeben flüchtig wiedergesehen hatte. „Mein Gut Loosdorf", meldet er, „ist ruinirt von meinen Feinden. Ich befehle es Gott, habe nicht Zeit, mich darum zu bekümmern... Darüber ich keinen Seufzer thue, wenn nur durch Hülfe des Allerhöchsten dieses heilige Werk glückselig ausgeführt wird."

Es kann hier nicht der Ort sein, weitere Details zu bieten. Zum unverwindlichen Nachtheile für seine Pläne gelang es Th. nicht, wie er wollte, Buquoy und Dampierre vor ihrem Eintreffen in Wien zum Schlagen zu zwingen. Die Schlacht, die er am 24. October bei Ulrichskirchen anbot, wurde nicht angenommen. Ein Nachweis, inwieweit hiebei auf seiner Seite gefehlt wurde, dürfte nicht leicht zu erbringen sein. Damit aber war die denkbar günstigste Gelegenheit für Th., das Spiel zu enden, das furchtbar ernste Spiel, das er heraufbeschworen hatte, unwiederbringlich verloren. Es war ein bloßer Scheinerfolg, daß er mit überlegenen Streitkräften nochmals vor Wien erschien und in den strengen Wintertagen vom 26. November bis 5. December die Residenz des neuen Kaisers in Angst und Schrecken versetzte. Höhere Mächte, denen Niemand gewachsen ist, zwangen ihn auch diesmal, ohne sein Verschulden, unverrichteter Dinge wieder umzukehren. Nichts desto weniger war er nicht ganz umsonst gekommen. Wenige Wochen nach seinem Abmarsche beschlossen die niederösterreichischen Stände in Horn, wohin sie sich aus Wien zurückgezogen hatten, dem Kaiser abzusagen und mit Böhmen gemeinschaftliche Sache zu machen. Daheim fand Th. vieles verändert. Böhmen hatte wieder seinen König — einen „Winterkönig". Bei seiner feierlichen Einholung an der Landesgrenze und vor den Thoren Prags hatte Th. so wenig zugegen sein können, wie bei der prunkvollen Krönung am 4. November. Der jugendliche Herrscher übersah ihn darum nicht; bei der Vertheilung der Landesämter gab er ihm die Burggrafschaft von Karlstein zurück. Vielleicht noch mehr als diese Genugthuung erfreute Th. die Bestallung seines (einzigen) Sohnes Franz Bernhard, eines wackeren, hoffnungsvollen jungen Mannes von 27 Jahren, zum königlichen Obersten und Regimentsinhaber. Im übrigen gab es der Sorge mehr als genug. Es war die Zeit sehr eifriger und durchwegs erfolgreicher Verhandlungen, die von Wien aus gleichzeitig mit Spanien und der katholischen Liga, mit Polen und Kursachsen, mit Frankreich, Toscana und dem Papste zu dem ausgesprochenen Zwecke gepflogen wurden, die vorhandenen Mittel zur Bekämpfung der rebellischen Böhmen und ihres Trutzkönigs zu stärken, bis zur Uebermacht zu stärken. Th. hatte mehr oder minder genaue Kenntniß von allen Abmachungen und unterließ es nicht, seine Kenntniß an den Mann zu bringen, damit bei Zeiten Gegenmaßregeln getroffen werden. Da blieb aber viel, sehr viel zu wünschen übrig. Die diplomatischen Versuche, die nach allen Seiten angestrengt wurden, hatten nur in Holland, bei der protestantischen Union und in England, da wie dort jedoch nur mäßigen Erfolg. Welchen Antheil daran Th. beanspruchen durfte, läßt sich sehr schwer bestimmen. Nachweislich gab er sich damals viele Mühe, die Republik Venedig für ein Bündniß mit Böhmen zu gewinnen, und ließ er deren Gesandt-

schaft durch den Grafen Nagarol, der sich als Geisel bei ihm befand, die Wichtigkeit eines solchen Schrittes auseinandersetzen.

Seines Bleibens in Prag war nicht lange. Er ging nach Mähren. Dort lag er längere Zeit krank in Brünn. Hierauf begab er sich ins böhmische Lager bei Eggenburg, nachdem erst kurz vorher Fürst Anhalt daselbst eingetroffen war. Es galt vor allem, die gewaltigen Lücken, welche die Kämpfe und die Strapazen der letzten Monate im böhmischen Heere gerissen hatten, bestmöglich wieder auszufüllen. Es gelang dies insofern, als im Frühjahr 1620 etwa 30 000 Mann zusammengebracht wurden. Th. ließ es sich gefallen, unter dem Oberbefehle Anhalts über diese Truppen erst als „Maréchal de camps“, dann (seit 10. Juni) als „Generalfeldmarschall der verbündeten Länder“ zu commandiren, während Hohenlohe den Titel eines „Generalfeldmarschalls des böhmischen Heeres“ führte. Sie kämpften anfänglich, bei Sinzendorf und Gars, mit wechselndem Glücke, dann, in der Nähe von Hadersdorf, nicht ohne Vortheile davonzutragen, so daß es Anhalt wagen konnte, Buquoy neuerdings, wie früher Th., eine Hauptschlacht anzubieten, der aber klugerweise wieder ausgewichen wurde. Eine offene Meuterei im ständischen Heere infolge Nichtbezahlung hinderte weitere Schritte, als noch die Hülfstruppen der Liga entfernt standen. Diesen den Weg nach Böhmen zu bahnen, hatten die Kaiserlichen längs des „Goldenen Steiges“, der von Passau her ins Land führte, vorzüglich in der Nähe von Wallern und Salnau, starke Verschanzungen angelegt. Th., der sich in letzter Zeit in Prag aufhielt, um zur Instandsetzung der Befestigungen der Landeshauptstadt das Nöthigste vorzukehren, woran es bisher vollständig gefehlt hatte, eilte von dort am 24. Juli mit einer Handvoll Leute nach dem Böhmerwald, zog Mansfeld an sich und begann drei Tage später die Belagerung der von Aldringen vertheidigten Wallerner Schanze. Sie fiel nach zweitägigem schweren, blutigen Kampfe gegen freien Abzug der Besatzung in seine Hände. Am 1. August war er schon wieder in Prag. Maximilian von Baiern hatte inzwischen mit seinem Heere die Grenze von Oberösterreich überschritten, um auf anderem Wege seine Operationen gegen Böhmen zu eröffnen. Ein kaiserliches Decret sprach bereits über die Häupter des Aufstandes in Niederösterreich die Reichsacht aus und erklärte sie „für Ihrer Majestät und des Vaterlandes Feinde und daß sie in dero Strafe und Ungnade, auch in das abscheuliche Laster der Rebellion und beleidigten Majestät und also Ihrer Majestät mit Verwirkung Leib, Hab, Ehre und Gut heimgefallen.“ An erster Stelle in der langen Reihe der hiemit Verurtheilten prangte der Name Heinrich Matthias Thurn's. Das war der Anfang vom Ende. Ein unabwendbares Verhängniß zog sich über Böhmen zusammen. Die Weltgeschichte zählt die einzelnen Momente auf, welche die endliche tragische Entscheidung auf dem Weißen Berge herbeiführten.

Mit trüben Ahnungen begab sich Th. am 6. September nach Neuhaus, um mit Mansfeld zusammenzukommen. Von Tabor aus sandte er ein Mahnschreiben nach Prag und schalt die Landesbeamten wegen ihres Kleinmuthes. Er ging nach Niederösterreich und stieß zu der auf dem Rückzuge nach Znaim befindlichen Armee. Dann eilte er nach Brünn, das mährische Landesaufgebot vollends zu organisiren. Im October ist er wieder in Prag, nochmals die dortigen Vertheidigungsmaßregeln zu betreiben. Dem gleichzeitig daselbst auftauchenden Gerücht, daß Mansfeld mit den Feinden verrätherische Unterhandlungen pflege, trat Th. mit Energie und Wärme entgegen. Obwol mit Mansfeld keineswegs befreundet, ja von demselben wiederholt offen angefeindet, litt doch sein offenes Gemüth keine Beschimpfung des Kampfgenossen, ohne von dessen Schuld überzeugt zu sein. Vor Rackonitz traf er wieder beim Heere ein, wo auch der König sich eingefunden

hatte. Hinter Redouten und Schanzen lagen die Gegner bereits einander gegenüber. In einem hitzigen Gefechte, das am 30. October geliefert wurde, hielten Th. und Heinrich Schlick mit ihrer Infanterie dem überlegenen Feinde tapfer Stand und bewährten eine außerordentliche Bravour, so daß sie beinahe in Gefangenschaft geriethen. Am Abende des 5. November war der Feind plötzlich verschwunden — er hatte sich, was Th. für eine Unmöglichkeit erklärte, mit gesammter Macht direct gegen Prag gewendet. Noch in der Nacht wurde Th. beordert, ihm mit seinem Fußregimente nachzurücken; als Burggrafen von Karlstein kam ihm vor allem die Aufgabe zu, die in Prag befindliche Krone zu beschützen. Mit unverdrossenem Pflichteifer kam er auch diesem Befehle nach. Ohne zu rasten oder Speise und Trank zu sich zu nehmen, legte er mit den Seinen einen nächtlichen Eilmarsch von sieben Meilen zurück und erreichte so vor Tagesanbruch die Landeshauptstadt, noch ehe der Feind in Sicht war. Es kam der 8. November, der Tag des Verderbens. Alle wichtigeren Anordnungen auf Seite des böhmischen Heeres trafen Anhalt und Hohenlohe, ohne Th. zu fragen, der erst von Prag berufen wurde, als in der Hauptsache nichts mehr zu ändern war. Dennoch verschmähte er, was für Andere so nahe gelegen wäre, nachträglich mit Berufung darauf gegen seine Widersacher im eigenen Lager Vorwürfe zu erheben. „O wie unzählig weiß ich“, erklärte er vielmehr später, „daß man unrecht schreibt und ausgiebt, daß bei dem campo formato — daraus ich zwar ausgeschlossen — so wenig oder gar nichts fürnehmes ausgerichtet wird.“ Er „bezeugt es mit Gott, daß die Herren Generale an ihrer Treue, Fleiß, Mühe und Sorge nichts erwinden lassen“. Er hat kein Wort des Tadels gegen Anhalt oder Hohenlohe, nur gegen „feindselige Discurrenten“ außerhalb der Heeresleitung, die „einen solchen Verdruß und Unlust bei den Generalen und dem Kriegsvolk erwecket, daß sie herzlich gewünscht, dieses beschwerlichen Krieges ledig zu sein“; es erfüllte sich, meint er, das Sprichwort: „Keinem Zuseher ist das Spiel zu hoch.“ — Es war in Wirklichkeit für alle Partner hoch genug. — Th. focht die Schlacht als bescheidener Officier mit, gleich seinem Sohne, der vier Compagnien des alten Regiments Th. commandirte. Einstimmig wird ihnen Beiden von Freund und Feind die Anerkennung zu Theil, daß ihre Haltung an Muth und Tapferkeit das höchste Lob verdiente. Th. selbst befand sich auf dem linken Flügel des ersten böhmischen Treffens, gegen den sich voraussichtlich der erste und heftigste feindliche Angriff richtete. Und so kam es. Im ersten Zusammenstoß aber war das Glück auf böhmischer Seite. Die Arkebusiere Isselstein's und Bubna's attakirten „resolut“; dicht vor den feindlichen „wohlbewappneten Kürassieren“ gaben sie eine Salve, die ihre Wirkung nicht verfehlte. „Mit der Hülfe Gottes“ wurde der Feind zertrennt; Graf Meggau kam ihm mit vier Schwadronen zu Hülfe. Die Bubna'schen Reiter konnten nicht widerstehen und schwankten. Da erhielten 6 Fähnlein des Regiments Th. Befehl zum Vorrücken. Sie griffen muthig an — Graf Meggau fiel — plötzlich wenden sie sich und „gerathen in eine ganze Flucht“. Das älteste Regiment im Heere gab vor den Augen seines Führers ein Beispiel schmählicher, erbärmlicher Feigheit und wurde so die nächste Ursache einer der schrecklichsten Niederlagen. Die Verwirrung war bald eine allgemeine. Hohenlohe's Regiment versuchte kaum einen Widerstand. Herzhaft bemühte sich der jüngere Anhalt, seine Reiter zum Stehen zu bringen; sie waren nicht zu halten, als mit einem Male die gesammte ungarische Reiterei, fast ohne Schwertstreich, das Weite suchte. „Die vier Fähnlein aber“, durfte Th. berichten, „da mein Sohn als Oberst selbst gewest, haben das Ihrige, wie Andere sagen, redlich und wohl gethan.“ Graf Bernhard Th. schlug sich als Held und hielt allein auf dem Schlachtfelde die Ehre der böhmischen Waffen aufrecht. Vom äußersten linken zog er sich kämpfend

mit seinem Häuflein Getreuer, unter denen sich noch ein anderer Bernhard — Herzog von Weimar — befand, bis an den rechten Flügel heran, wo die Mährer unter Heinrich Schlick und die Oberösterreicher unter Georg Pechmann den letzten, äußersten Widerstand zu leisten suchten. Vergebens. Die böhmische Ständerevolution war besiegt, die Herrlichkeit ihres Winterkönigs zu Ende. „Die Hülfe des Allerhöchsten", der Th. so felsenfest vertraut hatte, war von ihm gewichen. Es machte ihn das nicht irre. „Also daß diese hohe Strafe Gott auf uns hat fallen lassen", tröstete er sich, „haben unsere Soldaten, so deutsch als ungarisch, mit ihrem unchristlichen und vorher niemals erhörten gottlosen Leben, so sie mit Plündern, Rauben, Brennen und Morden verübt, tausendfältig verschuldet." Sein Glaube war unverwüstlich.

Die nächste Frage war, ob König Friedrich sich in Prag halten oder die Stadt ohne Zögern verlassen solle. Th. war aus triftigen Gründen für die sofortige Flucht des Hofes. Er, der in letzter Zeit der Einzige einen schwachen Versuch gethan hatte, die Landeshauptstadt vertheidigungsfähig zu machen, wußte am besten, daß „der situs in Prag also beschaffen und übel versehen gewest, daß es unmöglich, bei einer solchen unerhörten Confusion und Trennung des Volkes, welches nit hat zusammen können gebracht werden, der Ungehorsam und Unwillen auch eingerissen, daß auch der Hradschin durch den ersten Anlauf wäre eingenommen worden, folgend das Schloß und die Kleine Stadt sich nit mehr hätten halten können." Sein junger Sohn war anderer Ansicht und sprach im Kriegsrath, von den Bitten der Prager Bürger unterstützt, für die weitere Vertheidigung. Die Meinung des Vaters siegte. Er oder Anhalt ertheilte dann ohneweiteres den Befehl, die größten Kostbarkeiten und wichtigsten Papiere zu packen und nach der Altstadt zu schaffen. Er nahm die Krone aus der Wenzelscapelle des Doms und brachte sie in einer Kiste mit den Landesprivilegien auf das Altstädter Rathhaus. Am folgenden Morgen verließen Friedrich von der Pfalz und die Seinen, von Anhalt, Th. und Hohenlohe und einem unabsehbaren Zug Flüchtiger geleitet, die Mauern Prags. Der Abschied, welchen Th. von seiner Gemahlin nahm, war ein Abschied für immer. Sein Sohn aber, der an der Seite der Pfalzgräfin gleichfalls ausgezogen war, erbat sich von der Herrin eine halbe Stunde Weges hinter Prag wieder Urlaub, mit dem Gelöbnisse, sein Leben einzusetzen, um die Prager Brücke gegen die verfolgenden Feinde zu vertheidigen und auf solche Weise ihre Flucht zu sichern. Alle Anstrengungen des braven jungen Mannes, die zersprengten oder in der Stadt zurückgebliebenen Truppen zu sammeln und zu neuem Kampfe zu begeistern, waren jedoch erfolglos. Es war Alles verloren.

Das Strafgericht, das über Böhmen hereinbrach, war ein gewaltiges; es traf — eine Naturnothwendigkeit — vor allen Anderen Th., „so alles Uebels und Unheils Autor und Anfänger allein gewesen", wie sogar einer seiner Partei- und Schicksalsgenossen, Graf Joachim Andreas Schlick, dem Vollstrecker jenes Strafgerichtes gegenüber zu behaupten keinen Anstand nahm. Und dennoch gab sich Th. im vollen Ernste der Hoffnung hin, bei dem siegreichen Kaiser für sich und seine Angehörigen Begnadigung zu finden. Man muß „Gott mehr gehorchen als den Menschen", damit glaubte er selbst vor dem Kaiser Alles, was er gethan hatte, vollauf rechtfertigen zu können. Er gab es zu, daß seine Gemahlin mit dem Sohne nach Wien reiste; ja er fand diesen Schritt so unauffällig und natürlich, daß er sich nicht scheute, dem Exkönige Friedrich, der ihm ja doch noch immer König war, hievon Nachricht zu geben. Die Antwort war eine selbstverständliche, die des Königs und des Kaisers. Bitter genug beklagte sich Jener, daß nun von einzelnen eine Aussöhnung gesucht werde, ohne Rücksicht auf ihn, der nur dem Rufe der Stände gefolgt und dabei Alles in

die Schanze geschlagen. Namens des Kaisers aber wurde Th. im Februar 1621 zum zweiten Male geächtet und seiner Güter verlustig erklärt, sodann zum Tode verurtheilt und — in effigie — an den Galgen geschlagen. So etwas hatte er, trotz alledem, für ein Ding der Unmöglichkeit gehalten. Er klagte es „Gott, dem gerechten Richter", daß er — so heißt es wörtlich in seiner „Defensionsschrift" — „uncitirter und ungehörter also geurtheilt und schändlich ehrenrührig angegriffen worden; welche Ungerechtigkeit mir als einem Cavalier zu ertragen unmöglich." In Wirklichkeit aber war gegen ihn, wie gegen jeden „Rebellen", ein förmlicher gerichtlicher Proceß angestrengt und war er (die fraglichen Edicte, Decrete u. s. w. wurden sorgfältig aufbewahrt) thatsächlich nicht nur „citirt", sondern auch ordnungsmäßig „geurtheilt" und bloß nicht „gehört" worden — Letzteres aus dem einfachen Grunde, weil er vorsichtig genug gewesen, nicht, wie einige Directoren und sonstige Rädelsführer, in Prag zu bleiben und den Ausgang abzuwarten oder, wie Graf Joachim Andreas Schlick und viele Andere, sich fangen zu lassen. Man hätte ihn sonst sicherlich so gut wie Schlick und seine Leidensgefährten, vielleicht noch besser, ja peinlicher als diese, verhört, ebenso sicher aber auch ihm, wie dem Genannten und vielen anderen Schlachtopfern, am 21. Juni 1621 Kopf und Hand auf den Richtblock gelegt, falls ihm, dem „Hauptrebellen", wie zu vermuthen steht, nicht eine ganz besondere Todesstrafe zugesprochen worden wäre. „Wenn Ihre kaiserliche Majestät", behauptet Th., „hätten wahren Bericht bekommen, es würde zu dieser Tyrannei und Schmähung nicht gekommen sein". Er schwört dem Kaiser und den Kaiserlichen Rache. „Habe darauf mir vorgenommen", ruft er aus, „nichts zu unterlassen, was zu einer solchen verursachten Rache gehört. Ich für meine Person", fügte er bei, „habe an der Rache, weil es kein Privatwerk, nichts ermangeln lassen."

Th. hielt getreulich Wort. Sein ganzes ferneres, vielbewegtes Leben ist ein unablässiger Versuch, seinem unbändigen Rachedurst genug zu thun: einem, man möchte sagen: dämonischen Triebe, der doch, wie Jeder, der sich von Aeußerlichkeiten nicht täuschen läßt, zugestehen muß, seinem inneren Wesen, seiner Veranlagung und seinen Herzensneigungen völlig fremd war und daher im Grunde widerstrebte. Das Zeugniß derer, die ihm jemals näher gestanden, bestätigt: er war „ein guter, lieber Herr". So hatte er, wie nun die Dinge gekommen waren, beinahe allen Halt verloren, und er verlor ihn immer mehr, je weiter die Möglichkeit, endlich Genugthuung zu erlangen, in nebelhafte Ferne gerückt wurde. Von Jahr zu Jahr tritt mit dem nahenden Alter in seinen Zügen ein eigenthümlicher, häßlicher Zug immer mehr hervor, das ist der Schwulst, die Phrase an Stelle der früheren Thatkraft, die ihm nicht abgesprochen werden konnte. Ueber die letzten zwanzig Jahre seines Lebens ist mit verhältnißmäßig wenigen Worten zu berichten

Von Mähren, wohin er sich zunächst gewendet hatte, lenkte Th. seine Schritte zu Bethlen Gabor. Mit ihm erschien er wieder im Sommer 1621 vor Neuhäusl, dann vor Preßburg und streifte bis tief nach Mähren hinein, als der Nikolsburger Friede diesem Unternehmen ein Ende machte. Vergebens hatte man in Wien bei den vorausgegangenen Verhandlungen die Auslieferung Thurn's als eine der ersten Friedensbedingungen aufgestellt. Ueber ein Jahr lang vertheidigte Bernhard Th., der Sohn, das feste Glatz mit vielem Erfolge, bis er am 25. October 1622 zu ehrenvoller Uebergabe gezwungen wurde. Damals war Th., der Vater, in — Constantinopel. Gemeinschaftlich mit dem Markgrafen von Jägerndorf hatte er Bethlen so lange bearbeitet, bis er sich neuerdings zum Kriege gegen den Kaiser entschloß, diesmal vereint mit den Türken. Da der Jägerndorfer durch Krankheit daran verhindert wurde, entschloß sich Th. zu

der beschwerlichen Reise an den Bosporus, die er im August (1622) antrat. Sie hatte einen durchschlagenden Erfolg; ob Dank der Ueberredungsgabe Thurn's oder der reichen Geschenke Bethlen's, die er dem Großvezier überbrachte, soll dahingestellt bleiben. Ein Anerbieten Venedigs, das ihm in jenen Tagen eben in Constantinopel gemacht wurde, ein Commando im Heere der Republik zu übernehmen, lehnte Th. mit dem Hinweise auf seine Verpflichtungen gegen Bethlen dankend ab, nicht ohne die Hoffnung auszusprechen auf den baldigen Ausbruch „eines allgemeinen Krieges gegen den Kaiser, dessen unversöhnlicher Feind er lebe und sterbe". Und wirklich noch einmal gelang es Th., dem Kaiser gefährlich zu werden. Als Bethlen um Mitte August 1623 mit einer Armee von 50 000 Mann, größtentheils türkischer Reiter, den Feldzug in Oberungarn eröffnete, wurde Ferdinand II. vollständig überrascht. Das Heer der Liga unter Tilly stand fern im westlichen Deutschland. Fast gänzlich wehrlos standen dem Feinde die kaiserlichen Erbländer offen. Schon durfte Bethlen, an der Grenze von Mähren angelangt, in Gegenwart Thurn's und des Paschas von Bosnien sich zu der Aeußerung versteigen, „er gedenke die Martinsgans in Prag zu verzehren". Und ernste Männer nahmen die Rede nicht als frivolen Scherz auf. Graf Th., dem Friedrich von der Pfalz ausdrücklich aufgetragen hatte, in Bethlen's Nähe zu bleiben, „um auf die Länder einwirken zu können," unterließ nichts, durch persönliches Eingreifen in Böhmen und Mähren zu einer neuerlichen Erhebung und thatkräftiger Unterstützung Bethlen's aufzureizen. Wallenstein, der unter Hieronymus Caraffa de Montenegro mit wenigen Regimentern dem vielfach überlegenen Feinde sich entgegengestellt sah, unterließ nicht, die ganze Größe der Gefahr erkennend, dem Kaiser die Sorge für Böhmen eindringlich ans Herz zu legen. Bei Göding gelang es Wallenstein und seinem Glück und Geschick, unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen die Fluth zu stauen, bis sich die Wasser verlaufen hatten, allerdings nicht ohne furchtbare Verheerungen angerichtet zu haben. Am 21. November schloß Bethlen, da ihn die türkischen Truppen nach dem Demetriustage wieder verlassen hatten, einen Waffenstillstand, dem nach langwierigen Verhandlungen am 8. Mai 1624 ein neuer Friede folgte.

Die schönsten Hoffnungen Thurn's wurden dadurch zunichte; er begab sich nach dem Haag zu Friedrich von der Pfalz, wo auch sein Sohn verweilte, der dort, bei Stadtlohn (6. August 1623) schwer verwundet, Zuflucht gefunden hatte. Im October trafen daselbst neue Anerbietungen der venetianischen Signoria ein, in deren Dienste zu treten, wie erst vor kurzem auch Ernst Mansfeld gethan hatte. Diesmal erklärte sich Th. hiezu bereit; er wurde, während sein Sohn zur selben Zeit nach Schweden ging und von Gustav Adolf die Bestallung als Generalwachtmeister empfing, „capo da guerra" der Republik San Marco, trotz lebhafter Mißbilligung von Seite des Wiener Hofes, der schon vor Jahren, bei den ersten Bemühungen Venedigs in gleicher Richtung, sich dahin geäußert hatte, „es habe den Anschein, als ob die Republik alle Hauptrebellen bei sich vereinigen wolle, um Böses zu stiften". In der Ernennung Thurn's erblickte man in Wien eine Herausforderung; ein allgemeiner Krieg in Italien schien nunmehr unvermeidlich. Im Auftrage des Kaisers, „der sich in hohem Grade verletzt fühlte", erschien Graf Werdenberg bei Padavin und verlangte Auskunft und Aufklärung. Der Senat rechtfertigte sich damit, daß Th. dem Kaiser „in keiner anderen Bestallung weniger gefährlich sein könne, als in Diensten der Republik, die nie eine andere Absicht verfolge, als ihren Besitzstand zu wahren". Der Gesandte behielt Recht. Während der nächsten anderthalb Jahre war Th. für Ferdinand II. so viel wie nicht vorhanden. Es kam nicht zu einem offenen Kriege Venedigs, und Th. fand keinerlei Gelegenheit, die dort auf ihn gesetzten

Erwartungen auch zu erproben. Das konnte ihm aber auf die Dauer unmöglich behagen. Als im April 1627 der englische Gesandte im Auftrage Friedrich's von der Pfalz sich um seine Entlassung verwendete, wurde dieselbe mit Zustimmung beider betheiligten Parteien ohne Schwierigkeiten bewilligt.

Auf Andringen Friedrich's folgte Th. einem Rufe des Königs von Dänemark, der ihm am 22. August das Patent als Feldmarschall ausstellte. Als Th. dasselbe in Empfang nahm, hatte er bereits einen ersten großen Mißerfolg in seiner neuen Stellung aufzuweisen. Mit der Aufgabe betraut, eine bei Boizenburg von den Dänen aufgefahrene Schiffbrücke und die zu deren Schutze errichteten Schanzen gegen Tilly zu vertheidigen, diesem aber den Uebergang über die Elbe zu wehren, war er, freilich mit völlig ungenügenden Hülfsmitteln versehen, am 10. August genöthigt worden, Boizenburg zu verlassen, nachdem Tilly mit großer Uebermacht in einem nächtlichen Angriff die Brückenschanze genommen und oberhalb Bleckede die Elbe überschritten hatte. Von einem gleichen Unstern waren alle weiteren Unternehmungen Thurn's im dänischen Kriege begleitet. Er zog sich in die Nähe von Hamburg mit 8000 Mann zu Roß und Fuß, darunter aber wenigstens 2000 Bauern, und trug sich mit der Absicht, bei Vilsbüttel zwischen der Alster und Hamburg für alle diesseits der Elbe befindlichen Truppentheile des Königs und das bewaffnete Landvolk ein festes Lager zu errichten. Thatsächlich hielt er daselbst die ihm untergebenen Truppen eine Zeit lang bei einander. Die Annäherung Wallenstein's nöthigte ihn aber wieder aufzubrechen und sich in die Umgebung von Wandsbeck zu wenden. Als in der ersten Septemberwoche Wallenstein seine Armee von Pinneberg gegen Elmshorn führte, stieß er unmittelbar vor dieser Stadt auf etliche Regimenter unter Th. und dem Rheingrafen, die es jedoch nicht wagten, ihm die Spitze zu bieten. Sie steckten die Quartiere in Brand und ergriffen die Flucht. Von den Kaiserlichen bis nach Steinburg verfolgt, suchten sie dort wieder Stand zu halten, wichen jedoch auch dort sehr bald zurück, nachdem sie ebenso diesen Ort beinahe vollständig verwüstet hatten. Drei Wochen später wurde Th. wider Willen in das Erzstift Bremen verschlagen. Er verweilte einige Zeit in Bremervörde, wo er Zeuge der grenzenlosen Verwirrung war, welche mit dem Herannahen der Dänen und Ligisten über dieses Stift hereinbrach; vor seinen Augen wurde (5. October) von Ersteren Bremervörde bis auf wenige Häuser eingeäschert. Sein persönliches Eingreifen erleichterte den Rückzug der Dänen unter General Morgan nach Stade. Die ganz unglaubliche Unordnung, die in allen Heerestheilen herrschte, schrieb er in seinen Briefen an den König den bösen Einflüssen der französischen und englisch-schottischen Söldner zu. Auch größere Feldherrntalente, als sie Th. zu Gebote standen, wären derartigen Verhältnissen nicht gewachsen gewesen. In Stade pflegte Th. mit Morgan und dem Generallieutenant Norprath über das Schicksal ihrer Scharen Berathungen, deren Ergebniß er dem Könige mittheilte, um bald darauf wieder den Kriegsschauplatz zu verlassen und sich nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse zur See in die Niederlande zurückzubegeben, wo er vor Ende des Jahres eintraf.

Auch jetzt war dort seines Bleibens nicht lange. Alle Enttäuschungen ließen ihn nicht verzweifeln. Er ging nach Schweden, wo die Kriegstüchtigkeit seines Sohnes im Kampfe Gustav Adolf's gegen Preußen und Polen den Namen Th. zu Ehren gebracht hatte. In der Schlacht bei Walsau schwer verwundet, hatte Bernhard Th. bald darauf nach einem glücklichen Gefechte gegen den polnischen König die Stadt Mewe entsetzt und war nach einem gleichfalls siegreichen Gefechte bei Christburg an der Seite seines Königs abermals verwundet worden, um trotzdem noch im selben Jahre an der Eroberung der Schanzen von Käsemarck im Danziger Werder rühmlichen Antheil zu nehmen. Im August 1628

nahm er Marienwerder ein, am 14. September überrumpelte er Neuburg, das den Soldaten preisgegeben wurde. Eine verheerende Krankheit, die unter seinen Truppen wüthete, wurde auch ihm verderblich. „Nach vorhero ausgestandener Schwachheit“ sank er zu Strasburg in Preußen, in der Blüthe seiner Jahre, auf das Sterbelager. Das Schicksal fügte es, daß Th., der Vater, mit einem schwedischen Succurs am Todestage seines Sohnes — es war am 14. October 1628 — in Strasburg einlangte, um dort ein schmerzliches, letztes Wiedersehen zu feiern. Es war aber Th. kaum in Strasburg eingetroffen, als die Stadt von den Polen eingeschlossen und belagert wurde. Vergebens wandte sich Th. an den feindlichen Befehlshaber um die Verstattung freien Geleites für sich und die Leiche des Sohnes. Er wurde abschlägig beschieden, ließ sich jedoch dadurch nicht einschüchtern. Begleitet von einer Anzahl Reiter, führte er den ihm theueren Todten aus der gefährdeten Stadt und hatte Glück im Unglück, indem er, „ungeachtet der Feind um und um gelegen, mit sonderbarer List, wiewohl vielmals Polen auf ihn gestoßen, davongekommen und weiter denn zwanzig Meilen Weges, sonder Absitzen von den Pferden, ehe er in Ihrer Excellenz des Herrn Reichskanzlers Quartier kommen können, reiten müssen“. Dort holte später Feldmarschall Wrangel den Leichnam auf Geheiß des Königs feierlich ein, um ihn zu Elbing in der Pfarrkirche mit vielem Pomp zu bestatten. Dem früh Verstorbenen hatte Gustav Adolf, der ihm besonders geneigt war und sein Gedächtniß mit warmen Worten der Anerkennung ehrte, als „Grafschaft Pernau“ ansehnliche Güter in Livland zum Geschenke gemacht, die seinem alternden, gebeugten Vater nach Jahren eine erwünschte Zufluchtstätte wurden.

Noch aber war der Vielgeprüfte nicht gebeugt, ja noch fühlte er kaum die Last der Jahre. Es scheint vielmehr, als hätte die Berührung mit Gustav Adolf ihm neue, höhere Lebenskraft eingeflößt. Wie bald das ganze protestantische Deutschland hat auch er seine volle Zuversicht auf den thatkräftigen „nordischen Glaubenshelden“ gestellt, der schon vor Jahren zum Kriege gegen das Haus Habsburg entschlossen gewesen und nur durch die eigenthümliche Haltung Dänemarks daran gehindert worden war. Wenn es nach Abschluß des Lübecker Friedens noch einer Ueberredung bedurfte, den alten, wohl vorbereiteten Plan zur Durchführung zu bringen: in der Umgebung Gustav Adolf's war gewiß nicht Einer so eifrig dabei wie Th., der bereits in den ersten Tagen des Jahres 1629 vom Könige mit dem Titel eines Generallieutenants förmlich in Dienst genommen worden war. Er zog mit ihm in den „deutschen Krieg“ und war in seiner Begleitung bei der Landung auf Usedom am 6. Juli 1630. Schon die genaue Bekanntschaft Thurn's mit dem Kriegsschauplatze mußte Gustav Adolf zu statten kommen. Er scheint ihm anfänglich als militärischer Beirath gedient zu haben und erst später mehr zu politischen Zwecken verwendet worden zu sein. Im Frühjahr 1631 fungirt er am kurbrandenburgischen Hofe zu Berlin als „von Sr. königl. Majestät ordinari Ambassador verordnet“. Seine Behausung in der „Heiligen Geistgasse“ daselbst war aber von Anfang an der Sammelpunkt einer Anzahl Männer, die, landesflüchtig und geächtet wie er, dem Hause Oesterreich die gleiche unversöhnliche Rache geschworen hatten, die Exulanten Bubna, Raschin, Rabenhaupt, Zaruba, Zlunitz und viele Andere, die z. Th. wieder mit einzelnen Unzufriedenen in der Heimath in fortwährender Fühlung standen und das Geeignete vorzubereiten suchten, um bei dem anzuhoffenden Umsturze aller bestehenden Verhältnisse die Selbständigkeit des Königreiches Böhmen wieder herzustellen und ihre eigenen confiscirten Güter zurückzuerlangen. Mitglieder von Familien wie Kinsky und Trczka, die zu den reichsten und einflußreichsten im Lande zählten, wurden für die Verschwörung gewonnen. Der Phantasie eines Th. erschien es nicht als ein Ding der Un-

möglichkeit, auch noch einen anderen, ungleich werthvolleren Bundesgenossen zu gewinnen, eine damals gestürzte Größe: Wallenstein. Mit Hülfe Raschin's und Trczka's (s. A. D. B. XXXVIII, S. 537) wurden, ganz selbstverständlich mit äußerster Vorsicht und in strengster Vertraulichkeit, die erforderlichen Schritte eingeleitet — scheinbar nicht aussichtslos. Es ist unmöglich, dem greisen „Hauptrebellen", als den sich Th. hier so recht eigentlich erst erweisen sollte, auf diesen seinen vielverschlungenen Wegen zu folgen. Er war nur consequent, wenn er, nachdem von ihm seit mehr als zwölf Jahren die halbe Welt gegen Ferdinand II. zum Vernichtungskriege aufgeboten worden war, nun auch den Herzog von Friedland zum Abfalle zu bewegen suchte; es war sein fester Wille, wie mit seiner eigenen Handschrift nachgewiesen worden ist. Wenn er trotzdem, am Ende seiner Tage, den Versuch unternahm, dies in Abrede zu stellen, ja sogar jede „vertrauliche Correspondenz" mit Wallenstein rundweg zu leugnen, so muß dergleichen jetzt, nachdem diese Correspondenz kein Geheimniß mehr, als eine Art von nachgerade ungeheuerlicher Gedächtnißschwäche oder — Naivetät erscheinen. Zwei Jahre lang setzte er sozusagen Himmel und Erde in Bewegung, Wallenstein in die Rebellion hineinzuziehen; es war umsonst.

Bessere Dienste leistete Th. Kur-Brandenburg und -Sachsen gegenüber. Der Anschluß Beider an Schweden erfolgte nicht ohne sein Zuthun. Und noch von anderen, mehr oder minder geheimen Relationen Thurn's werden wir sogleich hören. Aber auch mit den Waffen war er noch bei der Hand. In der Entscheidungsschlacht bei Breitenfeld commandirte er im zweiten Treffen eine schwedische Brigade. Bevor jedoch Sachsen daran ging, in Böhmen einzufallen, hatte Th. sich bei Gustav Adolf erboten, Schritte zu thun, „um zu sehen, ob er bei der durch jüngst von Gott verliehene Victorie besorgten Veränderung der Gemüther seine Landsleute — bei welchen", so schaltet der König ein, „wir ihn in großer Reputation und Ansehen zu sein wissen — animiren möchte, daß sie uns, gemeiner Wohlfahrt zugute, cooperiren wollten". Nachdrücklicher als jemals dachte Th. die protestantische Bevölkerung Böhmens, besonders aber die Bauernschaft, zu insurgiren und, selbständig oder in Gemeinschaft mit der sächsischen Armee, gegen die Kaiserlichen zu führen. „Es ist landkundig", erinnert er später die schwedische Regierung, „daß ich mich anerboten damals, zehntausend Mann zu werben und in gar Kurzem auf den Fuß zu bringen". Gustav Adolf selbst erklärte sich damit vollkommen einverstanden und beglaubigte Th. zu diesem Zwecke bei Johann Georg. Doch Sachsen war entschieden dagegen, und als gleichwol Th. an die Verwirklichung seines Gedankens ging, verstand es Arnim vortrefflich, dies zu verhindern. In einer Begegnung des sächsischen Marschalls mit Wallenstein auf dem Schlosse Kaunitz wurde u. A. ausdrücklich vereinbart, „die Exulanten und Bauernaufwiegler" (das hieß mit einem anderen Worte: den Grafen Th.) „nicht zu unterstützen". Hier war entschieden Th. der Düpirte. Wenige Tage zuvor war er mit der Invasionsarmee Arnim's nach Prag — zum ersten Male seit elf Jahren — zurückgekehrt, doch nicht um dieser Rückkehr froh zu werden. Sein Verhältniß zu Arnim wurde bald fast unerträglich. „Man muß den Schweden nicht so hoch kommen lassen, das Dominium in Deutschland zu führen", so hatte dieser geäußert; das war für Th. ein Greuel. Nach Versicherung des Grafen Solms, damaligen schwedischen Gesandten in Dresden, war es vor allem dem „ehrlichen alten Herrn Grafen von Th." und „dessen Vigilanz und Dexterität" zu danken, daß Arnim's „teuflische Praktik an den Tag gebracht", d. h. dessen Bemühung, nach Gustav Adolf's eigenen Worten: „Kursachsen zu gefährlichen Tractaten und Friedenshandlungen zu verleiten", vereitelt wurde. Th., der im Frühjahr 1632 den „Egerischen Sauerbrunnen" (das heutige Franzensbad) gebrauchte, kehrte von dort in das

schwedische Hauptquartier zurück. Hier wirkte er nunmehr dahin, Gustav Adolf zu einer Annäherung an Bethlen's Nachfolger in Siebenbürgen, Georg Rakoczi, zu bewegen. Der König ging bereitwillig darauf ein und betraute seinen Gesandten bei der ottomanischen Pforte mit der Eröffnung solcher Verhandlungen, die von Seite Gustav Adolf's und Thurn's durch schriftliche Ausführungen unterstützt wurden. Zur Beschleunigung dieser Angelegenheit ertheilte Jener dem Grafen Th. förmliche „Plenipotenz, eine Conföderation mit dem Fürsten in Siebenbürgen und den Ständen des Königreiches Ungarn zu tractiren".

Die Kriegsereignisse traten störend dazwischen. Th. war auch an ihnen lebhaft betheiligt, so insbesondere vor Nürnberg und bei Lützen. Wie bei Breitenfeld befehligte er hier eine Brigade und wurde, bevor der König fiel, verwundet.

Weder die frische Wunde noch selbst der Tod Gustav Adolf's bestimmten ihn, sich ins Privatleben zurückzuziehen, um endlich auszuruhen. Seine Ausdauer und Spannkraft war von seltener Art. Im Frühjahr 1633 brachte er die Wittwe seines Sohnes mit ihren Kindern nach Pernau in Livland, deren Besitzung. Er widerstand der Versuchung, in ihrer Pflege zu verbleiben — nicht zur Erhöhung seines Nachruhmes. Von seiner Fahne war das Glück gewichen. Entgegen seinem Wunsche wurde er von der schwedischen Heeresleitung mit einer Anzahl Regimenter nach Schlesien beordert, um dort gemeinschaftlich mit Arnim vorzugehen, wol auch, um dessen Schritte gewissermaßen zu beaufsichtigen, da man demselben ebenso mißtraute, wie man von Thurn's bedingungsloser Verläßlichkeit überzeugt war. Als daher Arnim mit den Feinden, d. h. mit Wallenstein, kaum daß die Feindseligkeiten wieder eröffnet waren, Verhandlungen eröffnete, durfte Graf Th. nicht als müßiger Zuschauer bei Seite stehen. Bekanntlich waren die Bemühungen Beider erfolglos. Gleichzeitig aber unterhandelte Th. nach wie vor auch mit Rakoczi, dem gegenüber ihm vom Kanzler Oxenstierna dieselbe Vollmacht wie vom verstorbenen Könige übertragen wurde. Unbekannt war bisher, was Th. nach dieser Richtung versuchte. Er setzte eine Art Bundesacte auf, die, von ihm selbst und elf anderen böhmischen Cavalieren — sämmtlich Exulanten — „nomine Bohemiae regni et incorporatarum provinciarum" unterzeichnet und besiegelt, an Rakoczi adressirt, dem Herzog von Liegnitz mit der Bitte übersendet wurde, dieselbe „dem evangelischen Wesen zum Besten" gleichfalls mit Unterschrift und Siegel zu versehen, um das Schriftstück alsdann sofort seiner Adresse zuführen zu können. „Ich hoffe", schloß diese Einladung, „zu dem frommen Herrn und hülfreichen Gott, es werde die Hilfe von dem Fürsten von Siebenbürgen und Ständen in Hungarn, so schon in Bereitschaft und gemustert, schleunigst erfolgen und eine solche Diversion gemacht werden, daß man dem Feind durch des Höchsten Hilfe und Segen die letzte Oelung ertheilen und nachmalen wieder diesen betrübten Landen der edle Religions- und Prophanfriede zuwege gebracht werden wird." Wir wissen nicht, ob der Herzog dieser verfänglichen Einladung Folge geleistet; sicher ist nur, daß Th. auch dieses Conföderationsproject, wie so manches andere, nicht zu Ende führte. Der gewichtigste Hinderungsgrund, wenigstens auf Seite Thurn's, war offenbar der schwere Schlag, von dem er bei Steinau getroffen wurde (11. October 1633). Die Kriegskunst Wallenstein's, die sich daselbst, nach Arnim's Entfernung, mit der gesammten kaiserlichen Hauptmacht plötzlich gegen den völlig isolirten, zehn Mal schwächeren Th. kehrte, zwang ihn nach kurzem Kampfe, sich und sein ganzes, aus sächsischen, schwedischen und brandenburgischen Regimentern zusammengesetztes Armeecorps auf Gnade und Ungnade zu ergeben (s. A. D. B. XXXVIII, 544). Nach Thurn's Versicherung wäre die Niederlage, die ihn hier traf, ein abgekartetes Spiel zwischen Wallenstein und Arnim ge-

wesen; es hätte Letzterer eben nur zu diesem Zwecke seinen Abzug genommen und zu seiner Rückendeckung überdies Th. genöthigt, einen Theil der Mannschaft bei Liegnitz halten zu lassen. „Der Fürst von Wallenstein war schon neun Meilen Weges von mir gegen Böhmen", rechtfertigt sich Th. „Wer ihm alsdann gerathen, daß er zurück bei Tag und Nacht gezogen, die sächsische Armee verlassen und auf uns sich zu begeben, das ist dem Allmächtigen bekannt, es sollen's die Blinden greifen können." Das war unzweifelhaft eine fälschliche Beschuldigung Arnim's, wie wenig der auch sonst gegen Th. von Schuld freigesprochen werden kann. Im übrigen wurde dem kaiserlichen Herzog-Generalissimus bei seinen offenen und heimlichen Gegnern in Wien und anderwärts nichts so sehr verargt, als daß er, wie dem Todten nachmals vorgeworfen wurde, „den Hauptrebellen, aber doch seinen alten vornehmsten Confidenten, den bei der Steinau gefangenen alten Th., als welcher seine Sachen bei den Schweden negotiirt, . . sammt vielen Anderen mehr, und noch dazu mit einer Verehrung, wiederum losgelassen!"

Noch einmal trat Th., mit ungeschwächtem Eifer, in Action, unmittelbar vor Wallenstein's Ende. Der traurigsten Erfahrungen ungeachtet, stand er, als sich der Friedländer — die zweite, schmähliche Entlassung in den Händen — wieder mit Anerbietungen näherte, sofort auch wieder zur Verfügung. Er glaubte für seinen Theil ohne weiteres der Aufrichtigkeit dieses nothgedrungenen Schrittes und schrieb, wie der von Pilsen flüchtige Wallenstein wünschte, „bittlich und hochbeweglich" an Bernhard von Weimar: „er wolle nicht säumen, sich auf die böhmische Grenze näher zu begeben". Ihm wurde die nach seiner Aeußerung „unerfreuliche" Antwort: „Gott hätte wol andere Mittel, dem allgemeinen Wesen zu helfen, als gleich durch den Fürsten von Wallenstein." Die Egerer Blutthat setzte auch seiner Thätigkeit ein Ziel. Unter dem niederschmetternden Eindruck dieses Ereignisses gab er es auf, das Schicksal ferner auf die Probe zu stellen. Sein Thatendurst war gestillt, seine Rache gekühlt oder erlahmt — Leib und Seele sehnten sich nach Ruhe. (Der Name Th. tritt während des späteren Krieges zwar noch öfter auf, so insbesondere in Regensburg, bei Nördlingen und in Würzburg; der Träger war jedoch nicht unser Heinrich Matthias, sondern dessen Vetter Hans Jakob Graf v. Th., vormals Besitzer von Groß-Niemtschitz in Mähren, seit Jahren aber Exulant und in schwedischen Diensten, gleichwie jener.) Nicht ohne Schwierigkeiten trat Th. die Reise nach Schweden an, wo er am Hofe der Königin Christine ungefähr ein Jahr zubrachte. Während dieser Zeit schrieb er die oben oftерwähnte „Defensionsschrift", sein politisches und militärisches Testament, das er unter dem Titel „Abgenöthigte, doch rechtmäßige und wahrhafte Verantwortung und Ablehnung der Calumnien und Injurien, damit ich hernach Benannter in der ausgegangenen Deduction, welche eine Justification sein soll der Execution, so mit dem Fürsten von Wallenstein vorgangen, ehrenrühriger Weise bin angegriffen worden . .", in Stockholm herausgab. Er kam am 15. August 1636 in Pernau an, wo er die Tochter und die Enkelkinder wohlbehalten und in blühendem Wohlstande antraf. Hier lebte er in stiller Zurückgezogenheit noch wenige Jahre. „Er dankte Gott, daß er ihn aus den Händen seiner Feinde errettet und an einen sicheren Ort gebracht, wo er im Schoße seiner Familie, von Allen geachtet und geehrt, die Wohlthaten dankbarlich betrachten konnte, welche die Krone Schweden seinem Hause bewiesen hatte." Wie immer die Welt sein Thun und Lassen beurtheilen mochte, sich selber sagte er: „Ich habe meinem Vaterlande treulich gedient, wie ein treuer Patriot; das wird Gott erkennen, daß ich Glauben und gut Gewissen behalten, also daß keiner in der Welt mich eines andern bezeihen kann, als daß ich ehrlich und redlich gelebet und nun begehre selig zu sterben." Als die

schwerste Kränkung seines Lebens empfand er sonderbar genug den Vorwurf eines „Hauptrebellen“, den er nicht gelten lassen wollte. Eine Aussöhnung mit seinem Monarchen, gegen den er sich versündigt, blieb noch sein letzter Wunsch. „Sage hiemit der Welt Ade“, schloß er sein Testament, „auch meinem Vaterlande, segne mich mit der jetzigen kaiserlichen und königlichen Majestät mit dieser letzten Bitte: so ich in der erzeugten Injurie in der Sache, die uns Menschen angeboren, der Sachen zu viel gethan und das Ziel überschritten, sie wolle mir solches verzeihen und ja nimmermehr vermeinen, daß ich eigensinniger Weise mich aus den Diensten des hochlöblichen Hauses Oesterreich begeben, sondern gedenken, daß ich — verstoßen worden.“ Er starb nach kurzer Krankheit am 28. Januar 1640, im 73. Lebensjahre, und wurde in der Domkirche zu Reval feierlich beerdigt. Ihn überlebten die Enkel Christian und Heinrich. Sein Wahlspruch lautete: „Libertatem nemo bonus nisi anima sua amittit“ — Nur mit dem Leben giebt der Brave seine Freiheit dahin.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so darf unser Endurtheil vielleicht dahin lauten: Th. war kein unbedeutender Mensch. Unmöglich wäre er sonst lange Jahre hindurch in Böhmen, Mähren und weit darüber hinaus im höchsten Ansehen gestanden; unmöglich hätte er Männer von nicht gewöhnlicher Klugheit und Menschenkenntniß, wie in der Heimath, so auch in Ungarn, Siebenbürgen, Dänemark, Schweden u. s. w. — man denke von ihrer Parteistellung, wie man wolle — ganz für sich einzunehmen vermocht. In Norddeutschland feierte man ihn bis 1620 als „das Schwert des Protestantismus“ und fand er Aufnahme in den Johanniterorden der Ballei Brandenburg. Pietro Gritti, der venetianische Resident am Wiener Hofe, stellte seinem Talent und Charakter (1622) in geradezu überschwänglichen Worten das glänzendste Zeugniß aus. Aber auch Gustav Adolf duldete ihn nicht nur in seiner Nähe, sondern würdigte ihn, wofür urkundliche Belege vorhanden, seines Vertrauens. Hans Ulrich Fürst Eggenberg, einer seiner zahllosen Gegner, der soweit ging, ihn mit „Banditen“ auf die gleiche Stufe zu stellen, konnte doch nicht leugnen, daß er „ein sehr tapferer und kluger Soldat“ sei. Franz Christoph Khevenhiller, der Annalist, sein Todfeind, mußte gestehen, er war „ein Herr von großen Intraden, liberal, schenkte viel weg und ward vom Volke sehr geliebt“. Seine Leidenschaft waren diplomatische Geschäfte, und doch fehlte ihm zum Diplomaten so ziemlich Alles. Ihm war die Sprache nicht gegeben, seine Gedanken zu verbergen — beileibe nicht. Dagegen muß ein Unparteiischer seiner militärischen Begabung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, solange ihm in seiner vollen Manneskraft ein selbstständiges Commando anvertraut war (für die nicht wenigen Fehler, Begehungs- und Unterlassungssünden seines Vorgesetzten Anhalt oder des Prager Directoriums bleibt er unverantwortlich), manche, z. Th. bedeutsame Einzelnerfolge aufzuweisen hatte und sich z. B. einem Dampierre, ja selbst einem Buquoy gegenüber als Taktiker und Stratege durchaus ebenbürtig zeigte. Moderne Schriftsteller gewöhnten sich, von ihm geringschätzig zu sprechen. Doch älteren, gewissenhaften Forschern erscheint er auf Grund umfassender, quellenmäßiger Studien unter vielen, sehr vielen seiner Zeitgenossen als „der ritterliche, glaubensfreudige Th., der Einzige vielleicht, der es mit der Sache ehrlich meinte, dem es recht vom Herzen ging“. Für ihn — das bestätigen seine zahlreichen Briefe und Denkschriften beinahe Zeile um Zeile — für ihn war der Krieg, den er führte, in dieses Wortes ganzer Bedeutung ein Religionskrieg. Sein Thun und Lassen war vom Anfang bis zum Ende von einem höheren Gedanken beseelt, wodurch allein schon seine Individualität über die meisten Mitstrebenden thurmhoch emporgehoben wird. Mehr Gemüths- als Verstandesmensch, war er ein Idealist, doch kein Phantast, wenigstens nicht in seinen guten Tagen. Gewiß auch kein

schöpferischer, „großer“ Mann, wurde er vom Geschick vor eine übergroße Aufgabe gestellt. Das war sein Unglück.

Nach Urkunden der kaiserl. Archive in Wien, des Gubernial-Archivs in Prag und des königl. Hauptstaatsarchivs in Dresden. — Vgl. insbesondere Fr. Chr. Khevenhiller, Conterfet II, 184 sq. — Friedr. Conrad Gadebusch, Von dem Grafen Heinrich Matthias v. Thurn und seinen Nachkommen. (Versuche in der livländischen Geschichtskunde und Rechtsgelehrsamkeit, 1. Bd., 2. Stück, 1779.) — Carl Aug. Müller, Fünf Bücher vom Böhmischen Kriege I (1841). — J. Fiedler, Correspondenz des Pfalzgrafen Friedrich V. und seiner Gemahlin mit H. M. Thurn (1864). — A. Gindely, Rudolph II. und seine Zeit (1863—65). — Chr. v. Stramberg, Rheinischer Antiquarius, III. Abth., 13. Bd. (1867). — Christian d'Elvert, Beiträge zur Geschichte der Rebellion, Reformation ꝛc. (1867 fg.) — A. Gindely, Geschichte des dreißigjährigen Krieges (1869 fg.). — J. Krebs, Die Schlacht am Weißen Berge (1879). — H. Hallwich, H. M. Thurn als Zeuge im Proceß Wallenstein (1883). — H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Graf H. M. Thurn in Diensten der Republik Venedig (1885). — E. Hildebrand, Wallenstein und seine Vereinbarungen mit den Schweden (1885).

Hallwich.

Tiarks*): Johann Ludwig T., geboren zu Waddewarden in der Herrschaft Jever am 10. Mai 1789, † zu Jever am 1. Mai 1837, war der Sohn des zweiten Predigers in Waddewarden, Johann Gerhard T., der im J. 1792 zum Conrector an der Provinzialschule zu Jever ernannt wurde. Diese Anstalt besuchte der junge T.; schon früh betrieb er neben den alten auch die neueren Sprachen mit unermüdetem Fleiß, namentlich aber legte er sich mit solchem Eifer auf die Mathematik, daß er bereits in seinem dreizehnten Jahre mit der Analyse der unendlichen Größen sich beschäftigte. Mit 17 Jahren (Michaelis 1806) bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Nach einem Jahre (Michaelis 1807) stellte er dieses Studium zurück und widmete sich seinen Lieblingsfächern, der Mathematik, Physik und Mineralogie, in denen Thibaut, Gauß, Harding und Stromeyer seine Lehrer waren. Am Schlusse des Jahres 1808 wurde er zum Doctor der Philosophie promovirt. Häusliche Verhältnisse traten seinem Plan, der akademischen Laufbahn zu folgen, hindernd entgegen, veranlaßten ihn vielmehr, eine ihm von Gauß angetragene Hauslehrerstelle in Hamburg anzunehmen, die, wenngleich sie anfänglich seinen Neigungen wenig zusagte, ihm den Vortheil bot, angenehme und seine allgemeine Ausbildung fördernde Verbindungen anzuknüpfen. Die infolge der Vereinigung seines Heimathländchens Jever mit dem französischen Kaiserreiche (10. Juli 1810) eintretende Conscription bewog ihn, Deutschland zu verlassen und sich nach England zu begeben, ein Schritt, der ihm die Möglichkeit entzog, eine ihm angetragene Professur der Physik in Marburg anzunehmen. In London war T. anfänglich nur als Lehrer thätig, erhielt aber bald die Stelle eines Unterbibliothekars bei dem Erdumsegler Sir Joseph Banks, der er bis zum Jahre 1816 vorstand. Nach einem Besuche in Deutschland wurde er auf den Vorschlag von Banks von der englischen Regierung zum Astronomen bei der englisch-nordamerikanischen Grenzcommission ernannt, welche nach den Bestimmungen des Friedens zu Gent vom 24. December 1814 über einige streitige Grenzpunkte entscheiden sollte. Die Aufgabe der Astronomen bestand wesentlich darin, den 45. Grad nördlicher Breite von St. Regis am St. Lorenzstrom bis zum Champlainsee und von dort bis zum Connecticut, sowie die Wasserscheide zwischen

*) Zu Bd. XXXVIII, 240.

dem Gebiete des St. Lorenzstroms und den zu den Baien des atlantischen Oceans in östlicher und südlicher Richtung strömenden Gewässern zu ermitteln. Im Juni 1817 begab sich T. über Halifax und Newyork nach dem Schauplatz der ihn erwartenden Aufgaben, wo er theils allein, theils in Verbindung mit dem amerikanischen Astronomen, seinem Freunde Haßler, einem gebornen Schweizer, der später durch Ellicot ersetzt wurde, theils endlich in Gesellschaft der Grenzcommission seine Messungen und Beobachtungen auszuführen hatte. Die Arbeiten erforderten einen häufigen Wechsel des Standorts; die zum Theil noch unwirthlichen canadischen Districte südlich des St. Lorenzstroms und die nördlichen Bezirke der Staaten Newyork, Vermont und New-Hampshire mußten durchzogen werden; in St. Regis, Williamsburg und Cornwall, am Champlainsee, in Burlington, am Memphramagogsee wurden längere Aufenthalte genommen. Den Winter 1817/18 brachte T. in Montreal, den Winter 1818/19 in Newyork zu. Gegen Ende 1819 machte er einen Besuch in London und in Jever; aber schon im Juni 1820 war er wieder am Connecticut thätig, dessen Quelle er erforschte, machte einen Abstecher nach Quebeck, ging dann über Portland nochmals an den Connecticut bis nach Stewardstown und besuchte die östlichen Häfen Lübeck und Eastport in Maine. Das Jahr 1821 verlebte er in Newyork und England, um die Resultate seiner Untersuchungen mit den Commissaren zu erörtern, und ging im Herbst nach Jever, wo er sich mit einer Tochter des Arztes Toel verheirathete. Aber schon im J. 1822 veranlaßte das Längenbureau (board of longitude) in London die Admiralität, T. mit der Bestimmung der Länge verschiedener Orte durch Chronometer-Beobachtungen zu beauftragen. Im Sommer 1822 bestimmte er an Bord der Fregatte „Owen Glandower“ den Längenunterschied zwischen Greenwich und Madeira, im Sommer 1823 führte er an Bord der Fregatte „Seringapatam“ ähnliche Beobachtungen zwischen Dover, Portsmouth und Falmouth aus, und im J. 1824 befuhr er in Begleitung von Sir Humphry Davy auf dem Dampfboot „Komet“ die Nordsee und das Kattegat, um die englischen Längenbestimmungen mit denen der hannoverisch-dänischen Gradmessung zu verbinden. Nach Erledigung dieser Arbeiten verweilte T. wieder in Jever und erhielt dann im J. 1825 den Auftrag, den nordwestlichsten Punkt des Wäldersees (Sea of the woods) zu bestimmen, dessen Lage über den Besitz eines Bezirks zwischen dem Winipegsee und dem Obern See entscheiden sollte. Von dieser mit den größten Beschwerden verbundenen Reise kehrte er im J. 1826 zurück, arbeitete in England, bis im J. 1830 der nordamerikanische Grenzstreit der schiedsrichterlichen Entscheidung des Königs der Niederlande überwiesen wurde, und begab sich dann nach dem Haag, um dort die etwa nöthigen Aufklärungen zu geben. In Holland blieb er ein Jahr, stattete in England der Regierung Bericht ab und ging endlich nach Jever zurück (1832), wo er, fortwährend zur Disposition der englischen Regierung, nach einem längeren Aufenthalt am Rhein, dauernd sich niederließ und von wo er England nur noch ein Mal im J. 1834 besuchte. Infolge eines Schlagflusses starb er am 1. Mai 1837. — T. hat zahlreiche Abhandlungen verfaßt, die in englischer Sprache geschrieben und in englischen Zeitschriften (den Philosophical Transactions, den Transactions of the astronomical society, dem Philosophical Magazin u. a.) gedruckt sind; abgesehen von den über die in den Jahren 1822/24 ausgeführten Längenmessungen erstatteten Berichten, über welche in den unten zu erwähnenden biographischen Mittheilungen Nachweisungen gegeben sind, ist nur eine Abhandlung besonders erschienen: „Tables for easely determining the arbitration of exchanges between London and the principal commercial towns of Europe“ (London 1817). Seine Arbeiten über die amerikanische Grenzfrage sind in einem gedruckten, aber nicht veröffentlichten Werke von fünf Bänden enthalten. — Mit den ausgezeich-

netsten Gelehrten Englands und Amerikas stand T. in lebhaftem wissenschaftlichen Verkehr, mit Bessel, Gauß, Harding, Olbers, Schumacher und anderen deutschen Gelehrten in ununterbrochenem Briefwechsel. Von der königlichen Societät in London war er bereits im J. 1825 zum Mitglied erwählt worden.

Biographisches über T. findet sich im Londoner Athenaeum von 1837, Nr. 499 (von James Hudson, Secretär der kgl. Societät), in den Oldenburgischen Blättern von 1837, Nr. 48, 49 und von 1838, Nr. 42, 43.

Mutzenbecher.

Tiefenbach *): Rudolf Freiherr v. T. (nach eigenhändiger Fertigung: „Tieffenpach", auch „Teiffenpach" und „Teuffenpach"), kaiserlicher Feldmarschall, geboren 1582, † 1653. Ein Bauernhof in Steiermark, beim Pfarrort Tiefenbach (auch Teufenbach) im Brucker Kreise gelegen, gilt als Stammsitz der Herren v. T. Von hier erwarben sie bereits im 14. Jahrhundert mehrere Lehen der Landesfürsten, der Salzburger Bischöfe, wie derer v. Sekkau u. s. w., darunter ein Gut Mayerhoffen, das der Hauptlinie dieser frühzeitig vielverzweigten Familie den Namen gab. Eine (noch ungedruckte) Urkunde Kaiser Karl's V. vom 14. Oct. 1547 erwähnt in sehr anerkennenden Worten der vielen „angenehmen, getreuen, redlichen und willigen Dienste", welche die v. T. überhaupt und die Brüder Franz, Erasmus, Balthasar, Bernhard, Christoph und Joachim v. T. insbesondere dem Hause Oesterreich „als derselben gehorsame Landleute und Unterthanen des Fürstenthums Steier je und allewege geleistet"; sie erinnert namentlich an deren „Urahn" Tristram v. T., der als Geheimrath weiland des Erzherzogs und nachmaligen Kaisers Friedrich (III.) demselben „die Reise gen Jerusalem zu dem heiligen Grabe thun und vollbringen helfen"; mit größtem Nachdruck aber gedenkt sie „der redlichen und ritterlichen Thaten und stattlichen getreuen Dienste", die ihm, dem Kaiser selbst, der genannte Franz v. T. erwiesen, zunächst auf dessen Zuge „in Barbaria in Eroberung der Galathea (Goletta's) und Einnehmung der Stadt Thumis (Tunis)", alsdann wider Frankreich in der Provence und in Italien, endlich „in etlichen vielen Zügen wider unseres christlichen Glaubens und Namens Erbfeind, den Türken", wobei er jederzeit „als ein ehrlicher, redlicher Kriegsmann von Adel sich vor Anderen ehrlich und redlich gehalten; wie denn gleichfalls seine Gebrüder in Unseren Diensten als getreue Unterthanen sich auch haben gebrauchen lassen und darob ihrer drei, nämlich der Eine in Barbaria, der Andere in Italia und der Dritte von den Türken umkommen" — weshalb die Ueberlebenden mit jener Urkunde in den erblichen Freiherrenstand erhoben wurden. Andreas v. T. auf Mayerhoffen zeichnete sich durch außergewöhnliche Verwendbarkeit in friedlichen Geschäften aus und bekleidete unter Friedrich III. die Stelle eines Landesverwesers in Steiermark. Entschieden die hervorragendste Persönlichkeit des Namens T. war Christoph v. T., Andreas' Sohn. Von Jugend auf zum Kriegsdienste erzogen, verbrachte er den größten Theil seines Lebens beim Heere, wurde aber nicht selten auch zu verschiedenen schwierigen Gesandtschaften verwendet. Maximilian II. schlug ihn zum Ritter. In seinem Auftrage schloß er nach Soliman's Tode seinen achtjährigen Frieden mit der Pforte (1568). Zwei Jahre später übernahm er an Stelle Jakob Raminger's den ebenso wichtigen wie gefährlichen Posten eines Obercommandanten von Szatmar und „den zugethanen Grenzen enhalb der Theißa". In einer ganzen Reihe blutiger, siegreicher Gefechte und Schlachten unter den Generalen Hanns Rueber und Ferdinand Graf Nagarol gab er Beweise einer seltenen Umsicht und Tapferkeit. Gleichzeitig unterstützte er mit bestem Erfolge die Bemühungen Niklas Salm's

*) Zu Bd. XXXVIII, S. 286.

und Franz v. Roggendorf's zur Reformirung des arg darniederliegenden Finanzwesens in Ungarn. Ein (gleichfalls bisher unbekanntes) kaiserliches Diplom vom 20. März, bezw. 26. October 1579 verlieh auch Christoph und dessen Brüdern Gabriel, David, Isaak und Jakob, sowie deren Vetter Servaz v. T. den Reichsfreiherrenstand. Durch Kauf des Gutes Dürnholz (1583) erwarb er sich die Landsmannschaft in Mähren. Die schwierigste Mission erhielt Christoph, als er im J. 1587 zum Mitgliede der Gesandtschaft ernannt wurde, welche für Erzherzog Maximilian um die polnische Krone werben sollte. Es war nicht sein Verschulden, daß dieses Unternehmen ein unglückliches Ende nahm; seine besonnenen, klugen Rathschläge wurden nicht befolgt. Er wohnte im August 1588 der Versammlung der Erzherzöge in Prag bei, deren Zweck es war, die Freilassung des in Gefangenschaft gerathenen Thronbewerbers zu erwirken. Als damals Nagarol sich ins Privatleben zurückzog, verstand es sich von selbst, daß Christoph T. als „General-Feldobrist in Ober-Ungarn" im Range eines Feldmarschalls an dessen Stelle trat. Die Einnahme der Festungen Fülen, Kekkö und Hollokö und ein entscheidender Sieg in der Ebene von Keresztes (1596) waren in dieser Stellung seine glänzenden Waffenthaten. Er starb zu Prag im Monate October 1598 mit Hinterlassung dreier Söhne: Rudolf, Siegmund und Friedrich. Ein hochangesehener Name war ihr Erbe und verhieß ihnen in der vielbewegten Zeit, der sie entgegengingen, eine reiche, schöne Zukunft.

Rudolf v. T., der älteste, hatte gleich seinen Brüdern eine gründliche — protestantische — Erziehung erhalten, die er durch größere Reisen zu vollenden suchte. Es geschieht ihm bitteres Unrecht, wenn er, obgleich nur als ein Opfer poetischer Licenz („Die Piccolomini", IV. Aufzug, 6. Auftritt), zu den Analphabeten gerechnet wird. Von unterrichteter Seite wird vielmehr behauptet, und seine noch vorhandene Correspondenz bestätigt dies, daß er sich von Jugend auf nicht nur „aller adel- und ritterlichen Tugenden", sondern auch in Wort und Schrift „unterschiedlicher Sprachen beflissen". Ein siebzehnjähriger Jüngling begab er sich nach Frankreich, um von dort aus mit dem Heere König Heinrich's IV. einen Feldzug nach Savoyen zu bestehen, dann aber nach Paris zurückzukehren, daselbst die höfische Sitte kennen zu lernen. Nach einem weiteren Aufenthalt in England und Schottland ging er nach Dänemark, Schweden und Norwegen und bereiste hierauf von Danzig aus Deutschland und Oesterreich, als ihn Erzherzog Matthias in seine Dienste nahm. Mit ihm betrat er den ungarischen Boden, den Hauptschauplatz der Thätigkeit seines Vaters. Auch er legte dort seine Kriegsschule zurück. Als Fähnrich im Regiment Seyfried von Kollonicz begann er die Laufbahn; sein erstes Auftreten war vielversprechend: nach kurzer Zeit bestellte ihn Hanns Christoph v. Puechheim zu seinem Rittmeister. Als solcher focht er unter dem Oberbefehle Georg Basta's gegen Stephan Bocskai, nicht ohne Bravour. Nach dem Friedensschlusse von Zsitvatorok (1606) in der mährischen Heimath wieder angelangt, empfing er vom Kaiser das Patent eines Reiterobersten über 500 Pferde. Er vertauschte es bei der Regelung des Landesdefensionswesens in Mähren mit der Stellung eines ständischen Obristen über zwei Infanterieregimenter, die er vier Jahre lang innehatte, ohne daß ihm hierin eine Gelegenheit zur Auszeichnung geboten worden wäre. Aus dieser ganzen Zeit ist nur etwa seine Betheiligung an der Bekämpfung des sogen. Passauer Kriegsvolkes in Prag (1611) erwähnenswerth. Im Bruderzwiste zwischen Kaiser Rudolf II. und König Matthias stand er auf Seite des Königs. Mit Freuden folgte er darum nach Rudolf's Abgang dem Rufe des neuen Kaisers, dessen Krönung in Frankfurt er beiwohnte. Zum Hofkriegsrathe, Kämmerer und Obersten über ein Regiment von 3000 Mann ernannt, wurde er bald darauf (1613) als „Kreis-Obrist jenseits der Donau" mit der Bestallung eines „Obristen

zu Neuhäusl und den Bergstädten" nach Ungarn gesandt, welchen Posten er zur vollen Zufriedenheit des Monarchen bis zum Jahre 1618 behauptete. Umfassende, starke Befestigungen, die er anlegte, ließen Neuhäusl künftig als nachgerade uneinnehmbar erscheinen.

Da kam der „Böhmische Krieg". T., obgleich Protestant, trug kein Bedenken, sich der kaiserlichen Fahne anzuschließen, der er unerschütterlich treu blieb. An dem ersten größeren Gefechte dieses Krieges, bei Lomnitz (9. Novbr. 1618), war auch er hervorragend betheiligt. Die Brüder Siegmund und Friedrich standen mit gleicher Beharrlichkeit im gegnerischen Lager. Besonders letzterer betrieb mit dem größten Eifer den Anschluß der mährischen Stände an die böhmische Sache und bekämpfte nach Matthias' Tode die Thronfolge Ferdinand's auf das entschiedenste. Bei Aufstellung eines mährisch-ständischen Heeres trat er an dessen Spitze. Dagegen hatte Matthias wenige Tage vor seinem Ende (am 10. März 1619), zu dem unvermeidlich gewordenen Kriege energisch rüstend, seinem Heerführer Buquoy zwei Generale beigegeben: Maximilian v. Liechtenstein und Rudolf v. T., jenen als „Obristen Feldwachtmeister über alles Kriegsvolk zu Roß", diesen als solchen „über alles Kriegsvolk zu Fuß" (d. h. zu General-Wachtmeistern). Vom selben Tage datirt die Errichtung eines neuen, unter anderem Namen noch derzeit bestehenden Infanterieregimentes v. T., des ältesten der heutigen österreichischen Armee. Die Kämpfe der Kaiserlichen gegen die Böhmen und Mährer waren bekanntermaßen anfänglich nicht vom Glück begünstigt. T. befand sich während des Sommers 1619, als die Wagschale zu Gunsten Buquoy's zu sinken schien, an der Seite seines Oberfeldherrn im südlichen Böhmen. Die von Oberungarn aus durch Bethlen Gabor eingeleiteten feindlichen Bewegungen verschafften unserem Helden sein erstes selbständiges Commando. Erzherzog Leopold, landesfürstlicher Gubernator der vorder- und oberösterreichischen Länder, vom Palatin Eszterhazy um Hülfe angerufen, betraute (9. October 1619) T. mit der Führung eines gegen Ungarn zu entsendenden Succurses. Mit zweitausend deutschen Söldnern brach er eilig gegen Preßburg auf, die dort befindliche ungarische Krone in Gewahrsam zu bringen. Die Expedition schlug gänzlich fehl. Er vermochte nicht, den Einlaß in das Schloß oder auch nur in die Stadt zu erzwingen, und wurde in der Vorstadt nächtlicherweile von Bethlen unversehens überfallen (14. October), wobei trotz heftiger Gegenwehr, die Seinen größtentheils ihren Tod fanden. Mit knapper Noth entkam er auf das rechte Donauufer bis Bruck, nachdem er seine Geschütze im Strom versenkt hatte. Preßburg und die Krone von Ungarn wurden eine Beute des Siebenbürgers.

Der Sommer 1620 brachte bekanntlich infolge des Erscheinens einer ligistischen Armee auf dem Kriegsschauplatze eine entschiedene Wendung zum Besseren. T. führte sein bedeutend geschwächtes Regiment dem kaiserlichen Heere bei Znaim zu, von wo aus Buquoy seine Operationen leitete. Man kennt den Ausgang dieses Feldzuges. Während des Marsches gegen Prag an die Grenze detachirt, nahm T. die Stadt Winterberg und besetzte er die Wallerner Schanze. In der Weißenberger Schlacht übertrug der verwundete Buquoy unserem T. auf dessen Bitte das Commando über das erste Treffen der Kaiserlichen, denen die Schlachtordnung den rechten Flügel der Aufstellung der katholischen Streitmacht angewiesen hatte. Ihm galt der erste feindliche Anfall. Seine wallonische Reiterei wurde ins Schwanken gebracht; die Verwirrung pflanzte sich schon auf das Fußvolk fort, als T. den Grafen Helfried v. Meggau zur Unterstützung sandte und nach hartem Kampfe — Graf Meggau fiel — den Feind zum Weichen brachte. Tiefenbach's Haltung trug wesentlich zum Siege bei. Maximilian von Baiern nennt unter denen, welche in der Schlacht sich vor Allen ausgezeichnet hätten,

in erster Linie den General-Wachtmeister T. Um so empfindlicher war das Strafgericht, das über Rudolf's Brüder hereinbrach. Siegmund und Friedrich wurden ihres Lebens und ihrer Güter für verlustig erklärt. Ersteren, einen Tochtermann des vormaligen, dem Kaiser treu gebliebenen mährischen Landeshauptmanns Karl v. Zierotin, rettete die Fürbitte desselben vor dem Verderben. (Er starb nach jahrelanger völliger Zurückgezogenheit im J. 1637 ohne Erben.) Dagegen büßte Friedrich — der einzige der mährischen „Rebellen“ — mit dem Leben. Er ward am 27. Mai 1621 in Innsbruck hingerichtet.

Noch im December 1620 marschirte Rudolf T. mit einem Armeecorps nach Mähren, wo er Iglau zur Uebergabe zwang und sich lebhaft an der weiteren Unterwerfung des Landes betheiligte. Damals erhielt er Amt und Würde eines kaiserlichen Land- und Haus-Zeugmeisters. Im nächsten Jahre finden wir ihn mit Buquoy wieder in Ungarn. Er brachte gewichtige kaiserliche Vollmachten mit sich; zunächst die eine, die Rebellen im Lande durch gütliche Unterhandlungen zum Gehorsam zurückzuführen; dann aber auch die weitergehende, nach seinem Ermessen die Güter der Anhänger Bethlen Gabor's zu confisciren und mit denselben die Getreuen des Kaisers zu beschenken. Ob er Gelegenheit fand, von dieser letzteren Vollmacht Gebrauch zu machen, wird nicht berichtet. An Bemühungen in ersterer Richtung ließ er es sicher nicht fehlen. Die Waffen ruhten aber deshalb nicht. Durch die Eroberung des Schlosses Theben gewann er einen festen Stützpunkt, von dem aus eine Anzahl seither an Bethlen verloren gegangener Städte und Plätze zurückgewonnen werden konnte, unter ihnen vor Allem Tyrnau und Preßburg, nach deren Einnahme die Belagerung von Neuhäusl versucht wurde. Hier, vor dem ihm wohlbekannten Neuhäusl, war T. Augenzeuge der schmählichen Niedermetzelung Buquoy's (10. Juli 1621). An dessen Stelle übernahm er die Führung der unzufriedenen kaiserl. Truppen. Ihm wollten aber „die Wallonen nicht recht gehorsamen“. Drei Regimenter kündigten förmlich den Gehorsam. Da nahm T. Veranlassung, von seiner außergewöhnlichen Unerschrockenheit eine effectvolle Probe abzulegen. Auf die Nachricht, daß sich die Meuterer in hellen Haufen zusammengerottet, eilte er unverweilt herbei, rief nach dem Rädelsführer, griff den Zögernden mit eigener Hand inmitten seiner Rotten, schleifte ihn in den Ring, der sich gebildet hatte, schoß ihn vor Aller Augen ohne weiteres nieder und trieb die Anderen, die Miene machten, sich zur Wehr zu setzen, mit gezücktem Degen in die Flucht. In der Verblüffung der Massen wurden auf sein Geheiß sofort auch die übrigen Häupter des Aufruhrs ausgeliefert und an Ort und Stelle im Angesichte des ganzen Heeres abgeurtheilt und enthauptet. Das wirkte. Ein „Dankbriefel“ des Kaisers lohnte T. Eine Soldzahlung von Wien her schaffte endlich wieder vollständige Ordnung.

Nun konnte T. daran denken, einige Früchte seiner Arbeit zu ernten. Er kaufte im nächsten Jahre um den Preis seiner „Kriegsforderung“ an den Kaiser — „mit Zuschlag einer Gnade“ — die confiscirten Güter Zistersdorf, Dürnkrüt, Ebenthal und Höflein in Niederösterreich, später auch die Herrschaft Angern und das Dorf Neubau daselbst. Die karge Muße, die ihm vergönnt war, nützte er bestmöglich zu wirthschaftlichen Zwecken. Im J. 1623 trat er zur großen Freude des Kaisers zur katholischen Kirche über. „Ich wollte Euch Eueren Kopf küssen, wenn ich bei Euch wäre“, schrieb ihm aus diesem Anlasse Ferdinand II. aus Prag eigenhändig. Noch im Herbst desselben Jahres mußte T. wieder ins Feld. Bethlen Gabor war mit 50 000 Mann abermals in Oberungarn eingebrochen, eroberte eine der „Bergstädte“ nach der anderen und erschien am 5. October bereits vor Tyrnau. Die Bürger, auf Entsatz vertrauend, leisteten

Widerstand. Der Entsatz traf ein, geführt von T. Mit wenig mehr als 2000 Mann hatte T. die Tollkühnheit, sich einem mehr als zwanzigfach überlegenen Feinde entgegenzuwerfen. Er wurde, wie nicht anders zu erwarten, überwältigt. Im Kirchhofe von Bogdanoc, einem Dorfe nächst Tyrnau, fiel nach herzhaftem Kampfe der größte Theil seiner Leute, der Rest wurde gefangen genommen. Mit Noth entrann T. einem gleichen Schicksal. Während eine kleine, eilig zusammengeraffte Truppenmacht unter dem Befehle des unfähigen Hieronymus Caraffa de Montenegro und des kurz zuvor zum Fürsten von Friedland erhobenen Generalwachtmeisters Albrecht von Wallenstein in Göding an der ungarischen Grenze Bethlen Gabor die Stirne bot, war T. in Mähren mit neuen Werbungen beschäftigt, die jedoch, da die Feindseligkeiten schon im November eingestellt wurden, keinen größeren Erfolg hatten. Im J. 1624 (19. August) verlieh ihm der Kaiser in zwei gesonderten Diplomen das Prädicat „Hoch- und Wohlgeboren" und den Titel eines kaiserlichen Pfalz- und Hofgrafen (comes palatinus).

Als Wallenstein, das neuernannte „Generalcapo" der kaiserlichen Armee, im Frühjahr 1625 an die Schaffung dieser Armee ging, war T. der Ersten einer, der ihm ein wiederum vollzähliges, wohlgerüstetes Regiment zuschickte, das jedoch T. selbst vorerst nicht begleitete. Hatte sich doch Wallenstein ausdrücklich bedungen, daß außer ihm bis auf weiteres keinerlei „Generalspersonen" bestellt werden; wie der bisherige General der Cavallerie Marradas und Feldzeugmeister Liechtenstein verschmähte es daher auch T., der Generalwachtmeister und Land- und Hauszeugmeister, als einfacher Oberst dem Heere zu folgen. Nichtsdestoweniger leistete das Regiment T. dem Friedländer „im Reiche" gute Dienste. Durch einen Flankenangriff trug Johann Wangler d. Ae., der Oberstlieutenant des Regimentes T., viel zur Entscheidung der Schlacht am Dessauer Brückenkopfe bei (25. April 1626) und wurde hiefür nicht bloß vom Feldherrn, auch durch ein kaiserliches Handschreiben ausgezeichnet. T. aber empfing unterm 19. October 1626 die Bestallung als Generalfeldzeugmeister oder, wie der technische Ausdruck lautete, als „Obrist-Zeugmeister über alle Ihrer Majestät Königreiche und Länder". Nun war er wieder eine „Generalsperson" und in der Lage, sich beim Heere zu zeigen. Von da an war er häufig in der Nähe Wallenstein's. In dessen Begleitung erlitt sein Fußvolk bei einem Sturme auf Stralsund schwere Verluste; dagegen focht es bei Wolgast (22. August 1628) abermals mit ausschlaggebendem Erfolge. Als es sich im nächsten Jahre darum handelte, mit einem Theile der Friedländischen Armee eine Diversion nach Ungarn auszuführen, sprach der Kaiser seinem Generalissimus gegenüber den Wunsch aus, T. mit dieser Aufgabe zu betrauen und ihn zum Feldmarschall zu ernennen. Wallenstein war hiezu bereit, doch machte T. Schwierigkeiten. Das Land Ungarn hatte, wie es scheint, nichts Verlockendes mehr für ihn. „Der Herr Bruder", schrieb Jener an Collalto, „wird sehen, was mir der Herr v. Questenberg wegen des v. T. schreibt. Nun hab ich mich Ihrer Majestät gnädigstem Willen nach accommodiren und ihn gegen Ungarn gebrauchen (wollen); so will er selbst nicht. Ich glaube, er sieht's, daß ihm schwer fallen sollte, solches Werk zu führen". An einer anderen Stelle meinte Wallenstein: „Ich bezeug's mit Gott, daß ich wegen Freundschaft den v. T. gern hätte accommodirt, aber aus diesem Schreiben sehe ich, daß der gute Cavalière selbst nicht weiß, was er haben will." Die Meinung des Schreibers von der Qualität Tiefenbach's war, wie man sieht, keine besonders hohe. Bei aller hervorragenden Tapferkeit, ja Verwegenheit im Kampfe war derselbe in der That, wie die Erfahrung lehrte und noch mehr die Zukunft zeigen sollte, für eine eigentliche Heerführung keineswegs in höherem Grade geeignet. Dafür entwickelte sich bei ihm ein gewisser religiöser, richtiger

vielleicht: confessioneller Eifer. Auf seinen Gütern führte er die katholische Gegenreformation mit Strenge durch. Vom päpstlichen Nuntius Caraffa erwirkte er sich die Erlaubniß, in seinem Hause oder an anderen beliebigen Orten die Messe zu hören; ebenso, ketzerische Bücher — allerdings „zur Widerlegung der in ihnen enthaltenen Irrthümer“ — zu lesen und zu behalten. Im September 1629 ließ er sich vom Kaiser einen Geleitsbrief ausstellen für eine Wallfahrtsreise nach Loretto u. s. w.

Der Marschallsstab, welcher T. bereits damals zugedacht war, stand ihm wieder in Aussicht, als nach Wallenstein's Entfernung von der Heeresleitung durch das Hinscheiden des Grafen Rambold Collalto († 18. November 1630) die Befehlshaberstelle über die von Letzterem in Oberitalien commandirten Truppen erledigt war. Die bald darauf erfolgte Beendigung des Mantuaner Krieges ließ auch diese Absicht nicht zur Durchführung kommen. Erst mit Bestallung vom 15. Februar 1631 wurde T. Feldmarschall. Damit war gleichzeitig das im Augenblick vielleicht wichtigste Commando, das in Schlesien, verbunden. Hier wie irgendwo konnte und mußte T. beweisen, was er vermochte. Zur Vertheidigung des Landes — es war von keinem Geringeren als König Gustav Adolf stark bedroht — standen jedoch zunächst nicht mehr als zehn bis zwölf Regimenter zur Verfügung. Als sich die schwedische Hauptmacht gegen T. wandte, nahm er eine feste Stellung in Frankfurt a. d. O. Vergebens harrte er einer Weisung von Seite seines Höchstcommandirenden, des weit entfernten Grafen Tilly. „Andere mögen wol für capriciosi gehalten werden“, äußerte sich T. (am 12. April) gegen seinen Vertrauten Questenberg, „aber des alten Tilly capricie sind ärger als keine anderen. Wegen Magdeburg's setzt er alle des Kaisers Königreiche und Lande in Compromiß und führet viele ehrliche Leute in große Ungelegenheit.... Für diesen Undienst hat Herr Tilly schlechten Dank um Ihre kaiserliche Majestät verdient“. Man weiß, unter welchen außergewöhnlichen Umständen nach kurzem, blutigen Kampfe schon am nächsten Tage Frankfurt in Gustav Adolf's Hände fiel. „Dieses ist übel genug vorüber“, schrieb T. drei Tage später seinem Freunde; „Herr Tilly muß wissen, warum er dies Volk also ohne einzige Ordinanz, Fürsorge und Hilfe gelassen... Unser Volk ist ganz ausgemärgelt, matt und verdrossen, derzeit von Muth und Herz kommen und gewiß dessen Noth größer, als geklagt werden kann.“ Aus Guben wurde gleichzeitig über den Fall von Frankfurt berichtet: „Was die Königlichen in der Stadt angetroffen, haben sie niedergehauen, kein Quartier geben... Wo der neue Feldmarschall hin kommen, weiß Niemand; weil aber auf einer Schalen viel vornehme Offizier über die Oder setzen wollen, dieselben mitten auf dem Wasser untergangen, hält man dafür, daß er unter solchem Volke gewesen sein möchte.“ Tiefenbach's eiliger Rückzug ging auf Großglogau. „Der v. T. schreibt mir“, meldete Questenberg an Wallenstein, „daß er jetzt in der gegenwärtigen Gefahr und Noth appråhendire, daß Eure Fürstl. Gnaden daran Recht gethan, daß Sie der Werbungen wegen vom Hofe nicht wollten dependiren oder Ihro lassen Ordinanz geben. Der Fehler ist groß, daß Tilly nach Magdeburg gezogen und läßt Alles in so schlechter Bestallung und übler Disposition, darüber denn Frankfurt so liederlich verloren und wir um unser Volk kommen“.

Wochenlang variiren die Schreiben Tiefenbach's nur dasselbe Thema: „Das Volk ist alles so verzagt, daß es ein Schand und Spott ist... Viel Knechte haben ihre Musketen zerschlagen, damit sie nicht fechten dürfen. Ich habe wol all mein Tage keine solche Verwirrung nicht gesehen als diese, so bei Befehlshabern als gemeinen Soldaten. Der Hunger nimmt auch zu, so bei Mann als Roß; die Reiter müssen oft zu Fuß gehen und die Pferde vor ihnen hertreiben. In Summa: es ist Alles auf das Aergste bestellt. Kommt der Graf Tilly

nicht bald mit dem Succurs, so besorge ich, sobald das Volk was von des Feindes Herwärtsziehen vernehmen thäte, so reist es selbst aus. An meinem fleißigen Anordnen und Mahnen soll es nicht erwinden — helf' was helfen kann!" — „Zu Abwendung androhender Gefahr" beeilte er sich, eine Anzahl Reiterei und Fußvolk nach Sagan zu beordern. Wallenstein's Landeshauptmann daselbst, O. H. Stosch von Kaunitz, erhob dagegen Einsprache und bat durch reitende Boten seinen Gebieter um Verhaltungsbefehle. Die Antwort lautete, und sie ist von besonderer Bedeutung: „Dem Feldmarschall T. wird vielleicht nicht bewußt sein, daß Sagan kein Ort ist, der sich ein paar Stunden, wenn der Feind attakiren sollte, defendiren könnte, daher Ihr ihm solches billig notificiren sollt, wie nit weniger, daß Ihre Majestät mir die Stadt und das Fürstenthum aller Einquartierung befreiet. Sähe ich, daß Ihrer Majestät an dem posto was gelegen wäre, so wollte ich's selber urgiren, denn mir wär gar nit lieb, daß der Feind weitere Progressen thun sollte. Ich vermeine auch, daß raggion de guerra erfordert, daß man Frankfurt in continenti wiederum angreift und aus des Feindes Händen bringet, ehe denn er sich daselbst fortificiret. Zweifle auch nit, daß der Graf Tilly solche Anstellung thun wird. Im Uebrigen seht, wie Ihr mit dem Herrn von T. und allen kaiserlichen Offizieren in guter Correspondenz stehet und ihnen in Allem, was Ihrer Majestät Dienst erfordert, an die Hand gehet; denn mein Will und Meinung ist nicht allein, wenn's vonnöthen thäte, eine Garnison einzunehmen, sondern auch das Fürstenthum und was ich habe zu Ihrer Majestät Diensten gern herzugeben. Dahero denn seht, Euch selbst zu ihm auf Glogau zu verfügen und neben Entbietung meiner willigen Dienste alle Sachen auf's Beste, als die Noth erfordert, zu appuntieren." — Noch ehe diese Aeußerung eintraf, erschien Oberst Fernemont vor der Stadt und nahm trotz Protestation des Landeshauptmannes Quartier daselbst, mit der Erklärung, er habe „so scharfe Ordinanz vom Herrn Obristen Feldmarschall, daß, wenn er derselben nicht wirklich nachkommen thäte, sein Leib und Leben hierunter periclitiren thäte." „Ich kann aber gar nicht absehen", fügte Kaunitz hinzu, „wie die Stadt durch dieses Volk defendirt werden sollte, sintemal die Infanterie fast ganz ruiniret und die Cavallerie gar schlecht mundirt, also daß sie zum Fechten, wenn es die Noth erfordern thäte, sehr unparat sein würden, und ist hieraus die Vermuthung zu nehmen, daß ihre Intention sei, sich in diesem Ort mehr zu recolligiren als denselben zu defendiren." Schon nach drei Tagen hat Kaunitz Anlaß in Hülle und Fülle, über Gewaltthätigkeiten der Garnison Klage zu führen. . . . „Was sonst hierin", so heißt es, „unter der armen Bürgerschaft vor ein Jammer, Angst, Noth und Wehklagen, kann Eurer Fürstl. Gnaden nicht genugsam beschrieben werden, also daß es auch schon leider so weit kommen, daß ihrer nicht wenig unter den Bürgern ihre Häuser stehen lassen und sich ganz aus der Stadt hinwegbegeben." Da kamen Wallenstein's Befehle, die der Landeshauptmann sofort vertraulich an T. weiter gab. Derselbe fand es gerathen, die Einquartierung ohne weiteres wieder von Sagan abzurufen. Inzwischen empfing Wallenstein die Nachricht, daß Tilly auf dem Marsch nach Frankfurt begriffen, „dasselbe, ehe sich der Feind allda fortificirt, zu recuperiren." Ohne zu zögern übersandte er aus freiem Antriebe an Kaunitz die folgende Weisung (30. April): „Wann wir denn besorgen, daß allda an nothwendiger Proviant Mangel vorfallen möchte: als befehlen wir Euch hiermit ernstlich, als bald nach Empfahung dieses alles Getreid, so in Unserem Fürstenthum Sagan bei denen vom Adel, Bürgern und Bauern aufzubringen, entweder für baar Geld zu erkaufen oder in der Contribution anstatt Geldes anzunehmen, wie auch sonsten, auf was Mittel immer möglich, einen Vorrath zusammenzuschaffen, das Korn alsbald mahlen und, so bald der Herr Graf von Tilly für Frankfurt sich

befinden wird, nach und nach verbacken zu lassen, das Brod nach dem Lager zu schicken und die behufige Fuhren dazu nicht allein von allen Unseren Unterthanen, geistlichen und weltlichen, Adel und Unadel, sondern auch Unseren Kammergütern zu nehmen, dieselbe auch, so sich dessen verweigern wollten, mit Zwangsmitteln dazu anzuhalten und in Allem dahin zu sehen, daß, wie dieses Ihrer kaiserl. Majestät Dienste erfordern und zu Conservation dero Erbkönigreich und Lande zum Höchsten vonnöthen, deren nichts verabsäumt, sondern auf's Beste zu Werk gerichtet werde." In seiner gewohnten weitgehenden Sorgsalt auch für die geringste Kleinigkeit, vergaß er dabei nicht, Kaunitz einzuschärfen, im Verein mit T. das Geeignete vorzukehren, damit die in Verwendung kommenden Rosse und Wagen der Unterthanen sicher wieder zurückgelangen. Wie aufrichtig diese Verfügung gemeint war, beweist, daß sie nicht weniger als drei Mal mit großem Nachdruck erneuert wurde. Die Meldungen, die bei T. einliefen, lauteten allerdings anders über die Absichten Tilly's. Er kann daher auch Wallenstein gegenüber nur wiederholen: „Herr Graf Tilly hat Ihrer kaiserl. Majestät Königreich und Lande in ein üblen Stand gesetzt, indem er's also ganz verlassen, auch hinter sich weder Ordinanz noch einzigen Trost nicht verlassen, wie auch mir auf mein Anhalten entboten, er könne mich nicht succurriren, er wolle zuvor Magdeburg haben; solle Ihre kaiserl. Majestät emsig ermahnen, die neuen Werbungen so viel möglich zu befördern. Gott gebe, damit es Alles zu rechter Zeit vorhanden sei. Wie ich berichtet werde", schließt T., „weil der König aus Schweden sich nicht getraut, Magdeburg zu entsetzen, also wolle er so tief in Ihrer kaiserl. Majestät Lande ziehen, als er kann, ob er dadurch Diversion dem Grafen Tilly könnte verursachen; theils sagen, er wolle seinen Zug hierher, theils nach der Lausitz, theils den geraden Weg nach Böhmen nehmen, wie denn Einem ein Rittmeister bei dem Feind sechs Rosse anerboten zu verkaufen, mit Begehren, er solle ihn eher nicht bezahlen, bis der Schwed zu Prag auf dem Schlosse Tafel hält. Diese Vermessenheit wird Gott strafen; aber gute Fürsehung kann nicht schaden." Er bat Wallenstein um seine Verwendung bei Hofe, sowie auch er es an Mahnungen nicht fehlen lasse. „Unterdessen", schloß er, „lebe ich der getrosten Zuversicht, Gott werde unseres frommen Kaisers Gebet nicht weniger als bisher geschehen erhören und um seines eigenen heiligen Namens Ehre willen diesen Hochmuth des Feindes auch dämpfen."

Das hielt Wallenstein nicht ab, dem Saganer Landeshauptmann, der wegen der ihm befohlenen Proviantlieferungen sich hinter die „Deputirten des Landes" verschanzte, zu bedeuten, daß er „deswegen durchaus keine Entschuldigung annehme, sondern mit Anschaffung der Proviant keine Zeit verloren haben wolle". Kaunitz zögerte nun auch nicht, alles Entsprechende für Tilly's Eintreffen, trotz vieler Hindernisse, anzuordnen und durchzuführen. Noch weniger als vor Magdeburg dachte man aber in München, von wo aus damals die katholischen Waffen ihre Befehle zu gewärtigen hatten, an eine Diversion nach Schlesien zur Deckung der kaiserlichen Erbländer. Ein Schreiben Ferdinand's II., das ein solches Ansinnen stellte, erwiderte Kurfürst Maximilian in eben jenen Tagen mit dem Ausdrucke der Befriedigung darüber, daß man in Wien den Herauszug der kaiserlichen Kriegsvölker aus Italien sich angelegen sein lasse. „Und obwohl kein Zweifel", heißt es dort weiter, „Eure Majestät werden sich entzwischen und bis Sie gemeldtes Volk zur Hand bringen, sonsten auch schon dero hievoriger Selbstandeutung nach gegen des Schweden ferneren feindlichen Einbruch in Verfassung gestellt haben und etwan des requirirten Succurses vom Grafen von Tilly nit so fast bedürftig sein." .. Das Schreiben schließt mit der Bemerkung inbezug auf T.: „Was sonsten Eure Majestät wegen eines noch anderen Capo, so der Armada vorzustellen sein werde, anregen, weiß ich mich anders nit zu

berichten, als daß Eure Majestät eben zu diesem End schon hiebevor den von T. deputirt und abgeordnet." Die Vorkehrungen Wallenstein's zu Gunsten der ligistischen Armee verfehlten unter solchen Umständen allerdings ihren eigentlichen Zweck, kamen jedoch um so mehr dem Feldmarschall T. und seinen Truppen zugute. Auf sein Ansuchen ertheilte der Herzog die Erlaubniß an Kaunitz, das gesammelte Getreide „nach Großglogau in die Proviant liefern zu lassen". Als aber Tilly — nicht sehr lange nachher — seinerseits von den Schweden hart bedrängt, T. beauftragte, zur Unterstützung der ligistischen Unternehmungen mit seinem Corps, das noch immer auf 6000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferd geschätzt wurde, in die Mark Brandenburg vorzurücken, da war es, wie die Dinge sich bis dahin auf katholischer Seite gestaltet hatten, so ziemlich selbstverständlich, daß ein kaiserlicher Befehl dies ausdrücklich untersagte. „Dem von T.", hören wir abermals von Questenberg, „ist befohlen, sich nit zu vertiefen, sondern so nahe sich bei Böhmen und Mähren zu halten, daß er's könne cooperiren und bedecken."

Und so verblieben T. und die Tiefenbacher monatelang in Glogau und Umgebung. Eine erschreckliche Feuersbrunst, die am Johannistage beinahe die ganze Stadt in Asche legte, nöthigte T., das Gros seiner Truppen auf dem Lande einzuquartieren. Dadurch kam das benachbarte Sagan wieder stark in Mitleidenschaft. Kaunitz, dessen Vorräthe bald erschöpft waren, beklagte sich, „wie daß das Plündern und Rauben in diesem Fürstenthum . . fast sehr gemein werden will"; er sei mit T. übereingekommen, „daß Gewalt mit Gewalt gesteuert werden solle", worüber wieder „etliche conflictus fürgangen, also daß auch Einer und der Andere hierunter seines Lebens beraubt worden" u. s. w. Solche Verhältnisse, das sah auch T. ein, konnten keinen Bestand haben. In einem ausführlichen Berichte an den Kaiser, in welchem er die Lage der Dinge offen und unumwunden auseinandersetzte — die feindselige Haltung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, sowie des Herzogs von Liegnitz wurde in drastischen Belegen nachgewiesen — gedachte er, wie begreiflich, auch des schlechten Zustandes seines Kriegsvolkes, der, wie er meinte, ein derartiger, „daß, wo dasselbe nit eheist mit besserer Unterhaltung versehen werden sollte, es entweder weiter herein in diese oder aber in's Feindesland geführt werden müßte, weil es sonst täglich mehrern Schaden zunehmen würde, zumalen an diesem Ort je länger, je mehr Alles mangelt, zudem auch die böse Seuche, wie ingleichen der Unlust und Widersetzlichkeit der Reiter und Knechte, sonderlich aber unter den Knechten das Ausreißen und Entlaufen auf's Neue wiederum verspürt werden will." Und dennoch glaubte T., daß „der Sache allerseits zu helfen ganz unschwer und an dem glücklichen Ausgang nit zu zweifeln" wäre. Und dieses Mittel? Es lag nach Tiefenbach's Ueberzeugung in der alsbaldigen Wiederberufung eines Höchstcommandirenden für das kaiserliche Heer, durch die allein allem noch drohenden Uebel zuvorgekommen, oder, wie er sich ausdrückte, „der Vorstreich geführt" werden könnte. „An dem Vorstreich aber", so schrieb er, „allergnädigster Kaiser und Herr, ist auf allen Seiten Alles gelegen, und bestehet derselbe meines gehorsamsten Erachtens fürnehmlich an dem, weil nämlich Eure kaiserl. Majestät, wie mir glaubwürdig vorkommt und mich zum Höchsten erfreut, wegen eines hochansehnlichen Generals allbereit eine große kaiserliche Resolution gefaßt haben sollen, daß Sie mit deren Fortsetzung keine Zeit mehr verabsäumen, dadurch männiglich animiren, die Feinde und Widerwärtigen bestürzen, daneben auch derselben Kriegsmacht in diesem Lande also ohne allen Verzug dergestalt stärken und fürsehen lassen, daß man damit dem Feind vor Einbringung der Ernte und ehe daß er alle seine Intentionen zusammenführen könne, unter Augen ziehen, das Volk mit Kriegsfactionen occupiren und muthig machen, den

Feind hingegen travagliren, an seinem Vorhaben hindern und zugleich der übrigen Macht im Reiche die Occasion an die Hand geben möchte, derenseits auch zu cooperiren und also fast allerorten summae rei theilhaftig zu werden."

Es ist nicht schwer zu errathen, welcher „hochansehnliche General" hier gemeint war. Der Sohn des Kaisers selbst war in Aussicht genommen; T. war gut unterrichtet. Der thatsächlich gefaßte Entschluß kam aber nicht zur Durchführung, aus Gründen, welche auszuführen an einen anderen Ort gehört. Auch die Erwartung Tiefenbach's, von Wien aus zur Bezahlung seiner Truppen Geld zu erhalten, wurde getäuscht. Man wies ihn damit an Hannibal v. Dohna. Nach etlichen Wochen hören wir nach dieser Richtung: „Der Herr von Dohna hat dem Herrn Feldmarschall große Hilfe von Geld versprochen, damit ist die Zeit verloren und nichts erfolgt, ist also muthwilligerweise der Kern unseres Volkes ruinirt; jetzt schiebt er sehr, daß wir weg sollen." Wieder kann Kaunitz nicht genug berichten über die „hochschädlichen Plackereien, Insolentien, Raub und Plünderungen, welche von der in der Nachbarschaft einquartierten Reiterei in dem Fürstenthum vielfältig intentirt werden". Endlich am 15. Septbr. war er in der angenehmen Lage zu melden: „Das kaiserliche Volk, so in dieser Gegend liegt, schickt sich täglich zum Aufbruch; wie man denn dafür hält, daß es heute oder morgen aufziehen werde." Der Marsch ging zunächst in den Naumburgschen Kreis; T. nahm sein Quartier auf dem Schlosse zu Naumburg — „dahero denn", wie Kaunitz wieder schreibt, „alle Dörfer, so in selbigem Kreis gelegen, wie auch nicht wenige in dem Saganischen Kreis ganz ausgeplündert und in Grund verderbt worden, also daß den armen Leuten nichts mehr als das elende dürftige Leben übrig verblieben." Es war auf eine Cooperation mit Tilly gegen Sachsen abgesehen. Oberst Dessours wurde nach Bautzen detachirt, das nach längeren Verhandlungen eine Besatzung aufnahm; ein zweites, größeres Corps unter den Obersten Götz und Beygott, zumeist aus Ungarn und Croaten bestehend, drang über Bautzen bis Dresden vor. Als später auf kaiserliche Veranlassung der in spanischer Bestallung stehende Oberst Paradies an den sächsischen Hof kam, um einen letzten Versuch zu thun, Kur-Sachsen einer schwedischen Verbindung abwendig zu machen, da wurde ihm als eine der Haupturfachen, welche zum Abschlusse des schwedisch-sächsischen Waffenbündnisses gedrängt, der oben erwähnte Einfall Tiefenbach's in Sachsen bezeichnet. „Wie grausam", lautete die Antwort u. A., „wie grausam und barbarisch mit Plündern, Sängen, Brennen und Niederhauen der Feldmarschall von T. mit seiner unterhabenden Armee in Ihrer kurfürstl. Durchlaucht Lande so gar, daß man sich auch bis an dero Festung Dresden zu streifen und die Vorstädte in Brand zu setzen unternommen, solches wäre offenbar und bezeugte es die an vielen Orten erfolgende jämmerliche Verwüstung."

An der Richtigkeit der angeführten Thatsachen kann nach Allem, was wir gehört, nicht gezweifelt werden. Die Nachricht von dem vernichtenden Schlage, der das ligistisch-kaiserliche Heer bei Breitenfeld getroffen hatte, zwang nun auch T. wieder zurückzugehen. Er theilte seine Mannschaften und marschirte mit dem schweren Geschütz gegen Görlitz, während Ilow mit dem größten Theil der leichten Reiterei nach Zittau entsendet wurde, um diesen festen Platz zu nehmen. Am 9. October traf T. in Görlitz ein; am 12. wurde Zittau übergeben. „Sie haben", schreibt Kaunitz aufathmend, „mit ihrem Marsch von Glogau aus bis auf Görlitz ganzer vier Wochen zugebracht und hierunter auch dieses Fürstenthum unterschiedliche Male hin und wieder durchzogen." — War aber Sagan von einer Landplage erlöst, so kam dieselbe nun durch T. womöglich mit verdoppelter Wucht über ein anderes Besitzthum Wallenstein's, das ihm nicht minder am Herzen lag als jenes: Friedland. Die mit den Schweden seither verbündete

kursächsische Armee war im Anzuge, und T., der recht wohl wußte, daß er ihr nicht entfernt gewachsen war, mußte daran denken, auch von Zittau und Görlitz zurückzuweichen. In zwei großen Heerhaufen, in die er seine Völker getheilt hatte, nahm er den Weg nach Böhmen: von Görlitz über das Gebirge nach Trautenau und von Zittau über Gabel in das Herzogthum Friedland. Oberst Dessours, der am 20. October in Reibersdorf bei Zittau stand, versicherte Wallenstein's Landeshauptmann in Gitschin, daß „Ihr Excellenz Herr Feldmarschall bei Leib- und Lebensstrafe verboten, meines gnädigsten Fürsten Land und Leuten keinen Schaden zuzufügen". Nichtsdestoweniger wußte bereits am selben Tage der Hauptmann von Reichenberg nach Gitschin zu berichten, „daß gestern Sonntags zu Nacht in die Herrschaft Grafenstein etlich tausend Kriegsvolk zu Roß und Fuß von der kaiserlichen Armee ankommen, unter denen aber ohngefähr in die zweitausend Polaken, Ungarn und Croaten, nahe gegen Reichenberg nach Kratzau logirt, welche ganz übel und erbärmlich allbereits des mehrentheils Dörfer, zu hiesiger Herrschaft gehörig, ganz ausgeplündert, wüste und öde gemacht, wie auch aus ihrer Fürstl. Gnaden Vorwerk Hanichen zwei Stuten weggenommen, Böden und Alles aufgeschlagen, ingleichen schon an hiesiges Städtl angesetzt und hierdurch unter dem armen Volk, Weib und Kind, ein solch Lamentiren und Wehklagen (verursacht), daß es einen Stein in der Erden erbarmen möchte." Mit noch viel ärgeren Klagen wandte sich Tags darauf der Hauptmann des Schlosses Friedland unmittelbar an den Herzog. Des Feldmarschalls T. Völker, meldet er, liegen ringsum, ohne an einen Aufbruch zu denken. „Dieselben aber hausen in dieser Herrschaft überaus arg, plündern die Dörfer ganz aus, wie sie denn Ihrer Fürstl. Gnaden beste fünf Dörfer nebst Anderen ganz spoliirt und die Leute übel beschädigt, theils auch gar niedergemacht und Alles zerhauen und zerschlagen, Roß und Vieh mit hinweggenommen, darunter sie auch der Kinder nit verschonen, sondern mit Gewalt eröffnen und berauben, gleich als wenn es des Feindes Land wäre... Und ob ich zwar den Herrn Feldmarschall zu unterschiedenen Malen geschrieben und um Verschonung dieser Herrschaft angehalten und gebeten, hat er sich zwar alles Guten erboten, aber im Werk hat es nichts gefruchtet, und ist nicht möglich, daß der Feind ärger handeln kann, er brännte denn Alles weg." Aehnliche Hiobsposten trafen von allen anderen benachbarten herzoglichen Gütern ein. Der Landeshauptmann bestätigte: „Obschon bei Henkersstrafe der Feldmarschall inhibirt hat, im Herzogthum einigen Schaden zu thun, so geben doch die Hungern und Polaken nichts darauf" u. s. w. Die Drangsale wurden täglich ärger, daß, wie der Friedländer Hauptmann versichert, „auch der Teufel selbst, wenn er aus der Hölle in Feindesland käme, es nicht ärger machen würde". Eine Anzahl Reiter vom Regiment Trczka, die auf Wallenstein's Begehren in das Schloß Friedland gelegt wurden, „den Streifereien zu begegnen", konnten nur wenig helfen. Die Plage hatte erst ein Ende, als in Wirklichkeit der — Feind ins Land kam.

Am 25. October wurde das Schloß Grafenstein von Arnim mit Accord genommen, und am 4. November überschritt die gesammte sächsische Armee auf zwei verschiedenen Punkten die Grenze, um in Eilmärschen direct auf Prag vorzurücken. Es ist charakteristisch, wenn dieselben Gewährsmänner, denen wir die oben mitgetheilten Nachrichten verdanken, gewissenhaft erzählen, daß Feldmarschall Arnim, der Feind, den Grafensteiner Hauptmann „angesprochen und vermahnt habe, er sollte da verbleiben und seinen Dienst verrichten; solle ihm kein Eintrag geschehen, wie sie denn gleichfalls in den Renten keine Insolentien gethan, auch Niemanden wider Gebür beschwert und gute Kriegsdisciplin gehalten; auch hat sich der Feldmarschall verlauten lassen, des Herzogen von Friedland Land

hätte sich von ihm nichts Bösen zu befahren, wie denn bis dato keinem einzigen Menschen in dieser Herrschaft Friedland Schaden zugefügt; und hat der Arnim sich verwundert, daß die kaiserliche Armee in dieser Herrschaft also gehauset". Es ist somit vollkommen richtig, wenn von gleichzeitigen Schriftstellern behauptet wird, der feindliche Heerführer hätte bei seinem Marsche durch Friedländisches Gebiet das strenge Verbot, „auch nur ein Friedländisches Huhn zu stehlen", nicht bloß in aller Form erlassen, sondern auch buchstäblich ausgeführt — im Gegensatz zu T. und anderen dem Landesherrn befreundeten Truppencommandanten.

Am 12. November erging von Wien der gemessene Befehl an T., den Marsch nach Böhmen zu beschleunigen, sich mit dem Landescommandirenden, Don Balthasar Marradas, womöglich zu verbinden, vor Allem aber das bedrohte Prag „vor Gefahr und Ungelegenheit zu retten". Das kam zu spät. Wieder und wieder hatte schon vorher Wallenstein an T. die dringende Mahnung gesendet, seinen Heranzug so einzurichten, daß er „mit seinen beihabenden Völkern ehestens auf Prag gelange". Offenbar harrte T. auf Wiener Befehle. Noch ehe er diese aber empfangen haben konnte, war Prag in Feindeshand. Und wieder offenbar war davon niemand weniger überrascht als T. „Allem Ansehen nach muß nun Gott wieder miracula thun, sonst wird es schwer hergehen"; so hatte er bereits fünf Tage vor Abgang jenes kaiserlichen Befehles gegen Wallenstein geäußert. Da Marradas (s. A. D. B. XX, 421 fg.) von Prag mit seinen Truppen gegen den Süden des Landes abgezogen war, ergab sich für T. die Vereinigung mit ihm als eine Unmöglichkeit. Er kam vorläufig bis Königgrätz, wo er Halt machte, mit Marradas fortwährend in lebhafter Correspondenz. Nur Schade, daß die vielen wortreichen Schreiben dieses unschlüssigen, ganz unglaublich widerspruchsvollen Herrn die Lage unmöglich bessern, sondern lediglich noch mehr verwirren mußten. Vergebens suchte T. durch Absendung etlicher Compagnien Reiter unter Dessours eine beiläufige Cooperation mit Marradas zu erzielen. Nachdem dieser von Tabor aus wiederholt gegen Prag marschirt und schließlich wieder bis Budweis zurückgegangen war, zog T. ungeduldig seine Reiter wieder an sich und verlangte seinerseits von Marradas ein Regiment Croaten, das dieser auch wirklich abschickte, um jedoch im nächsten Augenblick eigensinnig den gegebenen Befehl zurückzunehmen. Die Klage Tiefenbach's, daß er wegen Mangels an Artillerie und leichter Reiterei einen Ueberfall seiner Quartiere besorgen müsse, blieb ohne Wirkung. Er mußte sich begnügen, bei Nimburg an der Elbe nothdürftig Lager zu schlagen, auf eine Offensive aber zu verzichten.

Hier empfing er zwei Mal den Besuch des Herzogs von Friedland, vor wie nach dessen im Auftrage des Kaisers mit Arnim gepflogener Unterredung auf dem Schlosse Kaunitz (29. Nov.), wobei dieser, wie es heißt, „zu verstehen geben, daß er mit dem kurfürstlichen Volk sich in die Winterquartiere begeben und weiter nichts tentiren werde". Die Position aber, die T. einnahm, war immerhin für die Sachsen in Prag eine bedrohliche und hinderte sie an jeder freien Bewegung in östlicher Richtung. Arnim entschloß sich deshalb, die Situation womöglich dennoch rasch zu ändern. Er brach in der Nacht zum 5. December mit einigen Regimentern zu Roß und Fuß und verhältnißmäßig vielen Geschützen gegen Nimburg auf. T. hatte es nicht an Wachsamkeit fehlen lassen und erwartete den Gegner schlagfertig vor der Stadt. Der erste Angriff der Sachsen wurde zurückgeschlagen, so daß Arnim die Seinen nur mit Mühe wieder zum Stehen brachte; durch geschickte Bewegungen gelang es ihm, die Kaiserlichen in die Stadt zu werfen. Alsbald begann deren Beschießung durch Feuerkugeln. Das arme Nimburg stand nach einer Stunde vollständig in

Flammen. T. aber wehrte sich mit erprobter Tapferkeit und wies eine Aufforderung Arnim's zur Uebergabe unbedingt zurück. Der Feind war genöthigt, bei Einbruch der Nacht unverrichteter Dinge umzukehren, und wurde sogar, wenn Tiefenbach's Worten voller Glaube zu schenken ist, auf seinem Rückzuge am folgenden Tage von den ihm nachsetzenden Kaiserlichen in der Richtung nach Benatek von Prag abgedrängt und nur durch den Vortheil des Terrains, der für ihn war, vor größeren Verlusten bewahrt. Thatsache ist, daß T. unmittelbar darnach nicht nur das niedergebrannte Nimburg selbst und die östlich gelegenen Elbepässe Podiebrad, Kolin und Königgrätz, sowie Czaslau und Kuttenberg, sondern auch Jungbunzlau an der Iser, Kohljanowitz und das gegen Prag ziemlich weit vorgeschobene Kaurzim mit seinen Mannschaften besetzte.

Man wird nicht leugnen wollen, daß T. unter den gegebenen Verhältnissen, in letzter Zeit, seine Schuldigkeit gethan hatte, was dem ihm übergeordneten Don Marradas beim besten Willen nicht nachgesagt werden kann. Dennoch geschah es, daß, als bald nachher Wallenstein, von allen Seiten hiezu gedrängt, den Oberbefehl über die Kaiserlichen wieder übernahm — ein kaiserliches Rescript vom 15. December setzte auch T. von diesem Ereignisse in Kenntniß — Marradas auf seinem Posten blieb, T. sich aber veranlaßt sah, seine militärische Charge niederzulegen, mit anderen Worten: wegen „continuirlicher Leibesschwachheit“ um seine „Entlassung“ anzusuchen. Am letzten Tage des Jahres 1631 meldete Questenberg an Wallenstein: „Dem von T. ist die Licenz erfolgt, wie aus beiliegender Abschrift zu ersehen.“ Es war der bekannte „blaue Bogen“, der von Wien an T. abgegangen war. In der Friedländischen Armee war seine Laufbahn abgeschlossen. Er war daher auch an den kritischen Tagen Wallenstein's in Pilsen und Eger nicht beim Heere, sogar nicht in der Nähe. Wohl aber unterzeichnete sein Oberstlieutenant Wangler der Jüngere als Regimentscommandant den ersten und zweiten Pilsener Schluß, letzteren mit der protokollarischen Erklärung: „Weil Ihre fürstl. Gnaden jederzeit der kaiserl. Majestät treu gedient und solches ferners continuiren, als begehrt er, bei Ihrer fürstl. Gnaden zu leben und zu sterben.“ Er bat drei Tage später nach Empfang einer Ordre aus Wien, ihm „ein Regiment zu Fuß von den Rebellen in kaiserlichen Gnaden zu ertheilen“, mit der heiligen Versicherung: „So mir auch von Ihrer kaiserl. Majestät gar kein Befehl zukommen, so hätte ich mich eher niederhauen lassen, denn etwas Wirkliches gegen Ihre kaiserl. Majestät, so nächst Gott mein Herr allein auf dieser Welt, anzufangen.“ . .

Erst nach Wallenstein's Tode trat T. wieder in den Vordergrund. Als König Ferdinand III. an die Spitze der Armee gestellt wurde, ertheilte der Kaiser T. die Würde eines Geheimen Rathes, in welcher Eigenschaft — ausdrücklich „ohne Kriegsbefehl“ — er den königlichen Generalissimus ins Feld begleitete. So war er Zeuge des Sieges von Nördlingen, und so kehrte er mit dem Sieger wieder nach Wien zurück. Ferdinand III. bestätigte ihn bei der Thronbesteigung als Kaiser „in allen Diensten und Würden“. Der König von Spanien fügte denselben das Goldene Vließ hinzu. Sein Regiment kämpfte nach wie vor die Schlachten des großen deutschen Krieges wacker mit; er selbst lebte von nun an zumeist auf seinen Gütern, welche durch Erbschaft nach dem Bruder Siegmund (er hinterließ ihm die Dominien Dürnholz, Eichhorn und Rziczan), sowie durch kaiserliche Schenkungen aus dem Nachlasse Wallenstein's (ihm fielen bei Vertheilung dieses Nachlasses u. A. die beiden größten Kammergüter des Herzogthums Friedland, Kumburg und Aulibitz, mitsammt der Residenz Gitschin zu), einen höchst ansehnlichen Umfang erhalten hatten. Im Jahre 1644 besuchte er als kaiserl. Vollmachtträger den Convent von Tyrnau; an Seite Questenberg's und Eszterhazy's verhandelte er im nächsten Jahre den

Frieden mit Georg Rakoczi. Auch in den beiden folgenden Jahren kam er in friedlichen Geschäften nach Ungarn. Seitdem zog er sich gänzlich ins Privatleben zurück. Vermählt mit M. Eva Elisabeth, geb. v. Sternberg, verwittweten Gräfin Althan, blieb er wie seine Brüder ohne Nachkommenschaft. In seinem Testamente, datirt vom 24. Juni 1650, errichtete er drei Fideicommisse für seine nächsten Verwandten, mit dem Ersuchen an den Landesfürsten, in Böhmen und Mähren zugleich an das Landrecht, in Oesterreich aber an die Landschaft, für den Fall des Abganges der Erben eines dieser Fideicommisse „der adeligen Jugend zum Besten ohne sonderbare Einmischung einiges geistlichen Ordens eine adelige Ritterschul anzurichten". Erst unter Kaiserin Maria Theresia fand diese Stiftung theilweise ihre Realisirung und blieb bis auf die Gegenwart in Wirksamkeit. Mit Rudolf T. erlosch am 4. März 1634 die Linie T.-Mayerhoffen. Die großen Hoffnungen, die nach seinem tüchtigen Vater auf ihn gesetzt worden waren, hatten sich nicht erfüllt. Noch blüht in Steiermark die Linie T.-Maßweg.

Nach Archivalien. — Vgl. Fr. Chr. Khevenhiller, Conterfet II, 118 sq. — Joh. Ed. Heß, Biographien und Autographen zu Schiller's Wallenstein (1859), S. 95 fg. — V. Brandl, Urkunden-Buch der Familie Teufenbach (1867). — d'Elvert, Die Freiherren von Teufenbach und ihre Stiftung (Notizen-Blatt der histor.-stat. Section der k. k. mährisch-schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- u. Landeskunde [1876], Nr. 10 u. 11). — H. Hallwich, Wallenstein u. die Sachsen in Böhmen. (Forschungen zur deutschen Geschichte XXI [1881], S. 115 fg.)

Hallwich.

Titius *): Zacharias T. oder Tietze, jüngster Sohn von Christoph T. (s. A. D. B. XXXVIII, 377), wurde am 26. Mai 1683 a. St. zu Herffenfeld im Nürnbergischen geboren, besuchte die Schule zu Hersbruck und studirte sodann von 1702 bis 1706 zu Altdorf Theologie. Den Plan, auch andere Universitäten zu besuchen, mußte er aufgeben, um seiner inzwischen verwittweten Mutter beizustehen; er ward Hauslehrer in Nürnberg und mußte recht lange auf eine Anstellung warten. Im J. 1716 ward er Pastor in Eschenbach, wo er am 13. oder 14. Februar 1736 starb. T. hat eine Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, die einzeln oder zu zweien gedruckt erschienen und eine weitere Verbreitung kaum gefunden haben.

Wetzel, Hymnopoeographia III, 309 ff. — Goedeke, 2. Aufl., III, 303, N. 23.

l. u.

Tollmann **): Gottfried T., geboren am 26. October 1680 zu Lauban, wo sein Vater Schneider war, besuchte er die lateinische Schule daselbst und studirte sodann in Leipzig Theologie. Im J. 1711 ward er Pfarrer zu Leuba bei Görlitz, in welchem Amte er 55 Jahre, bis zu seinem am 6. März 1766 erfolgenden Tode verblieb. Er gab heraus: „Bequemes Gesangbuch voll alter und neuer geistlicher Lieder" (Lauban 1719, 2. Aufl. 1724), das in seinem Pfarrdorfe von ihm eingeführt ward. Eine nicht ganz geringe Verbreitung hat das von ihm gedichtete Erntelied: „Die Ernt ist nun zu Ende, der Segen eingebracht" gefunden.

Fischer, Kirchenliederlex., 1. Hälfte, S. 122b und Supplement S. 32a. — Bode, Quellennachweis, S. 162. — Zöllner, Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz, S. 74.

l. u.

---

*) Zu Bd. XXXVIII, S. 381.
**) Zu Bd. XXXVIII, S. 427.

Trahndorff*): Karl Friedrich Eusebius T., philosophischer Schriftsteller, geboren 1782 in Berlin als Sohn eines Musikers, besuchte von seinem zwölften Lebensjahre an die Schule in Oels, wohin sein Vater als Director der Capelle des Herzogs von Braunschweig-Oels berufen worden war, studirte von 1801 an Theologie und Philologie in Königsberg und erhielt daselbst an der Löbenicht'schen Schule eine Lehrerstelle. Von 1806—1812 war er Professor am Gymnasium zu Bialystok, siedelte aber 1813 nach Berlin über, wo er, bis 1839 als Gymnasiallehrer angestellt, ununterbrochen mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war. Er starb hochbetagt im J. 1863. Außer zahlreichen in Zeitschriften zerstreuten Artikeln schrieb T. eine Reihe größerer philosophischer Werke, in denen er als selbständiger Denker und Systematiker auftritt, um gegen Hegel, die Hegel'sche Schule, wie überhaupt gegen den Standpunkt des sogenannten Rationalismus das Recht des Glaubens auf den Schild zu erheben. Das erste der von ihm herausgegebenen Werke ist eine Aesthetik, betitelt „Die Lehre von der Weltanschauung und Kunst" (2 Bde., Berlin 1827). Später folgten „Wie kann der Supernaturalismus sein Recht gegen Hegels Religionsphilosophie behaupten?" (Berlin 1840) und „Schelling und Hegel, oder das System Hegel's als letztes Resultat des Grundirrthums in allem bisherigen Philosophiren" (1842). Mit der Wärme persönlicher Ueberzeugtheit und mit tiefgedachten metaphysisch-dialektischen Speculationen vertheidigt T. die Sache der Religion wider einen, wie er meint, falschen Begriff vom Wesen der Vernunft, welche nach seiner Ansicht nichts anderes sein soll, als das Vernehmen einer übernatürlich-göttlichen Welteinheit. Ebendiese Auffassung entwickelt T. auch in seiner letzten, auf Al. v. Humboldt bezüglichen Schrift „Theos nicht Kosmos" (1859, 2. Aufl. 1860).

Vgl. R. O. Anhuth, Das wahnsinnige Bewußtsein und die unbewußte Vorstellung, 1877. — L. Noack, Philosophie-geschichtliches Lexikon.

O. Liebmann.

Trautwein**): Theodor T., geboren am 19. December 1833 zu Stuttgart als der jüngste Sohn eines Professors am Katharinenstift, besuchte das damals zehnclassige Gymnasium in Stuttgart bis zur 7. Classe, was er mit Ueberspringung einer Classe in sechs Jahren fertig brachte und holte sich jedes Jahr eine Auszeichnung. Da starb der Vater und der Sohn mußte sich aus Rücksicht auf die Vermögenslage der Familie dem Buchhandel widmen. Von 1848—1852 in Stuttgart Lehrling, war T. später als Gehülfe thätig in Buchhandlungen zu Oldenburg und Bonn, bis er 1859 in die Lindauer'sche Buchhandlung nach München kam; von 1881 an bekleidete T. die Stelle eines Secretärs der königl. Hof- und Staatsbibliothek. Der Münchener Section des deutschen und österreich. Alpenvereins diente T. von der Gründung an fast ununterbrochen in verschiedenen Eigenschaften: als zweiter Vorstand, als Conservator, insbesondere aber als Redacteur der Zeitschrift, später der Mittheilungen. In den Mittheilungen, in der Zeitschrift entfaltete er eine reiche litterarische Thätigkeit, er hielt zahlreiche interessante Vorträge, wobei stets seine sichere Beobachtung auch des wirthschaftlichen Lebens der Gebirgsbevölkerung zur Geltung kam. Das ganze Alpengebiet lag vor seinem geistigen Auge wie ein offenes Buch; auch in den Theilen, die er niemals selbst betreten hatte, gab es wohl keinen Graben, keine Alm, die er nicht wenigstens dem Namen nach kannte. So ward er denn eine geeignete Persönlichkeit für die Neuherausgabe von Schaubach's großem Werk „Die deutschen Alpen". Sein jetzt in neunter Auflage er-

*) Zu Bd. XXXVIII, S. 489.
**) Zu Bd. XXXVIII, S. 536.

schienener „Wegweiser für Reisende“ ist ein durchaus verlässiger Begleiter und immer auf der Höhe der Zeit geblieben. In allen Fragen des Vereins wurde Trautwein's Rath eingeholt. T. trat seinerzeit entschieden für die Fusion des deutschen mit dem österreichischen Alpenverein ein: dieser Vereinigung ist der glänzende Aufschwung der Alpensache zu danken. T. war der erste in der Section, der auf gute Wegeanlagen und bequemere Unterkunft Werth legte (entgegen einer damals vielfach noch herrschenden puritanischen Richtung, die nur Parforcetouren liebte). In diesem Sinn hat er auch später innerhalb der Section gewirkt. Auch in der Opposition kam nie ein verletzendes Wort über seine Lippen, niemals ließ seine, wenn auch vielleicht mit einem feinen Witz versetzte Gegenrede einen Stachel zurück. Auch dem Turneralpenkränzchen war T. ein treues Mitglied. T. besaß umfassende mineralogische und botanische Kenntnisse und auch allen anderen Disciplinen, die zu dem Alpinismus nur irgendwie in Beziehung stehen, oder diesem, wie die Erforschung der Wunder der Gletscherwelt, zu verdanken sind, widmete er die regste Aufmerksamkeit. Als Tourist war T. ein ausdauernder Geher; das Erklimmen als besonders schwierig geltender Gipfel aber hatte für ihn keinen Reiz. Trotzdem sollte er das Opfer eines zu raschen Marsches von Loser nach Hochfilzen durch die Vorderkaserklamm werden, bei dem er sich stark erhitzte und schließlich einen kalten Trunk that. Am 24. Juni 1894 nach München zurückgekehrt, legte er sich sogleich mit einer Lungenentzündung, die ihn am 2. Juli aus voller Manneskraft der Alpenforschung und seinem ausgebreiteten Freundeskreise entriß.

Krieger.

Tschammer*): Hiob Gotthard v. T., schlesischer Dichter des beginnenden 18. Jahrhunderts, wurde am 4. December 1674 auf Schloß Dromsdorff bei Striegau geboren. Seine Eltern, die beide aus alten angesehenen und begüterten schlesischen Adelsfamilien stammten, schickten ihn 1687 nach Liegnitz in die Schule, bald aber auf das Elisabethgymnasium zu Breslau. 1693 trat er die üblichen großen Reisen an, auf die er so großen Werth legt, daß sie ihm zum ‘rechten Ehrenmann’ unentbehrlich scheinen. Die Aufzeichnungen, die er von 4jährigem Aufenthalt in Livland, Schweden, Holland, England, Frankreich und Italien nach Hause brachte, füllten 2 Quartbände. 1696 wurde er Kammerjunker bei der verwittweten Kurfürstin von Pfalz-Heidelberg, die sich damals in Sachsen aufhielt. Er legte das Amt erst nieder, als ihn der Tod des Vaters und die Kränklichkeit der Mutter 1700 zur Verwaltung der Erbgüter Dromsdorff und Lonig nach Hause rief. Ein vortrefflicher, unermüdlich thätiger Landwirth, erwarb er das Dromsdorff benachbarte Lederose hinzu; seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, dienten zwei berühmte große Thiergärten, die er dort anlegte. 1707 heirathete er Marianne Elisabeth geb. v. Debschitz und Schadewalde; von den 5 Kindern dieser Ehe hat nur eine Tochter den Vater überlebt. Durch starke Corpulenz an der gewohnten Bewegung im Freien, zumal an der geliebten Jagd gehindert, ergab er sich mit sportmäßigem Eifer der Poesie, die ihm als echtem Schlesier von jeher Vergnügen gemacht hatte, und einer ausgedehnten Correspondenz mit berühmten Brüdern in Apollo. Seiner Constitution war die Reimjagd aber wenig zuträglich: Asthma und Wassersucht stellten sich ein; er starb am 19. August 1735 zu Dromsdorff.

Der ehrliche fromme, aber grundprosaische ältliche Landjunker, dem der Vers das edle Waidwerk ersetzen mußte, verfiel dabei auf die Passion, seinem Pegasus eine wahre Hindernißbahn der Correctheit zu errichten. Besonders

---

*) Zu Bd. XXXVIII, S. 699.

grimmig verfolgt er den Hiat in jeder Gestalt und die Enklise; nicht nur in Prosaregeln, mit denen er seine, erst 1737 von dem Pfarrer Joh. Conr. Hantelmann zu Obernigk herausgegebenen 'Geistlichen und Weltlichen Gedichte' (Striegau 1737; Breslau 1739) begleitete, sondern auch in Versen befehdet er grimmig diese seine Todfeinde. Werth legt er ferner darauf, jedes Substantiv stets mit Artikel oder Adjectiv auszustatten. Fremdwörter verwirft er; das Enjambement meidet er mehr theoretisch als praktisch; die stark betonte Reimreinheit wird von der Mundart behindert, die Tenuis und Media nicht scheidet, gerundete Vocale nicht kennt. Wirkliche Anerkennung aber verdient seine saubere, ungezwungene Wortstellung. Schwierige Strophenformen schrecken ihn nicht; an Sonett und 'Sechstinne' hat er sich öfters gewagt. T. war auf seine Regeln sehr stolz und legte sie allenthalben zur Prüfung vor; selbst die Berliner Akademie hat er mit seinen Anfragen belästigt. Zumal in der engern Heimath hat es ihm an Beifall nicht gefehlt. Männer wie Christ. Stieff, G. B. Scharff, besonders Casp. Gottl. Lindner, Tschammer's guter Freund, den erst der Feuereifer des alten Herrn der deutschen Dichtkunst zuführte, waren sehr geneigt, im krassen Rückschlag gegen den üppigen Geschmack der zweiten schlesischen Schule, die reinlichste Correctheit über Alles zu stellen. Von Lohenstein's farbenreicher Art hat denn auch T. keine Spur. Er schreibt eine schlichte und saubere, aber ganz ärmliche nüchterne Sprache, die so etwa zwischen Opitz und Gottsched's Lehrstil in der Mitte steht, nur freilich jeden Aufschwunges und Schmuckes noch weit mehr entbehrt als selbst die gequälten Producte des Leipziger Dictators. Charakteristisch ist Tschammer's Vorliebe für das Pronomen 'derselbe'. Die geistlichen Gedichte überwiegen weitaus: trockene Reimereien des Katechismus, der Sonntagsepisteln, der andächtigen Betrachtungen, die er in Casp. Neumann's 'Kern aller Gebete' vorfand. Unter den weltlichen stehn voran steife Alexandrinerstücke auf alle möglichen Familienereignisse im Kaiserhause, dem T. trotz seinem evangelischen Bekenntnisse treu ergeben war; sie setzen regelmäßig mit einer Anrede an das erfreute, betrübte, geliebte, liebwerthe ꝛc. Schlesien ein. Ganz mißglückt sind alle epigrammartigen Versuche; und die Ansätze zur Satire ('Die von einem frechen Sachwalter zu seinem Schaden neuerbaute Steige-Leiter von zwölff Sprossen unterschiedener Arten') bleiben in ihrer leeren Unbeholfenheit schon darum himmelweit hinter Canitz und Neukirch zurück, weil ihnen jede Anschaulichkeit fehlt. Die schwerfälligen Selbstanklagen, in die er König Christian II. von Dänemark im Gefängniß ausbrechen läßt, geben uns etwa einen Begriff von seinen ungedruckten Trauerspielen, unter denen ein 'Bessus' und ein 'Graf Gusman' gewesen zu sein scheint. Am leidlichsten präsentirt sich der biedere Junker in den täppischen Scherzen, die der Schwester rathen Geld aus der Wirthschaft zu lösen oder ihren Kater schelten, weiter in den gravitätischen Späßen, mit denen er seine Jagdbeute an gute Freunde verschenkt, endlich in den schlesischen Dialektgedichten, die er dem Thierwärter Gabel und seiner Frau in den Mund legt. Aber auch diese halbverlegenen Versuche im niedern Genre sind doch von rührender Unsicherheit des Tones. T., der von Phantasie und Schönheitsgefühl keine Spur besaß, veranschaulicht ganz gut die öde gehaltlose Reinlichkeit, der die schlesischen Poeten verfielen, als sie mit dem marinistischen Schwulst schonungslos aufgeräumt hatten: war der schillernde Prunk abgestreift, so blieb eben nur die nackte correcte Armseligkeit zurück.

Hantelmann, Leben Des Wohlgebornen Ritters, Herrn von Tschammer und Osten, in T.'s 'Geistlichen Und Weltlichen Gedichten' (Breßlau 1739). — Gelehrte Neuigkeiten Schlesiens 1738, S. 59—63.

Roethe.

Tucher *): Sixt T., geboren 1459 zu Nürnberg, Sohn des ersten Losungers Anton Tucher's I und seiner Frau Barbara, einer geb. Stromer von Reichenbach, studirte mit seinem Vetter Heinrich T. die Rechte an der Universität Heidelberg, die er 1473 bezog, wendete sich dann zur Fortsetzung seiner Studien nach Italien, wo er die Universitäten Pavia und Bologna besuchte. In Bologna wurde er 1485 in der alten Sacristei der Cathedrale z. h. Petrus zum Doctor beider Rechte promovirt. Schon als junger Student erlangte er ein Kanonikat des Collegiatstiftes zu Aschaffenburg, das er 1479 mit Bewilligung Erzbischof Dietrich's von Mainz gegen die Nicolaipräbende im Schloß zu Aschaffenburg mit seinem Vetter Hieronymus T. vertauschte. Am 18. Mai 1487 wurde er zum ordentlichen Professor der Rechte an der Universität Ingolstadt ernannt, wo er neben seinem Landsmann Gabriel Baumgartner öffentliche Vorlesungen hielt, ward 1488 Rector und blieb auf Anordnung Herzog Albrecht's nach Ablauf seines Rectorats noch ein halbes Jahr in dieser Würde. Nach Christoph Scheurl's Bericht hielt er damals „zwei reisige Pferd und einen dapfern Stand" und erwarb sich allenthalben großen Ruhm und Ehre, weshalb ihn der Nürnberger Rath an Stelle seines resignirenden Vetters Laurentius T. 1496 auf die Propstei von St. Lorenz berief. Die Studenten zu Ingolstadt vermißten nach seinem Abgang schwer die Vortrefflichkeit seiner Vorlesungen. Im Zusammenhang mit seiner Berufung auf die Propstei bei St. Lorenz zu Nürnberg stand es, daß ihm Papst Alexander VI. am 9. Juli 1496 die Licenz ertheilte, alle priesterlichen Weihen von jedwedem Bischof zu empfangen. In der gleichen Zeit wurde ihm die Würde eines Domherrn zu Regensburg verliehen und nach Laurentius Tucher's Tode im J. 1503 rückte er dort zum Domcustos vor. Noch im selben Jahre trat er als Propst von St. Lorenz zurück und, wie sehr auch der Rath in ihn drang, so war er doch nicht zu bewegen, in dieser Stellung noch länger zu verharren. Er wollte aber die hohe Würde, in der er neben dem Abt von St. Egidien und dem Propst von St. Sebald die höchste Stelle in der Stadt einnahm und einem Bischof nur wenig nachgab, nicht auf einen Andern, etwa auf Christoph Scheurl, wie er diesem nach Bologna schrieb, übertragen, sondern legte sie frei in die Hände des Raths nieder. Er nahm dann ein Altarlehen im St. Clarakloster an, infolge dessen er von allen bürgerlichen Lasten verschont blieb, und zog sich zu Ostern 1504, als der junge Doctor beider Rechte Anthoni Kreß die Propstei übernahm, in sein in einem Garten gelegenes Lusthaus bei den Karthäusern — in der heutigen Grasersgasse — zurück. Dieses Haus hatte er ganz nach seiner Bequemlichkeit erbauen und es durch einen Gang mit dem Karthäuserkloster verbinden lassen. Hier lebte er den Rest seiner Tage dem Studium der h. Schrift und der Kirchenväter, insbesondere des h. Hieronymus und Augustinus, und heiligen Betrachtungen. Er stand in einem freundschaftlichen Verhältniß zu der edlen Aebtissin von St. Clara Charitas Pirckheimer, zu seiner Muhme Apollonia T. und dem Convente von St. Clara. Geistliche Betrachtungen in Briefform, die T. für die genannten Klosterfrauen verfaßte, hat Christoph Scheurl ins Deutsche übertragen und, mit Anmerkungen und Nachweisen versehen, 1515 bei Friedrich Peypus in Nürnberg erscheinen lassen. Das jetzt äußerst seltene und anmuthige Buch, das unter dem Titel: „Viertzig sendbriefe aus dem Latein in das Teutsch gezogen, durch etlich gelert gotsforchtig vnd gaistlich personen zu einander geschrieben vnd mit vil hailsamen Christenlichen leren vermengt: den lesenden zu sonder frucht vnnd rayzung inprünstiger andacht dienlich" ganz vorwiegend Betrachtungen des T., aber auch solche der Charitas Pirckheimer, der Apollonia T.

*) Zu Bd. XXXVIII, S. 772.

u. a. enthält, bildet ein nicht unwichtiges litterarisches Denkmal auf dem Gebiet der religiösen Betrachtung und spiegelt zugleich das fromme contemplative Gemüth des Verfassers, der sich durch tiefe Kenntniß der h. Schrift und der Väter auszeichnete, getreu wieder. Seine Tüchtigkeit als rechtlicher Beistand des Raths bewährte er schon als Professor in Ingolstadt, ebenso wie sein College Gabriel Paumgartner, wie er ja auch noch späterhin in seiner Stellung als Propst, in welcher er zugleich die Function eines städtischen Consulenten auszuüben hatte, dem Rath seine rechtliche Hülfe lieh. Er erscheint als der Commissar des Raths in dessen Proceß gegen Hans Schütz und Anthoni Derrer, welche ohne Erlaubniß des Raths und unter angeblicher Kränkung dessen Gerechtsame, der erstere in Zerzabelshof, der andere in Bürgles (Unterbürg) Capellen hatten errichten lassen. Die Angelegenheit ging an die Curie und durch Bulle Papst Alexander's VI. vom 20. Februar 1501 wurde der Abbruch der beiden Capellen verfügt.

Aber auch sonst war T. ein Mann von Einfluß, der von König Maximilian I. in wichtigen Staatsgeschäften als Rath und Unterhändler beigezogen wurde und sich der besonderen Gunst König Ludwig's XII. von Frankreich erfreute. Er war mit dazu ausersehen, eine Versöhnung zwischen König Maximilian und König Ludwig nach dem Mailändischen Kriege anzubahnen und hat damals aller Wahrscheinlichkeit nach auch am Hofe des französischen Königs geweilt. Am 31. Juli 1502 schreibt König Ludwig an ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Bei ihm, seinem liebsten und theuersten Freunde, habe er schon öfter wahrgenommen, mit welchem Eifer und Verlangen er seine und der ganzen Christenheit Geschäfte fördere. Jetzt aber habe er dies noch besser und genauer aus dem Berichte seines lieben und getreuen Raths und Orators Karl de alto Bosto in Erfahrung gebracht. Dafür erstatte er ihm seinen unauslöschlichen Dank und bitte ihn inständig, daß er das so heilsame, der ganzen Christenheit so förderliche und äußerst nothwendige Werk krönen möge, je schneller, um so erfreulicher und förderlicher für seinen theuersten Bruder, den römischen König, das heilige Reich und die ganze Christenheit, da ja dieses Werk auf die Erhöhung des christlichen Namens, die Erhaltung und Stärkung beider Ordnungen und das Verderben des grausamen Türken in der That und augenscheinlich abziele. Deshalb schickt er wieder an seinen theuersten Bruder, den Römischen König, an die Kurfürsten und die sonstigen Fürsten und Regenten den vorgenannten Orator, damit der Vertrag am kommenden St. Jakobstag abgeschlossen werden könne. Da er aber seinem Gesandten für seinen Theil Einiges, ihm zu sagen und auseinanderzusetzen, anvertraut, so bittet er, volles Vertrauen in dessen Glaubwürdigkeit setzen zu wollen. Noch 1504 steht er mit dem König von Frankreich in Briefwechsel, der ihn wieder in diplomatischen Angelegenheiten verwenden möchte. Aber T. erwidert unterm 18. April, wenn er auch bereit sei, dem Befehl des Königs in dieser wie in andern Angelegenheiten nachzukommen, so sei er doch mit Schwachheit des Leibes beladen und vermöge ohne merkliche Fährlichkeit nicht über Land zu reiten oder zu fahren. Er bitte deshalb, kgl. Majestät wolle ihn entschuldigt halten und sein Ausbleiben in Ungnaden nicht vermerken.

Um diese Zeit lebte T. schon zurückgezogen von der Welt und fand seine Befriedigung in frommen Werken und Stiftungen. Schon im J. 1501 hatte er in der St. Lorenzkirche eine Stiftung zur Begehung des Festes der von ihm so hochverehrten h. Monica, der Mutter des h. Augustinus, am Tage nach St. Gotthard und Florian, dem 5. Mai, auf der vier Lehrer Altar mit Frühpredigt, Legende, Glockengeläut und Orgelspiel, Hochamt, stillen Messen und Vesper, in Chorröcken und bei Ausstellung der Monstranz, wie an einem hohen

Feiertag, errichtet. Er bestimmte zu diesem Zweck eine Rente von 3 Gulden von einem auf der Losungstube angelegten Capital für die 16 Vicarier bei St. Lorenz und die 4 bei St. Martha, St. Leonhard, St. Rochus und St. Peter im Siechgraben, die während des Hochamts Messe zu lesen hatten mit drei Collecten von St. Monica pro sacerdote defuncto. 1503 stiftete er mit seiner Schwester Magdalena Reich noch eine Pfründe zu einem Diakonat, um täglich eine Messe auf St. Johannisaltar zu singen mit einer Collecte für den Stifter. 1504 vermachte er ein Capital, von dessen Ertrag die beiden ältesten Tucher alljährlich 20 hausarme Menschen, 10 Männer in graues und 10 Frauen in blaues Tuch, kleiden sollten. Für die Kranken im h. Geistspital stiftete er 1507 eine Pfründe für einen Caplan oder Movendelpriester. In seinem im gleichen Jahre errichteten Testament theilte er seine Bibliothek an die Propstei von St. Lorenz und an verschiedene Klöster aus und bedachte Kirchen und Klöster mit Legaten. Haus und Garten hinter den Karthäusern mit allen dazu gehörigen Häusern und Zinsen verordnete er als Majorat seiner Geschlechtslinie. „In Summa“, berichtet uns Christoph Scheurl, „er gedacht auf das künftig Leben und sein Seel selig zu machen, was ein gottfürchtig, redlich, frum Mann, wohl beredt, vast (sehr) gelehrt und zum Studirn genaturt und geporn, hatt die Geistlichen lieb, viel Hoffnung in ihr Fürbitt . . “

Um Alles zusammenzufassen, er war ein frommer Geistlicher der alten Kirche, wie sie dazumal nicht allzuhäufig begegneten, ein Jurist und Theologe von tiefem und ausgebreitetem Wissen, der sich indeß dem damals vordringenden Humanismus keineswegs verschloß. Wenn auch seine Hinneigung und sein durch einen regen Briefwechsel bekundetes freundschaftliches Verhältniß zu dem jungen Christoph Scheurl, der durch ihn dem Studium erhalten blieb und auf seine Veranlassung die Universität Bologna bezog, in der nahen Verwandtschaft ihre Erklärung finden, so ist doch der überaus freundschaftliche Verkehr, den er mit Konrad Celtis pflegte, auf die Interessengemeinschaft beider auf dem Gebiete der classischen Studien zurückzuführen. Aus Celtis’ Briefen leuchtet überall die tiefe Verehrung und Hochschätzung hervor, die er dem T. zollte. Ihm sandte er seine Arbeiten und Gedichte zur Beurtheilung, er hält ihn hoch als seinen Richter und Censor, von ihm hat er eine so hohe Meinung, daß er die Veröffentlichung seiner Schriften nicht mehr für leichtsinnig und unbedacht hält, wenn sie vor Tucher’s Urtheil bestanden haben. Er bittet ihn wiederholt um Zusendung alter Autoren, auch des Bocaccio, gelegentlich auch um Geld. Wenn auch die Annahme nicht ganz abzuweisen sein dürfte, daß manches Schmeichelwort, das Celtis seinem mit zeitlichen Gütern gesegneten und einflußreichen Gönner spendet, wohl einigermaßen durch die mißliche Lage des bedürftigen Humanisten hervorgerufen war, so besteht doch andererseits kein Grund, die Aufrichtigkeit der Gefühle, die Celtis zum Ausdruck bringt, in Zweifel zu ziehen. In einer Ode preist er ihn als den Sprossen eines alten Geschlechts, welches dem Rath schon so viel würdige Glieder gegeben, als den Beschützer der Musen, dessen Ruhm sich auf die Nachwelt vererben soll. T. andererseits tritt für Celtis ein. Er möchte ihn an die Stelle „des Alten“, eines dem Scholasticismus anhangenden Mitglieds der Artistenfacultät an die Universität Ingolstadt bringen. An eifriger Verwendung beim Herzog will er es nicht fehlen lassen. Und es gelingt ihm auch in der That, seine Anstellung als ordentlicher Professor auf ein Jahr zu bewirken, er vermochte ihn aber trotz aller Anstrengungen nicht länger zu halten. Von einem späteren Verkehr Tucher’s mit Celtis in der Zeit, als jener Propst in Nürnberg war und dann mehr in der Verborgenheit ein frommes Leben führte, vernehmen wir nichts. Sixt T. ward 48 Jahre

alt und starb, nach Scheurl's Bericht, „schwindsüchtig, ganz christenlich Suntag vor Simonis und Juda, 24 Octobris, 3 Stund auf den Tag 1507, ward bei seinen Eltern zu St. Sebolt ehrlich begraben, besungen und begangen“.

Geschlechtsbuch der Tucher'schen Familie von Christoph Scheurl. — Urkunden im freih. v. Tucher'schen Archiv. — Rathsbuch der Stadt Nürnberg. — Briefe des Konrad Celtis an S. Tucher, in der Universitätsbibliothek zu München. — Briefe des Dr. Sixt Tucher, Probsts bei St. Lorenz zu Nürnberg, an seinen Nachfolger Anton Kreß 1502—1504. Herausg. von Georg Freiherrn v. Kreß. Nürnberg. — Summarische Deduction &c. — Will, Gelehrtenlexikon. — Derselbe, Museum Noricum. — v. Soden und Knaake, Christoph Scheurl's Briefbuch. — Prantl, Geschichte d. Ludwig-Maximilians-Universität. — B. Hartmann, Konrad Celtis in Nürnberg im 8. Hefte der Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg.

Mummenhoff.

Tünger *): Augustin T., Facetist des 15. Jahrhunderts, war nach seiner eigenen Angabe 1455 in dem badischen Städtchen Endingen geboren, wurde schon Winter 1467 zu Erfurt immatriculirt, wo Joh. Beck aus Marburg sein Lehrer in der Grammatik war, und heirathete bereits 1478 gegen den Willen seiner Familie und in äußerst beengten Verhältnissen seine Frau Clara. 1486 ist er Procurator Curiae Constantiensis und nennt den Constanzer Bischof Otto IV., Grafen von Sonnenberg, seinen gnädigen Herrn. Aber auch dem Landesherrn seiner Heimath, dem Grafen Eberhard im Barte, bewahrt er seine Anhänglichkeit: ihm bringt er sein erstes (und wol einziges) Werk, die im Dedicationsexemplar handschriftlich erhaltenen, am 28. Nov. 1486 abgeschlossenen prosaischen ‘Facetiae Latinae et Germanicae’ dar. Es ist dem guten Mann nicht ganz wohl bei der Wahl seines Themas; er ist sich bewußt, damit etwas Ungewöhnliches zu wagen und er bricht deshalb ab, ehe er seinen Stoff nur zur Hälfte erschöpft hat, um den Erfolg dieses ersten Versuches erst abzuwarten. Wol hatte er an Poggio, den er aber nicht nennt, einen grade in Constanz sicher wohlbekannten Vorgänger, aber dieser hatte für ein anderes Publikum geschrieben, hatte sich aufs Latein beschränkt, während T. schon durch die Rücksicht auf den Grafen Eberhard, der bekanntlich trotz Nauklerus der lateinischen Bildung gänzlich entbehrte, genöthigt war, auch deutschen Text beizugeben. Er sucht die Bedenken, die solcher Schwanksammlung entgegen gebracht werden konnten, dadurch abzuschwächen, daß er jeder der 54 kleinen Geschichten eine Moral ‘fur ain guldin claid’ umhängt. Diese Moralen sind nun aber nicht nur platt, sondern sogar oft äußerst unzutreffend: T. zieht keineswegs die gebotenen ethischen Folgerungen, wo irgend welche Rücksichten ihn hemmen (vgl. z. B. Nr. 50). Litterarische Quellen scheint er nicht gehabt zu haben: die Uebereinstimmung seiner 45. Erzählung mit Poggio wird sich anders erklären. T. stellt allerlei Anekdoten zusammen, wie er sie von Jugend auf gehört hat, und er unterläßt nicht, den Schauplatz der Handlung, meist Orte aus der Gegend des Bodensees, ja womöglich die handelnden Personen mit Namen zu nennen. Das schließt natürlich nicht aus, daß doch manches altüberlieferte Gut sich eingeschlichen hat, wie z. B. die schon von Rosenplüt in Verse gebrachte Geschichte von der Buhlerin, die sich mit Tinte statt mit Rosenwasser salbt (Nr. 39). T. vermeidet offenbar unflätige und, nicht unbedingt zum Vortheil der Sammlung, auch zweideutige Facetien. Das Zartgefühl jener Tage ließ freilich trotzdem ziemlichen Spielraum. Mancher pointelose und unbedeutende Scherz lief bei dieser Selbstbeschränkung unter, der wol dem Erlebenden und Hörenden, schwerlich dem Lesenden von Interesse sein konnte. Aber grade

*) Zu Bd. XXXVIII, S. 791.

weil T. wirkliche Geschehnisse sammelt, gewährt sein Büchlein manche hübschen genrehaften Bildchen aus der Sittengeschichte und den socialen Verhältnissen jener Zeit. Pfaffen, Bauern und Fatzleute sind die Lieblingshelden. Die deutsche Prosa dieses ältesten deutschen Facetisten trägt die sichtbarsten Spuren davon an sich, daß sie erst aus lateinischer Prosa übersetzt ist. Sowol der oft recht salzlose Inhalt wie die ungeschickte Form machen es begreiflich, daß das Büchlein, der Vorgänger manches vielgelesenen Schwankbuches, selbst ohne Erfolg blieb. Dem Facetisten hätte man gern etwas mehr Freiheit des Scherzes gewährt, und die Moral war dem Freunde solcher kleinen lustigen Sächelchen schwerlich ein Bedürfniß. So erlebte Tünger's Arbeit keine Fortsetzung, und auch auf den Druck mußte sie fast 400 Jahre warten.

Augustin Tüngers Facetiae, hsg. von A. v. Keller (Biblioth. d. Stuttg. litterar. Vereins No. CXVIII), Tübingen 1874. — Ad. v. Keller, Verzeichniß altdeutscher Handschriften (Tübingen 1890), Nr. 113. — Geschichtsquellen der Provinz Sachsen VIII, 1, 325 b. Roethe.

U.

Ubbelohde: Joh. G. L. Wilhelm U., geboren am 4. August 1794 in Hannover, † ebenda am 5. December 1849. Sohn des Advocaten und Consistorialsecretärs, nachherigen Bürgermeisters U. in Münder am Deister, der früh starb, besuchte U. zuerst die Hofschule, dann das Lyceum in Hannover und studirte, als er Ostern 1812 die Universität Göttingen bezog, nach dem Rathe seines Verwandten, des Abts Salfeld, Theologie, trat nach der Schlacht bei Leipzig in das vaterländische Heer ein, das in den Elbgegenden seine Quartiere hatte, wurde im März 1814 Lieutenant und kehrte zu Ende des Jahres nach Göttingen zurück, nun aber der Jurisprudenz, der Finanzwissenschaft und der Geschichte seinen ganzen Fleiß widmend. Entschlossen, sich der Verwaltung zuzuwenden, war er zugleich für seine praktische Ausbildung thätig und wurde nach gemachtem Auditorenexamen 1817 bei dem Amte Herzberg angestellt. 1818 wurde er Assessor, vertrat eine Zeit lang den in Rom abwesenden Klosteramtmann Leist in Ilfeld (s. A. D. B. XVIII, 227) und wurde im Herbst 1820 in die Stelle eines Geh. Canzleisecretärs nach Hannover berufen, die einst schon sein Großvater inne gehabt hatte. In diesem Amte eines Ministerialreferenten wirkte er die nachfolgenden 29 Jahre seines Lebens, 1823 zum Canzleirath, 1832 zum Hofrath, 1843 zum Oberfinanzrath befördert. 1831 wurde er als einer der sieben königlichen Commissare in den Ausschuß deputirt, der mit den ständischen Vertretern zusammen das Staatsgrundgesetz zu entwerfen hatte und hat auch das Protocoll der Commission geführt. Dem Geheimen Cabinetsrath Rose (s. A. D. B. XXIX, 182) beigegeben, war U. an den wichtigen finanziellen Arbeiten der Zeit betheiligt. Im Hinblick auf die mit dem 1. Juli 1834 eintretende Cassenvereinigung veröffentlichte er sein Buch: „Ueber die Finanzen des Königreichs Hannovers und deren Verwaltung“ (Hannover 1834), ein Werk, dessen Tüchtigkeit und Wirkung über den Zweck und Kreis hinaus, für den es ursprünglich bestimmt war, der berühmte spätere Bearbeiter desselben Gegenstandes, Lehzen (s. A. D. B. XVIII, 168) vollauf anerkannte. Das wohlwollende tüchtige Regiment jener Tage hatte an U. eine seiner besten Stützen. Auch litterarisch war er für die Regierung mannichfach thätig. An der „Vertheidigung des Ministeriums Münster“ wird ihm neben Rose ein wesentlicher Antheil zugeschrieben. Durch die von ihm seit 1830 geführte Redaction des „Hannoverschen Magazins“ suchte er unterrichtend und erziehend auf das Publicum ein-

zuwirken. Eine grundlegende mühevolle Arbeit, die er schon in jungen Jahren ausgeführt hatte, war das „Statistische Repertorium über das Königreich Hannover“ (Hannover 1823). U. war einer der würdigsten Repräsentanten des hannoverschen Beamtenstandes, ein Mann von reicher Bildung, der geräuschlos sein volles Wirken in den Dienst seiner Heimath verstellte und nicht vergaß, was sie dem Gesammtvaterlande schuldete.

Zum Andenken an den Oberfinanzrath Ubbelohde in Hannover. Hannov. 1850 (mit Auszügen aus seinen Briefen und einer Auswahl didactischer und philos. Aufsätze). F. Frensdorff.

Uber: Friedrich Christian Hermann U., gewöhnlich nur Friedrich U. genannt, Sohn des Oberamts-Regierungsadvocaten und königlichen Justizcommissarius Chr. Benjamin U., der sich auch als Componist von einigen Singspielen bekannt machte. Friedrich wurde am 22. April 1781 zu Breslau geboren und starb am 2. März 1822 zu Dresden. Von früher Jugend an musikalisch gebildet, durch das Beispiel seiner Eltern, deren Haus der Sammelpunkt der Musiker Breslaus war, mächtig angeregt, hatte er den sehnlichsten Wunsch, sich zum Musiker auszubilden; doch der Vater bestimmte ihn zum Juristen. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien, besuchte er die Universität in Halle. Hier brach sich seine Neigung und Veranlagung zur Musik bereits Bahn; er trat als Violinvirtuose und Componist, sowie als Director der Winterconcerte auf und erntete reichlichen Beifall. 1803 verließ er die Universität und sollte nun die Juristerei praktisch durchmachen, doch endlich im J. 1804 gab der Vater nach, besonders bewogen durch eine von seinem Sohne componirte Cantate „Die Feier der Liebe“, die ihm das offenbare Talent des Sohnes überzeugend verrieth. Der Fürst von Radziwill nahm ihn mit nach Berlin und verschaffte ihm eine Stelle im Orchester des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. 1806 gab er als Violinist sein erstes Concert, doch die Kriegsereignisse löſten alle Verhältnisse auf. Erst im December 1808 fand er in Kassel als erster Violinist Anstellung und im Januar 1809 wurde er zum Musikdirector der deutschen Oper ernannt. Hier componirte er Violinconcerte, Duette, das Intermezzo „Der falsche Werber“, ferner eine melodramatische Bearbeitung von Schiller's Taucher und die Musik zum Klingemann'schen Drama „Moses“. Als die deutsche Oper aufgelöst wurde, schrieb er französische Operetten, von denen wohl „Les Marins“ am bekanntesten geworden ist. Mit dem Sturze Napoleon's war es auch mit der Herrlichkeit des Königthums von Westfalen zu Ende und U. war abermals ohne Versorgung, bis er 1815 in Mainz als Capellmeister an der Oper Stellung fand. Hier schrieb er die Oper „Der frohe Tag“, doch schon 1816 nahm er an der Sekonda'schen Operngesellschaft in Dresden die Stelle eines Capellmeisters an; auch hier wurde er bald durch Auflösung der Gesellschaft seines Amtes entledigt und wandte sich nun nach Leipzig, wo er sich durch Privatunterricht ernährte. Durch die Amtsniederlegung Weinlig's als Cantor an der Kreuzkirche zu Dresden, wurde dieser Posten frei; U. nebst drei anderen Bewerbern, meldete sich am 15. October 1817, wurde nach abgelegter Probe im Februar 1818 zum Cantor gewählt und am 9. März bestätigt. U. hatte nicht nur das Alumnat zu leiten, die Kirchenmusik an mehreren Kirchen einzuüben und zu dirigiren, sondern auch noch Schulunterricht in Quarta zu geben. Die Streitigkeiten mit dem Rectorat, die geringe Einnahme, die Aufgabe, die Alumnen in Ordnung zu halten, die Leichen auf den Kirchhof zu begleiten, dies alles bot soviel Unangenehmes dar, daß es eines ganz besonderen festen und wieder nachgiebigen Charakters bedurfte, um ein so vielseitiges Amt zu aller Befriedigung zu führen. Eine neuerdings von Karl Held als Doctordissertation herausgegebene Arbeit über das Kreuzcantorat zu Dresden läßt uns in die Be-

schwerlichkeit des Amtes einen eingehenden Blick thun. U. kam noch glimpflich davon, denn seine Kränklichkeit ließ ihn nur theilweise sein Amt verwalten, so daß er sich willig in alle Anordnungen fügte; dennoch war er als Componist gerade in der kurzen Zeit, in der er dem Cantorat vorstand, sehr fleißig und dem alten Herkommen zufolge schrieb er für die Kirchenfeierlichkeiten noch mehrere größere Cantaten, wie „Die Feier der Auferstehung“, „Der ewige Jude“, „Die letzten Worte des Erlösers“, sein letztes Werk, welches am Charfreitage den 2. März 1822 in der Kreuzkirche zur ersten Aufführung gelangte, während er zur selben Zeit seinen Geist aushauchte.

Von seinen Werken besitzt die Bibliothek der Kreuzkirche 2 geistliche Werke, anderes die königliche Musikaliensammlung in Dresden, die königliche öffentliche Bibliothek in Dresden und Variationen für Violine mit Baß die königliche Bibliothek zu Berlin, sowie ein Violinconcert im Autograph und eine Romance et Chanson pour le Pfte. Leips. chez Peters. Ohne die höchste Staffel in der Kunst erreicht zu haben, war er immerhin ein achtenswerthes Mittelglied, dessen Bestrebungen stets darauf gerichtet waren, der Kunst im Volke Eingang zu verschaffen. — Auch sein Bruder Alexander U., 1783 geboren und 1824 gestorben, widmete sich der Musik; anfänglich trat er als Violinist auf, wandte sich aber später dem Violoncell zu und bekleidete zuletzt die Capellmeisterstelle beim Reichsgrafen von Schönaich, Fürsten von Carolath, Schilling's Lexikon und Dr. Held's Dissertation. Rob. Eitner.

Uebertwerch: Heinz U. nennt sich ein fahrender Sänger, der in einem sangbaren Liede der Volksmeinung über den berühmten Proceß des am 28. Februar 1469 wegen Diebstahls durch den Strick hingerichteten 'Losunger's' Nik. Muffel (A. D. B. XXII, 445 ff.) den unzweideutigsten Ausdruck gegeben hat. Dieser Proceß scheint zwar zu einem Justizmorde nicht geführt zu haben; aber das hastige und heimliche Verfahren, bei dem persönliche Feindschaften offenbar mitgespielt haben, legte den Verdacht immerhin nahe, und die Chronisten der Zeit deuten überwiegend ihre Zweifel an der Gerechtigkeit des Spruches an. Keiner aber spricht entfernt so geradezu wie der gut unterrichtete U., der Alles und Alle beim rechten Namen nennt, auf die Schuldigen im Rathe mit Fingern zeigt, ihnen die erbärmlichsten Motive unterschiebt und Muffel's Söhne zur Blutrache mahnt. Aus U. spricht der Haß: aber er macht ihn beredt wie sonst die Liebe; das Liedchen fällt ins Ohr und hat gewiß grade durch seine rückhaltlose Thatsächlichkeit, die keine Scrupel aufkommen läßt, höchst aufreizend gewirkt.

Die historischen Volkslieder der Deutschen, gesammelt von R. v. Liliencron Nr. 123b, Bd. I, S. 561—6; Collation der Bamberger Handschrift in den 'Chroniken der deutschen Städte' Bd. 11, S. 754, Anm. 2.

Roethe.

Ueberwasser: Ferdinand U., geboren am 13. August 1752 in Meppen, war gerade im J. 1773 aus dem Noviziate zu Trier in das Jesuitencollegium zu Coesfeld versetzt und zum Lehrer von Infima für das folgende Jahr bestimmt, als am 22. September das Coesfelder Collegium aufgehoben wurde. Trotzdem blieb er noch einige Jahre an dem dortigen Gymnasium thätig, bis ihn 1776 der Minister von Fürstenberg, den Zumkley auf den talentvollen jungen Mann aufmerksam gemacht, an das Paulinische Gymnasium zu Münster berief und ihm nach dem Tode Havichorst's († 1783) die Professur für Logik und Metaphysik übertrug. Nachdem er bereits 1787 den ersten und einzigen Theil der „Anweisungen zum regelmäßigen Studium der empirischen Psychologie für die Candidaten der Philosophie zu Münster“ (2. Aufl. 1794) hatte erscheinen lassen, besorgte er 1798 eine neue verbesserte Ausgabe von seines Vorgängers Lehrbuche der Logik (Institutiones logicae in usum auditorum. Mo-

nasterii 1776), der 1799 eine philosophische Abhandlung „Ueber Vernunft, Vernunftbegriffe und den Begriff der Gottheit insbesondere“ (2. Aufl. 1815) folgte. Seine gelungenste Arbeit aber dürfte die im J. 1800 veröffentlichte Schrift „Ueber das Begehrungsvermögen“ sein, sowohl rücksichtlich der wissenschaftlichen Gründlichkeit, als rücksichtlich der Anwendung der psychologischen Erfahrungen auf die Moral. U., der auch Domvicar und Präses des Heerde-Collegiums gewesen und bis 1785 die münsterische Leibgarde in der Psychologie unterrichtet hatte, starb am 15. Januar 1812. Nach seinem Tode gab der Professor und Domcapitular Brockmann 1814 und 1815 seine druckfertig hinterlassene dreibändige „Moralphilosophie“ heraus, während Ueberwasser's lateinisch geschriebene Logik, die sich im Besitze der königlichen Paulinischen Bibliothek zu Münster (Msc. 537) befindet, ungedruckt geblieben ist.

Joh. Chr. Schlüter im Westfäl. Archiv 1812 Nr. 9. — B. Sökeland, Umgestaltung des Münsterschen Gymnasiums u. s. w. (Gymn.-Progr.) Münster 1828 S. 95 f. — Chr. Marx, Geschichte des Gymnasiums in Coesfeld. Coesfeld 1829 S. 100. P. Bahlmann.

Ueberweg: Friedrich U., Philosoph, wurde am 22. Januar 1826 in Leichlingen bei Solingen als Sohn des dortigen lutherischen Pfarrers U. geboren. Schon wenige Wochen nach seiner Geburt starb sein Vater, und die Erziehung des Sohnes blieb ganz der Mutter überlassen, die sich ihm mit liebevollster Sorgfalt gewidmet, ihn auf die Schule und die Universität begleitet, ja bis ins reifere Mannesalter aufs treueste gepflegt und behütet hat. Sie zog mit ihm zu ihrem Vater, dem Pastor Böddinghaus in Ronsdorf, wo U. die ersten Kinderjahre verlebte. Dann besuchte er das Gymnasium in Elberfeld, dem er, mit Ausnahme eines am Gymnasium in Düsseldorf zugebrachten Schuljahrs bis zur Maturitätsprüfung als fleißiger, begabter Schüler angehört hat. Als er diese Anstalt im Herbst 1845 verließ, wurden in dem Abgangszeugniß namentlich seine mathematischen Kenntnisse und seine formale Denkschärfe rühmend anerkannt. Mit der Absicht Philologie zu studiren und sich zum Gymnasiallehrer auszubilden ging er, begleitet von seiner Mutter, nach Göttingen, hörte hier bei K. F. Hermann und Schneidewin philologische Collegien, wurde aber auch durch Lotze's Vorlesungen über Logik in die Sphäre der Philosophie eingeführt. Hierauf studirte er vier Jahre lang in Berlin, wo in ihm sehr bald der Plan die Philosophie zum Lebensberuf zu erwählen zur Reife gedieh. Seine vielseitigen Interessen erstreckten sich über einen weiten Kreis wissenschaftlicher Fächer; er hörte bei Böckh philologische, bei Ranke historische, bei Dirichlet mathematische, bei Neander und Twesten theologische, bei Beneke und Trendelenburg philosophische Vorlesungen; und während einerseits Trendelenburg's aristotelische Uebungen für ihn richtunggebend wurden, erhielt er andererseits von Beneke's Psychologie tiefgehende, dauernde Anregungen. Mit der Dissertation De elementis animae mundi Platonicae erwarb er 1850 in Halle den Doctorgrad, bestand bald darauf in Berlin das Oberlehrerexamen und sah sich nun nach einer Anstellung als Lehrer um. Ein halbes Jahr lang gab er an dem Blochmann'schen Institut in Dresden Unterricht, wobei ihm jedoch seine angeborene Schüchternheit hinderlich im Wege stand. Nachdem er in Duisburg sein Probejahr durchgemacht hatte, erhielt er 1851 eine ordentliche Lehrerstelle am Gymnasium in Elberfeld; aber auch hier erwies sich seine Befähigung zum praktischen Pädagogen als so unzulänglich, daß er diese vortheilhafte Stellung wieder aufgab und den im Hinblick auf seine äußerst dürftigen Subsistenzmittel gewagten Entschluß faßte, die Universitätslaufbahn zu betreten. Er wählte die Universität Bonn, habilitirte sich dort im November 1852 als Privatdocent für Philosophie, bezog mit seiner auf eine geringfügige Wittwenpension angewiesenen Mutter eine enge,

ärmliche Wohnung und begann, ohne sich von Sorgen und Entbehrungen entmuthigen zu lassen, die akademische Lehrthätigkeit. Der studentische Besuch seiner Vorlesungen und Uebungen war anfangs nicht stark, nahm aber im Lauf der Jahre allmählich zu. Der vertraute Verkehr mit akademischen Collegen, besonders mit dem Mediciner Dr. Böcker und mit Dr. F. A. Lange, der sich in Bonn neben ihm als Docent der Philosophie habilitirt hatte, gewährte ihm außer mannichfacher wissenschaftlicher Anregung willkommene Gelegenheit, seiner Lust am Disputiren freien Lauf zu lassen. Zu gleicher Zeit entwickelte U., mit rastlosem Fleiße weiter arbeitend, eine rege litterarische Thätigkeit. Sein „System der Logik", welches eine ganze Reihe verbesserter und vermehrter Auflagen erlebt hat, erschien zuerst 1857. Seine akademische Preisschrift über die Echtheit und Zeitfolge der platonischen Schriften (Wien, 1861) fand in philologischen Kreisen zwar nicht ungetheilten Beifall, erhöhte aber seinen Ruf als gediegener Gelehrter. Sodann begann er, einer Aufforderung der Verlagsbuchhandlung von Mittler und Sohn folgend, mit allem Eifer die Ausarbeitung seines „Grundrisses der Geschichte der Philosophie" (3 Theile, 1862—66). Neben dem Bedürfniß, seine realistische, an Beneke und Schleiermacher anknüpfende, gegen Kant polemisch gerichtete Weltansicht in ein System zu bringen, nahmen ihn politische und religiöse Fragen stark in Anspruch. Er trat in Wählerversammlungen als Redner auf und besprach in einer anonymen Flugschrift die Bestrebungen der freien Gemeinden. Was seine äußere Stellung anbetrifft, so erhielt er gegen Ende des in Bonn zugebrachten sorgenvollen Decenniums eine jährliche Gratification von einigen hundert Thalern und wurde zum Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission ernannt. Endlich aber im Frühling 1862 ward ihm die längst ersehnte und verdiente Beförderung zu theil, indem er als außerordentlicher Professor mit fünfhundert Thalern Gehalt an die Universität Königsberg berufen wurde. Dort lebte er sich, ebenso wie seine ihn überall hin treu begleitende Mutter, in ihm fremdartige Verhältnisse ein, verheirathete sich 1863 mit Luise Panzenhagen aus Pillau, konnte mit Genugthuung auf eine gedeihliche akademische Wirksamkeit und auf das wachsende Ansehen seiner Schriften hinblicken und wurde 1868 zum ordentlichen Professor ernannt. Aus seiner glücklichen Ehe sind vier Kinder hervorgegangen. Ueberhaupt nahm in Königsberg das Leben für U. eine erfreuliche Gestalt an. Während er mit seinen Universitätscollegen, besonders seinem unmittelbaren Fachgenossen Rosenkranz, im besten Einvernehmen stand, lernte er an dem Dr. Czolbe, Verfasser einiger sensualistischer Schriften, einen Mann kennen, dessen philosophische Ansichten den seinigen nahe verwandt waren. Czolbe war sein Hausarzt; der Verkehr mit ihm wurde zur vertrauten Freundschaft, und in sehr häufigen Zusammenkünften tauschten beide Männer ihre Gedanken aus, deren Spitze sich übereinstimmend gegen den Subjectivismus und Idealismus der Kantischen Philosophie wendete. Als im August 1868 seine treue Mutter starb, war dies für U. ein schwerer Schlag, doch konnte er damals nicht ahnen, wie bald er selbst aus der Fülle der Wirksamkeit gerissen werden sollte. Sein nicht sehr kräftiger, aber gesunder Körperbau zeigte sich den Einflüssen des strengen ostpreußischen Klimas leidlich gewachsen und hielt alle Strapazen einer unermüdlichen, angestrengten Arbeitsamkeit aus. Außer seinen größeren Werken und manchen kleineren Abhandlungen verfaßte U., für v. Kirchmann's „Philosophische Bibliothek", Uebersetzungen von der Politik des Aristoteles und Berkeley's „Tractat über die Principien der menschlichen Erkenntniß", nebst zugehörigem Commentar, und trug sich mit mehreren Entwürfen, die unausgeführt geblieben sind. Im Frühjahr 1871 erkrankte er plötzlich, infolge einer heftigen Erkältung, an Entzündung des Hüftgelenks. Wochenlang litt er unter starken Schmerzen,

behielt aber solche Freiheit des Geistes, daß er noch auf dem Krankenbett die Correctur einer englischen Uebersetzung seiner Logik besorgte und den wissenschaftlichen Briefwechsel mit auswärtigen Freunden fortsetzte. Die Hoffnung auf Wiedergenesung hielt er fest und war schon entschlossen, einen früher abgelehnten Ruf nach Würzburg anzunehmen. Da traf ihn der Tod am 9. Juni 1871. —

Unter den Werken Ueberweg's hat sein, in den späteren Auflagen von M. Heinze herausgegebener, „Grundriß der Geschichte der Philosophie" die weiteste Verbreitung und meiste Anerkennung gefunden. Es ist ein in seiner Art vortreffliches Compendium. Zwar wird sich nicht bestreiten lassen, daß die der historischen Darstellung eingestreuten kritischen Bemerkungen über Spinoza, Kant und andere Denker ersten Ranges keinen sehr hohen Standpunkt einnehmen, ja hie und da ins Kleinliche, Pedantische verfallen. Aber eine ganz ungewöhnliche Belesenheit, eine umfassende Litteraturkenntniß, eine Fülle selbständiger Quellenstudien geben diesem Werke das Gepräge der gediegensten Gelehrtenarbeit. Demnächst hat Ueberweg's Logik vielen Beifall erregt. Auch sie zeichnet sich durch Verwerthung eingehender historischer Kenntnisse und zahlreiche Litteraturangaben aus; sie sucht das Problem der Erkenntnißtheorie mit dem der traditionellen Schullogik zu vereinigen, behauptet im realistischen Sinne einen Parallelismus der subjectiven Denkformen mit den objectiven Existenzformen und verfolgt manche Speciallehren, z. B. die Lehre von den Syllogismen, in ein Gewebe formeller Finessen hinein. Zu einer systematischen Darstellung seiner Weltauffassung, wie sie ihm stets als Ziel vorschwebte, ist U. bei der zunehmenden Vertiefung in historische Arbeiten nicht gelangt und hat von ihr in einigen Specialuntersuchungen nur vereinzelte Andeutungen gegeben. Der Zug seines ganzen Denkens richtete sich polemisch gegen Kant. Von Beneke's empiristischem Standpunkt ausgehend, huldigte er einer etwas absonderlichen Theorie der Gesichtswahrnehmung, die sich an Johannes Müller's mehr als zweifelhafte Annahme, wonach das Sehen eine Selbstempfindung der Netzhaut sein soll, unmittelbar anschloß; hiermit vereinigte er die kühne Meinung, daß unsre Vorstellungen von Räumlichem selbst etwas räumlich Ausgedehntes in einem räumlich ausgedehnten Sensorium seien, behauptete demgemäß die absolute Realität des Raumes und einer ihn stetig erfüllenden Materie, war ferner bestrebt, die teleologische mit der causalen Naturbetrachtung irgendwie in Einklang zu bringen und suchte den letzten Gipfel in der Idee einer Weltseele. Seine Ansichten über das Problem der Ethik hat er in einem Artikel der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" (1854) und in einem Anhang zu der englischen Uebersetzung seiner Logik niedergelegt.

Fr. A. Lange, Friedrich Ueberweg; Altpreußische Monatsschrift, Bd. VIII, S. 487—522. — W. Dilthey, Zum Andenken an Fr. U., Preußische Jahrbücher, Bd. XXVIII, S. 309 ff. — A. Lasson, Zum Andenken an Fr. U., Philosophische Monatshefte, Bd. VII, S. 289. — M. Brasch, Welt- und Lebensanschauung Fr. Ueberweg's, 1888. O. Liebmann.

Ublacker: Christoph U. (Ubelacker), geboren im J. 1716 zu Tirschenreut (Oberpfalz), † zu Geisenfeld (Freising) im J. 1778. Er trat nach absolvirten Vorstudien in die Gesellschaft Jesu ein, lehrte an den Ordensanstalten in München und Constanz kanonisches Recht, wurde 1766 Professor casuum, 1778 des kanonischen Rechts in Ingolstadt als Nachfolger von F. X. Zech. Nach der Aufhebung des Ordens wurde er trotz seiner Bereitwilligkeit die Professur beizubehalten im J. 1773 als geistlicher Rath und Professor des Kirchenrechts an das Lyceum in München versetzt, im folgenden Jahre zum Pfarrer in Geisenfeld ernannt. Er hatte gleich anderen Ordensmitgliedern beim Fortgange von Ingolstadt eine große Anzahl von Büchern mitgenommen, welche er an den

Kurfürsten zurückgab; sie kamen nach dem Regierungsantritte von Karl Theodor in die Hofbibliothek. Er hat nur wenige dem Kirchenrechte bezw. der Theologie angehörige Schriften hinterlassen.

Mederer, Annal. III, 294, 299, 302. — Permaneder, Ann. V. 5, 6, 17, 69 (abweichend bezüglich der Bücher von) Prantl, Gesch. I, 695; II, 509. — Baader II, 279. — Meusel 14, 174. — Siebenkees I, 497.

v. Schulte.

Uchatius: Franz Freiherr v. U., k. k. Feldmarschalllieutenant, geboren zu Theresienfeld in Niederösterreich am 20. October 1811, † zu Wien am 4. Juni 1881. Als Sohn eines k. k. Straßenbaucommissärs trat U. im J. 1829 aus dem Gymnasium zu Wiener-Neustadt als Cadetunterkanonier in das 2. Artillerieregiment und erhielt seine mathematisch-technische Ausbildung in der Schule des Bombardiercorps; nach Beendigung dieses Curses versah er in der chemisch-physikalischen Lehranstalt durch zwei Jahre behufs praktischer Ausbildung die Stelle als Laborant und fungirte hierauf noch durch 4 Jahre als Adlatus des Professors. Seit dem Jahre 1837 Feuerwerker, wurde U. 1841 in die k. k. Geschützgießerei übersetzt und beschäftigte sich vornehmlich mit Lösung von Problemen, die sich auf Erzeugung und Prüfung von Geschützmetallen und Schießmitteln bezogen; so legte er hier den ersten Grund zu seiner später so bedeutenden Erfindung.

Am 11. Juli 1843 zum Lieutenant in der Stuckgießerei in Wien, 1848 zum Oberlieutenant im 3. Feldartillerieregiment befördert, machte er den Feldzug 1848—1849 in Italien mit. Im Jahre 1851 ward er zur Zeugsartillerie übersetzt und blieb fortan in der Geschützgießerei in Verwendung, wo er am 1. Mai 1851 zum Hauptmann, am 11. December 1860 zum Major, am 13. August 1863 zum Oberstlieutenant, und am 8. Februar 1867 zum Obersten befördert und am 1. Juli 1871 zum Commandanten der Artilleriezeugsfabrik ernannt wurde, welche Stellung er bis zu seinem Tode inne hatte, und in derselben am 1. November 1874 zum Generalmajor, am 1. Mai 1879 zum Feldmarschalllieutenant vorrückte. Die rastlosen Studien, welche U. auf dem Gebiete der Chemie betrieb, führten ihn zu vielen Erfindungen und Verbesserungen im Artilleriematerial. Schon als Feuerwerker war er im J. 1838 einer der Ersten, welcher Daguerreotypien und Papierlichtbilder erzeugte. Im J. 1844 projectirte er die ersten Frictionszünder und richtete eine neue Methode der quantitativen Bestimmung des Kohlenstoffes im Roheisen ein, was eine bedeutende Verbesserung in der Erzeugung eiserner Kanonen zur Folge hatte. Bei der Belagerung Venedigs 1849 construirte U. zum Bombenwerfen auf große Distanzen papierene Ballons, welche sich außerordentlich bewährten. Nach dem Feldzuge bereiste U. in den Jahren 1850 und 1851 zur Vervollständigung seiner technischen Kenntnisse das Ausland und verwerthete die gesammelten Erfahrungen beim Entwurf und der Einrichtung der Geschützgießerei sowie der übrigen Werkstätten im k. k. Arsenal. In diese Zeit fällt auch die Construction mehrerer Apparate zur Prüfung der Geschützmetalle. Im Jahre 1856 trat U. mit einer neuen Methode der Stahlerzeugung durch directe Bereitung des Gußstahls aus dem Roheisen auf, 1864 erzeugte er eine Pulverprobe und construirte einen ballistischen Apparat. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien ernannte ihn in dieser Zeit zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Die bedeutendste seiner Erfindungen jedoch, welche seinem Namen einen Weltruf verschaffte, ist die Verwendung der Stahlbronce als Geschützmaterial. Bei der geringen Stahlindustrie in Oesterreich war man bisher bei Erzeugung des schweren Artilleriematerials größtentheils an das Ausland gewiesen. Die Verwerthung der von U. im Beginne der 70er Jahre erfundenen Stahlbronce machte jedoch Oesterreich in dieser Beziehung

vom Auslande unabhängig. Das erste Geschütz aus Stahlbronce wurde im J. 1874 gegossen und schon zwei Jahre später war die Herstellung der neuen Geschütze vollendet; gleichzeitig wurden auch die Ringhohlgeschoße eingeführt. Die treffliche Eignung der Stahlbronce zum Guß der Feldgeschützrohre veranlaßte U., sein Material auch bei Erzeugung der 12 cm, 15 cm und 18 cm Belagerungskanonen zu verwerthen und wurde die Einführung derselben auch am 8. Mai 1881 sanctionirt; bei den Küstenkanonen hatten jedoch die angestellten Versuche nicht den von U. gehofften Erfolg und der kurz darauf erfolgte Tod des greisen Generals machte weiteren Versuchen ein Ende.

Uchatius' für die Artilleriewaffe so hervorragendes Wirken wurde von Kaiser Franz Josef wiederholt anerkannt; so erhielt U. im J. 1856 gelegentlich des Artilleriearsenalbaues den Orden der eisernen Krone 3. Classe, infolgedessen er in den Ritterstand erhoben wurde, im J. 1864 wurde ihm „in Anerkennung des sehr verdienstvollen Wirkens und der besonderen Thätigkeit auf dem Gebiete der Artilleriewaffe überhaupt, dann insbesondere bei Zustandebringung des neuen Geschützsystems und Beschaffung des hiezu erforderlichen Materials" der Ausdruck der Allerh. Zufriedenheit bekannt gegeben, 1875 „in huldvollster Anerkennung der bei Beschaffung des neuen Feldartilleriematerials erworbenen großen Verdienste um Staat und Heer" das Commandeurkreuz des St. Stefanordens und kurz darauf die geheime Rathswürde verliehen; auch wurde ihm eine lebenslängliche jährliche Personalzulage von 2000 fl. angewiesen und als Commandeur des St. Stefanordens ihm der Freiherrenstand zuerkannt. Im Jahre 1877 erhielt er gelegentlich seines 50jährigen Dienstjubiläums den Orden der eisernen Krone 2. Classe.

U., der hervorragende Artilleriegeneral, endigte sein thaten- und erfolgreiches Leben vorzeitig, indem er am 4. Juni 1881 selbst Hand an sich legte. An diese so unerwartet eingetretene Katastrophe knüpften sich eine ganze Menge von Gerüchten und Vermuthungen über die Gründe, welche den verdienten General zum Selbstmord getrieben haben sollten; über die Motive seiner That hinterließ U. keinerlei Andeutungen oder Aufzeichnungen. Die Obduction der Leiche ergab vernarbte akute Magengeschwüre, die sich zu einem Magenkrebs auszubilden drohten. Die Kenntniß dieses unheilbaren Leidens mag wohl dem greisen Mann die Todeswaffe in die Hand gedrückt haben; sicherlich aber hat Entmuthigung darüber, daß die unternommene Aufgabe aus Stahlbronce auch die schweren Küstengeschütze zu erzeugen, da die wenige Tage vor seinem Tode vorgenommenen Versuche geringe Aussicht auf Realisirung boten, zu dem unheilvollen Entschlusse beigetragen. Die sterbliche Hülle wurde mit allen militärischen Ehren vom Arsenale, der Stätte seines erfolgreichen Wirkens, am 7. Juni 1881 auf den Centralfriedhof gebracht, und dort zur ewigen Ruhe gebettet. FML. U. war seit dem Jahre 1842 mit der Hauptmannstochter Anna Brandl vermählt und hinterließ einen Sohn und zwei Töchter. Von der Armee und seiner Waffe aufrichtig betrauert, hat deren Pietät ihm ein schönes Denkmal gesetzt. In der ungeheuern Nekropole der Residenz erhebt sich unter den Ehrengräbern ein schlank aufsteigender Obelisk mit dem wohlgetroffenen Reliefbilde des Verstorbenen.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon 48. Bd. — Wiener Zeitung und Abendpost 1881. — Militär-Zeitung 1881. — Wehr-Zeitung 1881.

Pallua-Gall.

Uchtervelt: Jacob U. oder, wie der Name richtiger lautet, Ochtervelt, holländischer Genre- und Bildnißmaler, stammte möglicher Weise aus Rotterdam, was jedoch bis jetzt noch nicht sicher erwiesen ist. Dagegen steht fest, daß er

im J. 1665 in Rotterdam lebte, wo er bis zum Jahre 1672 urkundlich nachweisbar ist. Im J. 1667 wurde er zum Vorsteher der dortigen Lukasgilde vorgeschlagen. Im J. 1674 finden wir ihn in Amsterdam damit beschäftigt, ein heute im dortigen Reichsmuseum aufbewahrtes Regentenstück der Vorsteher des Amsterdamer Regentenhauses zu malen. Es ist nicht sicher, wo und wann U. gestorben ist. Da aber der Tod seiner Wittwe am 10. Februar 1710 in Rotterdam erwähnt wird, so muß sein Ende vor diesen Zeitpunkt fallen. Ebenso wenig wie über sein Leben wissen wir über den Bildungsgang des Künstlers. Er soll das Atelier von N. Berchem gleichzeitig mit Pieter de Hooge besucht haben, doch ist es wahrscheinlicher, daß er Schüler von Fr. Mieris d. Aelteren war. Indessen erinnern manche seiner Sittenbilder auch an die Gemälde Metsu's und an die Terborch's. U., der seine Figuren gern in Bewegung begriffen darstellt und eine ausgesprochene, wenn auch abgetönte Gewandfarbe liebt, ist ein ebenso feinfühliger Maler, als lebendiger Erzähler. Die Zahl seiner bekannten Werke ist nicht sehr groß. Am besten ist er in der kaiserlichen Eremitage in St. Petersburg vertreten, wo man vier Bilder von seiner Hand findet, von denen zwei bezeichnet und eins bezeichnet und datirt ist. Auch in den zur kaiserlichen Sommerresidenz Petershof gehörigen Lustbauten Marly und Monplaisir soll je ein Bild Uchtervelt's aufbewahrt werden. In Deutschland besitzt die großherzogl. Kunsthalle zu Karlsruhe ein Bild, das einen Liebesantrag eines jungen Mannes an ein lesendes Mädchen darstellt, die Dresdner Galerie das Gemälde eines galanten Herren, der einer vornehmen Dame eine Limonade zubereiten hilft, und die Berliner Galerie die Schilderung einer letzten Verfügung, welche eine Frau auf dem Krankenlager unterschreibt. Unter den in Holland aufbewahrten Gemälden ist der „Kaufmann mit dem Fisch“ im königlichen Museum des Haag und der „Fischer“ im Mauritshus zu 'S-Gravenhagen, sowie das „Pärchen beim Frühstück“ und die „Kartenspieler“ im Rotterdamer Museum zu erwähnen. Das Kopenhagener Museum besitzt eine „musikalische Dame“ aus dem Jahre 1663 und das Stockholmer Museum zwei unbezeichnete Bilder, die der Katalog von 1887 U. zuschreibt. Endlich sah W. Bürger im J. 1857 auf der Ausstellung in Manchester ein Bild des Künstlers, das M. John Walter, dem Besitzer der Times gehörte und ein Mädchen vorstellte, das mit einer Gänsefeder einen jungen, eingeschlafenen Mann kitzelt.

Vgl. Archief vor Nederlandsche Kunstgeschiedenis bijeengebracht door D. O. Obreen. 5e deel. S. 316—322. Rotterdam 1882—1883. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. III, 840. Leipzig 1888. — W. Burger, Trésors d'art exposés à Manchester en 1857. Paris 1857. S. 276. — Derselbe, Musées de La Hollande, Amsterdam et La Haye. I, 251. Paris 1858. — G. F. Waagen, Die Gemäldesammlung in der kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg. München 1864. S. 196, 367, 368. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte I, 156. Berlin 1882. — Julius Meyer, kgl. Museen zu Berlin. Beschreibendes Verzeichniß der Gemälde. 2. Auflage, Berlin 1883. S. 321. (In der von Bode besorgten 3. Aufl. (1891) fehlt das von Meyer erwähnte Bild.) — K. Koelitz, Großherz. Kunsthalle zu Karlsruhe. Katalog d. Gemäldegalerie 2. Aufl. Durchgesehen von Lübke. Karlsruhe 1887. S. 83. — [Victor de Stuers], Notice historique des tableaux exposés dans le musée royal de La Haye. La Haye 1874. S. 168. — A. Bredius, Beknopte catalogus der Schilderijen in het kon. Kabinet van Schilderijen (Mauritshuiste 'S-Gravenhage). 'S-Gravenhage 1894. S. 40. — G. Göthe, Nationalmusei Tafvelsamling I, 178, 179. Stockholm 1887.

H. A. Lier.

Uechtritz: Peter Friedrich v. U., Dichter, war das erste Kind aus der im J. 1799 geschlossenen Ehe des Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Kuhna, Thielitz und Wendisch-Ossig Friedrich Joseph Peter U. († 1837) mit Friederike Auguste Charlotte Ernst (geboren am 22. November 1775 in Meißen, † am 5. März 1847). Er wurde am 12. September 1800 in Görlitz geboren, kam bald darauf mit seinen Eltern nach Dresden, wurde hier durch Privatunterricht auf die höhere Schule vorbereitet und besuchte seit dem Herbst des Jahres 1814, nachdem die Familie das Rittergut Heidersdorf bei Görlitz erworben hatte, das Görlitzer Gymnasium, wo er sich bereits durch poetische Versuche hervorthat. Zu Ostern 1818 bezog U. sodann die Universität Leipzig, um hier die Rechte, daneben aber auch Philosophie, Geschichte und Poesie zu studiren. Dazu konnte er sich schon damals des Umganges mit den hervorragendsten Leipziger Persönlichkeiten erfreuen; von besonderem Einfluß auf sein Gemüthsleben aber wurde für ihn die Bekanntschaft mit Adam Müller (s. A. D. B. XXII, 501 ff.), der damals als österreichischer Generalconsul in Leipzig lebte und den jungen U. für eine bewundernde Anerkennung der katholischen Kirche, ihrer Lehre und Organisation, empfänglich zu machen wußte. Aus eben dieser Zeit datirt auch die Bekanntschaft Uechtritz' mit Ludwig Tieck, der bis zu seinem Tode ein lebhaftes Interesse für dessen dramatische Arbeiten bezeigte und ihm oft mit Rath und Empfehlung zur Seite stand.

Gegen Ende des Jahres 1821 trat U. zu Berlin als Auscultator und Referendar in die Justizverwaltung ein, suchte und fand aber auch hier alsbald litterarische Anregung im Umgange mit Heine, Grabbe, Friedrich von Raumer, Gans, Hitzig, Streckfuß, Häring, Fr. W. v. Schadow, dem Varnhagenschen Kreise und vielen anderen geistvollen Männern und Frauen. Hatte er während der Studienzeit von seinen poetischen Arbeiten nur eine Novelle und mehrere kleine Gedichte veröffentlicht, so trat er 1823 bereits mit drei größeren historischen Tragödien („Chrysostomus", „Rom und Spartacus", „Rom und Otto III.") hervor. Im Winter von 1824 auf 1825 dichtete der junge Kammergerichtsreferendar eine neue Tragödie, „Alexander und Darius", die 1826 in Dresden, Berlin und Wien aufgeführt wurde und 1827 mit einer Vorrede Tieck's im Druck erschien. Auch sein folgendes Drama „Das Ehrenschwerdt", das einen Familienconflict aus den Parteikämpfen der Patricier und der Zunftbürger in Nürnberg behandelt, ging im November 1827 in Berlin über die Bühne und fand beifällige Aufnahme. Im Juni 1828 wurde U. als Assessor an das königliche Landgericht in Trier versetzt, wo er allerdings „in fast gänzlicher Einsamkeit" lebte. Aber schon im Februar 1829 schied er wieder von Trier, nachdem ihm die gleiche Stellung beim Landgerichte in Düsseldorf übertragen worden war. Hier empfing er nun wieder reiche Anregung durch den Umgang mit Immermann, Schadow, Karl Schnaase und einer Anzahl der hier lebenden Künstler, die ihn alsbald in ihren Kreis zogen. Im folgenden Jahre beschäftigte ihn dann wieder ein größeres Trauerspiel, „Rosamunde", auf das er große Hoffnungen setzte, die freilich diesmal nicht erfüllt wurden. Sein letztes dramatisches Gedicht, „Die Babylonier in Jerusalem", das 1836 im Druck erschien, war wohl von Anfang an seiner ganzen Anlage nach nicht für die Bühne bestimmt. Wenn auch mit Immermann noch immerfort eifrig für die Förderung des Düsseldorfer Theaters thätig, ruhte doch nun Uechtritz' Muse längere Zeit.

Bei einem gelegentlichen Aufenthalte in Berlin verlobte er sich im Herbst 1836 mit Marie v. Balan (geboren am 30. Januar 1818 in Berlin); am 18. Mai des folgenden Jahres fand die Vermählung statt, und die junge Frau folgte nun dem bereits 1833 zum Rath ernannten Gatten nach Düsseldorf, wo sich zwischen ihnen und den befreundeten Familien Immermann, Schnaase und

v. Sybel ein angenehmer geselliger Verkehr entwickelte. In den folgenden Jahren schrieb U. sein interessantes Buch „Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben" (2 Bde. 1839 und 1840). Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. und dessen erwartete Ankunft in Düsseldorf wurden Veranlassung zu einer poetischen Festgabe Uechtritz'. „In einem Cyclus romanzenartiger Gedichte, eingefügt in die erzählenden, deutenden und überleitenden Vor- und Zwischenreden der personificirten Zeit", entrollt er in seinem „Ehrenspiegel des deutschen Volks", den er am 10. Februar 1842 dem Könige überreichte, „ein Gemälde der Glanzepochen des deutschen Nationallebens" von Hermann, dem Cherusker, bis zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's. Zur selben Zeit begann er auch, angeregt durch das Studium von Ranke's Reformationsgeschichte, seinen großen historischen Roman „Albrecht Holm", der 1851—1853 in 7 Bänden in Berlin erschien. Auf diesen ließ er 1860 einen weiteren dreibändigen Roman „Der Bruder der Braut, oder sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne" folgen. Inzwischen aber hatte er 1858 mit dem Titel eines Geheimen Justizrathes seine Entlassung aus dem Staatsdienste genommen, veranlaßt durch immer zunehmende Kränklichkeit, die ihm schon seit seiner Jugendzeit anhaftete und seinen Eltern oft große Sorge bereitet hatte. 1860 ertheilte ihm die philosophische Facultät der Universität Bonn das Ehrendoctordiplom, und im April 1863 siedelte U. dann mit seiner Gattin nach Görlitz über. Hier verfaßte er noch einen größeren Roman „Eleazar" (3 Bde. 1867), dessen Stoff aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im ersten Jahrhundert n. Chr. ihn schon während seines Aufenthaltes in Berlin lebhaft beschäftigt hatte. Die folgenden Jahre aber widmete er, trotz der immer schwächer werdenden Kräfte und trotz eines schweren Augenleidens, das ihm nicht mehr gestattete selbst zu lesen und zu schreiben, eifrigen Studien über das Johannesevangelium, deren Resultate er in dem noch kurz vor seinem Tode vollendeten und 1876 in Gotha erschienenen Buche „Studien eines Laien über den Ursprung, die Beschaffenheit und Bedeutung des Evangeliums nach Johannes" zusammenstellte. U. starb in der Nacht zum 15. Februar 1875; seine Gattin überlebte ihn noch bis zum 27. Februar 1892.

„Erinnerungen an Friedrich v. Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn" (Leipzig 1884) mit einer Lebensskizze Uechtritz' von Th. Paur und einem Vorwort von Heinrich v. Sybel. Max Mendheim.

Uchteritz: Heinrich v. U. (Uechtritz), Lieutenant, Erbsasse auf Modelwitz in Meißen, Vetter des U., der mit Crusius, Olearius, Flemming von 1636 bis 1639 die moskowitische und persianische Gesandtschaftsreise begleitete, begab sich 1650 über Norwegen nach Schottland, um Dienste in der Armee Karl's II. zu nehmen. Durch Cromwell's Leibregiment gefangen, wurde U. anfangs 1652 mit 1300 anderen Gefangenen, darunter mehrere Deutsche, nach Barbados in die Sklaverei verkauft, der Mann um 800 Pfund Zucker. Nach einigen Monaten kauften ihn Kaufleute aus Tönning um den gleichen Preis los, worauf er mit Brasilienfahrern über Amsterdam zurückkehrte. Der kurze Bericht, ein Quartheft von 32 Seiten erschien 1666 zu Schleswig.

Mir liegt ein Nachdruck d. Weissenfels (bei Johann Christian Wohlfarten) Anno 1712 vor. Der Herausgeber war (wie schon Reyher in der Diss. de Insulis angibt) offenbar Adam Olearius, von dem Noten und Holzschnitte stammen, die S. 19—25 füllen, und von welchem auch ein Lobgedicht auf die beiden Uechteritze angefügt ist. 7 von den 32 Seiten sind mit derartigen Gedichten angefüllt. Der Holzschnitt, die Batatenpflanze darstellend, ist aus der „Gottorff'schen Kunstkammer" genommen. Ratzel.

Uechtritz: Rudolf Karl Friedrich v. U., Botaniker, geboren zu Breslau am 31. December 1838, † ebendaselbst am 21. November 1886, war ein Sohn

des 1851 verstorbenen Freiherren Max v. U., der sich durch entomologische und botanische Forschungen bekannt gemacht und die Neigung zu naturwissenschaftlichen Studien auf seinen Sohn übertragen hatte. Letzterer widmete schon während seiner Schulzeit, die er von 1849—1858 theils auf dem Magdalenäum, theils auf dem Matthiasgymnasium seiner Vaterstadt absolvirte, alle freie Zeit botanischen Excursionen, die zunächst auf die Umgebung Breslaus beschränkt, ihn bald auch in entlegenere Theile seiner heimathlichen Provinz und über die Grenzen Schlesiens hinausführten. Auf der Universität Breslau, auf welcher er von 1858—1863 Naturwissenschaften studirte, waren vorzugsweise Göppert, Cohn und Körber seine Lehrer in der Botanik. Seine Studien darin waren von vorneherein auf Systematik und Pflanzengeographie, vor allem auf die Erforschung der heimischen Flora gerichtet, welcher zu Liebe er, trotz seines schwächlichen Körpers, die größten Anstrengungen ertrug. Auf weiteren Reisen, die seinen floristischen Zwecken dienten, besuchte er 1855 Südmähren, 1856 die Centralkarpathen, 1858 Tirol und die angrenzenden Gebiete Baierns, der Schweiz und Oberitaliens, 1860 und 1861 Thüringen, Franken und Sachsen. 1862 kam er nach Frankfurt a. O. und Berlin. Bei seiner bald erworbenen umfassenden Pflanzenkenntniß gelang es ihm, selbst in manchen, schon mehrfach vor ihm durchforschten Gegenden, noch unerwartete Entdeckungen zu machen. Leider aber untergruben die Strapazen, denen er sich im Interesse seiner Wissenschaft aussetzte, doch mit der Zeit seine körperlichen Kräfte. Nachdem er längere Zeit gekränkelt, verfiel er 1868—1870 in ein schweres Siechthum, das seine wissenschaftliche Thätigkeit völlig unterbrach. Langsam genas er zwar wieder, konnte auch seine botanischen Excursionen in der Heimath wieder aufnehmen, erlangte jedoch seine frühere Rüstigkeit nicht mehr zurück und nach einem neuen schweren Krankheitsanfall im Herbst 1886, setzte der Tod seinen Leiden ein Ziel kurz vor Beendigung seines 48. Lebensjahres. Eine amtliche Stellung hat U., abgesehen von seiner Thätigkeit als Custos der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, niemals bekleidet. Sein schwächlicher Gesundheitszustand ließ es nicht zu und war auch wohl Schuld daran, daß er trotz seiner rastlosen wissenschaftlichen Arbeit umfangreichere Schriften nicht veröffentlicht hat. Doch fast alljährlich stellte er in den Verhandlungen der schlesischen Gesellschaft die neuen Zugänge zur Flora der Heimathsprovinz zusammen, ja im letzten Decennium seines Lebens gestalteten sich diese Berichte durch eine Fülle kritischer Untersuchungen zu den werthvollsten Beiträgen zur mitteleuropäischen Flora. Ueberhaupt dehnte sich der Kreis seiner Forschungen allmählich immer weiter aus, so daß U. zuletzt mit für den besten Kenner der europäischen Flora gelten konnte. Trotz beschränkter äußerer Mittel erwarb sich U. mit der Zeit ein sehr umfangreiches Herbarium und eine schöne botanische Bibliothek. Beide Hülfsmittel dienten aber nicht nur seinen eignen Arbeiten, sondern er stellte sie mit einer fast beispiellosen Uneigennützigkeit jedem Fachgenossen zur Benutzung frei. Stets nur lag ihm die Förderung der Sache, nie die seiner Person am Herzen. So gab er unter anderem auch seine werthvollen Materialien für E. Fiek's „Flora von Schlesien“, worin das einleitende Capitel über die Vegetationslinien der schlesischen Flora aus seiner Feder stammt, ganz zur Verfügung. Ebenso selbstlos überließ er die Resultate seiner mehrjährigen Studien über die Flora der Dobrudscha (nach den Sammlungen der Gebrüder Sintenis) dem Prof. Kanitz zur Veröffentlichung in seinen „Plantae Romaniae“. Uechtritz' Pflanzensammlungen sind in den Besitz der Universität Breslau übergegangen und auch sein schriftlicher Nachlaß ist durch Erwerb seitens des Prof. A. Engler der Wissenschaft erhalten worden.

P. Ascherson, R. v. Uechtritz, in den Berichten der deutsch. bot. Gesellsch Bd. V. 1887.

E. Wunschmann.

Udalrich: s. Ulrich.

Udalschalk (Uodalscalcus), Abt von St. Ulrich und Afra in Augsburg von 1125—1149, gehört zu den rührigsten litterarischen Gegnern der kaiserlichen Partei und Vertretern der päpstlichen Ansprüche. Besonders gilt dies von seiner bedeutsamen Schrift: Uodalscalcus de Eginone et Herimanno (MG. SS. XII, 429), die vollständig das Gepräge seines Parteistandpunktes aufweist und leidenschaftlich und schwülstig geschrieben ist, aber durch die Einreihung der Aktenstücke ein klares Bild von den haßerfüllten Kämpfen, die in vielen Bisthümern infolge der Spannung zwischen Papstthum und Kaiserthum wütheten, an dem Beispiele Augsburgs entwirft. Dort bekämpften sich der kaiserliche Bischof Hermann (1096—1132) und der Mönch, dann Abt von St. Ulrich Egino (1109—1120) ohne Wanken und Nachgiebigkeit. U., der, wenn die Angaben des Kat. abb. mon. SS. Udalrici et Afrae v. F. W. Wittwer (Steichele, Arch. d. Bisth. Augsburg III, S. 19 und 91 ff.) richtig sind, von Augsburg gebürtig bald in das Kloster eingetreten ist, schloß sich mit vollster Entschiedenheit dem Conventualen und nachherigen Abt Egino an und theilte dessen Schicksale auf der Flucht vor dem Schismatiker Hermann. In Rom mit ihm verweilend verfaßte er 1120 die angeführte Schrift und, als im gleichen Jahr Egino zu Pisa gestorben und begraben war, ein epitaphium Eginonis abbatis (carmen de itinere et obitu Eginonis s. Steichele a. a. O. S. 92 f.). U. wandte sich dann nach Constanz, wo er im Auftrag des Bischofs Ulrich zum Zweck der Heiligsprechung das Leben des Bischofs Konrad von Constanz zusammenstellte, um hiermit in Rom die Absicht seines Auftraggebers zu verwirklichen, was ihm auch 1123 gelang. Dieser Schrift wie der Lebensbeschreibung des Augsburger Bischofs Adalbero (887—910) kommt keine größere Bedeutung zu. Letztere veröffentlicht von Jaffé (Steichele III, 2 ff.). 1125 wurde U. einstimmig von seinen Brüdern zum Abt gewählt, in welcher Stellung er seine litterarische Thätigkeit fortsetzte. Besonders gerühmt wird seine musikalische Bildung, wovon sein „registrum tonorum“ (Jaffé b. Steichele II, 69 ff.) Zeugniß ablegt. Auch von U. verfaßte Inschriften u. s. w. führt F. Wilh. Wittwer noch an (Steichele). Nach demselben Chronisten ist U. am 10. März 1149 gestorben.

Pl. Braun, Gesch. d. Bischöfe v. Augsburg II. Bd. — Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. — Steichele, Archiv d. Bisthums Augsburg. II. und III. Bd. Wilhelm Vogt.

Uden: Lucas van U., Maler und Kupferstecher, stammte aus einer Brüsseler Künstlerfamilie. Sein Großvater Peter van U. war ein tüchtiger Musterzeichner und Teppichweber gewesen, der in Antwerpen eine große Teppichweberei und Seidenfabrik eingerichtet hatte, durch seine Betheiligung an dem spanischen Aufstand aber um sein Vermögen gekommen war. Sein Vater Catus van U., geboren im J. 1544, war Stadtmaler in Antwerpen und blieb als solcher in seinen Arbeiten ganz in den Grenzen handwerksmäßiger Uebung. Er vermählte sich mit Joanna Tranoy, die ihn am 18. October 1595 mit einem Sohn beschenkte, der in der Taufe den Namen Lucas erhielt. Vermuthlich war Lucas anfänglich im Geschäfte seines Vaters als Vergolder und Anstreicher thätig; wenigstens wissen wir von keinem Meister, bei dem er in die Lehre gegangen wäre. Er verdankte seine Ausbildung dem Studium der Natur und dem Selbstunterricht und erzielte dabei so schöne Erfolge, daß er, erst zwei und dreißig Jahre alt, im J. 1627, als Meister in die Sanct Lucasgilde von Antwerpen aufgenommen wurde. Von diesem Zeitpunkt an nahm ihn Rubens, der seine Landschaften bewunderte, in seine Schule auf und beschäftigte ihn vielfach in seinen Diensten, namentlich zum Ausmalen der Hintergründe in seinen

Bildern. Unter der Anleitung von Rubens lernte U. eine leichtere und malerische Pinselführung und gab seitdem seinen Bildern einen wärmeren Ton und überhaupt eine reichere, kräftigere Färbung. Die Landschaften, die er in seinen Bildern behandelte, sind durchweg den heimischen Gegenden entlehnt, namentlich den Grenzgebieten Flanderns und Brabants, aus dem Hügellande und aus der weiten grünen Ebene. Er faßt, wie Woermann bemerkt, diese Gegenden äußerst einfach und wahr auf und vermeidet jede stilistische Zuthat; „geschickt und nüchtern, gleichweit entfernt von oberflächlicher Breite wie von ängstlicher Detaillirung, im Ganzen aber, seinem meist kleinen Format entsprechend, doch mit liebevoll sorgfältiger Durchbildung gibt er sie wieder“. In vielen seiner Bilder, die er mit seinem Namen oder wenigstens mit seinem Monogramm zu versehen pflegte, begegnen uns Regenwolken oder Regenbogen, die ihnen den Eindruck größerer Lebendigkeit geben. Dagegen hat er nur selten Winterlandschaften gemalt. In den Galerien sind seine Bilder ziemlich häufig. In den Antwerpener Sammlungen findet man drei, darunter das größte unter allen seinen Gemälden, die Ansicht des Sanct Bernhardskloster an der Schelde. Besonders reich ist die Dresdner Galerie und die Galerie Liechtenstein in Wien an Werken von seiner Hand. Ebenso ist er in der Eremitage zu St. Petersburg, in der alten Pinakothek zu München und in den Galerien zu Augsburg, Berlin, Braunschweig, Frankfurt a. M., Schleisheim u. a. m. gut vertreten. Ein besonderes Interesse nehmen diejenigen Bilder van Uden's in Anspruch, in denen er mit den berühmten Sittenmalern David Teniers und zwar sowol mit dem Aelteren, als namentlich auch mit dem Jüngeren zusammen gearbeitet hat. Zu den Bildern dieser Art gehört die „Abfahrt der Bauern zum Gemüsemarkt“ in Brüssel, die Landschaft mit dem Brautzug und die kleine Landschaft mit dem heiligen Eremiten Paulus und dem heiligen Abt Antonius in Dresden, während bei der Landschaft mit einer Burg auf hohem Felsen in der Braunschweiger Galerie die früher behauptete Mitwirkung Teniers' gegenwärtig bestritten wird. Von gleicher Vollendung wie die Oelgemälde Uden's erscheinen seine Radirungen, in denen er außer Landschaften seiner eigenen Composition und solchen nach Rubens, unter denen besonders die Landschaft mit der Kuhmelkerin und die mit der Pferdetränke geschätzt werden, auch Gemälde Tizian's mit der Nadel vervielfältigte. — U., der sich am 14. Februar 1627 mit Anna van Woelput vermählt hatte, lebte in Wohlstand, huldigte aber in sittlicher Beziehung ziemlich leichten Grundsätzen, da wir sowol vor als nach seiner Verheirathung von seinen unehelichen Kindern hören. In seinem Ansehen als Künstler scheint ihm diese leichte Lebensanschauung nichts geschadet zu haben. Er starb am 4. November 1672.

Vgl. Catalogue du Musée d'Anvers. 2. édition. 1857. S. 207. — A. Michiels, Histoire de la peinture flamande VIII, 180—192. — Repertorium für Kunstwissenschaft. IV, 259. Stuttgart 1881. — J. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool. Antwerpen 1883. S. 688—690. — Hermann Riegel, Beiträge zur Niederländischen Kunstgeschichte I, 40. II, 21, 22, 39, 103. Berlin 1882. — Eugène Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes. III, 438—450. Paris, Londres 1885. — Woltmann und Woermann, Geschichte der Malerei III, 468. Leipzig 1888. — Wessely, Geschichte der Graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 198.

H. A. Lier.

Udo: Erzbischof von Trier 1066—1078. Unter Eb. Anno's Einfluß hatte der junge König Heinrich IV. den Neffen Anno's, den damaligen Dompropst von Köln, Cuno von Pfullingen (in Schwaben) zum Erzbischof ernannt.

In Trier, wie es scheint, speciell im Domcapitel, war diese Wahl äußerst ungünstig aufgenommen worden, sodaß die Trierer unter der Führung des Grafen Theoderich Cuno bei seinem Hereinzug in der Nähe von Bitburg überfielen und ermordeten (Gest. Trev. SS. VIII 182; vgl. Lamb. Hersf. SS. V, 173; Vita et Passio S. Cunon. SS. VIII, 214 ff.). Nach dieser Gewaltthat nahmen Clerus und Volk eine Neuwahl vor, welche auf einen Trierer Kanonikus, U., den Sohn des Grafen Eberhard von Nellenburg (in Schwaben) fiel (Gest. Trev. SS. VIII, 183; Berthold. Ann. SS. V, 273; vgl. Stälin, Wirtemb. Gesch. I, 553. Ann. Scaphus. SS. V, 388). Es ist unklar, wie sich der König zu dieser Wahl stellte; aber der Umstand, daß der 1066 Gewählte erst zwei Jahre später ordinirt wurde (Brow. Ann. Trev. I, 545), läßt auf Schwierigkeiten schließen, welche der Bestätigung entgegenstanden. Der Papst Alexander II. hatte angeblich bereits 1067 dem Eb. U. das Pallium übersandt; indeß wird diese Angabe des Balduinischen Temporales mit Vorsicht aufzunehmen sein. Goerz setzt die Uebersendung jetzt 1068. — Udo's Betheiligung an den Angelegenheiten des Reichs beginnt mit seiner Anwesenheit auf der 1071, 15. August in Mainz gehaltenen Synode in Sachen des Bischofs Karl von Constanz (Lamb. Hersf. SS. V, 185. Hartzheim, Conc. Germ. III, 154). Aus diesem Jahre ist interessant die Bestätigungsurkunde für das S. Simeonsstift in Trier (Mittelrh. Urkdb. I, 428. II, 266 und 413), in welchem auch der zur Kirche umgewandelten und als Grabstätte des h. Simeon geweihten alten Porta Martis, des Römerthors (Porta nigra) gedacht wird. Im J. 1075 sehen wir U. mit König Heinrich IV. in Mainz anwesend (5. April Bruno, De bello Saxon. SS. V, 344). Einige Monate später weihte er das Oratorium der h. Helena in dem bei Trier gelegenen Vororte Euren (Dedicationsinschrift bei Kraus, Christl. Inschr. d. Rh. II Nr. 424). Mehrere Briefe des Papstes Gregor VII. an U. v. J. 1074, welche ihm nebst den Bischöfen Heriman von Metz und Poppo von Toul auftragen in Sachen des Bischofs Theoderich von Verdun bezw. des Touler Bischofs zu interveniren (Jaffé, Reg. Pont.[2] Nr. 4869, 4883) zeigen, daß der Trierer Erzbischof damals (1074) sich des Vertrauens des Papstes erfreute; 1076, (März oder April) dagegen schreibt Gregor an U., Heriman und Theoderich von Verdun, sie sollten sich von den Schismatikern trennen (ut quae persuadentibus schismaticis inviti peccaverint.... corrigant); es geht daraus hervor, daß Udo's Politik zwischen Gregor und Heinrich schwankte. Ein Aufenthalt in Rom 1076 hat ihn offenbar mehr auf die Seite des Papstes gebracht, denn nach seiner Rückkehr um die Mitte des Jahres verweigert er den Verkehr mit den excommunicirten Erzbischöfen von Mainz und Köln (Lamb. Hersf. SS. V, 246). Aus einer leider undatirten Zuschrift an den Bischof von Bamberg (Hontheim I, 422), den er zur Assistenz bei der Weihe des Speyerer Bischofs lädt, sehen wir, daß U. in königlicher Botschaft zu Rom war. Ob das bei jenem Aufenthalt in Rom war, oder ob wir mit Brower (Ann. I, 556) eine zweite Romreise für das Jahr 1076 anzunehmen haben, steht dahin; Brower scheint sogar (eb. 557) eine dritte Reise nach Rom, auf der U. als Gesandter des Königs fungirte, annehmen zu wollen. Daß der Papst selbst sich seiner als eines Vermittlers zu bedienen wünschte, geht aus Gregor's VII. Anschreiben an U. von 1077, 30. September (Jaffé[2] Nr. 5051), 1078, 9. März (eb. 5065 und 5066), 8. October (eb. 5083) hervor; die Urkunde vom 9. März (5065) läßt unschwer erkennen, daß der Papst den Erzbischof doch als einen Parteigänger des Königs betrachtete (partibus Heinrici regis favente). Darauf läßt auch der Umstand schließen, daß U. (1078, 11. November) zur Zeit der Belagerung Tübingens im kaiserlichen Heere stirbt (Gest. Trev. SS. VIII, 183. Bruno, De bell. Sax. SS. V, 369; bei Lünig XVI, 207 ist der Tod auf

den 9. März erwähnt; vgl. auch Stälin a. a. O. I, 585. Wegeler, Abtei Laach S. 8). Auffallend ist die äußerst kurze Behandlung des Episkopats Udo's in den Gesta Trevirorum (c. 58); man sieht, daß den Verfassern die Parteistellung des Erzbischofs unbequem war, doch müssen sie ihm das Zeugniß einer hochachtbaren und imponirenden Persönlichkeit geben (vir valde venerabilis, facie venustus, ore facundus, statura procerus, cuiuis merito humeris sustentari posset tanti moles regiminis). Brower gibt sich viele Mühe zu zeigen, daß U. ganz auf Seiten Gregor's stand (Udonem ... publica privataque monumenta ab omni schismatis suspicione vindicant). Es ist anzunehmen, daß U. in der That eine Mittelstellung einnahm. Seine entschieden kirchliche Gesinnung ließ ihn die Fehler der kaiserlichen Politik nicht verkennen und machte ihn zu einem Träger der gregorianischen Opposition gegen die simonistische Aemtervergebung und das unlautere Leben des Clerus; er hat aber offenbar die auf Erstrebung der Universalmonarchie gerichteten Tendenzen Gregor's sowenig wie andere Bischöfe Deutschlands gebilligt. U. fand sein Grab im Dome zu Trier.

Vgl. Gesta Trev. a. a. O. — Brower, a. a. O. — Goerz, Mittelrh. Regesten I, 401 f. — Ders. Regesten der Erzb. v. Trier. S. 11 f.

F. X. Kraus.

Uffelmann: Julius U., bedeutender Hygieniker der Neuzeit, geboren am 21. Januar 1837 zu Zeven im Hannoverschen, machte seine medicinischen Studien in Göttingen, wo er sich besonders an Henle, Hasse und Baum anschloß und 1861 die Doctorwürde erlangte. In demselben Jahre ließ er sich nach bestandener Staatsprüfung als Arzt in Rostock nieder und war zunächst lediglich praktisch thätig. Später begann er sich wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen, habilitirte sich 1876 an der Rostocker Universität und las über Kinderkrankheiten. Bald jedoch vertauschte er die Disciplin mit der Hygiene und begründete mit seiner vom deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege preisgekrönten Schrift „Darstellung des auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege in außerdeutschen Ländern bis jetzt Geleisteten“ auch in weiteren Kreisen seinen Ruf als Hygieniker. Er erhielt 1879 eine außerordentliche Professur und wurde Anfangs 1893 zum Honorarprofessor und Director des kurz vorher neu begründeten hygienischen Instituts der Universität ernannt, eine Stellung, die er bis zu seinem am 20. Februar 1894 erfolgten Tode bekleidete. U. hat eine außerordentlich rührige schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, die im Anfang verschiedenen Gebieten zu gute kam. Seine Erstlingsarbeit betraf „Beiträge zur Kenntniß des feineren Baues des Gehirns“. 1863 erschienen von ihm Mittheilungen über den Mittelhandknochen des Daumens. 1865 folgten „Anatomisch-chirurgische Studien“; daran schlossen sich in späterer Zeit klinische Mittheilungen zur Kinderheilkunde, besonders über Hautleiden der Kinder. Nach Publication der oben erwähnten Preisschrift wandte sich U. dem Studium der Lehre von der Ernährung zu. Er veröffentlichte Arbeiten über die Diät in acuten, fieberhaften Krankheiten (1877), das Brot und dessen diätetischen Werth (1884), die Verdauung der Kuhmilch, die Temperatur der Speisen, über Sparstoffe und gemeinsam mit Immanuel Munk das sehr bedeutende Werk: „Die Ernährung des gesunden und kranken Menschen“ (1887). Von Uffelmann's speciell die Hygiene betreffenden Schriften führen wir noch an: „Handbuch der privaten und öffentlichen Hygiene des Kindes“ (1881); „Handbuch der Hygiene“ (1889), sowie kleinere Schriften betr. hygienische Topographie der Stadt Rostock, über Gesundheitspflege im alten Rom, über die öffentliche Gesundheitspflege in Italien, Untersuchungen über Verdauung der Kuhmilch, über Veränderungen der Luft, über die hygienische Bedeutung des Sonnenlichts, Beobachtungen über die Lebensfähigkeit der Cholera-Vibrionen und Typhus-Bacillen unter natürlichen

Verhältnissen. Als reger Mitarbeiter der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ verfaßte er seit 1882 bis 1892 die als Supplement zu dieser Zeitschrift herausgegebenen „Jahresberichte über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiete der Hygiene“, im ganzen deren 10. Außerdem war er Mitglied der Mecklenburgischen Medicinalcommission.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 39. Pagel.

Uffels: Johann van U. (Uffelius), Sohn des Patriciers und Dr. iur. utr. Severin van U., geb. zu Brüssel, nach Studien in Löwen Advocat in Antwerpen, wo er im J. 1617 in sehr jugendlichem Alter starb. Er veröffentlichte zu Antwerpen „Notae in Did. Covarruviae varias resolutiones“ (1604) und „Consultatio matrimonialis“ (1611), über die Frage: ob ein Zusammenleben, das lange gedauert und in der öffentlichen Meinung als Ehe gegolten habe, nach Tridentinischem Rechte als Concubinat anzusehen sei.

Foppens, Bibl. II, 745. v. Schulte.

Uffenbach: Johann Friedrich v. U. gehörte dem zur Adelsgesellschaft Frauenstein in Frankfurt a. M. zählenden Geschlechte an, aus dem im 17. und 18. Jahrhundert eine große Anzahl hervorragender Gelehrter und Staatsmänner hervorgegangen sind. Der Sohn des Mediciners Peter U. (s. u. S. 134) war der Jurist Achilles, welcher 1677 als Schöffe in Frankfurt starb; von dessen Söhnen waren wieder zwei, Zacharias Konrad der Aeltere und Johann Christoph, tüchtige Juristen, von denen der letztere die Würde eines kaiserlichen Reichshofrathes erlangte und 1683 das Werk De consilio caesareo-imperiali aulico eiusque praerogativis etc. veröffentlichte; ihr jüngerer Bruder Johann Balthasar erlernte in Frankreich und Italien die Handlung, trat 1695 in den Frankfurter Rath ein und starb 1700; dessen Söhne waren Zacharias Konrad der Jüngere (s. u. S. 135) und Johann Friedrich. Dieser wurde am 6. Mai 1687 in Frankfurt geboren, am 10. Mai getauft, studirte in Halle, bereiste 1709 mit seinem älteren Bruder Zacharias Konrad Niederdeutschland, Holland und England, später allein Frankreich und Italien; seine mit vielen eigenen Zeichnungen und beigelegten Kupferstichen ausgestattete Beschreibung der Reise in den beiden letzteren Ländern ist nicht in den Druck gelangt. 1744 trat er in den Rath seiner Vaterstadt ein, bekleidete 1749 das jüngere Bürgermeisteramt, wurde 1751 Schöffe und kaiserlicher wirklicher Rath, 1762 älterer Bürgermeister; er starb am 10. April 1769, ohne aus seinen zwei Ehen Kinder zu hinterlassen. — Joh. Friedr. war von der gleichen Lernbegierde und Liebe zu den Wissenschaften beseelt wie der ältere Bruder, doch wandten sich seine geistigen Bestrebungen mehr der Kunst und den exakten Fächern zu. Auch die Liebe zu den Büchern theilte er mit dem Bruder, doch sammelte er mehr seltene Werke, indem er hauptsächlich die architektonische, die kunstgeschichtliche und die geographische Litteratur bevorzugte. Für sein Interesse an Mathematik und Naturwissenschaften spricht seine Sammlung mathemat. und physikal. Instrumente; für seine hervorragenden Kenntnisse in der bürgerl. und militär. Baukunst erwarb er sich den Titel eines kais. Stückhauptmanns und 1737 den eines kgl. großbritann. Oberstlieutenants der Artillerie, ohne anscheinend jemals Soldat gewesen zu sein, und aus demselben Grunde wohl auch die Mitgliedschaft der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen; praktisch hat er seine Kenntnisse als Ingenieur bei der umfangreichen Reparatur der Frankfurter Mainbrücke in den Jahren 1741 ff. glänzend dargelegt und über diese seiner Oberleitung anvertraute Arbeit einen sehr ausführlichen, mit interessanten Zeichnungen geschmückten Bericht hinterlassen, welcher sich noch im Stadtarchive in Frankfurt befindet; das berühmte Feuerwerk bei der Krönung Karl's VII. in Frankfurt war seine Erfindung. Seine vorzugsweise naturwissenschaftliche und technische Richtung wird auch wol

die gelehrte Gesellschaft gepflegt haben, welche er mit seinen Landsleuten Diesterweg, Eberh. und Phil. Jak. Behaghel gründete und deren Protokolle und Acten aus Uffenbach's Nachlaß an die Göttinger Universitätsbibliothek kamen. Im geistigen Leben seiner Vaterstadt zeichnete er sich aber am meisten als Künstler und Kunstsammler aus. Gemälde, Handzeichnungen, plastische Arbeiten sammelte er mit großem Fleiße und vielen Kosten; gar manche werthvolle Stücke hatte er in Italien selbst erworben; sein Kupferstichcabinet soll aus 30 000 Blättern bestanden haben. U. war selbst ausübender Künstler; die Kunst des Drechselns und des Glasschleifens, die Arbeit in Perlmutter und Schildkrot war ihm wohl vertraut; die Zeichnungen zum Stammbuch der brüderlichen Bibliothek und zum brüderlichen Reisewerk sind von seiner Hand, ebenso die Illustrationen zu seiner Schrift „Nachfolge Christi“ in einem Kirchen-Jahrgang (Frankfurt 1726, mir nicht bekannt geworden), das Titelblatt zu seiner „Nebenarbeit“ und verschiedene bei Gwinner (s. u.) aufgezählte Einzelblätter, wie z. B. die beiden Ansichten der Bibliothek seines Bruders. Auch die schöne Litteratur blieb ihm nicht fremd; die dichterischen Früchte seiner Mußestunden veröffentlichte er als „Gesammelte Nebenarbeit in gebundener Rede“ &c. (Hamburg 1733), worin Lehrgedichte (wie das übersetzte Sinngedicht des Thebaners Cebetes) mit Cantaten und Gelegenheitsgedichten, mit dem Schauspiel „Haß und Neid“ und dem Singspiel „Pisistratus, König von Athen“ vereinigt sind; handschriftlich ist von ihm auf der Göttinger Bibliothek auch das Schauspiel „Der von Londinen geliebte und ungeliebte Pharasmanes, König von Iberien“ aus dem Jahre 1720 erhalten. Wie uns Goethe erzählt, war U. auch ein großer Musikfreund, der noch in hohem Alter sich als Sänger in Privatconcerten hören ließ; seine Landsleute freilich fanden dieses Auftreten der Würde eines Schöffen wenig angemessen. U. war ein tief und vielseitig gebildeter Mensch, kein sammelnder Gelehrter, sondern eine praktische Natur voll Lebensfrische und Lebensfreudigkeit und ein weit originalerer Kopf als sein berühmterer Bruder. Es ist Schade, daß er im Unmuth über jetzt nicht mehr bekannte Vorgänge der Vaterstadt seine wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen entzog; noch bei Lebzeiten vermachte er einige tausend Bände Bücher über Civil- und Kriegsbaukunst, Kunstgeschichte, Reisebeschreibungen, ferner Kupferwerke, Handzeichnungen, mathematische und physikalische Instrumente der Universitätsbibliothek in Göttingen, behielt sich aber die Benutzung bis zu seinem Lebensende in Frankfurt vor. Ueber die außerhalb dieser Schenkung vorhandenen Kunstsachen — Handzeichnungen, Gemälde, Statuen, Naturalien, optische und technische Maschinen — erschien 1771 ein Versteigerungskatalog von 63 Seiten: in dem im Frankfurter Stadtarchive erhaltenen Auctionsprotokoll erscheint der alte Rath Goethe als eifriger Käufer, woraus zu entnehmen ist, daß gar manche Stücke in den Sammlungen des Weimarer Goethe-Nationalmuseums im Besitze Uffenbach's gewesen sein müssen. — Mit dem Sohne eines Vetters, welcher gleichfalls den Namen Johann Friedrich führte und 1799 als Schöffe in Frankfurt starb, erlosch das Geschlecht Uffenbach; zur Unterscheidung von diesem jüngeren Johann Friedrich hatte sich der ältere in späteren Jahren noch den Vornamen Hermann oder Armand beigelegt. Der letzte Uffenbach war 1796 von den Franzosen als Geißel nach Aachen geschleppt worden und dort erkrankt; zum Danke für die ihm vom Rathe seiner Stadt während dieser schweren Zeit bewiesene Theilnahme setzte er die Stadt Frankfurt zum Erben seines Vermögens ein; es wurde zu Schulzwecken verwendet, gewiß im Sinne des Uffenbach'schen Familiengeistes!

Vgl. Hüsgen, Artistisches Magazin (Frankfurt 1790), S. 350 ff. — Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. (Frankf. 1862), S. 265. —

Kriegk, Die Brüder Senckenberg (Frankf. 1869), S. 356. — Goedeke's Grundriß, 2. Aufl., Bd. III, 337. — Pütter, Versuch ꝛc. von d. Univ. Göttingen.
R. Jung.

Uffenbach: Peter U. wurde als Sohn eines Steindeckers aus Wetzlar am 28. Novbr. 1566 in Frankfurt am Main getauft, studirte 1588 die Humaniora in Straßburg mit Unterstützung des Frankfurter Rathes, dann von 1592 ab als Magister die Heilkunde erst in Straßburg, von 1595 ab in Padua, promovirte 1597 in Basel als Dr. phil. et med. und wurde in demselben Jahre in seiner Vaterstadt Bürger und Stadtarzt. Er heirathete 1610 die Tochter eines Straßburger Rathsverwandten, wurde 1614 als erster seiner Familie Mitglied der Patriciergesellschaft Frauenstein und starb am 23. October 1635 in Frankfurt als Opfer gewissenhafter Pflichterfüllung in der schweren Pestzeit, welche damals seine Vaterstadt verheerte. U. war ein äußerst fruchtbarer Fachschriftsteller. Schon 1592 ließ er in Straßburg „Theses medicae de semine et sanguine menstruo“, 1594 ebendort „Theses medicae de cibo ac potu“ erscheinen, 1597 folgten in Basel die „Theses de venenis ac mortiferis medicinis“; 1603 gab er in Frankfurt seines italienischen Lehrers Herc. Saxoniae Pantheum medicinae selectum heraus; 1605 in Basel das Artzneybuch von natürlichen und unnatürlichen Geschwülsten; seine 1610 veröffentlichte „Wundartzney“ erlebte 1635 eine zweite Auflage. Außerdem werden von ihm erwähnt: eine Streitschrift wider die Judenärzte, eine Disputatio de generatione et interitu, neue Ausgaben von Lonicer's Kräuterbuch, von des Bened. Victorius Practica, von des Barthol. Montagnara Werken; ferner das von ihm zusammengestellte Dispensatorium galenico-chymicum, d. h. eine Sammlung pharmaceutischer Schriften, welche 1631 in Hanau erschien, der von ihm aus Schriften von Wundärzten zusammengetragene Thesaurus chirurgicus (Frankfurt 1610, ob identisch mit der „Wundartzney“?); eine eigene, aus der Praxis geflossene Schrift bilden dann wieder die Epistolae de acidulis Schwalbacensibus. Für die Verbreitung italienischer Wissenschaft in Deutschland wirkte er durch die Uebersetzungen der Silva chirurgica des Gab. Ferrara (?) und der Anatomia et medicina equorum (dell' anatomia et dell' infirmità del cavallo, Bologna 1598) des Carlo Ruini ins Lateinische.

Vgl. Jöcher's Allgem. Gel.-Lexikon IV, 1561. — Stricker, Geschichte der Heilkunde in Frankfurt a. M. (Frankf. 1847), S. 343. — Hirsch, Biogr. Lexikon der Aerzte VI.
R. Jung.

Uffenbach: Philipp U. (eigentlich Offenbach), Maler zu Frankfurt a. M., bekannt als Lehrmeister Adam Elsheimer's, Sohn des Formschneiders Heinrich Offenbach, getauft am 15. Januar 1566, begraben am 6. April 1636 zu Frankfurt a. M. Er erlernte die Malerei bei Adam Grimmer, der ein Schüler von Matthias Grünewald gewesen sein soll. Von Uffenbach's künstlerischer Thätigkeit sind uns nur wenige Bilder erhalten geblieben, nämlich ein großes Altargemälde, die Himmelfahrt Christi darstellend, das er im J. 1599 für die Frankfurter Dominicanerkirche gemalt hat, jetzt im dortigen städtischen Museum, außerdem daselbst die Säulenhalle des Römer nach einem Holzschnitte in Heinrich Lautensack's des Zirkels und Richtscheits Unterweisung, dann ebenda noch ein kleines Bildchen, die Anbetung der heiligen drei Könige. Ferner befindet sich von ihm in Wien im Hofmuseum eine Verkündigung, im J. 1600 gemalt. Dagegen ist bekannt, daß er für die Stadt verschiedene mehr handwerkliche Arbeiten, Bemalen von Zifferblättern u. dergl., ausführte. Auch kennt man von ihm mehrere Radirungen, wie auch Georg Keller nach seinen Zeichnungen Vieles gestochen hat. Neben seiner Kunst beschäftigte er sich auch mit Mechanik, Geometrie und Anatomie, auch gab er zwei Bücher heraus, das eine über Sonnenuhren, das andere de quadratura circuli mechanici. Hand in Hand mit diesen

Studien ging auch bei ihm die Liebhaberei für Alchymie und mystische Zeichen, dabei behielt er aber doch noch so viel Sinn für das praktische Leben, daß er sich der durchaus nicht unberechtigten Empörung unter Fettmilch's Leitung gegen den Rath der Stadt anschloß. Hierdurch aber verlor er die Gunst vieler gemäßigt gesinnten Bürger, so daß er zuletzt auf den Umgang mit wenigen Freunden angewiesen war.

Vgl. H. S. Hüsgen, Artistisches Magazin, Frankfurt 1790, S. 133. — Ph. Friedrich Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt am Main, Frankfurt 1862, S. 89 u. ff. und Zusätze und Berichtigungen zu Kunst u. Künstler u. s. w., Frankfurt 1867, S. 86. P.

Uffenbach: Zacharias Konrad v. U., der ältere Bruder Johann Friedrich's, wurde am 22. Februar 1683 in Frankfurt a. M. geboren. Verständnißvoll erzogen gewann er schon frühe die Lust am Lesen und Sammeln von Büchern, die bei ihm mit der Zeit zur Bibliomanie auswuchs. Er besuchte erst das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann vom 12. bis 16. Lebensjahre das in Rudolstadt, woselbst er im Hause des Conrectors Johann Ernst Müller, eines eifrigen Orientalisten, lebte; dann verbrachte er wieder eine kurze Zwischenzeit zwischen Schule und Hochschule in seiner Vaterstadt, hier von Hiob Ludolf (s. d.) mit väterlicher Freundschaft beehrt. Im August 1698 reiste er zur Universität nach Straßburg, wo er tief erschüttert von den besuchten Spuren der französischen Mordbrennerei in den Rheinlanden ankam. Wie schon auf dem Rudolstädter Gymnasium vertiefte er sich auch auf der Hochschule in alle möglichen Wissenschaften; erst in Halle, wohin er 1700 ging, nachdem er in Frankfurt binnen drei Tagen beide Eltern verloren hatte, wandte er sich hauptsächlich dem Studium der Rechtswissenschaft und der Moralphilosophie zu. Seine hervorragendsten Lehrer in der letzteren waren Johann Franz Buddeus und Christian Thomasius, dessen Schriften er aber weit den Vorlesungen vorzog. Außer den juristischen und philosophischen Studien betrieb er mit regem Eifer historische und geographische, um sich für längere Reisen vorzubilden. Schon in Halle begann er, durch die nahe Büchermesse in Leipzig wesentlich gefördert, das Sammeln von Büchern; seine Bibliothek soll damals schon für einen Professor hinlänglich groß gewesen sein. 1702 unternahm er seine erste Reise nach Dresden und Freiberg, dort die Kunst, hier den Bergbau studirend. Er bereitete sich auf diese wie seine anderen Reisen auf das sorgfältigste vor; er hatte sich selbst eine Art Reisehandbuch zusammengestellt, worin er aus seiner umfangreichen Lectüre Alles aufzeichnete, was er an Nachrichten über die zu besuchenden Orte und ihre Sehenswürdigkeiten auftreiben konnte; auf der Reise selbst ließ er die Feder nicht aus der Hand, ja er hatte sich die eigenartige Fertigkeit erworben, bei Unterredungen mit bedeutenden Persönlichkeiten mit Bleistift Aufzeichnungen in der Tasche zu machen! Nach Halle zurückgekehrt promovirte er unter Thomasius zum Doctor juris mit der Dissertation De quasi-emancipatione occasione reformationis Francofurtensis, d. h. über das Aufhören der väterlichen Gewalt über die Kinder nach dem Frankfurter Rechte. Nachdem er nun seine Bibliothek nach Frankfurt übergeführt hatte, bereiste er Sachsen, Thüringen und die Mark Brandenburg; 1704 kehrte er nach Frankfurt zurück und verwandte die nächsten fünf Jahre auf die Erweiterung seiner Bibliothek durch Bücher und Manuscripte, auf deren Nutzbarmachung durch eine eingehende Katalogisirung. Aber mit seinen hochgespannten Absichten konnten seine Mittel nicht gleichen Schritt halten; er mußte sich bald bei den Büchern auf die Gebiete der Geschichte, Litteraturgeschichte, Incunabeln, libri prohibiti, bei den Manuscripten auf die gelehrten Briefwechsel und die Frankofurtensien beschränken. Neue Erwerbungen an Büchern, Handschriften und auch Münzen brachte die 1705 nach den Niederlanden unternommene Reise; von einer weiteren Reise

1709—11 nach Norddeutschland, Holland und England brachte er 4000 Bände mit nach Hause, so daß er jetzt in seiner Privatbibliothek nicht weniger als 12 000 Bände zählte. Seine Absicht, sich auf längere Zeit in Oxford niederzulassen, scheiterte an den ungünstigen klimatischen Verhältnissen der englischen Hochschule; die Ausdehnung der Reise nach Frankreich und Italien mußte er wegen des noch andauernden Spanischen Erbfolgekrieges aufgeben. Sieben Jahre verlebte er nun in seiner Vaterstadt, wo er sich mit der Wittwe eines befreundeten Arztes ein eigenes Heim gegründet hatte; 1718 unternahm er seine letzte Reise nach Belgien. Die Rücksicht auf seine Familie und seine amtliche Stellung — er wurde 1721 Rathsherr, bekleidete 1727 und 1729 das jüngere Bürgermeisteramt und rückte 1730 auf die Schöffenbank vor — hielt ihn fortan in Frankfurt a. M. zurück. Unter Vermittelung seiner zahlreichen litterarischen Freunde, mit denen er einen regen Briefwechsel unterhielt, vermehrte sich die Bibliothek beständig durch Ankäufe, Austausche und Geschenke. Die Münzsammlung wurde gegen Bücher ausgetauscht, an ihre Stelle trat jetzt eine Siegelsammlung. Zur Aufstellung seiner Bibliothek bedurfte er acht Zimmer; die Handschriftensammlung brachte er auf 2000 Bände und 20 000 Briefe. Katalogisirend und excerpirend saß er unter seinen Büchern; zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten hat es diese lediglich receptive und gar nicht originale Natur niemals gebracht — ein Bücherwurm in des Wortes gelehrtester Bedeutung. 1720 ließ er seinen Handschriftenkatalog in Halle erscheinen (Bibliotheca Uffenbachiana manuscripta, Fol.), als Bibliotheca Uffenbachiana apocrypha vel latens arbeitete er einen Katalog der in seinen Sammelbänden versteckten Schriften aus, fertigte sich litterarische und bibliographische Auszüge (4 Bände dieser Adversaria ad historiam literariam spectantia in der Frankfurter Stadtbibliothek), ein mittelalterliches Glossar, eine Abbreviaturensammlung u. a. an, schrieb als richtiger Pedant einen Dialog, in welchem er die stilistischen Schnitzer seiner Zeit verspottete, und hinterließ auch zur Freude seines Biographen Hermann einen Commentarius de vita propria. Diese Arbeiten wurden nur zum Theil vollendet und von dem Verfasser testamentarisch an den Prediger und Bibliothekar Johann Georg Schelhorn in Memmingen vermacht, welcher später Commercii epistolici Uffenbachiani selecta cum vita ejusdem (5 Bde., Ulm u. Memmingen 1753—56, in der Frankfurter Stadtbibliothek befindet sich eine Abschrift des Commerc. litter. in 18 Bänden) und Uffenbach's Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und England (3 Bände mit Kupfern von Joh. Friedrich v. U., Frankfurt u. Leipzig 1753—54) herausgab. Von hohem Werthe für die Geschichte Frankfurts ist Uffenbach's Frankofurtensien-Sammlung, welche er aus Acten des städtischen Archivs, aus älteren Chroniken im Privatbesitze der Frankfurter Geschlechterfamilien und anderen Quellen zusammenstellte; sie wurde von ihm der Stadtbibliothek vermacht und befindet sich jetzt im Stadtarchive (vgl. Kelchner's Verzeichniß im Archive für Frankfurt's Geschichte und Kunst, Neue Folge, Bd. I, 335 ff.). Uffenbach's Bibliothek, wol eine der größten Privatsammlungen seiner Zeit, stand den zeitgenössischen Gelehrten nicht nur Deutschlands mit rühmenswerther und auch viel gepriesener Liberalität offen; das von dem kunstsinnigen Bruder des Besitzers gezeichnete Stammbuch mit den Einträgen der Benutzer befindet sich jetzt in der Hamburger Stadtbibliothek; H. Ch. Senckenberg widmete dem Besitzer den ersten Band seiner Selecta juris et historiarum, der Hebraist Schudt den vierten Theil seiner Jüdischen Merkwürdigkeiten. Gegen Ende seines Lebens sah sich U. durch die Rücksicht auf seine Familie veranlaßt, sich von den theuren Schätzen zu trennen; er ließ 1729—31 einen mit litterarischen Bemerkungen und Preisen versehenen Katalog in vier starken Octavbänden in Frankfurt erscheinen und bot auf diese Weise seine Bibliothek zum Einzel-

verkaufe aus; die Frankfurter Handschriften und den bibliographischen Theil der Bibliothek behielt er, um sich durch diesen Besitz den Verlust der anderen Bücher erträglich zu machen. Die hebräischen Handschriften und etwa 20 000 Briefe von gelehrten Correspondenten Uffenbach's erwarb der Hamburger Philologe Johann Christoph Wolf; aus dessen Besitz kamen sie später in die Bibliothek der Hansestadt. Immerhin behielt U. noch so viele Bücher übrig, daß der 1735 nach seinem Tode erschienene Auctionskatalog wiederum vier Bände umfaßte. Krankheit und häusliches Leid verbitterten Uffenbach's letzte Lebensjahre; der einzige Sohn starb in zartem Kindesalter, die älteste Tochter ließ sich von einem Rittmeister v. Uechtritz aus dem Elternhause entführen, die jüngere, seine getreue Gehülfin bei der wissenschaftlichen Arbeit und der Ordnung der Bibliothek, ging ihm nur wenige Monate im Tode voran. Er starb am 6. Januar 1734, noch nicht 51 Jahre alt, und wurde seinem Wunsche gemäß neben Hiob Ludolf im Vorhofe der Katharinenkirche in seiner Vaterstadt beigesetzt.

Vgl. Hermann, Leben Herrn Zacharias Conrad von Uffenbach rc. Ulm 1753 (Sonderabdruck aus dem ersten Bande der „Merkwürdigen Reisen"). — Jöcher, Allgem. Gel.-Lex., Leipzig 1750 f., IV, 1562. — Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. Frankf. 1862, S. 263. R. Jung.

Ugarte: Alois, des H. Röm. Reiches Graf von und zu U., Herr der Herrschaft Jaispitz in Mähren, geboren 1749, † zu Graz am 18. November 1817 als österreichischer oberster Kanzler, war der Sprosse einer aus Spanien stammenden Familie, welche im 16. Jahrhundert nach den Niederlanden gekommen war. Peter v. U. trat 1639 aus spanischen Kriegsdiensten in die des Kaisers und wußte sich so sehr die Zufriedenheit und Gunst seiner obersten Kriegsherren zu erwerben, daß er 1654 in den Freiherrn-, 1676 in den Grafenstand erhoben, zum Hofkriegsrath und schließlich zum Stadtcommandanten von Wien ernannt wurde. Dessen Urenkel Johann erwarb von der Schwester seiner Frau Marie Wilhelmine Rabutin Gräfin Souches deren Familiengut Jaispitz in Mähren, nach welchem sich ihr Sohn Alois nannte. Von ihm soll hier gesprochen werden. Er oblag seinen Studien an der Theresianischen Akademie in Wien während der Jahre 1760—1768 und trat nach deren Beendigung sofort bei der niederösterreichischen Regierung in den Staatsdienst. Bald zum Rath dieser Behörde ernannt, vertauschte er die Stelle mit der eines k. ungar. Hofkammerrathes, bis er 1782 als „erster Hofrath und Vicepräsident bei dem Gubernio in dem Königreiche Galizien und Lodomerien" nach Lemberg versetzt wurde. Scheint er, seinen ausgezeichneten Fähigkeiten gemäß, hier auch seine Pflichten in getreuester Weise erfüllt zu haben, so war er doch nicht ganz auf die Intentionen seines Kaisers eingegangen. Denn in dem Billete K. Josef's II. an den Hofkanzler, worin er jene Veränderungen in der öffentlichen Verwaltung anbefiehlt, welche er auf Grund seiner in diesem Jahre (1786) unternommenen Reise in die Provinzen des Reiches für ersprießlich erachtet, sagt der Kaiser über Galizien folgendes: „(Dort) gebricht es hauptsächlich an der wahren Leitung der Geschäfte und an der Einigkeit, welche zur Beförderung des Dienstes höchst nothwendig ist; Ich finde dahero räthlich den Hofrath Baron Margelik" (von der vereinigten Hofkanzlei, ein vom Kaiser besonders geschätzter Beamter) „dem die Dikasterial-Verfassung und der Geist, nach welchem ich die Geschäfte behandelt wissen will, vollkommen eigen sind, als Hofrath und Vicepräsidenten dahin zu ernennen .. dagegen will Ich den Grafen Alois Ugarte als Referenten von Galizien zur Kanzlei ziehen, dem ein geschickter Secretär von dem dortigen Gubernio als Hofsecretär beizugeben ist." Nicht lange wirkte er in dieser Stellung. Denn als der Posten eines Gouverneurs von Mähren und Schlesien frei wurde, und der Vicekanzler Graf Johann Wenzel Ugarte diese ihm seitens

des Kaisers mittels Handbillets an Kolowrat d. d. 5. August 1787 angebotene Stelle ausschlug, wurde Graf Alois zum „Gubernator" der genannten Provinz, zum Landeshauptmann und Appellationspräsidenten ernannt. Die Verdienste, die sich U. in dieser Stellung erworben, die er „mit unermüdetem Eifer, besonderer Geschicklichkeit, bewährter Treue und Rechtschaffenheit geleistet hat", fanden rasch die Anerkennung des neuen Kaisers und als die Krönung Leopold's II. zum König von Böhmen bevorstand, war es eine der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Gnadenbezeigungen, daß Leopold auch dem Grafen U. am 2. November mit obigen Worten die Würde eines wirklichen Geheimen Rathes verlieh. Noch weitere 12 Jahre widmete U. alle seine Kräfte den Ländern als Gubernator, als Präsident der Militär- und geistlichen Hofcommission, als Protector der k. mährischen und schlesischen Ackerbaugesellschaften und des Armeninstitutes in Mähren wie als Landeshauptmann und Director der mährischen Herren Stände. Besonders der Landwirthschaft hatte er seine Fürsorge zugewendet. Durch die Musterwirthschaften, die er auf seinen eigenen Gütern, wie auf den seiner Vormundschaft zugewiesenen verwandtschaftlichen Gütern eingerichtet hatte, ging er als erster des Landes dessen Bewohnern erfolgreich und zur Nachahmung aneifernd voran. Begreiflich ist daher das allgemeine Bedauern, welches sich in Mähren und Schlesien zeigte, als daselbst bekannt wurde, Kaiser Franz II. habe den Grafen U. nach Auflösung der galizischen Hofkanzlei und deren Verschmelzung mit der vereinigten Hofstelle zur vereinigten Hofkanzlei zum Chef dieser obersten Stelle, als „Böhmischen Obersten und österreichischen ersten Kanzler" ernannt. Als nämlich der Kaiser nach Abschluß des Luneviller Friedens im April 1801 nach Budweis kam, um durch sein persönliches Erscheinen bei Auflösung der Böhm.-mähr.-schlesischen Erzh. Karl-Legion öffentlich darzuthun, wie sehr er das patriotische Wirken dieses Corps und den Geist, der sich in der Gründung dieser Legion documentirt hatte, zu schätzen wisse, wurde er natürlich von den Landeschefs von Böhmen und von Mähren, den Grafen Stampach und Ugarte empfangen. Der Kaiser hatte hier neuerlich Gelegenheit sich von der Tüchtigkeit und vaterländischen Gesinnung beider zu überzeugen. Die unmittelbare Aeußerung seiner Zufriedenheit war die Verleihung des Großkreuzes des Stephansordens an beide. So nachhaltig aber war der Eindruck, den der Kaiser von Ugarte's administrativen Fähigkeiten erhielt, daß er ihn, als eben die Reorganisation der Hofstelle erfolgte, zum Chef der inneren Verwaltung berief. Bestimmend auf den Kaiser mag auch der Einfluß des Staats- und Conferenzministers Grafen Kolowrat zu Gunsten Ugarte's gewesen sein, welcher der erklärte Günstling des mächtigen Ministers gewesen ist. Hatten schon die vergangenen Jahrzehnte ein fortwährendes Herumtasten bei der Organisation der inneren österreichischen Verwaltung gezeigt, eine ewige Veränderung der Competenz besonders der obersten Behörden und ihres Wirkungskreises, so sollte auch das zweite Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts im Zeichen dieser Unsicherheit stehen. U. aber war der Mann, der bei diesen Experimenten zur Leitung der verschiedensten Ressorts berufen wurde. Da wieder einmal die Trennung der obersten Aufsicht über den Unterricht von den Agenden der politischen höchsten Stelle für ersprießlich erachtet wurde, und man die k. k. Studienhofcommission schuf, wurde U. zu ihrem Präsidenten ausersehen, welche Stelle er bis zu seinem Tode inne hatte. Von viel kürzerer Dauer war seine Thätigkeit als Präsident der k. k. Hofkammer, Ministerialbanco-Hofdeputation, Finanz- und Commerzhofstelle, dann der k. k. Hofkammer in Münz- und Bergwesen. Zu dieser Stelle berief ihn Kaiser Franz im J. 1813, nachdem er ihn vorher durch die Ernennung zum Staats- und Conferenzminister als dauernden Beirath an seine Seite berufen hatte. Die Vereinigung des Hauptressorts einer Staats-

verwaltung in einer Hand konnte unmöglich für die Dauer vortheilhaft sein. Zu dieser Einsicht war man denn in Wien bereits im folgenden Jahre gekommen. Man hatte in Graf Stadion den richtigen Finanzminister zu finden gehofft, ein kaiserliches Decret vom September 1814 vertraute seinen Händen die Leitung dieses Ressorts an. U. aber konnte sich von da ab ganz der innern Administration widmen. Das Jahr 1815 brachte U. in der Verleihung des goldnen Civilverdienstkreuzes seitens des Kaisers eine neuerliche Anerkennung seiner Verdienste. Als der Graf im Herbste des Jahres 1817 nach Graz reiste zur Begrüßung seines Souveräns, der auf einer großen Reise durch die Monarchie nach mehr als fünfmonatlicher Abwesenheit im Begriffe war zu dauerndem Aufenthalte nach Wien zurückzukehren, warf den ohnedies schon unpäßlichen Mann eine ernste Krankheit auf das Sterbelager. Am 18. November um 12 Uhr Mittags beendete er sein thatenreiches Leben. Vier Tage vorher noch hatte ihm der Kaiser als besonderes Zeichen seiner Huld durch seinen Oberstkämmerer Graf Wrbna den Orden des goldenen Vließes überbringen lassen. Einem Sterbenden sollten die letzten Tage durch diese kaiserliche Anerkennung verschönt werden „für“, wie die öffentliche Meinung in etwas eigenthümlicher Fassung damals sagte, „für die geleisteten langjährigen Dienste in den ausgezeichnetsten Dienstes-Kategorieen und die Beweise von erprobter Anhänglichkeit in den bedenklichsten Perioden der ereignißschwangeren (!) Vergangenheit“.

v. Györy.

Uhde: August Wilhelm Julius U. wurde am 26. April 1807 in Königslutter geboren, wo sein Vater, Rudolf U., ein akademisch gebildeter Forstmann († 1812), damals als „reitender Förster“ angestellt war; seine Mutter, eine geborne Harsleben, stammte aus Königslutter. Er besuchte von Ostern 1820 an das Gymnasium zu Helmstedt, das er Michaelis 1825, mit einem Abgangszeugniß ersten Grades versehen, verließ, um die Universität Göttingen zu beziehen. Er beschäftigte sich hier vorzüglich mit mathematischen, physikalischen und philosophischen Studien und promovirte in den ersten beiden Fächern am 3. April 1829 zum Doctor der Philosophie; seine Dissertation lautete: „De duplici differentialium notione atque indole, tam ad formam quam ad rem pertinente“ (Gött. 1829). Bald darauf erhielt er eine Anstellung als Lehrer der Mathematik und Physik am Lyceum zu Aurich, aber schon nach kurzer Zeit übernahm er die gleiche Stellung am Gymnasium in Oldenburg (Patent vom 26. Sept. 1831); seit October 1833 gab er hier Unterricht in Mathematik und Physik auch am Schullehrerseminare. Dicht vorher (23. Juli 1833) hatte er sich mit einer Engländerin Carol. Dor. Paul. Henr. Macrae of Holmains verheirathet. Aber auch in Oldenburg war seines Bleibens nicht lange. Um den Beginn des Jahres 1835 erhielt er einen Ruf nach Hannover und nach Braunschweig. Dort wollte man ihn als Director einer zu begründenden höheren Bürgerschule haben, hier die Stelle des ersten Mathematikers am Collegium Carolinum übertragen. Er entschied sich für letzteres. Schon um Ostern 1835 weilte er längere Zeit in Braunschweig, um an den Berathungen über die Neuorganisation des Collegium Carolinum theil zu nehmen. Unterm 8. October 1835 wurde er dann als Professor der Astronomie und Mathematik an dieser Anstalt angestellt; zugleich wurde er unterm 30. November desselben Jahres zum Mitgliede des Directoriums des Collegs und zum Vorstande der zweiten, der technischen Abtheilung der Anstalt ernannt. Diese war eben erst als eine besondere Abtheilung des Collegs gegründet worden, und es setzte daher U. Zweck, Plan und Einrichtung derselben in einer kleinen Schrift („Die höhere technische Lehranstalt oder die technische Abtheilung des herzogl. Collegii Carolini“, Braunschw. 1836) ausführlich auseinander. Bald gewann U. auf das Unterrichtswesen des Landes

einen noch viel größeren Einfluß. Denn unterm 30. December 1837 ward er zum Mitgliede der Examinationscommission zur Prüfung der Candidaten des höheren Lehramts und unterm 11. Mai 1840 zum Schulrathe und Mitgliede des herzoglichen Consistoriums ernannt, wo ihm die Besorgung des Referats der Bürgerschulen und der Gymnasien zufiel. Bemerkenswerth ist seine Thätigkeit für die letzteren besonders dadurch geworden, daß er den Unterricht auf ihnen seit etwa 1850 nicht mit dem Lateinischen, sondern mit dem Französischen beginnen ließ, eine Neuerung, die indeß unter seinem Nachfolger bald wieder beseitigt wurde. Als man ihn 1845 zur Leitung des Bürgerschulwesens nach Oldenburg zurückrufen wollte, blieb er seiner Stellung in Braunschweig treu. Uebrigens hatte er neben seiner Wirksamkeit im Consistorium die am Collegium im vollen Umfange beibehalten, ja seit dem Jahre 1848 hatte diese noch eine beträchtliche Steigerung erfahren, weil er da auch die Vorträge über Physik und Meteorologie übernahm. Auf die Länge war diese Arbeitslast doch eine zu große. Er kam daher 1851 um Entlastung ein, und zu Anfang des folgenden Jahres wurde er von der Leitung der Gymnasien und der Bürgerschulen entbunden. Doch bewahrte er das Interesse für dieselben auch noch später, insbesondere hat er sich im Landtage, dem er seit 1848 ununterbrochen als Abgeordneter angehörte, der Interessen des Lehrerstandes mit Eifer und Erfolg angenommen. Uhde's amtliche Thätigkeit beschränkte sich jetzt im wesentlichen auf das Collegium Carolinum, für das die Regierung sich um diese Zeit eifrig mit Reorganisationsplänen beschäftigte. U. wurde zu deren Berathung stark mit herangezogen und u. a. im Sommer 1853 zum Besuche ähnlicher Anstalten auf eine Instructionsreise nach Süddeutschland gesandt. Er wollte der Anstalt den Charakter einer technischen Akademie geben und in diesem Sinne eine gründliche Umgestaltung derselben ins Werk setzen. Verschiedene Umstände wirkten zusammen, die Ausführung dieses Planes zu verzögern; U. trug dies so ungeduldig, daß er wiederholt bat, ihn von seinen Directorialgeschäften zu entbinden. Als die ganze Angelegenheit noch in der Schwebe war, machte ein plötzlicher Tod seinem Leben am 25. Juli 1861 ein Ende. So wurde dicht vor der Reorganisation der Anstalt, die zu Michaelis 1862 ins Leben trat, die Hoffnung vereitelt, der der officielle Lectionscatalog des Wintersemesters 1861 Ausdruck gab, „daß U., wie er der Anreger der nahe bevorstehenden Reorganisation gewesen, so dann auch die Seele und der Träger derselben werden und sie auf neuen Grundlagen mit neuen Zielen einer viel verheißenden Zukunft entgegenführen würde." — Seine Wittwe überlebte U. bis zum 11. December 1883; von seinen Söhnen wirkt einer, Constantin U., an der inzwischen zum Polytechnikum umgestalteten Anstalt jetzt als Professor der Baukunst.

P. Zimmermann.

Uhde: August Friedrich Hermann Karl U., Journalist und Litterarhistoriker, geb. am 26. Dec. 1845 als Sohn eines Schullehrers F. Uhde zu Braunschweig, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte in Berlin. Schon im Anfang des Jahres 1867 wurde er Mitarbeiter der Hannoverschen Zeitung für Norddeutschland, übernahm am 1. Juli 1869 das Feuilleton der neuen Hannoverschen Zeitung und trat im Juli des folgenden Jahres mit den Hamburger Nachrichten in Verbindung, als deren Kriegscorrespondent er nach Frankreich ging. Nachdem er am 1. October 1871 in die Redaction dieses Blattes eingetreten war, wurde ihm die Aufgabe zu theil, an Stelle des am 7. Mai desselben Jahres verstorbenen Robert Heller (s. A. D. B. XI, 695 ff.) das Feuilleton zu leiten. In dieser Thätigkeit blieb er bis zum 31. August 1872 und siedelte darauf, nachdem er sich am 28. August mit Luise Johanna Rübke verheirathet hatte, nach Weimar über, um ganz seinen Lieblingsstudien, der Erforschung neuer Quellen zur Bio-

graphie Goethe's zu leben. Am 17. März 1873 promovirte er in Kiel zum Doctor der Philosophie auf Grund einer Dissertation über die Stellung der Musik in der Wissenschaft der Aesthetik. Doch schon im folgenden Jahre machte sich ein Lungenleiden so beängstigend bemerklich, daß er gezwungen war, von da ab mindestens den Winter in der französischen Schweiz zuzubringen. Er weilte viel in Montreux und dem benachbarten Veytaux-Chillon, wo er am 27. Mai 1879 starb. Seine Wittwe heirathete am 4. December 1880 den Professor Michael Bernays. — Für die Hamburger Nachrichten hat U. auch nach seiner Entfernung aus Hamburg Beiträge geliefert; so sind zwei seiner größeren Werke zuerst im Feuilleton dieser Zeitung erschienen. Daneben hat er eine bedeutende Zahl von Aufsätzen in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlicht. Diejenigen seiner Arbeiten, welche Anspruch auf dauernde Beachtung haben, beziehen sich einmal auf die Geschichte des Theaters, besonders in der Glanzzeit desselben im vorigen Jahrhundert, und zweitens auf Goethe. In der ersten Richtung förderte er die Forschung durch die 1873 in Raumer's historischem Taschenbuche veranstaltete Herausgabe der Denkwürdigkeiten von Karoline Schulze, durch die 1875 erschienene Bearbeitung der Denkwürdigkeiten des Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt und durch kleinere Untersuchungen zur Lebensgeschichte Schröder's und seines Kreises. Genannt seien ferner noch eine Biographie von Konrad Ekhof für den vierten Theil von Rudolf Gottschall's neuem Plutarch (1876) und die Geschichte des Hamburger Stadttheaters 1827—1877. Seine Studien über Goethe's Leben werden vor allem bezeichnet durch die aus ihrem handschriftlichen Nachlaß 1874 zusammengestellten Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler und die Herausgabe von Goethe's Briefen an Soret (1877).

Hamb. Schriftstellerlex. Nr. 4094. — Morgenausg. d. Hamb. Nachrichten, 29. Mai 1879. — Braunschw. Anzeigen Nr. 127 vom 1. Juni 1879. J.

Uhde: Karl Wilhelm Ferdinand U., Mediciner, wurde am 21. August 1813 zu Hohegeiß geboren, dem höchsten Orte des braunschweigischen Harzes, wo sein Vater, Ferdinand U. († 1856), als Forstbeamter angestellt war; seine Mutter, Karoline geb. Riemann, war die Tochter eines Nagelschmieds und Fuhrherrn in Hohegeiß und auf die Entwicklung des Sohnes von großem Einflusse. Dieser besuchte die Schule seines Heimathdorfes, bis der Vater als „reitender Förster" nach Seesen versetzt wurde. Da hier die Schule sehr schlecht war, so kam er Ostern 1824 auf das Gymnasium zu Wolfenbüttel, das er Ostern 1834 verließ, um die Universität Göttingen zu beziehen. Hier widmete er sich dem Studium der Medicin und hörte insbesondere bei Langenbeck, Trefurt und Bartling, siedelte dann aber Michaelis 1836 nach Halle über, wo er sich vorzüglich an Krukenberg und Blasius anschloß. Er blieb hier ein Jahr und ging dann nach Zürich, wo er in der chirurgischen Klinik von Locher-Zwingli arbeitete. Am 28. Juni 1838 promovirte er in Freiburg i. Br. zum Doctor der Medicin und begab sich um Weihnachten nach Wien, wo besonders Rokitansky auf ihn von Einfluß war. Von dort kehrte er Ende Juli 1839 nach Braunschweig zurück. Am 6. April 1842 bestand er hier das Staatsexamen „ausgezeichnet gut", und bald darauf wurde er unter die Zahl der praktischen Aerzte des Herzogthums aufgenommen. Er wandte sich dann zunächst nach Wolfenbüttel, wo er in der herzoglichen Bibliothek von der medicinischen Abtheilung einen Katalog anfertigte. Dann ließ er sich im Juli 1842 als praktischer Arzt in Holzminden nieder. Als im folgenden Jahre Dr. Victor Bruns, der bis dahin Professor am anatomisch-chirurgischen Collegium und Arzt am herzoglichen Krankenhause in Braunschweig gewesen war, nach Tübingen berufen wurde, erhielt U. vorzugsweise auf Betreiben des Stadtdirectors W. Bode, der den Vorsitz im Ober-

sanitäts-Collegium führte und von U. lebenslang als väterlicher Freund verehrt wurde, jene Stellen zugesichert, wenn er sich zuvor durch Reisen in der Chirurgie noch weiter ausbilden wollte. U. ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein und trat sogleich über Göttingen, Marburg, Gießen u. s. w. eine große Studienreise an, auf der er die bedeutendsten schweizerischen, italienischen, französischen, englischen und niederländischen Universitäten besuchte und nicht allein für sein Fach die anregendsten Bekanntschaften anknüpfte. Im Frühjahr 1844 traf er wieder in Braunschweig ein und übernahm nun die Leitung der chirurgischen Abtheilung des herzoglichen Krankenhauses und das Lehramt der Chirurgie am Collegium anatomico-chirurgicum. Bald darauf (30. Mai 1844) vermählte er sich mit Emilie Baumgarten, einer Tochter des Oberlandesgerichtsraths Karl Baumgarten in Wolfenbüttel, mit der er sich schon seit seiner Gymnasialzeit versprochen hatte. Am 14. December 1846 wurde U. zum Professor ernannt, am 29. November 1854 zum ordentlichen Assessor im Obersanitäts-Collegium, am 21. April 1857 erhielt er den Titel eines Medicinalraths, und zum 3. April 1884, wo unter großer Theilnahme der Tag seiner 40jährigen Wirksamkeit am herzoglichen Krankenhause gefeiert wurde, den eines geheimen Medicinalraths. — Uhde's Thätigkeit ging fast ganz in seinem Berufe auf, den er im weiten und höchsten Sinne faßte. Er zog alles in den Bereich seiner Forschung, wovon er sich Nutzen für sein Fach versprach, und ruhte nicht eher, als bis er die wissenschaftliche Litteratur hier vollständig beherrschte. Aber nicht nur die Erscheinungen seiner Zeit begleitete er mit regem Interesse, sondern er suchte auch mit echt geschichtlichem Sinne die Entwicklung der Wissenschaft rückwärts zu verfolgen, um die Gegenwart voll zu verstehen. Handwerksmäßiger Betrieb oder wol gar materielle Bestrebungen seines Berufs waren ihm innerlich zuwider; er hielt stets das Ideelle im ärztlichen Stande hoch und forderte für ihn Pflege der Wissenschaft, die für ihn selbst eine Lebensbedingung war. So machte er sich denn auch sogleich nach seinem Antritte in Braunschweig an die Ordnung der Bibliothek des Collegium anatomico-chirurgicum und der pathologisch-anatomischen Sammlung; von beiden sind dann später (1865 und 1854) seine Kataloge auf Staatskosten gedruckt worden. Auch begann er bald darauf selbst mit wissenschaftlichen Arbeiten; 1847 erschien seine erste Veröffentlichung, der bald eine lange Reihe anderer — das von Blasius a. a. O. aufgestellte Verzeichniß weist deren 74 auf — folgen sollte. Dabei scheute er vor keiner Schwierigkeit zurück. Als ihn seine Vorarbeiten für den morbus campanus auf fremdsprachliche Quellen führten, lernte er selbst Hebräisch, Syrisch und Arabisch, später auch Sanskrit. Sein Ansehen in der wissenschaftlichen Welt war so bedeutend, daß er 1864 einen Ruf als Professor der Chirurgie nach Bern erhielt, den er jedoch ablehnte. Neben seiner Wirksamkeit im Krankenhause, die er, so lange die Kräfte es irgend zuließen, stets auf das gewissenhafteste ausübte, besaß U. auch in der Stadt eine ausgedehnte Privatpraxis, und daneben zog ihn besonders sein Ruf als hervorragend geschickter Operateur in eine große consultative Thätigkeit, die über die Grenzen des Herzogthums oft weit hinausreichte. Die einzige Ausspannung, die er sich aus seinem anstrengenden Berufe gönnte, war der Besuch der Naturforscherversammlungen und der deutschen Chirurgencongresse, die er selten versäumte. Wer U. näher kannte, schätzte in ihm ebenso wie den Arzt den Menschen, der treue, uneigennützige Gesinnung und ein echt religiöses Gemüth mit geselliger Liebenswürdigkeit und heiterem Humor in sich vereinigte, und groß war die Trauer in weiten Kreisen, als nach längerer Krankheit der Tod seinem Leben am 1. September 1885 ein Ziel setzte. Ihn überlebte außer der Wittwe nur eine Tochter Margarethe, die sich am 28. September 1886 mit dem Pro-

fessor der Zoologie und Botanik am Polytechnikum zu Braunschweig, Dr. Wilh. Blasius, vermählte.

Vgl. Rudolf Blasius in der Leopoldina, Bd. XXIII (1887).

P. Zimmermann.

Uhden: Hermann Ferdinand U., lutherischer Theologe, wurde am 20. Juni 1812 zu Hamburg geboren. Sein Vater, Johann Gustav Anastasius U. (geb. 1767 zu Zielenzig in der Neumark, † 1823 zu Hamburg), war preußischer Feldprediger gewesen, dann nach der Schlacht bei Jena nach Hamburg gegangen, wo die Verwandten seiner Frau, einer geborenen Uhde (geb. 1779 in Hamburg, † 1860 in Göttingen), einer Cousine von ihm, lebten, und hatte hier ein Institut gegründet. Die Familie nannte sich in Hamburg Uhde und außerhalb Hamburgs meistens Uhden, und so änderten auch unser U. und sein Bruder, als sie von Hamburg nach Preußen gingen, die Schreibung ihres Namens. U. kam Michaelis 1824 auf das Johanneum zu Hamburg, besuchte von Michaelis 1829 an das akademische Gymnasium daselbst und studirte von Michaelis 1830 bis dahin 1834 zu Göttingen, Kiel und Berlin Theologie. In Berlin hatte U. sich besonders an Neander angeschlossen, der ihm seine Freundschaft auch bewahrte, als U. später in seiner theologischen und kirchlichen Stellung andere Wege einschlug. Am 12. Juni 1835 beendete U. in Hamburg das Candidatenexamen. Wahrscheinlich weil er wegen der großen Anzahl der Candidaten, die es damals in Hamburg gab, keine Aussicht auf baldige Beförderung in Hamburg zu haben glaubte, verließ er schon im nächsten Jahre Hamburg; um Ostern 1836 ging er als Hauslehrer zu einem Verwandten, dem Amtsrath Uhden zu Triebel in der Niederlausitz, und von hier um Michaelis 1838 als Hauslehrer nach Berlin. Hier bestand er beide theologische Prüfungen, die zweite im J. 1840, und erhielt sodann durch königliche Cabinetsordre die Rechte eines Inländers. Während seiner Hauslehrerzeit hatte er das „Leben des William Wilberforce in seiner religiösen Entwicklung“ auf Grund der fünfbändigen Lebensbeschreibung Wilberforce's von seinen drei Söhnen (London 1838) dargestellt, das mit einem empfehlenden Vorwort Neander's vom 16. August 1839 als Uhden's Erstlingsarbeit (Berlin 1840 bei Besser) herauskam. Wegen dieser vorangegangenen Beschäftigung mit den kirchlichen Zuständen Englands war U. nicht unvorbereitet, als er im Herbste des Jahres 1841 vom Könige Friedrich Wilhelm IV. zugleich mit dem Prediger (späteren Consistorialrath) Otto v. Gerlach, dem Geistlichen am Cadettencorps (späteren Hofprediger) Adolf Sydow und dem Hofbaurath Friedrich August Stüler nach England gesandt wurde, um überhaupt über das kirchliche Leben in England, insbesondere aber über die Art, wie neue Pfarrsysteme in England gegründet würden, dem Könige zu berichten (vgl. A. D. B. IX, 21; XXXVI, 742; XXXVII, 276). U. verweilte auf dieser Reise etwa fünf Monate in London, vier Wochen in Schottland und zwei Wochen in Irland; außerdem bereiste er das übrige England und machte die Rückreise über Paris. Im August 1842 kam er zurück. Die „amtlichen Berichte“, die er und seine Reisegefährten „über die in neuerer Zeit in England erwachte Thätigkeit für die Vermehrung und Erweiterung der kirchlichen Anstalten“ erstatteten, erschienen Potsdam 1845 (in der Stuhr'schen Buchhandlung) im Druck. Weitere Früchte dieser Reise sind Uhden's Schriften: „Geschichte der Congregationalisten in Neu-England bis zu den Erweckungen um das Jahr 1740. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Nordamerika's“ (Leipzig 1842, Bösenberg), und „Die Zustände der anglikanischen Kirche mit besonderer Berücksichtigung der Verfassung und des Cultus“ (Leipzig 1843, Tauchnitz); die letztere dieser Schriften erschien im J. 1844 zu London auch in englischer Uebersetzung. Auch sonst war U. in den folgenden Jahren litterarisch thätig; nament-

lich erschienen in verschiedenen Zeitschriften Aufsätze und Recensionen von ihm. Gegen Ende des Jahres 1843 wurde U. von den Ministerien der Justiz, der geistlichen Angelegenheiten und des Innern, welche gemeinschaftlich über diese neu errichtete Stelle das Patronat ausübten, auf den 1. März 1844 zum Stadtvoigteiprediger ernannt. Er reiste vor dem Antritt dieses Amtes noch zu einem Besuche nach Hamburg, wo er mit seinem Freunde Friedrich Wulff, der Katechet an einem Untersuchungsgefängniß — auch die Stadtvoigtei war ein Untersuchungsgefängniß — gewesen war, über seine bevorstehende Amtsthätigkeit sich berieth; er rühmt selbst später, daß ihm namentlich der Rath dieses Freundes, er solle sich nur um das Seelenheil der Gefangenen bekümmern, von großer Bedeutung gewesen sei. Am 26. Februar 1844 wurde U. ordinirt und am 3. März eingeführt. Ueber seine fast fünfjährige Thätigkeit an der Stadtvoigtei hat U. nach langer Zeit (im J. 1881) eingehende Mittheilungen veröffentlicht („Aus der Stadtvoigtei in Berlin", Leipzig, Naumann), welche für Seelsorger an Gefangenen ganz besonders lehrreich sind und auch in den weiteren Kreisen praktischer Theologen Beachtung verdienen. Obschon U. der Ansicht ist, daß eine solche Stellung keine lebenslängliche sein dürfe, so würde er doch aus seinem Amte an der Stadtvogtei nicht so früh geschieden sein, wenn ihm nicht wegen seiner Stellung zur Union Gewissensbedenken gekommen wären. Als es ihm nach längerer Zeit peinigender Unsicherheit bald nach den Bewegungen im Frühjahr 1848 nicht mehr zweifelhaft war, daß, wie er selbst sagt, „die dermalige Kirchenregierung in Preußen, wenn sie auch noch eine lutherische Confession bestehen ließ, doch allmählich und sicher die Auflösung der lutherischen Kirche herbeiführen werde", kam es ihm wie eine Aussicht auf Befreiung vor, daß im November 1848 aus dem Stift Heiligengrabe, einem alten Cistercienser Nonnenkloster in der Ostpriegnitz, das in ein adliges Fräuleinstift umgewandelt war, an ihn die Anfrage erging, ob er bereit sei, das dortige Pfarramt zu übernehmen; Aebtissin und Capitel wollten für die Rechte der lutherischen Kirche eintreten. U. folgte diesem Rufe und legte sein Amt an der Stadtvoigtei nieder. Von Heiligengrabe aus erging nun ein Gesuch an den König, er möge für die Lutheraner in der Landeskirche eine eigene Behörde einsetzen. Es folgten nun Verhandlungen mit U. abseiten des Consistoriums, die ohne Erfolg blieben. Am 9. Mai 1849 forderte das Consistorium ihn auf, seine Amtsfunctionen einzustellen und nur als Gast zu fungiren. Da U. gegen diesen Bescheid Verwahrung einlegte und zu predigen fortfuhr, erließ auf Anfordern des Consistoriums die Regierung eine Verfügung an den Landrath, in Folge deren letzterer durch die Polizeiorgane die Gemeindeglieder vor Betheiligung an einem von U. gehaltenen Gottesdienste warnen ließ. U. wollte die Gemeindeglieder nicht zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit veranlassen und verlegte deshalb die Gottesdienste aus der Stiftskirche in die Abtei. Als dann aber infolge eines Bescheides der Behörde an das Capitel dieses seinen Standpunkt aufgab und bei U. anfragte, ob er sich vom Consistorium bestätigen lassen wolle, entsagte dieser dem Amte. Aufforderungen, die durch zwei königliche Commissarien, den Staatsminister Uhden und den Oberconsistorialrath Snethlage, an ihn ergingen, unter das unirte Kirchenregiment zurückzukehren, blieben erfolglos; U. war in seinem Gewissen gebunden. Er verlebte darauf in Heiligengrabe drei Jahre ohne Amt; im J. 1852 folgte er einer Berufung als Pastor nach Kotelow bei Friedland in Mecklenburg-Strelitz. Schon in Heiligengrabe hatte er Knaben in Pension genommen, meistens solche, deren Eltern in anderen Welttheilen wohnten; und das that er auch in Kotelow. Seit dem 10. April 1845 war er in überaus glücklicher, aber kinderloser Ehe verheirathet mit Johanna Luise Henriette, einer Tochter des Cantors Schimmeyer in Königslutter. In Kotelow, einem vier

Gemeinden umfassenden Kirchspiel, wirkte U. in großem Segen und sein Pfarrhaus galt bei allen, die es kennen lernten, als ein ideales. Ostern 1863 ward er zum Präpositus der Friedländer Synode ernannt, infolge dessen seine Thätigkeit eine noch umfangreichere wurde. In späteren Jahren lebte er unter den Geistlichen seiner Synode wie ein allseitig verehrter Vater. Ein harter Schlag traf ihn, als im J. 1883 seine Frau schwer erkrankte; sie starb im Januar 1884 zu Göttingen, wohin sie zu einer Operation gebracht war. Er selbst starb am 11. Juli 1888 in seiner Vaterstadt Hamburg, wohin er gereist war, um dort bei einem geschickten Arzte Heilung von einem Nasenleiden zu suchen. Seine letzte größere Schrift war eine zusammenfassende Darstellung der Gedanken, für die er gelitten und gekämpft hatte: „Die Lage der lutherischen Kirche in Deutschland, kirchengeschichtlich erwogen“, Hannover 1883.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart, Bd. VII, S. 446 ff.; der Artikel stammt aus dem Juli 1877 und gibt Uhden's Schriften u. s. f. deshalb nicht vollständig an. **l. u.**

Uhl: Johann Ludwig U., Dr. jur., brandenburgisch-ansbachischer Hofrath und Rechtslehrer, geboren am 10. Juli 1714 zu Maynbernheim im Ansbachischen (nach anderen in Crailsheim), wo sein Vater Johann Andreas U. Prediger war. Joh. Ludw. studirte am Gymnasium zu Ansbach, bezog sodann die Hochschulen Jena und Halle und besuchte dort neben juristischen Vorträgen auch philosophische Vorlesungen. In Halle trat er mit dem gefeierten Rechtslehrer Heineccius in nähere Beziehung, der ihm sehr gewogen war und ihn bei Herausgabe seiner Werke verwendete. 1735 ging der junge Gelehrte, mit Empfehlungen von Heineccius an Minister Münchhausen versehen, nach Hannover, von hier nach kaum einjährigem Aufenthalte wieder nach Halle, dann nach Berlin. Dort lernte er den Buchhändler Rüdinger kennen und schrieb kurze Zeit die Berlin'sche Zeitung, deren Verleger ersterer gewesen. Abermals nach Halle zurückgekehrt, übernahm er die Hofmeisterstelle bei dem jüngsten Sohne des preußischen Feldmarschalls v. Kalkstein. Als sein Zögling zur Armee in Böhmen abrücken mußte, sollte U. die wissenschaftliche Ausbildung der beiden Söhne des sächsischen Großkanzlers Coccejus leiten, allein ein hartnäckiges Wechselfieber, das ihn über zwei Jahre heimsuchte, vereitelte die Ausführung dieses Planes. 1743 wurde U. zum Rechtslehrer am Gymnasium zu Hamm ernannt; noch vor Antritt dieses Amtes wurde er jedoch statt des wegen Unfleißes und Unverträglichkeit entfernten Hofrathes Joh. Wolf Trier als profess. ordinarius juris publici et feudalis 1744 als vierter Rechtslehrer und Beisitzer der Juristenfacultät an die Universität Frankfurt a. O. berufen und zugleich zum Archivar der Hochschule bestimmt. Da U. in Frankfurt als „promotus“ erscheinen mußte, bewirkte er, daß in Königsberg während des Universitätsjubiläums dortselbst am 1. September 1744 auf Grund seiner früheren Arbeiten seine Promotion zum Doctor juris in absentia erfolgte. Ende 1744 trat der Neuernannte seine Professur an, wurde 1751 Ehrenmitglied der lateinischen Gesellschaft in Jena, im nämlichen Jahre fürstlich ansbachischer Hofrath und rückte 1752 in der Juristenfacultät zum dritten Professor vor, in welcher Eigenschaft er bis zu seinem (am 10. November 1790 erfolgten) Tode verblieb. U. galt als ein gründlich gebildeter, sehr gelehrter Mann, der sich eines zierlichen, lateinischen Stiles befleißigte. Als Schriftsteller war er hauptsächlich bedacht, die Werke älterer berühmter Juristen (wie Heineccius, Brunnquell, Schilter, v. Ludewig, Schulting) verbessert und mit zweckmäßigen Erläuterungen versehen neu herauszugeben. Außerdem lieferte er zu Professor Sigel's „Corpus juris cambialis“ die 4. Fortsetzung (1. Leipzig 1757, Fol.), 2. ebd. 1764 (Neue Aufl. 1786), 3. ebd. 1771, 4. ebd. 1786,

und zwei Sammlungen „Frankfurtischer Wechsel-Responsa ꝛc.“ 1. Sammlung Frankf. a. O. 1749, 2. ebd. 1750. Von selbständigen Arbeiten Uhl's erwähnen wir neben ein Paar Dissertationen: „Akademisches Handbuch zum Gebrauch der Rechtsbeflissenen auf den k. preuß. Universitäten mit einem Verwandtschaftsbaume“, Berlin 1778.

Baader, Lexik. der verst. bair. Schriftsteller, 1. Bd., 2. Thl., 279—82 und die dort aufgeführte zahlreiche Litteratur, bes. die drei Werke von Weidlich, welche ein erschöpfendes Schriftenverzeichniß enthalten. Eisenhart.

Uhland: Ludwig Josef U., geb. in Tübingen am 15. Mai 1722, † ebendaselbst am 15. December 1803, evangelischer Theologe, war der Sohn des Kaufmanns Josef U. und der Marie Rosine geb. Schnürlin. Die wohlhabenden Eltern bestimmten ihren begabten, erstgeborenen Sohn nach schwäbischer Sitte für den geistlichen Stand; 1735 kam U. in die Klosterschule zu Denkendorf, wo J. A. Bengel sein Lehrer war, dessen trefflichem Unterrichte er seine gründliche philologische Ausbildung verdankte; 1737 kam er mit seiner Promotion nach Maulbronn, wo der Unterricht des Professors Megerlin im Hebräischen bedeutungsvoll für seine späteren Studien wurde. 1739 bezog er das evangelische Seminar (Stift) in Tübingen; Canz, der die Wolff'sche Philosophie, freilich ziemlich steif, vortrug, war sein philosophischer Hauptlehrer, Pfaff, Weißmann und Klemm seine theologischen. Stets der erste unter seinen Altersgenossen, bestand er 1744 mit Auszeichnung das theologische Examen, blieb aber noch einige Zeit auf der Universität, um seinen Bildungskreis zu erweitern, wie er denn damals Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung hörte. Zwei Jahre nachher wurde er Repetent am Seminar, 1749 nach kurzer Amtsverweserei in der Klosterschule Denkendorf und dem üblichen Stuttgarter Stadtvicariat im November zum Diakonus in Marbach ernannt. In demselben Monat (30.) führte er Gottliebin Stäudlin, Tochter des Landschaftseinnehmers J. J. Stäudlin, als Gattin heim; vier Jahre blieb U. in Marbach; der Gedanke liegt nahe, daß das junge Helferpaar in dem kleinen Landstädtchen auch mit dem ebenso jungen Schiller'schen Ehepaare bekannt war, sichere Beweise lassen sich aber nicht angeben. 1753 wurde er zweiter Diakonus an der Stiftskirche zu Tübingen; seine ihm so theure Vaterstadt — eine größere theologische Reise, wie sie sonst Sitte war, hat er meines Wissens nicht gemacht — blieb von dort an der Ort seines Wirkens, einer unermüdlichen und treuen Thätigkeit. Er war als Prediger wohl etwas trocken, aber als Seelsorger und Lehrer der Jugend war der aufrichtig fromme und gewissenhafte Mann überall geachtet. 1761 wurde er Professor der Geschichte an der Universität; Universal- und württembergische Geschichte, Chronologie und Staatsverfassung waren die Collegien, die er las, 1772 wurde er Ephorus des Stiftes und 1776 ging sein Herzenswunsch in Erfüllung, ein theologisches Lehramt zu bekleiden. Herzog Karl Eugen, der ihm persönlich sehr gewogen war, übertrug ihm auf seine Bitte die Stelle eines außerordentlichen Professors der Theologie, 1777 wurde er ordentlicher Professor und dritter Frühprediger, und da Schnurrer die Ephorusstelle am Stifte übernahm, zweiter Superattendent desselben; im gleichen Jahre erhielt er auch die theologische Doctorwürde. Sein Fach war die alt- und neutestamentliche Exegese und bis zum Wintersemester 1802/3 hat er eifrig dieselbe vorgetragen. Besonders über die prophetischen Bücher des Alten Testaments und über die Psalmen las er, vom Neuen Testament über die Briefe an die Römer, Corinther und Hebräer, daneben Erklärung der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche, Eherecht, Pastoraltheologie und Liturgik der lutherischen und württembergischen Kirche. Er war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und ebensolchem Fleiße, aber trocken und sehr weitschweifig; der pedantische, etwas eckige und

unbeholfene Gelehrte, der festhielt an der verjährten Art der ausführlichsten Exegese, so daß er drei Stunden bedurfte für die Krüge bei der Hochzeit von Cana und Jahre lang über Jesaia oder die Psalmen vortrug, gewann wenig Einfluß auf die Studenten, wenn sie auch seine ehrwürdige Persönlichkeit achteten. Von den bedeutendsten Hegel und Schelling wird er kaum erwähnt. Theologisch trat er gegen Sartorius, später gegen Storr und Flatt entschieden zurück und seit dem Hereinbrechen der neuen Ideen, besonders auch durch die französische Revolution, kam er der jüngeren Generation gegenüber wegen seiner Sonderbarkeiten, z. B. einer sehr forcirten Stimme, und merklicher Altersschwäche in immer schiefere Stellung, die sich in manchen burschikosen Demonstrationen kundgab. 4 (5?) Mal hatte er das Prorectorat der Universität geführt; im letzten Jahrzehnt seines Lebens blieben ihm aber mancherlei Kränkungen nicht erspart. Er selbst hat, und mit Recht, sein Leben ein glückliches genannt, noch im 80. Jahre konnte er dankend rühmen, daß er Sorge und Furcht nie gekannt habe. Er lebte in glücklichster Ehe mit seiner trefflichen, reichbegabten und gemüthvollen Frau, die ihn mit sechs Söhnen und sechs Töchtern beschenkte, von welchen je vier die Eltern überlebten. Das reiche, tiefe Gemüth der Frau, ihre lebendige Frömmigkeit, ihr treues und verständnißvolles Sorgen für Mann und Kinder zeigt sich in den noch erhaltenen schönen Familienbriefen. In seinen jüngeren Jahren hat U. „der Tugend seiner Stäudlinin“ auch dichterische Spenden dargebracht, nach manchen Seiten hin altmodische, steife, überall von frommen Gefühlen durchdrungene Verse, von welchen aber doch einige echten lyrischen Schwung, wirkliche Poesie zeigen. Auch die Mutter hatte poetische Begabung, als Erbstück der Stäudlin'schen Familie (s. A. D. B. XXXV, 514 ff.); von seinen Großeltern hat der berühmteste ihrer Enkel, der auch des Großvaters Namen trug, der Dichter Ludwig U., diese Anlage ererbt, wie überhaupt in demselben manche von den schönen Eigenschaften derselben: Wahrheitsliebe und Unerschrockenheit, der feste, gerade und doch so feine Sinn, das zarte Gemüth und die herzliche Frömmigkeit, der große Fleiß und die Freude an wissenschaftlicher Arbeit sich bei ihm wiederfinden, allerdings auch das etwas ungelenke Benehmen noch nachklingt. — Einen tiefen Schmerz erfuhr das Elternpaar durch den Tod des vielversprechenden ältesten Sohnes Ludwig Gottlob U., der in Venedig eine Hofmeisterstelle (bei Reck u. Laminit) bekleidete, auch die deutsche Schule leitete und im September 1777, als er sich anschickte, in die Heimath zurückzukehren, an einem hitzigen Fieber starb. (Im Mai 1775 war er mit Lessing bekannt geworden während dessen Aufenthalt in der Lagunenstadt.) Eine noch schwerere Wunde schlug U. der Tod seiner Frau am 26. April 1793; die im Hause gebliebenen Töchter waren die treuen Pflegerinnen seines durch Kranksein wenig getrübten Alters. Nach kurzer Krankheit starb U. am 15. December 1803. Schriftstellerisch trat U. wenig hervor, nur eine Anzahl Dissertationen und Gelegenheitsschriften über württembergische Geschichte: „De Eberhardo miti“, 1767; „De comitibus Würtemb. Ludovico II. et Hartmanno“, 1772; „De Conrado de Beutelsbach, Alberto de Würtemberg, Wernero de Gruningen“, 1773; „De Francisco I, Galliae rege, et Ulrico, duce Würt.“, 1776; über biblische Geschichte: „Historia orbis post diluvium“, 1761; „De chronologia sacra“, 1763; „Dissertatio Christum ante aeram vulgarem anno IV exeunte natum esse“, 1775; ebenso theologische: „Ad Paulinum Hebr. 1, 1—31“, 1777; „Annotationes ad Amos“, 1779; „In vaticinia Haggaei“, 1784; „Vaticinium Jesaiae C. 13“, 1800, und andere sind seiner Feder entflossen; keine derselben ist bedeutend.

Urkundliche Mittheilungen über L. Uhland's Vorfahren Cod. hist., fol. 765 auf der k. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart; dieselben sind sowohl

von der Wittwe L. Uhland's in ihrem Werk über ihren Mann (1865), wie von Notter in seiner Biographie Uhland's (Stuttgart 1863) benutzt. — Gedächtnißrede des Herrn L. J. Uhland von G. H. Müller. Tübingen 1803. — Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evangelisch-theologischen Facultät in Tübingen. Tübingen 1877. Theodor Schott.

Uhland: Johann Ludwig U., der Dichter, geboren in Tübingen am 26. April 1787, † ebendaselbst am 13. November 1862. — Uhland's Familie war seit 1720 in Tübingen ansässig. Sein Großvater, Ludwig Josef U. (1722—1803), war Professor der Theologie, sein Vater, Johann Friedrich U. (1756—1831), Universitätssecretär, seine Mutter, Elisabeth geb. Hofer (1760 bis 1831), die Tochter von dessen Amtsvorgänger; ein Bruder der Mutter, † 1813 als Pfarrer in Schmiden b. Cannstatt, ist von U. in zwei Gedichten („Auf den Tod eines Landgeistlichen“ und „Auf der Ueberfahrt“) verewigt worden. U. gehörte so von Haus aus zu einer echt altwürttembergischen Familie von bürgerlich-gelehrtem Zuschnitt und hat diesen Charakter in seiner eigenen Person zäh festgehalten; Rechtssinn und Unbeugsamkeit sollen vom Vater, Phantasie und Gemüth von der Mutter ererbt gewesen sein. U. hatte außer einem jüngeren Bruder, der als Knabe starb, noch eine Schwester, Luise (1795—1836), welche sich mit einem Theologen Meyer verheirathete; ihre Nachkommenschaft hat das Geschlecht von Uhland's Eltern fortgepflanzt, während die jetzigen Träger des Namens Uhland alle Seitenverwandte von des Dichters Vater sind. — U. wuchs gesund heran und genoß eine solide Erziehung. Er durchlief mit Auszeichnung die Tübinger „anatolische Schule“, von der er, weil sie keine obern Classen besaß, schon im October 1801 auf die Universität überging und zwar zum Studium der Rechte. Das eigentliche Fachstudium begann aber erst 1805. Bis dahin beschäftigte sich U. mit Fortsetzung der philologischen Uebungen der Lateinschule; und zwar trieb er nicht bloß alte Philologie, sondern auch schon etwas mittelalterliche; den Saxo Grammaticus und das sog. Heldenbuch hat er schon in ganz jungen Jahren gelesen. Aus den Schul- und ersten Universitätsjahren kennt man nicht ganz wenige poetische Versuche. Sie sind in den biographischen Werken von Uhland's Wittwe, Notter, Jahn, Karl Mayer zum Theil abgedruckt; vollständiges Verzeichniß und theilweise weitere Mittheilungen bei Nägele, s. u.; sie in eine Ausgabe Uhland's aufzunehmen, war nicht recht, denn kaum ein einziges unter ihnen trägt die späteren Züge des Dichters; es sind gewandte, ansprechende Versuche in classicistischer Manier, aber ohne individuelle Art. Die Production Uhland's, soweit er sie selbst für aufbewahrungswerth gehalten hat, beginnt erst 1804 mit den nordischen Scenen „Die sterbenden Helden“ und „Der blinde König“ (dieses in einer ältern Form, die bekannte ist von 1814). U. war als Student Mitglied eines Kreises, welcher der Poesie zugethan war und in dem damaligen Streit zwischen Classicismus und Romantik sich auf die Seite des Neuen stellte; doch war nicht U., sondern Justinus Kerner derjenige, der die Sache der Romantik am ersten und entschiedensten verfochten hat; außer beiden ist nur Karl Mayer in der allgemeinen deutschen Litteraturgeschichte bekannt. In diesem Kreis entstand 1807 ein handschriftlich circulirendes „Sonntagsblatt“, zu dem auch U. Beiträge lieferte (siehe K. Mayer's Werk). Außerdem fällt in jene Jahre von 1804—1810 schon ein ganz beträchtlicher Theil von Uhland's Lyrik, der einige seiner bekanntesten und besten Producte umfaßt. Die Jurisprudenz hat U. mit der Gewissenhaftigkeit studirt, die jede Handlung seines Lebens kennzeichnet; 1808 bestand er das Examen vor der Facultät und erwarb sich am 5. April 1810 die Doctorwürde durch die (von Vangerow gerühmte) Dissertation „De juris romani servitutum natura dividua vel individua“. Im Mai 1810 reiste er

nach Paris, um die dortigen Rechtseinrichtungen kennen zu lernen, die für Württemberg als Mitglied des Rheinbundes von Bedeutung waren. Der Aufenthalt ist aber noch mehr für philologische Zwecke ausgenutzt worden. U. traf in Paris mit dem von Tübingen her bekannten Varnhagen zusammen; er lernte Chamisso kennen, der ihm das Original der „Königstochter“ vermittelte; noch werthvoller war die Bekanntschaft mit Immanuel Bekker, der ihn in die spanische und portugiesische Litteratur einführte. U. hat in den 3/4 Jahren seines Pariser Aufenthalts die eindringlichsten Studien altfranzösischer Litteratur gemacht, daneben sich auch mit altdeutscher beschäftigt. Die Frucht davon war Uhland's erste gelehrte Arbeit, „Ueber das altfranzösische Epos“, welche 1812 erschien, leider in der rasch eingegangenen Zeitschrift „Die Musen“ von Fouqué, mit dem U. in lebhaftem brieflichem Verkehr stand. Aus diesem Grund wenig beachtet, ist die Arbeit erst 1833 durch Lachmann (Vorrede zu Wolfram von Eschenbach) zu den gebührenden Ehren gezogen worden, nachdem Paulin Paris, ohne sie zu kennen, zu gleichen Folgerungen gekommen war. Mit Scharfsinn und methodischer Sicherheit, wie sie bei einem Erstlingswerk doppelt zu bewundern sind, hat U. die Grundzüge der Geschichte des afr. Epos gezogen zu einer Zeit, als die Kenntniß desselben fast ganz aus den alten Handschriften selbst geschöpft werden mußte. U. hat dem Aufsatz Proben einer vortrefflichen Uebersetzung des Epos Girard de Viane beigegeben, von denen einige Tiraden später unter den „Altfranzösischen Gedichten“ in der Gedichtsammlung wieder abgedruckt wurden („Roland und Alda“); die altfranzösischen Gedichte sind überhaupt durchaus Ergebnisse des Pariser Aufenthalts. Weil die württembergische Regierung seinen Urlaub nicht verlängerte, mußte U. schon am 26. Januar 1811 Paris wieder verlassen und war am 14. Februar wieder in Tübingen. In die Zeit, die er nun zu Haus zwischen poetischen Beschäftigungen und widerwilliger Vorbereitung auf den praktischen Beruf theilte, fällt seine Bekanntschaft mit Gustav Schwab, der damals in Tübingen studirte. 1812 erhielt U. den Antrag, als zweiter Secretär beim Justizministerium in Stuttgart einzutreten; am 6. December erhielt er die (freilich unbesoldete) Stelle und siedelte am 16. December nach Stuttgart über, das nun für 17 Jahre sein Wohnsitz wurde. Es behagte ihm schlecht in dem Amt; eine feste Anstellung wurde nicht daraus, und gegen die autokratische Art der Geschäftsbehandlung empörte er sich. Außerdem war das Jahr 1813 überhaupt das Jahr der Pflichtenconflicte wie für andere Württemberger, so besonders für ihn, der an solchen sehr schwer trug, weil ihm die lebendige Kraft eines rücksichtslosen Durchgreifens nicht eigen war; nicht umsonst ist jenes Jahr auch an poetischen Producten Uhland's arm. Zwei seiner näheren Freunde waren dem russischen Feldzug zum Opfer gefallen; einem von ihnen, Friedrich v. Harpprecht, setzte er ein doppeltes Monument, indem er 1813 als „Denkmal Friedrichs von Harpprecht“ seine Biographie nebst Mittheilungen aus dem Nachlaß herausgab und noch zehn Jahre später in der „Ueberfahrt“ ihn als den erwähnte, der „brausend vor uns allen ist in Kampf und Sturm gefallen“. Eine Zwiespältigkeit der Interessen, welche die Freude an den Begebenheiten des Befreiungsjahrs lähmen mußte, lag in der ganzen politischen Lage. U., wie viele andere Landsleute, war Napoleon's Feind nicht nur aus allgemein deutschem Patriotismus, sondern auch weil Napoleon, der Verschwägerte König Friedrich's, an dem verfassungslosen Zustand der Heimath mit schuld war; eine Einmischung von Bewunderung für die einzige Größe des Mannes (wie etwa W. Hauff, der jüngere Württemberger, ein solches Gemisch von Stimmungen in der Novelle „Des Kaisers Bild“ vortrefflich geschildert hat) war bei U., dessen schroffer republikanischer Empfindung jede Art von Heroencult ferne stand, nicht denkbar. So lange also die Württemberger auf Napo-

leon's Seite kämpften, war für U. eine gemüthliche Antheilnahme unmöglich, und erst nach ihrem Uebertritt zu den Alliirten konnte sich eine einheitliche patriotische Empfindung in ihm aussprechen, die denn auch in mehreren Gedichten die schönsten Worte gefunden hat. Im Mai 1814, nachdem Uhland's Bitte um feste Anstellung abgeschlagen worden, verließ er den Staatsdienst und blieb als Advocat in Stuttgart. Auch dieser Beruf, unwillig ergriffen, befriedigte ihn nicht; andere Stellungen wollten sich theils, wie namentlich akademische Rufe, nicht finden, theils hat er selbst sie ausgeschlagen. In jene Zeit fällt das Erscheinen von Uhland's Gedichten und Dramen und sein Eintritt in die politische Thätigkeit.

Gedichte von Uhland existiren seit 1800; er hat aber alle über 1804 zurückliegenden verworfen und auch unter den späteren strenge Auswahl getroffen. Das Folgende bezieht sich nur auf die Gedichte, die er selbst aufgenommen hat. Seit 1809, nachdem schon in mehreren Zeitschriften Gedichte von ihm erschienen waren, suchte U. nach einem Verleger; es fand sich lange keiner. Im J. 1811 sammelten sich die schwäbischen Romantiker unter Kerner's Führung zu einem eigenen Almanach, der als „Poetischer Almanach für das Jahr 1812" erschien; an diesem und an dem für 1813 herausgegebenen „Deutschen Dichterwald" war U. mitbetheiligt, an dem letzteren als Mitherausgeber. Im Sommer 1815 endlich erschienen die „Gedichte" bei Cotta. Die Sammlung enthielt etwa $^2/_3$ dessen, was in den spätesten Auflagen zu finden ist; fünf Nummern hat U. in späteren Auflagen weggelassen. Die Aufnahme war nicht sofort lebhaft, erst 1820 erschien eine zweite, 1826 eine dritte Auflage; die vierte 1829, die fünfte 1831, die sechste 1833; von da an sind nur die Jahre 1840, 1848, 1855 ohne neue Auflagen, von 1833, 1845, 1847, 1851, 1856, 1860 sind zwei, von 1853 drei, von 1863, dem Jahr nach Uhland's Tod, vier Auflagen datirt. Der Zuwachs an Gedichten ist in den meisten Auflagen unbedeutend. In der ersten Auflage fehlten nur drei größere Abtheilungen, die aber gleich in der zweiten hinzu kamen: die „Vaterländischen Gedichte" 1815 bis 1817 nebst einigen verwandten Zeitgedichten, die ihnen in der Sammlung vorausgehen, die „Altfranzösischen Gedichte", die aber schon 1810 f. entstanden waren, und die zwei Gesänge des „Fortunat" (1814—1816); das Fragment des „Konradin" wurde erst viel später aufgenommen. Sonst sind alle Gattungen schon in der ersten Auflage vertreten, und ohne die spätern würden zwar nicht ganz wenige Proben Uhland'scher Poesie fehlen, aber das Gesammtbild des Dichters wäre dasselbe. Ueberhaupt ist die chronologische Entstehung von Uhland's Gedichten eigenthümlich. Wenn sich in den Gedichten sein ganzer geistiger Habitus zeigt, so lehrt ihre Entstehungszeit und -Art ihn wieder von einer eigenen Seite kennen.

Was man über Uhland's physische Persönlichkeit weiß, zeigt, daß er von zäher Kraft und Gelenkigkeit, aber nicht vollsaftig und üppig blühend war; nie von hervorragender jugendlicher Expansivität, hat seine Natur Kraft und Widerstandsfähigkeit bis in die spätesten Jahre bewahrt. Ebenso im Moralischen: niemals eine üppige, leidenschaftliche, hinreißende Selbstentfaltung, aber auch nie die Reaction, die einer solchen so oft folgt, das Herabsinken zum Quietismus und Nihilismus; ganz frühe schon ein Fertigsein des ganzen Menschen, das der Figur etwas Starres, Unbewegliches gibt, aber den Eindruck der sichern, ethisch gefestigten ruhenden Kraft macht. In Beziehung auf die poetische Production dieselbe Frühreife und Gleichmäßigkeit in dem inneren Charakter. Zunächst zeigt sich zwar, wenn man auf die Entstehungszeiten der Gedichte sieht, die man durch W. L. Holland's rühmliche Bemühungen bei den meisten bis auf den Tag kennt, große Ungleichmäßigkeit. Es zeigt sich eine lebhafte Blüthe und

ein rasches Nachlassen. Von 1804 bis 1815, dem Erscheinungsjahr der Sammlung, ist jedes Jahr durch Gedichte vertreten, bis zur Zahl von dreißig (1811), im Durchschnitt reichlich fünfzehn. Das Jahr 1816 hat noch 25, aber meist im Zusammenhang mit den politischen Zeitläuften stehende. Von 1817 bis 1828 ein bis zwei jährlich. 1829 wieder ein Dutzend, 1834 zwanzig, aber 1830 bis 1833 nur sieben im Ganzen, 1835 bis 1862 zehn. Sieht man jedoch näher zu, so findet man auch in jener ersten Periode größter Fruchtbarkeit stets nur einzelne Zeiten, wo mehrere Gedichte rasch hinter einander entstanden sind, dazwischen große Pausen, die sich bis zu halben Jahren ausdehnen. Mitunter liegt zwischen der ersten Conception eines Gedichts und seiner Ausführung ein langer Zwischenraum; aber die Ausführung selbst ging rasch und mühelos, fast ohne Correcturen, vor sich. Das beweist, daß U. die Lust zum Dichten nicht immer, ja nur mit öfters größeren Zwischenräumen hatte; er selbst bezeugt, daß er nur dichtete, wenn er den Drang dazu fühlte, daß die Poesie ihn frühzeitig „in Ruhe ließ“. Das Element sinnlicher Erregung fehlt ihm durchaus, und so kann es sich auch bei jenen Perioden poetischen Schaffens nicht um solche leidenschaftlich gesteigerter Empfindung handeln, wie etwa bei manchen Epochen Goethischer Erotik, sondern nur um das ruhigere Anwachsen oder Nachlassen künstlerischer Stimmung. Die qualitative Vergleichung der Gedichte zeigt, daß zwischen denen älterer und späterer Zeit kein Wesensunterschied ist. U. hat Schwächen seiner ersten Poesie bald und völlig abgethan und zeigt in manchen Gedichten von 1829 und 1834 eine Stufe höchster stilistischer Vollendung, eine gesteigerte Schönheit und Weihe des Ausdrucks; aber eben diese Gedichte schließen sich zum Theil (wie der Waller und Bertran de Born) formell eng an ältere Producte an, jedenfalls treten sie nirgends aus seiner früheren Art und Weise heraus. Aus dem Jahr 1805 sind ein paar Gedichte, wie „Des Dichters Abendgang“, „Der König auf dem Thurme“, „Die Kapelle“, „Die sanften Tage“, „Schäfers Sonntagslied“, welche ihn nicht nur auf der Höhe des Könnens und in einer fast unheimlichen Gereiftheit der Persönlichkeit zeigen, sondern welche auch seine specifische Eigenthümlichkeit vielleicht ausgeprägter als irgend ein späteres haben. Man möge damit etwa Mörike vergleichen, der mit demselben oder größerem lyrischem Talent mehr Wandlungsfähigkeit verband und daher in den reizenden epigrammatischen Gebilden seines Alters sich von der tief innerlichen Lyrik seiner Jugend wesentlich unterscheidet.

Wenn man die Fähigkeit der Stoffwahl, die künstlerische Behandlung und die individuell-persönliche Durchdringung als die drei wesentlichen Elemente der poetischen Kunst ansehen kann, so ragt U. in den beiden ersten unter den deutschen Dichtern in einer Weise hervor, daß er nur wenige seinesgleichen hat. Man muß dann freilich unter Stoffwahl nicht die Wahl eines möglichst bedeutenden und inhaltschweren Stoffes verstehen — denn dieser Inhalt wird oft genug erst aus der Individualität des Dichters heraus in den Stoff gelegt —, sondern das Verständniß für das Finden von Stoffen, welche einer rein poetischen Behandlung fähig sind, die Fähigkeit zum Urtheil über die Stoffe, die gerade diesem Dichter zugänglich sind, zu dem horazischen sumere materiam aequam viribus. Man kann als Kernpunkt in Uhland's Wesen den Charakter bezeichnen, genauer seine unerschütterliche Liebe zu dem Richtigen und Wahren, die jedem Ding genau seine Sphäre anweist, genialen Uebergriffen feind ist und mitunter fast pedantisch ausschließt, was zur Sache selbst nicht gehört, mag es ihm sonst noch so nahe liegen. Der Mann, der in seiner Rede über die Sage vom Herzog Ernst seine eigene poetische Behandlung des Gegenstandes mit keiner Silbe erwähnt, bei der Besprechung der alten Fiction von der blauen Blume die Rolle gänzlich verschwiegen hat, welche diese bei den Romantikern spielte: dieser Mann

war sich jeden Augenblick klar über das, was zur Sache gehörte, und über das, was er vermochte. Wie U. nie gedichtet hat, ohne in der Stimmung zu sein — es war die Verzweiflung seiner Freunde, daß er sich nie Gelegenheitsgedichte abpressen ließ —, so hat er auch nie versucht, die Grenzen seiner Begabung zu überschreiten. Hierin liegt neben der Enge und Schwerflüssigkeit seines Wesens der tiefe sittliche Ernst desselben. Er hat eine genaue, auf gesunden Wahrnehmungsorganen und gründlicher Betrachtung beruhende Kenntniß der Dinge in einer bestimmten Sphäre, der des rein und interesselos schönen, des menschlich rührenden und erhebenden; darüber hinaus zwar die Fähigkeit des aneignenden Verständnisses und gerechten Urtheils, wie die Bemerkungen des „Stilisticums“ (s. u.) zeigen, aber keinerlei Trieb zum Ueberschreiten jener Sphäre, in der es ihm wohl ist; wenn für ihn die Lehre von der Omnipotenz des genialen Individuums nicht existirt, so desto mehr das Wort, daß sich der Meister in der Beschränkung zeigt. Allgemeine philosophische, culturhistorische, theologische, ästhetische Ideen haben ihn nie tiefer bewegt, und auch in seinen Gedichten würde man sie fast durchaus vergeblich suchen; hier hat Goethe's Kritik ihre Wahrheit, daß da nichts Weltgeschick-bezwingendes gedeihen könne. Aber immer wird man die höchste Fähigkeit finden, den poetischen Nerv eines Gegenstandes zu erfassen und den Stoff so zu behandeln, daß er rund und körperlich dasteht. Man kann bei den erzählenden Gedichten die Probe machen und die Behandlungen der nämlichen Gegenstände durch Andere mit den seinigen vergleichen; immer hat U. die Gabe der Erzählung, jenes seltene Charisma rein epischer Darstellung vor den andern voraus. Dazu gehört die Gabe der metrischen und stilistischen Form. U. ist als Dichter ein Künstler wie Wenige, vielleicht kein geringerer als der mehr gerühmte Platen, nur versteckt sich bei ihm der Künstler hinter dem Gegenstand, es ist kein Ueberschuß der Form und der künstlerischen Individualität über den Gegenstand hinaus da, sondern beide decken sich, wie es für das wahre Kunstwerk verlangt wird. Wenn U. in Beziehung auf Correctheit des Elementaren in der Form besonders in späterer Zeit sehr streng ist, so versteht er namentlich stets die richtige rhythmische und strophische Form für den Gegenstand zu finden. Es genügt an „Taillefer“, „Das Glück von Edenhall“, „Waller“, „Fortunat“ zu erinnern und diesen glänzenden Prachtstücken einer lebendig sprudelnden oder majestätischen Diction den trockenen Rhapsodenstil der Eberhardsballaden gegenüberzustellen. Mit so viel Glück auch U. Worte und Wendungen alter Volkslieder, mittelhochdeutsche oder provincielle Ausdrücke zu verwenden verstand, so wenig ist in den rein lyrischen Gedichten oder in den epischen höhern Stils (Bertran de Born u. ä.) von solchen Stilmitteln zu finden. Trotzdem hat man bei U. nie oder selten — am meisten wol in dem spanischen Gedichtcyclus — das Gefühl einer künstlichen Anempfindung, sondern das der sichern künstlerischen Herrschaft über die Mittel. In dieser Beziehung läßt er öfters unsere Größten ebenso hinter sich, wie er nach Gehalt und Persönlichkeit sich ihnen nicht gleichstellen kann.

Das schwächste Element in Uhland's Poesie ist die Individualität. Sein ruhiges, im persönlichen Leben fast philiströses Wesen hat ihn nie den klaren Blick für die Dinge verlieren lassen; er ist also nicht pathologisch, subjectiv, zum Widerspruch reizend oder gar abstoßend, aber auch nicht fascinirend und mit sich fortreißend. Er läßt die Dinge an sich kommen, geht ihnen nicht entgegen; und wenn sie dann durch das Medium seiner Persönlichkeit hindurchgegangen, zur poetischen Darstellung gekommen sind, so glauben wir sie nur wenig verändert wiederzufinden. Seine Dichterindividualität ist, um eines der mittelalterlichen Bilder zu gebrauchen, die er liebte, wie ein farbloses Glas des feinsten Schliffs, durch das man das reinste Bild der Dinge erhält, weder ge-

trübt, noch in Regenbogenfarben funkelnd, weder vergrößert, noch verkleinert. Daher die Wirkung unmittelbar einleuchtender Wahrheit. Es ist eben dieser Objectivität wegen auch schwer, ein eigentliches Specificum von Uhland's Poesie zu finden. Negativ charakterisirt sie sich leicht durch das Fernhalten aller speculativen, aller mystischen Elemente, durch Beschränkung auf Phantasie und Empfindung, ebenso durch Mangel leidenschaftlicher Subjectivität und pathologischer Seelenzustände; positiv noch am meisten durch eine eigenthümliche, elegisch wirkende Mischung von gefaßter männlicher Kraft und wehmüthig-stiller Stimmung. Die oben genannten Gedichte von 1805 dürften leicht das Charakteristischste sein, was U. gedichtet hat, wenn man nicht statt ihrer auf den „Traum" (1811) hinweisen will, auf den Hebbel, der glühendste Verehrer Uhland's, mit Recht einmal hingewiesen hat. Unbewußt hat U. selbst vielleicht die beste Charakterisirung seiner Poesie gegeben, wenn er unterschied zwischen den großen Dichtern, welche nicht nur durch ihre Poesie, sondern auch durch stoffliche, speculative Bedeutsamkeit wirken und solchen „mittleren" Dichtern, „bei welchen jener fremdartige Stoff ausgeschlossen bleibt, die daher minder reich und mannichfaltig sind, bei denen aber das wahre innerste Wesen der Poesie reiner vorhanden ist, als bei jenen großen".

Eine Künstlernatur von Uhland's Art wird fast nothwendig zur epischen Darstellung neigen. In der That, wenn auch das Epos größeren Umfangs nur einmal von U. versucht worden ist, in den zwei allein vollendeten Gesängen des komischen Epos „Fortunat", so bildet die episch-lyrische Gattung der Ballade, Romanze, Rhapsodie, auch gelegentlich in dialogischer Form, die ganze Hälfte seiner Gedichte, und zwar die vorzüglichere Hälfte insofern, als hierin, im Ganzen und wenn man nicht auf die Bedeutsamkeit des Inhalts, sondern auf die Vollendung des epischen Stils sieht, vielleicht auch von unsern größten Dichtern ihm keiner gleichkommt. An sich möchte ich die rein lyrischen Gedichte nicht unvollkommener nennen; aber diese drängt die schwächere Subjectivität unbedingt hinter so weltweite Persönlichkeiten wie Goethe oder auch so leidenschaftlich-subjective wie Heine, ja oftmals auch hinter die tiefere und reichere Natur eines Mörike zurück. Auch die lyrischen Gedichte Uhland's haben gerne einen epischen Zug. Aeußerungen lebhaften inneren Triebs sind selten, um so häufiger prachtvolle Situationsbilder. Fast nothwendig muß da von den zwei Hauptgegenständen der Lyrik die Erotik im Hintergrund stehen, die Naturlyrik in den Vordergrund treten. Wenn U. nur ein paar Liebeslieder gedichtet hat, die neben andern genannt werden dürfen, und ihm die Schilderung der Freundschaft (Herzog Ernst) unendlich mehr als die der Geschlechterliebe geglückt ist, so kann er mit seinen Naturliedern neben Goethe treten; geht ihm hier die Fähigkeit mystischer Versenkung und glühender Inbrunst ab, so entschädigt er durch die reinsten Bilder liebevoller Anschauung. Vor allem ist die meisterhaft getroffene landschaftliche Stimmung, obwol U. niemals zeichnet, ein fast nie fehlender Bestandtheil nicht nur seiner Naturlyrik, sondern auch vieler andern Gedichte. Gedankenlyrik im engsten und höchsten Sinne fehlt; im weiteren, als nachdenkliche Erfassung einer bestimmten Situation, ist sie in den Sonetten, Epigrammen und sonst gelegentlich um so schöner vertreten. Ein Seitenzweig ist die politische Lyrik, deren Mittelpunkt die „Vaterländischen Gedichte" bilden; zumeist ernst, gelegentlich von großem Schwung — wer sich in die frühern Jahrzehnte zurückdenken kann, erinnert sich der großartigen Wirkung des bedeutendsten von ihnen „Wenn heut ein Geist herniederstiege" —, auch wol scharf tadelnd, gelegentlich höhnisch, auch von der Höhe der sonstigen stilistischen Kunst Uhland's zu derber populärer Wirkung herabsteigend; aber nie unedel, nie mit Phrasen klingelnd. — Was die Form betrifft, so hat sich U., außer ein paar von ihm selbst verworfenen

Jugendversuchen und wenigen distichischen Epigrammen, stets der gereimten Metra bedient, Assonanzen ein paar Mal für Nachbildung französischer und spanischer Poesie, freiere Rhythmen kaum je, ungereimte jambische Fünffüßler ein paar Mal verwendet. In der großen Mehrzahl der Gedichte gebraucht er die einfachsten Vers- und Strophenformen, vorwiegend tetrastichische.

Wenn Uhland's Poesie zwar nicht durch stark markirte individuelle Züge, wol aber durch einen gleichmäßig festgehaltenen Grundcharakter gekennzeichnet ist, in ihrem innern Wesen also keine Geschichte hat, so lassen sich doch auch in ihr historische Wandlungen in bezug auf ihren litterarhistorischen Zusammenhang wahrnehmen. Abgesehen von der mittelalterlichen und der späteren volksthümlichen Poesie, die am stärksten auf ihn wirkten, und von Goethe, dessen Einfluß (s. unten den Aufsatz von Sintenis) nur wenig hervortritt, ist U. nur von der Romantik beeinflußt, ja er ist in einigen satirischen Gedichten für sie eingetreten. Um und nach 1804 steht er im engsten Zusammenhang mit der nordischen, sentimentalen Richtung in der Romantik, speciell mit dem befreundeten Fouqué: scandinavische Stoffe 1804; 1805 ff. die Könige und Königstöchter, die Schäfer, Mönche, Nonnen, wovon „Des Sängers Fluch“ noch 1814 ein verspäteter und vereinzelter Nachklang ist. Nur gelegentlich 1809, kurz nach dem Erscheinen von „Des Knaben Wunderhorn“, hat U. im Volksliedton gedichtet, freilich ein paar seiner bekanntesten Lieder; dagegen ist Popularität immerhin ein Kennzeichen des größten Theils seiner Lyrik. Schon damals, aber weit nachhaltiger hat ihn die formfreudige, geistreich spielende Manier der italianisirenden und hispanisirenden Romantik, wie sie am meisten durch Tieck vertreten war, gefesselt: Sonette von 1809 bis 1814, Octaven 1807 bis 1819, Glossen 1813 f., die in der Sammlung beisammen stehenden Romanzen im spanischen Stil („Der Sieger“ bis „Liebesklagen“) 1809 bis 1814; am glänzendsten ist diese Richtung im Fortunat, 1814—1816, vertreten. Geblieben ist bei U. von all diesen Einwirkungen, abgesehen von der allgemeinen Vermehrung der stilistischen Fertigkeit, der Zug zum Epischen und zu mittelalterlichen Stoffen; das ganz specifisch Romantische aber, in dem der poetisch kaum minder begabte, aber unendlich viel subjectivere Justinus Kerner zeitlebens hangen blieb, war für U. nur Durchgangspunkt und er ist mit Recht als der bezeichnet worden, der die Romantik aus ihren Extravaganzen zu einer in ihrer Art classischen, gefaßten, tendenzlosen, allgemein befriedigenden Gestalt weiter geführt hat.

Das Jahr 1815, in dem Uhland's Gedichte erschienen, ist zugleich der Beginn der württembergischen Verfassungskämpfe. Infolge des Preßburger Friedens 1805, welcher die deutschen Fürsten zu Souveränen machte und damit die Garantie der alten württembergischen Verfassung durch das Reich beseitigte, hatte Kurfürst Friedrich die ständische Verfassung aufgehoben und am 1. Januar 1806 die Königswürde proclamirt. Im J. 1815 bei Neuordnung des deutschen Staatenbunds wurde aber bestimmt, daß alle deutschen Staaten ständische Verfassungen haben sollten. König Friedrich legte den Entwurf einer solchen vor; die dazu einberufene Kammer verwarf ihn. Auch weitere Versuche, die dann sein Nachfolger Wilhelm (1816—1864) fortsetzte, scheiterten, bis 1819 eine Verfassung zu Stande kam und zwar durch freie Zustimmung der verfassungberathenden Kammer zu dem Regierungsentwurf, also auf dem Boden des Vertrags, wie die früheren württembergischen Grundgesetze. Die Opposition gegen die Vorschläge der beiden Könige ging zum Theil von den neuwürttembergischen Elementen aus, welche für ihre Mediatisirung einen Entgelt wollten, zum Theil von der Partei der altwürttembergischen Verfassung, des „alten, guten Rechts“. U. war der bedeutendste Wortführer der letzteren Partei, welche ihrer historischen Stellung nach die streng conservative Vertreterin des Alten war, jedenfalls die

Wiederherstellung des Rechtsbodens verlangte, aber, was den Inhalt ihrer Forderungen betrifft, liberal mit republikanischem Grundzug, wie das alte Recht selbst. Da U. noch nicht wählbar war, beschränkte er sich zunächst auf schriftstellerisches Eingreifen. Er ließ sich zuerst mit dem Gedicht „Am 18. October 1815" hören. Dieses und die fünf nächsten in der Gedichtsammlung wurden im Herbst 1816 als „Vaterländische Gedichte" in einem dünnen Heft herausgegeben. Vermehrte Auflagen erschienen; bis Sommer 1817 kamen die sieben weiteren Gedichte hinzu. Außerdem verfaßte er 1817 die kurze Flugschrift: „Keine Adelskammer!", welche eine Probe geben kann, wie er entschiedene Stellungnahme mit würdigem Ton zu verbinden wußte. Für die constituirende Versammlung von 1819 wurde U. vom Oberamt Tübingen gewählt; er verfaßte die Adresse an den König und feierte das Zustandekommen des Verfassungswerks durch den Prolog zum Herzog Ernst, der am 29. October zur Feier des Abschlusses in Stuttgart aufgeführt wurde. U. hat mit seinen Vaterländischen Gedichten ein edles Muster volksmäßiger, entschiedener, aber doch nicht maßloser politischer Lyrik gegeben; man kann ihn in manchem als den geistigen Vater der württembergischen Demokratie bezeichnen, die sich seiner Wendungen und Gedanken bemächtigt hat; seine vornehm-ruhige Art hat freilich nicht viel Nachfolge gefunden. G. Schwab hat die V. G. in einem Gymnasialprogramm von 1823 ins Lateinische übersetzt: L. Uhlandi de constituenda republica carmina, Latinitate et metris Horatianis vestita. Erst 1834 kam die stark abstechende „Wanderung" als fünfzehntes Gedicht hinzu. Man kann dem Inhalt nach noch ein paar weitere Gedichte hieher rechnen: nicht nur die unmittelbar voraussthenden Gedichte, die allgemeine Zeitstimmung enthalten, sondern namentlich das Gedicht „Katharina" auf die am 9. Januar 1819 gestorbene Königin von Württemberg, das mit seinem Preis der Wohlthaten dieser Fürstin wie mit der schroffen Negirung des Preises der Fürstin als solcher ganz in jenen Empfindungskreis gehört.

Neben der politischen Thätigkeit ging in denselben Jahren eine lebhafte dramatische her. Uhland's dramatische Pläne (s. unten Keller) reichen ebenso weit zurück wie seine lyrischen Gedichte. Schon sehr frühe, vielleicht vor 1804, hat er eine Uebersetzung von Seneca's Thyest angefertigt. Darauf folgen dann mehrere Entwürfe, von denen ich nur die nenne, welche wirklich dramatischen Charakter, nicht bloß dialogische Form haben. Ins Jahr 1805 fällt ein bloß flüchtig erwähnter Plan „Achilleus' Tod"; 1807 die ziemlich weit gediehenen Fragmente einer „Francesca von Rimino", welche im Ausdruck gelegentlich an Goethe's Tasso gemahnen (obwol U. diesen erst nach seinem dreißigsten Jahre gelesen haben soll, Notter 19). Alles folgende gehört der romantischen Gattung an. Wiederum stehen zeitlich voran einige deutsch-nordisch-ritterliche Fragmente in Fouqué's Manier: „Speerwurf", „Hyld und Helgo" (1807?), „Alfer und Auruna" (1807), „Benno" (1809). Der englischen Sage sind entnommen: „Tamlan und Jannet" (1809), „Der eifersüchtige König" (1810); nur dem Namen nach kennt man „Die unbewohnte Insel". In der Art von Tieck's Dramen bewegt sich „Eginhart" (1808), mit einem komischen Nachspiel von 1809; „Der Bär", 1809 mit Kerner zusammen verfaßt, die Verse jedenfalls von U., ist eine Posse im spanischen Kostüm; in dieselbe Gattung gehört „Die Serenade" (1809). Archaisirendes, halb oder ganz komisches Drama in Hans Sachsischen Versen findet man in „Karl d. Gr. in Jerusalem" (Zeit unbekannt, nicht nach 1814) und den „Weibern von Weinsberg" (1816). Mit dem Jahr 1816 beginnen die Versuche im ernsten historischen Drama; es ist bezeichnend, daß sie meist auch politischen Hintergrund haben. Dahin gehören die vollendeten Stücke „Ernst, Herzog von Schwaben" (1816 f.) und „Ludwig der Baier" (1818);

das letztere war hervorgerufen durch eine von der Münchner Hoftheaterintendanz für Stücke aus der bairischen Geschichte ausgeschriebene Preisconcurrenz, hat aber keinen Preis erhalten. Von Fragmenten und Plänen gehören hieher „Konradin" (1816 f.), „Welf" (1818), „Otto von Wittelsbach" (1819), „Bernardo del Carpio" (aus der spanischen Heldensage) 1819 und 1822, „Johannes Parricida" (1819? 1820?); dazu die Bearbeitungen altdeutscher Sage, „Die Nibelungen" (1817 f.) und „Der arme Heinrich" (1818). — Von allen diesen Plänen sind nur: Der Bär, Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier vollendet worden. Die beiden letzten hat U. selbst herausgegeben (E. v. S. 1818, L. d. B. 1819). Von den andern hat er zum Theil Proben in den „Gedichten" gegeben: „Brautgesang" aus Alfer und Auruna; „Schildeis" aus Eginhart; „Harald" und „Das Ständchen" aus Tamlan und Jannet; „Konradin"; aus der Serenade sind die „Liebesklagen" hervorgegangen; die „schwäbische Kunde" war wohl ursprünglich für Karl d. Gr. bestimmt. Der Bär erschien nach Uhland's Tod in Ludwig Seeger's Deutschem Dichterbuch aus Schwaben (1864). — Wenn auch alle diese Entwürfe als Experimente in verschiedenen Stilarten von Interesse sind und an rein poetischer Schönheit und Bildlichkeit mitunter reich genug sind, so kann doch außer den zwei vollendeten Tragödien nur der Entwurf der Nibelungen ein nachhaltigeres Interesse erwecken. Mit richtigem Blick hat U., wie Hebbel, die deutsche Darstellung der Sage bevorzugt, die einzige, aus der sich ein Drama in der wirklichen Menschenwelt formen ließ; ja er geht in der rein menschlichen Haltung der Fabel weiter als Hebbel. Den gebornen Dramatiker zeigt freilich keiner der Entwürfe. Auch die beiden vollendeten Dramen nicht; eher noch der poetisch weniger hervorragende, aber dramatisch nicht schlecht aufgebaute Ludwig, als der poetisch sehr hochstehende, auch in der Bühnenwirkung vortreffliche, aber im dramatischen Bau recht mangelhafte Ernst.

Nach Entlassung der verfassunggebenden Kammer wurde alsbald der erste Landtag unter der neuen Verfassung constituirt und U. für die Stadt Tübingen darein gewählt. Er hat 1820—1826 und 1833—1838 dem württembergischen Landtag angehört, nicht als einer der häufigsten Redner, wol aber als einer der fleißigsten und gewissenhaftesten Abgeordneten; nur bei wichtigen Fragen trat er hervor und spielte dann stets eine der ersten Rollen. Kein gewandter Sprecher — er hat später auch seine akademischen Vorlesungen wörtlich niedergeschrieben — verfügte er in großen Momenten doch über eine wunderbar wirkende Beredsamkeit, von der einige Proben weltbekannt geworden sind. Er gehörte der liberalen Opposition an, ohne extreme Ansichten, aber mit der Festigkeit und Unerbittlichkeit eines Mannes, der seiner Sache gewiß war und sich gegenüber seiner bedächtig erwogenen Ansicht weder durch Namen noch Programme imponiren ließ. Der hartköpfige Demokrat, der durch keinerlei Gegengründe zu überzeugen war, der aber, stets sachlich und gemessen im Auftreten, der persönlichen Kritik nicht die geringste Handhabe bot und dem weder mit der Peitsche noch mit dem Zuckerbrot irgendwie beizukommen war, hat nicht umsonst in dem ebenso hartköpfigen König Wilhelm einen guten Hasser gefunden. Leider war die Frucht der ganzen ständischen Thätigkeit dem Aufgebot von Fleiß und moralischem Ernst doch nicht entsprechend; die großen Fragen der Zeit fanden im Stuttgarter Ständesaal nur ein machtlos verhallendes Echo.

Am 29. Mai 1820 gründete U. seinen Hausstand durch seine Verheirathung mit Emilie (in der Familie Emma genannt) Vischer, mit der er seit dem 16. Januar verlobt war. Der Bund beruhte offenbar mehr auf Freundschaft und Harmonie der Wesen als auf leidenschaftlicher Neigung, für die U., wenn überhaupt jemals (man hört von einer Jugendliebe, deren Gegenstand in jungen

Jahren starb), so gewiß jetzt mit 33 Jahren nicht geschaffen war. Die Frau verstand es, die hohen Eigenschaften des schweigsamen, ungewandten Mannes zu erfassen; wenn auch Kinder ausblieben, so wurde und blieb doch die Ehe durchaus glücklich. Der Wohnsitz in Stuttgart wurde beibehalten; die Advocatur hat U. seit seiner Verheirathung, die ihn in gute äußere Verhältnisse brachte, nur ganz wenig und bezeichnenderweise zu Gunsten von Armen betrieben. Dafür nahm er neben der ständischen Arbeit die gelehrte wieder auf, die er bis zu seinem Ende fortsetzte. Im J. 1822, zehn Jahre nach dem Aufsatz über das altfranzösische Epos, erschien die nicht minder grundlegende Schrift „Walther von der Vogelweide, ein deutscher Dichter“ (Stuttgart, Cotta; in der posthumen Sammlung der „Schriften“ Bd. V); früher fällt nur ein unbedeutender, mehr patriotischer als wissenschaftlicher Artikel „Ueber die Aufgabe einer Gesellschaft für deutsche Sprache“ (1817, erst nach dem Tode, Schriften V, veröffentlicht). Die Arbeit über Walther ist noch jetzt schätzbar, so viel auch seither über ihn erschienen ist. U. zeigt hier an einem würdigen Gegenstand sein Talent objectiver Geschichtschreibung, der gründlichen Quellenbenutzung und der reinen, tendenzlosen Darstellung der Sache aus sich selbst heraus. Man hat U. öfters, mehr als nöthig war, mit Walther verglichen; jedenfalls aber ist richtig, daß der alte Dichter hier einen Darsteller gefunden hat, dem es gegeben war, ihn sich und andern mit Liebe und Hingebung anzueignen. Die Schrift zählt unter die Hauptleistungen der damals aufblühenden deutschen Philologie, und Lachmann hatte Recht, seine fünf Jahr später erschienene Walther-Ausgabe „Ludwig Uhland zum Dank für deutsche Gesinnung, Poesie und Forschung“ zu widmen. U. wollte auf diese Arbeit ein größeres Werk über Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter folgen lassen; 1823/24 wurde der Theil davon im Manuscript fertig, der sich dem Walther inhaltlich am nächsten anschloß, „Der Minnesang“ (erst Schriften V gedruckt); in der Art dem vorhergehenden Werke gleich, als eine innere Geschichte des Minnesangs und Analyse seiner Ideen noch immer von Werth, wenngleich mehr veraltet als das ältere Werk, seit man die einzelnen Einflüsse, Richtungen und Schulen mehr zu scheiden gelernt hat. Der Plan des Gesammtwerks war aber ein ganz umfassender; beim Erscheinen von Wilhelm Grimm's Heldensage 1829 äußerte U., sie enthalte Vieles, was er gegeben haben würde; auch in ihrer Art sind sich die beiden Forscher — im Gegensatz zu dem diametralen Unterschied Uhland's und Jakob Grimm's — nahe verwandt. Für die akademischen Vorlesungen wurden diese Studien verwerthet. Eine Nebenarbeit aus dem von U. mit Meisterschaft bearbeiteten Gebiete der spätmittelalterlichen Volkslitteratur und Volkskunde war der Aufsatz „Zur Geschichte der Freischießen“, der als Einleitung zu Halling's Ausgabe des Glückhaften Schiffs 1828 erschien (Schr. V). Auf einem andern Gebiet machte sich U. verdient, indem er die Pietätspflicht übernahm, mit Schwab zusammen die erste Gesammtausgabe von Hölderlin's Gedichten zu veranstalten (Stuttgart 1826).

Im Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Arbeiten standen auch manche der zahlreichen Reisen, die U. theils allein, theils mit seiner Frau oder mit Freunden gemacht hat. Sie haben ihn durch ganz Deutschland bis Wien, bis nach Kopenhagen und nach Belgien geführt. Am fruchtbarsten wurde der Verkehr mit Joseph von Laßberg, der brieflich seit 1820, persönlich seit 1823 geführt wurde; der interessante, umfängliche Briefwechsel beider ist veröffentlicht, s. u.

Die gelehrte Thätigkeit hat wenigstens für einige Zeit auch zu einer festen Lebensstellung geführt. Von den mehrfachen vergeblichen Hoffnungen auf akademische Lehrämter war schon die Rede; noch 1827 scheiterte eine solche auf

Tübingen. Aber 1829 beantragte der akademische Senat in Tübingen Uhland's Berufung nochmals. Die Regierung forderte zunächst den auch vorgeschlagenen Schwab auf, der als Lehrer am Stuttgarter Gymnasium auf eine höchst verdienstliche Lehrthätigkeit zurückblickte und politisch nicht mißliebig war; erst nachdem er abgelehnt hatte und sich in Baiern eine Aussicht für U. zu bieten schien, wurde U. am 29. December 1829 zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur, aber mit Sitz und Stimme in der philosophischen Facultät ernannt. Er siedelte im April 1830 nach Tübingen über, das von da an sein Wohnort blieb. Mit dem Sommer 1830 begann er seine akademische Thätigkeit. Er hat gelesen: Sommer 1830 Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter (Schr. I, II); Winter 1830/31 Nibelungen; Sommer 1831 Geschichte der deutschen Poesie im 15. und 16. Jahrhundert (Schr. II); Winter 1831/32 Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker (Schr. VII); außerdem hat er Sommer 1830, Winter 1830/31, Sommer 1831, Sommer 1832 „stilistische Uebungen“ für Studenten aller Facultäten gehalten. In diesem Stilisticum kamen Aufsätze und Gedichte verschiedener Art zum Vortrag und zur Besprechung; die von Holland publicirten (s. u.) Bemerkungen Uhland's zeigen sein mildes, ruhiges Urtheil und seine gesunden Begriffe, auch sein Verständniß solcher Gebiete, die er nie selbst bearbeitet hat; sie gehören zu den werthvollsten Beiträgen zu seiner eigenen Kenntniß. Die wissenschaftlichen Vorlesungen, von denen nur die über die Nibelungen ohne selbständige Bedeutung, daher auch nicht publicirt ist, lassen die Sicherheit bewundern, mit der hier, freilich in wohlgeschriebenen Heften, der erste Wurf gelungen ist. Mit Recht berühmt sind die Inhaltsangaben alter Sagenerzählungen. Aber auch die historische Darstellung zeugt von genauestem Studium, von selbständiger Auffassung und namentlich von der Gabe, das für den akademischen Vortrag geeignete in der Auswahl und Anordnung zu treffen. Die Sprache verräth, oft in sehr ansprechender Weise, gelegentlich auch etwas zu sehr, den Dichter. Erst am 22. November (nicht März) 1832 hielt U. seine Antrittsrede und wurde am 7. December beeidigt; sie handelt „über die Sage vom Herzog Ernst“ (Schr. V) und gibt eine feine historische Analyse, wie solche U. später auf dem Boden der schwäbischen Sagenkunde noch mehr gegeben hat. Als äußere Begebenheiten der Docentenzeit müssen der Tod der Mutter am 1. Juni 1831 und der des Vaters am 29. August desselben Jahres erwähnt werden; der kleine Gedichtcyclus „Nachruf“ bezieht sich darauf; 1836 folgte Uhland's Schwester im Tode nach.

Die stagnirende liberale Bewegung war seit der Julirevolution auch in Württemberg wieder in Fluß gekommen. U. ließ sich bestimmen, für den neu zu berufenden Landtag zu candidiren, und wurde am 3. Juni 1832 für Stuttgart gewählt. Der Landtag trat am 15. Januar 1833 zusammen und es kam alsbald zu scharfen Conflicten, wobei U. neben Paul Pfizer an der Spitze der Opposition stand. Der „vergebliche“ Landtag wurde aufgelöst. Bei den Neuwahlen wurde U. wieder gewählt, erhielt aber den für die Beamten damals nothwendigen Urlaub nicht und erklärte am 16. Mai seinen Austritt aus dem Staatsdienst, der ihm am 22. gewährt wurde mit dem Zusatz „sehr gerne“; man wollte wissen, dieser Zusatz sei auf die Initiative des Königs zurückgegangen. So endigte Uhland's kurze, vielversprechende akademische Thätigkeit; einen Lohn für das charaktervolle Aushalten konnte ihm die ständische Arbeit nicht geben, denn die Opposition erreichte nichts. Deutlich zeigen ein paar Gedichte von 1834 eine Bitterkeit und Resignation in politischen Dingen, wie sie U. sonst fremd war. Am 16. März 1848 beantragte der Senat der Universität seine Wiederanstellung. U. wollte nicht mehr.

Die gelehrte Thätigkeit setzte U. in verstärktem Maaße fort. Sie richtete sich, wie in der Hauptsache schon zuvor, auf Volkspoesie und Volkssage. Schon 1836, im selben Jahr, in dessen Sommer U. sein eigenes Haus an der Tübinger Neckarbrücke bezog, erschien der erste Band seiner „Sagenforschungen“: „Der Mythus von Thôr nach nordischen Quellen“ (Stuttg., Schr. VI); ein mit Recht berühmtes Werk. Hier ist zum ersten Mal versucht, die Masse der bunten und phantastischen Traditionen von dem norwegischen Hauptgotte zu ordnen und zu deuten. Die naturalistische Mythenauslegung Uhland's ist vielen Mythologen Vorbild geworden; nicht alle sind mit dem poetischen Sinn und der Mäßigung vorgegangen wie er. Wenn auch die moderne Anschauung von dem rein märchenhaften Charakter derartiger Riesensagen zu manchen Deutungen Uhland's selbst ein Fragezeichen setzen muß, so wird Niemand verkennen, daß er als einer der ersten mit Umsicht und Energie die Analyse mythischer Vorstellungen in die Hand genommen hat. U. wollte die „Sagenforschungen“ fortsetzen. Im Nachlaß fand sich das fast druckfertige Manuscript zu einer Abhandlung über Odin (Schr. VI), theils von 1837, theils erst aus Uhland's spätesten Zeiten. Hier sind schon manche Keime vorhanden zu der historischen Auffassungsweise späterer Zeiten; daß Odin aus Deutschland stammt, Thor norwegisch, Freyr schwedisch war, ist erkannt. Aber diese Dinge sind nicht bis zum Ziele verfolgt; es herrscht die sachliche Analyse der Mythenerzählungen selbst vor und der Mangel aller älteren Sagenforschung, das Fehlen der Quellenkritik, zeigt sich auch hier. Im übrigen zeigen alle sagengeschichtlichen Arbeiten Uhland's, wie auch die zerstreuten Bemerkungen, die er anderswo über Sagenkritik gemacht hat, daß er in einem nicht unberechtigten Gegensatze der Auffassung zu Jakob Grimm stand; er maß antiken und späteren, überhaupt fremden Cultureinflüssen mehr Bedeutung bei als dieser; seine nüchterne Natur ließ ihn, im Gegensatz zu dem warmen, glaubensvollen J. Grimm, beim Erscheinen des Zappertischen Schlummerlieds sogleich von seiner Unechtheit überzeugt sein. Seit 1846 wird der Plan einer „Schwäbischen Sagenkunde“ erwähnt; die erste Hälfte davon, von 1850 an geschrieben, hat sich im Nachlaß gefunden (Schr. VIII) und zeigt, abweichend von anderen Werken Uhland's, große Kühnheit und geistreiche Combination; wenn dieses Werk auch inhaltlich am meisten problematisch ist, so muß doch seine Nichtvollendung ganz besonders bedauert werden, denn über diese Dinge, die Weide des Dilettantismus, ist von sachkundiger Hand gar nichts Zusammenfassendes mehr geschrieben worden. Einzelne Ausschnitte schwäbischer Sagenforschung, für den großen Zusammenhang wenig bedeutend, aber Muster von genauer und liebevoller Untersuchung, gab U. in den ersten Bänden von Pfeiffer's Germania: Die Pfalzgrafen von Tübingen, Dietrich von Bern, Bodman, Die Todten von Lustnau; ferner zur allgemein deutschen Sagenkunde: Sigemund und Sigeferd, Der Rosengarten von Worms (Schr. VIII); außerdem im Nachlaß zerstreute Aufzeichnungen (ebd.).

Noch bedeutender sind Uhland's Leistungen für das deutsche Volkslied. Er wollte, wie sich seit 1828 nachweisen läßt, im Gegensatz zu der kritiklosen Art Früherer eine philologisch gesichtete Sammlung älterer deutscher Volkslieder auf Grund genauester Erforschung des handschriftlichen und gedruckten Materials geben. Namentlich diesem Zweck dienten die vielen Reisen, besonders 1838 nach Wien, 1842 nach Norddeutschland und Dänemark, 1844 nach Belgien (hier sei auch seine Betheiligung an den Germanistenversammlungen in Frankfurt 1846 und Lübeck 1847 erwähnt). In zwei Bänden erschienen 1844/45 bei Cotta „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, mit Abhandlung und Anmerkungen“. Außer den Texten selbst sind aber nur die nöthigsten Nachweise über die Quellen und über das Verfahren des Herausgebers gegeben. Erst aus Uhland's Nachlaß

wurden die Abhandlung (Schr. III) und die Anmerkungen (Schr. IV) veröffentlicht; von jener ist nur die erste Hälfte ausgeführt, diese sind sehr eingehend, aber nicht lückenlos. Die Ausgabe der Volkslieder ist wol das werthvollste, sicher das dauerndste, was U. als Gelehrter geschaffen hat; sie hat diesem Forschungsgebiet erst einen soliden Boden geebnet; von neueren Sammlungen, soweit sie nicht ganz speciellen Charakter haben, können nur Liliencron's historische Volklieder und Böhme's altdeutsches Liederbuch damit verglichen werden; der einzige, immerhin wesentliche Mangel ist das Fehlen der Melodien. Es war eine späte, aber wenigstens bei gutem Anlaß erfolgte Anerkennung, wenn ihm die philosophische Facultät Tübingen am 31. October 1845 bei Einweihung des neuen Universitätsgebäudes den Doctor verlieh, juris legumque propugnatori acerrimo, incorruptissimo, poetarum nostrae aetatis principi, antiquitatis germanicae investigatori sagacissimo, indefesso, viro morum integritate animique candore et constantia inter omnes conspicuo; als weitere Anerkennung kann erwähnt werden, daß die Wiener Akademie U. am 4. Mai 1848 zu ihrem correspondirenden Mitglied ernannte. Die Abhandlung zu den Volksliedern hat man als das Reifste und Feinste gerühmt, was U. geschrieben hat. Sie ist in ihrer Anlage dem Werk über den Minnesang unmittelbar verwandt; der Gegenstand, durchaus im Mittelpunkt von Uhland's Interesse und congenialem Verständniß gelegen, ist im Kern erfaßt und mit der größten Liebe in schlichter, aber oft hinreißend schöner Art behandelt.

Die Revolution von 1848 riß U. aus seinem Gelehrtenleben heraus. Am 2. März war große Volksversammlung in Tübingen, nach deren Beschluß U. eine Adresse an den ständischen Ausschuß in Stuttgart mit verschiedenen liberalen Forderungen verfaßte. Am 9. März bildete der König das liberale „Märzministerium“; Paul Pfizer, Uhland's Freund, der über die preußische Hegemonie ganz anders dachte als er, aber in Liberalismus und Unabhängigkeit der Gesinnung ihm vollkommen gleich war, wurde Cultminister. Er setzte Uhland's Ernennung in den Siebzehner-Ausschuß durch, der in Frankfurt die Revision der deutschen Bundesverfassung mit berathen sollte. U. nahm an und reiste am 25. März nach Frankfurt ab. In dem Ausschuß, der unter Dahlmann's Führung stand, war der großdeutsche U. mit seiner Idee eines Wahlkaiserthums isolirt. Da er am 26. April von dem Wahlbezirk Tübingen-Rottenburg in die Nationalversammlung gewählt wurde, so legte er sein bisheriges Amt nieder, das ihm mit dem Sitz im Parlament unvereinbar schien. Er ließ seine Frau nach Frankfurt nachkommen und fand wenigstens in geselligem Verkehr einige Erholung von der parlamentarischen Thätigkeit, die ihn von Anfang an nicht befriedigte. Er nahm im Parlament seinen Sitz auf der äußersten Linken des linken Centrums, vorübergehend auf der Linken selbst, kehrte aber bald auf den alten Platz zurück. Er war demokratisch, aber nicht revolutionär und communistisch, nicht kosmopolitisch, sondern entschieden patriotisch und mißbilligte von Anfang an alle möglichen tollen und unpatriotischen Ideen und Schritte der Extremen. Von der Rechten, auch den ihm sonst nahe stehenden J. Grimm, Arndt, Dahlmann trennte ihn neben der demokratischen Gesammtanschauung insbesonders seine Stellung in der Frage des Reichsoberhaupts. Er war gegen den Ausschluß Oesterreichs und gegen erbliches Kaiserthum; wenn er aber auch nach damaliger süddeutscher Art mehr Sympathie für Oesterreich als für Preußen haben mochte, so hielt er sich doch auch von jenem unabhängig, stimmte nicht für Erzherzog Johann, sondern für Gagern als Reichsverweser und besuchte nie die Abende des Erzherzogs, dessen unpolitischer Gast er 1838 gewesen war. Clubversammlungen besuchte er selten und gehörte keiner Partei an. Regelmäßiger Besucher der Sitzungen, trat er als Redner nur ganz selten

und in bedeutenden Augenblicken auf. Am bekanntesten wurden seine Reden vom 26. October 1848 und vom 22. Januar 1849, jene gegen den Ausschluß Oesterreichs, diese gegen das Erbkaiserthum; die letztere war es, die mit dem geflügelten Wort schloß: „Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist." Als nach Ablehnung der Kaiserwürde durch Friedrich Wilhelm IV. die Mehrzahl das Parlament verließ, verfaßte U. den Aufruf an das deutsche Volk, welcher das Ausharren der Minorität motivirte. Daß Alles verloren war, wußte er so gewiß, als er niemals viel gehofft hatte; aber er hielt es für Ehrensache, zu beharren. Der Verlegung des Parlaments nach Stuttgart, die am 30. Mai beschlossen wurde, widersetzte er sich, ging aber mit, weil er den Beschluß für bindend ansah. Von nun an war er in der Opposition gegen die Radicalen, die jetzt die Mehrheit hatten. In Stuttgart sprach er am 6. Juni gegen die Einsetzung der Reichsregentschaft; er hatte auch sonst gegen unüberlegte und ungerechte Ansichten und Beschlüsse zu kämpfen und das württembergische Ministerium, das sich in der übelsten Zwangslage befand, gegen die Anfeindungen der Radicalen zu vertheidigen. Das Ministerium forderte die Nationalversammlung auf, in Stuttgart jede weitere officielle Handlung zu unterlassen und sich einen andern Sitz auszusuchen, und als das ignorirt wurde, erfolgte am 18. Juni die Auflösung der Versammlung durch Militär. U. war dabei in der ersten Reihe des Zuges der Parlamentsmitglieder, wurde aber nicht verletzt, wie das Gerücht ging; verletzt ist überhaupt Niemand worden; den übertreibenden Gerüchten setzte U. eine Erklärung entgegen, in der er nur die unnöthig brutale Form der Auflösung bedauerte. Gleich in den nächsten Tagen reiste er nach Tübingen zurück. Am 16. October schrieb er gegen die Ausübung des Standrechts in Baden. Im Juli 1850 hatte er als Mitglied des württembergischen Staatsgerichtshofs über eine Handlung des Ministers v. Wächter zu urtheilen. Damit war seine politische Thätigkeit zu Ende. Ein Nachspiel fanden diese politischen Vorgänge gegen Ende 1853, als zu gleicher Zeit das Capitel des preußischen Ordens pour le mérite ihn zum Mitglied vorschlug und Maximilian II. ihn zum Ritter des neuen bairischen Ordens für Wissenschaft und Kunst ernennen wollte. U. wies beide Auszeichnungen mit Dank zurück; er wollte nicht mit Geschenken von oben aus dem Bankerott der deutschen Hoffnungen hervorgehen, der manche, die ihm nicht fern gestanden waren, um Stellung, Ehre, Heimath, ja um das Leben gebracht hatte. Man konnte eine solche Handlungsweise Vorurtheil nennen; Eitelkeit und Volkstribunenthum kannte U. nicht.

Seit diesen Aufsehen erregenden Dingen ist U. aus der Stille des Privatlebens nie mehr hervorgetreten; nur bei dem Schillerfest in Stuttgart am 10. November 1859 hat er sich in einem Trinkspruch hören lassen. Er blieb aber nicht nur unermüdlich an der gelehrten Arbeit, sondern hat sich auch körperliche Rüstigkeit bis in das hohe Alter bewahrt. Noch im September 1861 hat er bei schlechtem Wetter im Bodensee gebadet und im Februar 1862 die Winterreise nach Weinsberg nicht gescheut, um dem am 23. Februar verstorbenen Justinus Kerner das Geleite zu geben. Kurz darauf erkrankte er und wurde nicht ganz wiederhergestellt; die Feiern seines 75. Geburtstags konnte er nur von fern in der Stille verfolgen. Ein Curversuch im Spätsommer in dem Soolbad Jagstfeld mißlang; nach quälenden Leiden ist der Mann, der seit den Kinderjahren nie einen Arzt gebraucht hatte, am 13. November 1862 in Tübingen gestorben. Seine Beerdigung am 16. November, zu welcher von Stuttgart zwei Extrazüge abgelassen wurden, gestaltete sich zu einer großartigen Feier. Seine Wittwe ist erst am 5. Juni 1881 in Stuttgart gestorben.

U. war als Mensch derselbe wie als Dichter, Forscher und Politiker: ohne hervorstechende, blendende Eigenschaften, aber mit Vorzügen begabt, die auf die Dauer gewinnen; mehr treuer Freund als feuriger Liebhaber; nie sich hervordrängend, versagte er sich nie, wo er es für Pflicht hielt; schüchtern, unbeholfen, von einer erdrückenden Schweigsamkeit, war er im engeren Kreise lebendig und heiter und im rechten Augenblick auch der zündenden Rede fähig; einer jener sozusagen passiven Charaktere, welche nicht führend auftreten, aber auch nie vom Flecke weichen, daher ohne fruchtbare Wirksamkeit in den Epochen, wo der Knoten mit dem Schwerte durchhauen werden mußte, aber um so werthvoller in den Tagen stagnirender Indifferenz; durchdrungen von der Empfindung für Würde und Freiheit des Individuums, welche in seiner vernunftmäßig angelegten Natur wie ein Erbstück des Rationalismus erscheint, war er gerecht gegen jeden, streng gegen sich selbst, gegen Andere nur, wo der sittliche Kern des Menschen in Betracht kam; ein Freund jeder freien Aeußerung und doch für sein Theil an den Traditionen der Familie, den Gewohnheiten der Kirche festhaltend; ein echter Demokrat von republikanischem Grundzug, aber pietätvoll gegen die historischen Formen des politischen Lebens; ohne nationales Vorurtheil, aber ein treuer deutscher Patriot. Sein Aeußeres war wenig ausgezeichnet, die Gesichtszüge eher häßlich, nur die Stirn bedeutend, der Kopf von ausgeprägt germanischer Bildung, wie sie in seiner Heimath selten so rein hervortritt; Augen blau, Haare blond. Befriedigende Bildnisse Uhland's gibt es daher kaum, obwol einige aus verschiedenen Zeiten (besonders ein Jugendbild von Morff) als ähnlich gelten. Denkmäler sind ihm, so viel ich weiß, gesetzt worden: im Herbst 1865 eine Erzbüste von Ernst Rau im Garten der Stuttgarter Liederhalle und am 14. Juli 1873 das Standbild von Gustav Kietz in Tübingen; eine zweite, neu bearbeitete Büste in Marmor hat Rau für Uhland's Wittwe gefertigt, sie befindet sich jetzt in der Stuttgarter Staatsgalerie.

In diesem Artikel wollte und konnte ich nicht viel anderes geben, als ich in meiner Schrift „L. U. Eine Studie zu seiner Säkularfeier“ (Stuttg. 1887) gesagt habe. Im Folgenden das nöthigste Bibliographische.

Uhland's Gedichte s. o.; nach seinem Tode mehrere revidirte, auch ein wenig vermehrte Ausgaben durch Wilh. Ludw. Holland; Prachtausgabe von Cotta zum Jubiläum 1887; illustrirte schon früher; „Volksausgabe“ der „Gedichte und Dramen“ (Ernst v. Schwaben und Ludwig d. Baier) in 3 Bänden 1863. — „Werke“, herausgegeben in zwei Bänden von Ludwig Fränkel (1893): Einleitung, Gedichte (leider auch die von U. nicht aufgenommenen), Anmerkungen; Dramen: die vollendeten und von den unvollendeten die größeren Bruchstücke; politische Reden und Aufsätze; ein paar litterarische Aufsätze und Briefe. — „Gesammelte Werke“ (es sollte „ausgewählte“ heißen, ich bin unschuldig daran) in sechs Bänden mit einer biographisch-litterarhistorischen Einleitung von Hermann Fischer (Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur): Bd. 1: Gedichte; 2: Dramen und (ausgewählte) dramatische Entwürfe; 3—6: Ausgewählte gelehrte Arbeiten (mit Ausschluß der Volksliederarbeiten, s. u.).

Jugendgedichte: in den Biographien, s. o.; Zusammenfassung durch Eugen Nägele, Beiträge zu Uhland. Tübinger Gymn.-Progr. 1893. — Wettgesang zwischen U. und Rückert, hgg. v. Holland. Tüb. 1876.

Alles Dramatische (außer der Ausführung von Ernst v. Schwaben und Ludwig der Baier): Adelbert v. Keller, U. als Dramatiker. 1877.

Volkslieder: außer der Originalausgabe (s. o.) Neudruck 1881; die dritte Auflage (in der Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur), mit Einleitung von Hermann Fischer, enthält in 2 Bänden die Texte, in Bd. 3 die Abhandlung, in Bd. 4 die Anmerkungen zu der Abhandlung (nicht die zu den Volksliedern selbst).

Gelehrte Arbeiten (die Originaldrucke der zu Uhland's Lebzeiten erschienenen s. o.) gesammelt: Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage (hgg. von Holland, A. v. Keller und Franz Pfeiffer), 8 Bde., Cotta, 1865—1873.

Biographisches: L. Uhland's Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Wittwe. Stuttg. 1874 (kostbare Gabe, zuvor für Freunde gedruckt, viele Briefe, auch Gedichte, Reden ꝛc.). — Fr. Notter, L. U. Stuttg. 1863 (mit ungedruckten Gedichten; viel Politisches). — Otto Jahn, L. U. Bonn 1863 (mit werthvollen Beilagen: Nachlese zu den Gedichten, Aufsätze aus dem Sonntagsblatt, Briefe, politische Reden und Aufsätze, chronol. Verzeichniß der Gedichte). — A. v. Keller, Urkundliches zu Uhland's Leben (Staatsanzeiger für Württemberg 1863, Nr. 70). — Karl Mayer, L. U., seine Freunde und Zeitgenossen. 2 Bde., Stuttg. 1867 (Fundgrube persönlicher Erinnerungen, Briefe und Gedichte). — Briefwechsel zwischen Laßberg und U., hgg. v. Franz Pfeiffer. Wien 1870 (von Pf. schon 1863 eine kurze Gedächtnißschrift). — J. Hartmann, Aus Briefen von J. Kerner an U. (Württemb. Vierteljahrsh. I, 217 ff.). — W. L. Holland, Zu Uhland's Gedächtniß. Leipz. 1886 (Uhland's Aufzeichnungen für sein Stilisticum). — Nachlese zu den Uhland-Biographien (Württ. Vierteljahrshefte X, 1 ff.). — Ed. Paulus, L. U. und seine Heimath Tübingen. 2. Aufl., Stuttg. 1887. — Andere biographische und allgemeine Darstellungen von Joh. Gihr (1864); Osk. Jäger (Festschr. f. die 34. Philol.-Vers. 1879); Dederich (1886) s. u.; Bechstein, Köstlin, Rümelin, Salomon (1887). — Die Enthüllung des Standbildes von L. U. zu Tübingen. Tüb. 1873. — Fr. Vischer, Festspiel zur U.-Feier. Stuttg. 1887. — Ueber Uhland's Aeußeres: Vischer, Kritische Gänge, s. u.; A. Wintterlin, Württembergische Künstler, S. 460 ff.

Litterarhistorisches, Exegetisches, Kritisches: Gustav Pfizer, U. und Rückert. Stuttg. 1837. — Fr. Vischer, Kritische Gänge. Neue Folge, Heft 4. — Ambros Mayr, Der schwäbische Dichterbund. Innsbr. 1886. — Berthold Pfeiffer, L. U. und seine Stellung im deutschen Geistesleben (Korrespondenzblatt f. die Gelehrten- und Realschulen Württembergs 1889). — Herm. Fischer, Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens. Tüb. 1891: Klassizismus und Romantik in Schwaben zu Anfang unseres Jahrhunderts; Uhland's Beziehungen zu ausländischen Litteraturen; U. und Hebbel (vorzügliche, nur oft zu enthusiastische Bemerkungen über U. finden sich in Hebbel's Werken, Briefen u. Tagebüchern). — R. M. Werner, Neuere Uhland-Litteratur (Anzeiger f. deutsches Alterthum 8). 1888. — Georg Hassenstein, L. U., seine Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten. Leipz. 1887. — Sintenis, Goethe's Einfluß auf U. (Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 106, 369 ff.). — Schulzen, Mhd. Anklänge in Uhland's Gedichten. Thann 1879. — Fasold, Altdeutsche und dialektische Anklänge der Poesie Uhland's (Herrig's Archiv 72). — Düntzer, Uhland's Balladen und Romanzen. Leipz. 1879. — Paul Eichholtz, Quellenstudien zu Uhland's Balladen. Berlin 1879. — H. Dederich, L. U. als Dichter und Patriot. Gotha 1886 (Anhang: Quellennachweise zu den episch-lyrischen Dichtungen). — Heinr. Weismann, Uhland's Dramen. Frankf. 1863. — Düntzer, Uhland's Dramen und Dramenentwürfe. Leip. 1892. (Aufsätze über einzelne Dichtungen ꝛc. übergehe ich; s. Goedeke's Grundriß.)

Hermann Fischer.

Uhle: Johann August U., geboren am 18. December 1788 (1789?), † am 21. Februar 1813 und Johann Gottlieb U., geboren am 19. April 1781, † am 5. Mai 1835, Gründer und erste Leiter des noch jetzt blühenden „Christlichen Vereines im nördlichen Deutschland“. Beide Brüder sind im Städtchen Gerbstädt (Mansfelder Seekreis) als Söhne des wenig bemittelten

Maurermeisters Johann Gottlieb U., geboren. Ihre fromme thatkräftige Mutter brachte zunächst den ältesten Sohn unter des s. Z. berühmten Consistorialrathes und Directors der Domschule zu Magdeburg Gottfried Benedict Funk's wesentlicher Mithülfe durch jene Schule auf die Universität Halle (1802), wo er Georg Christian Knapp's Anhänger und Amanuensis ward. Nach absolvirtem Triennium (1805) berief ihn sein Gönner Funk als Lehrer an die Domschule, der er bis 1808 diente, um dann als Pfarrer nach Seeburg und 1821 von da nach Helbra (Mansfeld) zu gehen. In Helbra starb er. — Der jüngere Bruder (ein zwischen beiden stehender starb früh) war bis 1808 Schüler in Magdeburg und Funk's Hausgenoß, begleitete jedoch seinen Bruder nach Seeburg — wie es scheint, zur Stärkung seiner Gesundheit — und bezog von dort, der drohenden westfälischen Conscription zu entgehen, ohne Abgangsprüfung die Universität Halle, wo er ebenfalls dem pietistisch gerichteten Knapp nahe und in erklärten Gegensatz gegen den Rationalismus H. A. Niemeyer's trat. Ueberdies blieben beide Brüder in fortlaufender enger Verbindung mit dem Elementarlehrer der Magdeburger Domschule Johann Christian Wunderling (1750—1825), der zur Brüdergemeinde hielt und als Patriarch unter den Stillen im Lande galt. In Wunderling's Hause lebte als Kostgänger der Domschüler Friedrich Lücke aus Egeln, später Professor der Theologie in Göttingen und Abt zu Bursfelde, der dort innige Freundschaft mit August und mittelbar auch mit Gottlieb U. schloß, die während des Zusammenlebens mit jenem in Halle — Sommer 1810 — nur noch enger sich knüpfte. August U. verließ indeß Halle schon Herbst 1810, um als Hauslehrer bei dem Drosten (späterem Landrathe) v. Kerssenbrock († 1826) zu Helmsdorf bei Gerbstädt einzutreten. Auch dieses adelige Haus war, wenigstens in seinen weiblichen Gliedern, von ausgesprochen pietistischem Geiste erfüllt. Namentlich vertrat diese Richtung mit begeisterter Wärme eine westfälische Verwandte, Frau v. Oeynhausen, die während des Winters 1810/11 im Helmsdorfer Herrenhause auf Besuch weilte und dort am 19. März 1811 starb. Ihr bewegtes Leben hatte sie mit den schwäbischen Pietisten und Chiliasten, der Urlspergerschen Christenthumsgesellschaft, der Brüdergemeinde, namentlich aber während eines längeren Schweizer Aufenthaltes mit dem Züricher Antistes Heß zusammengeführt und befreundet. Sie hatte nach August Uhle's brieflichen Angaben, weil in ihrer westfälischen Heimath der Volksunterricht im argen lag, eine eigene Schulanstalt für das Landvolk, wie sie selbst sagte: im Geiste A. H. Francke's, gestiftet. Mit zweihundert Thalern war das Werk begonnen und „durch Lenkung Gottes“ damals das Vermögen bereits auf siebentausend Thaler angewachsen. Die Geschichte des Unternehmens lag gedruckt vor. Ihr Lieblingsplan war, durch ein großes Unternehmen in der Art des Londoner Tractatverlages und der Urlspergerschen Gesellschaft auch im Norden Deutschlands das biblische Christenthum dem Volke wieder nahe zu bringen. Während ihrer letzten Krankheit äußerte sie gegen A. U., dem sie großes Vertrauen schenkte: „Ich habe zu dem Werke wol nur die Idee angeben sollen; andere wird der Herr zur Ausführung erwecken“. Dieser Wink traf den jungen Candidaten in besonders empfänglicher Stimmung, da ihn eben Freund Lücke von Halle aus in lebendige Verhandlung über die berühmte Reformationspredigt des Dresdener Oberhofpredigers Franz Volkmar Reinhard aus dem Jahre 1800 — „Die Kirchenverbesserung ein Werk des Glaubens!“ — verwickelt hatte. Wie es scheint, am 25. Juni 1811 beschlossen auf Drängen des Jüngeren beide Brüder U., die geistige Erbschaft der Entschlafenen anzutreten und den Verein zu gründen. Rath und That fanden sie bei dem Drosten von Kerssenbrock und Familie, bei Reinhard in Dresden und durch diesen bei anderen einflußreichen Männern und Frauen Sachsens, durch einen Bruder des Drosten bei der Fürstin-Wittwe zur Lippe, beim Herzoge von

Mecklenburg-Schwerin, durch Wunderling hie und da bei den Stillen im Lande. Fr. Lücke und seine Eltern gehörten zu den ersten Mitgliedern. Ein Aufruf ward verbreitet, der die Ueberzeugung aussprach, daß nur vom erneuten Ansehen des göttlichen Wortes gründliche Besserung aller Lebensverhältnisse zu erwarten wäre, wozu die Zeitumstände so dringend aufforderten. Alle durch einerlei Glaube, Hoffnung und Liebe verbundenen Freunde sollen sich enger an einander schließen, um durch unentgeltliche Vertheilung christlicher, zweckdienlicher Schriften für Frömmigkeit und Tugend zu wirken und auf diese Art eine glücklichere Ordnung der Dinge herbeiführen zu helfen. „Die Bibel soll wieder Alles gelten, aber der Buchstab in Geist und Leben verwandelt werden." Die erste Vereinsschrift, das „Sonntagsbuch für Christen", lag bereits 1812 gedruckt vor. August U. war noch vergönnt, als Geschäftsführer unter seines Drosten Ehrenvorsitze den Verein zu fröhlichem Gedeihen zu bringen und eine zweite Vereinsschrift, das Kommunionbuch, für den Druck vorzubereiten. Auch eine Reise nach Detmold, Lemgo, Kassel unternahm er als Begleiter des Vorstehers zu Gunsten des Unternehmens. Im Winter 1812/13 brach die lange schon drohende Schwindsucht aus und nöthigte den jungen Dulder, mit Ausgang Januar 1813 das Pfarrhaus seines Bruders in Seeburg aufzusuchen, wo er am 21. Februar fromm und gottergeben entschlief. Gottlieb U. hat hierauf die Geschäfte des Vereines noch fast zwei Jahrzehnte hindurch geleitet. Kränklichkeit nöthigte ihn 1832 zum Rücktritte. — Der „Christliche Verein im nördlichen Deutschland" nahm 1892 ein: 33 132,45 Mark, gab 1892 aus 23 464,07 Mark und versandte gleichzeitig 48 439 Bücher und 1802 Confirmationsscheine. Sein Vermögen betrug bereits 1887 neben 288 658 Bänden an Drucksachen über 27 000 Mark baar.

31 Briefe von August und 2 von Gottlieb U. an Fr. Lücke, handschriftlich in des letzteren Nachlasse vorhanden. — Kranichfeld, Johann Gottlieb U., für seine Freunde (Leipzig 1839). — Verschiedene Berichte des Christlichen Vereines im nördl. Deutschland. — Holstein, Geschichte des königlichen Domgymnasiums zu Magdeburg (Magdeburg 1875). — Wunderling, Leben Joh. Chr. Wunderlings. — Vgl. auch Sander, D. Friedrich Lücke, Lebens- und Zeitbild (Hannover 1891). Sander.

Uhle: Johann Paul U., Arzt, geboren zu Nossen (Kgr. Sachsen) am 17. April 1827, studirte seit 1846 Medicin in Leipzig, war 1851 Assistent am dortigen Georgenhospital, erlangte 1852 die Doctorwürde, bekleidete darauf mit kurzer Unterbrechung bis Ende 1859 die klinische Assistentenstelle am Jacobshospitale und folgte dann einem Ruf als Professor der Klinik nach Dorpat. Doch mußte er bereits im folgenden Jahre aus Gesundheitsrücksichten diese Stellung niederlegen. Er siedelte 1860 nach Jena über und starb hier an Tuberculose am 4. November 1861. Von seinen litterarischen Arbeiten hat ihm unter den Aerzten besonders sein im Verein mit E. Wagner herausgegebenes und später von diesem allein bis zur 7. Auflage fortgeführtes „Handbuch der allgemeinen Pathologie" (Leipzig 1862; 7. Aufl. ebd. 1876) ein Andenken gesichert.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 40. Pagel.

Uhlemann: Friedrich Gottlob U. ward am 26. November 1792 in Zeitz geboren. Auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet bezog er 1812 die Universität Leipzig, wo besonders E. F. K. Rosenmüller (s. A. D. B. XXIX, 215) auf ihn einwirkte. Zum Dr. phil. 1815 promovirt, war er von da bis 1820 Hauslehrer in der Familie des Generalfeldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorf. Nach bestandener Prüfung pro facultate docendi ward er 1822 an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin als Lehrer berufen, dem er 42 Jahre lang angehörte; zugleich habilitirte er sich in Berlin als lic. theol. 1823 an

der Universität, wo er 1835 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt ward. 1839 ward er zum Ehrendoctor der Theologie von der theologischen Facultät in Leipzig creirt. Er starb am 19. April 1864, nachdem er Gattin und Kinder hatte vor sich in das Grab sinken sehen (Programm des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Berlin vom Jahre 1864 S. 48, 49). U. verfolgte in seinen orientalistischen Arbeiten vorzugsweise die pädagogischen Gesichtspunkte. Seine Grammatiken und Uebungsbücher haben die Einführung des Anfängers in diese Studien im Auge. So stand seine „Elementarlehre der syrischen Sprache“ 1829 im wesentlichen auf dem Standpunkt von A. G. Hoffmann's (s. A. D. B. XII, 571) Grammatica syriaca (1827), weshalb auch A. Merx in der Neubearbeitung des letztgenannten Werkes (1867) in der praefatio p. VI unter den von ihm benutzten Nachfolgern Hoffmann's U. gar nicht erwähnt. Daß aber Uhlemann's Grammatik in der damaligen Zeit als ein nützliches Lehrbuch erkannt wurde, geht daraus hervor, daß E. Hutchinson dieselbe 1854 ins Englische übersetzte (s. den vollst. Titel bei E. Nestle, syr. Grammatik 2. Aufl. 1888 Litteratura S. 13). So konnte denn auch U. 1857 seine „Grammatik der syrischen Sprache“ (s. den vollst. Titel bei Nestle a. a. O., vgl. auch S. 42) in 2., erweiterter Ausgabe herausgeben. Sie enthielt außer der eigentlichen Grammatik nebst Paradigmen auch eine Chrestomathie mit Glossar. In ähnlicher Weise hat U. in den 1837 erschienenen „Institutiones Samaritanae“ für das Samaritanische ein nützliches Lehrbuch mit Chrestomathie geliefert. Die letztere enthielt auch Stücke aus dem samaritanischen Pentateuch. Jetzt freilich ist das Buch durch J. H. Petermann's Grammatik (1873) antiquiert. Letzterer scheint von diesem Vorgänger allerdings ebenso wenig gehalten zu haben, wie von allen übrigen, denn er sagt a. a. O. praefatio p. VII „de litteratura nihil habeo quod dicam“. — Auch für das Studium des Hebräischen machte U. sich nützlich durch seine 1839 erschienene „Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Hebräische für Gymnasien“. Das Ganze wird in 2 Cursen abgehandelt. Der erste übt das Nomen in allen seinen Flexionen und Verbindungen und das sogenannte regelmäßige Verbum ein, der zweite behandelt das sogenannte unregelmäßige Verbum und bringt zusammenhängende Uebungsstücke. Den einzelnen Abschnitten vorgedruckt sind kurze grammatische Erläuterungen, die sich auf dem Standpunkte von Gesenius bewegen. Die große Weitschweifigkeit der Anlage und die Massenhaftigkeit der Uebungsbeispiele (über 400 S.) beweisen einen rührenden Fleiß, aber sie setzen Gymnasiasten voraus, denen ein ziemlich hohes Lebensalter auf der Schule zu erreichen beschieden ist. So sehr auch der Verfasser bestrebt gewesen ist, seinen Sätzen den color hebraicus zu geben, so bleibt das selbstgemachte Hebräisch immer ein bedenklicher Artikel. — Aus den eignen Studien des Verfassers sind zu erwähnen: die 1832 in der Zeitschr. für hist. Theologie erschienene Abhandlung über „Ephraëm's des Syrers Ansicht von dem Paradiese und dem Fall des ersten Menschen“; die 1833 ebenda veröffentlichte Untersuchung über „Ephraëm's Ansicht von der Schöpfung“. 1850 veröffentlichte U. eine Abhandlung über „die kritische Verwerthung der syrischen Uebersetzungen des Neuen Testaments“. — Vgl. R. Gosche, wissenschaftl. Jahresbericht über die morgenl. Studien 1862—1867 (Supplem. zu Bd. 24 der Zeitschr. d. deutschen morgenl. Ges.) S. 39, 40. C. Siegfried.

Uhlhorn: Diedrich U., Industrieller, geboren am 3. Juni 1764 zu Bockhorn (Großherzogthum Oldenburg), wo sein Vater Landmann und Schreiner war, † am 5. October 1837 zu Grevenbroich (Rheinprovinz). In seiner Kindheit genoß er den ersten und sehr kärglichen Unterricht in der Schule seines Geburtsortes. Daneben beschäftigte er sich während seiner ganzen freien Zeit mit der Anfertigung künstlicher Spielsachen aus Holz, wozu ihm die Tischlergeräthschaften

seines Vaters zu Statten kamen. Besonders aber wurde ihm das Lesen wissenschaftlicher Bücher zur wahren Leidenschaft, namentlich solcher, die Physik und Mathematik behandelten. Um seine Kenntnisse in der Mathematik zu vermehren, nahm er Unterricht bei dem nachherigen Deichinspector Behrens, damals Lehrer in Jeringhave, während er zugleich mit großem Eifer die Werke von Karstens, Kästner, Euler u. s. w., also Werke über Naturlehre und Mathematik studirte, infolge dessen er sich auf die Anfertigung optischer Instrumente legte. Um hierbei möglichst Vollkommenes zu leisten, unterwarf er, nach den Vorschriften aus Klügel's Dioptrik, jedes Glasstück, welches er anwandte, einer Probe, um die Eigenschaften, namentlich die Brechungsverhältnisse kennen zu lernen. Aus der 1794 angelegten größeren Werkstätte gingen Fernrohre, Nivellirwagen, Elektrisirmaschinen, Sonnenuhren von Aufsehen erregender feiner und genauer Arbeit hervor, so daß der Herzog Peter von Oldenburg ihm 1797 eine Ehrenpension von 200 Rthlr. aussetzte, um U. Gelegenheit zu geben sich wieder mehr den Wissenschaften zuwenden zu können. Er übersiedelte zu dem Zwecke 1802 nach der Residenz Oldenburg, wo er dann 1804 eine von der Hamburger Gesellschaft zur Beförderung von Kunst und Gewerbe gestellte Preisfrage über die Verzahnung von Rädern löste und 1809 seine „Entdeckungen in der höheren Geometrie" herausgab. Diese Schrift behandelt die Kegelschnittlinien und zahlreiche andere Kurven, denen U. selbst Namen beilegte, nach dem Verfahren der analytischen Geometrie und bildet einen ebenso interessanten als höchst lehrreichen Beitrag zur Förderung der Mathematik bei Beginn dieses Jahrhunderts zum Zwecke ihrer Verwendung in den Gewerben besonders bei der Construction von Bau- und Maschinentheilen. Dieselbe Schrift enthält eine geometrische Lösung des sog. Deli'schen Problems von der Verdoppelung eines Würfels, welche erkennen läßt, daß U. sich nicht scheute an complicirte geometrische Aufgaben heranzutreten und im Stande war, sie mit Erfolg zu lösen.

Die Hauptthätigkeit Uhlhorn's jedoch lag auf dem Gebiete der Erfindungen, die außerordentlich zahlreich und werthvoll sind. Aus vollständig theoretischen Betrachtungen ging ein Geschwindigkeitsmesser hervor, den er in einer Broschüre („Der neu erfundene Tachometer", Frankfurt a. M. 1817) ausführlich begründet und beschreibt. Die ersten Tuchschermaschinen in Deutschland rühren von ihm (1800) her. Bei der Einführung derselben machte er die Bekanntschaft zahlreicher Fabrikbesitzer im Bergischen, die bei ihm den Gedanken anregten, seine schon früher erfundene Maschine zum Spinnen zu vervollkommnen. Infolge dessen übersiedelte er 1810 nach Grevenbroich bei Aachen, wo er zunächst die Leitung einer Baumwollspinnerei (bis 1820) übernahm, daneben aber sich die Fabrikation der Kratzen für die Kratzmaschinen angelegen sein ließ, so daß eine besondere Kratzenfabrik unter seinem Namen entstand, in welcher höchst sinnreiche von ihm erfundene Maschinen die Kratzen von einer solchen Sauberkeit und Genauigkeit anfertigten, daß die noch jetzt bestehende Fabrik einen europäischen Ruf sich erwarb. Eines fast noch größeren Erfolges erfreute sich seine 1817 erfundene Maschine zum Prägen von Münzen und Medaillen, welche als die erste Maschine dieser Art zu gelten hat, welche alle daran vorkommenden Bewegungen und Kraftäußerungen von einer Stelle aus automatisch hervorbringt und Prägungen von damals unbekannter Vollkommenheit erzeugt. Sie fand allgemein Verbreitung (1818 Düsseldorf und bis 1827 in Berlin, Utrecht, Wien, München, Stockholm, Karlsruhe, Neapel u. s. w.), so daß bis 1851 bereits 75 und 1870 sogar 171 in 38 Münzstätten des In- und Auslandes in Betrieb gesetzt waren. Unausgesetzt von U. und später von seinem Sohne vervollkommnet, nimmt sie auch heute noch den ersten Rang unter den Prägmaschinen als „Uhlhorn'sche Prägmaschine" ein. — Wenn man erfährt, daß U. ferner noch eine Gravirmaschine,

Pferderammaschine, Farbholzraspelmaschine, Riffelmaschine, Spindelerzeugungsmaschine nebst zahlreicheren kleineren Arbeitsmaschinen erfand und bedenkt, daß diese Erfindungen den denkbar schwierigsten Zeitverhältnissen zu Beginn unserer Industrieepoche entstammten, so muß man zugeben, daß Diedrich U. zu den Bahnbrechern derselben gehört. E. v. Hoyer.

Uhlich: Adam Gottfried U., Schauspieler, Komödiendichter, Uebersetzer und Journalist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wurde als Sohn des Bürgers und Schneidermeisters Adam U. und seiner Ehefrau Marie Susanne im J. 1720 zu Bischofswerda (Sachsen, Kr. Dresden) geboren. In Elsterwerda (Rgbz. Merseburg, Kr. Liebenwerda), wohin die Eltern bald nach seiner Geburt übersiedeln und einen Grützhandel betreiben, verlebt er im Verein mit drei jüngeren Geschwistern die erste Kindheit, bis die in kümmerlichen Verhältnissen hindarbende Familie abermals zum Wanderstab greift und nach Dresden zieht. Hier findet der heranwachsende Knabe am 10. Mai 1732 unter dem Rector Schöttgen in die Kreuzschule Aufnahme und ist bald, „außerordentliche Fähigkeiten" verrathend, einer der tüchtigsten Schüler der Anstalt. Fünf Jahre später wird er Student in Wittenberg, treibt „ungefähr drey viertel Jahr" Jurisprudenz und drängt dann, völlig mittellos und einer lange schon sich entwickelnden Neigung nachgebend, zum Theater: Den kaum Siebzehnjährigen nimmt die Neuber in ihren Dienst. Als Secretär der Truppe, der Rollen und Stücke abschreibt, kommt er mit ihr 1738 zum ersten Mal nach Hamburg, verläßt sie, weil er wegen seiner noch unentwickelten Figur nicht auf die Bühne darf, und findet bei einem Advocaten in „Belgern" als Schreiber „mit seiner guten leserlichen Hand" ein behäbiges Auskommen. Aber das Theaterblut in seinen Adern will nicht zur Ruhe kommen: Anfang 1740 in Lüneburg auftauchend, wird er hier von Schönemann für dessen junge Truppe gewonnen und erlangt bald, „wohlgewachsen" wie er jetzt ist, „vornehmlich in ernsthaften Alten und kaltblütigen Rollen" einen gewissen künstlerischen Ruf. Hier lernt er auch Hanna Rudolf, mit der er sich zwei Jahre später in Hamburg verheirathet, kennen.

Der Aufenthalt in Schönemann's Truppe ist entscheidend für sein ganzes Leben geworden. Ein unstätes, von Entbehrung zu Entbehrung treibendes Wanderleben hebt an, dessen erste vielverheißende Station Leipzig wird, wo die junge Künstlerschaar in der Ostermesse 1741 spielt und Gottsched's allmächtige Gunst, die bis dahin den Neubers zugewandt war, sich zu sichern weiß. Von U., dem strebsamen, für seine Kunst begeisterten Acteur, gewinnt der Gewaltige die beste Meinung; kurze Zeit später finden wir beide in regem Briefwechsel. In Hamburg, wo die unternehmende Gesellschaft am 16. August 1741 die urwüchsige und noch heute nicht ganz vergessene Localkomödie „Der Bookesbeutel" von Hinrich Borkenstein auf die Bühne brachte und sich damit ein bedeutendes Verdienst erwarb, tritt U. mit seiner schnell Carriere machenden Braut und Ackermann zu Sophie Schröder über, verläßt diese aber schon vor dem völligen Zusammenbruch ihres Unternehmens und sucht Ende Sommer 1743 wieder bei Schönemann in Berlin anzukommen, der ihn denn auch auf Gottsched's warme Fürsprache hin, aufs neue engagirt. Mit dieser Truppe kommt er auf unruhigen Wegen über Frankfurt a. O., Breslau nach Königsberg, wo er mit seinem Gönner Gottsched zusammentrifft, und lernt das ganze unsägliche Elend einer zigeunernden Komödiantenexistenz von Grund aus kennen. Mehrere Kinder sind ihm geboren, die Noth ums tägliche Brot wird größer. Schönemann erkrankt wiederholt und kommt aus Zahlungsschwierigkeiten nicht heraus. Um das Leben zu fristen, müssen sich die Uhlichs von Breslau aus zusammen mit „elenden Burleskenspielern" im Herbst 1745 von Mingotti nach Hamburg engagieren

lassen und sind dann auch kurze Zeit bei der künstlerisch damals noch unbedeutenden Bande Schuch's, ohne es auch nur zu halbwegs erträglichen Lebensverhältnissen bringen zu können.

So reift der Entschluß vom Theater loszukommen. Vom Herbst 1746 bis dahin 1748 siedelt er sich — wahrscheinlich als „Schutzverwandter", da er kein Bürger geworden ist — in Hamburg an und gibt hier „Poetische Zeitungen" heraus. Das erste Stück dieses ganz in Versen geschriebenen Wochenblattes erscheint am 12. November 1746. Von drückender Schuldenlast kann er aber auch jetzt sich nicht befreien, und als er sich in Händel mit der Censurbehörde, die auch eine Nummer seines journalistischen Unternehmens confiscirt, verwickelt, ja gar zu einer unerschwinglichen Geldbuße verurtheilt sieht, schnürt er abermals sein Bündel und wirft sich wieder Schuch in die Arme, der wenigstens erst einmal die Hamburger Schulden bezahlt. Kurz vor der Herbstmesse 1748 stößt er mit seiner Frau in Frankfurt a. M. zu der jetzt ernsteren künstlerischen Idealen nachlebenden Gesellschaft. Schuch ist inzwischen ein Parteigänger Gottsched's geworden und U. weiß sich ihm bald unentbehrlich zu machen. Er wird der „Autor seiner Truppe" und schreibt in seinem Dienst und Auftrag die vielen allegorischen Festspiele, welche vornehmlich bei den glänzenden Rathskomödien mit „einem abscheulichen Aufwand von feinen Gewändern und stolzen Zierrathen" überall bei gefüllten Häusern in Scene gingen. Ueberall, denn nun ging für den wandermüden Mann das unstäte Leben und Treiben erst recht an. Von Frankfurt aus, wohin die Truppe immer wieder zurückkehrt, werden Regensburg, Nürnberg, Altenburg, Kassel, Mannheim und viele andere Städte bereist, doch muß sich Ende September 1751 der jetzt auf der Höhe seines Ruhmes stehende und in Frankfurt populäre U. infolge der ausgestandenen Reisestrapatzen dauernd von der Bühne zurückziehen. Aber er kommt vom Regen in die Traufe und die vielersehnte und nöthige Ruhe und Gelassenheit des Gemüthes ist ihm nicht beschieden.

Der alte Feind des Schauspiels hatte wieder einmal sein Haupt erhoben. In das Jahr 1751, während eine schleichende Krankheit bei ihm sich mehr und mehr entwickelt, fallen die ersten ernsteren Kämpfe Uhlich's mit den Frankfurter orthodoxen Geistlichen und verleihen dem arbeitsreichen Leben des armen Durchschnittskomödianten jene typische Bedeutung, infolge deren es für unsere spätere Zeit allein noch bemerkenswerth ist und bleiben wird. Vom Frankfurter Rath selbst unterstützt, wollte Schuch 1751 ein ständiges Schauspielhaus in der Stadt errichten. Ein Sturm bigotter Entrüstung erhob sich und die orthodoxe Geistlichkeit — Goethe's Onkel, der Senior Starck, an der Spitze — beantragte sogar, „künftighin auf keine Art einige Komödien-Arten hier mehr zu erlauben". U., der schon früher das Schauspiel in Gedichten vertheidigt und gefeiert hatte, war der natürliche Verfechter der Rechte der verfolgten Kunst und ihrer Angehörigen. Und bald wurde aus dem Streit der Principien ein Kampf ihrer Vertreter auf Leben und Tod, ein Zweikampf zwischen dem Senior Starck und dem in Mode gekommenen Festspieldichter und Schauspieler U. Er war der Rufer im Streit; war er vernichtet, so war der Sieg auf allen Linien entschieden. Die Gelegenheit scheint günstig. Man verweigert ihm, weil er Schauspieler sei, das Abendmahl. Aber statt zusammenzubrechen, sucht der in seinem frommen Herzen aufs tiefste verletzte, strenggläubige Mann sein gutes Recht von der geistlichen Behörde zu ertrotzen, und die reife goldene Frucht dieses, wie es scheint, erfolglosen Kampfes ist die noch heute ergreifende (von mir a. a. O. neu gedruckte) „Beichte Eines Christlichen Comödianten an Gott bey Versagung der öffentlichen Communion", die mehr als seine zahllosen poetischen Werke seinen Namen merkwürdig gemacht hat. Er wird ein Märtyrer seines Standes, den die Herzens-

noth zum Dichter gemacht hat: Ihm gab sein Gott zu sagen, was er leidet. Dem verfehmten Sänger freilich hat sein Protest nichts genützt, aber kommenden Geschlechtern ist dauernder Segen daraus erblüht und keinem Komödianten ist das Sacrament mehr vorenthalten worden. Bis 1756, wo er in Frankfurt „Historische, politische u. d. g. Neueste Briefe“ sowie „Vermischte Neueste Briefe“ herausgiebt, läßt sich noch die Spur dieses an Mühe und Arbeit reichen, aber gewiß nicht köstlichen Lebens verfolgen. Ob er noch seinen Frieden mit der Kirche gemacht hat? Jedenfalls hat er nach 1753 nichts Theatralisches mehr drucken lassen. Sein Tod dürfte bald nach 1756 erfolgt sein.

Seine eigentlichen zahlreichen Werke bieten heute nur noch dem Forscher ein gewisses zeit- und culturgeschichtliches Interesse, manche mehr, manche weniger. Es genügt zu erwähnen, daß er sich auf fast allen Gebieten poetischen Schaffens — mit Ausnahme der Tragödie hohen Stils — versucht hat; aber alle seine Lust- und Schäferspiele, Vor- und Nachspiele, Allegorien, Satiren und Novellen, seine vielen Uebersetzungen aus dem Französischen und Holländischen haben ihm des Dichters heißersehnten Kranz nicht eingebracht. Dabei war er ein geschickter Journalist, dem, wie seine zwei Bände „Poetische Zeitungen“ zeigen, Vers und Reim leicht zuströmten, und gerade in der Leichtigkeit seiner Production liegt auch seine Bedeutung für die Bühne seiner Zeit, die er auf seine ehrliche Art — zusammen mit den Gottscheds, Neubers u. A. — mitzureformiren erfolgreich geholfen hat. Die Prinzipale sind ihm vielen Dank schuldig geworden und zwei seiner Stücke — das nach dem Holländischen des Cats bearbeitete Schäferspiel „Elisie“ und das fünfactige Lustspiel in Versen „Der Unempfindliche“ — hat Gottsched in seine deutsche Schaubühne aufgenommen. Sein Versuch in das schemenhafte, farblose Schäferspiel realistische Bauerngestalten einzuführen („Der faule Bauer“) ist nicht eben glücklich gewesen, dazu fehlte ihm die dichterische Kraft und Ursprünglichkeit. Viel belacht ist von den Zeitgenossen seine den Ton des Originals zu treffen suchende Fortsetzung zu der robusten, von gesundem Humor durchsetzten hamburgischen Burleske Borkensteins „Der Bookesbeutel“, die er, wie schon erwähnt, auch zuerst, und zwar in plattdeutscher Sprache, mit aufführen half. Sehr verdienstlich endlich war die von ihm in Hamburg besorgte Herausgabe der Gedichte des jung verstorbenen Christian Friedrich Zernitz (1748).

Die Litteratur über U. ist nicht ganz gering. Außer Goedeke erwähne ich: Schröder, Hamb. Schriftstellerlexikon VII, 451. — Schütze, Hamb. Theatergeschichte, S. 232, 257, 265, 267. Hamburg 1794. — Chronologie des deutschen Theaters, S. 78 ff., 86, 103 f., 109, 116, 120, 125 f., 135, 168. — Reichard, Theaterjournal XIV, 55. — Löwen, Schriften IV, 34. — Schink, Gallerie von Teutschen Schauspielern und Schauspielerinnen der ältern und neuern Zeit, S. 245. — Allg. Theaterlexikon, S. 142 f. — Reichard, Theaterkalender von 1775, S. 102 ff. — Hallische Bemühungen 1746. II, 554 ff. — Hamburgischer Correspondent, 22. Mai und 10. November 1742. — Frankfurter Journal 1751 und 1752. — Frankfurter Oberpostamtszeitung 1751 bis 1753. — Critischer Sylphe 1751, 32., 36. u. 69. Stück. — Hamburgische Blätter, 7. Juni 1834. — Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte II, 3. Heft, 491 ff. — Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 160, 162 f., 169. Leipzig 1855. — Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin, S. 191 und 199, Berlin und Stettin 1781. — Devrient, Geschichte der Deutschen Schauspielkunst II, 288, 313. Leipzig 1848. — F. E. Hysel, Das Theater in Nürnberg, S. 35—46. Nürnberg 1863. — E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M., S. 215, 221, 224, 226 bis 230, 234, 469—473. — Berthold Litzmann, Schröder I, 11, 22—24, 26, 30, 43 f. — Ferd. Heitmüller, Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gott-

scheds, S. 87—91. Dresden und Leipzig 1891. — Ferd. Heitmüller, Adam Gottfried Uhlich (Theatergeschichtliche Forschungen VIII), S. 1—96. Hamburg 1894. — Hans Devrient, Die Schönemann'sche Truppe in Berlin, Breslau, Danzig und Königsberg 1742—1744. Jenenser Diss., a. v. O. Hamburg 1895.
Ferdinand Heitmüller.

Uhlich: Gottfried U., Dramatiker und Schriftsteller, geboren am 16. Januar 1743 zu Sanct Pölten, † zu Lemberg am 13. oder 30. Januar 1794. Er trat sechzehnjährig in den Piaristenorden, wurde Lehrer für Geschichte in Wiener-Neustadt und Wien, später ging er als Professor der Numismatik an die Universität Lemberg. Seine zahlreichen, heute fast ganz verschollenen Schriften spiegeln den Polyhistor wieder. Er gab 1767 einen Auszug aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften, arbeitete am österreichischen Patrioten mit, edirte die Wochenschrift: „Unterhaltungen für Freunde des guten Geschmacks" (Linz 1769) und ein „Wochenblatt für die innerösterreichischen Staaten" (1776). Ferner publicirte er historische Compendien, werthvoller sollen seine Darstellungen der Wiener Türkenbelagerungen und seine numismatischen Schriften sein. Als Dichter versuchte er sich in Dichtungen wie dem Leben der heiligen Agatha, einem Heldengedichte „aus Prosa und Vers abwechselnd" (1775), dem Epos „Die Trojanerinnen" (1771) in Prosa, auf Schlegel und Seneca fußend, Schäferspielen u. A. Für die studirende Jugend schrieb er das Trauerspiel „Chrysanth und Daria oder der unerschütterliche Christ", das 1772 aufgeführt, aber erst 1776 verbessert gedruckt wurde. Er will darin, trotz großer Kunstrichter, die den Christen als untheatralischen Charakter betrachten, den Sieg des Christenthums über Liebe und Natur zeigen. Von der ersten Scene ab geht Chrysanth in den Tod, er bekehrt auch Frau und Kind zum echten Glauben, das Gegenspiel führt ein früherer Liebhaber der Frau Klaudius und der Praetor, eine an Pontius Pilatus angelehnte Figur. Nicht uninteressant, wie der Stoff durch Sturm und Drang Motive aufgeschwellt ist: Klaudius erkennt Chrysanth als seinen Bruder, der Praetor beide als seine Kinder, und wird so zum Brutus. Auch der Stil entstammt deutlich der Genieperiode. Eine Scene des dritten Actes, in der das Kind geblendet werden soll, gesteht er, aus Shakespeare entlehnt zu haben, er entschuldigt dies, da das Originaldrama, in dem diese Scene enthalten (König Johann), nie auf die Bühne kommen werde. Wie hier der Christ dem unabwendbaren Tode entgegengeht, so fällt in der „Sicilianischen Vesper" (1775) eine Familie durch drei Acte als Opfer der Bartholomäusnacht, selbst daß der Sohn eines der Führer mit der Tochter des Hauses verlobt ist, belebt die Handlung nicht. Diesem Uebelstande suchte U. in einer Neubearbeitung (1794) aufzuhelfen, indem er beide Parteien mit Fiescoartigen Verschwörungsscenen einführt und die Väter über den Leichen der Kinder, ganz nach Muster von Romeo und Julie, versöhnt. Dieses Drama wurde von der Censur nicht zur Aufführung zugelassen.

Wurzbach XLVIII, 243—245. — Kratter, Briefe über Galizien, S. 44. — Goedeke IV², 81; V², 316.
A. v. Weilen.

Uhlich: Joh. Elias U. (Ulich), geboren am 1. November 1676, † am 27. April 1722, war zuletzt Superintendent in Leisnig und vorher Oberpfarrer zu Pretzsch. Er könnte daher leicht verwandt sein mit Joh. Mich. U., der von 1754—1770 vier Schriften in dem von Pretzsch nicht weit entfernten Halle erscheinen ließ, darunter die „Unterweisung eines Vaters an seinen Sohn zu einem fünfjährigen akademischen Leben". Gottfried U. war ebenfalls Theolog und Pädagog und gab von 1782—1791 ebenfalls vier Schriften heraus, von denen sich aber die drei letzten auf die Kämpfe gegen die Türken bei Wien und bei Belgrad beziehen. Weit bekannter als diese drei wurde jedoch:

Leberecht U., als Führer der protestantischen oder Lichtfreunde, der

O'Connell der Provinz Sachsen. Er war geboren zu Cöthen am 27. Februar 1799, studirte seit 1817 in Halle und wurde 1824 zu Diebzig bei Aken Prediger. Sein Dörfchen lag freundlich am Walde, „die Gemeinde wurde bald zutraulich, die Kirche war ansprechend, das Herz war frisch". Sein Landesherr war der Herzog von Cöthen, dessen Uebertritt zum Katholicismus vielen ein Aergerniß war. Uhlich's Verhalten dabei machte ihn in Anhalt unmöglich, trug ihm aber 1828 die treffliche preußische Pfarrstelle zu Pömmelte und Felgeleben bei Schönebeck ein. Er genoß auch hier wieder „das gemüthliche Glück, das die Dichter mit Recht dem Stande des Landpredigers vor andern Ständen nachrühmen". Nicht allein die Lehrer, sondern die Gemeinden selbst waren bildungsfähig. Die Behörden waren freundlich und hatten mitunter für U. ein lobendes Wort. So bildete er sich unter ihren Augen zu dem besten damaligen deutschen Volksredner aus, dessen halbreligiöse, halbsociale Vorträge seine matte Schriftstellerei, auch sein späteres Sonntagsblatt, weit überflügelten. Die litterarische Vertheidigung der Lichtfreunde wurde nur in K. B. Königs „rechtem Standpunkte" mit Glück geführt. Je mehr U. sich zu fühlen begann, um so weniger konnte er nach dem Tode des Bischofs Westermeier in den Streitigkeiten der Stadt Magdeburg mit dessen Nachfolger Dräseke (s. A. D. B. V, 373) schweigen, welcher noch immer der größte deutsche Kanzelredner war. Damals geschah es vielleicht zum ersten Male, daß aufgeklärte Prediger sich auf ihren Stadtmagistrat stützten (vgl. den Artikel Dräseke A. D. B. V, 373, er enthält das Alles ausführlicher). U. versammelte am 29. Juni 1841 zum ersten Male in Gnadau die Lichtfreunde. Außer den magdeburgischen Predigern hatte sich unter andern Uhlich's Lehrer Wegscheider aus Halle eingefunden. Seit 1842 wurden regelmäßige Hauptversammlungen zu Pfingsten und zu Michaelis in Cöthen, wie an den meisten Orten, in dem neuen Bahnhofsgebäude, abgehalten. Am 29. Mai 1844 wurde jedoch durch den Vortrag von G. A. Wislicenus (s. d. A.) dort zum ersten Male Uhlich's Milde und Behutsamkeit verleugnet. Seinen eignen Standpunkt hat U. mehrfach in Thesen ausgesprochen. Ueber der Provinzialsynode zu Magdeburg schwebte in der That der Geist der Uhlich'schen „Bekenntnisse" (1845). Außer diesen ließ U. 1845 eine Predigtsammlung erscheinen. Die große Wichtigkeit der dann folgenden Generalsynode von 1846 ist unter Anderen auch von Harnack in seiner Schrift über das Apostolicum anerkannt worden. U. richtete 1846 „an die protestantische deutsche Conferenz" ein Sendschreiben. Da er die Verpflichtung auf das Apostolicum durch die Worte „das apostolische Glaubensbekenntniß lautet" zu umgehen suchte, forderte ihn Florencourt in einer lichtfreundlichen Versammlung zu Naumburg zum Austritte aus der Kirche auf. Indessen gehörte er ihr bis zum Herbst 1847 an. Seit 1845 war er Prediger an der Katharinenkirche der Stadt Magdeburg, welche ihn schon früher zu seinem reformatorischen Auftreten ermuntert hatte. Am 20. September 1847 wurde er aber suspendirt, worüber sowohl die Behörde als U. öffentlich berichteten. Mit seinem Austritte war im Herbst 1847 die Bildung der freien Gemeinde zu Magdeburg verbunden. Seine Existenz war für Lebenszeit mehr als gesichert, doch wie man glaubte, zum Theil durch solche, die in der alten Kirche zurückblieben. Im J. 1848 wäre sein Wiedereintritt in die Landeskirche und die Beseitigung der Verpflichtung auf das Apostolicum vielleicht zu erreichen gewesen. Daß U. sich nun aber 1848 zum Abgeordneten für die Berliner Constituante wählen ließ, hätte ihm eher auf einige Tage zur Beförderung zum Cultusminister als wieder zum Mitgliede der preußischen Landeskirche dienen können. Die Notabeln der Provinz Sachsen, die sich bis 1848 um U. als Führer geschaart hatten, hatten hauptsächlich dem absolutistischen Staate Opposition machen wollen. Man kann sie vielleicht tadeln für dieses Verhalten: nun aber

saßen sie in der Paulskirche unter den Freunden Preußens auf der Rechten, während U. in Berlin mit Jacoby dem Ostpreußen auf der Linken saß. Das war nicht der Weg, um etwas gegen die symbolischen Bücher zu erreichen. In einer 1848 erschienenen Schrift spricht U. über seine Erlebnisse in Berlin und besonders während der Novemberunruhen in Brandenburg. Sofort suchte ein Gegner ihn bloßzustellen, indem er eine zweite Schrift über eben diese Erlebnisse Uhlich's folgen ließ. 1850 gab U. eine Schrift über seinen Proceß wegen Majestätsbeleidigung heraus. 1851 folgte sein Katechismus, der über sein „Handbüchlein der freien Religion“ vergessen wurde. 1866 folgten seine die Erziehung betreffenden „Abendstunden“, 1871 „Hundert Lieder“. Immer mehr, „bis zum populären Pantheismus hin“ war er seit 1848 nach links gedrängt worden. Ein sehr eingehendes Bild seines Lebens in dieser späteren Zeit ließe sich nach den freigemeindlichen Zeitschriften entwerfen. Wie herzzerschneidend würde aber z. B. die Geschichte seiner längeren Vertretung durch den unglücklichen Bruder des berühmten Benfey sein! U. starb am 23. März 1872 im Alter von 73 Jahren. Ueber bittere Enttäuschungen, die ihm in Magdeburg zuletzt durch erwachsene Kinder bereitet wurden, suchte er sich auf kleineren Reisen zu seinen Filialgemeinden, z. B. nach Quedlinburg, zu trösten, wo zu seiner Bewirthung ein Schaf geschlachtet und ein Glas Grog gebraut wurde. Die Idylle des Predigerlebens, wie er sie in Pömmelte gekannt hatte, war für ihn dahin.

H. Pröhle, Feldgarben (1859) und zwar in dieser Sammlung von Aufsätzen der erste S. 1—228, „Protestantische Freunde und freie Gemeinden“, von welchem auf Wunsch des Herrn v. Bethmann-Hollweg, jedoch ohne Namen des Verfassers, auch ein Separatabdruck erschien. H. Pröhle.

Uiberacker: Wolfgang Christoph U., des heil. Röm. Reichs Graf, Freiherr in Sieghartstein und Pfongau, Erbpfleger zu Alten- und Lichtentann, geboren im J. 1736 zu Kammer in Oberösterreich, † zu Wien am 15. Mai 1801 als Reichsconferenzminister und Reichshofrathspräsident, entstammte einem alten in Salzburg und Oberösterreich begüterten Geschlechte, welches bereits 1032 oder nach anderen 1100 urkundlich auftritt. Als Stammsitz der Familie gilt das am rechten Salzachufer unweit Braunau am Inn im heutigen Oberösterreich gelegene Schloß Uiberacker, von dem die Familie ihren Namen führt. Dieser Ort kommt schon im ältesten Passauer Traditionscodex vor; dort vergibt nämlich ein gewisser Fato ein Manse zu Uparach nach Passau. Ob dieser Fato ein Ahne der hier in Frage stehenden Familie ist, läßt sich freilich nicht erweisen. Die Sprossen dieser standen vielfach in salzburgischen, auch bairischen Diensten und bekleideten weltliche wie geistliche Würden; so auch der Vater des in Frage stehenden Wolfgang Christoph, Wolfgang Adam, welcher, zuerst in österreichischen Kriegsdiensten, 1732 dieselben verließ, und 6 Jahre darnach salzburgischer Hofkammerrath und Landschaftsverordneter wurde. Noch während seiner Dienstzeit im kaiserlichen Heere hatte er sich 1730 mit Johanna Katharina Elisabeth Freiin von Gudenus in Wien vermählt. Dieser Ehe entstammte außer 2 Töchtern ein einziger Sohn, Wolfgang Christoph; er machte seine Studien in Salzburg und trat bereits 1756 in salzburgische Dienste als Kämmerer und Hofrath, kam dann zur kurmainzischen Regierung und hernach zum Reichskammergerichte in Wetzlar. Ueberall hatte er sich mit solchem Ernste der juristischen Thätigkeit gewidmet, daß man ihn bereits im J. 1758, also als 22jährigen Jüngling, als Reichshofrath der Herrenbank nach Wien berief. So sehr hatte er das Vertrauen gerechtfertigt, das man in seine Fähigkeiten gesetzt, daß Kaiser Josef II. bei der Wiederbesetzung der in Erledigung gekommenen Stelle eines Reichshofrathsvicepräsidenten (in einem Schreiben an den Präsidenten Hagen) sagen konnte: „ich habe unter zwey ebenso redlichen als geschickten und eifervollen Räthen wie

Graf Ueberacker und Baron Bartenstein zu wählen. Da Graf Ueberacker auf der Herrenbank der erste, und ich der Führung des ersten voti auf der Gelehrtenbank, so Bon. Bartenstein verführet, höchst bedarf, so ernenne ich Ueberacker zum Vicepräsidenten des Reichshofrathes". Zugleich verlieh ihm der Kaiser am 5. März 1778 die Würde eines wirklichen geheimen Rathes. Als dann im J. 1791 die Präsidentenstelle des Reichshofrathes in Erledigung kam, war überhaupt kein anderer Candidat für diesen Posten in Frage als U., dem auch der neue Kaiser mittels Decret vom 1. December diese Stelle mit den Worten verlieh: „in Erwägung seiner in Reichs-, Rechts- und Staatssachen erworbenen gründlichen Wissenschaft und großen Erfahrung, auch jederzeit bewährten rühmlichen Eifer und unerschütterlichen Liebe zur Gerechtigkeit". Ein schönes Zeugniß des Souveräns für einen obersten Richter! Wie sehr der Kaiser mit dieser Charakterisirung Uiberacker's nur dem allgemeinen Urtheile der Mitwelt Ausdruck verlieh, ersehen wir aus dem Nachrufe, den die Wiener Zeitung in ihrer Nummer vom 23. Mai 1801 dem soeben Dahingeschiedenen widmete, wo sie von seinen hervorragenden Kenntnissen, seinem eindringenden und tiefen Urtheile über Menschen und Sachen, und seinem großen Pflichteifer spricht, der ihn trotz körperlicher Schwächen und Leiden, mit denen er die letzten Jahre seines Lebens zu kämpfen hatte, gerade in der Arbeit seine Erholung suchen und finden ließ. „Ueberhaupt verlor an ihm" — schließt der Nekrolog — „die Welt einen der thätigsten Freunde und Beförderer alles Rechten, Schönen und Guten ...". Für seine Familie sorgte der unvermählt gebliebene Graf in reichlicher Weise, indem er das Familiengut Sieghartstein in ein Fideicommiß umwandelte und es der Pfongauer Linie seines Geschlechtes zusprach, während er seine Schwestern, die einzigen gesetzlichen Anwärter auf diesen Besitz, aus Eigenem mit einer reichen Geldsumme abfand.

U. muß gut zu sparen verstanden haben — als culturhistorischer Vermerk sei dies hier gesagt —, denn es wurde ihm bei seiner Ernennung zum Reichshofrathspräsidenten, und somit zum ersten Diener des heiligen Römischen Reichs, vom Kaiser der seit Jahrhunderten für diese Stelle normirte Gehalt von bloß 8000 fl. und eine Functionszulage von 1000 fl. zugewiesen, und viel später erhielt er eine gleichfalls nur geringe Personalzulage.

Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten wurde eine einzige durch den Druck einem größeren Leserkreise zugänglich: es sind dies „die moralischen Maximen des Herzogs de la Rochefoucauld". Die sonstigen Producte seines regen litterarischen Geistes erliegen noch im Familienarchive zu Salzburg und verdienten wol durch Veröffentlichung der Vergessenheit entrissen zu werden.

v. Györy.

Uitewaal: Joachim U., auch Uitewael, Wttewael, Uytewael und Uytenwael geschrieben, wurde im J. 1566 in Utrecht geboren. Sein Vater, Anton Uitewaal, war ein Glasmaler, und sein Großvater von mütterlicher Seite, Namens Joachim Schuyck, stand seiner Zeit in dem Ruf eines tüchtigen Malers. Bis zu seinem 18. Jahre half U. seinem Vater in seinem Beruf als Glasmaler. Im J. 1584 aber wurde er Schüler des bei Frans Floris gebildeten Malers Joost de Beer und verlegte sich seitdem ausschließlich auf die Pflege der Oelmalerei. Nach Ablauf seiner Lehrzeit (1586?) begab er sich nach Italien, wo er in Padua den Bischof von Saint-Malo, Charles de Bourgneuf kennen lernte und zwei Jahre mit ihm Italien und Frankreich bereiste. Nach seiner Rückkehr nach Holland ließ er sich dauernd in seiner Vaterstadt Utrecht nieder. Im J. 1592 wurde er hier Mitglied der Sattlergilde und trat dann im J. 1611 in die unter seiner Mitwirkung constituirte Malergilde über. U. starb im J. 1638, nachdem er bereits im J. 1627 seine künstlerische Thätigkeit eingestellt hatte.

U. gehört der durch italienische Vorbilder beeinflußten akademischen Richtung der holländischen Malerei an, steht aber höher wie die Mehrzahl seiner Collegen, da er sich zwar nicht ganz von dem Manierismus der Schule freihielt, dennoch aber eine gewisse Selbständigkeit bewahrte. Da er sich meistens eines kleinen Formates bediente und seine Bilder sehr sorgsam ausführte, so besitzen sogar einzelne davon eine gewisse Liebenswürdigkeit und Anziehungskraft. Die Anzahl seiner Gemälde ist selbst in Holland nicht groß. Das älteste datirte Bild von seiner Hand, das wir kennen, besitzt die Dresdner Galerie. Es stellt mit miniaturartiger Feinheit ausgeführt den „Parnaß“ dar und ist im J. 1596 gemalt. Von ähnlicher Feinheit ist das im J. 1602 vollendete „Göttermahl“ der Braunschweiger Galerie, das schon Karl van Mander hervorhebt. Dem Stoffe nach verwandt ist die Hochzeit des Peleus und der Thetis in der Münchener Pinakothek. Zu den besseren Werken des Künstlers gehört auch der „Mars und die Venus“ im Haager Museum. Weit manierirter als diese Gemälde erscheinen die beiden Gemälde Uitewaal's in dem Wiener Hofmuseum, von denen das eine „Diana und Aktäon“, das andere die „Anbetung der Hirten“ darstellt. Die drei in Utrecht aufbewahrten Gemälde sind dagegen in großem Maßstab ausgeführt und breit behandelt. Das eine zeigt uns eine „Frucht- und Gemüsehändlerin“, die beiden anderen sind die Bildnisse Uitewaal's und seiner Frau. Weitere Bilder des Meisters findet man in den Museen zu Berlin(?), Gotha, Kopenhagen, Madrid, Stockholm und in der Liechtensteingalerie zu Wien.

Vgl. Carel van Mander, Le livre des peintres. Traduction, notes et commentaires par Henri Hymans. Tome II, 314—318. Paris 1885. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. I, 32. II, 170, 171. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 1. S. 83. Leipzig 1888. H. A. Lier.

Ukert: Friedrich August U., Bibliothekar und Geograph. Geboren am 28. October 1780 als Sohn eines Hofpredigers zu Eutin, erhielt er zunächst in seiner Vaterstadt seine grundlegende Bildung und Richtung durch Lehrer wie H. Voß und G. G. Bredow. Im J. 1800 bezog er die Universität Halle und widmete sich theologischen und noch mehr philologischen Studien, welch letztere namentlich durch Einfluß von F. A. Wolf maßgebend gefördert wurden. In Jena, wohin er von Halle übersiedelte, erfreute er sich in erster Linie des anregenden Verkehrs mit Voß, den er hier wieder traf, und außerdem mit den Theologen Griesbach und den Philologen Chr. G. Schütz und H. K. A. Eichstädt. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien ergriff U. (1803) zunächst den Beruf eines Hauslehrers, zuerst in Danzig und 1807 in Weimar, wo er die Erziehung der beiden Söhne Schiller's übernahm, der freilich bereits heimgegangen war. Aber schon das unmittelbar darauffolgende Jahr eröffnete ihm durch die Berufung an das Gymnasium und an die herzogliche Bibliothek nach Gotha eine Laufbahn, in der die Bestimmung seiner gelehrten Neigungen und die Aufgabe seines Lebens sich erfüllte. Ohne Zweifel hatte er dieses Ziel durch wirksame Verbindungen und den erworbenen guten Glauben an seine Fähigkeiten verdient, denn schriftstellerisch thätig zu werden hat er erst nach seiner Niederlassung in Gotha angefangen. Seine amtliche Thätigkeit als Lehrer hat ihm volle und reichliche Anerkennung und Förderung eingetragen. Am geschätztesten war sein Unterricht in der Geographie; sie hat er auch zum Gegenstand und man kann sagen zum Mittelpunkt seiner litterarischen Thätigkeit gemacht; seine „Geographie der Griechen und Römer von den frühesten Zeiten bis auf Ptolomäus“ (4 Thle., Weimar 1816—1846) ist leider unvollendet geblieben, zeichnet sich aber durch den Scharfsinn der Untersuchung, wie durch die Selbständigkeit der Forschung vortheilhaft aus. Kleine, das geographische Gebiet berührende Arbeiten und

mehrere Uebersetzungen findet man in dem Aufsatze H. Doering's in dem 29. Jahrgang (1851) des „Neuen Nekrologs der Deutschen" (S. 392—394) aufgeführt. Von den wissenschaftlichen Anregungen Ukert's muß aber noch ausdrücklich erwähnt werden, daß er sich mit Heeren in Göttingen zur Herausgabe der „Geschichte der europäischen Staaten" mit Erfolg vereinigt hat. Er starb zu Gotha am 18. Mai 1851 als Oberbibliothekar; durch Anfertigung sorgfältig ausgearbeiteter Kataloge und durch Beschreibung der Merkwürdigkeiten der ihm anvertrauten Anstalt hat er sich um dieselbe im speciellen verdient gemacht.

Vgl. außer Doering's Nekrolog Bursian, Gesch. der klassischen Philologie in der 1. Hälfte, S. 559. — Herbst, Heinrich Voß' Leben. W.

Ulber: Christian Samuel U. wurde am 26. August 1714, einem Sonntage, in Landeshut in Schlesien geboren, wo sein Vater, Heinrich U., Prediger und später Senior war. Die ersten Jahre verlebte er im Hause seines mütterlichen Großvaters, Johann Christoph Bauch, welcher Prediger zu Kunitz im Fürstenthum Liegnitz war. Er besuchte dann die Schule in Landeshut und ging Ostern 1732 nach Jena zum Studium der Theologie; hier blieb er bis Michaelis 1735. Im Anfang des Jahres 1736 trat er als Hauslehrer in das Haus des Barons v. Richthofen zu Peterwitz, um einen jungen Herrn v. Stosch zu unterrichten. Am 30. October 1737 ward er zum Prediger zu Heinersdorf bei Liegnitz ernannt, welches Amt er im Sommer 1738 antrat. Am 22. August 1740 wurde er als Diakonus nach Landeshut berufen; doch sollte ihm die Freude, an der Seite seines Vaters und als dessen College wirken zu können, nur kurze Zeit zu theil werden. Am 12. Februar 1741 ward er in Landeshut eingeführt und schon am 23. Juli desselben Jahres starb sein Vater. Am 27. November 1742 verheirathete er sich mit Beata Rosina Liehr aus Landeshut. Nach dem Tode seines Vaters ward er Archidiakonus und sodann im J. 1748 nach dem Tode von Melchior Gottlieb Minor (s. A. D. B. XXI, 768) auch Senior. Am 6. October 1752 ward er, als er zu einem Krankenbesuche fuhr, von scheu gewordenen Pferden mit dem Wagen umgeworfen; er brach nicht nur den linken Arm, sondern zog sich auch durch diesen Unfall eine heftige Krankheit zu, so daß er im Sommer der Jahre 1753 und 1754 nach Karlsbad zur Kur reisen mußte. Hier lernten ihn Kaufleute aus Hamburg kennen, die dann, als nach dem am 18. (nicht 28.) August 1756 erfolgten Tode des Hauptpastors zu St. Jacobi in Hamburg, des berühmten Erdmann Neumeister (s. A. D. B. XXIII, 543 ff.), der zunächst an dessen Stelle gewählte Professor Ernst August Bertling, damals in Danzig, die Wahl nicht annahm, die Aufmerksamkeit der Wähler in der St. Jacobi-Gemeinde auf U. richteten. U. ward am 5. Juni 1757 einstimmig gewählt und hielt am 28. October seine Antrittspredigt in Hamburg. Er verblieb in dieser Stellung bis zu seinem am 28. (nicht 20.) August 1776 im soeben begonnenen 63. Lebensjahre erfolgten Tode. Schon im J. 1754 war er zum Ehrenmitglied der Königlich Deutschen Gesellschaft zu Königsberg ernannt; am 30. April 1767 krönte ihn die Universität Wittenberg mit dem poetischen Lorbeer; als ihn der Senat zu Hamburg, nachdem Johann Melchior Goeze das Seniorat im J. 1770 niedergelegt hatte, zum Senior erwählte, lehnte er diese Wahl ab, da er seines Gesundheitszustandes wegen Bedenken hatte, die mit dem Seniorat verbundene Arbeit noch auf sich zu nehmen. — U. war einer der bedeutendsten Prediger seiner Zeit; die von ihm in Hamburg wöchentlich herausgegebenen sog. „erbaulichen Denkzettel", d. h. Auszüge aus seinen Predigten, die zum Theil mehrfach aufgelegt wurden, sowie die ausgeführten Predigten, die er drucken ließ, zeichnen sich sowol durch die Themata und Dispositionen, als auch durch die Fülle fruchtbarer Gedanken und die für jene Zeit hervorragend edle und einfache Sprache aus; vgl. Herzog's theologische

Realencyklopädie, 2. Aufl., XVIII, 568. — Außerdem kommt U. als Verfasser von berühmt gewordenen Erbauungsschriften in Betracht; besonders sind sein „christlicher Kreuzträger" und sein „rechtschaffener Naturalist" hervorzuheben. Der Kreuzträger erschien zuerst wie eine Art Wochenschrift; am 1., 10. und 20. Tage jedes Monates erschien ein Quartbogen mit einer in sich abgeschlossenen Betrachtung; 60 solcher Bogen erschienen im ganzen; Themata waren z. B. „Das beschwerliche Alter", „Der Angefochtene", „Der erlittene Diebstahl", „Die unfruchtbare Ehe", „Das geplagte Gesinde", „Die Gespensterplage", „Der Melancholische" u. s. f. Das Ganze erschien dann zuerst unter dem angegebenen Titel gesammelt Hamburg 1760, bei Rudolf Beneke, 1 Band 4°, mit einem Porträt Ulber's in Kupfer gestochen von Fritzsch. In demselben Jahre erschien eine Ausgabe Hamburg und Liegnitz, wahrscheinlich nur mit anderem Titel; ein neuer Abdruck erschien 1766 in 8°. — „Der rechtschaffene Naturalist mit seinem christlichen Auge und Herzen bei natürlichen und weltlichen Dingen" enthält erbauliche Betrachtungen über allerlei Gegenstände und Beobachtungen aus der Natur und ihrem Leben; er erschien zuerst Hamburg 1765, im folgenden Jahre schon in neuer Auflage und 1770 zu Kopenhagen in einer dänischen Uebersetzung. — U. hat auch geistliche Lieder verfaßt; doch ist nicht immer deutlich, welche Lieder von ihm gedichtet sind. Die von ihm herausgegebene Sammlung geistlicher Lieder: „Die Gott bittenden und lobenden Stimmen der Andacht" (Hamb. 1763, 2. Aufl. 1764) enthält nämlich nach dem Vorberichte zu einem großen Theile auch Lieder, die Ulber's Freund, Ernst Leberecht Semper (s. A. D. B. XXXIII, 706), hinterlassen hat, und die dann von U. überarbeitet und mit seinen eigenen Liedern vermengt sind, ohne daß der Antheil jedes von ihnen an der Sammlung genau angegeben wäre. Jedenfalls sind Ulber's Eigenthum zwei geistliche Lieder, die sich von ihm schon in dem Breslauer Gesangbuch von 1753 finden: „Auf, auf, mein Herze" und „Komm, angenehmer Schlaf". Ulber's Lieder stehen (vgl. Bode) zwischen Rambach und Gellert. Vier von ihnen hat Diterich überarbeitet und in sein Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst (1765) aufgenommen, von wo aus sie weitere Verbreitung fanden. Unter diesen ist wol das bekannteste das Himmelfahrtslied: „Erhöhter Jesu, Gottes Sohn, der du schon längst der Himmel Thron" u. s. f.

Nachrichten von Niedersächsischen berühmten Leuten u. Familien II, 21 ff. — Nachricht von dem Leben und Schriften des weiland ... Herrn Christian Samuel Ulbers. Hamb. 1776. 4°. (Dieser jetzt sehr selten gewordene Druck ist nichts als ein Abdruck des Artikels über Ulber in dem vorigen Werke.) — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart VII, 452 ff.; hier auch ein Verzeichniß v. Ulber's Schriften. — Rambach, Anthologie V, 86 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 6. Bd. S. 393. — Bode, Quellennachweis, S. 164. — Meusel XIV, 186. — Vgl. auch Thieß, Geschichte seines Lebens u. s. f., 1. Theil, S. 112—118 in der Anm. *).

l. u.

Ulbrich: Maximilian U., Componist und Dramatiker, geboren zu Wien 1752, † am 14. September 1814. Er stammt aus einer bekannten Musikerfamilie, sein Vater war Sänger in der Hofcapelle Maria Theresia's. Er genoß den musikalischen Unterricht Wagenseil's und Reutter's. Der bürgerliche Beruf, dem er als Buchhalter bei den niederösterreichischen Ständen nachging, gab ihm erwünschte Muße, seine Kunst als ausübender Musiker und Componist zu pflegen, eine Reihe großer Orchestercompositionen, Symphonien, Messen u. dergl. zeugen für seine gute musikalische Schulung. Ein Oratorium „Die Israeliten in der Wüste" wurde 1779 und 1783 in Wien aufgeführt. Er schrieb die Musik zu

der Oper „Frühling und Liebe“ (1778 auf der Hofbühne gespielt), die Singspiele „Die Schnitterfreude“ (1785 im Leopoldstädter Theater), und „Der blaue Schmetterling oder: Der Sieg der Natur über die Schwärmerey“ (1782 im Hoftheater). Zu dem letzteren hat er selbst den Text verfaßt, wörtlich nach Wieland's Don Sylvio von Rosaura, dürftig in der Handlung und ohne jede Erfindung. Sein musikalisches Talent scheint nach den Urtheilen seiner Zeitgenossen weit größer gewesen zu sein. Was von Compositionen von ihm erhalten, ist handschriftlich, keine einzige wurde durch den Stich reproducirt.

Wurzbach XLVIII, 288—290. — Goedeke V^2, 326.

A. v. Weilen.

Ulcken: Andreas v. U., holsteinisch-gottorfischer Staatsmann, wurde am 18. October 1645 in Hamburg geboren als Sohn des Kaufmanns Heinrich U. und der Johanna de Dobbeler (verh. 1621). Die v. U. (Ulkena) waren ein altes und vornehmes friesisches Adelsgeschlecht. Christoph, der Großvater Heinrich's, wanderte, zu Alba's Zeiten seines Glaubens wegen vertrieben, nach Westfalen aus und erwarb adelige Güter in der Nähe von Wildeshausen. Dort aber verarmte die Familie, und so ging der Vater des Andreas im J. 1608 als Kaufmann nach Hamburg. Auch seine Mutter war von altem Adel, das Geschlecht, dem sie entstammte, in Brabant und Flandern seßhaft. Ihr Großvater, Diedrich de D., gleichfalls unter Alba verfolgt, hatte sich nach Hamburg gewandt, zu dessen angesehensten Familien bald die seine gehörte. Die Führung des Adelsprädicates wurde dem Andreas U. später vom Kaiser gestattet. — Schon mit 14 Jahren, früh selbst für die damalige Zeit, bezog Andreas im Juli 1659 die Universität Heidelberg, ging nach zweijährigem Aufenthalt im September 1661 nach Altdorf, kehrte jedoch Ende 1662 nach Heidelberg zurück, angelockt sowohl durch die Vortheile, welche die Anwesenheit des kurfürstlichen Hofes für die Ausbildung zum Staatsmanne bot, als auch durch den sich verbreitenden Ruf des jungen Samuel Pufendorf (s. A. D. B. XXVI, 701 ff.), dessen Schüler er wurde. Im September 1663 hat er unter dem Präsidium desselben de obligatione adversus patriam disputirt. Nach dreijährigem Studium unter Pufendorf's Leitung siedelte U. nach Tübingen über, und hier, wo Burkhart Bardili (s. A. D. B. II, 55) sein Lehrer wurde, erlangte er auf Grund einer den Bürgermeistern, Syndiken, Rathsherren und Secretären Hamburgs gewidmeten Abhandlung über den curator bonorum absentis im Mai 1667 den juristischen Licenciatengrad. Der Sitte des Jahrhunderts gemäß begab er sich nun für mehrere Jahre auf Reisen, besuchte Frankreich, Holland, die ihm bisher unbekannten Theile Deutschlands und Italien. Unterwegs erreichte ihn ein Anerbieten des Herzogs Christian Albrecht von Schleswig-Holstein (s. A. D. B. IV, 188 ff.), als Rath sich seinem Dienste zu widmen. Im März 1670 oder 1671 trat er sein neues Amt an und blieb bis zu seinem Tode holsteinischer Beamter. Während dieser Zeit ward er 1675 Hofrath, 1676 Hof- und Kanzleirath, 1682 Geheimer Estatskammerrath und Vicekanzler. Nachdem er in den ersten Jahren seine Regierung auf den niedersächsischen Kreistagen zu Braunschweig und Lüneburg vertreten hatte, wuchs seine Thätigkeit an Bedeutung, als besondere Streitpunkte und die allgemeine politische Constellation das schlechte Verhältniß des Herzogs zu dem König Christian V. von Dänemark immer mehr zuspitzten. In dem Erbschaftsproceß um die Grafschaft Oldenburg hatte am 20. Juli 1673 der Reichshofrath gegen Gottorf und für Plön entschieden. Um Remedur zu erwirken, wurde U. 1674 als außerordentlicher Gesandter nach Wien geschickt, wo er bis in den Januar 1676 verblieb, ohne jedoch eine Aenderung des Urtheilsspruches herbeiführen zu können. Außerdem mag er damals auch eine politische Mission gehabt haben, da Christian Albrecht bei seiner engen

Verbindung mit Schweden durch die Coalition des Kaisers und Dänemarks gegen Frankreich bedroht war. Wirklich ging Christian V. schon 1675 zu offenen Feindseligkeiten gegen den Herzog über und zwang ihn zum Rendsburger Receß, in dem er auf alle im Frieden von Kopenhagen erlangten Vortheile verzichten mußte. Nun ward U. 1676 nach England gesandt mit dem Auftrag, Karl II. Vermittelung in diesen Streitigkeiten anzusprechen, zumal derselbe 1666 ausdrücklich die Souveränität Schleswigs garantirt hatte. Von London begab er sich 1677 zum Friedenscongreß nach Nymwegen, um Schwedens und Frankreichs Hülfe für seinen Herrn anzurufen; von dort 1678 abermals nach England, dessen Vermittelung Dänemark unter Rechtfertigung seines Verfahrens abgelehnt hatte. Damals wurde er in der Abschiedsaudienz vom König zum Ritter geschlagen. 1679 endlich war er in Nymwegen und Paris mit Erfolg bemüht, in dem zwischen Frankreich und Dänemark zu schließenden Frieden eine für den Herzog günstige Bestimmung zu erwirken: Christian Albrecht wurde unter Anerkennung des Kopenhagener Friedens restituirt. Als aber bald darauf die politischen Verhältnisse sich wiederum zu Dänemarks Vortheil veränderten, zögerte Christian V. nicht, seine Feindseligkeiten gegen den Herzog im J. 1681 zu erneuern. In dieser Zeit war U. vom August 1680 bis zum April 1682 am französischen Hofe im Interesse seines Fürsten thätig. In den Jahren 1682—1684 wurde er mehrmals an die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg gesandt, welche als Stände des niedersächsischen Kreises von dem Herzog um ihren Schutz angegangen und sodann vom Kaiser zu Commissaren zwecks Erledigung der bestehenden Mißhelligkeiten ernannt waren. Schließlich erkannte der König von Dänemark die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen neben dem Kaiser selbst in seiner Sache gegen den Herzog als Vermittler an. Verschiedentliche Gesandtschaftsreisen Ulcken's an die Höfe derselben wurden dadurch in den Jahren 1686 und 1687 veranlaßt. Und als endlich im November 1687 die Abgeordneten der Parteien und der Schiedsrichter auf dem Rathhause zu Altona zusammentraten, erschien U. neben dem gottorfischen Kanzler Joachim v. Ahlefeldt als bevollmächtigter Minister seines Herzogs. Doch ehe die Verhandlungen in Fluß kamen, starb er nach kurzer Krankheit am 23. Januar 1688 in seiner Vaterstadt Hamburg und wurde dort am 16. Februar in der Petrikirche beerdigt. — Er hinterließ keine Kinder, sondern nur eine Wittwe, die Tochter des Hamburgischen Convoycapitäns Martin Holste, welche er 1681 am 9. Mai geehelicht hatte, nachdem seine erste Verlobte Maria Elisabeth, eine Tochter des holsteinischen Raths Burchard Niederstädt, kurz vor der Hochzeit am 11. Januar 1680 gestorben war. — U. wird nachgerühmt ein penetranter Verstand, eine ungezwungene Beredsamkeit, eine in vielen Sprachen wohlgeübte Feder; auch mit dieser soll er die Sache seines Herrn vertreten haben als Verfasser einiger der zahlreich damals von beiden Seiten ausgegebenen Flugschriften. Die meiste Anerkennung aber fand und verdient die unerschütterliche Treue, mit der er an dem Dienst für den Herzog festhielt, auch als das Unglück über jenen hereinbrach, obwol Christian Albrecht oft von allen Mitteln entblößt seine Beamten nicht bezahlen konnte und an U. weit vortheilhaftere Anerbietungen lockend herantraten. Der Herzog wußte diese Eigenschaft zu schätzen: er besuchte ihn an seinem letzten Krankenlager und soll nach seinem Tode voll Trauer geäußert haben, so lange das fürstliche Haus Gottorf gestanden, habe es keinen geschickteren und treueren Diener gehabt.

(Postel) Trauer und Ehrengedächtniß u. s. w. Hamburg 1688. — Aug. Bohse, das klagende und sich tröstende Holstein. Hamburg 1688. — Moller, Cimbria litterata I. — Hamb. Schriftstellerlex., Nr. 4099.

Hermann Joachim.

Ule: Otto Eduard Vincenz U. wurde als Sohn des Predigers U. zu Lossow bei Frankfurt a. d. O. am 22. Januar 1820 geboren. Nachdem sein Vater als Consistorialrath nach Frankfurt a. d. O. versetzt war, besuchte er das dortige Gymnasium und bezog 1840 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Doch der erbitterte Kampf, welcher damals zwischen Realismus und Orthodoxie herrschte, ließ ihn keine Befriedigung in diesem Studium finden und seine schwärmerische Liebe zur Natur, die ihn von Kindheit an beseelte, veranlaßte ihn, das Studium der Theologie mit dem der Naturwissenschaften und Mathematik zu vertauschen. Er wurde ein eifriger Anhänger Burmeister's, dessen anregende Vorträge seine Liebe zu den Naturwissenschaften noch mehr entfachten. Nachdem er später ein Jahr lang in Berlin studirt hatte, um Dove zu hören, kehrte er wieder nach Halle zurück, bestand 1845 sein Oberlehrerexamen und erwarb den Doctorgrad. Nachdem er in Frankfurt a. d. O. sein Probejahr absolvirt hatte, suchte er eine Anstellung als Lehrer der Naturwissenschaften an einer Realschule, da an den Gymnasien diese Wissenschaften stark vernachlässigt wurden. Allein es bot sich ihm nicht sogleich eine passende Stellung dar, und dies sollte entscheidend für sein künftiges Leben sein. Es war damals Humboldt's Kosmos erschienen und mit Begeisterung aufgenommen; aber dies Werk war der großen Masse selbst der Gebildeten schwer verständlich. U. benutzte nun seine freie Zeit, um im Winter 1847/48 eine Reihe von Vorträgen in seiner Vaterstadt zu halten, welche das Verständniß des Kosmos anbahnen sollten. Sie fanden einen unerwartet großen Beifall. Er selbst aber wurde dadurch zu der Erkenntniß gebracht, daß er in der segensreichen Thätigkeit, die Naturwissenschaften dem Volke zu erschließen, seinen eigentlichen Lebensberuf zu suchen habe.

Noch ein anderes Ereigniß wirkte bestimmend auf Ule's Lebensgang. Die politische Bewegung des Jahres 1848 riß auch ihn mit sich fort. Seine Begeisterung für Deutschlands Einheit und Freiheit führte ihn in die Reihen der demokratischen Partei. Infolge davon erhielt er eine Anstellung als Lehrer der Naturwissenschaften an der Agricultur-Fortbildungsschule, welche der liberale Pastor Hildenhagen in Quetz bei Halle gegründet hatte. Hier schrieb er sein erstes größeres Werk „Das Weltall“, welches man wol einen populären „Kosmos“ nennen könnte. Aber er gab dabei seine politische Thätigkeit nicht auf. Bald war er einer der eifrigsten Führer der Linken. Diese Thätigkeit trug ihm jedoch eine Anklage wegen Beleidigung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel ein, welche eine mehrwöchentliche Freiheitsstrafe zur Folge hatte. Jetzt war in Preußen auf eine Anstellung im Staatsdienst kaum mehr zu hoffen. Als die Agricultur-Fortbildungsanstalt in Quetz aufgelöst wurde, wandte er sich trotzdem nach Halle und versuchte auf Grund seiner Arbeit „Untersuchungen über den Raum und die Raumtheorien des Aristoteles und Kant“ die Habilitirung zu bewirken. Aber alle seine Bemühungen waren vergeblich.

Da faßte er den Entschluß, sich nun völlig der Popularisirung der Naturwissenschaften zu widmen. Zunächst schrieb er eine physikalische Skizze: „Die Natur. Ihre Kräfte, Gesetze und Erscheinungen im Geiste kosmischer Anschauung“ (Halle 1851). Dann aber gründete er im Verein mit Dr. Müller und Roßmäßler: „Die Natur. Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und Naturanschauungen für Leser aller Stände“. Er leitete damit die populär-naturwissenschaftliche Bewegung unserer Zeit ein. Der Erfolg war ein außerordentlicher. Schon am Ende des ersten Jahres war die „Natur“ eines der bedeutendsten Blätter Deutschlands. Bald sahen sich die größeren belletristischen Blätter veranlaßt, populär-naturwissenschaftliche Aufsätze in ihre Spalten aufzunehmen und die Gelehrten, welche sich zunächst ablehnend ver-

halten hatten, gaben nach und nach ihren reservirten Standpunkt auf und betheiligten sich an dem Bestreben, die Errungenschaften der Wissenschaften zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Aber nicht nur durch die Zeitung suchte U. naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten, er verfaßte auch zu diesem Zwecke eine Reihe größerer Werke, die in edler, leicht verständlicher Sprache geschrieben eine völlige Beherrschung des verschiedenartigsten Stoffes bekunden. Die wichtigsten derselben sind: „Physikalische Bilder“ (Halle 1857, 2 Bde.); „Die Wunder der Sternenwelt“ (Leipzig 1860); „Die neuesten Entdeckungen in Afrika, Australien und der arktischen Polarwelt“ (Halle 1861); „Populäre Naturlehre“ (Leipzig 1867); „Warum und Weil“ (Berlin 1869); „Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche in ihren Beziehungen zur Geschichte derselben und zum Leben ihrer Bewohner. Eine physikalische Erdbeschreibung nach E. Reclus“ (Leipzig 1873—76, 2 Bde.). Außerdem erschienen in der Tagespresse noch zahlreiche kleinere Aufsätze.

Trotz dieser reichen litterarischen Thätigkeit nahm U. auch seine politische Thätigkeit wieder auf und gründete eine selbständige Fortschrittspartei für Halle und den Saalekreis. Für diesen Bezirk war er 1863—65 und später für Querfurt 1869/70 als Abgeordneter in Berlin.

Im öffentlichen Leben der Stadt Halle entwickelte U. eine außerordentliche Thätigkeit. Bald wurde keine wichtige Angelegenheit ohne seine Mitwirkung verhandelt. Als langjähriger Stadtverordneter nahm er an der städtischen Verwaltung Antheil. Er gründete eine Reihe von Vereinen und nahm in anderen eine hervorragende Stellung ein; ja es gab in Halle wol kaum einen Verein zu gemeinnützigen Zwecken, dem U. nicht angehörte. Man muß erstaunen über die Vielseitigkeit, die unverdrossene Thätigkeit, die selbstverleugnende Hingabe und Opferwilligkeit, die er in so reichem Maaße zeigte und durch seinen Tod besiegelte. Am 6. August 1876 hatte er eine von ihm ins Leben gerufene Gartenbauausstellung mit fesselnder Rede eröffnet, da erscholl das Feuersignal. Als Commandant der freiwilligen Feuerwehr eilte er auf die Brandstätte und wurde durch niederstürzendes Gestein so schwer verletzt, daß er am folgenden Tage starb.

U. war ein Idealist, ein edler, liebenswürdiger Mensch, ein treusorgender Familienvater. Ein Hauptwesenszug bestand darin, daß er stets den Geist der gesammten Naturwissenschaften zu erfassen bestrebt war. Das Werk aber, zu dem er den Grundstein legte, ist mit ihm nicht untergegangen, sondern zahlreiche Nachfolger sind beschäftigt, dasselbe nach allen Richtungen weiter auszubauen.

W. Heß.

Ulenberg: Kaspar U., katholischer Theologe, geboren zu Lippstadt 1549, † zu Köln am 16. Februar 1617. Die Familie, aus der er stammte, soll Geiselius geheißen und erst der Großvater von U. von dem Dorfe Ulenberg (oder Aulenberg) in der Diöcese Münster den Namen U. angenommen haben. U. erhielt den ersten Unterricht zu Lippstadt und zu Soest, folgte dann 1567 seinem Lippstädter Lehrer Bernhard Orestes an das Gymnasium zu Braunschweig, besuchte fleißig die Predigten des dortigen Superintendenten Martin Chemnitz, ging 1569 auf die Universität zu Wittenberg, war dann einige Zeit Lehrer an der Schule zu Dietmarsen und wurde dann, wie es scheint, als Lehrer nach Lippstadt zurückberufen. Nach einiger Zeit wurde er nach Köln geschickt, um seinen Verwandten Andreas Röder, der dort katholisch geworden war, zur lutherischen Religion zurückzuführen. Dies gelang ihm; Röder wurde Propst zu Lippstadt. Durch den Verkehr mit seinen in Köln wohnenden Landsleuten Johann Nopelius (s. A. D. B. XXIV, 3) und Gerwin Calenius wurde aber U. selbst für katholische Anschauungen gewonnen; 1572 trat er zur katho-

lischen Kirche über (seine Mutter und seine Schwester und A. Röder folgten seinem Beispiele). Er promovirte an der philosophischen Facultät zu Köln und wurde Lehrer an dem Laurentianer-Gymnasium. 1575 zum Priester geweiht, wurde er zunächst Pfarrer zu Kaiserswerth, 1585 Kanonikus und Pfarrer von St. Cunibert in Köln. Als solcher hatte er 1590 ein Religionsgespräch mit dem calvinistischen Prediger Johann Badius, worüber er in demselben Jahre einen lateinischen und einen deutschen Bericht drucken ließ: „Summaria descriptio privati cujusdam colloquii habiti Coloniae inter C. U. et Joh. Badium, ad dissipanda mendacia a Calvinianis sparsa edita per eundem C. U.“, „Summarische Beschreibung eines ungefährlichen Gespräches, das zu Cöln zwischen C. U., einem catholischen Priester, und Joh. Badio von Rödingen, einem calvinistischen Predicanten, gehalten worden, zum Berichte wider das ungegründete lügenhafte Geschrey, so die Calvinisten von demselben Gespräch hin und wieder ausgesprengt.“ Badius veröffentlichte dagegen eine „Warnung“, und darauf U. „Antwort auf Johannis Badii vermeinte Warnung und Gegenbericht von dem Gespräch, das zu Cöln im Jahr 1590 den 10. u. 11. Aprilis zwischen ihm und C. U. gehalten worden. Alles zur Rettung der Wahrheit gestellt durch C. U.“ (Köln 1592). Von Badius erschien dann noch „Wahrhafter und beständiger Gegenbericht“.

Von 1593 an war U. 22 Jahre Rector des Laurentianer Gymnasiums, vom 22. December 1610 bis 9. October 1612 Rector der Universität. Nach dem Tode seines Gönners Nopelius im J. 1605 wurde er Pfarrer zu St. Columba. — Als Pfarrer zu Kaiserswerth veröffentlichte U. „Die Psalmen Davids in allerlei deutsche Gesangreime gebracht“ (1582), wiederholt gedruckt, neu bearbeitet von M. Kaufmann (Augsburg 1835). Der ersten Ausgabe war beigefügt: „Katechismus oder kurzer Bericht der ganzen christlichen Religion sammt Warnung wider allen Irrthum“. In Köln veröffentlichte U. zunächst „Einfältige Erklärung der sieben Bußpsalmen, auch des 90. Psalms, dann ein Psalterlied für klein- und schwermüthige Herzen aus den Psalmen Davids“ (1586) und „Kurtze teutsche Chronick von 1575 bis 1586“, dann „Trostbuch für die Kranken und Sterbenden und Bericht, wie man die Kranken und Sterbenden ermahnen, trösten, aufrichten und stärken soll“ (1590). Dieses Trostbuch ist oft abgedruckt; es wird von Sailer sehr gelobt und ist noch 1835 zu Luzern von M. Kaufmann und 1858 zu München von F. X. Stickl neu herausgegeben worden. 1589 erschienen von U. „Zweiundzwanzig Beweggründe für den alten katholischen Glauben für Katholische und Evangelische“, in lateinischer Bearbeitung „Causae graves et justae, cur catholicis in communione veteris ejusque veri christianismi constanter usque ad finem vitae permanendum, cur item omnibus, qui se evangelicos vocant, relictis erroribus ad ejusdem christianismi consortium vel postliminio redeundum sit“; eine deutsche Uebersetzung ist zu Mainz 1825, 1835, 1840 erschienen. Diese Schrift vertheidigte U. gegen Georg Nigrinus (s. A. D. B. XXIII, 605): „Kurtze Protestation auf das giftige Lästerbuch Georgii Nigrini“. Nach dem Tode von U. wurde von Arnold Meshov 1622 in zwei Bänden herausgegeben: „Historia de vita, moribus, rebus gestis ac denique morte praedicantium lutheranorum, D. M. Lutheri, Ph. Melanchthonis, Matthiae Flacii Illyrici, Georgii Majoris et Andreae Osiandri“ (übersetzt Mainz 1836). Die Historia Zwinglii ist nicht gedruckt.

Das verdienstvollste Werk von U. ist seine Bibelübersetzung. Er begann sie 1614 auf Befehl des damaligen Kurfürsten Ferdinand, Herzogs von Baiern, und vollendete sie kurz vor seinem Tode. Er vermachte das Manuscript seinem Nachfolger im Rectorat des Laurentianer Gymnasiums, Heinrich Francken Sierstorpf, und dieser gab es, nachdem es von einigen Doctoren der Universität

revidirt worden war, zu Köln 1630 heraus: „Sacra Biblia, das ist die gantze H. Schrift Alten u. Newen Testaments, nach der letzten Römischen Sixtiner Edition [nach der von Clemens VIII. 1592 bezw. 1598 publicirten Ausgabe der Vulgata] . . mit Fleiß übersetzt . . .". Bis 1747 erschienen noch 11 Ausgaben in Köln, 11 zu Nürnberg, Bamberg, Frankfurt und Wien, außerdem einige Abdrücke des N. T. Im J. 1662 erschien zu Mainz „Bibel, das ist die heilige Schrift A. und N. T. nach der uralten gemeinen lateinischen, von der katholischen Kirchen bewährten und in derselbigen bishero allezeit gebrauchten Version oder Uebersetzung", auf Befehl des Kurfürsten von Mainz Johann Philipp, Graf von Schönborn, „von etlichen der h. Schrifft gelehrten und teutscher Sprach erfahrnen Personen tunlich verteutscht". Diese von Mainzer Jesuiten besorgte Ausgabe ist ein in sprachlicher Hinsicht verbesserter Abdruck der Uebersetzung von U. Sie erschien später wiederholt unter dem Titel „Die catholische Mainzische Bibel". Auch die Uebersetzung, die der Benedictiner Thomas Aquinas Erhard 1771 mit der Vulgata herausgab, ist ein verbesserter Abdruck der Uebersetzung von U.

Arnoldus Meshovius, De vita, moribus et obitu C. U. Coloniae 1638. — Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis, p. 51. — A. Räß, Die Convertiten II, 550—570. — Hurter, Nomenclator (2) I, 168. — Ennen, Gesch. d. Stadt Köln V, 451. — G. W. Panzer, Versuch einer kurzen Geschichte der römisch-cath. deutschen Bibelübersetzung, S. 139—188. Reusch.

Ulenhart: Niklas U., nicht ohne Bedeutung als der Bearbeiter zweier Schelmenromane nach spanischen Vorbildern, durch welche er kurz nach Aegidius Albertinus (s. d.), doch ohne Zweifel mit mehr Geschick und überlegenem Witze, dieser Dichtungsart in der deutschen Litteratur und vornehmlich Grimmelshausen den Weg öffnete. Im J. 1617 ließ er zu Augsburg seine beiden Erzählungen erscheinen, welche den Titel führen: „Zwo kurtzweilige / lustige / vnd | lächerliche Historien / | Die Erste / von | Lazarillo de Tormes / einem | Spanier / was für Herkomens er ge- | wesen / wo / vnd was für abenthewrliche Possen / | er in seinen Herrendiensten getriben / wie es jme auch | darbey / biß er geheyrat / ergangen / vnnd wie er letst- | lich zu etlichen Teutschen in Kundschafft gerathen. | Auß Spanischer Sprach ins Teutsche | gantz trewlich transferirt. | Die ander / von Isaac Win- | ckelfelder / vnd Jobst von der Schneid / | Wie es disen beyden Gesellen in der weitberümten Statt Prag ergangen / was sie daselbst für ein | wunderseltzame Bruderschafft angetroffen / vnd sich | in dieselbe einuerleiben lassen. | Durch | Niclas Vlenhart beschriben. | Gedruckt zu Augspurg / durch Andream Aper- | ger / In verlegung Niclas Hainrichs. | M.DC.XVII. | (XIV und 389." — Die erstere ist die Geschichte des Lazarillo de Tormes, als deren Verfasser gewöhnlich, wenn auch nicht unbedingt, D. Diego Hurtado de Mendoza gilt, und von welcher U. versichert, daß sie „vor vilen Jahren (zwischen 1520 und 1530) in Hispanischer Sprach außgangen / vnd seythero offt nachgetruckt / aber ins Teutsch nie gebracht worden" sei. Wenn U. seine Arbeit auch als „gantz trewlich transferirt" bezeichnet, so erscheint sie doch wesentlich gekürzt. Aus dem ersten Capitel des Originales hat er ihrer neun gemacht, aus dem zweiten fünf, aus dem dritten wiederum neun, dann nach einigen Auslassungen aus dem siebenten zwei; von dem zweiten Theile des Lazarillo aber hat er nur noch das erste Capitel benützt. — In ähnlicher Weise fußt die „History von Isaac Winckelfelder (von Waldmünchen in der Kurpfalz gebürtig) und Jobst von der Schneid (aus Brünn)", aus welcher die Figur des Zuckerbastel auf Grimmelshausen übergegangen ist, auf einer Musternovelle des Miguel de Cervantes Saavedra „Rinconete y Cortadillo", welche, jedoch stellenweise erweitert, mit großer Gewandtheit und reichem Humor den Schauplatz der Handlung von

„den berühmten Gefilden von Alcudia“ des Cervantes nach der „königlichen Hauptstatt Prag“ verpflanzt, in deren Nähe die „zwen junge Störtzer“ sich begegnen. — Die Lebensschicksale des Verfassers, der aus dem der Inquisition schon bei seinem Erscheinen verdächtigen Werke manches nach der confessionellen Seite hin Anstößige tilgt, ließen sich bisher gar nicht verfolgen. Weder leitet die vom 5. Februar 1617 datirte Vorrede auf irgend eine Spur, noch war aus verschiedenen Archiven etwas zu gewinnen, dies um so weniger, als die Augsburger Stadtrechnungen von August 1616 bis August 1617 fehlen, also auch eine etwaige Verehrung seitens des Rathes nicht nachzuweisen ist. Uebrigens ist nach freundlicher Mittheilung des Herrn Archivars Dr. A. Buff der Name Ulenhart ebenso wenig, wie jener seines Verlegers (Hainrich) einer Augsburger Familie zugehörig. Ob aber U. ein Nachkomme des bekannten Augsburger Buchdruckers Philipp Ulhart (s. S. 186) ist, dessen Name jedoch gleichfalls nach 1577 aus den Steuerbüchern der Stadt verschwindet, ist überaus fraglich.

R. Köhler, im Archiv f. Litteraturgeschichte 1869, I, 295. — Serapeum XXXI, 381. — F. Bobertag, Geschichte des Romans 1884, II, 27. — F. Bobertag, Grimmelshausen's Werke (Kürschner's D. Nationallit. XXXIII) I, XXVIII. — K. Goedeke, Grundriß 1886, II, 577. — W. Lauser, Der erste Schelmenroman Lazarillo von Tormes. 1889. — Jahrbuch f. Münch. Geschichte 1888, II, 17. Reinhardstoettner.

Ulfeldt: Graf Anton Corfiz U. entstammte einem angesehenen dänischen Geschlechte, dessen Sprossen bereits im 16. und 17. Jahrhundert wichtige Staatsämter bekleideten. So war der Großvater Anton's, Cornificius Graf U., dänischer Reichskanzler und einer der vornehmsten Rathgeber Christian's IV. Mit Eleonore Christine, einer außerehelichen Tochter dieses Königs verheirathet, soll er sogar nach dem Tode Christian's bestrebt gewesen sein, den rechtmäßigen Erben des Reichs, Friedrich, zu verdrängen und sich selbst die Krone aufs Haupt zu setzen. Allein Friedrich III. wurde gewählt und er behielt anfangs auch U. in seinen Diensten; doch wurde dieser später gefährlicher Umtriebe gegen Dänemark beschuldigt, und von dort flüchtig, zum Tode verurtheilt; er ertrank im Februar 1664 bei Neuenburg im Rhein.

Sein Sohn Leo, geboren am 22. März 1651, trat in die Kaiserliche Armee, in deren Reihen er sich so sehr auszeichnete, daß er 1706 zum Generalfeldmarschall ernannt wurde. In diesem Jahre vertheidigte er die Stadt Barcelona mit einem Heldenmuthe, der ihm die Bewunderung Karl's III., welcher Zeuge seiner Tapferkeit war, und die Ernennung zum Vicekönig von Catalonien eintrug. Acht Jahre danach fiel aber Barcelona der Uebermacht der Feinde zum Opfer; Spanien blieb für das Haus Habsburg verloren, worauf U. nach Oesterreich zurückkehrte und am 11. April 1716 zu Wien starb. Seine Gattin, eine Gräfin Sinzendorf, hatte ihm zwei Söhne geschenkt, welche beide die militärische Laufbahn betraten.

Der ältere, Anton Corfiz, geboren am 15. Juni 1699, entsagte ihr aber gar bald, indem er sie mit der Stelle eines Rathes bei der niederösterreichischen Regierung vertauschte. 1724 ließ er sich in den Reichshofrath übersetzen. 1733 ging U. als Gesandter des Kaisers nach dem Haag, 1739 aber, nach Abschluß des Belgrader Friedens, als Botschafter nach Konstantinopel, wo er bloß ein Jahr verblieb. Im August 1741 zum wirklichen Conferenzminister ernannt, erhielt er im Februar 1742 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Wenn U. auf der einen Seite Fleiß, Genauigkeit in den Geschäften, Redlichkeit und Unbestechlichkeit nachgerühmt wurden, so hegte man andererseits nur eine geringe Meinung von seiner geistigen Befähigung. Auch seine Umgangsformen erfuhren manch herben Tadel, und daß ihm dennoch das wichtigste Ressort des Staates

anvertraut wurde, schrieb man hauptsächlich der Einwirkung Bartenstein's zu (s. A. D. B. II, 87). Man beschuldigte diesen, die Berufung Ulfeldt's nur deshalb veranlaßt zu haben, „um durch die Wahl eines geistig so wenig bedeutenden Mannes seinen eigenen Einfluß nicht geschmälert, sondern womöglich noch gesteigert zu sehen". Und in der That hätte es Bartenstein von zwei der wichtigsten Bewerber, den Grafen Friedrich Harrach (A. D. B. X, 634) und Philipp Kinsky gewärtigen müssen, daß sie im Falle der Berufung des Einen oder Andern seinen Einfluß bei Maria Theresia wol verringert haben würden. Harrach war viel zu selbständig und geistig hoch veranlagt, als daß er sich Bartenstein untergeordnet hätte, und von Kinsky wußte dieser gar wol, daß er schon bei der Thronbesteigung Maria Theresia's gegen ihn Ränke gesponnen hatte. So veranlaßte Bartenstein die Berufung Ulfeldt's, auf dessen Dankbarkeit und Ergebenheit er mit ziemlicher Bestimmtheit rechnen durfte. Als U. die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, zählte er noch nicht fünfzig Jahre. „Er war von ziemlich großer und schlanker Gestalt — so schildert ihn der Biograph Maria Theresia's — seine gebräunte Gesichtsfarbe, die hellblauen aber tiefliegenden, etwas düster blickenden Augen, die dichten schwarzen Haare und Augenbrauen, die etwas aufgetriebenen Wangen gaben seiner äußeren Erscheinung nichts Anziehendes, wenn man auch auf den ersten Blick den vornehmen Mann in ihm erkennen mochte. Die eisige Kälte, mit der er Allen begegnete, welche mit ihm zu thun hatten, die auffallende Langsamkeit seiner Auffassung, die Art von Bestürzung, in welche jede neue Idee, jeder neue Plan ihn versetzte, die Unklarheit seiner Ausdrucksweise, die wol zumeist der Unklarheit seines Gedankenganges entsprang, die unbeugsame Hartnäckigkeit endlich, mit der er an dem einmal Erfaßten festhielt und die ihn trotz seiner sonstigen Steifheit bei jedem Wortstreit leicht in übertriebene Heftigkeit gerathen ließ; alles dies machte die Verhandlung mit ihm zu einem peinlichen Geschäft. Ja, es scheint fast, daß er zu jedem Amte eher als zu dem eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten getaugt hätte." In Wahrheit lag die Leitung der Staatsgeschäfte nur dem Namen nach in des Staatskanzlers Ulfeldt Händen, denn nach wie vor war dieser ein gefügiges Werkzeug Bartenstein's. 1753 mußte er aber dem bisherigen Botschafter in Paris, Grafen Kaunitz weichen. Er wurde zum Obersthofmeister der Kaiserin ernannt und nahm auf die Staatsgeschäfte keinen Einfluß mehr. Nur widerwillig fügte er sich in diese Anordnung, und sogar Maria Theresia gegenüber enthielt er sich des abstoßenden Benehmens nicht ganz, über welches die fremden Gesandten so oft geklagt hatten. Der Rücktritt Ulfeldt's vom auswärtigen Amt soll die Kaiserin recht theuer zu stehen gekommen sein. Ein englischer Diplomat, welcher damals in Wien weilte, berichtet uns, daß U. ein Jahresgehalt von 45 000 fl. gewährt, ein Haus geschenkt und sogar eine Schuldenlast von 160 000 fl. abgenommen worden sei.

U. starb zu Wien am 31. December 1760. Er war zwei Mal vermählt. Seine erste Gattin, Maria Anna Gräfin von Virmond, verlor er am 19. December 1731 nach kurzer und kinderloser Ehe. Am 16. April 1743 vermählte er sich mit Maria Elisabeth, Tochter des Fürsten Philipp von Lobkowitz. Diese schenkte ihrem Gatten einen Sohn, Johann Baptist, der noch in jungen Jahren vor dem Vater starb, und zwei Töchter. Die ältere, Elisabeth, wurde die Gemahlin des Grafen Georg Christian von Waldstein, die jüngere aber, Wilhelmine, die Josef's, Grafen von Thun-Hohenstein. Sein nicht ganz uninteressanter handschriftlicher Nachlaß ging im Wege der Erbschaft an die noch lebende Herzogin von Sabran, geborene Gräfin Kalnoky über, welche in erster Ehe mit einem Grafen Waldstein vermält war. Schlitter.

Ulfila: s. **Wulfila**.

Ulst: Jacob van der U., Maler, wurde i. J. 1627 zu Gorcum geboren. Für den Staatsdienst vorbereitet, lebte er als hoch geehrter Bürgermeister seiner Vaterstadt in glänzenden Verhältnissen, fand aber nebenbei Zeit in seinen Mußestunden seinen Liebhabereien nachzugehen. Er beschäftigte sich mit chemischen Studien, wobei er es hauptsächlich auf die Gewinnung von Farben für die Glasmalerei abgesehen hatte. Als Maler stand er unter dem Einfluß der italienischen Kunst, die er aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Er war nämlich jedenfalls selbst in Rom und Italien, obgleich Houbraken dies leugnet. Zahlreiche Zeichnungen des Künstlers, die neben dem Datum auch den Namen des italienischen Ortes enthalten, weisen auf seine persönliche Anwesenheit hin. Die Lieblingsgegenstände Ulst's bilden reich belebte und mit antiken Ruinen versehene italienische Hafenansichten, Marktplätze und Landschaften, die er in einer an Jan Both erinnernden Art mit lichten und klaren Farben, wenn auch etwas glatt und geleckt darzustellen und reichlich mit Menschen und Thieren auszustaffiren pflegte. Außer in dem Rathhaus zu Amsterdam, wo eine i. J. 1663 gemalte Ansicht des Amsterdamer Domplatzes von seiner Hand aufbewahrt wird, ist U. im Amsterdamer Reichsmuseum, in den Gallerien zu Rotterdam, im Haag, zu Oldenburg, Pest, Dresden, im Louvre zu Paris und Eremitage zu St. Petersburg vertreten. U. hat sich auch als Radirer versucht, doch gehören seine beiden Blätter, eine Ansicht des Rathhauses in Amsterdam und eine Ansicht des Rathhauses in Gorcum, zu den größten Seltenheiten. Sein Todesjahr ist nicht sicher anzugeben. Man nimmt an, daß er bald nach dem Jahre 1688 gestorben ist.

Vgl. A. Houbraken, De groote schoubourgh 2c. II, 196—198. In's Gravenhage 1753. — Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon XIX, 218—220. München 1849. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 2, S. 857. Leipzig 1888. H. A. Lier.

Ulhart: Philipp U. (so, nicht Ulhard, wol aber Ulhardus) nennt sich ein namhafter Buchdrucker des 16. Jahrhunderts, der in Augsburg, aber nicht auch, wie Manche behaupten, in München thätig war. In Augsburg hatte er in früherer Zeit (nach Drucken von 1530, 1539) seine Werkstätte in „St. Katharinen Gassen", in späterer (1552 ff.) in der „Kirchgassen bei St. Ulrich". Das früheste uns bekannt gewordene Erzeugniß seiner Presse, das ein Datum trägt, fällt ins Jahr 1529, von den undatirten Drucken ist jedoch die bis 1528 fortgeführte deutsche „Chronica" mit Sicherheit dem Jahr 1528 zuzuweisen. In der langen Zeit, die zwischen diesem Jahre und Ulhart's Tod liegt — letzterer fällt wol ins Jahr 1568, in diesem wurde seine Hinterlassenschaft getheilt —, hat unser Meister eine große Zahl von Drucken hergestellt, welche den verschiedensten Gebieten angehören. Doch treten theologische Schriften evangelischer Richtung besonders stark hervor. Merkwürdiger Weise erscheint übrigens mitten unter ihnen eine Erklärung des Meßkanon, und auch das Aktenstück, durch welches das Interim verkündigt wurde, ist aus seiner Presse in die Welt hinausgegangen. Das alles hinderte aber nicht, daß U., wie so mancher Buchdrucker des 16. Jahrhunderts, auf den Index kam. Außerdem hat dieser Meister auch durch den Druck von Musikwerken sich bekannt gemacht. Sein Druckerzeichen, wie es z. B. von Roth-Scholtz, Thesaurus symbolorum, 1730, Nr. 158 wiedergegeben ist, besteht aus einem Schild mit Helm, Decke und Kleinod (Büffelhörnern); im Schild und zwischen dem Kleinod ist je eine Eule. Woher U. stammte und wann er geboren ist, ließ sich nicht feststellen; nur so viel ist sicher, daß er kein Bürgerskind von Augsburg war, denn 1548 erwarb er das dortige Bürgerrecht. Nicht zu verwechseln mit diesem Ph. U. ist sein gleichnamiger Sohn, der nach des Vaters Tod das Geschäft fortführte, dasselbe jedoch

1574, mindestens für einige Jahre, nach Lauingen verlegte. Ein zweiter, jüngerer Sohn ist der Rathsbuchdrucker Johann Anton U. in Ulm; derselbe war zwar nicht schon 1549 (Weyermann), wol aber von 1571 ab dort thätig und kommt noch 1609 in Ulm und zwar als Papiermacher vor.

Vgl. die Drucke Ph. Ulhart's, wie sie insbesondere bei Kuczynski, Thesaurus libellorum historiam reformationis illustrantium, 1870—84, Nr. 85. 201. 213. 445. 559. 881. 905. 1003. 1855, 66; 1968, 84, 85; 2025, 47, 48; 2444, 88; 2950. 3025. 3185. 3474 und bei Wackernagel, Bibliographie z. Gesch. des deutschen Kirchenlieds, 1855, S. 156. 164 f. 253. 282. 363 verzeichnet sind. Ergänzungen lassen sich aus Hirsch, Millenarius I—IV, 1746—49 (s. Regist.), Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte II, 1791, S. 184 ff., Panzer, Annales typogr. (auch den Suppl.) entnehmen. Musikdrucke findet man bei Wackernagel (s. o.) und Eitner, Bibliographie der Musiksammelwerke, 1877 (s. Register). Im übrigen wäre noch die Geschichte des deutschen Buchhandels I, 1886, S. 565 f. zu vergleichen. In Betreff des Joh. Anton U. s. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels X, 1886, S. 170 f. Außerdem lagen für alle drei Ulhart Auszüge aus dem Augsb. Stadtarchiv vor.

K. Steiff.

Ulimann: Wolfgang U., gen. Schorant, war der Sohn des Zunftmeisters Andreas Ulimann in St. Gallen und bis zum Jahre 1523 oder 1524 ebenso wie sein Freund und Glaubensgenosse Georg Blaurock (gen. vom Hause Jacob, s. A. D. B. XI, 86) Mönch im St. Luciuskloster in Chur. Während Blaurock beim Ausbruch der großen religiösen Bewegung sich nach Zürich wandte, ging U. nach St. Gallen, und jeder von ihnen wirkte an seinem Orte in der gleichen religiösen Richtung. Wie Blaurock auf Konrad Grebel, Felix Manz und Andere Einfluß gewann und als erster an Grebel die Spättaufe vollzog (1524), so gelang es U., in St. Gallen die gleiche Bewegung in Fluß zu bringen. In St. Gallen gab es (wir wissen nicht seit wann) eine Brüderschaft, deren Mitglieder, u. A. Hans Ramsower, Mainradt Weniger, Ambrosius Schlumpf, der Zunftmeister Gabriel Bilwiller, Aberli Schlumpf, Beda Miles Treier waren — ihr „Oberster und Angeber“ war der Zunftmeister Mainradt Weniger, und sie nannten sich Brüder oder „Christliche Brüder“, und es waren viele Weber unter ihnen — die dem „Worte Gottes“ anhing und die sich zur Lesung und Erklärung der h. Schrift in den Häusern einzelner Brüder in der Stille versammelte. Zu einer solchen Versammlung am 1. Januar 1524, bei der auch ein Mahl stattfand, hatte der am 8. December 1523 von der Universität Wittenberg zurückgekehrte, damals 22jährige Johannes Keßler (der uns alle diese Dinge in seiner Chronik erzählt) eine Einladung erhalten, und es war den Brüdern gelungen, ihn zur Uebernahme der Bibelauslegung in den nächsten „Lektionen“ — so nannte man die Gottesdienste — zu bewegen; in der That wurden die Lektionen unter seiner Mitwirkung fortgesetzt, und zwar fanden sie zuerst in Miles Treier's Haus, dann in der Zunftstube der Schneider und darauf im Zunfthaus der Weber statt, vorläufig natürlich wie bisher im Bruderkreise. Bei einer solchen Versammlung war auch Lorenz Hochrütiner aus Zürich anwesend, der Angehöriger jener „Ketzerschule“ war, von der die Züricher Obrigkeit im Mai 1522 Kenntniß nehmen mußte, deren Mitglieder sich Brüder nannten und die genau in der Art der St. Gallener Brüder „Schenken“ (Collatien), d. h. Brudermahle und Gottesdienste abhielt und die mit den Abgeordneten anderer „Ketzerschulen“ sich zu „Capitels-Versammlungen“ zusammenfand. (Näheres bei Keller, Die Reformation, 1885, S. 399 ff.) Hochrütiner hatte Keßler's Anschauungen von der Taufe widersprochen, und es kam zu lebhaften Erörterungen, die aber einstweilen „heimlich“, d. h. innerhalb des Brüderkreises, blieben. All-

mählich wurden die Versammlungen der „Evangelischen“ stadtkundig und Keßler wurde durch die Behörden gezwungen, sein Amt niederzulegen. An seine Stelle trat nun der Freund Hochrütiner's, Wolfgang U., der das Ordensgewand abgelegt hatte und sich als Handwerker in St. Gallen ernährte. Er machte alsbald den kühnen Versuch, eine Kirche für die Versammlungen zu gewinnen; als dies fehlschlug, hielt er die Gottesdienste erst vor der Kirche unter freiem Himmel und dann „uf der Metzgi“. Endlich am 2. Februar 1525 gelang es der immer anwachsenden Zahl der Evangelischen, den Rath zur Hergabe der St. Lorenzkirche zu bestimmen, gleichzeitig aber setzten Anhänger Zwingli's die zeitweilige Berufung Leo Judä's nach St. Gallen und den Erlaß eines obrigkeitlichen Mandates in der Religionssache durch (April 1525). Während diese Wendung eintrat und zweifellos infolge derselben hatte Wolfgang U. die Stadt verlassen und Berathungen mit seinen Freunden gehalten, die inzwischen um die Jahreswende 1524/25 den verantwortungsvollen Schritt gethan hatten, in die „Schulen“ oder „Schenken“ die Taufe auf den Glauben als kirchliche Ceremonie einzuführen und sich dadurch förmlich und öffentlich von der herrschenden Kirche loszusagen. Wolfgang U. hatte sich dieser Neuerung angeschlossen und sich von Konrad Grebel im Rhein die Spättaufe ertheilen lassen; als Getaufter kehrte er im März 1525 in seinen Wirkungskreis zurück und am 18. März versammelte sich die Brüderschaft in der Zunftstube der Weber am Markt, wo es zur Trennung kam, indem ein Theil sich U. anschloß, ein anderer der Partei Zwingli's beitrat. Es ist bezeichnend für die religiöse Richtung, die die „Bruderschaft“, wie sie bereits mindestens im Jahre 1523 bestand, beseelte, daß deren „Oberster und Angeber“, der Zunftmeister Mainradt Weniger, mit vielen angesehenen Männern (wie dem nachmaligen Bürgermeister Junker Konrad Mayer) und (wie Keßler erzählt) „aus andern Städten und Enden viel frommer ehrbarer Leut“ sich dem Wolfgang U. anschlossen; auch Johann Denck fand sich damals (Mai 1525) in St. Gallen ein und U. entfaltete hier und im Appenzeller Land eine erfolgreiche Thätigkeit. Als die Verfolgungen ausbrachen und mancherlei Spaltungen unter den „christlichen Brüdern“ sich auch hier einstellten, zog U. mit vielen Andern nach Mähren, „wo man wohlfeil und der Verfolgung halb ledig und sicher leben könne. Denn der Landesherr sei ein Pikarde und habe kein Mißfallen, sondern habe ihnen eine Gegend eingegeben, die sie bebauen und wo sie wohnen möchten“ (Keßler a. a. O. S. 253). Aus Mähren i. J. 1528 zurückgekehrt, um eine weitere Schaar der Brüder vor den Henkern in Sicherheit zu bringen, ward er mit seinem Zuge von Truchseß Georg III. gefangen; das geschah in der Truchsessischen Stadt Waldsee in Schwaben i. J. 1528. Hier wurde wie mit allen „Brüdern“, für die schon seit 1525 der neue Secten-Name Wiedertäufer aufgekommen war, kurzer Proceß gemacht: U. wurde mit zehn Männern geköpft, die Frauen ertränkt; Kinder und Abgefallene wurden weggeschickt. Nach Keßler's Zeugniß, der dem U. persönlich nahe gestanden hat, war U. einer der „Erzväter der Wiedergetauften“; jedenfalls war er einer der ersten theologisch gebildeten Männer, die die Taufe auf den Glauben durch Untertauchen empfingen. In den Märtyrerbüchern der Taufgesinnten lebte sein Andenken fort.

Beck, Geschichtsbücher der Wiedertäufer S. 20. Wien 1883. — Joh. Keßler's Sabbata, hrsg. von Ernst Götzinger, I, 198 ff., 266 f.; II, 253. St. Gallen 1866. — Martelaarspeegel der Doopsgezinde II, 17 (Ausg. v. 1685). — Hoornbeck, Summa controversiarum rc. 1697. Lib. V, pag. 340.

Ludwig Keller.

Ullersperger: Johann Baptist U., geboren am 11. März 1798 zu Neuburg a. d. Donau und zu München am 15. September 1878 gestorben,

studirte seit 1817 in Würzburg, wo er 1822 die Doctorwürde erlangte. Er machte darauf eine längere wissenschaftliche Reise durch Norddeutschland und nach Paris, und übernahm 1824 die Stelle als Arzt des Leuchtenbergischen Herzoglichen Hauses. Nach dem Tode des Prinzen August i. J. 1835 in den Ruhestand versetzt, ließ er sich in München als Arzt nieder, gab aber 1847 seine Praxis auf und widmete sich fortab bis zu seinem Lebensende gelehrten Arbeiten. Insbesondere war er bestrebt und bei seiner großen Sprachkenntniß auch in der Lage, die Resultate der deutschen medicinischen Forschung dem Auslande zu vermitteln bezw. umgekehrt die deutsche ärztliche Welt mit dem Zustande der Heilkunde in fremden Ländern bekannt zu machen. Er veröffentlichte, zum Theil auch in französischer und spanischer Sprache, eine große Reihe hierher gehöriger Arbeiten, von denen mehrere sogar von gelehrten Gesellschaften mit dem Preise gekrönt wurden. Ein Verzeichniß der hervorragendsten Publicationen Ullersperger's gibt die unten verzeichnete Quelle.

Vgl. Seitz in Biogr. Lex. VI, 42. Pagel.

Ullheimer: Josef U., Jurist, zu Bamberg geboren i. J. 1747 und † am 17. März 1810. Nachdem er in der Vaterstadt im J. 1763 den akademischen Grad in der Philosophie erlangt hatte, studirte er daselbst und in Göttingen die Rechte, wurde in Bamberg 1772 lic. juris und auch Professor, am 24. Februar 1776 Dr. jur. utr., hierauf fürstbischöflicher Regierungsrath, Beisitzer des Hofgerichts und Inhaber anderer Aemter, 1789 auf Präsentation des fränkischen Kreises Assessor des Reichskammergerichts als Nachfolger Albini's. Nach der Auflösung dieses Gerichts wurde er Director der obersten Justizstelle in Bamberg, mit deren Aufhebung infolge der Errichtung des Oberappellationsgerichts zu München wurde er im J. 1808 zur Disposition gestellt und privatisirte zu Bamberg. Er verfaßte eine Reihe von Schriften, welche dem Reichsstaatsrechte, den Gegenständen des Reichsgerichts, dem Lehnrechte und Kirchenrechte, für letzteres namentlich den deutschen Concordaten und der Staatskirchengewalt gewidmet sind und durchweg für die Praxis ihrer Zeit gediegene Erörterungen sind. Sie werden in den genannten litterarischen Werken angegeben.

Vgl. Meusel VIII, 161. — Gradmann S. 526. — Weidlich, Biogr. Nachr. II, 421. — Pütter, Liter. II, 65. — Jäck, Pantheon S. 1122. — Baader II, 262. v. Schulte.

Ullherr: Johann Konrad U., Mathematiker, geboren am 8. Juni 1820 zu Happurg im bairischen Kreise Mittelfranken und † am 27. September 1887 in der Kreisirrenanstalt zu Kaufbeuren. Sein Vater war Zimmermeister und beschäftigte sich nebenbei mit Feldmessungen für Bauern, welche Zweifel in die Richtigkeit der von Geometern festgestellten Flächeninhalte ihrer Grundstücke hegten. Dieser schickte seinen einzigen Sohn Konrad in die Dorfschule zu Happurg, welche damals von einem sehr tüchtigen Lehrer geleitet wurde, und in der sich der Zögling durch Fleiß und Wohlverhalten vor seinen Mitschülern so hervorthat, daß nach seiner an Pfingsten 1834 erfolgten Confirmation Pfarrer und Lehrer des Ortes den Eltern dringend riethen, den fähigen Knaben in die Kreisgewerbschule nach Nürnberg zu schicken. Infolge dieses Rathes fand zu Anfang des Schuljahres 1834/35 Konrad's Aufnahme in den ersten oder untersten Cursus der genannten Lehranstalt statt, und da die Eltern nicht bemittelt waren, so fiel es ihnen schwer, die Kosten seines Unterhalts zu bestreiten. Als überdies am 7. Mai 1837 der Vater in einem Alter von 47 Jahren starb und seine Frau und drei Kinder (Sohn und 2 Töchter) fast ohne alle Mittel hinterließ, wollte die Mutter den Knaben, der im August jenes Jahres die Kreisgewerbschule absolvirt hatte, von Nürnberg zurückholen. Hievon hielt sie jedoch der Rector der Anstalt, Kaufmann und Bürgermeister Scharrer ab, der

die Begabung des Schülers erkannt hatte und entschlossen war, ihn theils selbst zu unterstützen, theils ihm Unterstützung von Anderen zu verschaffen. Dazu hatte er in erster Linie den damals in Nürnberg lebenden begüterten Privatgelehrten Professor Leo aus Frankfurt a. M. in Aussicht genommen, der sich mit Phrenologie abgab und infolge hievon und wegen seiner gesellschaftlichen Bildung einen großen Kreis von Bekannten und Schülern um sich sammelte, von denen sich mehrere von dem Schüler U. im Rechnen und den Elementen der Geometrie Privatunterricht geben ließen. Dieser Unterricht, dessen Umfang sich vom nächsten Jahre an, wo U. den mathematischen Unterricht von dem berühmten Professor Dr. G. S. Ohm empfing, sehr erweiterte, lieferte zu den übrigen in Natur empfangenen Unterstützungen die geringen Baarmittel, welche noch nöthig waren, um während eines dreijährigen Aufenthaltes an der polytechnischen Schule nicht bloß Ullherr's eigene geringe Bedürfnisse zu bestreiten, sondern auch noch etwas davon an seine Mutter und zwei Schwestern abzugeben.

Wer es, wie der Schreiber dieser Zeilen, an sich selbst erfahren hat, wie himmelweit Ohm's mathematischer Unterricht von dem des zweiten Lehrers, Prof. R., verschieden war, findet es sehr begreiflich, daß in dieser Schule Ullherr's reiche Anlage für Mathematik in kurzer Zeit sich so entwickelte, daß er bei den öffentlichen Prüfungen der Schüler, die damals noch ebenso wie Vertheilungen von Preisen üblich waren, nicht bloß die Bewunderung des zuhörenden Publikums, sondern auch der sachverständigen Schüler und Professoren, sowie des mathematisch gebildeten k. Ministerialprüfungscommissärs (Universitätsprofessors und späteren Staatsrathes v. Hermann) erregte. Nach der im August 1840 glänzend bestandenen Absolutorialprüfung der polytechnischen Schule stand U. vor der Wahl eines Lebensberufes. Bei ihm handelte es sich allerdings nicht mehr um die Frage, welches Fach er studiren solle, da er schon bei seinem Eintritte in die polytechnische Schule entschlossen war, dem Lehramte für Mathematik und Physik an technischen Schulen sein Leben zu weihen; die zu überwindenden Schwierigkeiten betrafen einerseits die Beschaffung der Geldmittel für das vorgeschriebene einjährige Universitätsstudium und andererseits, wenn er ein Lehramt an der polytechnischen Schule anstrebte, die nachträgliche Erwerbung des Absolutoriums einer vollständigen vierclassigen Lateinschule. Da nun aber weder das eine noch das andere für den Augenblick zu erreichen war, der damalige bereits genannte k. Ministerialreferent aber die hohe Begabung und umfassende sachliche Ausbildung des Absolventen U. aus dessen Absolutorial- und Schlußprüfungen genau kannte und nicht abgeneigt war, sich seiner Zeit für ihn bei der höchsten Stelle zu verwenden, so wurde in dem Familienrathe, der in der Eile aus einigen guten Freunden Ullherr's gebildet worden war, beschlossen, U. solle den Besuch der Universität unterlassen, wie bisher unter Anleitung seines berühmten Lehrers Ohm privatim weiter studiren und sich im nächsten Jahre unter Anführung der Gründe, welche ihn von dem einjährigen Besuche der Technischen Hochschule an der Universität zu München abgehalten hatten, zur Lehramtsprüfung für Mathematik, Physik und Mechanik an Gewerbschulen, wofür damals humanistische Vorbildung nicht gefordert wurde, bei dem k. Unterrichtsministerium des Innern melden. Dieses Gesuch wurde zur freudigen Ueberraschung des Bittstellers und seiner Freunde durch hohe Ministerialentschließung vom 18. November 1841 gewährt, und schon am 3. Decbr. darauf erhielt der Geprüfte drei einzelne Zeugnisse, welche das Bestehen der genannten Prüfungen bestätigten und ihm in Mathematik und Mechanik die Note „vorzüglich“ und in Physik die Note „sehr gut“ ertheilten.

Infolge Ablebens des Prof. Dr. Ahrens zu Augsburg wurde U. von dem k. Ministerialreferenten selbst aufgefordert, sich um dessen beide Lehrstellen,

Mathematik und theoretische Mechanik, zu melden. Schon am 28. Januar 1842 wurde ihm die Verwesung der genannten Lehrstellen gegen eine jährliche Remuneration von 500 fl. und mit der Auflage übertragen, den von Prof. Ahrens besorgten Unterricht in der Vermessungskunde mit zu übernehmen und die für das Lehramt an polytechnischen Schulen vorgeschriebenen weiteren Prüfungen an der Universität München bald nachzuholen.

Die letztere Auflage wurde, nach erlangter Dispensation vom Lateinischen bereits im Frühjahr 1842 für die Lehrfächer der Mathematik und theoretischen Mechanik, für das Lehrfach der Physik aber erst im J. 1851, als es sich um die Uebernahme dieses durch die Berufung des Physikers Dr. G. S. Ohm an die Akademie und die Universität München an der polytechnischen Schule zu Nürnberg erledigten Faches handelte, geleistet. Behufs dieser von der staatswirthschaftlichen Facultät der Universität München vorzunehmenden Prüfung berief dieselbe aus der philosophischen Facultät den Professor Ohm als Examinator in die Prüfungscommission und dieser stellte als Thema für den zu haltenden Probevortrag auf: „Die der Wellentheorie des Lichtes eigenthümlichen Erklärungsweisen.“ Nach einem über eine Stunde in Anspruch nehmenden freien Vortrag erhielt der Candidat sowol inbezug auf Kenntnisse als Lehrfähigkeit die Note „ausgezeichnet“.

Da am Ende des Jahres 1842 auch in Nürnberg der Professor der theoretischen Mechanik starb, so war es verzeihlich, daß sich U. noch vor Ablauf des ersten Dienstjahres um die in Nürnberg erledigte Lehrstelle bewarb, wobei er sich erbot, einen Theil des Unterrichts in der höheren Mathematik mit zu übernehmen. Als wesentlichen Grund dieser Bewerbung führte er an, daß es für ihn, der seine ganze fachliche Ausbildung den technischen Lehranstalten in Nürnberg verdanke, die größte Aneiferung gewähren müßte, denselben durch Verwendung an ihnen einen Theil seiner Dankesschuld abzutragen und neben seinem hochverehrten Lehrer Ohm unterrichten zu dürfen, wodurch er in seiner eigenen Fortbildung mächtig gefördert werden würde. Der Erfolg dieser Bewerbung war, daß U. bereits am 24. December 1842 unter dem Titel eines Professors (den er in Augsburg nicht hatte) und mit einem Gehaltsbezuge von jährlich 700 fl. das Lehramt der theoretischen Mechanik und der praktischen Geometrie, sowie eines Theils der Differential- und Integralrechnung in Nürnberg übertragen erhielt.

Nach der zu Ende des Jahres 1849 erfolgten Berufung Ohm's nach München lag es in dessen Wunsche, daß nicht bloß das von ihm in Nürnberg vertretene Hauptfach, die Physik, sondern auch die Differential- und Integralrechnung in die Hände seines ausgezeichneten Schülers U. übergehen möchten, und es wurde diesem Wunsche auch unter dem 18. März 1850 entsprochen, obgleich der neue Professor das Collegium über Physik erst ein Jahr hernach hielt. U. hat elf Jahre lang mit dem denkbar besten Erfolge anfangs als Professor der theoretischen Mechanik und eines Theils der Mathematik und später als Professor der Physik und der höheren Analysis in Nürnberg gewirkt. An jener Anstalt, wo er einst ein bewunderter Schüler war, erhob er sich zu einem gefeierten Lehrer, indem er durch seine lichtvollen und lebendigen Vorträge die ihm übertragenen Gebiete der Mathematik und Physik, insbesondere aber der analytischen Mechanik, dem Verständnisse seiner Schüler erschloß. Während des Unterrichts blitzte die ihn erfüllende Begeisterung aus seinen Augen, welche auch die minder begabten Schüler mit sich fortriß und für die Wissenschaft erwärmte. In Nürnberg hat U., der sonst wenig schrieb, auch einige gewichtige mathematische Abhandlungen verfaßt, die er meist als Programme zu den Jahresberichten der polytechnischen Schule drucken ließ, von wo aus sie

theilweise auch in mathematische Zeitschriften, wie z. B. das Crelle'sche Journal für reine und angewandte Mathematik, übergingen. Im J. 1845 veröffentlichte er: „Zwei Beweise für die Existenz der Wurzeln der höheren algebraischen Gleichungen." Im J. 1847: „Einiges über die Theorie der Gewölbe." Im J. 1851: „Ueber die Bestimmung der Maxima und Minima der Funktionen mit einer oder mehreren Veränderlichen." Im J. 1853: „Die Substitutionsformel bei ein- oder mehrfachen Integralen." Namentlich diese letzte Arbeit wird nach der Meinung Ohm's später von dem rechten Manne aus dem mathematischen Archive, worin sie aufbewahrt ist, hervorgezogen und in das rechte Licht gestellt werden, da sie nur für wenige Denker geschrieben ist.

Durch Ohm war sein Schüler U., auf den er stolz war, mit an der Herausgabe des ersten Bandes seiner „Beiträge zur Molekular-Physik" (enthaltend einen Grundriß der analytischen Geometrie des Raumes am schiefwinkligen Coordinatensystem) betheiligt, indem er mit großer Mühe und Sorgfalt den Druck dieses Bandes überwachte und dessen musterhafte Correctheit zu Stande brachte, was der Verfasser in der im Juli 1849 geschriebenen Vorrede dankbar anerkannte. Auch um den Druck der Ohm'schen akademischen Abhandlung aus dem Jahre 1852: „Erklärung aller in einaxigen Krystallplatten zwischen gradlinig polarisirtem Lichte wahrnehmbaren Interferenz-Erscheinungen" hat sich U. insofern verdient gemacht, als er mit anderen gelehrten Freunden des Verfassers die zahlreichen Druck- und Rechnungsfehler der beiden Hälften dieser Schrift, namentlich der ersten, feststellte. Diese Mitwirkung an der Herausgabe Ohm'scher Schriften bestimmten nach dessen am 6. Juli 1854 erfolgten Tode den Staatsrath Dr. v. Hermann, welcher soeben von König Ludwig I. die Aufstellung der Ohm'schen Marmorbüste in der bairischen Ruhmeshalle zu München erwirkt hatte, mit Erlaubniß des regierenden Königs Maximilian II. den bis auf den letzten Abschnitt ausgearbeiteten zweiten Band der „Beiträge zur Molekular-Physik" (enthaltend die analytische Mechanik am beliebigen Coordinatensystem) von Prof. U. durchsehen, vollenden und im Drucke überwachen zu lassen, der sich erboten hatte, diese mühsamen Arbeiten bloß aus Dankbarkeit für seinen verstorbenen großen Lehrer ohne Entgelt zu besorgen. Er bat nur um 250 fl. Vergütung an die Schwester Ohm's (Frau Füchtbauer in Erlangen) für Ueberlassung der in ihrem Besitze befindlichen Ohm'schen Manuscripte und um einen Zuschuß zu den Druckkosten des 2. Bandes in dem Falle, daß der von ihm in Aussicht genommene Nürnberger Verleger einen solchen verlangen sollte. Am 29. März 1856 schrieb Staatsrath v. Hermann an U., daß S. M. der König Max 250 fl. für Erwerbung der Ohm'schen Mechanik genehmigt und ihn beauftragt habe, die Herausgabe des Werkes zu leiten und gleichzeitig für die von U. zu besorgende Ergänzung und die Correctur ein weiteres Honorar in Aussicht zu stellen. Auf die unter dem 5. December 1857 von Hermann an U. gerichtete Anfrage über den Stand der Herausgabe der Mechanik von Ohm mußte der Gefragte leider berichten, in wie hohem Grade schmerzlich es für ihn sei, über diese Angelegenheit nur Unerfreuliches berichten zu können. Er sei nämlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß das in Rede stehende Werk ohne tiefgreifende Veränderungen, die ihm das die Arbeiten Ohm's auszeichnende eigenthümliche Gepräge rauben würden, nicht veröffentlicht werden dürfe. Seine große und nie erlöschende Begeisterung für Ohm habe ihm die Mängel des im vorigen Jahre angekauften Manuscripts nicht sogleich bei der ersten Durchsicht erkennen lassen, zumal er zu jener Zeit von einem bösartigen Nervenfieber befallen wurde, das ihn an den Rand des Grabes brachte und für lange Zeit unfähig machte, anstrengenden Arbeiten obzuliegen. Dazu kommt noch, daß ihm seit zwei Jahren sehr schlimme dienstliche Verhältnisse die für solche Arbeiten

erforderliche Ruhe und Heiterkeit des Geistes vielfach raubten. Man habe es ihm sehr übel genommen, daß er die in seine Berufspflichten fallenden Schritte gethan habe, der an der polytechnischen Schule in München herrschenden Unordnung zu begegnen. Er sei ganz abscheulich angegriffen worden und war nahe daran, aus seiner Stellung vertrieben zu werden; übrigens konnte man ihm bloß Dinge zur Last legen, die in den Augen einsichtiger und unbefangener Männer als das größte Lob gelten, welches einem Lehrer ertheilt werden kann. Es müsse dieses auch dem damaligen Ministerpräsidenten v. d. Pfordten aufgefallen sein, da er dem Vernehmen nach dem auf falschen Berichten beruhenden unbilligen Vorgehen einiger Referenten des Handelsministeriums entschieden Einhalt gethan habe.

Nach dieser Mittheilung hatte U. einen ostensiblen Brief an den Staatsrath v. Hermann zu schreiben, in welchem die Unausführbarkeit der Herausgabe der Ohm'schen Mechanik gründlich erörtert wurde. Gleichzeitig wurde ein anderer zu hohem Ansehen und Ruf gelangter ehemaliger Gymnasialschüler Ohm's aus Köln a. Rh., der an der Universität Berlin weilende Professor Lejeune-Dirichlet veranlaßt, sein Gutachten über das fragliche Manuscript abzugeben, und da dieses im wesentlichen mit dem Ullherr'schen Ausspruche übereinstimmte, so unterblieb der Druck des zweiten Bandes der Ohm'schen Molekular-Physik und es wurde derselbe in der königl. Cabinetsregistratur bis zu der Zeit (3. Juli 1882) aufbewahrt, wo auf Ansuchen des Verfassers dieser Biographie König Ludwig II. von Baiern bestimmte, das in Rede stehende Manuscript nebst zwei darüber sich aussprechenden Briefen Ullherr's solle der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München einverleibt werden, was auch sofort geschah.

Trotz dieser anstrengenden Nebenarbeiten und der überstandenen schweren Krankheit, von der er sich eigentlich nicht mehr ganz erholte, bemühte sich U. nach seiner Uebersiedelung nach München vom Studienjahre 1853/54 an dieselben Unterrichtserfolge wie in Nürnberg zu erzielen, es gelang ihm dieses jedoch nicht, weil der damalige Rector der hiesigen alten polytechnischen Schule, welcher einen Theil der Mathematik zu lehren hatte, auf dem die Entwicklungen der Differential- und Integralrechnung beruhen, seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Hieraus entstanden jene ernsten Mißhelligkeiten zwischen diesen beiden Lehrern, über die sich U. so bitter aussprach, und die nicht beigelegt werden konnten, so lange die Ursache des Zwistes bestehen blieb. Zur Entfernung dieser Ursache fand sich aber das vorgesetzte kgl. Staatsministerium nicht veranlaßt, ja es verschärfte sogar, ohne es zu wollen, den bestehenden Gegensatz durch die Art der Zusammensetzung einer großen Berathungscommission von Beamten und Professoren, welche um Ostern 1857 im kgl. Handelsministerium über die Umgestaltung der technischen Schulen Baierns zu berathen hatte. Dank dieser Zusammensetzung waren in sechs Jahren nicht weniger als vier Commissionen zu bilden, wovon jede folgende die Beschlüsse der vorausgegangenen wieder aufhob.

Als endlich im J. 1864 eine Schulordnung zu Stande kam, nach welcher die neugestaltete Gewerbschule des Realgymnasiums noch im October des gleichen Jahres, die neue polytechnische Schule aber im October 1868 ins Leben treten sollte, da wuchs der Widerstand gegen solches Plänemachen auch in Beamtenkreisen so an, daß sich der Handelsminister v. Schlör veranlaßt sah, die von dem Verfasser dieses Artikels auf Grund seiner Sachkenntniß aufgestellten Reformvorschläge, namentlich für die Organisation der technischen Hochschule, von einer engeren Ministerialcommission im Winter 1867/68 prüfen zu lassen. So kamen die „Organischen Bestimmungen für die Polytechnische Schule in München"

vom 12. April 1868 zu Stande, auf denen die mit Beginn des Studienjahres 1868/69 eröffnete und seitdem zur schönsten Blüthe entfaltete bairische technische Hochschule beruht. Wenn auch die Professoren U. und Decher einer amtlichen Berathungscommission nicht angehörten, so haben sie doch durch ihre einsichtsvolle und lebendige Theilnahme an der technischen Unterrichtsfrage in der Presse und im persönlichen Verkehre mit einflußreichen Conferenzmitgliedern wesentlich mit zur Erreichung des von diesen letzteren angestrebten Ziels beigetragen. Leider mußte U. für seine wenigen hierauf bezüglichen freimüthigen Aeußerungen insofern schwer büßen, als er am 10. März 1859 an die polytechnische Schule nach Augsburg und der dortige Professor der gleichen mathematischen Fächer an die hiesige Lehranstalt versetzt wurde. Von diesem Zeitpunkte an bemächtigte sich Ullherr's ein großer Unmuth und dieser wurde noch durch seinen Umgang mit dem ihm gleichgesinnten und befreundeten Professor Decher gesteigert. Unter solchen Umständen konnte von einem gedeihlichen Unterrichte Ullherr's keine Rede mehr sein; denn mit Mißmuth ging er in die Schule, mit Verdruß sprach er von der ihm aufgedrungenen Stellung, und es war ihm schließlich ganz recht, daß er bei der Aufhebung der alten polytechnischen Schule zu Augsburg vom 1. October 1864 an in den zeitlichen Ruhestand zu treten hatte.

Man hätte glauben sollen, daß U. von nun an wirklich der Ruhe genießen und sich ganz ungestört seinen wissenschaftlichen Studien hingeben könnte. Dem war aber nicht so. Denn mit der allerhöchsten Entschließung vom 21. September 1864, welche die Ruhestandsversetzung Ullherr's aussprach, wurde dessen Quiscenzgehalt aus dem 1350 fl. betragenden jährlichen Activitätsgehalte infolge falscher Auffassung der Zahl seiner Dienstjahre nur zu 1080 fl. berechnet, während nach richtiger Zählung dieser Jahre die Summe 1215 fl. betrug. U. ließ deshalb seine Forderung durch einen Advocaten bei Gericht einklagen und gegen die Entscheidungen der Untergerichte, welche die Anschauung des Ministerialreferenten bezüglich des Anfanges der Ullherr'schen Dienstzeit theilten, Berufungen einlegen, worauf endlich am 28. Juli 1866 der oberste Gerichtshof in München, der Klagebitte entsprechend, den kgl. Fiscus für schuldig erkannte, dem Professor J. C. Ullherr vom 1. October 1864 an aus seinem Activitätsgehalte neun Zehntel desselben und somit jährlich die Summe von 1215 fl. zu verabreichen.

Als im Herbste 1864 dem Prof. U. seine zeitliche Ruhestandsversetzung bekannt gegeben wurde, erging an ihn wie an andere Collegen die Aufforderung, seine Wünsche bezüglich einer allenfallsigen Wiederverwendung bekannt zu geben. Darauf hin hat er sofort erklärt, daß er den bleibenden Ruhestand vorziehe und zwar wegen des unglücklichen Ausgangs, den der über anderthalb Jahrzehnte sich erstreckende Versuch, das technische Schulwesen in Baiern umzugestalten, durch die damals eben veröffentlichte Schulordnung vom 14. Mai 1864 genommen habe. Diese Erklärung hat er am 19. Juli 1868 schriftlich wiederholt, als das kgl. Handelsministerium durch die kgl. Kreisregierung zu Augsburg seinen Antrag auf Versetzung in den bleibenden Ruhestand nach den Vorschriften der Verfassungsurkunde untersuchen ließ. Die hierüber vernommenen zwei ehemaligen Collegen Ullherr's und zwei Augsburger Gerichtsärzte gaben vor dem kgl. Regierungspräsidenten die Erklärung ab, daß die Gesundheitsverhältnisse des Prof. U. zwar nicht ungünstig gelagert, aber doch auch in Verbindung mit seiner gedrückten Gemüthsstimmung nicht so beschaffen seien, daß er bei der Wiederübernahme einer Lehrstelle Ersprießliches zu leisten im Stande sei; worauf er mittelst höchster Entschließung vom 31. August 1868 bis auf weiteres in dem zeitlichen Ruhestande belassen wurde. Auf Grund seiner Gesundheitsverhältnisse und der traurigen Erfahrungen, die er seit seinem Abgange von Nürnberg im Schuldienste hat machen müssen, lehnte er auch entschieden

das ehrenvolle Anerbieten einer mathematischen Professur an der neuen technischen Hochschule zu München ab, welches ihm der Verfasser dieser Zeilen im Auftrage des kgl. Staatsministers v. Schlör zu machen hatte. Von da ab blieb er wirklich mit weiteren Anträgen verschont und er führte in Augsburg sein gewohntes einfaches Leben fort, indem er sich täglich am Vormittage einige Stunden mit mathematischen Studien beschäftigte und Nachmittags einige Stunden spazieren ging. Er konnte sich nicht länger als angegeben geistig beschäftigen, „weil er sich sonst zu sehr abstumpfen und infolge dessen noch weniger vom Fleck kommen würde“. So schrieb er am 28. December 1874 seinem Freunde, dem Professor der Mathematik Dr. J. N. Bischoff an der technischen Hochschule zu München, wobei er die Hoffnung aussprach, daß es ihm trotz der sehr beschränkten Arbeitszeit doch bis Ostern 1875 möglich sein werde, die Ergebnisse seiner synthetisch-geometrischen Studien zur Lösung der bekannten Malfatti'schen Aufgabe, der er, nachdem Affolter's Abhandlung im 6. Bande der Mathematischen Annalen erschienen sei, ein erweitertes Ziel geben mußte, zum Drucke befördern zu können. Diese seine Hoffnung ist nicht erfüllt worden, da weder seine hinterlassenen Manuscripte noch die genannten Annalen, in denen er sicherlich seine Forschungen veröffentlicht hätte, einen auf die Malfatti'sche Aufgabe bezüglichen Artikel von Prof. U. erhalten. Wäre eine solche Abhandlung erschienen, so würde sie gewiß wie seine oben bezeichneten Druckschriften eine mathematische Leistung ersten Ranges gewesen sein.

Wahrscheinlich hat das von U. in seinem Briefe an Prof. Bischoff selbst angedeutete Hirnleiden raschere Fortschritte gemacht als er fürchtete. Es dürfte dies auch daraus hervorgehen, daß er in seinen letzten Lebensjahren, wie andere mit gleichem Leiden behaftete Genossen, ohne allen Grund besorgte, seine Einnahmen reichten zur Deckung seiner Verpflegungskosten nicht mehr aus, und er müsse letztere deshalb vermindern. Infolge dessen suchte er nun seine fast ärmliche Nahrung in den billigsten Speisehäusern, wo er natürlich auch nur mit Leuten von geringer Bildung zusammentraf, die seine geistige Stimmung nicht zu heben vermochten. So fiel nach und nach sein sonst so gesundes und scharfes Urtheil über Menschen und Dinge rasch ab, und seine Augsburger Freunde erkannten schon im Frühjahr 1886 ziemlich sicher, daß sich sein Geisteszustand merklich getrübt hatte. Gleichwol machte er im darauffolgenden Monat August seine gewohnte Ferienreise, dieses Mal nach Innsbruck. Daselbst brach der gefürchtete Wahnsinn in der erschreckenden Form von Tobsucht aus und es mußte der davon Ergriffene zuerst in das Krankenhaus zu Augsburg und von da in die Kreisirrenanstalt zu Kaufbeuren verbracht werden. Hier verblieb U. unter der von seinen Freunden ins Werk gesetzten sorgfältigsten Pflege ein ganzes Jahr lang bis zu seinem am 27. September 1887 erfolgten Tode. Während dieser ganzen Zeit kehrte das Bewußtsein keinen Augenblick zurück, und so endigte der Arme, welcher sich als Jüngling und Mann durch lichten Geist und geordnetes Denken so ausgezeichnet hatte, in völliger geistiger Umnachtung. Am folgenden Tage wurde die Section der Leiche vorgenommen, welche neben verschiedenen Mißbildungen und Fehlern an einzelnen Körpertheilen im Stirnlappen auffallend zahlreiche und sehr gut ausgebildete, stark geschlängelte Gehirnwindungen erkennen ließ. Bei der am 30. September vorgenommenen Beerdigung sprach der Rector der kgl. Industrieschule und Professor Dr. Pfeiffer, ein ehemaliger vorzüglicher Schüler des Verstorbenen, nach dem Geistlichen am Grabe. Derselbe ließ auch in der Augsburger Abendzeitung vom 29. September 1887 einen hier theilweise mit benutzten warmen Nachruf an seinen Lehrer drucken, worin er dessen einfaches Wesen und sein lauteres Streben hervorhob, das keinen anderen Antrieb hatte als die Liebe zur Wissenschaft.

Nach eigenen Erlebnissen und mit Benützung von Personalacten und Aufzeichnungen von Verwandten und Schülern.

Bauernfeind.

Ullmann: Joh. Christoph U., Doctor der Philosophie, Professor der Philosophie und Finanzwissenschaft, ferner der Staatswissenschaft, sowie der Berg- und Hüttenkunde an der Universität Marburg, seit 1816 mit dem Titel eines kurfürstlich hessischen Oberbergrathes beehrt, war am 3. September 1771 zu Kassel geboren. Auf der Universität Marburg widmete er sich dem Studium der Finanzwissenschaft, wo er auch durch die „Dissertatio inauguralis physico-philosophica explanans elementorum effectus formando ac destruendo in tellurem conspicuos“ (1792) sich habilitirte und nach und nach in die Stellung eines a. o. und ordentlichen Professors für verschiedene Fächer gelangte. Besonders beschäftigte sich U. mit mineralogischen und geologisch-montanistischen Studien seines Vaterlandes. Als deren Ergebniß publicirte er: „Mineralogische Berg- und Hüttenmännische Beobachtungen über die Gebirge, den Grubenbau und die Hüttenwerke der Hessen-Casselschen Landschaft an der Edder“ in 2 Stücken 1801 bis 1802. Außerdem erschien von ihm die Schrift: „Systematisch tabellarische Uebersicht der mineralogisch einfachen Fossilien mit erläuternden Anmerkungen und den Resultaten mehrerer chemischen Zerlegungen, auch ausführliche Beschreibung verschiedener entdeckter Fossilien“ (1814). Ferner lieferte U. eine Beschreibung des Frauenbergs in Hessen. Ihm zu Ehren wurden die früher unter dem Namen Frankenberger Kornähren und fälschlicher Weise für versteinerte Getreideähren gehaltenen, im Kupferschiefer bei Frankenberg vorkommenden Zapfen einer Coniferengattung „Ullmannia“ benannt. U. starb am 21. August 1821 in Marburg.

Strieder, Hess. Gel.- u. Schriftst.-Lex. v. Gümbel.

Ullmann: Karl U., hervorragender protestantischer Theolog und badischer Kirchenmann, † 1865. Als wissenschaftlicher Theologe beeinflußt von Schleiermacher und Neander, hat er die sogenannte Vermittelungstheologie auf dogmatischem und historischem Gebiete erfolgreich gepflegt und als Leiter des badischen Kirchenwesens das gesammte kirchliche Leben, hauptsächlich nach der erbaulichen Seite hin thatkräftig gefördert.

Eines reformirten pfälzischen Pfarrers Sohn, erblickte U. am 15. März 1796 das Licht der Welt zu Epfenbach in der badischen Pfalz zwischen Heidelberg und Mosbach am linken Ufer des Neckar, wo sein Vater bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts seines Amtes wartete. Auf dem Gymnasium zu Heidelberg vorgebildet, begann der Jüngling im Herbste 1812 seine akademischen Studien an der Universität daselbst und vollendete sie im Herbste 1816 in Tübingen. In der Heimath examinirt und am 12. Januar 1817 ordinirt, ging er als Vicar nach Kirchheim bei Heidelberg. Auf den Rath akademischer Freunde aber und im Einverständniß mit seinen Eltern beschloß er, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, nahm im Herbste 1817 seine Studien in Heidelberg wieder auf, um daselbst bei Hegel Philosophie und bei Creuzer Philologie zu treiben, promovirte im Frühjahr 1819 dort als Doctor der Philosophie, erhielt seine wissenschaftliche Grundrichtung aber erst jetzt auf einer wissenschaftlichen Reise in Norddeutschland zu Berlin im Umgange mit Schleiermacher und Neander, von denen jener die Glaubenslehre aus dem frommen Gefühle innerhalb der christlichen Gemeinschaft neu auferbaute und sie so über den Gegensatz von Rationalismus und Supranaturalismus hinaushob, während gleichzeitig Neander die historische Theologie aus der Enge des individualistischen Pragmatismus der Rationalisten befreite. Aus dem Streben, das geschichtliche Christenthum mit den berechtigten Bildungselementen der Zeit zu „vermitteln“,

ist der von Neander vertretenen Theologie der Name „Vermittelungstheologie" beigelegt worden. U. hat diese mit Begeisterung ergriffen und durchhaucht von der Wärme subjectiver Frömmigkeit macht er von da an bis an seinen Tod in allen seinen Arbeiten und amtlichen Stellungen den Eindruck einer aufrichtig frommen und allen Bildungsaufgaben seiner Zeit zugewandten Persönlichkeit. Dieser Neander'sche Standpunkt ist das Anziehende an ihm, aber auch seine Grenze. Nach dieser vielseitigen Vorbereitung begann U. im Herbste 1819 in Heidelberg seine akademische Lehrthätigkeit, wurde Privatdocent für exegetische und historische Theologie und erhielt auf Grund seiner ausgezeichneten Leistungen schon 1821 eine außerordentliche und 1826 eine ordentliche Professur der Theologie daselbst. Eine Reihe geachteter wissenschaftlicher Arbeiten, unter ihnen besonders seine Monographie über Gregor von Nazianz (1825) und sein Hauptantheil an der Begründung und Leitung der „Theologischen Studien und Kritiken" (1828), welche der von Schleiermacher und Neander vertretenen Theologie als wissenschaftlicher Sprechsaal dienen, aber auch den Sinn für wissenschaftliche Theologie im Pfarrstande wach erhalten sollten, machten U. bald weit über die Grenzen seiner engeren Amtswirksamkeit bekannt; besonderes Aufsehen erregte seine Abhandlung „über die Unsündlichkeit Jesu", mit welcher er die „Theologischen Studien und Kritiken" eröffnet hatte und die unter dem Titel der „Sündlosigkeit Jesu" als separat erschienenes Werk sieben Auflagen erlebte. Unter solchen Umständen traf ihn ein Ruf nach Halle, dessen damalige theologische Facultät durchschnittlich von etwa acht- bis neunhundert Theologen (worunter sich damals zugleich die Philologen befanden) besucht wurde. U. wirkte hier von 1829 bis 1836, innerlich Tholuck verwandt, aber kein eigentlicher Parteigänger von ihm. In dem damals 1830 die Geister aufregenden Streite der Hengstenbergischen Evangelischen Kirchenzeitung gegen die rationalistischen Professoren Gesenius und Wegscheider in Halle hielt er es deshalb für seine Pflicht, in einem „Theologischen Bedenken" (Halle 1830) für die Freiheit der theologischen Wissenschaft einzutreten, während die Hengstenbergische Partei die Staatsregierung zur Maßregelung der genannten Professoren veranlassen wollte. Im übrigen war seine Thätigkeit hier wesentlich den Aufgaben seiner Wissenschaft zugewandt, und besonders die Kirchengeschichte verdankt dieser Periode seiner Wirksamkeit die Entstehung seiner Monographie über „Johann Wessel, der Vorläufer Luther's" (1833), welche später durch Hinzunahme verwandter Personen und Erscheinungen vor Luther zu dem zweibändigen Werke „Reformatoren vor der Reformation" (1842) ausgestaltet worden ist. Man wird diese Schrift als seine wichtigste wissenschaftliche Leistung betrachten dürfen, und bis zum Erscheinen von Albrecht Ritschl's „Rechtfertigung und Versöhnung" (erster Band 1870) pflegte man in der Darstellung der Kirchengeschichte des Mittelalters die Beurtheilung der von U. charakterisirten „Vorreformation" fast ohne weiteres einfach zu wiederholen; denn das Bedürfniß, für das Auftreten Luther's historische Voraussetzungen (testes veritatis) aufzeigen zu können, war eben ein zu natürliches. Nun steht ja für jeden historisch urtheilenden Menschen fest, daß die Reformation der Kirche durch Luther nicht ohne allseitige geschichtliche Vorbereitung eingetreten sein kann; aber der Titel „Reformatoren vor der Reformation" wäre doch ein dichterisches Bild, welches dem geschichtlichen Thatbestande nicht entspricht. Keiner von den Männern, welche U. in seinem Gedankenzusammenhange aufführt, ist ein eigentlicher „Reformator" der Kirche geworden, weil keiner die Kirche als Ganzes zum Gegenstande der Reform gemacht hat, und nur Wiclif und Hus haben einen Anlauf zur Reformation der Kirche genommen, indem sie den antihierarchischen Begriff der Kirche als der Gemeinschaft der Prädestinirten aufstellten. Ritschl's Kritik der Ullmann'schen

Reihe von „Reformatoren vor der Reformation“ wird daher wol in der Hauptsache Recht behalten, und durch Loserth's Forschungen über Wiclif und Hus (1884) wissen wir noch dazu, daß Hus seine dogmatische Theorie über die Kirche wörtlich aus Wiclif's gleichnamigem Tractate ausgeschrieben hat, so daß also von der ganzen Ullmann'schen Reihe der Vorreformatoren nur Wiclif in gewissem Sinne diesen seinen Ehrentitel behalten dürfte, während einem Hus freilich der Ruhm bleibt, für die „vorreformatorischen“ Gedanken Wiclif's in den Tod gegangen zu sein. Nehmen wir zu dieser hervorragenden Monographie Ullmann's noch die stattliche Anzahl kleinerer Arbeiten und die Redaction der „Theologischen Studien und Kritiken“, welcher er mit Eifer oblag; vergegenwärtigen wir uns, daß er auch in seinem Lehramt bei der stark besuchten Facultät gute Erfolge hatte und im Verkehr mit den Collegen sich der angenehmsten Beziehungen erfreute: so hätte man annehmen mögen, daß er in Halle durchaus für immer am rechten Platze war. Trotzdem folgte er 1836 einem Rufe seiner heimathlichen Regierung nach Heidelberg, weil seine Heimathssehnsucht ihn unwiderstehlich wieder nach Süden zog. Von wissenschaftlichen Arbeiten fällt in diese zweite Heidelberger Wirksamkeit die vorhin charakterisirte Neubearbeitung seines Johann Wessel unter dem Titel „Reformatoren vor der Reformation“ und die mehr populär-dogmatische Schrift „Wesen des Christenthums“ (1845). Inmitten seiner heimathlichen Kirche ließ er sich aber je länger desto mehr von den praktisch-kirchlichen Interessen hinnehmen; zumal in dem Revolutionsjahre 1848 mit dem Bestande des badischen Staatswesens auch der der badischen evangelischen Landeskirche ins Wanken gekommen war. Da galt es mit vorwärtsgewandtem Sinn alle positiv evangelischen Kräfte zu einer „gesunden Reform“ des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Verfassung zusammen zu führen und so der evangelischen Kirche ihre Stelle im Volksleben zu sichern und ihren Einfluß zu erhöhen. Bestrebungen dieser Art beschäftigten ihn jetzt aufs ernsthafteste. Dieser seiner Haltung und seinem längst bewährten wissenschaftlichen Ansehen ist es zuzuschreiben, daß er 1853 aus dem Heidelberger akademischen in das consistoriale Amt zu Karlsruhe berufen wurde. Er erhielt hier die vacant gewordene Stelle des evangelischen „Prälaten“; aber eine eigentlich kirchenregimentliche Wirksamkeit konnte er in seiner amtlichen Stellung doch nicht ausüben. Das verhinderten die damaligen Verfassungsverhältnisse Badens. Denn der badische „evangelische Oberkirchenrath“ war als Behörde dem staatlichen Ministerium des Innern untergeordnet ohne das Recht des persönlichen Vortrages bei dem „obersten Landesbischofe“ und der „Prälat“ war nichts weiter als das erste geistliche Mitglied des Oberkirchenrathes und hatte nur noch als Mitglied der ersten Kammer die Vertretung der evangelischen Landeskirche in dieser staatlichen Körperschaft. Indeß trotz aller dieser Beschränkungen blieb dem neuen „Prälaten“ immer noch Raum genug zur Einleitung organischer Reformen, von deren Einführung nach seinem Dafürhalten die gesegnete Zukunft der badischen Kirche abhing. Es gelang ihm, für das Jahr 1855 die Einberufung einer Generalsynode Badens durchzusetzen und wesentlich seinen Vorarbeiten war es zu danken, daß man ihr Vorlagen einer Formulirung des Bekenntnißstandes der Landeskirche, eines neuen (unirten) Landeskatechismus, einer neuen Gottesdienstordnung (Agende) und biblischen Geschichte unterbreiten konnte. Die Reform des Gesangbuches und der Verfassung sollten einer späteren Synode vorbehalten bleiben. Als Bekenntnißstand bezeichnete man das Gebundensein der badischen Kirche an die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes und an die vor der wirklichen Trennung der evangelischen Kirchen erschienenen evangelischen Bekenntnißschriften, insbesondere an die Augsburgische Confession, den Katechismus Luther's und den Heidelberger Katechismus, „in

ihrer übereinstimmenden Bezeugung der Grundlehren heiliger Schrift und des in den allgemeinen Bekenntnissen der ganzen Christenheit ausgesprochenen Glaubens". Der vorgelegte Katechismus war von U. „durch Verschmelzung des kleinen Lutherischen mit einer Auswahl aus dem Heidelberger" gearbeitet. Auch die vorgelegte Biblische Geschichte wurde angenommen. Unerwartet gestaltete sich dagegen das Schicksal der Gottesdienstordnung und mit ihr das Ullmann's selbst. Zwar auf der Synode wurde sie mit einigen Modificationen angenommen; ihre Einführung verzögerte sich aber, weil die Synodalen ein vollständiges Kirchenbuch, welches auch Ordnungen für Nebengottesdieste und Casualien enthielte, zu erhalten wünschten. Als es 1858 wirklich dazu kam und die Agende in diesem Sinne vervollständigt im Druck vorlag, hatte sich unter dem Einflusse außerbadischer Strömungen die Stimmung zu Ungunsten der zwar vermittelnden, aber je länger desto mehr objectiv-kirchlichen Richtung Ullmann's verändert; die öffentliche Meinung Badens ließ sich zum großen Theil durch die Grundanschauungen des Protestantenvereins leiten. Diese oppositionellen Elemente fanden in dem neuen Kirchenbuche ein willkommenes Streitobject, und der Sturz des Ullmann'schen Kirchenregiments war nur eine Frage der Zeit. Zu Neujahr 1861 trat U. im Alter von 65 Jahren in den Ruhestand, um nur noch wissenschaftlichen Studien zu leben; doch hat er der Nachwelt an neuen Arbeiten nur eine nicht fertig gewordene „Denkschrift" über sein kirchenregimentliches Wirken hinterlassen; sie ist unter dem Titel „Mein Antheil an der Regierung der evangelischen Kirche Badens vom 20. Oct. 1853 bis zum Schluß des Jahres 1860" in dem Ergänzungshefte der „Theol. Stud. u. Krit." 1867 S. 111 bis 179 gedruckt. Seine Gesundheit war bereits stark erschüttert, daher blieben ihm nur noch wenige Jahre der Ruhe beschieden; am 12. Januar 1865 ist er nach schweren (Gallenstein-) Leiden sanft entschlafen. U. war zwei Mal verheirathet, in erster Ehe (1824) mit Hulda Mereau, der in Heidelberg erzogenen Tochter der in zweiter Ehe mit Clemens Brentano verbundenen Dichterin Sophie Mereau; sie starb 1832; 1835 heirathete er eine Freundin derselben, Thekla v. Teuffel, welche ihn überlebte.

Von den Werken Ullmann's sind die wichtigsten erwähnt; hier möge noch erwähnt werden die Schrift über den Cultus des Genius (1840) gegen Strauß; sodann „Vierzig Sätze, die theologische Lehrfreiheit innerhalb der evangelisch-protestantischen Kirche betreffend" (1843); „Bedenken über die deutsch-katholische Bewegung" (1846); „Für die Zukunft der evangelischen Kirche, an ihre Schirmherren und Freunde" (1845, 46 in 2 Aufl.); dazu zahlreiche Abhandlungen in den „Theol. Studien und Kritiken" von 1828 bis 1865 aus dem historischen, dogmatischen, apologetischen und praktischen Gebiete der Theologie; ihre Titel sind den separat erschienenen Registerbänden der „Theol. Studien und Kritiken" leicht zu entnehmen. — Eine Gesammtausgabe der Hauptwerke Ullmann's erschien (1866) bei F. A. Perthes in Gotha in 5 Bänden.

Zu vgl. Willibald Beyschlag, D. Carl Ullmann. Eine biographische Skizze. Ergänzungs-Heft zu Theol. Stud. u. Krit. Jahrg. 1867. Gotha. (Daselbst sind vom Verfasser nicht bloß die Schriften, sondern auch Briefe und eigenhändige biographische Skizzen Ullmann's und eigene Erinnerungen an ihn pietätsvoll benutzt. Auch separat erschienen [Gotha 1866.] Auf ihr ruht der vorstehende Lebensabriß zum größten Theile.) — Dazu kommen die nach Ullmann's Tode erschienenen Nekrologe von Grüneisen in der Augsb. Allg. Ztg. (Jan. 1865), von Hagenbach im Kirchenblatt für die reformirte Schweiz (März 1865), von Bähr im Badischen Kirchen- u. Volksblatt (Jan. 1865), von Holtzmann in der Protest. Kirchenzeitung (Jahrg. 1865). — Ferner Hausrath, Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts (1883, ent-

hält S. 438—460 einen Vortrag über Ullmann vom Standpunkte des Protestanten-Vereins). — Sodann Stark, Zur Erinnerung an D. C. Ullmann (im Christl. Kunstblatt 1866, Nr. 3 u. 4). — Hundeshagen, Der badische Agendenstreit; Actenstücke sammt einem erläuternden Vorwort (1859). — Bähr, Die Revision der evangelischen Kirchenverfassung im Großherzogthum Baden u. s. w. (1861). P. Tschackert.

Ullrich: Franz Wolfgang Adam U., Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 21. Februar 1795 in Remlingen bei Würzburg als der Sohn des Pfarrers Johann Christoph U. geboren; seine Mutter war eine Schwester des hamburgischen Senators Johann Christian Merck. Im elterlichen Hause vorbereitet, erhielt er den weiteren Unterricht auf dem Gymnasium in Wertheim; Ostern 1814 bezog er die Universität zu Göttingen, um daselbst zunächst Theologie zu studiren. Bald ausschließlich philologischen Studien zugewandt, kehrte er von Göttingen „durch den bairischen Universitätszwang veranlaßt“ in seine Heimath zurück und besuchte in den Jahren 1816 und 17 die Universität in Erlangen, wo er u. A. mit dem gleichaltrigen Karl Ludwig Sand in nähere Beziehungen kam; seine Studien beendigte er in Berlin zu Ostern 1818. Sein Plan, sich der Universitätslaufbahn zu widmen, fand den Beifall und die Unterstützung der Professoren Buttmann, Boeckh und Hegel. Zunächst nahm er jedoch eine Stelle als Collaborator an der königlichen Bibliothek in Berlin an, um sich „den Vortheil einer ausgebreiteten litterarischen Orientirung in den Wissenschaften“ zu erwerben; dieses Amt bekleidete er vom 1. Juni 1818 bis zum 1. Juli 1820. Nachdem U. am 22. August 1822 auf seine Dissertation „De proxenia sive publico apud Graecos hospitio“ zum Dr. phil. promovirt war, habilitirte er sich als Privatdocent bei der Berliner Universität; nebenher versuchte er sich im Unterrichte an mehreren Berliner Gymnasien: am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium unterrichtete er im Winter 1821/22 zur großen Zufriedenheit Spillecke's, ebenso im Sommer 1822 unter Director Zimmermann am Friedrich-Werder'schen Gymnasium. Den Wunsch jedoch, in ein hamburgisches Lehramt zu kommen, hatte U. schon lange gehegt; vornehmlich auf Buttmann's Empfehlung, der ihm „vorzügliche Kenntnisse“ und „im Lehrvortrage eine mit Artigkeit und Feinheit gepaarte Strenge“ nachrühmte, wurde er am 23. März 1823 zum Professor am Johanneum gewählt. Die preußische Regierung entließ ihn nur ungern; der Minister v. Altenstein eröffnete ihm am 21. April, seine Ernennung zum außerordentlichen Professor sei bereits im Werke gewesen; es werde dem Ministerium erwünscht sein, wenn er „künftig wieder seine Laufbahn im preußischen Staate als Universitätslehrer verfolgen“ wolle. Am 17. Juli 1823 wurde er in sein neues Amt durch Director Gurlitt eingeführt. — Fast volle 46 Jahre hindurch hat die Hamburger Anstalt sich seines Besitzes freuen und rühmen dürfen; „er hat“, sagt Director Classen im Schulprogramme von 1869 über ihn, „eben so sehr durch die Gründlichkeit seiner philologischen Gelehrsamkeit, wie durch die geistvolle, dem Inhalte und der Form gleichmäßig zugewandte Erklärung der alten Schriftsteller einen ungemein eingreifenden, ebenso belehrenden wie zu eigenem Studium anregenden Einfluß auf die große Zahl der Schüler geübt, welche sich in dieser langen Zeit seines Unterrichts erfreut haben. . . . Ich darf auch hinzufügen, daß unsere Schule einen nicht geringen Theil des guten Rufes, daß die philologischen Studien auf ihr mit Gründlichkeit und mit Geschmack betrieben werden, der großen Zahl gelehrter und geistreicher Untersuchungen verdankt, welche U. in unseren Programmen niedergelegt hat, von den ersten im J. 1832 herausgegebenen Quaestiones Aristophaneae und der 1838 erschienenen Abhandlung über das Megarische Psephisma an durch die Reihe der allgemein geschätzten

Beiträge zur Kritik und Erklärung des Thukydides (7 Hefte, 1845—63) hindurch bis zu der gehaltreichen Schrift über die Hellenischen Kriege (1868)". — Von seinen sonstigen philologischen Schriften sind noch die „Bemerkungen zu den Platonischen Gesprächen Menon, Kriton und dem zweiten Alkibiades mit einem Anhange über die Eilfmänner zu Athen" (1821) und die Schrift „Ueber die religiöse und sittliche Bedeutung der Antigone des Sophocles" (1853) zu nennen. — Ostern 1869 trat U. in den Ruhestand und starb in Hamburg am 21. Februar 1880, seinem 85. Geburtstage. Seine werthvolle Bibliothek, welche namentlich die Litteratur über Aristophanes, Thukydides und Horaz in seltener Vollständigkeit enthielt, ist dem Hamburger Johanneum zugewendet worden.

Nekrolog im Progr. des Hamb. Johanneums von 1880, S. 5—7. — Hamb. Tagesblätter, namentlich der Hamb. Correspondent v. 25. Febr. 1880. — Hamb. Schriftstellerlex. VII, S. 458 f.; daselbst ein Verzeichniß von Ullrich's Schriften.

R. Hoche.

Ullrich: Titus U. (nicht Ulrich), Dichter, Dramaturg und Kunstkritiker, wurde am 22. August 1813 als Sohn eines Landwirths zu Habelschwerdt bei Glatz geboren. Dahin war Ullrich's Mutter des Krieges wegen zu ihrem Vater geflüchtet, und von diesem bekam er auch den ersten Unterricht. Seit 1825 besuchte er das katholische Gymnasium zu Glatz, hat aber später seine streng religiöse Erziehung nie irgendwie bethätigt, und bezog 1832 die Universität Breslau, 1833 die zu Berlin. Philosophie und Alterthumswissenschaften fesselten den feinen, schier unmerklich aber stetig arbeitenden Geist des untersetzten, schmächtigen Studenten, dessen Plan, nach der Promotion (1836) sich als akademischer Docent der geliebten Fächer niederzulassen, des Vaters Tod zerstörte. Nun mußte er sich als Privatlehrer durchschlagen, verlor aber, obzwar oft hart bedrängt, den Drang des Forschens nicht, fand dazu in der Poesie Trost und Muth. Er hat sich damals nicht bloß eine erstaunliche Bedürfnißlosigkeit angeeignet, sondern auch im Verkehr mit dem Haupte der Jung-Hegelianer, Bruno Bauer, und noch mehr dem frühverstorbenen originellen Max Stirner (s. A. D. B. XXXVI, 258), eine gründliche modern-philosophische Bildung. Trotz seines Zurückhaltens und der zeitlebens nie verleugneten Bescheidenheit war er in einem Berliner privaten litterarisch-künstlerischen Club strebsamer Jüngerer, „Rütli" (1844 bis 1848), eine Art Mittelpunkt. Aus dem stillen, aber keineswegs vereinsamten Schaffen dieser Periode ging „Das Hohe Lied" hervor, eine episch-didaktische Dichtung von völlig selbständigem Gepräge, die, auf einem „Pananthropismus" ruhend, die dem Menschen innewohnende ewige Intelligenz auf den Thron hob. Das dazumal arg verfängliche Motto „Ein Jeder ist geboren König zu sein und Priester der eigenen Gottesnatur" läßt eine rein politische Tendenz erwarten; doch spitzt sich die Idee des reinen Gedankengedichts in den Satz „Und immer übrig bleibt allein der Mensch" (S. 192 u. 195) zu. Nach längerer Verlegersuche deckte C. G. v. Puttkamer das Werk, das gerade von der sogenannten Zwanzigbogen-Freiheit der Censur Gebrauch machen konnte, mit seinem Namen (1845); aber die umfängliche „Rest-Auflage" wanderte später zum Antiquar. Trotzdem hat es damals, nicht nur in den Kreisen der modernen Richtung und von Ullrich's Freunden, erhebliches Aufsehen erregt. Die Schönheit und der Schwung der Form eroberten dem Buche, das weder Feuerbach's Pantheismus, noch gar der Hegelianer Dienst des „Absoluten" poetisch verklären wollte, eine kleine wirklich andächtige Gemeinde.

Danach hat sich U. nur noch ein einziges Mal zu längerer Concentration gesammelt. Der gewaltige Fortschritt der politisch-socialen Bewegung ging an seiner Muse auf die Dauer doch nicht spurlos vorüber. War „Das hohe Lied"

eben in höheren Sphären erklungen, so hatte es doch schon gepredigt, es sei Pflicht der Menschheit, die Ketten zu sprengen, in die der von ihr selbst willkürlich geschaffene und nunmehr als falsch erkannte Gott sie zwinge, und die Natur durch den „Gedanken“ zu erlösen. „Victor“ (Ende 1847 mit der Ziffer 1848 als letztes vor den Märztagen beschlagnahmtes Preßerzeugniß erschienen), ist ein radical gesinnter deutscher Flüchtling, der sich in der Schweiz mit einem Polen in der Schwärmerei für allgemeine Freiheit verbrüdert. Inhaltlich und sprachlich stehen diese Declamationen unter dem erhabenen Ton, auf den „Das Hohe Lied“ gestimmt gewesen war. Man merkt es, daß hier ein Poet, der nichts weniger als ein Mann der That ist, Ereignisse der jüngsten Wirklichkeit vorführen will. Der Strom der Revolutionsjahre spülte mit vielen Leidensgefährten Victor weg, und später gruselte es seinen Schöpfer wol selbst vor dem Wildfange. Doch ließen die damaligen Litterarhistoriker aus beiden Lagern sich die zwei Poeme Ullrich's nicht entwischen: des doctrinären Jungdeutschen Theod. Mundt Gesch. d. Lit. d. Gegenw. (2. Aufl.) pries sie dermaßen, daß es U. gewiß unheimlich ward, und W. Menzel, der Wortführer der litterarischen Reaction, verdammte sie (Gesch. d. dtsch. Dchtg. III) scharf. Ullrich's Flugblatt „Die Todten des 18. März. Requiem“ (1848; 2. Aufl. 1849) ist relativ maßvoll.

Sein 1848 als Berichterstatter für Theater und Kunst erfolgter Eintritt in die Redaction der eben gegründeten „Nationalzeitung“ gab U. äußerliche Sicherheit und angenehmen Wirkungskreis. So konnte er 1854 mit einem längeren Aufenthalte in Italien einen von jeher gehegten Wunsch erfüllt sehen, und drei Jahre später besuchte er aus Anlaß der großen Kunstausstellung zu Manchester Großbritannien, auf der Rückkehr Belgien und Paris. Seine feinsinnigen „Reise-Studien aus Italien, England und Schottland“ (meist in der „Nationalzeitung“) erschienen 1893 gesammelt. Mit viel Lust und Liebe, Unvoreingenommenheit und Gründlichkeit erfüllte U. die Aufgabe als Kunst- und Bühnenreferent — man sehe die Artikel über Cornelius, Preller, Euripides, die Rachel, die Ristori, Uhland's „Ernst“ bei der Berliner Première October 1853 — und Generalintendant Botho v. Hülsen forderte ihn, zu eindringlicherer Ausnutzung seiner einschlägigen Ansichten, auf, ins Bureau der Leitung der königl. preußischen Theater überzugehen. Ende 1860 vertauschte er sein journalistisches Kritikeramt (ausgewählte „kritische Aufsätze über Kunst, Literatur und Theater“ 1894) mit dem officiellen und besorgte als Intendanzsecretär 27 Jahre hindurch den meisten Verkehr der Hofbühne mit Dramatikern, Schauspielern u. s. w. sowie den wesentlichen Entscheid über Annahme und Ablehnung der eingereichten Stücke; er hat deren nach und nach über 8000, die Mehrzahl in der Handschrift, genau gelesen und begutachtet, wobei im Leseausschuß sein Urtheil maßgebend war. Als er am 1. Juli 1887 als Geheimer Intendanturrath in den Ruhestand trat, konnte er auf fast sechstehalb segensreiche Arbeitslustra auf diesem Felde zurückblicken, wo er sich durch große Sachkenntniß und kaum geringere Gewissenhaftigkeit die lebhaften Sympathien aller Betheiligten gewonnen hatte. Freilich für den Fernerstehenden blieben seine Verdienste im Dunkeln, und weder das Publikum noch in manchen Fällen wol selbst der betreffende Autor ahnten, daß Aufführung dieser oder jener Novität, Entdeckung eines verheißungsvollen Talentes u. ä. seinem überlegten Rathe zu danken sei.

Das einfache und unaufdringliche äußere Leben Ullrich's hatte sich durch die Ende der fünfziger Jahre geschlossene glückliche Ehe mit Emilie Ribbeck, die ihm theilnehmende Geistesgefährtin, später Herausgeberin ward, kaum verändert. Den regelmäßigen Sommerurlaub verbrachte er am liebsten an einem traulichen Fleck der bairischen Alpen, namentlich zu Tegernsee, zuletzt gesundheitshalber zu Ragatz. Bei dieser Gelegenheit erwachte seit 1868 seine Lyrik

aufs neue, und den gesichteten Ertrag von zwanzig Jahren bot er dann 1890 als „Dichtungen" dar, zu eigener und fremder ehrlicher Befriedigung. Einem Freunde schrieb er damals: „Ein großer Uebelstand für mich war immer der, daß ich alle diese Verse nur nebenher machen und ihnen fast niemals meine ganze unbehinderte Stimmung widmen konnte. Ich traue mir bei aller Bescheidenheit zu, daß ich unter freien, auskömmlichen Verhältnissen ganz Anderes geleistet hätte, und daß mir nicht die Zeit der vollsten Kraft von 1852 bis 1868 verloren gegangen wäre. Eine trübe Erkenntniß!" Bis zuletzt weihte er die unermüdete Feder der Muse: fast zwei Jahre nach dem Tode, 1893, noch erschienen in der Monatsschrift „Nord und Süd" (XVII, 221—228) Gedichte, ansprechend in jeder Hinsicht. Am 17. December 1891 starb er zu Berlin.

Vgl. Menzel a. a. O. III, 481; desgl. Th. Mundt (s. o.), Brümmer, Lex. d. dtsch. Dcht. u. Pros. d. 19. Jahrh. II, 417 f. ('Das hohe Lied' falsch als Drama bezeichnet). Genaue biographische Notiz Voss. Ztg. vom 18. Dec. 1891, Rubrik „Kunst, Wissensch. u. Litt." Gut behandelt ihn aus persönlicher Bekanntschaft Rud. Genée (an ihn obige Briefstelle): National-Ztg. vom 23. Dec. 1891 u. 11. Oct. 1894 (G.) und im Vorwort (vgl. S. 189 A.) der „Reisestudien". Schreibart öfters falsch Ulrich (Menzel; Ad. Stern, Lex. d. dtsch. Nationallitt. S. 370; Vapereau, Dict. des contemporains[6] S. 1538, der ihn mit sonderbarem Irrthum de son père une éducation française erhalten läßt, u. a.). Die „Berliner Dramaturgie" (1877) Karl Frenzel's, der seit 1862 sein Nachfolger an der National-Ztg. ist (s. das. I, 19), illustrirt gleichsam Ullrich's amtliches Eingreifen (vgl. auch das. II, 422 ff.). Vgl. Th. Fontane, Chr. Fr. Scherenberg u. das literarische Berlin von 1840—1860 (1885).

Ludwig Fränkel.

Ulmann: Karl Christian U., Prediger und Professor der Theologie, evangelisch-lutherischer Bischof, wurde am 3. Februar a. St. 1793 in Riga geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Seine Schulbildung erhielt er im livländischen Pastorate Kokenhusen und im Rigischen Gouvernementsgymnasium. Im J. 1810 wurde er als Student der Theologie an der Dorpater Universität immatriculirt, gleichzeitig mit Friedrich v. Berg, dem spätern Grafen und Generalfeldmarschall, und Karl Ernst v. Baer, dem großen Naturforscher und berühmtesten Schüler der Dorpater Hochschule. Ueber der erst wenige Jahre bestehenden Universität lag noch der Zauber der Romantik. U. erging es wie seinem Freunde v. Baer, dem es, als er zum ersten Mal Dorpat mit seiner alten imposanten Domruine sah, schien, als sähe er von dort das Licht ausstrahlen auf das ganze Land. — Die theologischen Professoren, die die Universität damals besaß, waren leider nicht im Stande, den Studirenden von besonderer Bedeutung zu werden. Die systematische Theologie war durch Lorenz Ewers vertreten, einen Mann von ehrlicher Ueberzeugungstreue, von Milde und Menschenfreundlichkeit, aber von einer streng orthodoxen Richtung, die als antiquirt galt. Professor der praktischen Theologie war H. L. Böhlendorff, ein Repräsentant des damals herrschenden Vulgär-Rationalismus, wie es Hezel war, der die exegetische Professur innehatte und dessen Schriften bereits vor Jahrzehnten nur als Curiosa erwähnt wurden. Auch der Kirchenhistoriker Segelbach kam nicht weiter in Betracht. Der theologisch-wissenschaftliche Ertrag, den U. erntete, war somit kein voller. Um so angeregter war das gesellige Leben in einem erlesenen Freundeskreise, in dem Baer nicht fehlte. Von dem damaligen Dorpater Studentenleben gibt uns Dr. Christian Müller in seiner: Wanderung von St. Petersburg nach Paris im Jahre 1812 durch die deutsch-russischen Provinzen . . . (Leipzig 1814) eine lebhafte Schilderung, in der U. im Vordergrunde steht. Er nennt ihn einen hochgebildeten und höchst interessanten jungen

Mann, einen Charakter voll reicher Stärke, ein reiches poetisches Gemüth. In Ulmann's Studentenjahre fällt der Kriegszug Napoleon's gegen Rußland. U. verlebte die unruhvolle Zeit, wo Kurland vom Feinde besetzt war, bei den Seinigen, die in die Nähe von Wenden in Livland geflüchtet waren. Erst als der Feind aus den Grenzen des Reichs vertrieben worden war, kehrte er zu seinen Studien nach Dorpat zurück. Seine Absicht, in der russisch-deutschen Legion, die sich zur Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes gebildet hatte, Dienste zu nehmen, hatte er auf Wunsch der Eltern nicht realisiren dürfen. Im December 1813 erhielt U. für eine Preisarbeit die silberne Medaille; im Juni 1814 verließ er Dorpat, bald darauf bestand er beim livländischen Consistorium das Candidatenexamen pro ministerio. Im folgenden Jahre setzte U. auf deutschen Hochschulen seine Studien fort, zunächst in Jena, wo ihm der bibelfeste Heinrich August Schott der liebste Lehrer wurde. Auch Baumgarten-Crusius und Koethe hörte er und von Nichttheologen Luden und Oken. Auf den Freitagabendgesellschaften bei Oken hat er niemals gefehlt. Er wurde Mitglied der Jenaischen Burschenschaft, und auf der zur Erinnerung an den zweiten Pariser Frieden veranstalteten Universitätsfeier war es ein von U. verfaßtes und nach der Melodie „Nun danket alle Gott“ gesungenes Lied, das die Versammlung mächtig ergriff (Richard u. Robert Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens, S. 374). In Göttingen trieb U. noch eifrige kirchengeschichtliche Studien, dann begab er sich auf die Heimreise. — Im Januar 1817 trat er in sein erstes geistliches Amt ein: als Prediger zu Kremon und St. Peterscapelle in Livland. Achtzehn Jahre lang waltete er hier, auf einem schönen Flecken Erde, seines Amts, in voller Kraft und Frische des Geistes und der Seele, erfüllt von lauterer Hingabe an die hohen Aufgaben seines Amts und von eisernem Pflichtbewußtsein. U. war kein Mann schöpferischer und weltbewegender Ideen, aber er war ein tüchtiger und gewissenhafter Arbeiter, dessen Besonnenheit und sittliche Kraft seiner Berufsthätigkeit ihren Stempel aufdrückten. Besonders viel hat er für die Hebung des Landvolkschulwesens gethan: den Gang der Entwicklung des Schulwesens hat er mit bestimmt, er war ein Freund des lettischen Volkes und seiner Litteratur, wurde Mitbegründer der lettisch-litterärischen Gesellschaft, sammelte eifrig lettische Volkslieder und gab Bemerkungen zu Stender's lettischer Grammatik und lexikographische Beiträge aus seiner Gegend heraus. Für die intellectuelle und moralische Hebung des lettischen Volks hat U. nach verschiedenen Richtungen hin anregend und befreiend gewirkt. — Schon in jungen Jahren war er einer der hervorragendsten Prediger Livlands. Als die livländische Pastoralsynode zum ersten Mal auf Grund des neuen Kirchengesetzes im J. 1834 zusammentrat, gewann U. eine ihre Entwicklung bestimmende Stellung. Mehrere Berufungen zu weiter ausgebreiteter Thätigkeit schlug U. aus, aber als die Universität Dorpat ihm den Lehrstuhl der praktischen Theologie an des verstorbenen Julius Walter Stelle antrug, willigte er, wenn auch nicht ohne Bedenken ein, und siedelte im Sommer 1835 nach Dorpat über. In kurzer Zeit gewann er eine leitende Stellung an der Universität, denn er war, was noch nach dreißig Jahren der amtliche Bericht des Grafen Keyserling ihm nachrühmte, eine milde, würdevolle, im Leben wie in der Theologie im edelsten Sinne des Wortes vermittelnde Persönlichkeit. Er war der allgemeine Vertrauensmann, wurde Decan der theologischen Facultät und Rector der Universität, eine Zeit lang bekleidete er stellvertretend sogar das Amt des Curators des Dorpater Lehrbezirks. Einer seiner Schüler charakterisirt ihn in treffender Weise, indem er schreibt: „Wol kein Pastor, der Ullmann's Schüler auf unserer Universität gewesen, wol kein Professor, der mit U. in unserm Universitätsconseil gesessen, wol kein Vorgesetzter unsres Landes, der mit

U. dasselbe administrirt, hat den geistig nicht minder als leiblich hohen und seinerzeit alles überragenden U. vergessen, sondern trägt das Bild des in seiner Liebesfülle und Ernstesmilde alles überwindenden Mannes in unverlöschlichen Zügen für immer in seinem Herzen .. Der hohe Mann war für den weitesten Raum nicht zu klein und für den engsten nicht zu groß, ihn überragte der höchste Mann nicht, und zu dem kleinsten Kinde verstand er sich hinabzuneigen. Er war der Gleiche in der Aula unter den Männern der Wissenschaft, und in der Sonntagsschule unter den Handwerksburschen, im Salon unter den Spitzen der Gesellschaft und in der Volksschule unter den Dorfbuben." — Ulmann's Name hatte auch in der Residenz einen guten Klang: bereits 1840 wurde ihm das Amt des Vicepräsidenten des evangelisch-lutherischen Generalconsistoriums angetragen. Auf Bitten seiner Dorpater Freunde lehnte er indessen dieses Amt wie das des kurländischen Generalsuperintendenten ab. Seiner Thätigkeit in Dorpat wurde indessen in unerwarteter Weise ein jähes Ziel gesetzt. An der Spitze des Ministeriums der Volksaufklärung stand damals Graf S. Uwarow, der Freund Goethe's. Er leitete den Kampf gegen das auf deutschen und protestantischen Grundlagen ruhende Bildungswesen der baltischen Provinzen ein und fand in U. einen heftigen Widersacher, der in einem denkwürdigen, dem Grafen Uwarow bekannt gewordenen Memoire vom Mai 1839 die Angriffe des Ministers in freimüthiger offener Sprache abwies und bei allem schuldigen Respect unumwunden erklärte, die Hand nicht zu Maßregeln bieten zu wollen, die darauf ausgingen, die Rechte der Universität zu untergraben und sie ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach zu zerstören. Wo offene Eingriffe erfolgten, widersetzte sich U. auf gesetzmäßigem Wege, namentlich als es darauf abgesehen war, die russische Unterrichtssprache mit Verdrängung der deutschen einzuführen und den evangelischen Glauben durch den griechischen zu verdrängen. Seitdem war U. dem unversöhnlichen Hasse des hochgebietenden Ministers ausgesetzt, der nach einem Anlaß suchte, sich des von ihm gehaßten Ehrenmannes zu entledigen. — Zu Ende des Jahres 1841 hatte U., durch schwere Krankheit gezwungen, das Rectorat niedergelegt und lebte in Zurückgezogenheit seiner Lehrthätigkeit. Am 1. November 1842 empfing U. eine Abordnung der Studentenschaft, die ihm als Zeichen ihrer Dankbarkeit für seine Verdienste um die gesammte Burschenschaft, insbesondere die Einführung des allgemeinen Ehrengerichts — fortan durfte nach dem allgemeinen Comment kein Student ein Duell ausmachen, dessen Handel nicht zuvor vor ein Ehrengericht gekommen war — einen silbernen Pokal überreichte. U. nahm ihn an „als einen Beweis ihrer Liebe" zu ihm, verwahrte sich aber ausdrücklich dagegen, daß man ihn auf übelwollender Seite als Führer einer Partei oder einer Opposition ansehe. Am Abend desselben Tages wurde U. durch ein Ständchen überrascht, das ihm eine Anzahl Studenten brachte. Wie das alte Arndt'sche Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" angestimmt wurde, durchfuhrs U., wie er selbst berichtet hat, daß es gewählt worden war, weil er ja wol wußte, daß man es mit seinem Verfechten des Deutschthums in Verbindung bringen würde. Es brachte ihn in Verlegenheit, er ließ aber den Pokal mit Wein füllen und dankte den Commilitonen „mit deutschem Wort, weil es aus deutschem, treuem Herzen kommt. Dies treue deutsche Herz ist die Hauptsache. Vergeßt Ihr das nicht, in denen ich die Hoffnung für das Vaterland vor mir sehe. Vergeßt es nicht, Ihr mögt gegenüberstehen, wem Ihr wollt, Ihr mögt eine Sprache sprechen, welche Ihr wollt — treu muß das Herz bleiben, treu dem Kaiser, treu dem Vaterlande!" Die Feier endete mit einem Vivat auf U. — Aus diesem harmlosen Anlaß ward U. der Strick gewunden. Bereits am 2. November reiste der Curatorsgehülfe Oberst Schönig mit einem Bericht seines Chefs zum Minister

nach St. Petersburg, wo sich das sinnlose Gerücht verbreitet hatte, in Dorpat wäre Revolution ausgebrochen, auf den Gassen würden aufrührerische Reden gehalten, man ließe die akademische Freiheit hoch leben u. dgl. m. U. bat um Einleitung einer strengen Untersuchung, sie wurde abgelehnt, den Bericht des Curators stutzte Uwarow willkürlich für den Kaiser zu, und am 21. November wurde U. vor versammeltem Senat der kaiserliche Befehl eröffnet, wonach er für offenbare Uebertretung des Gesetzes — es war ein Paragraph citirt, der auf den Vorgang gar nicht anzuwenden war — „und für öffentliches Erscheinen vor Studirenden und Einwohnern Dorpats, was sich nicht für einen Führer der Jugend, noch weniger für einen Geistlichen ziemte, der Aufregung besänftigen, nicht aber ermuntern soll“ vom Dienst entlassen, der Aufenthalt in Dorpat ihm verboten und der Pokal confiscirt wurde. Aber nicht U. allein traf diese unerhörte Härte und Mißhandlung: der Rector Volkmann, der Physiologe, wurde seines Rectoramtes entsetzt, weil er unterlassen hatte, rechtzeitig Anordnungen zur Abwendung des Begebnisses zu treffen, und Professor v. Bunge, der Begründer des baltischen Provinzialrechts, wurde in das ferne Kasan versetzt, weil er sich erlaubt hatte, privatim seine Ansicht dahin auszusprechen, daß der angezogene Gesetzesparagraph auf den Vorgang nicht paßte. — U. zog sich zunächst in die Stille des Landguts Engelhardtshof bei Riga zurück, wo er litterarisch rege war und seine Kinder unterrichtete. Im Januar 1844 siedelte er nach Riga über. Als Schulrath organisirte er das gesammte livländische Volksschulwesen. Sein Name leuchtete der Volksbildung des Bauernstandes als heller Leitstern vor. Daneben redigirte er die von ihm begründeten und noch jetzt bestehenden „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland“ und gab ein neues deutsches Gesangbuch heraus, das viele Jahrzehnte lang im Gebrauch gewesen ist. In Riga kam Ulmann's Arbeitskraft auch einer Reihe von gemeinnützigen Instituten zugut, die er ins Leben rief oder leitete. — Als Kaiser Alexander II. den Thron bestiegen hatte und neue Wege ging, da heilte er die alte Wunde, die schmähliches Unrecht U. geschlagen hatte. Im Februar 1856 wurde er zum obersten geistlichen Amt in der evangelischen Kirche Rußlands berufen, zum Vicepräsidenten des evangelisch-lutherischen Generalconsistoriums. „Es erschien als ein unmittelbarer Gewinn, als die Gewähr für eine neue Richtung der innern Politik, wenn ein Mann, der um seiner deutschen Gesinnung willen unter Nikolai seines Amtes entsetzt war, nun an die höchste Stelle der Kirchenbehörde berufen ward.“ U. wohnte der Kaiserkrönung in Moskau bei als Vertreter der lutherischen Kirche des Reiches, der Kaiser verlieh ihm die Würde eines Bischofs. Ulmann's Thätigkeit im Mittelpunkt dieser Kirche ist von Segen erfüllt gewesen. Nach oben vertrat er das Recht seiner Kirche in würdevoller Weise, gesinnungsfest und muthig, verstand aber auch zu zügeln und zum Dulden und Ausharren zu bewegen. Sein eigenstes Werk ist die Unterstützungscasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland, in Organisation und Zielen dem Gustav-Adolf-Verein in Deutschland entsprechend. Als er in hohem Alter wieder einmal Dorpat, aus dem er zwanzig Jahre zuvor schnöde ausgewiesen worden war, besuchte, brachte ihm die studirende Jugend in einem großartigen Fackelzuge eine Ovation dar, und als er im December 1866 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum beging, war es ein Fest, das alle Evangelischen des Reichs mitfeierten. Die Dorpater theologische Facultät machte ihn zum Ehrendoctor, die Vaterstadt Riga zum Ehrenbürger. Zu Beginn des Jahres 1868 schied er aus dem Amt, und zog sich in das livländische Städtchen Walk zurück, wo die Muße seines Lebensabends lettisch-lexikographischen Arbeiten gewidmet war. Das lettisch-deutsche Wörterbuch vermochte er noch in den Druck zu geben und seine Correcturen bis zum Buchstaben S zu lesen. Am 8. October 1871

ist er gestorben, und unter ergreifenden Feierlichkeiten, an denen sich alle Körperschaften des Landes betheiligten, wurde er in die Gruft gesenkt.

Riga'scher Almanach für 1860. — Rigaer Tageblatt, 1893, Nr. 27 u. 28. — (Alex. Buchholtz,) Deutsch-protestantische Kämpfe in den baltischen Provinzen Rußlands. Leipzig 1888.

Arend Buchholtz.

Ulmenstein: Friedrich Wilhelm Albrecht v. U. Die v. Ulmenstein, ursprünglich Schumacher, scheinen ein Ulmer Stadtgeschlecht zu sein. Aus demselben wurden Johann Ulrich Schumacher, kurpfälzischer Rittmeister, und dessen Sohn Johann durch kaiserliches Diplom d. d. Wien den 8. November 1729 in den erblichen Adelstand unter dem Namen v. U. erhoben. Der letztgenannte Johann v. U. erhielt am 10. September 1745 das Freiherrndiplom. Derselbe hatte seit dem Jahre 1719, zuletzt als Hofrath bei dem Revisionsgerichte zu Varel, in Diensten des Reichsgrafen Anton II. von Aldenburg gestanden und wurde auf dessen Empfehlung vom Könige von Dänemark als Herzog von Holstein für den niedersächsischen Kreis im J. 1728 zu einem erledigten Reichskammergerichtsassessorat präsentirt. Um dieselbe Zeit, unter dem 19. April 1728, ertheilte die juristische Facultät der Universität Rinteln ihm das Diplom als Doctor iuris utr.; im August 1731 wurde er vom Könige von Dänemark zum Etatsrath ernannt. Auf Grund jener Präsentation wurde er durch Beschluß des Plenums des Reichskammergerichts vom 5. September 1731 als Assessor recipirt, am 5. November d. J. eingeführt und vereidigt.

Johann v. U. begründete das Emporblühen des Geschlechts. Er starb als Assessor zu Wetzlar am 21. November 1751. Aus erster Ehe mit Luise Salome v. Wieger hinterließ er vier Kinder, aus zweiter, geschlossen bald nach dem 1746 erfolgten Tode der ersten Frau mit Veronica Maria v. Buchenau, zwei Söhne. Unter den Söhnen erster Ehe ist zunächst zu nennen Anton, der in früher Jugend eine herzoglich württembergische Titularstelle als „adliger Regierungs- und Hofrath" erhielt. Als solcher trat er in den Dienst von Nassau-Weilburg; unter dem 23. November 1746 wurde ihm gestattet, sich bei der Regierung zu Weilburg unter Leitung des Kanzlers Scheid in Justiz- und Regierungssachen auszubilden. Im Jahre 1748 erhielt er bei einem Aufenthalte in London vom Könige von England die Ernennung zum Wirklichen Hofrath, ging als solcher nach Celle, wo er 1751 zum Oberappellationsgerichtsrath befördert wurde. Zu seinen Nachkommen gehört wol der in den Feldzügen in Spanien und Italien genannte hannoversche General v. U., dessen Gemahlin Ernestine schriftstellerisch thätig war. Aus derselben Ehe des Johann v. U. stammte gleichfalls Christian, geboren zu Wetzlar 1738, studirte 1755—58 in Göttingen, trat dann in den Dienst der hannoverschen Regierung. Von Celle wurde er 1772 als Assessor an das Reichskammergericht berufen und hier 1774 eingeführt. Als solcher starb er zu Wetzlar am 20. September 1801. Auch Christian hinterließ Nachkommen, sein Sohn Christian war preußischer Regierungsrath 1812 zu Potsdam, 1824 zu Arnsberg. — Ein Christian Ulrich v. U., Schaumburg-Lippischer Oberamtmann zu Blomberg, veröffentlichte 1815 „Vaterländische Gesänge aus dem alten Westfalen".

Friedrich Wilhelm Albrecht v. U. war als Johanns, des Reichskammergerichtsassessors zweiter Sohn aus zweiter Ehe am 30. October 1750 (nicht 3. October, wie Meusel angibt) zu Wetzlar geboren. Vermuthlich hat er ebenso wie sein älterer Bruder Christian in Göttingen studirt. Nach beendeten Universitätsstudien trat er in markgräflich badische Dienste und fungirte in den Jahren 1774—1777 als Hofraths-, Hofgerichts- und Ehegerichtsassessor. Drei Jahre später erfolgte seine Berufung in den Dienst des Fürsten zu Nassau-

Weilburg durch dessen Minister von Botzheim; am 17. März 1780 erhielt er die Ernennung zum weilburgischen wirklichen Regierungsrath, als welcher er am 27. März d. J. durch den genannten Minister in das Collegium eingeführt wurde. Er bearbeitete Justizsachen, namentlich die Processe des fürstlichen Hauses und der Regierung. Als im J. 1785 seine und seiner Brüder Privatangelegenheiten seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen und seine mehrmonatliche Abwesenheit von Weilburg forderten, erbat und erhielt er am 22. März 1785 seinen Abschied unter Belassung seines Amtstitels und mit einer zehnjährigen Pension von 100 Thalern. Er siedelte nach Frankfurt a. M. über, wo ihm der Rath unter dem 26. April 1785 die Erlaubniß zum einjährigen Aufenthalt ertheilte, welche von da ab jährlich und zuletzt am 4. November 1794 erneuert wurde. Das Jahr 1795 brachte er zum Theil noch in Frankfurt zu. Mit dem April dieses Jahres (nicht aber „nach dem Ableben des damals regierenden Fürsten Karl", wie Meusel angibt) war sein Anspruch auf die ihm von Weilburg bewilligte zehnjährige Pension erloschen; sein unter dem 11. April d. J. gestelltes Gesuch um Verlängerung derselben blieb erfolglos. Die Weiterzahlung der Pension wurde in einer für die damaligen Zustände recht bezeichnenden Weise ihm nur für den Fall in Aussicht gestellt, daß sein Bruder, der Reichskammergerichtsassessor, „sich in den Nassau-Weilburgischen Processen weniger nachlässig zeige und auf die Beendigung derselben hinarbeite". Da ungeachtet dieses Druckes die Nassau-Weilburgischen Processe ihr Ende nicht erreichten, erhielt U. kein Geld mehr und stand fortab, besonders nach dem 1801 erfolgten Tode seines Bruders, des Reichskammergerichtsassessors, völlig mittellos da, auf den kärglichen Ertrag seiner mit rastlosem Eifer, wie dieses seine von jetzt ab veröffentlichten Schriften zeigen, betriebenen Studien angewiesen. Von jetzt ab war das Leben des einsamen Mannes eine ununterbrochene Kette von Noth und Entbehrungen, die ihn zwangen, die Unterstützung seiner Anverwandten und in häufig wiederkehrenden Bittschriften bei fürstlichen Personen, namentlich dem Herzoge und dem Fürsten zu Nassau, milde Gaben zu erbitten. So schrieb er 1812: „Mit der Auflösung des Kammergerichts ist hier ein schrecklicher Hunger eingerissen, der Wetzlar zu einem unangenehmen Aufenthalt macht". Alle Bemühungen, durch Erlangung einer Beamtenstelle sich wieder eine feste Existenz zu gründen, blieben erfolglos. Sein Gesuch um eine Rathsstelle bei dem gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichte, welches die Linien des Hauses Nassau im J. 1803 in Hadamar errichteten, wurde infolge einer für ihn ungünstigen Aeußerung des Ministers Marschall abgeschlagen. Ebensowenig glückten im J. 1815 seine bei dem Staatskanzler Hardenberg und dem Oberpräsidenten Solms-Laubach gemachten Anstrengungen um Aufnahme in den preußischen Staatsdienst. So lebte er privatisirend in Wetzlar weiter bis zu seinem daselbst am 27. Januar 1826 erfolgten Tode. Ulmenstein's vielseitige Studien erstreckten sich namentlich auf Rechtswissenschaft, Volkswirthschaft, Geschichte und Naturwissenschaften. Mehrfache größere Schriften auf diesen Gebieten sowie kleinere Aufsätze — auch biographischen und publicistischen Inhalts — bezeugen seinen Fleiß. Von seinen Schriften hat besonders die „Geschichte und topographische Beschreibung der Stadt Wetzlar", 3 Theile, Hadamar und Wetzlar 1802—1810, seinen Namen bekannt gemacht. Das Buch verschaffte ihm im J. 1813 von dem Primatischen Minister v. Eberstein den Auftrag, das Archiv der Stadt Wetzlar zu ordnen, für welche Arbeit er 1814 vom Generalgouvernement zu Frankfurt ein Honorar von 100 Thalern erhielt. Ungedruckt blieb die „Diplomatische und chronologische Lebensbeschreibung des römischen und deutschen Königs Adolf von Nassau", welche er im J. 1809 im Auftrage des Weilburgischen Ministers Gagern begann. Das 1812 vollendete, handschriftlich im Staatsarchiv zu Wiesbaden vorhandene

Werk fand an maßgebender Stelle keinen Beifall, wurde aber „einstweilig“ mit 200 Gulden honorirt. Viel Kummer machte ihm der Verlust des nach Petersburg an die Censurbehörde geschickten Manuscripts des zweiten Theiles seiner „Charakteristik des menschlichen Geschlechts“, besonders weil die russische Regierung die von ihm für den Verlust geforderte Geldentschädigung abwies.

Schriften verzeichnet bei Meusel, Gel. Teutschland, Nachtrag V, 2 (1795); Bd. XVI (1825); XXI (1827). — Kneschke, Adelslexikon. — Gritzner, Standeserhebungen. — Acten der Staatsarchive Wetzlar und Wiesbaden sowie des Stadtarchivs Frankfurt. W. Sauer.

Ulmer: Johann Konrad U., von seinen Zeitgenossen gewöhnlich von Ulm (ab Ulma) genannt, ist am 31. März 1519 zu Schaffhausen geboren. Sein Vater war der Bürger und Rathsherr Johann Ulrich von Ulm, seine Mutter Margaretha, geb. Thanner. Seine Jugend fiel in die Zeit, in der Sebastian Wagner, genannt Hofmeister, die Reformation in Schaffhausen einführte. Nachdem er als heranwachsender Knabe seinem Vater bei allerlei häuslichen Verrichtungen und beim Weinbau hatte behülflich sein müssen, ward er in verhältnißmäßig späten Jahren auf die lateinische Schule seiner Vaterstadt geschickt. Seine weitern Studien begann er dann in Basel, wo Simon Grynäus (s. A. D. B. X, 72) ihn in sein Haus nahm und ihm den Unterricht seiner Kinder anvertraute. Er hörte die theologischen Vorlesungen von Grynäus, der seit 1536 die theologische Professur des Neuen Testamentes mit übernommen hatte, bei Erasmus, bei Oekolampad, Amerbach u. s. f. Nachdem er vom Senate seiner Vaterstadt ein jährliches Stipendium von dreißig Gulden erhalten hatte, ging er im J. 1538 nach Straßburg, wo er Butzer, Calvin und Capito in der Theologie, aber auch philosophische Vorlesungen hörte. Im J. 1541 reiste er von hier über Frankfurt a. M. und Erfurt nach Wittenberg, wo er am 7. October 1541 inscribirt wurde. Er hat hier noch die Häupter der deutschen Reformation kennen gelernt und zu ihren Füßen gesessen. Schon am 20. April 1542 ward er hier zum Magister promovirt; mit ihm an demselben Tage Johannes Stigel aus Gotha (s. A. D. B. XXXVI, 228), Johannes Crato aus Breslau (IV, 567), Johann Heinrich Meier aus Bern, Melchior Ayrer aus Nürnberg und noch fünf andere. Er begann nun selbst Vorlesungen zu halten. Als im folgenden Jahre der Graf Philipp von Steineck für seine Stadt Lohr am Main einen tüchtigen Prediger suchte, der dort die Reformation einführen könnte, hielten Luther und Melanchthon U. für diesen Dienst geeignet; nachdem er noch am 28. November 1543 zu Wittenberg von Bugenhagen ordinirt worden war, reiste er mit einem Empfehlungsschreiben zum Grafen und trat am Epiphaniasfest 1544 sein Amt als Hofprediger zu Lohr an. Er hat hier in großem Segen gewirkt. Als nach dem Tode des Grafen, der der letzte seines Geschlechtes war, im September 1559, mit einem großen Theil der Grafschaft auch Lohr an das Erzbisthum Mainz fiel, gestattete der Erzbischof freie Religionsübung unter der Bedingung, daß unnöthige Streitigkeiten vermieden würden, und U. konnte bei seiner Gemeinde bleiben. Als aber im J. 1566 (nach anderer Angabe 1569?) der Senat von Schaffhausen ihn bat, die erste Predigerstelle und das Decanat daselbst zu übernehmen, folgte er dem Rufe aus Liebe zur Vaterstadt; noch dreißig Jahre hat er hier umsichtig und eifrig zur Befestigung evangelischen Christenthums gewirkt und in großem Ansehen gestanden. Am 1. August 1596 wurde er vom Schlage gerührt und infolge davon legte er sein Amt nieder; vier Jahre später starb er wenige Tage nach einem zweiten Schlaganfall am 7. August 1600, einundachtzig Jahre alt.

In der im J. 1599 zu Zürich bei Johann Wolff unter dem Titel

„Kirchengesang“ erschienenen Sammlung geistlicher Lieder werden fünf Lieder unserm U. zugeschrieben; u. a. ein Lied, das mit den Worten: „Wer unterm Schirm des höchsten sitzt“ beginnt, wie das bekannte Gerhardt'sche Lied. Ob diese Lieder sich auch schon in dem von U. selbst im J. 1569 zugleich mit einem Katechismus bei Froschauer in Zürich herausgegebenen Psalmbuch befinden, bedarf noch der Untersuchung.

Adami vitae, Francof. 1706, pag. 330 seqq. — Jöcher IV, Sp. 1672. — Foerstemann, Album 191a. — Köstlin, Baccalaurei u. magistri (1538 bis 1546), Halle 1890, S. 14. — Buchwald, Wittenberger Ordinirtenbuch, S. 35, Nr. 552. — Wackernagel, Bibliographie, S. 443a. — Koch, Gesch. des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II, 388 u. 390 f. — Herzog, Realencyklopädie, 2. Aufl., XIII, 10. l. u.

Ulmer: Johann Konrad U., Kupferstecher, wurde im J. 1783 zu Beroldsheim als Sohn eines Geistlichen geboren. Von Jugend auf Neigung für die Kunst verrathend, erhielt er in Ansbach durch den Professor Naumann den ersten Zeichenunterricht. Aelter geworden, kam er auf die Akademie nach Augsburg, wo er sich der Kupferstecherkunst zuwandte. Sein eigentlicher Lehrer aber wurde Johann Gotthard Müller in Stuttgart. Von dort aus begab er sich nach Paris, wo er zwölf Jahre lang blieb. Während dieser Zeit stach er für das „Musée Napoleon“ die Halbfigur eines jungen Mannes, genannt „der Bürgermeister“, nach A. van Dyck und die „Preisvertheilung“ nach Bart. van der Helst (1812), während er auf eigene Rechnung die „Madonna della Sedia“ nach Raphael, die „H. Cäcilie“ nach Mignard und das Selbstporträt des Carlo Dolce ausführte. Diese Blätter, unter denen namentlich die „Preisvertheilung“ geschätzt wird, machten U. bekannt. Er erhielt im J. 1818 einen Ruf als Professor der Kupferstecherkunst an das Städel'sche Institut in Frankfurt a. M., wo er sich am 26. August 1820 in einem Anfall von Melancholie selbst tödtete. Er hinterließ zwei unvollendete Platten: „den Triumph der Religion“ nach Le Sueur und „Maria mit dem Kinde“ nach Raphael's „Madonna di S. Sisto“, die C. Piotti vollendete.

Vgl. G. K. Nagler, Neue allgem. Künstlerlexikon XIX, 224—226. München 1849. — Ph. Friedr. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. Frankf. a. M. 1862. S. 402, 403. — A. Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler II, 624, 625. Leipzig 1873. — A. Apell, Handbuch für Kupferstichsammler. Leipzig 1880. S. 437, 438. — Ch. Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes IV, 67. Paris o. J. A. L. Lier.

Ulner: Hermann U. (Figulus) aus Hersfeld, studirte in Marburg Jurisprudenz (immatriculirt 1532 im 1. Semester), wurde hier Magister und Professor der Grammatik (als solcher zuerst in der ersten Hälfte des Jahres 1542 genannt). Nachdem er hier den jungen Grafen von Waldeck privatim unterrichtet hatte, berief ihn Graf Philipp IV. von Waldeck zu sich und ernannte ihn zu seinem Secretär und Kanzler. 1556 erwarb er sich den Doctorhut in Marburg. Bereits 1559 rief ihn der Landgraf Philipp von neuem an die Universität Marburg und ertheilte ihm die Bestallung als Rath und Beisitzer des hessischen Hofgerichts (8. Mai 1559), doch bedang sich U. aus, viermal im Jahre zu dem Grafen von Waldeck auf dessen Erfordern reiten zu dürfen; die Uebersiedelung nach Marburg scheint er aber erst im Mai des folgenden Jahres bewerkstelligt zu haben. Er starb am 1. März 1566.

Seine Schriften sind theils philologischen (Annotationes zu Horaz 1546, und seine oft aufgelegte „Suppellex germanicae et latinae linguae phrasium“ 1567), theils juristischen Inhalts („Lexicon juris“ 1546, „Regulae juris antiqui“ 1565).

Von seinen Söhnen war Eustachius U. (immatriculirt in Marburg 1550) lic. jur. und waldeckischer Rath in Corbach, später Professor in Heidelberg; er starb 1592 in Marburg. Der zweite Sohn, Johannes, war Prof. juris in Herborn.

Acten des Staatsarchivs zu Marburg. — Matrikel der Universität Marburg ed. Caesar. — Strieder, Hess. Gel.-Lex. XVI, 240 und die dort genannten Quellen. Kretzschmar.

Ulner: Peter U., Abt des Klosters Berge bei Magdeburg, war geboren am 18. October 1523 in Gladebach in den Niederlanden als Sohn des dortigen Bürgermeisters. Er besuchte die Schulanstalten zu Deventer und Herzogenbusch und trat 1542 in den Benedictinerorden. Der Abt des Klosters Werden, Hermann, dem er übergeben wurde, erkannte bald die Befähigung des jungen Mönches und sandte ihn auf Kosten des Klosters zur Fortsetzung seiner theologischen und philosophischen Studien nach Köln. Nach Werden zurückgekehrt, wurde er 1554 zum Pfarrer des Ludgeriklosters in Helmstedt ernannt, das mit dem Werdener Kloster einen gemeinsamen Abt und ein gemeinsames Capitel hatte. Im folgenden Jahre berief ihn der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig zum Hofprediger nach Wolfenbüttel. 1559 wurde er im Provinzialcapitel des Benedictinerordens in Erfurt auf den besonderen Wunsch des Abtes Heinrich Zirow vom Kloster Berge zu dessen Coadjutor bestellt und in demselben Jahre am 3. November von Erzbischof Sigismund von Magdeburg bestätigt. Als Abt Zirow 1561 starb, wurde er dessen Nachfolger. — Das ehemals blühende und reiche Kloster Berge hatte unter den Ereignissen der Reformation große Einbußen erlitten. Schon im Mai 1525 hatte ein Pöbelhaufe aus der Altstadt und der Sudenburg das Kloster ausgeplündert, 1546 hatte der Rath das Kloster besetzt und sämmtliche Gebäude, auch die Kirche zerstören lassen. Die Glocken, die Orgel, die Chorstühle, die silbernen Kirchengeräthe, die Documente und Urkunden wurden in die Stadt geschafft. Auch die Landhöfe des Klosters zu Pechau und Prester wurden in Asche gelegt; das Kloster berechnete den ihm zugefügten Schaden auf 19 559 Gulden. — Dem neugewählten Abte fiel die schwere Aufgabe zu, diesem zerrütteten Zustande seines Klosters ein Ende zu machen. Die zerstörten Gebäude wurden wieder aufgebaut, die eingerissene große Klosterkirche durch eine neue, wenn auch kleinere ersetzt, in die Finanzen Ordnung gebracht. Von noch größerer Bedeutung war sein Uebertritt zum Bekenntniß der evangelischen Lehre, er war der erste Prälat des Erzstifts Magdeburg, der sich offen zum Glauben Luther's bekannte. Am 25. August 1565 hielt er in seiner Klosterkirche eine lutherische Predigt, in der er öffentlich erklärte, daß er sich mit seinem Convent von der katholischen Kirche und dem Papste lossage. Dieser Uebertritt zum lutherischen Bekenntniß hatte zur Folge, daß im Kloster deutsche Gesänge und eine verbesserte Liturgie eingeführt wurden. Ferner machte er Candidaten der evangelischen Theologie zu Mitgliedern seines Convents und bildete aus diesen eine Art Predigerseminar. Die Leitung dieses Seminars übergab U. im J. 1578 dem bisherigen Superintendenten zu Helmstedt, Heinrich Homel, welcher zugleich Pastor des Klosters Berge wurde. Außerdem gründete U. im Kloster eine Schule für Knaben, in welcher die Candidaten unterrichteten und für welche er auch einen Rector bestellte. Endlich sorgte er für Anschaffung einer neuen Bibliothek, da die alte werthvolle bei der Zerstörung des Klosters vernichtet war. So hob sich das Kloster wieder zu neuer Blüthe.

Im J. 1569 wurde U. vom Herzog Julius von Braunschweig nebst zwei anderen berühmten Theologen, Martin Chemnitz und Jacob Andreä, mit der Reformirung der Kirchen des braunschweigischen Landes beauftragt, und 1583 war er Mitglied der Commission, welche zur Visitation der Kirchen in der

Magdeburger Diöcese eingesetzt wurde. Zehn Jahre vorher hatte er sich mit einer Tochter des Stadtkämmerers Hans Westphal verheirathet und war dadurch in nahe Verbindung mit den angesehensten Patricierfamilien der Stadt Magdeburg getreten. Nachdem U. sein Amt 34 Jahre mit großem Segen verwaltet hatte, starb er am 6. September 1595.

Holstein, Peter U., erster evangelischer Abt des Klosters Berge bei Magdeburg, in den Magdeburger Geschichtsblättern, 8. Jahrg. 1873, S. 386 ff. — Urkundenbuch des Klosters Berge bei Magdeburg. Halle 1879.

Janicke.

Ulrich v. Eppenstein, Abt von St. Gallen und Patriarch von Aquileja, † (wahrscheinlich) am 13. December 1121. Das in der Landschaft der oberen Mur begüterte Geschlecht der Steiermark, die Eppensteiner, gab zuerst seit 1012 in Adalbero (s. A. D. B. I, 51 u. 52) einen seines Hauses als Herzog für Kärnten. Doch war dieser 1035 durch Konrad II. entsetzt worden. Aber als 1072 Heinrich IV. mit dem Zähringer Berchtold I. (A. D. B. II, 535: es ist da nicht richtig von Entsetzung durch den König gesprochen) in Spannung gerathen war, griff Adalbero's Sohn Markward III. thatsächlich nach der Ausübung der Herzogsgewalt, was um so leichter war, da Berchtold stets einer durchgreifenden Macht in Kärnten entbehrt hatte. Markward war, als Heinrich IV. zum Behufe der Lösung vom Banne 1077 in Italien weilte, schon gestorben, sein Sohn Liutold durch den König jetzt mit dem Herzogthum förmlich ausgestattet. Heinrich IV. nahm selbst durch Kärnten seinen Rückweg nach den deutschen Gebieten, um sogleich gegen den neu erwählten Gegenkönig Rudolf (A. D. B. XXIX, 559) den Krieg zu beginnen. Der König sah in den Eppensteinern treue Anhänger und Verwandte zugleich; Liutold und er hatten in Herzog Hermann II. von Schwaben (A. D. B. XII, 154 u. 155) einen gemeinsamen Urgroßvater. So empfahl sich auch Liutold's junger Bruder U. als Verwalter eines geistlichen Gebietes in Schwaben, das Heinrich IV. Rudolf's Griffen entziehen wollte, wohin dieser einen Abt Lutold Ostern 1077 schon eingesetzt hatte. Das war St. Gallen, dessen Abt Ulrich II. am 9. December 1076 gestorben war, das aber nur sehr widerwillig Lutold als Abt annahm. Obschon U. keineswegs Mönch des Klosters gewesen war, schlugen sich die St. Galler Mönche als Anhänger des Königs auf seine Seite und verjagten den ihnen aufgezwungenen Lutold. Wahrscheinlich hatte Heinrich IV. selbst den neuen Abt aus Kärnten mitgeführt. U. erscheint nun in der nächsten Zeit als Hauptverfechter der Sache Heinrich's IV. in den Landschaften um den Bodensee. Wohl unterrichtet, in seinem ganzen Auftreten gewandt, hohen Sinns, doch heftigen Gemüthes, wie ihn ein Mitlebender schildert, nahm U. gegen Abt Ekkehard von Reichenau, der zunächst sich bestrebte, den vertriebenen Lutold nach St. Gallen zurückzuführen, den Kampf auf; er erhielt, als Ekkehard 1079 auf dem Wege nach Rom bei Parma gefangen worden war, von Heinrich IV. auch Reichenau übertragen. U. suchte geeignete Plätze in größerer und geringerer Entfernung von St. Gallen, an wichtigen Flußübergängen, der Sitter, des Rheins, zu befestigen; auch in offener Feldschlacht, wahrscheinlich bei Veltheim, nahe dem Tößflusse, stießen die Heere auf einander. U. eroberte und zerstörte wichtige feindliche Plätze, so die Kiburg, das Städtchen Bregenz, die Burg Markdorf nördlich landeinwärts vom Bodensee. Aber reichlich vergalten die Gegner, Berchtold II. von Zähringen, Herzog Welf IV., den Besitzungen St. Gallens diese Gewaltthaten, so daß das Kloster in Noth gerieth und der Kirchenschatz vielfach seine Kostbarkeiten zur Bestreitung hergeben mußte; 1080 und 1081 kam der der Haft ledig gewordene Abt Ekkehard vier Male, aber stets ohne durchschlagenden Erfolg, zerstörend nach St. Gallen hinauf, und 1083 suchte er, nach-

dem er Lutold fallen gelassen, einen andern Reichenauer Mönch Werinhar St. Gallen aufzunöthigen. Dessen ungeachtet hielt U. fest und griff zu neuen Auskunftsmitteln. Er baute im Hochgebirge, wahrscheinlich nahe dem Ursprunge der Sitter, auf einem natürlich festen Platze eine Burg; er verstand es, besonders in der stets wichtigen Stellung bei Kräzern, vom Uebergang über die Sitter unweit westlich von St. Gallen, durch geschickte Ausnutzung der Oertlichkeit, Angriffe abzuwehren. Allein 1084 erfuhr die Gegnerschaft Ulrich's durch die Wahl des thatkräftigen und umsichtigen Zähringers Gebhard als Bischof von Constanz — Gebhard III. (A. D. B. VIII, 454) eine weitere Stärkung. Dagegen wurde auch U. der Kampf für Heinrich IV. erleichtert, als er 1086 nach dem gewaltsamen Tode des Swatobor-Friedrich, des Przemysliden, in den Besitz des reichen Patriarchates von Aquileja kam und nun hier — in Anlehnung an seine nicht minder entschieden kaiserlich gesinnten Brüder, Herzog Liutold und Markgraf Heinrich von Istrien, der 1090 Nachfolger Liutold's in Kärnten wurde — die Sache des Kaisers führte. Freilich trat die Sorge für St. Gallen, das U. daneben beibehielt, nothwendigerweise mehr zurück. Zunächst scheint zwar jetzt nach Ulrich's Weggang nach Aquileja — durch den kaiserlichen Papst Wibert-Clemens III. geschah die Ordination — Werinhar wirklich in St. Gallen sich festgesetzt zu haben; aber die in der Burg im Hochgebirge durch U. zurückgelassene Besatzung muß den Gegenabt so beunruhigt haben, daß er schließlich Verzicht leistete. In der nächsten Zeit war U. bei dem Kaiser, nachdem dieser 1090 nach Italien gekommen war, am Hofe anwesend, und nachdem 1091 zu Mantua an einen St. Galler Mönch Arnold, aus dem gräflichen Hause von Heiligenberg, das Bisthum Constanz übergeben worden war, unternahm es U., ohne Zweifel der Urheber der Maßregel, in eigener Person diesen Gegenbischof seines verhaßten Gegners Gebhard nach Constanz einzuführen. Doch am Widerstande der Constanzer Bürger scheiterte der Versuch, und erneute heftige Anfeindungen und Schädigungen St. Gallens waren die Folge; dabei that sich neuerdings besonders Berchtold II., Gebhard's Bruder, hervor. Ein Ersatz für solche Einbuße sollte wohl in einer Schenkung des Kaisers, die dieser 1093 in Pavia an St. Gallen wies, ausgesprochen sein; doch ebenso sehr lag darin eine Anerkennung für U., dem am gleichen Tage — 12. Mai — als Patriarch von Aquileja die Mark Krain für seine Kirche zurückerstattet und das Recht, einen Bischof von Pola zu bestellen, gegeben wurde. U. wurde da von Heinrich IV. als dilectissimus consanguineus noster bezeichnet. Auch bis in die letzte Zeit blieb U. dem Kaiser treu; noch 1105 erschien er zur Osterzeit in Mainz am Hofe, um zu einem Vergleiche mit dem Papste Paschalis II. zu rathen. Daß dann U. nach Heinrich's IV. Tode durch das Concil zu Guastalla 1106, nebst andern deutschen und italienischen Bischöfen, gebannt wurde, ist wieder ein Beweis dafür, daß er in seiner Haltung sich nicht verändert hatte. Wie sehr nachher, seit Heinrich's V. Bruch mit dem Papste, U. auch in den Augen des jungen Königs als ein zuverlässiger Anhänger galt, ging 1111 nach dem 12. Februar daraus hervor, daß der nach dem Tumult in der St. Peterskirche gefangen gesetzte Papst Paschalis II. ihm zur Obhut anvertraut wurde. Nachher tritt U. nicht mehr in bedeutenderem Grade hervor. Dagegen machte er sich um den Patriarchat Aquileja mehrfach durch kirchliche Stiftungen verdient. Die 1119 vollendete Gründung des Benedictinerklosters Moggio im Friaul, bei dessen Weihe U. auch die Namen der St. Galler Heiligen heranziehen ließ, ging auf die Schenkung eines Grafen Cazellin zurück. Ebenso richtete U. zu Rosazzo ein Benedictinerkloster ein. Dann entstand an der Grabstätte des erwähnten Grafen zu Eberndorf in Kärnten nach dessen Anordnung durch U. eine Kirche. Ein Jahr nach U. starb sein Bruder Herzog Heinrich von Kärnten, womit das Haus Eppenstein erlosch.

Für Ulrich's Leben — als Abt Ulrich III. von St. Gallen — fließt als reiche Quelle über die Jahre 1077 bis 1093 der Bericht von St. Galler Annalen — der Jahre 1074 bis 1094 —, welche der dritte Fortsetzer der Casus S. Galli einerseits, Gallus Oehem (A. D. B. XXIV, 179—181) anderntheils benutzten: vgl. die a. a. O., S. 181, citirte Reconstruction der Annalen. — Tangl's weitschweifige Behandlung, in: Die Grafen, Markgrafen und Herzoge aus dem Hause Eppenstein, III und IV, im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Band XI. und XII. (1853, 1854) ist durch F. M. Mayer: Die östlichen Alpenländer im Investiturstreite (1883), S. 90 ff., 129 (wo aber über Ulrich's Verhalten ein falscher Schluß gezogen wird), 153 ff., überholt.

Meyer v. Knonau.

Ulrich (Udalrich, Wodalrich) II., Patriarch von Aquileja, 1161 bis 1182, Sohn des Grafen Wolfrad v. Abensberg und der Tochter Werigand's von Soune (Bruders des Markgrafen Starkhand, Vogtes von Gurk) Emma, von welcher der Besitz der Herrschaft Treffen in Kärnten stammen dürfte und das Prädicat Wolfrad's, Graf von Treffen herrührt, und Bruder Wilbirgens, Gattin des Grafen Heinrich von Lechsgemünd-Matrai und Mittersill. Wir wissen nichts Genaueres über die geistliche Laufbahn Ulrich's. Als 8. August 1161 Patriarch Piligrim oder Peregrin aus dem Kärntner Herzoggeschlechte der Sponheimer verschied, gelangte U., sein Verwandter, zur Nachfolge im Hochstifte und leistete dem Kaiser Friedrich I. am 29. September 1161 die Huldigung. Er war dies zur Zeit des leidigen Streites zwischen dem Staufenkaiser und Papst Alexander III., in welchem Venedig und das Patriarchat Grado, der alte Nebenbuhler Aquilejas, der kaiserlichen Partei feind waren. Patriarch U. wollte sich Grados bemächtigen, die Venetianer waren jedoch der überlegene Theil und nahmen den Patriarchen sammt 12 Domherrn und 700 Edelleuten gefangen. Der Freilassung ging ein Vertrag voran, dem zufolge der Patriarch jährlich am „giovedi grasso“ 1 Stier, 12 Schweine und 12 große Brote der Republik als Tribut beizustellen hätte. Im Herbste des Jahres nahm U. an der vom Kaiser und seinem Papste, Victor, veranstalteten Uebertragung der Gebeine des heiligen Bassian von Alt- nach Neulodi theil. Als der Kaiserpapst Victor 1164 starb, begann sich U. dem Papst Alexander III. zuzuneigen, fand jedoch an dem Domcapitel den heftigsten Widerstand, der wohl erst um 1170 geschwunden sein dürfte.

Der Patriarch, dem das Elternpaar die Burgherrschaften Treffen und Tiffen in Kärnten vermachte, nahm in der Fehde zwischen Treviso auf der einen, Conegliano, Ceneda und dem Bisthum Belluno auf der andern Seite die Partei der Letzteren und erscheint 1167 vom Kaiser beauftragt, die Klagen der Cenedeser gegen die Trevisaner zu untersuchen. Trotz der kirchlichen Haltung des Patriarchen finden wir keinerlei Thatsachen vor, die uns den Groll des Kaisers gegen Udalrich bezeugen würden. Er muß daher ein kluges und maßvolles Benehmen an den Tag gelegt haben. Der Besitzstand der Hochkirche wurde am 2. Februar 1170 durch die Güterwidmung des Markgrafen von Toscana und seiner Gattin Dimut nicht unerheblich vermehrt.

U. scheint auch bei dem endgültigen Frieden zwischen Kaiser Friedrich I. und Papst Alexander III. mitgewirkt zu haben, der am 24. Juli 1177 zu Venedig in der Marcuskirche feierlich verkündigt wurde, bei welchem Anlasse Patriarch U. einen langen lateinischen Sermon hielt und dann selbst verdeutschte. 1178 wurde Patriarch U. als Vollmachtträger des nach Deutschland heimkehrenden Kaisers bestellt, 1179 begab er sich zum Concil nach Rom. 1180 kam es zum Ausgleiche zwischen Aquileja und Grado. Demselben Jahre gehört das kaiserliche Privilegium vom 25. Januar an, das die reichsfürstlichen Gerechtsamen des Patriarchates bestätigte.

de Rubeis, Monum. eccl. Aquilej. (1740). — C(oronini), Aquilejas Patriarchengräber (1867). — Manzano, Annali del Friuli, II. — Prutz, Gesch. Kaiser Friedrich I. — Reuter, Papst Alexander III. Krones.

Ulrich, Bischof von Augsburg (Weihnachten 923 bis zu seinem Tode am 4. Juli 973. Namensformen: Uodalrich, Othelrich, Oudalricus, Udalricus). Er gehörte einer vornehmen schwäbischen Familie an, deren Besitzungen sich um die Burgen von Wittislingen und Dillingen in so erheblichem Umfang ausdehnten, daß sie zur Ausstattung zweier Linien ausreichten, von welchen die der Grafen von Dillingen erst im J. 1286 im männlichen Stamm ausstarb. Seine Eltern waren Hucpald und Thietbirg, welche man für eine Schwester des Herzogs Burchard I. von Alamannien halten darf, womit die von dem Biographen Ulrich's mehrfach erwähnte Verwandtschaft mit dem schwäbischen Herzogshause, durch dieses mit dem burgundischen Königsgeschlechte und der Kaiserin Adelheid Erklärung finden würde. Seine Brüder waren Dietpold und Manegold, eine Schwester Liutgard war mit einem Grafen Peiern vermählt und gebar drei Söhne Reginbald, Adalbero und Manegold, der auf Sulmetingen residirte und dessen Tochter die Großmutter des Geschichtsschreibers Hermann des Lahmen war, sowie eine Tochter Kunigunde, die mit der Custodie der Abteikirche von Niedermünster in Regensburg betraut war; eine zweite ungenannte Schwester Ulrich's war Nonne in Buchau. U. wurde vermuthlich im Stadthause seiner Eltern zu Augsburg im J. 890 geboren. Schon das Kind fiel durch die Schönheit seiner Züge auf, erregte aber durch seine ungewöhnliche Magerkeit die Sorge der Eltern. Da kehrte zufällig in der gastfreundlichen Halle ein unbekannter Geistlicher ein. Der fremde, verständige Mann ordnete nicht allein eine zweckmäßigere Ernährung an, sondern weissagte den Eltern auch, daß der Herr an dem Kinde Großes offenbaren werde. Durch diese Prophezeiung in ihren frommen Neigungen bestärkt, beschlossen die Eltern den Knaben, der prächtig gedieh, dem geistlichen Stande zu widmen, der ja dem Edelgeborenen so reiche Aussichten eröffnete. Gut berathen übergaben sie ihn dem Kloster St. Gallen, das unter dem Abtbischofe Salomon III. ob der Strenge seiner Ordnung und wegen der großen Gelehrsamkeit seiner Mönche des besten Rufes genoß. Hier hatte er Waninc, den späteren Propst, und wahrscheinlich auch Hartmann (Abt von 922—925) zu Lehrern. Durch Eifer im Lernen, durch Frömmigkeit und ernste Beobachtung des Klosterbrauches erwarb sich der geistig und körperlich aufs beste ausgestattete Jüngling die Anerkennung seiner Lehrer und Oberen, sowie die Zuneigung seiner Altersgenossen, wenn diese es auch an übermüthigen Schülerscherzen und Neckereien nicht fehlen ließen. Schon dem Klosterschüler winkte die Aussicht auf eine hohe kirchliche Würde. Die Mönche, ungeachtet der im J. 904 erfolgten Bestätigung ihres Wahlprivilegs durch den Papst Sergius III. (Jaffé-Löwenfeld, Reg. pontif. Nr. 3533) besorgt um die Behauptung und Ausübung ihrer Rechte, suchten noch bei Lebzeiten Salomon's für die Nachfolge vorzusorgen und wünschten für alle Fälle den geeignetsten Candidaten in ihrer Mitte zu haben. Sie drangen daher in U., den Geburt, Anlage und Verhalten gleichmäßig auszeichneten, das Mönchskleid zu nehmen. In diesem entscheidenden Augenblicke soll die hervorragendste unter den heiligen Frauen, welche als Eingeschlossene die Verehrung ihrer gläubigen Zeitgenossen im höchsten Maaße erwarben, Wiborat, dem Jünglinge, den sie vor andern werth hielt, abgerathen und ihn auf ein höheres Ziel gewiesen haben. Ihrem Zuspruch gab er willig Gehör und schlug das Anerbieten aus, bald darauf verließ er das Kloster, um nach dem Geheiß der Eltern in den Dienst des mit dem Dillinger Hause angeblich verwandten, mächtigen und einflußreichen Bischofs Adalbero von Augsburg (A. D. B. I, 51) zu treten, der als Erzieher und Berather Ludwig's des Kindes

eine hohe Stellung im Reiche einnahm. Dieser übertrug ihm das Amt eines Kämmerers und andere Würden. Hatte U. sich im Kloster die mönchische Richtung des Willens und der Gedanken erworben, so erhielt er nunmehr in ausgezeichneter Schule Einblick in die Geschäftsführung eines großen Bisthums und gleichzeitig tritt in dem für den Verkehr mit Italien so günstig gelegenen Augsburg eine Neigung, der er sein ganzes Leben lang gerne nachgab, hervor, die Sehnsucht nach Rom. Bereits während seiner ersten Amtswaltung zu Augsburg besuchte er die Schwellen des h. Petrus, Papst Sergius III., der an deutschen Angelegenheiten Antheil nahm und im J. 904 auch den Besuch Salomon's erhalten hatte, nahm den jungen Kämmerer freundlich auf, er gab ihm Kunde von dem Hinscheiden des geliebten Meisters und Gönners (Bischof Adalbero † am 28. April 910) und eröffnete ihm die Anwartschaft auf die dereinstige Nachfolge in dessen Amt. Betrübt trat U. die Heimkehr an, in Augsburg fand er Hiltin als Bischof, mit dem er sich nicht befreunden konnte. Da auch der Vater gestorben war, die Brüder eigenen Hausstand begründet hatten und die vereinsamte Mutter des Beistandes bedurfte, den ihr keiner besser leisten konnte als der dem geistlichen Stande geweihte Lieblingssohn, so verließ U. den bischöflichen Hof und widmete sich ganz der Sorge für die Mutter. Die dreizehn Jahre, während welcher U. der Erfüllung seiner Sohnespflichten oblag, waren für ihn die Zeit der Ruhe, in der er seine Kräfte sammelte und die reiche Erfahrung in weltlicher Verwaltung erwarb, die ihm später so sehr zu statten kommen sollte. Als Hiltin am 8. November 923 starb, da wurden die Vorhersagungen erfüllt. Herzog Burchard und die andern adeligen Verwandten empfahlen den in der Stille gereiften Mann dem Könige und dieser nahm keinen Anstand, ihrem Wunsche zu entsprechen. Freudig kehrten alle mit des Königs Vollmacht versehen in die Heimath zurück und bereits am 28. December konnte U. die Weihe empfangen. Mit der Ernennung Ulrich's hatte Heinrich I. in einem Gebiete, das seiner Herrschaft vielfach entzogen war, eine Säule königlicher Gewalt aufgerichtet, welche Stand hielt in den Zeiten ärgster Gefahr und unheilvollster Verwirrung.

Hiltin's Regierung war mit Unglücksfällen aller Art reich bedacht gewesen, dem Nachfolger, der den blühenden Zustand zur Zeit Adalbero's gesehen hatte, war eine schwere Aufgabe hinterlassen. Durchaus im Sinne des großen Vorgängers suchte nun U. zu handeln. Entsprechend dem Gebrauche jener Zeit äußert sich dieser innere Zusammenhang in allerlei Erscheinungen, der Geist Adalbero's wird wol auch gegen seinen Schüler aufgerufen, wenn dieser im ersten Uebereifer allzu rasch und mit zu geringem Bedacht zu handeln scheint. Als unumschränkter Gebieter waltet U. in der Stadt wie auf dem Lande. Mit kluger Ueberlegung wurde allerorts eine geordnete Verwaltung eingeführt, um den Ertrag des von den Hufen der Ungarnpferde zerschlagenen Bodens wieder zu heben; dieser Absicht ebensowol wie dem milden Sinne des Kirchenfürsten entsprach es, daß die Hörigen nicht mehr wie eine Horde rechtloser Leute behandelt, sondern daß die in ihrem Kreise aufgestellten Rechtssatzungen geachtet wurden, ja daß der Bischof guten Einfluß auch über die Grenzen des eigenen Hofrechts hinaus zu üben geneigt und im Stande war. Durch eine zweckmäßige Befestigungsanlage sollte die Stadt gegen die immer wieder erneuten Einfälle der Ungarn, gegen unvermutheten Angriff heimischer Dynasten geschützt und den Bewohnern des offenen Landes eine sichere Zufluchtsstätte geschaffen werden. In der umfriedeten Stadt erhoben sich neue Bauten, ward der Handel gefördert und entfaltete sich ein reges geistliches und geistiges Leben. Mit aller Pracht werden die kirchlichen Feste gefeiert, die Schule ersteht zu neuer Blüthe, Bücher werden erworben. Unermüdlich bereist der Bischof die Diöcese, sorgt für die

Einrichtung geordneten Gottesdienstes auf dem Lande, scheut selbst weite und gefahrvolle Wege nicht, um dem religiösen Bedürfnisse der Bewohner in den entlegensten Gebirgsthälern seines Sprengels zu genügen. Von Anfang an begünstigte U. die Einführung strengerer Lebensweise unter den Geistlichen, mit einem der wichtigsten Ausgangspunkte für die Erneuerung geistlicher Disciplin, dem Kloster Einsiedeln, steht er in fortwährendem Verkehr, Abt Eberhard († im J. 958) zählt zu seinen vertrautesten Freunden. Diese Richtung vereinigt er mit dem Verfahren des bairischen Episcopats, die Sprengelklöster in eigener Hand zu behalten; nicht allein die kleinen Klöster, wo er, wie z. B. in Staffelsee, gern in stiller Zurückgezogenheit religiösen Uebungen und frommer Beschauung sich hingab, unterlagen seiner Gewalt, auch in St. Afra zu Augsburg waltet er mit starker Hand und selbst die alten, großen Stifte, wie Kempten und später auch Ottobeuern, wußte er an sich zu bringen, wobei er eine merkwürdige Auffassung des ihnen durch seine eigene Vermittelung vom Kaiser verbrieften Wahlrechtes bekundete. Immer wieder zieht es ihn zur Stätte seiner Jugend zurück, durch freundlichen Verkehr mit den Schulgenossen, durch manches Faß edlen Bozner Weins und andere Gaben, durch nutzbringende Vermittelung in den Wirren zur Zeit des Abtes Kraloh (940—959) hat U. in St. Gallen sich das beste Andenken gesichert. Der h. Wiborat gedachte er fortwährend in aufrichtiger Verehrung, so oft er in St. Gallen war, suchte er das Grab der Heiligen auf und zu Abt Kraloh's Zeit legte er es bei einer solchen Gelegenheit dem gelehrten Mönche Ekkehard ans Herz, ihr Leben zu beschreiben. Es ist kein Widerspruch, wenn der klarschauende Politiker und ausgezeichnete Verwalter dem Wunderglauben und den Visionen seiner Zeit seinen Tribut zollen mußte, aber er betrachtete diese Dinge vor allem als eine rein geistliche Angelegenheit und wurde ernstlich böse, wenn darüber viel oder gar vor Laien gesprochen wurde. Mäßig, von asketischer Einfachheit der Kleidung und der Lebensweise, strenge gegen sich und andere in der Pflichterfüllung, war er doch freundlich und gütig gegen Arme und Hülfsbedürftige, gastfrei, ein fröhlicher Gesellschafter in heitern Stunden und auch derbem Spaße nicht abgeneigt, womit er selbst hochgestellte Geistliche, wie den Abt von St. Gallen, nicht verschonte. Eifrig war er bemüht, seinen Bischofssitz mit Reliquien zu bereichern, auf seinen Romfahrten und andern Reisen, von denen eine sich im J. 940 bis St. Maurice erstreckte, wußte er manch kostbaren Schatz zu erwerben, so brachte er von Reichenau Theile des h. Mauritius, von Rom, wo er von dem damals im Besitze der Gewalt befindlichen Alberich († im J. 954) ehrenvoll aufgenommen worden war, den Leib des h. Abundus mit. Sein Wirken erwarb ihm innerhalb und außerhalb seines Sprengels die größte Achtung geistlicher Kreise. Schon im J. 934 konnte er den maßgebendsten Einfluß auf die Erwählung des Dompropstes Konrad zum Bischof von Konstanz üben, mit diesem wie mit den Bischöfen Starchand von Eichstädt und Hartpert von Chur verband ihn lebenslängliche Freundschaft.

In vollem Maaße wurde er den Pflichten gegen König und Reich gerecht. Im J. 926 wehrte er den Ansturm der Ungarn von seiner Stadt ab, im J. 932 erschien er auf der Erfurter Synode. Er betheiligte sich auch an der Leichenfeier für König Heinrich I., dem er treu ergeben war, obwol er dessen Auffassung von der Entbehrlichkeit kirchlicher Salbung selbstverständlich nicht hatte billigen können, und blieb dann auch in der Umgebung des neuen Herrschers, der ihn unter seinen Rathgebern in der Gründungsurkunde für das Magdeburger Kloster anführen ließ. Im Juli 948 finden wir ihn unter den zu Ingelheim versammelten Großen, noch im selben Jahre war er bei der Weihe der Kapelle zu Einsiedeln gegenwärtig.

Von größter Bedeutung wurden Augsburg und sein Bischof, als Otto I.

den engern Anschluß Baierns und Schwabens an das Reich durchführen mußte, und als ihn die neu geschaffene Verbindung mit Italien öfter als bisher in die Bischofsstadt am Lech führte. Augsburg war der geeignetste Sammelplatz für das ins Welschland ziehende Heer, es mußte die Angriffe der aufständischen Fürsten, den ersten Stoß der anstürmenden Ungarn aushalten. Um diese Zeit hatte U. dadurch eine Steigerung seines Ansehens erfahren, daß sich der König im Spätherbst 951 mit Adelheid, der Tochter der Königin Bertha von Burgund, welche eine Base Ulrich's von mütterlicher Seite war, vermählte. Schon im August des nächsten Jahres wurde zu Augsburg eine große Reichsversammlung abgehalten, auf der Angelegenheiten von hoher politischer Bedeutung zur Verhandlung kamen und die Feindseligkeit zwischen dem Herzog Liutolf von Schwaben und seinem königlichen Vater ihren Anfang nahm. In dem daraus entstandenen Bürgerkriege, der während der Jahre 953 und 954 Baiern und Schwaben verwüstete, standen U. und sein Geschlecht im Vereine mit dem Grafen Adalbert von Marchthal allein auf Seite des Königs, während die andern Großen sich entweder vorsichtig zurückhielten oder offen dem aufrührerischen Königssohn und seinem Genossen, dem Pfalzgrafen Arnulf von Baiern, anhingen. Entschlossen führte der Bischof dem Könige seine Scharen zu und leistete ihm werthvolle Unterstützung bei der vergeblichen Belagerung Regensburgs, unbeirrt dadurch, daß Arnulf seine Abwesenheit benutzte, um Augsburg zu überfallen und zu plündern. Erst als Otto das Lager vor Regensburg verließ, kehrte U. heim; da er aber mit seiner geringen Mannschaft Augsburg zu vertheidigen nicht hoffen konnte, so verschanzte er sich in Mantichinga (Schwabmünchen oder Merching). Während er in strenger Winterkälte hier nothdürftige Befestigungen anlegen ließ, erschien der Pfalzgraf und U. mußte eine längere Belagerung aushalten, bis ihn am 13. Februar 954 sein Bruder Dietpold und Graf Adalbert befreiten. Zwar war der letztere bei dem Entsatze tödtlich verwundet worden, aber das Gefecht war doch der erste Sieg der königlichen Partei und ermöglichte dem Bischof die Rückkehr nach Augsburg. Im August fand Pfalzgraf Arnulf den Tod und bald darnach hatte U. die Genugthuung, zwischen Vater und Sohn, die sich auf dem Felde von Illertissen gewaffnet gegenüberstanden, in Gemeinschaft mit Hartpert von Chur erfolgreich zu vermitteln. Nur wenige Monate des Friedens und der Ruhe waren dem Bischof und der schwergeprüften Stadt gegönnt. Im J. 955 erschien das Heer der Ungarn vor den Mauern Augsburgs, mit außerordentlicher Umsicht und Thatkraft vermochte U. die Stadt bis zur Ankunft der königlichen Scharen zu halten. Während er die Stadt hütete, wurde am 10. August auf dem Lechfelde die Schlacht geschlagen und der für alle Zeit entscheidende Sieg der deutschen Waffen errungen. Am Abende kam der König nach Augsburg und verbrachte die Nacht mit dem Bischofe, den er mit Gunstbeweisen aller Art bedachte und dem er Trost zusprach für das bittere Leid, das ihm der schwere Kampf gebracht hatte, denn der Bruder Dietpold und der Schwestersohn Reginbald lagen als Gefallene auf dem Schlachtfelde; als der König abgereist war, begab sich U. mitten in der Siegesfreude hinaus, um die theuern Leichname zu suchen und ihnen die letzten Ehren zu erweisen. Fortan blieb der Bischof in vertrautem Verkehre mit dem König. Im J. 957 erhielt das Kloster Pfävers auf seine und des Hartpert von Chur Vermittlung zu Pöhlde eine Bestätigung des Wahlrechts und der Immunität, im Winter 960 eilte U. in gefahrvoller Fahrt zu dem Hoftage nach Regensburg, im August des nächsten Jahres verweilte Otto I. in Augsburg, als er über die Alpen zog, um die Kaiserkrone zu gewinnen. Zum dritten Male kam da auch U. nach Italien, im Sommer 963 hielt er sich bei dem Kaiser im Kriegslager vor S. Leo auf, wo König Berengar den letzten

Widerstand leistete, und erwirkte hier die Privilegienbestätigung für das seiner Obhut anvertraute Kloster Kempten.

Aber die Hauptsorge des Bischofs war doch seinem Sprengel gewidmet. Ein verheerender Sturm hatte das Leben der Menschen und ihre Werke geknickt wie Halme des Grases, vernichtet war was U. in jahrelanger Arbeit geschaffen hatte. Die Besitzungen des Hochstifts waren verwüstet, die Ackerbauer zerstreut. die Kirchen zerstört, die Bücher auf dem Markte verschleudert. Nochmals mußte der dem Greisenalter nahe Mann von neuem beginnen. Ein Beweis seiner unermüdlichen Thatkraft ist es, daß es ihm gelang, bis an sein Lebensende die Schäden zu beseitigen, wobei er allerdings von günstigen Umständen gefördert wurde. Der Handel blühte in der Friedenszeit, welche einen regen Verkehr mit Italien begründete, das Münzrecht, welches ihm der König verliehen hatte, mußte reichen Ertrag gewähren, wie es gewiß kein Zufall ist, daß U. an der Spitze der deutschen Fürsten in der Handhabung dieses Rechtes steht, und daß gerade von ihm eine größere Anzahl von Münzen erhalten ist, welche durch ihre Prägung und ihren Feingehalt die Sorgfalt beweisen, welche U. der Ausübung dieses Regals widmete.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß so angestrengte Thätigkeit dem alternden und von Leiden heimgesuchten Mann endlich zur schweren Last wurde, daß er das Bedürfniß fühlte, sich mehr und mehr von den weltlichen Angelegenheiten, für die er in dem Sohne seiner Schwester, dem von dem Mönche Benedict erzogenen Adalbero, einen Vertreter bestellte, zurückzog und sich auf die Sorge für geistliche Werke beschränkte. Die Wiederherstellung des Klosters Benedictbeuern wird mit seinem Namen in Verbindung gebracht, das alte Stift der h. Afra, der U. besondere Verehrung zollte und die ihm in Visionen als voraussehende Beratherin erschien, erhielt eine neue Kirche, auf dem Marienfriedhofe in der Stadt erbaute er ein dem h. Johannes geweihtes Gotteshaus und im J. 969 vollzog er die Gründung eines Nonnenklosters zu Ehren des h. Stephan. Am 11. Februar 966 wurde ihm der befreundete Bischof Starchand von Eichstädt durch den Tod entrissen, zwei Jahre später aber wurde einer seiner Verwandten, Werinhar, zum Abt von Fulda erhoben und zu Weihnachten 968 konnte U. der Weihe Adalbert's zum Erzbischof von Magdeburg assistiren. Als Achtzigjähriger unternahm er krank und schwächlich die vierte Romfahrt, nur mit aller Mühe konnte er über die Berge gebracht werden, dann aber folgten für ihn Tage heiliger Freude. Nachdem er in Rom seine Andacht verrichtet hatte, hielt er sich (Ostern 971) zu Ravenna auf, wo ihn das Kaiserpaar mit aller Auszeichnung empfing und sich des vertrauten Gespräches mit dem ehrwürdigen Greise erfreute. Bei dieser Gelegenheit erwirkte er nicht allein die förmliche Erlaubniß des Kaisers, seinen Neffen Adalbero, der das Kloster Ottobeuern erhalten hatte, mit der Vertretung in den weltlichen Geschäften zu betrauen, sondern auch die Zusicherung, daß dieser einst sein Nachfolger im Bisthum sein werde. Nunmehr hoffte er, sich ganz dem Gebete und der Befestigung des Christenthums weihen zu können, und es scheint, daß er dabei auch auf die Bekehrung der Ungarn sein Augenmerk gerichtet, es vielleicht veranlaßt hat, daß Wolfgang, den er in Einsiedeln zum Priester geweiht hatte, sich auf die Fahrt zu dem heidnischen Volke begab. Aber die Freude sollte nicht lange währen. Die Neigung zum Mönchsleben scheint in U. so sehr die Oberhand gewonnen zu haben, daß er alles Ernstes auf die bischöfliche Würde ganz verzichten und noch bei Lebzeiten den Neffen zum Nachfolger haben wollte. Der aber war durch sein unvorsichtiges Gehaben, zu dem ihn des Kaisers und des Oheims Gunst verführte, in Augsburg mißliebig geworden und hatte auch bei den deutschen Bischöfen Anstoß erregt. So kam die Angelegenheit auf der im September 972

zu Ingelheim versammelten Synode zur Verhandlung und nur mit Mühe gelang es, den Bischof, der den Priester Gerhard, seinen ersten Biographen, für sich sprechen ließ, von seinem Verlangen abzubringen und eine offenkundige Verletzung der kirchlichen Satzungen zu verhindern. Die Verwicklung wurde erst gelöst, als Adalbero nach den Ostertagen des nächsten Jahres in Dillingen starb, wo er sich mit dem Oheim als Gast des Grafen Riwin, des Sohnes Dietpold's, aufhielt. In überaus feierlicher Weise bestattete U. die Leiche des geliebten Neffen, dem er die letzte Ruhestätte in der Afrakirche neben dem für sein eigenes Grab bestimmten Platze anwies. Als er frei und unbefangen die Vorgänge der letzten Jahre überdenken konnte, da wurde er sich klar über die Verblendung, mit der er hartnäckig auf der Erfüllung eines unbilligen Wunsches bestanden hatte. Ein neuer Schmerz ward ihm durch den am 7. Mai 973 erfolgten Tod des großen Kaisers bereitet. Nun kam die Todesahnung stärker als zuvor auch über ihn und die letzten Wochen seines Lebens nützte er, um sich auf das Scheiden aus dieser Welt vorzubereiten. Er besuchte seine Verwandten in Wittislingen und Sulmetingen, entsandte seinen Neffen, den Dillinger Grafen Riwin an den Hof, um den jungen Kaiser zu begrüßen, setzte den Mönchen von Ottobeuern, denen im November 972 auf seine Fürbitte ein kaiserliches Privileg zu theil geworden war, den Roudung zum Abte und kehrte dann nach Augsburg zurück. Hier vertheilte er seine Habe und suchte das Bisthum wenigstens insofern der Familie zu erhalten, als er die Wahl des ihm verwandten Abtes Werinhar vorzubereiten sich bemühte. Sehnsüchtig erwartete er, viele Stunden in Gebet und frommen Gesprächen mit dem vertrauten Gerhard verbringend, die Rückkehr Riwin's. Als dieser endlich angekommen war und des Kaisers Botschaft überbracht hatte, starb U. am 4. Juli 973, einem Freitage. Da Erzbischof Friedrich von Salzburg erkrankt war, so übernahm Bischof Wolfgang von Regensburg, der vom Hofe zum Besuche seines Gönners kam und in Nördlingen die Trauerkunde von dessen Ableben erhalten hatte, die Leitung der feierlichen Exequien, welche am 7. Juli mit der Beisetzung in der St. Afrakirche abgeschlossen wurden. Es war von ernster, symbolischer Bedeutung, daß an der Bahre Ulrich's der Mann die letzten Segensworte sprach, der einst von ihm die Weihen erhalten hatte und vor andern berufen war, das Werk des Meisters in heiligem Eifer nun auch an anderm Orte fortzusetzen.

Die Verehrung, welche der ausgezeichnete Kirchenfürst, der Edelstein unter den Priestern, wie ihn Thietmar preist, bei Lebzeiten genossen hatte, wuchs noch nach seinem Tode. Selbst sein nächster Nachfolger, Heinrich (973—982), der anfangs ganz im Gegensatz gegen ihn stand, mußte endlich in die Bahnen Ulrich's einlenken, dessen Nachfolger, namentlich Liutolf (987—996) und Gebehard (996—1000) waren vom Geiste aufrichtiger Ehrerbietung gegen den großen Vorgänger erfüllt. Im Glauben des Volkes aber mehrte sich die wunderwirkende Kraft, die man schon dem Lebenden zugeschrieben hatte, von Jahr zu Jahr. So waren alle Bedingungen für die Heiligsprechung gegeben, welche denn auch, der erste Fall dieser Art, am 31. Januar 993 auf einer lateranensischen Synode erfolgte und durch eine Bulle des Papstes Johann XV. bekannt gemacht wurde. (Jaffé-Löwenfeld, Reg. pontif. Nr. 3848.) Neben dem Grabe des Heiligen ließ im J. 1002 Herzog Heinrich von Baiern die Eingeweide des Kaisers Otto III. beisetzen. Erneuten Aufschwung nahm der Cult des h. U., als im J. 1183 nach dem Brande von St. Afra Nachforschungen nach seinen Gebeinen angestellt wurden, welche erst nach langer vergeblicher Mühe durch eine nächtliche Erscheinung des Heiligen zu dem gewünschten Ergebniß geführt wurden. Am 31. März 1187 wurden die aufgefundenen Ueberreste von dem Kaiser Friedrich Barbarossa und den Fürsten in die neuerbaute Kirche übertragen.

Zahlreiche Orte und Kirchen wurden nach dem Heiligen benannt, viele Reliquien, Geräthe und kirchliche Gefäße mit ihm zusammengebracht, ein reicher Sagenkranz schmückt sein Andenken, neben Meinhard und Fridolin ist er einer der volksthümlichsten Heiligen des deutschen Südens geblieben.

Gerhardi Vita s. Oudalrici episcopi edente G. Waitz in Mon. Germ. SS. 4, 377 ff. Daselbst wird auch über die späteren Bearbeitungen dieser Vita durch Ulrich's Nachfolger Gebhard und den Abt Berno von Reichenau (1008—1048) gehandelt. Im Anhang daran sind die Berichte über die Wunder des Heiligen (p. 419 ff.) und über die Translation (p. 427) abgedruckt. Ueber die spätern Legenden vgl. Koch, Geschichte und Cult des h. U. (Halle 1875) p. 14, 87 und Neues Archiv der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde 7 (1882), 139. — Das Leben Oudalrichs. Nach der Ausgabe der Mon. Germ. übersetzt von Georg Grandaur. Leipzig 1891. In Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. — Ekkehardi IV. Casus s. Galli in S. Gallische Geschichtsquellen. Neu herausgeg. durch G. Meyer v. Knonau (St. Gallen 1877), namentlich p. 210 ff. — Hartmanni Vita s. Wiboradae in Acta SS. (Bolland.) Maii tom. I, 284 ff. Daneben die andern erzählenden Quellen zur Geschichte des 10. Jahrhunderts. — Mon. Germ. Diplomata 1. Bd. — Mon. Germ. Necrologia, 1. Bd. — Mon. Germ. Legum Sectio IV, 1, 18 No. 9. — Böhmer-Ottenthal, Regesten Heinrich's I. und Otto I. Nr. 10 d, 12 e, 13 a, 41 a, 166 a, 217 a, 235 b, c, 237 d, 240 c—h, 289 c, d, 343, 528 a, 553 c, 557. — J(oannes) P(inius), De s. Udalrico episcopo et confessore commentarius praevius, in Acta SS. (Boll.) Julii tom. II (1721), 73 ff. — Placidus Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg 1 (1813), 177 ff. — v. Steichele, Das Bisthum Augsburg 3 (1872), 31 ff. — Konrad Raffler, Der h. Ulrich (Augsburg 1866). — Beyschlag, Versuch einer Münzgeschichte Augsburgs, Stuttgart und Tübingen 1835, p. 10. — Lelewel, Numismatique du moyen-âge 3 (1835), 142. — Dannenberg, Die deutschen Münzen der sächs. und fränk. Kaiserzeit, p. 10, 12, 379. — Ernst Berner, Zur Verfassungsgeschichte der Stadt Augsburg, Breslau 1879. — Odilo Ringholz, Des Benedictinerstifts Einsiedeln Thätigkeit für die Reform deutscher Klöster, in Studien und Mittheil. aus dem Benedictiner- und dem Cisterzienserorden 7 (1886), 54 ff. — Ruland, Geschichtliche Nachricht über die ehemalige Domstiftsbibliothek zu Augsburg in Steichele's Archiv für die Gesch. des Bisth. Augsburg 1 (1856), 4 und dazu Neues Archiv der Gesellsch. für ä. d. Geschichtskunde 10 (1885), 410. — Specht, Gesch. des Unterrichtswesens, S. 321. — Wattenbach, Deutschl. Geschichtsquellen[6] 1, 399. — Loserth in Neues Archiv 20, 446. — Uhland, Schriften zur Gesch. d. Dichtung u. Sage 8, V. — Riezler, Gesch. Baierns 1, 344. — Stälin, Wirtembergische Gesch. 1. Bd. — Waitz, Jahrbücher Heinrich's I. — Dümmler, Jahrbücher Otto's I. — Hirsch, Jahrbücher Heinrich's II. 1. Bd. Karl Uhlirz.

Ulrich III. von Eppenstein, Abt von St. Gallen: s. **Ulrich**, Patriarch von Aquileja oben S. 212.

Ulrich VIII., Abt von St. Gallen: s. **Rösch**, Bd. XXIX, 161.

Ulrich III. von Hanau, geboren nach 1310, † 1370 vor 24. Juni. Durch glückliche Heirathen und durch die Gunsterweisungen deutscher Könige, denen sie sich eng anschlossen, errang das bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts ziemlich unbedeutende Dynastengeschlecht der Herren von Hanau seit Reinhard († 1281) und Ulrich I. († 1306) größeren Einfluß im südlichen Theile der Wetterau. Ulrich I., der den König Rudolf auf einem Zuge nach Oesterreich begleitet hatte und mit den benachbarten mächtigen Fürsten in gute Beziehungen getreten war, dem auch zeitweise die Landesverwaltung im Stift Fulda über-

tragen wurde, wußte sich dem König Albrecht werth zu machen: wir finden ihn im J. 1300 als seinen Landvogt in der Wetterau und am Mittelrhein und als königlichen Bevollmächtigten zur Werbung von Anhängern. Sein junger Sohn und Nachfolger Ulrich II. zog 1310 mit König Johann nach Böhmen, 1311 mit Pfalzgraf Ruprecht nach Italien und schloß sich 1314 Ludwig dem Baiern an. Er wird als tapfer und beredt geschildert. Seinen Besitz wußte er durch Kauf und Pfandschaften zu mehren, aber seine Versuche, Stadt und Burg Gelnhausen als Pfandschaft zu erwerben (1326—1330), scheiterten und seinen Bemühungen, Reichsgut an sich zu bringen, trat namentlich die vom Kaiser begünstigte Stadt Frankfurt entgegen. Der Zersplitterung des Hausbesitzes suchte er 1339 und 1343 durch Bestimmungen über die Erbfolge vorzubeugen.

Der älteste Sohn, Ulrich III., war beim Tode des Vaters etwa 35 Jahre alt. Er hatte schon in den letzten Jahren an der Regierung theilgenommen und leitete seit 1343 mit Kuno von Falkenstein als Vormund die Falkenstein-Münzenbergische Regierung. Nach Kaiser Ludwig's Tode schloß er sich, wie die übrigen Herren der Wetterau und im Gegensatze zu den Reichsstädten eng an Karl IV. an, hierbei alten Beziehungen der beiderseitigen Väter folgend. Daß seine Dienste dem Könige von Werth waren, ersieht man aus zahlreichen Gnadenerweisungen. U. nimmt in den folgenden Jahren geradezu eine Vertrauensstellung für die Angelegenheiten der Wetterau ein, deren Landvogt er von 1349 an bis zu seinem Tode blieb. Als solcher hatte er in den Jahren von 1356 bis 1366 mehrfach größere Kämpfe auszufechten; so gegen Philipp v. Isenburg-Grensau, dessen Hauptfeste Vilmar 1359 gebrochen wurde, und gegen den thatkräftigen und rücksichtslosen Philipp d. ä. von Falkenstein. Ob U. in diesen Kämpfen militärische Tüchtigkeit bewiesen, läßt sich nicht ersehen, doch scheint sein Ansehen beim Kaiser durch den erfolglosen Verlauf des zweiten Krieges gelitten zu haben. Schon Ulrich II. war ein guter Haushalter gewesen und noch mehr sehen wir dies bei seinem Sohne, der stets Geld zur Verfügung hatte und während der langdauernden Kriege nicht nur ohne Schulden auskam, sondern auch den verbündeten Reichsstädten Vorschüsse machen konnte. Den verpfändeten Antheil an den Münzenberger Städten löste er ein und mehrte den Hausbesitz durch Kauf in der Nähe der alten Stammgüter und namentlich an der oberen Kinzig, zur Vervollständigung der durch die Rieneckische Erbschaft dort erworbenen Besitzungen. Hier bereitete er die Aufnahme des Klosters Schlüchtern in den hanauischen Machtbereich vor und wußte rund um die den Grafen von Schwarzburg verpfändete Reichsstadt Gelnhausen festen Fuß zu fassen. Wichtiger wäre es für ihn gewesen, wenn er sich in der mächtigen Stadt Frankfurt den herrschenden Einfluß hätte erringen können. Aber nachdem er dort das Schultheißenamt und andere Reichsrechte sowie größere Einkünfte schon erworben und den zwischen dem Rath und den Handwerkern ausgebrochenen Streit zu stärkerer Einmischung zu benutzen gesucht hatte, gelang es der Gegenpartei, namentlich den Bemühungen des reichen Bürgers Siegfried zum Paradiese, ihm die Gunst des Kaisers zeitweise ganz zu entziehen und ihn aus der in der Stadt gewonnenen Stellung zu verdrängen. Doch hinterließ Ulrich III., als er etwa 60jährig im Sommer 1370 starb, seinem einzigen weltlichen Sohne Ulrich IV. eine vergrößerte Herrschaft, einen angesehenen Namen und einen gefüllten Schatz.

Urkundenbuch zur Geschichte der Herren von Hanau und der ehemal. Provinz Hanau II, III. — Rehm, Diplomat. Gesch. der Herren u. Grafen v. Hanau, in der Zeitschr. d. hess. Geschichtsvereins N. F. III. Reimer.

Ulrich III., Herzog von Kärnten und Herr von Krain, aus dem Hause der Sponheim-Lavantthaler Grafen 1256—1269. Er war der Sohn Herzog Bernhard's (1202—1256) aus dessen Ehe mit Jutta (Bohuslawa),

Tochter König Ottokar's I. von Böhmen. Das erste historische Zeugniß für seine Lebensgeschichte fällt ins Jahr 1234. Damals nahm ihn sein Vater Bernhard mit sich nach Mähren, an den Hof des Markgrafen Premysl (1228 bis 1239), seines Schwagers. Wir finden nun U. 1237 im Besitze der „Provinz Lundenburg“ (Breclava, provincia Breclaviensis) in Mähren als königlicher Schenkung Wenzel's I., des Oheims Ulrich's, der damals, im Zwiste mit seinem Bruder, dem Markgrafen Premysl, und erst am Jahresschlusse ausgesöhnt, mehrere Gebiete Mährens von der markgräflichen Verwaltung ausgeschieden und anderweitig verwesen ließ, was wol auch bei der obenerwähnten Apanagirung Ulrich's von Kärnten mit der Lundenburger Provinz in Rechnung gebracht werden muß. U. scheint in Mähren geraume Zeit auch nach dem Tode des Markgrafen Premysl, zur Zeit der königlichen Verwaltung des Landes verweilt zu sein, denn die Urkunden König Wenzel's I. führen ihn dort wiederholt (1240) als Zeugen an. Dies erklärt uns auch die Theilnahme an der blutigen Grenzfehde zwischen den Premysliden und Herzog Friedrich dem Streitbaren von Oesterreich und Steier im Winter des Jahres 1245/6. Die Entscheidung wurde bei Laa (26. Januar 1246) ausgefochten, wobei die österreichischen Adeligen die „Preußler“ über die kärntnischen Edeln, „die Weisen“, den Sieg im Einzelkampfe davongetragen haben sollen. Sicher ist die Gefangennehmung des Prinzen Ulrich, der aber bald wieder freigelassen wurde. Wir finden noch 1247 (Febr.) seinen Aufenthalt in Mähren beurkundet. Er führt als Nachfolger im Herzogthum Kärnten den Titel „Herzog v. K. und Fürst von Lundenburg“. Im März 1247 begegnen wir ihm aber schon in Laibach mit dem urk. Titel „Herzog von Kärnten und Herr von Krain“, woraus hervorgeht, daß bezüglich Lundenburgs ein Abkommen mit dem neuen Markgrafen Mährens, Wladislav Heinrich (1245/6), Erstgeborenem König Wenzel's I., getroffen worden sein dürfte und anderseits Herzog Bernhard seinem Sohne U. den reichen Besitz der Sponheimer im Krainer Lande als Apanage zuwies. 1247 wurde auch Ulrich's jüngerer Bruder, Philipp, „Erwählter des Erzbisthums Salzburg“ (s. Art. Philipp v. Sp., A. D. B. XXVI, 43), was seiner Zeit zu schweren Verwicklungen führen sollte.

1248 vermählte sich U. mit der geschiedenen Gattin Herzog Friedrich's II., des letzten Babenbergers († 1246) und schloß 1250 (Sept. Stein) einen Vergleich mit dem Oheim seiner Frau, Berthold, Patriarchen von Aquileja, worin letzterer seiner Nichte Krainer Besitzrechte zuspricht, die eidliche Zusage Ulrich's entgegennimmt und das Versprechen leistet, den Sponheimern gegen die Görzer Grafen als Gegnern des Patriarchates beistehen zu wollen. U. tritt nunmehr, seinem Vater, Herzog Bernhard, zur Seite immer mehr in den Vordergrund. Am 16. Juni 1251 regelt er die strittigen Krainer Besitzverhältnisse mit dem Hochstift Freising. 1252 unterstützte er seinen Bruder Erzbischof Philipp im Kampfe mit den Görzern, der zum Vortheile Philipp's ausschlug. Am 10. Januar 1256 stirbt sein Vater Herzog Bernhard und U. tritt nun das Herzogthum Kärnten an. Schon am 4. April 1256 kam es zu dem wichtigen Lichtenwalder Vertrage mit seinem Bruder Erzbischof Philipp, worin letzterem die Schloßherrschaften Himmelberg und Werdenberg in Kärnten und Krainer Besitzungen zugewiesen erscheinen. Nach Ulrich's und seiner Erben Ableben sollen alle seine Güter Philipp zufallen. Diesen Vertrag hielt der Erwählte von Salzburg als Bürgschaft seiner Hoffnungen auf Kärnten und Krain fest.

In dem Streite um das Salzburger Hochstift (s. Art. Philipp v. Sponheim a. a. O.) 1256—1260 war U. der thätigste Verbündete seines Bruders, besonders 1258, als Erzbischof Ulrich, Philipp's Gegner, im Herbste des Jahres mit seinen Verbündeten nach Salzburg aufbrach. Bei Radstadt erlitt U. wol

eine Schlappe, machte sie aber bald wett und nöthigte den Gegner zur Flucht. Der Angriff der Verbündeten Ulrich's, der Ungarn, von Steiermark aus (Frühjahr 1259), auf Kärnten führte wol zu Verheerungen des Landes bis gegen St. Veit, doch räumte der Feind bald das Land, ohne daß es zu einem entscheidenden Kampfe kam. Die Streitigkeiten mit dem Patriarchen von Aquileja, Gregor von Montelongo, über den Lehnsbesitz der Sponheimer führten zur Klage des Kirchenfürsten beim römischen Stuhle und bewirkten im Sommer 1258 die Bannung Herzog Ulrich's und das Interdict über Kärnten. 1259 kam es zu einem Ausgleiche.

In dauernd freundschaftlichen Beziehungen zu seinem Verwandten, dem Böhmenkönige Ottokar, erscheint Herzog U. nach dem Kreissenbrunner Siege des Premysliden über die Ungarn (12. Juli 1260) als Bevollmächtigter Ottokar's in Gesellschaft seines brandenburgischen Vetters Otto zu Preßburg, um die Friedenspräliminarien festzustellen. Zum Schlusse des Jahres befand er sich auch unter den Ehrengästen Ottokar's, als dieser sich zur Entgegennahme der Huldigung der Steiermärker in Graz einfand. 1262 starb seine Gattin Agnes von Andechs-Meran; zwei Kinder aus dieser Ehe, Sohn und Tochter, starben im zarten Kindesalter. 1263 schloß U. die zweite Ehe mit der kaum 12jähr. Agnes, der Tochter der Babenbergerin, Gertrude von Mödling, aus ihrer Verbindung mit dem Markgrafen Hermann von Baden († 1250). Die zweite Heirath blieb kinderlos; so schien sich denn die Hoffnung seines Bruders Philipp auf die Erbfolge in Kärnten und Krain erfüllen zu sollen. War er doch bereits 1265 auch thatsächlich nicht mehr Erzbischof von Salzburg, der schlesische Piastenprinz, Wladislaw, Ottokar's Vetter, an seine Stelle getreten, und, da Philipp eine eigentliche Priesterweihe nie empfangen, sein Eintritt in den Laienstand leicht verwirklicht. Ueberdies finden wir den ursprünglichen Erbvertrag vom 4. April 1256 zwischen den Sponheim'schen Brüdern im Juni 1267 erneuert und zwar in der Form, daß, wenn U. ohne Kinder und Erben verstürbe, alle seine Güter und Lehen an Philipp gelangen sollten. Dieser Sachverhalt bedrohte aber die Bestrebungen des Böhmenkönigs, selbst der Erbfolger Ulrich's zu werden, und veranlaßte ihn zu Verständigungen mit U., deren Endergebniß wir bloß kennen, nämlich den unter Zeugenschaft des Görzer Grafen Albert, des Grafen Ulrich von Heunburg, des Hardeckers und anderer Edlen auf dem böhmischen Königsschlosse zu Podiebrad am 1. December 1268 abgeschlossenen Erbvertrag, in welchem Herzog U. den Böhmenkönig (im Falle seines Ablebens ohne Söhne und Töchter als ehelichen „Leibeserben") zum Anwärter aller Länder, Eigengüter und Lehen einsetzt. Seines Bruders Philipp wird mit keinem Worte gedacht. Somit erscheinen die Erbverträge der Brüder von 1256 und 1267 stillschweigend außer Kraft gesetzt. Jedenfalls war es Philipp gegenüber ein Geheimvertrag, der die Geschicklichkeit des böhmischen Königs im Ueberreden des Herzogs allein oder auch Zerwürfnisse der Sponheim'schen Brüder zur Voraussetzung hat. — Die böhmische Staatskunst ging nun bald daran, Philipp — auch gegen seinen Willen — bei Zeiten auf dem gleichen Wege wie vorher als geistlichen Fürsten zu versorgen. Sehr gelegen kam daher am 8. Septbr. 1269 der Tod des Aglaier Patriarchen Gregor von Montelongo, denn nun beeilte sich Ottokar, seit 1268 bereits von maßgebendem Einfluß in den Friauler Angelegenheiten, die Wahl Philipp's zum Kirchenfürsten von Aquileja durchzusetzen, was bei dem Umstande, daß sein Bruder, Herzog U. (14. Septbr. 1269) zum Capitano generale Friauls erwählt worden, bereits am 23. September gelang. Dies erlebte noch Herzog U., denn schon am 27. October erlag er der Krankheit in Cividale, ohne sein Land wieder betreten zu haben, und hinterließ eine 18jährige, kinderlose Wittwe.

Herzog U. war an dem glänzenden, dem Ritterspiele, prunkvollen Festlichkeiten und dem Minnesange befreundeten Hofe seines Vaters aufgewachsen und bewahrte zeitlebens eine freigebige Hand und gastfreien Sinn. Auch die Kirche zog Vortheil von dem Behagen des Herzogs am Gründen und Schenken, wie dies z. B. die gemeinsame Gründung Ulrich's und seiner Gattin im Krainer Lande, die Freudenthaler Karthause (1260), die Stiftung des Aug.-Klosters in Völkermarkt, die große Schenkung an Salzburg im J. 1268 zur Sühne früherer Feindseligkeiten, die Güterschenkungen an die steirischen Klöster Seckau und Göß, an das Spital am Pyhrn und an das Benedict.-Kloster zu Kremsmünster, an das Cistercienserstift in Landstraß (Landestrost) in Krain und die Einführung des deutschen Ackers in letzterem Lande beweisen. Seine Bedrückungen des Kärntner Klosters St. Paul sühnte er 1267 durch wesentliche Zugeständnisse. Selbst im Schwabenlande finden wir das Kloster in Kaisersheim mit der Tapsheimer Kirche und der Zusicherung bedacht, daß seine Vasallen im Augsburger Kirchensprengel dem genannten Kloster Stiftungen zukommen lassen dürfen, was in Sponheimischen Stammgütern oder in der Mitgift seiner ersten Gattin seine Erklärung findet. Das Städtewesen Kärntens machte unter U. III. Fortschritte. Die landesfürstlichen Münzstätten zu St. Veit, Laibach und Landstraß (Landestrost) tauchen unter ihm auf, und zur Hintanhaltung der Münzverfälschung einigte er sich am 14. Juli 1268 mit dem Salzburger Erzbischof über die allgemeine Durchführung der Friesacher Münze nach Schrot und Korn.

Ankershofen, Regg. z. Gesch. Kärntens 1231—1269 (Arch. f. K. ö. G. XXXII, 1. Hälfte). — Erben, Regesta diplom. nec non epist. Boh. Mor. I bis 1253, II 1253—1310. — Bianchi, Docum. hist. Forojul. saec. XIII (Arch. f. d. oest. Gesch. XXII). — Chmel, Gesch. v. 1246—1300; Fontes rer. aust. II. Abth. 1. Bd. — Aelschker, Gesch. Kärntens I. — Dudik, Gesch. Mährens V, VI. — Hermann, Verhältnisse des Herzogthums Kärnten unter dem Hause der Sponheimer (Arch. f. G. u. Topogr. Kärnt. X, 1866). — Lorenz, Deutsche Gesch. i. 13. u. 14. Jahrh. I, II u. f. Abh. über den Salzb. Kirchenstreit (Sitz.-Ber. d. Wien. Akad. Hist.-phil. S. XXXIII). — Muchar, Gesch. d. Hz. Steierm. V. — Schroll's Auff. i. d. Carinthia 1879.

Krones.

Ulrich III., Herzog von Mecklenburg. U. wurde am 5. März 1527 als jüngerer Bruder Johann Albrecht's I. dem Herzog Albrecht dem Schönen von seiner Gemahlin Anna von Brandenburg geboren. Schon als Knabe dem Hofe zu München zur Erziehung anvertraut, verlebte er dort seine ganze Jugend mit Ausnahme der Jahre 1541—1544, in denen er die Universität zu Ingolstadt besuchte. Der Tod des Vaters hinterließ im J. 1547 den fünf Brüdern ein verschuldetes Land. Die ersten Jahre verblieb nach Vereinbarung der älteren Brüder dem ältesten die Regierung; U., 1550 zum Bischof von Schwerin postulirt, ließ auch fürder das Verhältniß mit Johann Albrecht bestehen, forderte aber 1552 nach unbeerbtem Absterben ihres Oheims, Heinrich's des Friedfertigen, eine neue Theilung. Hatte schon 1550 durch die Uebernahme des Bisthums U. die Feindschaft seines Bruders Georg auf sich gezogen, so trug ihm dies neue Ansinnen den Haß seines älteren Bruders Joh. Albrecht ein, der bis zu offenen Feindseligkeiten zwischen den Herzögen und den auf Ulrich's Seite stehenden Reichsexecutoren führte. Der Boizenburgische Receß (1554), der Wismar'sche Gemeinschaftsvertrag (1555), endlich der Ruppinsche Schiedsspruch von 1556 ordnete die Landestheilung unter den streitenden Brüdern, deren dritter, Georg, durch den Tod vor Sachsenhausen (1552) ausgeschieden war. Johann Albrecht fiel der Schwerinsche Theil, U. neben dem ungetheilt verbleibenden Bisthum

Schwerin der Güstrowsche Theil zu. Während Johann Albrecht durch politisches Auftreten im Reiche und außerhalb der Grenzen desselben dem Namen Mecklenburgs Ansehen zu verschaffen suchte, strebte U. in friedlicher haushälterischer Thätigkeit im Lande nach dem Ruhme eines treuen Landesvaters. Die Sanirung der Schulden des Landes mit Hülfe der opferbereiten Ritter- und Landschaft, der Streit mit der nach Selbständigkeit strebenden Hansestadt Rostock waren gemeinsame Angelegenheiten beider Herzöge. Doch eine Aussöhnung der Brüder kam erst 1576 am Todtenbette Johann Albrecht's zu Stande, wo U. nach langem Drängen die Vormundschaft über seinen noch unmündigen Neffen und damit factisch die Alleinherrschaft im Lande Mecklenburg übernahm, die er auch gegen seines Bruders Christoph Ansprüche energisch behauptete. 1592 mußte er abermals nach Herzog Johann's VII. Tode die Vormundschaft über den Schweriner Antheil übernehmen, die er bis zu seinem am 14. März 1603 erfolgenden Tode beibehielt. Seine Thätigkeit auf kirchlichem Gebiete gipfelte in der Anerkennung der Concordienformel (1577) und dem Erlaß der von David Chyträus revidirten Kirchenordnung, die noch am Tage vor Ulrich's Ableben verkündet wurde. Auf juristischem Gebiete ist besonders seine Entscheidung der Streitigkeiten über die Grenzen der Gerichtsbarkeit (1581) zu erwähnen; der von ihm mit Hülfe Heinrich Husan's geplante Entwurf eines mecklenburgischen Lehn- und Landrechts gedieh jedoch nie über das Stadium des Entwurfs hinaus. Für bauliche und kunstgewerbliche Interessen hatte U. Verständniß. Der Bau des Schlosses zu Güstrow nach dem Brande von 1558 und der nochmaligen Zerstörung durch Feuer 1586; manche erhaltene kirchliche Kunstwerke an Grabmälern, Epitaphien 2c. legen noch heute Zeugniß davon ab. Seiner Vermählung mit Elisabeth, „geboren aus königlichem Stamm von Dänemark", Tochter König Friedrich's I. von Dänemark und Wittwe seines Vetters Herzogs Magnus III. von Mecklenburg, war nur eine Tochter, Sophie, entsprossen, die an König Friedrich II. von Dänemark vermählt, aufs neue Ulrich's Sinn den nordischen Dingen zuwandte. Ulrich's zweite Ehe mit Anna von Pommern (verm. 1588) war kinderlos. Anna überlebte ihren Gemahl um ein bedeutendes († 1626).

Rudloff, Gesch. v. Meckl. III. — v. Lützow, Gesch. v. Meckl. III. — Mecklenb. Jahrbücher, Bd. 8, 9, 18, 50 u. a. m.

Grotefend.

Ulrich I., erster Graf von Ostfriesland, entstammte der Häuptlingsfamilie der Cirksena von Greetsiel. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, mag aber in das erste, oder in den Anfang des zweiten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts fallen. Er war ein Sohn des Häuptlings Enno und der Gela von Pilsum und Manschlacht, die vor U. ihrem Gemahl schon einen Sohn Edzard geboren hatte. Die Cirksena waren zu Anfang des 15. Jahrhunderts noch ein wenig bedeutendes Geschlecht, dessen Besitzungen außer in Greetsiel hauptsächlich im Norderlande lagen. Bei den ungeordneten, zügellosen Zuständen des damaligen Ostfrieslands suchte er, wie andere auch, seinen Vortheil, wo er konnte, und begünstigte dabei auch gelegentlich den Seeraub, zog sich aber hierdurch die Feindschaft der Hansestädte in solchem Maaße zu, daß sie ihm die Burgen zu Greetsiel und Norden entrissen. Enno erlangte indessen Greetsiel zurück und man findet ihn dann seit dem dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts häufiger in der Geschichte seines Landes erwähnt. Als um jene Zeit die Macht des Häuptlings Keno tom Brocke, und nach dessen Tode die seines Sohnes Occo bedrohlich anwuchs und den Widerstand der übrigen ostfriesischen Geschlechter hervorrief, ließen sich Enno und sein Sohn Edzard von dem Gegner Occo's, dem Häuptling von Leer, Focko Ukena, gewinnen, erreichten aber damit zunächst nur, daß sie dem letzteren zu überlegener Macht verhalfen, die Focko in äußerst

gewaltthätiger Weise ausnutzte. Da verstanden es nun Enno und Edzard, denen sich bald auch U. zugesellte, in geschickter Weise die gegen Focko Ukena bald erwachende Mißstimmung zu benutzen und sich an die Spitze der in dem sogenannten Bunde der Freiheit vereinigten Unzufriedenen zu stellen (1430), indem sie dabei weislich den Anschein vermieden, als ob sie selbst nach der Gründung einer Oberherrschaft in Ostfriesland strebten. Focko Ukena erlag endlich dieser gegen ihn gerichteten Bewegung, und nunmehr rückten in der That die beiden Brüder Edzard und Ulrich, zwar langsam und vorsichtig, aber sicher in seine Stellung ein. Sie gewannen das Vertrauen ihrer Landsleute, und indem sie zugleich mit der Stadt Hamburg, die sich seit 1433 in Emden festgesetzt hatte, in nahe Verbindung traten, erlangten sie bald eine an Ansehen und Macht immer zunehmende Stellung. Eine Reihe von Landschaften erkannte freiwillig ihre Schutzherrschaft an, so das Brockmerland (1431), das Norder alte Land (1436), das Auricherland (1438); endlich übertrug ihnen Hamburg, allerdings nur auf Widerruf, im J. 1439 Stadt und Burg Emden nebst Rechten in einer Anzahl anderer ostfriesischen Ortschaften. Die beiden Brüder hatten ihre Herrschaft in der Weise getheilt, daß U. das Auricherland erhielt, Edzard dagegen Emden, das Brockmer- und Norderland. U. erwarb 1439 durch seine Heirath mit Foelke, der Tochter des Häuptlings Wibet von Esens, noch die Herrschaften Esens und Stedesdorf, und als dann 1441 sein Bruder kinderlos starb, fiel ihm der gesammte Besitz des Hauses Cirksena, d. h. der größte Theil des heutigen Ostfrieslands, zu. Eine Macht, wie sie nie zuvor ein ostfriesischer Häuptling besessen, war fortan in seiner Hand vereinigt. Es kam nur darauf an, ob er im Stande sein würde, sie gegen die noch unabhängigen Häuptlinge und gegen die benachbarten Gewalten, die mit Unruhe und Eifersucht das Emporkommen des Hauses Cirksena verfolgten, zu behaupten und die Verhältnisse im Innern der ihm untergebenen Landschaften insoweit zu befestigen, daß sich die freiheitsstolzen Friesen an die dauernde Herrschaft eines Einzelnen gewöhnten. Daß ihm dies in der That gelang, ist ein Beweis, wie seiner kriegerischen Tüchtigkeit, so seiner Klugheit und seines staatsmännischen Blickes; denn nicht mit dem Schwerte allein trat er seinen Widersachern entgegen, auch dadurch wußte er sie zu entwaffnen, daß er sich auf friedlichem Wege mit ihnen auseinandersetzte, und daß er rechtliche Grundlagen für den erlangten Besitz zu schaffen bemüht war. Indem er aber so die Herrschaft seines Geschlechtes dauernd in Ostfriesland befestigte, und indem er Stifter einer Dynastie wurde, die hier bis zum Jahre 1744 ununterbrochen herrschte, erwarb er sich ein Verdienst nicht allein um seine Familie, sondern zugleich auch um sein Land. Denn mit der Gründung einer einheitlichen Gewalt ließen auch die innern Fehden nach, die so lange das kleine Land zerrüttet und jeden Aufschwung in Wohlstand und Gesittung gehindert hatten. So gehört Ulrich I. ohne Zweifel zu den bedeutenderen Vertretern seines an großen Männern nicht eben sehr reichen Geschlechtes.

Begreiflich erlangte er sein Ziel nicht leicht und rasch; es bedurfte längerer Zeit und vielfacher Anstrengungen, ehe ihm der Besitz Ostfrieslands gesichert war. Noch zu Lebzeiten seines Bruders hatte sich eine Reihe von Häuptlingen des Emslandes zu einem Schutz- und Trutzbündnisse vereinigt, dessen Spitze sich gegen die Cirksena richtete. Wichtiger aber waren die Feindschaften der Häuptlinge im Osten des Landes, in Ostringen, Rüstringen und Wangerland, wie auch des Geschlechts der Kankena im Harlingerlande, in Wittmund und in Dornum. Die letzteren unterwarfen die Brüder, und mit den ersteren söhnte sich U. unter der Vermittelung Hamburgs 1442 aus. Hierauf folgte zunächst eine Zeit ungewohnter Ruhe, die U. zur Befestigung seiner Macht wohl gelegen kommen

mußte. Wohin er steuerte, das enthüllte er gelegentlich einmal in einer Urkunde von 1444, in der er sich „Häuptling in Ostfriesland" nannte, während er sich sonst stets als Häuptling der einzelnen von ihm besessenen Landschaften bezeichnete. Zu dem Emporkommen seines Hauses hatte bisher sehr wesentlich ein gutes Verhältniß mit Hamburg beigetragen, das sich sowol sein Bruder Edzard, wie auch er stets bemüht hatten, aufrecht zu erhalten. Mag nun Hamburg in Ulrich's wachsender Herrschaft eine Gefahr erblickt, oder mögen andere Gründe vorgelegen haben, genug, Hamburg fand es 1447 für gut, Ulrich's Macht zu beschränken, indem es Emden zurückforderte. Die Feindseligkeit, die in diesem Schritte lag, führte in den folgenden Jahren zu offenen Kämpfen, in denen sich die Hansestadt mit dem den Cirksena stets feindlich gesinnten Grafen Gerhard von Oldenburg verbündete (1451). Indessen U. muß siegreich gewesen sein, denn der Graf sah sich 1452 zu einem Sonderfrieden genöthigt, worauf dann am 10. April 1453 auch Hamburg seinen Frieden mit U. schloß und darin alle seine ostfriesischen Besitzungen, namentlich Emden und die Feste Leerort, auf 16 Jahre um die Pfandsumme von 10 000 Mark Lübisch abtrat. Hamburgs Herrschaft in Ostfriesland hat hiermit für immer aufgehört. Man findet dann U. mehrfach bemüht, den thatsächlichen Besitz seines Landes noch durch Erwerbung von Rechtstiteln zu sichern. Rücksichten dieser Art mögen für ihn mitbestimmend gewesen sein, als er nach dem Tode seiner ersten Frau mit päpstlichem Dispens die ihm entfernt verwandte Enkelin und einzig überlebende Erbin Focko Ukena's, Theda, ehelichte, durch die er einen rechtlichen Anspruch an das Ukena'sche Hausgut, insbesondere Leerort, gewann. Dieses Bemühen wurde dann von neuem angeregt, als der Besitz Emdens von einer Seite bedroht wurde, von der er das kaum erwartet haben mochte, nämlich vom Bischof Johann von Münster, der alte Grafschaftsrechte seines Bisthums auf den Emsgau im J. 1459 geltend zu machen versuchte. U. war nicht gewillt, diese anzuerkennen. Seine Lage aber wurde bedenklich, als sich Johann 1461 mit dem Grafen Gerhard von Oldenburg verband, der ebenfalls auf ostfriesisches Gebiet hoffte. Man kann sich unter diesen Umständen in der That des Gedankens nicht entschlagen, daß U. unter dem Druck dieser Verhältnisse handelte, als er mit dem damaligen Kaiser Friedrich III. in Verbindung trat und von ihm die Erhebung Ostfrieslands zu einer Reichsgrafschaft erbat. Ließ sich der Kaiser darauf ein, so hatte U. eine staatsrechtliche Grundlage für seine Herrschaft erworben und deren Territorialbestand gesichert; von einem Auseinanderfallen der einzelnen Landschaften, die U. vereinigt hatte, konnte dann nicht mehr die Rede sein. Ulrich's Plan war ohne Zweifel klug ersonnen und machte seinem staatsmännischen Scharfblicke alle Ehre, indessen ging der Kaiser nicht sogleich darauf ein, sondern verstand sich 1463 nur dazu, das Cirksena'sche Erbgut in Norden zu einer Grafschaft zu erheben. Damit aber konnte U. nicht gedient sein. Wie er es fertig brachte, den Kaiser umzustimmen, entzieht sich unserer Kenntniß. Thatsache ist, daß Friedrich III. seinen Wunsch ein Jahr später in vollem Umfange erfüllte, ihm am 1. October 1464 sein ganzes Gebiet zu Lehen gab, es zu einer Grafschaft des Reiches erhob und U. zum Grafen in Ostfriesland machte. Am 23. December 1464 leistete dieser zu Emden in die Hände des kaiserlichen Abgesandten, Ritters Johann von Schaumburg, den vorgeschriebenen Lehenseid und wurde dann mit einer Anzahl anderer Ostfriesen zum Ritter geschlagen. In der nächsten Zeit empfing er die Huldigung der ostfriesischen Häuptlinge. Damit war das Ziel Ulrich's erreicht, und zugleich sein Lebenswerk vollbracht. Aus einer kleinen Häuptlingsfamilie hatte er sein Geschlecht zum Gebieter über einen großen Theil des ostemsischen Frieslands gemacht und ihm damit eine Stellung verschafft, wie andere Familien sie wol

erstrebt, aber nicht erreicht hatten. Für Ostfriesland brach eine neue Periode seiner Entwicklung an, den verderblichen Parteiungen und Fehden war ein Ziel gesetzt, zugleich war das Land, das sich dem Reiche so lange entzogen hatte, mit diesem wieder in nähere Beziehung gebracht. Hierin liegt ein Verdienst von allgemeiner Bedeutung, das sich U. erworben hat, und das ihm nicht vergessen werden sollte. — Es liegt in der Natur mittelalterlicher Geschichtschreibung, daß wir über seine Thätigkeit im Innern weniger unterrichtet sind, gleichwol ergeben die Urkunden, daß er sich angelegen sein ließ, Recht und Gerechtigkeit zu schützen und Uebelstände, wo er sie antraf, zu beseitigen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch seine Bauthätigkeit. Das Schloß in Aurich, die Neubaue der Burgen zu Berum und Greetsiel sind sein Werk. In Norden baute er die Kirche, in ihrer Anlage und theilweisen Ausführung die stilvollste und schönste Ostfrieslands, in Weener ließ er den Chor der dortigen Kirche neu herstellen. Auch wirthschaftlich nützliche Bauten rühren von ihm her. So ist es kein Wunder, daß sein Land ihm ein dankbares Andenken bewahrte, als er am 27. September 1466 in Emden starb. Da bei seinem Tode noch keins seiner sechs Kinder, die sämmtlich aus zweiter Ehe stammten, mündig war, mußte seine Gemahlin Theda die vormundschaftliche Regierung antreten.

Ostfriesisches Urkundenbuch I. — Beninga, Chronik. — Ubbo Emmius, Rerum Frisicarum historia. — Wiarda, Ostfriesische Geschichte I, II. — v. Bippen, Hansische Geschichtsblätter, Jahrgang 1884.

P. Wagner.

Ulrich II., Graf von Ostfriesland, der zweite Sohn des Grafen Enno III. und der Walburgis von Rietberg, war geboren am 16. Juli 1605. Er wurde am Hofe in Aurich erzogen; die Bildung aber, die er hier erhielt, war, wie er später selbst anerkannte, eine nur mangelhafte. Im Alter von 21 Jahren ging er auf Reisen, besuchte Frankreich und England und war noch nicht lange wieder heimgekehrt, als er durch den unerwarteten Tod seines älteren Bruders Rudolf Christian am 17. April 1628 zur Regierung gelangte. Die Verhältnisse, unter denen er die Herrschaft des Landes antrat, waren überaus schwierige und verworrene. Trotz seiner entfernten Lage hatte auch Ostfriesland die Schrecken des dreißigjährigen Krieges über sich ergehen lassen müssen. Es war infolge seiner gänzlichen Wehrlosigkeit eine beliebte Zufluchtsstätte beutesüchtiger und quartierbedürftiger Kriegsvölker geworden. Erst hatten hier die Scharen des Grafen Ernst von Mansfeld in einer Weise gehaust, daß die Erinnerung daran den Leuten so bald nicht verging, dann waren 1627 kaiserliche Völker gefolgt, die noch im Lande lagen, als U. zur Regierung gelangte. Die Einwohner seufzten unter der Last dieser Einquartierung schwer, aber die gräfliche Regierung war den Einfällen gegenüber machtlos, da sie keine Truppen zur Abwehr besaß. Wol hatten die ostfriesischen Stände einige Gelder bewilligt, doch lagen die Angeworbenen in Emden und standen ausschließlich zur Verfügung dieser Stadt, die sie allein für ihre Zwecke benutzte. Emden überhaupt hatte eine Stellung im Lande, nicht wie eine dem Grafen untergebene Landstadt, sondern wie ein fast unabhängiges Gemeinwesen. Der Graf bedeutete hier sehr wenig, dafür um so viel mehr die Generalstaaten der Niederlande, die in allen ostfriesischen Angelegenheiten das entscheidende Wort sprachen. Der fortwährende Hader der Stände unter sich und mit dem Grafen hatte ihnen hauptsächlich diese überlegene Stellung verschafft, von der sie nicht zum wenigsten zu ihrem eigenen Vortheil Gebrauch machten. Es bedurfte also eines kraftvollen, zielbewußten und umsichtigen Herrschers, wenn diesen Zuständen ein Ende gemacht, die Unabhängigkeit des Landes und die ohnehin sehr beschränkte Autorität des Grafen einigermaßen wiederhergestellt werden sollte. Ulrich II. war nichts weniger

als ein solcher Herrscher. Er besaß eine nur mäßige Begabung, war eine träge, lässige, dem Genuß ergebene Natur, ohne Willenskraft, ohne Lust an den Geschäften, ließ am liebsten seine Räthe für sich arbeiten und war ungehalten, wenn sie ihn bei seinen Schmausereien, die er außerordentlich liebte, mit Regierungssorgen quälten. Von einem thatkräftigen Eingreifen, von Zielen und Plänen, die über das Gewöhnliche, von der Noth des Augenblicks Geforderte hinausgingen, ist bei ihm keine Rede. Man gewinnt daher von seiner Regierung kein sehr erfreuliches Bild; Ohnmacht und Schwäche kennzeichneten sie; Hülflosigkeit und Wehrlosigkeit zogen ihm fortgesetzt Demüthigungen zu, bald von den Fremden, bald von seinen eigenen Ständen. Zuweilen lag die Regierung mehr bei diesen und den Generalstaaten, als bei ihm. — Gleich im Anfange seiner Herrschaft gerieth er in Feindschaft mit der Stadt Emden, die ohne Rücksicht auf ihn Schatzungen im Lande eintreiben ließ zum Unterhalt ihrer Garnison und sich an gräflichen Beamten und Unterthanen vergriffen hatte. Erst 1631 verglichen sich die Streitenden unter Vermittlung der Generalstaaten, worauf dann Emden dem Grafen die bisher verschobene Huldigung leistete. Damals gelang es auch erst U. die Entfernung der kaiserlichen Völker aus Ostfriesland zu erwirken. Wol hätte er, um sein Land vor ähnlichen Einfällen zu bewahren, jetzt gern Truppen geworben, allein die Stände, die immer noch die Emder Garnison zu unterhalten hatten, verweigerten anfänglich alle hierzu erforderlichen Mittel und bewilligten sie später (1635) in so geringem Umfange, daß damit nicht viel ausgerichtet werden konnte. So stand denn U. wieder wehrlos da, als der Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel, durch die kaiserlichen Heere aus seinem Lande verdrängt, 1637 mit etwa 7000 Mann in Ostfriesland einfiel, die rasch zusammengerafften Streitkräfte des Grafen zurückwarf und sich auf Kosten des Landes hier häuslich niederließ. Die Einquartierung sollte zunächst nur sechs Monate dauern. Während dieser Zeit starb Wilhelm V. Seine Gemahlin aber, die bekannte Landgräfin Amalie, war nicht gewillt, nach Ablauf dieser Zeit die Truppen abzurufen; sie fand es vielmehr nützlich, sie noch länger hier liegen und zu ihrem Unterhalt sich von den ostfriesischen Ständen eine monatliche Contribution von 15 000 Reichsthalern zahlen zu lassen. Allen Aufforderungen und Bitten des Grafen, der Stände und schließlich auch der Generalstaaten um Entfernung der hessischen Völker wußte sie, unterstützt von den Mächten Frankreich und Schweden, immer neue Gründe für deren Verbleiben entgegenzustellen. Während das Land unter diesen Umständen nicht wenig litt, hatte es die Stadt Emden verstanden, sich in einem Sondervertrage mit den Hessen günstigere Bedingungen zu verschaffen und die volle Last der Einquartierung auf ihre Mitstände abzuwälzen. — Graf U. spielte bei diesen Ereignissen eine wenig hervorragende Rolle. An den Einfall der Hessen hatte er trotz erhaltener Warnungen nicht glauben wollen, und als er es endlich mußte, und nun die näheren Bedingungen für das vorläufige Verbleiben der Hessen vereinbart werden sollten, überließ er die Verhandlungen hierüber allein den Ständen und weigerte sich nachträglich lebhaft, von seinen Ländereien zu den allgemeinen Umlagen beizusteuern. Alle Versuche, die er unternahm, die Hessen wieder los zu werden, blieben erfolglos. Der Einfall hatte ihm jedoch von neuem die Nothwendigkeit gezeigt, eine größere Truppenmacht aufzustellen, zumal die Landgräfin Amalie für den Abzug ihrer Völker aus Ostfriesland zuweilen eine Garantie dafür forderte, daß das Land nicht in die Hände ihrer Gegner, der Kaiserlichen, fiel. Er nahm daher 1644 einige Compagnieen abgedankter staatischer Truppen in Sold, erreichte damit aber nur, daß die Hessen, denen diese ostfriesischen Rüstungen bedenklich vorkamen, ihre Truppen vermehrten und bei Jemgum im Reiderlande Schanzen errichteten. Es kam sogar im Laufe

dieser Dinge zu einigen unbedeutenden Zusammenstößen zwischen den Söldnern des Grafen und dem hessischen General Eberstein, allein die Generalstaaten schritten ein und vermittelten den Abschluß eines Vertrages, in dem das vorläufige Verbleiben der Hessen einerseits und die Beibehaltung der ostfriesischen Truppen andrerseits zugestanden wurde (20. October 1644). Dieser Interimsvertrag war nur bis zum März 1645 geschlossen, wurde aber von Jahr zu Jahr verlängert, da die Hessen nicht daran dachten, abzuziehen, so viel darüber auch verhandelt wurde. U. begab sich zu diesem Zwecke wiederholt persönlich nach dem Haag, sowie nach Arnheim, um dort die Generalstaaten und hier die Staaten von Geldern zu veranlassen, zu seinen Gunsten einzuschreiten, stets mit dem gleichen Mißerfolge. Er ist damals sogar eine Zeit lang auf den Gedanken gekommen, seine Grafschaft den Generalstaaten in Sequester zu geben. Zu allem bisherigen Unglück erfolgte jetzt am Ende des dreißigjährigen Krieges (1647) ein neuer Einfall kaiserlicher Völker unter dem Befehl des Generals Lamboy, der theils die Absicht hatte, die Hessen zu vertreiben, theils auf den niedersächsischen Kreis ausgeschriebene, von Ostfriesland noch nicht gezahlte Reichssteuern eintreiben wollte. Schon hatte er mehrere Aemter besetzt, als die Ankunft hessischer und schwedischer Truppen ihn zum Rückzuge zwang. Die von U. angeworbenen Völker waren nicht im Stande gewesen, weder die Hessen zu vertreiben, noch den Einfall der Kaiserlichen abzuwehren, hatten sich damit als völlig zwecklos erwiesen. Daher drangen die Stände, die sie mitzuunterhalten hatten, erneut auf ihre Abdankung. U. entschloß sich dazu endlich in einem Vertrage vom 18. September 1648. Es war einer der letzten Acte seines an Ergebnissen so armen Lebens. Als er bald darauf am 1. Novbr. 1648 starb, hinterließ er seinen damals noch unmündigen Söhnen und seiner Gemahlin, einer Tochter des Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, mit der er seit dem 5. März 1631 in nicht immer glücklicher Ehe vermählt war, das Land in schlimmerer Verfassung, als er es übernommen hatte. Keine von den Aufgaben, die er einst vorgefunden, hatte er gelöst. Der Einfluß der Generalstaaten, sowie die Unabhängigkeit Emdens waren stärker denn je, und die Macht der Stände nicht im mindesten gebrochen; die gräfliche Gewalt hingegen hatte an Bedeutung nichts gewonnen, und das Land war durch die fortgesetzten Einquartierungslasten, durch die kriegerischen Einfälle, durch Wasserfluthen erschöpft und noch immer in der Hand der Hessen. — Daß eine Persönlichkeit, wie die Ulrich's auch für die Förderung der Cultur seines Landes ohne größere Bedeutung gewesen, zumal in einer der Cultur ohnehin so feindlichen Zeit, wie der des dreißigjährigen Krieges, wird man begreifen. Zwar tragen die unter ihm reformirten Schulen von Aurich und Norden den Namen Ulrich's, zwar wurden unter seiner Regierung eine Reihe von Verordnungen erlassen, die einzelne Zweige der weltlichen und geistlichen Verwaltung des Landes verbesserten, aber es ist nicht bekannt, daß gerade er dabei außergewöhnlich betheiligt gewesen ist. So ist es ihm nicht gelungen, als er verhältnißmäßig früh starb, in der dankbaren Erinnerung der Ostfriesen fortzuleben.

Wiarda, Ostfriesische Geschichte IV. P. Wagner.

Ulrich von Nußdorf, Bischof von Passau (1452—1480). Im J. 1451 starb der Passauer Bischof Leonhard und das Domcapitel beeilte sich den Doctor beider Rechte U. v. N. zu seinem Nachfolger zu erwählen. Gegen diese Wahl erklärte sich jedoch Kaiser Friedrich III. im Einvernehmen mit dem römischen Stuhle, während für den Erwählten das Domcapitel, das Land Oesterreich als Passauer Sprengelgebiet und der bairische Hof eintraten. Und so währte es an fünf Jahre, bevor Kaiser und Papst den Erwählten bestätigten. Dann aber zeigt sich Bischof U. in der wachsenden Gnade beim Kaiser und spielt seit 1460

eine hervorragende Rolle in den österreichischen Wirren und in den verwickelten Angelegenheiten Deutschlands. Als Bischof U. in der Fehde des unbotmäßigen Gerh. Fronauer mit dem Kaiser um die Burgherrschaft Ort zum Schiedsmann erkoren wurde und Fronauer dem auch vom Bischofe gefällten Schiedspruche sich fügen sollte, vergalt er dies mit dem Ueberfalle der Passauer Besitzung Trübensee an der Donau und mit der Plünderung anderer bischöflicher Güter. Als dann in Oesterreich 1461 angesichts des habsburgischen Bruderzwistes der Abfall vom Kaiser um sich griff, stellten sich Jene, welche nicht Partei nehmen wollten, gewissermaßen als Neutrale, unter den Schutz des Bischofs. Bei den Friedensverhandlungen des Jahres 1463 waren neben den bairischen Herzogen auch die Bischöfe von Passau und Freising thätig. Besonders zeigt sich dies am Tulner Tage, als der päpstliche Legat vermittelte und Amnestie für alle Jene ausbedungen wurde, die sich 1461 unter den Schutz Bischof Ulrich's gestellt hatten. Auch in dem Tiroler Kirchenstreite Herzog Sigismund's mit dem Brixner Bischof Nikolaus Chreffz von Kues (Cusanus) war B. U. als Mann des Friedens thätig. Als nämlich den 26. Juli 1461 die Vermittler, und zwar der Cardinalbischof Peter von Augsburg, sein Decan Leonhard Goßler und Herzog Ludwig von Baiern sich in Landshut einfanden, erschien an Stelle des vom Papste Pius II. begehrten Bischofs Johann III. von Eichstädt, U. v. P., der dem Cardinalbischof willkommener war, da man ihn als Vertrauensmann Herzog Ludwig's vorzog und auf gutem Fuße mit Herzog Sigismund von Tirol wußte. Ueberdies galt er als eine milde, kluge und weltläufige Persönlichkeit. Aber die von den hier Versammelten den Anwälten des Tiroler Herzogs vorgelegten Friedensbedingungen des Papstes wurden als unannehmbar abgelehnt, und so kam es vorläufig zu einem Compromisse und zur Bestellung eines Schiedsgerichtes, dem auch Bischof U. zugewiesen erscheint.

Bei der Huldigung der Wiener an den Kaiser 1464, finden wir unsern Bischof U. als Vollmachtsträger Friedrich's III. bestellt und weiterhin als „Kanzler“ verwendet, 1467 (Nov.) schloß am Regensburger Tage Kaiser Friedrich eine engere Verbindung mit dem Bischof U. v. P. und seinen Amtsbrüdern, den von Regensburg und Freising, der auch schwäbisch-bairische Reichsstädte beigezogen wurden. Als dann der Krieg mit dem „hussitischen“ Böhmen ausbrach, sehen wir 1469 die Besitzungen der Passauer Kirche von böhmischen Streifscharen heimgesucht. Anderseits erscheint der Bischof in jenem Bündniß, welches Herzog Ludwig der Reiche von Baiern 1475 zur Sicherung seiner Stellung veranlaßte und eine Annäherung an den Kaiser bezweckte. Jedoch tritt U. jetzt immer mehr in den Hintergrund, und seine Thätigkeit als Kirchenfürst verknüpft sich 1477 mit der letzten großen Judenverfolgung im altbairischen Land. Man beinzichtigte die Passauer Juden, sie hätten von einem gewissen Christian Eißgreißhamer, einem Christen 8 Stück Hostien erkauft, von denen sie zu gottschänderischen Zwecken zwei nach Prag, zwei nach Salzburg und ebenso viele nach W. Neustadt ihren Glaubensgenossen schickten, die übrigen zwei jedoch zurückbehielten, durchstachen, so daß Blut aus dem Leibe des Herrn tropfte, und hierauf, unter neuen Wundererscheinungen verbrannten. Nach Einvernehmen von Zeugen, ehemaligen, Christen gewordenen, Juden und Anwendung der Folter bei den Beschuldigten, verurtheilte das bischöfliche Gericht die „Hauptschuldigen“ zu qualvollem Tode, und alle Juden, vierzig Familien ausgenommen, die sich taufen ließen, wurden von Bischof U. aus Passau verbannt. — Letzterer starb 1480 am 2. September.

Erhard, Geschichte von Passau I. Bd. — Bachmann, Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Kaiser Friedrich's III. u. Max I., 1. u. 2. Bd. —

Riezler, Geschichte Baierns, III. Bd. — Alb. Jäger, der Streit des Cardinals Nicolaus v. Cusa mit dem Herzoge Sigmund von Oesterreich, II. Bd.

Krones.

Ulrich, Bischof v. Seckau, Erzbischof von Salzburg (1243—1267). Nach dem Ableben des Seckauer Bischofs Heinrich gelangte 1243 der Passauer Domherr U., der Schreiber (scriba) des Herzogs Friedrich II. von Oesterreich und Steiermark, zu dieser kirchlichen Würde. Bis zum Jahre 1249 tritt U. im politischen Leben wenig hervor; damals scheint ihn der römische Stuhl vermocht zu haben, seine neutrale Stellung zwischen Kaiser und Papst aufzugeben und entschieden Farbe zu bekennen. Dies erhellt aus einer Verfügung des apostolischen Legaten Konrad von Speier (vom Februar 1249) zu Gunsten Seckau's. Ueberdies beauftragte Papst Innocenz IV. den Bischof (21. Jan. 1249), sich der Rechte des Bisthums Freising gegen die Sponheimer Herzoge Kärntens anzunehmen. Inzwischen hatte nach dem Tode Erzbischofs Eberhard II., dieses reichstreuen Kirchenfürsten und Gründers der Bisthümer Seckau (1218) und Lavant (1228), der ihm höchst ungleiche Sponheimer Philipp, Bruder des Kärntner Herzogs Ulrich III., als „Erwählter" von Salzburg sein kriegerisches und willkürliches Regiment angetreten. Zur Zeit seiner Mühldorfer Provinzialsynode, der auch U. beiwohnte (1248), ahnte allerdings noch Niemand die schweren Verwicklungen im Salzburger Hochstifte, in deren Bereich auch der Seckauer Bischof gerathen sollte. 1252 sollten die Bischöfe von Seckau und Lavant für die Summe von 80 Mark Silber aufkommen, um die Bedürfnisse des päpstlichen Legaten Hugo zu decken. Doch kam es vorher zu einer Versammlung des steierischen Clerus in Leoben, deren Beschlüsse unbekannt blieben. Als noch 1253 Ottokar II. (s. E. 1251 Herr Oesterreichs) bestrebt war, auch in der Steiermark festen Fuß zu fassen und hier Parteigänger besaß, finden wir auch Bischof U. in der damaligen Umgebung Ottokar's M. Mai zu Leoben. König Béla IV. von Ungarn brachte aber durch eine Partei und mit Waffengewalt die Steiermark an sich, und Bischof U. fügte sich dieser Sachlage, um so mehr als König Ottokar II. den Ofner Frieden vom April 1254 mit Ungarn schloß und dessen Herrschaft im Steierland gegen Gebietsabtretungen anerkannte. — Als Bevollmächtigter Papst Innocenz IV. führte U. 1254 Mai die Amtshandlung gegen die Aebte von Tegernsee, Ebersberg, Rot, Attl, Weihenstefan, Scheiern, Peuerbach, Zell und Untersdorf in Radstadt durch, und erscheint auch in anderen Streitsachen von der Curie delegirt. Als im J. 1255 Philipp, der Erwählte von Salzburg, mit dem Domcapitel ganz zerfiel und dasselbe seinen Zorn fühlen ließ, kam es zur Anklage Philipp's in Rom und zur Wahl Ulrich's von Seckau an Philipp's Stelle (1256). Wie verhängnißvoll sich dieser Lebenswechsel für U. gestaltete, ist an andrer Stelle bereits angedeutet worden (s. A. D. B. XXVI, 43, Art. Philipp von Sponheim). Während Ulrich's Gegner über die Machtmittel seines Hauses und die politische Freundschaft seines Vetters, des Böhmenköniges verfügte, konnte U. auf die Sympathieen Baierns und auf den ungarischen Hof als Gewalthaber in der Steiermark zählen, dem er auch Pettau als salzburgische Pfandschaft überließ. Bei seinem Versuche, sich Salzburgs zu bemächtigen, von den Gegnern in die Flucht gejagt, später als er den Weg gen Baiern einschlagen wollte, gefangen gesetzt (die ihm verbündeten Ungarn hatten 1259 eine Schlappe von den Kärntnern erlitten), sah sich später (1262) U. allerdings von der Hoffnung geködert, das Erzbisthum wieder zu erlangen, weil der Rücktritt Philipp's in Aussicht stand, aber der römische Stuhl, über die Zahlungsunfähigkeit Ulrich's erbost, bedrohte diesen mit kirchlichen Zwangsmaßregeln, so daß der Vielgeplagte, an seiner Zukunft verzweifelnd, die undankbare erzbischöfliche Würde niederlegte und sich (1265) auf sein Seckauer Bisthum zurückzog. Hier finden wir ihn in

geräuschloser Thätigkeit bis an sein Lebensende, theils in Seckau, theils auf der Hauptpfarre Piber weiland. Er starb am 6. Juni 1268, auch in dem ruhigen Besitze Pibers schließlich angefochten.

S. d. Art. über Philipp v. Sponheim, A. D. B. XXVI, 45.

Krones.

Ulrich, erw. Erzbischof von Trier 1430—1436. Nach dem Tode des trefflichen Erzbischofs Otto von Ziegenhain († am 13. Februar 1430) brach für die Stadt und das Kurfürstenthum eine neunjährige Zeit schwerer Prüfungen ein, die erst mit dem Regierungsantritt Jakob's v. Sierck (1439—1456) wieder geordneten Zuständen wich. Am 27. Februar 1430 wählte die Mehrheit des Domcapitels den Domscholaster Jakob von Sierck, der andere Theil mit dem Dompropst Friedrich von Croy an seiner Spitze den Kölner Domdechant U. aus dem Hause der Grafen von Manderscheid (vgl. über die Wahl Gest. Trev. c. 274, ed. Wyttenb. II, 318 f., Brow. Ann. Trev. II, 273. Stramberg, Rh. Antiq. II, 4, 174. Tr. Chronik 1824, 32). Beide Candidaten reisten nach Rom, um ihre Anerkennung zu erzielen, doch cassirte Martin V. die Wahl und bestellte den schon betagten Speyrer Bischof, Rhabanus von Helmstett, zum Erzbischof von Trier. Jakob von Sierck resignirte in der That, U. aber ließ sich auf Grund eines Compromisses einstimmig aufs neue (zu Coblenz) wählen und übte bis 1436 die Regierung aus, ohne indeß die Weihe zu nehmen oder eine päpstliche Confirmation zu erlangen. Mit seinem Rivalen Jakob v. Sierck hatte er sich durch Geldentschädigung und Abtretung des Trierschen Theils am Monkler (der Burg bei Mettlach) abgefunden. Am 2. Mai 1430 leistete er, nach Protest gegen die päpstliche Provision des Bischofs Rhaban, als Erwählter dem Domcapitel den vorgeschriebenen Eid und appellirte am 21. Januar 1431 gegen die im Auftrage des Papstes Martin V. durch den Bischof von Würzburg geschleuderte Sentenz, und zwar an das nächst zusammenkommende Concil zu Basel und an den Papst (a papa male informato ad papam melius informandum). Infolge eines Spruchs des Kaisers Sigmund suchte er seinen Gegner Rhaban durch Verschreibung von 3000 Gulden aus dem Zoll zu Boppard zum Verzicht zu bewegen. Indessen weigerte sich jetzt die Stadt Trier, welche zu Rhaban hielt, U. aufzunehmen, weshalb sich dieser zur Bekriegung der Stadt mit dem Grafen Johann von Sponheim verband (30. October 1432). Es kam zu einer zweimaligen Belagerung der Stadt, bei welcher die Umgebung derselben schwer litt, aber die Uebergabe nicht erzwungen wurde. Nachdem das Basler Concil sowol als der Kaiser ihm die Einstellung der Feindseligkeiten befohlen, nutzte es dem Erzbischof auch nichts mehr, daß die Pfalzgräfin bei Rhein, Elisabeth von Görlitz, Herzogin in Baiern und Luxemburg, mit ihm 1435 ein Landfriedensbündniß schloß und Cuno von Pyrmont und dessen Söhne ihm gegen den Bischof von Speyer beistanden (23. April 1435). Der Mittel zur Fortsetzung des Kampfes entblößt, mußten schließlich beide Gegner die Entscheidung an das Basler Concil abgeben. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln und der Bischof von Worms proclamirten dann, nachdem U. alle Privilegien, Handfesten, Register und Bücher des Erzstifts abgeliefert, den Rhaban als Erzbischof von Trier, wogegen U. das Schloß Stolzenfels nebst einer Leibrente gelassen wurde (8. Februar 1436, Würdtwein, Nov. Subs. II, 52). Schon vorher war das Interdict aufgehoben worden, welches vier Jahre lang über der Diöcese Trier gelastet hatte. U. behauptete aber, daß die ihm bei seiner Resignation zugestandenen Bedingungen nicht gehalten worden seien und protestirte noch am 13. Juli 1436 von Pfalzel aus gegen den Einzug des Bischofs von Speyer in seine Hauptstadt (doch ist das Datum dieses Schreibens nicht sicher). Er machte sich dann zu einer neuen Reise nach Rom auf, auf welcher er aber in der Schweiz (apud Turegum sagen

die Gesten) starb. Der Todestag ist unbekannt. Seine Präbenden zu Köln und Trier verlieh das Basler Concil 1438 dem Lyoner Domherrn Guill. de Channey.

Vgl. Gest. Trev. ed. Wyttenb. II, 318. — Brower, Ann. II, 275. — Trier. Chronik 1824, S. 32. — Goerz, Reg. d. Erzb. v. Tr. S. 159 f. — Lager, Raban v. Helmstadt u. Ulrich v. Manderscheid — ihr Kampf um das Eb. Trier (Hist. Jahrb. 1894, XV, 721—770). F. X. Kraus.

Ulrich, Graf von Württemberg, geboren etwa im J. 1343, war der Sohn des Grafen Eberhard des Greiners und der Elisabeth von Henneberg. 1362 vermählte er sich mit Elisabeth, Tochter Kaiser Ludwig d. B., der Witwe des Cangrande della Scala, Herrn von Verona. Wie der Vater ein erbitterter Feind der Reichsstädte, lag er 1377 auf der Feste Achalm, um von hier aus die Reutlinger zu beobachten, welche plündernd in Württemberg einfielen. Einer ihrer heimkehrenden Streifscharen trat er am 21. Mai vor den Mauern der Stadt entgegen. Man fiel ihm von dieser aus in den Rücken; seine schwergepanzerten Ritter erlagen den Streichen der Bürger, er selbst rettete sich verwundet auf die Achalm. Der erzürnte Vater schnitt zwischen ihm und sich das Tischtuch entzwei. U. suchte Rückhalt bei den gegen die Städter gerichteten Adelsgesellschaften und wurde zu einem der Könige des Löwenbunds gewählt. Endlich glaubte er sich an den Feinden rächen zu können, als sein Vater am 23. August 1388 die Städter bei Döffingen überraschte. U. stieg bei der Eröffnung des Kampfes vom Pferde und stürmte den Berg hinan. Er fiel tödlich getroffen; über seine Leiche weg trieb der Vater die Seinigen zum Sieg. Die Witwe erwarb Güter in Döffingen, wol zu einer Stiftung für sein Seelenheil. Die Ueberlieferung nennt die Stelle, an der U. niedersank; dieselbe ist neuerdings durch einen Gedenkstein bezeichnet worden. Uhland's schwäbische Balladen haben mit dem Vater auch den Sohn als Helden gefeiert.

Sattler, Gesch. Würtenbergs unter den Grafen, Bd. I (2. Aufl. 1773). — v. Stälin, Wirtemb. Gesch. III, 285, 320, 345 (1856). — P. Stälin, Gesch. Württembergs, I, 551 ff. (1887). Eugen Schneider.

Ulrich V., der Vielgeliebte, Graf von Württemberg, ist im J. 1413 geboren als Sohn des Grafen Eberhard d. J. und der Erbin von Mömpelgard, Henriette. Nach des Vaters frühem Tode (1419) kam er mit seinem älteren Bruder Ludwig unter die Vormundschaft der herrschsüchtigen Mutter und eines dreißigköpfigen Regimentsraths. Der Bruder wurde 1426 mit vierzehn Jahren für mündig erklärt, er selbst mit zwanzig Jahren zur Mitregierung zugelassen. Im Januar 1441 vermählte er sich mit Margarete von Cleve, Witwe des Herzogs Wilhelm von Baiern. Es war in manchen Herrscherhäusern üblich geworden, das Land unter den Söhnen zu theilen; auch U. wünschte jetzt eine eigene Herrschaft zu bekommen und der besonnenere Bruder mußte darauf eingehen. Schon am 23. April erklärte man den Neckar zur Scheidelinie beider Landeshälften; am 25. Januar 1442 erfolgte eine neue Theilung mit Rücksicht auf den Ertrag der Städte und Aemter. U. bekam den Theil mit Stuttgart, Ludwig den mit Urach als Hauptstadt; für jenen kamen als Erbschaft der Mutter 40 000 Gulden hinzu, während dieser Mömpelgard erhielt. Bald gingen die Wege der Brüder auseinander: Ludwig schloß sich den Reichsstädten an, welche zur Abwehr fürstlicher Uebergriffe und zum Schutze des Friedens sich verbanden, U. ergriff die Partei der kriegslustigen Fürsten und stürzte damit sein Land in die Greuel des großen Fürsten- und Städtekriegs. Zuerst brach der Streit mit der Reichsstadt Eßlingen aus, das seine Zölle zum Schaden Württembergs stark erhöht hatte (1449). Nach gegenseitigen Einfällen rückte U. vor die Stadt und verwüstete die ganze Umgegend. Ein großer Zug von Reisigen, der ihr zu Hülfe kam, wurde in wildem Getümmel geworfen; aber Eßlingen selbst blieb

unbezwungen. U. mußte zugeben, daß dessen Schutzvogtei den Markgrafen von Baden übertragen wurde.

Während dieser Kämpfe fiel an U. die Vormundschaft über seine Neffen im Uracher Theil (1450). Da deren mütterlicher Oheim, Pfalzgraf Friedrich, sich in dieselbe mischte, erhoben sich starke Zwistigkeiten, die durch die neue Vermählung des Grafen nur noch vermehrt wurden. Seine erste Gemahlin war nämlich 1444 gestorben; die zweite, Elisabeth von Baiern-Landshut, war ihr 1451 nachgefolgt; als dritte wählte er 1453 eine Schwägerin des Pfalzgrafen Friedrich, Margarete von Savoyen, Witwe des Kurfürsten Ludwig IV. von der Pfalz. Der Streit über die Vermögensauseinandersetzung ließ schon 1457 den Ausbruch eines Krieges fürchten, der aber noch abgewendet wurde. In demselben Jahre starb der älteste der gemeinsamen Neffen, Ludwig; der Streit um die Vormundschaft über den jüngeren, Eberhard, erneuerte sich und führte zur Flucht desselben und zur Aufhebung der Vormundschaft (1459). Der persönliche Haß fand seine Nahrung in den politischen Verhältnissen. Pfalzgraf Friedrich war das Haupt der kaiserfeindlichen wittelsbachischen Partei, Graf U. hielt zum Reichsoberhaupt. 1460 kam es zum ersten Waffengange: U. besetzte das pfälzische Kloster Maulbronn, vermochte aber gegen Weinsberg, dessen Besatzung in Württemberg plünderte, nichts auszurichten. Da auf dem bairischen Kriegsschauplatze, wohin der Graf Truppen geschickt, die Kaiserlichen im Nachtheil waren, und da Pfalzgraf Friedrich selbst, der sich gegen den gleichfalls von jenem unterstützten Erzbischof von Mainz gewendet, diesen aufs Haupt schlug, mußte U. viele seiner Forderungen an den Pfalzgrafen fallen lassen. Der daraufhin geschlossene Frieden war aber von kurzer Dauer. 1461 ernannte der Kaiser außer den Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Karl von Baden U. zum Reichshauptmann und hieß sie das von dem Grafen verwahrte Reichspanier aufwerfen. U. versprach dem neuen Erzbischof von Mainz, Adolf von Nassau, ihn um 40 000 Gulden gegen die Wittelsbacher in sein Erzbisthum einzusetzen und rüstete lebhaft. Er nahm 1462 den Baiern die Stadt Heidenheim ab, wurde aber im Rücken von den Pfälzern beunruhigt, die bis in die Nähe von Stuttgart streiften. Jetzt holte er, zusammen mit dem Markgrafen von Baden und dem Metzer Bischof zu entscheidendem Schlage aus. Sie fielen ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln in der Pfalz ein, da sie den Pfalzgrafen ferne wähnten; die Schlacht bei Seckenheim (30. Juni 1462) brachte ihnen Niederlage und Gefangenschaft. U. und der Markgraf wurden im Heidelberger Schloß in Ketten gelegt, später sogar in den Stock geschlossen. In Württemberg sammelte man von Haus zu Haus, um das hohe Lösegeld für den Grafen aufzubringen; es war unmöglich. Endlich begnügte sich Friedrich mit 100 000 Gulden und einigen sonstigen Einräumungen; am 27. April 1463 wurde U. frei.

Er kehrte als halbgebrochener Mann zurück. Dank hatte er vom Kaiser für seine Opfer wenig zu genießen; er begann daher sich jetzt vollständig an seinen Neffen Eberhard von Württemberg-Urach anzuschließen. Mit ihm trat er dem S. Georgenbunde zur Wahrung des Landfriedens bei. Persönlich griff er nur noch einmal zu den Waffen, als der Kaiser gegen Karl den Kühnen von Burgund ins Feld rief. Sein Verhältniß zu Eberhard erlitt eine vorübergehende Trübung, als dieser den vom Konstanzer Capitel gewählten Otto von Waldburg als Bischof anerkannte, während er selbst dem Spruche des Papstes gehorsamte, der Ludwig von Freyberg ernannte. In der Gefangenschaft war er sehr fromm geworden, wie er denn auch zahlreiche Kirchen gründete oder förderte. Großen Kummer bereiteten ihm seine Söhne. Der jüngere, Heinrich, sollte Geistlicher werden und brachte es mit siebzehn Jahren zum Coadjutor von

Mainz. Er wollte aber lieber eine weltliche Herrschaft führen und zwang den Vater, ihm Mömpelgard mit den burgundischen und elsässischen Besitzungen zu überlassen, die der Neffe Eberhard im Uracher Vertrag von 1473 abtrat. Der ältere Sohn, Eberhard, der nachmalige zweite Herzog, wußte ihm allmählich fast die ganze Gewalt zu entwinden, so daß U. am 8. Januar 1480 sich ganz zurückzog. Schon am folgenden 1. September starb er in Leonberg auf der Hirschjagd; sein Leichnam ruht in der Stuttgarter Stiftskirche. Der einst mit kühnem Muthe in die Händel der Welt eingegriffen, ist schwer enttäuscht ins Grab gesunken. Ueber Württemberg hat er viel Schlimmes gebracht; aber der volksthümliche Fürst, der selbst so Bitteres erdulden mußte, hat sich durch seinen wohlwollenden und versöhnlichen Sinn den Ehrennamen des Vielgeliebten erworben.

Sattler, Gesch. Würtenbergs unter den Grafen II—III (2. Auflage, 1775—1777). — Pfaff, Gesch. Wirtembergs II, 141 ff. (1839). — v. Stälin, Wirtemb. Gesch. III, 416 ff. (1856). — P. Stälin, Gesch. Württembergs I, 596 ff. (1887). Eugen Schneider.

Ulrich, Herzog von Württemberg, Sohn des Grafen Heinrich, jüngeren Sohnes Ulrich's des Vielgeliebten, kam nach der Vertreibung seines kinderlosen Oheims Eberhard II. auf den Thron (1498). Geboren war er am 8. Februar 1487 zu Reichenweier im Elsaß. Die Mutter Elisabeth Gräfin von Zweibrücken starb bald nach seiner Geburt. Da der Vater geistig gestört war, ließ sein Vetter Eberhard im Bart den Knaben nach Stuttgart entführen und hier erziehen. Nach dessen Tode überließ der Nachfolger, Eberhard II., den Neffen ziemlich sich selbst; auch die Regimentsräthe, die ihn am Anfang der Regierung bevormundeten, sorgten wenig für geistige und sittliche Ausbildung. Der stattliche, feurige Knabe, der sich in prächtigem Auftreten gefiel, fand nirgends Fesseln, die seiner ungezügelten Natur Schranken angelegt hätten; die Umstände, unter denen er zur Regierung kam, erfüllten ihn mit Mißtrauen gegen die Machthaber im eigenen Lande; so blieb eine gewisse Wildheit und Halsstarrigkeit der Grundzug seines Charakters. Am 5. Juni 1498 ritt er als Herzog in seine Hauptstadt ein; der Kaiser sorgte dafür, daß er alsbald mit seiner Nichte, der sechsjährigen Herzogin Sabina von Baiern, verlobt wurde. Dieser Act der Staatsklugheit hatte unglückliche Folgen: U. empfand von Anfang an eine starke Abneigung gegen die ihm aufgezwungene Braut, deren Wesen gleichfalls viele Herbheit zeigte; lange zögerte er mit öffentlicher Verlobung und Hochzeit. Erst am 2. März 1511 holte er sie in glänzendem Zuge heim, änderte aber nie seine Gefühle.

In dem unglücklichen Schweizerkrieg von 1499—1500 zeigte sich Württemberg dem König Maximilian gefällig; U. selbst leistete ihm Gefolgschaft. Schon 1503 erklärte ihn jener, da er seither am Hof getreulich gedient und sich als ein gehorsamer Fürst wohl gehalten habe, vorzeitig für mündig, so daß er im Alter von 16 Jahren und 4 Monaten selbständig wurde. Das mußte seine Eigenliebe noch steigern. Gar glanzvoll gestaltete sich sein Hof; lebenslustig, kühn und freigebig gewann er vieler Herzen. Sich auch als Heerführer zu zeigen, bot ihm der Bairische Erbfolgekrieg von 1504 Gelegenheit; es gelang ihm Maulbronn und einige pfälzische Aemter zu besetzen, Besigheim und Löwenstein zu nehmen. Ansehnlich war der Kriegsgewinn; außer dem größeren Theile der pfälzischen Eroberungen erhielt U. von dem dankbaren Baiern die Herrschaft Heidenheim. Freilich empfand jetzt zuerst das Land die Schwere der ihm zugemutheten Lasten. Noch auf der geplanten Romfahrt (1508) begleitete U. den König bis nach Tirol; er ließ sich 1513 an die Spitze der kaiserlichen Reiter stellen, die bis Dijon vordrangen und Paris in Schrecken setzten; aber

ganz allmählich löste sich das gute Verhältniß. Ein Herrscher wie U., dem man die Wiederherstellung des Herzogthums Schwaben zutraute, empfand die Zugehörigkeit zum schwäbischen Bunde lästig; mußte er sich doch von den vielen kleinen Mitständen überstimmen lassen. Oesterreich aber brauchte den Bund, der mangels anderer Reichseinrichtungen den Landfrieden schützte. Die Weigerung Ulrich's, ihn zu erneuern, sein Beitritt zu einem Gegenbund reizten den Kaiser.

Dazu kam, daß es im Innern des Landes kochte und gährte. Unerhörte Steuern weckten allgemeine Unzufriedenheit, eine gewaltthätige Herabsetzung des Gewichts zu Gunsten der herzoglichen Kasse erregte einen Aufstand unter den Bauern im Remsthal (1514), die sich unter dem Namen des armen Konrad (eigentlich armer Kunz im Gegensatz zu den reichen Kunzen) zusammenrotteten. Um über sie Herr zu werden, mußte sich der Herzog auf die Ehrbarkeit stützen. Aber auch hier bekam er bittere Vorwürfe zu hören und nur mit Hülfe von Gesandten des Kaisers und einiger Fürsten brachte er den Landtag dazu, ihm Hülfe zu gewähren. Es ist bezeichnend, daß in dem Abschiede vom 8. Juli 1514, dem sogenannten Tübinger Vertrag, in erster Linie der Herzog die Abstellung zahlreicher Landesbeschwerden versprechen muß, dann erst gewährt ihm der Landtag die geforderten Geldmittel, aber nicht ohne auch noch die Abschaffung der außerordentlichen Steuern, das Einwilligungsrecht der Stände bei einer Kriegserklärung, die Freiheit der Auswanderung sich auszubedingen. So hat die Noth Ulrich's zu jenem Vertrag, dem Grundpfeiler der altwürttembergischen Verfassung, geführt, freilich damit auch zu dem unleidlichen Verhältniß zwischen Fürst und Landschaft, das in fortgesetztem Markten um die Höhe außerordentlicher Zuschüsse seinen Ausdruck fand. Die Bauern ließen sich nicht so rasch beschwichtigen, aber der Herzog besaß jetzt die Machtmittel sie zu züchtigen. Ein Blutgericht bei Schorndorf beendete den Aufstand (7. August).

U. bemühte sich, durch wohlwollende Handlungen das Land zu beruhigen; aber der Grimm, der in ihm über das Erlittene kochte, brach um so furchtbarer bei einer anderen Gelegenheit aus. An seinem Hofe lebte Ludwig v. Hutten, ein fränkischer Ritter, der des Hofmarschalls Thumb schöne Tochter geehelicht. Zu ihr fühlte sich der Herzog hingezogen; er bat den Ritter kniefällig, seine Hausfrau lieb haben zu dürfen. Hutten plauderte die Scene aus, blieb aber am Hofe. Auf der Jagd stellte ihn jener erzürnt zur Rede und stach ihn nieder (7. Mai 1515). Die That entfesselte nicht nur im Lande den nothdürftig gestillten Unwillen, sie brachte auch die Ritterschaft gegen den Herzog auf; schon sprach man von seiner Absetzung. Der Kaiser blieb ihm freundlich gesinnt, da er noch Fortsetzung des Bundes und Aussöhnung mit der Gemahlin hoffte. Da zerstörte diese auch die letzte Aussicht: statt dem Ruf des Gatten nach Stuttgart zu folgen, floh sie mit Hülfe des Erbtruchsessen Dietrich Spät aus Urach nach Baiern; kaiserliche Reiter, die schon auf einen solchen Fall vorbereitet waren, geleiteten sie von der Landesgrenze ab. U. war außer sich über die ihm angethane Schande und wollte von keinem Ausgleiche wissen. So bekam er außer den Herzögen von Baiern auch den Kaiser zum Feinde. Die Parteien rüsteten, geharnischte Streitschriften erregten ganz Deutschland; Ulrich's v. Hutten scharfe Feder stempelte den Herzog zum Tyrannen und Todfeind des Adels. Da die Ehrbarkeit im Lande sich U. wenig günstig zeigte, sah er sich gezwungen, doch noch den Kaiser um Vermittlung anzugehen; aber dieser verlangte Verzicht auf die Regierung für sechs Jahre und Verlassen des Landes. Das konnte U. nicht ertragen; er griff zu dem letzten, verzweifelten Mittel, seine Bauern gegen solche schimpfliche Bedingungen aufzurufen. Am 11. October 1516 wurde die Acht über den Herzog verhängt; schon am 19. fand er sich

bereit, die Regierung auf sechs Jahre einem von ihm und dem Kaiser eingesetzten Regimentsrath zu überlassen und seine Landschaft zu einer Entschädigung an die Hutten'schen zu bestimmen.

U. empfand deutlich, wie wenig man ihm ernstlich anhaben wollte. Schon auf dem Wege von Blaubeuren, wo der Vertrag zu Stande gekommen war, ließ er seinen Grimm an einer Helfenstein'schen Feste aus, die ihn leicht gereizt hatte; den Regimentsrath besetzte er selbst einseitig mit seinen Anhängern und ließ diejenigen, die er für die Führer der ihm abgeneigten Ehrbarkeit hielt, die beiden Breuning und Konrad Vaut, grausam hinrichten. Wol machte ihm der Kaiser wieder Vorstellungen und verhängte im Juli 1518 aufs neue die Acht über ihn; aber das Land war geknebelt und die Reichsfürsten zeigten keine Lust, sich des Kaisers gegen einen der ihrigen anzunehmen. So war die Sache bei Maximilian's Tode noch unerledigt.

Eben saß der Herzog bei der Leichenfeier, als die Nachricht kam, einer seiner Beamten sei in Reutlingen erschlagen worden. Die Reichsstadt erbot sich, die Schuldigen zu bestrafen; aber U. war die Gelegenheit willkommen, dieselbe seinem Lande einzuverleiben; konnte er doch hoffen, daß sein Gönner, König Franz von Frankreich, zum Kaiser gewählt werde. Nach kurzer Belagerung mußte Reutlingen Herzog U. huldigen (28. Januar 1519). Jetzt war denn doch die Geduld seiner Gegner erschöpft. Der schwäbische Bund schickte ein Heer durch die Herrschaft Heidenheim in das Fils- und Neckarthal; am 7. April 1519 wurde Stuttgart besetzt, die Festungen ergaben sich, im Mai war der Krieg beendigt. U. war schon am Anfang von seinen schweizerischen Söldnern im Stich gelassen worden, er hatte sich nach auswärts geflüchtet, um Hülfe zu suchen. Es gelang ihm, eine Anzahl Landsknechte anzuwerben, und in der Hoffnung, mit diesen seine Bauern aufzuwiegeln, fiel er am 12. August von der Pfalz her im Lande ein. Wol konnte er Stuttgart besetzen und sich auf dem flachen Lande huldigen lassen; aber die meisten Städte und Festungen blieben in der Hand der Feinde. Daß der Herzog sofort den Tübinger Vertrag aufhob, trieb die Ehrbarkeit vollends in das Lager der letzteren. Dem herannahenden bündischen Heere stellte sich U. im Neckarthal am Fuße seiner Stammburg entgegen; kaum sah er sich umgangen, so suchte er sein Heil in der Flucht (15. October). Gegen Ersatz der Kriegskosten überließ der schwäbische Bund Württemberg an Oesterreich; Karl V. wies es bei seiner Ländertheilung im Februar 1522 seinem Bruder Ferdinand zu.

Während sich die neue österreichische Regierung Mühe gab, das Land durch gute Verwaltung zu gewinnen, suchte der vertriebene Herzog Schutz bei den Eidgenossen. Einen friedlichen Ausgleich, den ihm der Kaiser anbot, verwarf er, und als deshalb die Acht wieder über ihn ausgesprochen wurde (1521), trat er mit dem König von Frankreich in Beziehung, der ihn heimlich mit Geld unterstützte. Geblieben war ihm die Grafschaft Mömpelgard und 1521 wußte er auch noch zum großen Aerger Oesterreichs die Bergfeste Hohentwiel zu erwerben. Am meisten nützte ihm, daß er sich der Sache der Reformation anschloß. Hartmut v. Kronberg, ein geflüchteter Anhänger des Franz v. Sickingen und sein Freund, der Weinsberger Oekolampad in Basel, scheinen U. für den Protestantismus gewonnen zu haben, in dem er eine Macht erkannt, die auch seinen Zwecken dienlich war. Schon im Januar 1524 nennt der Herzog Luther einen wahrhaftigen Lehrer des Evangeliums; in Mömpelgard begünstigte er den Reformator Farel. Seine Stellungnahme gewann ihm viel Freunde in der Schweiz und namentlich in seinem Stammlande. Denn hier breitete sich der neue Glauben unter dem gemeinen Volke mächtig aus; in den Herbergen und auf den Straßen redete man von demselben und protestantische Prediger fanden

großen Zulauf. Die Regierung suchte die Bewegung mit allen Mitteln zu unterdrücken; es war vergeblich. Allmählich verband sich in der Vorstellung des Volks der vertriebene Herzog mit dem unterdrückten Glauben. Die Verfolgung seitens der Machthaber richtete sich daher mit doppeltem Eifer gegen die Anhänglichkeit an U. Wer auch nur von ihm redete, sollte mit dem Tode bestraft werden. Trotzdem wurden Steine mit seinem Namen verbreitet, die vom Himmel gefallen sein sollten; im Eise bildete sich, wie man erzählte, von selbst sein Wappen; der Ruf „hie gut Württemberg alleweg" ging von Mund zu Mund.

Dem Herzog blieb natürlich die Stimmung des Landes nicht verborgen. Er suchte sie noch zu steigern und rüstete sich, die Heimkehr zu erzwingen. Während Oesterreich gegen Frankreich beschäftigt war, während die Gährung unter den Bauern die Regierungen gefährdete, fiel er mit etwa 7000 Mann in Württemberg ein (Februar 1525). Um die Bauern zu gewinnen, nannte er sich selbst Bauer Utz und erklärte, es sei ihm gleichgültig, ob er durch Stiefel oder Schuh sein Land wieder gewinne. Am Anfang hatte er Erfolg; der Mangel an Geld machte jedoch die Hälfte seiner Schweizer abwendig und die Bauern trauten nicht, ob seine Sache wirklich die ihrige sei. Er rückte vor Stuttgart, fand es aber dies Mal besetzt; nur in die Vorstädte konnte er eindringen. Da verbreitete sich die Kunde von der Niederlage, die König Franz bei Pavia erlitten und die Schweizer riefen ihre Leute sofort nach Hause. U. wurde von seinem Heere verlassen und mußte selbst den Schweizern nachreiten (13. März), er wandte sich auf den Hohentwiel. Noch gab er den Kampf nicht verloren, trat in ein förmliches Bündniß mit den aufrührerischen Bauern (21. April) und begab sich nach Rottweil, um sich an ihre Spitze zu stellen. Es war zu spät. Der Bauernjörg hatte schon die einzelnen Haufen zu Paaren getrieben. U. wandte sich entmuthigt auf den Hohentwiel zurück, das Land wurde hart bestraft. Dennoch kam Oesterreich nicht aus der Furcht vor U. hinaus. Bald da, bald dort sollte er spähend in Württemberg aufgetaucht sein. Um ihn zu beschwichtigen, bot man ihm ein ansehnliches Jahrgeld.

Nachdem die Hülfe der Schweizer und Bauern versagt, blieb nur noch diejenige der Fürsten. Am Ende des Jahres 1526 fand der Herzog Aufnahme bei Landgraf Philipp von Hessen. Diesen bewegte Mitleiden mit dem deutschen Fürsten, dem sein Herzogthum Oesterreich zulieb entrissen war, und die Hoffnung, durch denselben Württemberg für die Reformation und damit dieser selbst einen stärkeren Rückhalt zu gewinnen. Allen Drohungen zuwider wollte er mit U. sein Brot theilen. Die wachsende Spannung im Reiche, die endgültige Belehnung Ferdinand's mit Württemberg (1530), die Abneigung gegen dessen Wahl zum deutschen Könige schlossen die Gegner Oesterreichs enger zusammen. Ein gegen dieses gerichtetes Bündniß der Schmalkaldener mit Baiern, Frankreich und Dänemark faßte schon die Wiedereinsetzung Ulrich's ins Auge. Der schwäbische Bund fiel, namentlich infolge der Bemühungen des Landgrafen, auseinander (1534). Die Zeit zum Losschlagen war günstig; mit Hülfe französischen Geldes benützten Philipp und U. die Gelegenheit. In Württemberg selbst erkannte die Regierung, daß sie sich nicht halten könne; sie verhandelte schon mit Baiern, um Ulrich's Sohn Christoph als Herzog einzusetzen. Da fielen die Fürsten ins Land.

Ueber 20 000 Mann, das erste Heer religiös-politischer, europäisch-deutscher Opposition gegen das Haus Oesterreich, wie Ranke sagt, rückten heran. Am 10. Mai 1534 standen sie bei Neckarsulm. Die um die Hälfte schwächeren Oesterreicher hatten dieselben bei Knittlingen erwartet und warfen sich ihnen jetzt nach Lauffen am Neckar entgegen. Bei einem unbedeutenden Zusammen-

stoße am 12. Mai wurde der österreichische Feldherr, der tapfere Pfalzgraf Philipp, schwer verwundet. Am 13. wurde er bei Lauffen überfallen und zum Rückzug aus der ungünstigen Stellung veranlaßt. Ein Umgehungsversuch des Landgrafen glückte nicht ganz; doch erlitten die Oesterreicher ziemliche Verluste, ihr Heer lief, soweit es nicht auf den Asperg geworfen werden konnte, auseinander. Schon am 15. wurde Stuttgart zur Uebergabe aufgefordert; bei der Abstimmung erhob, umsomehr als der Tübinger Vertrag wieder gelten sollte, mancher Bürger beide Hände. Die Festungen öffneten bald die Thore; am längsten hielt sich der Asperg, auf dem sich der verwundete Pfalzgraf befand. Der vorsichtige Landgraf knüpfte sofort Friedensverhandlungen an und da dieselben mit denjenigen über die Anerkennung Ferdinand's als König verbunden wurden, gelang es der Vermittlung von Kursachsen bald, die Abtretung Württembergs an U. durchzusetzen. Der Kaadener Friede vom 29. Juni 1534, in dem dies geschah, zwang den Herzog zum Zugeständniß, sein Land als Afterlehen von Oesterreich anzunehmen, was reichsrechtlich ein Unding war, und den Hohentwiel demselben zu überlassen. Das letztere geschah übrigens nie, das erstere bereitete jenem noch große Schwierigkeiten. Wichtig war, daß der Frieden den Herzog zwar verpflichtete, die innerhalb der Grenzen seines Landes eingesessenen Nichtwürttemberger, voran die gefürsteten Aebte, bei ihrem Glauben zu lassen, ihm im übrigen aber freie Hand ließ; ferner, daß damit der Sieg des Augsburger Bekenntnisses im Lande entschieden war, da die Zwinglianer vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren. Neue Hindernisse, die der bairische Kanzler Eck aufwarf, ließen sich bald beseitigen und König Ferdinand selbst kam dem Herzoge so sehr entgegen, daß er ihm im Wiener Abschied vom 21. August sogar die Besetzung österreichischer Pfarreien in Württemberg mit evangelischen Predigern anheimstellte.

Zur Neuordnung des Kirchenwesens wurde der streng lutherische Erhard Schnepf und der mehr zwinglisch gesinnte Ambrosius Blarer berufen. Die letzte Messe wurde am 7. März 1535 in Tübingen gelesen. Dafür wurde nach der Kirchenordnung von 1536 in den größeren Ortschaften täglich, in den kleineren zwei Mal wöchentlich gepredigt. Von Anfang an hatten die Reformatoren weniger gegen die Altgläubigen als die Wiedertäufer und Schwenkfeldianer zu kämpfen. Um Beamte und Kirchendiener in der evangelischen Lehre zu erziehen, errichtete U. das Tübinger Stift, das unter seinem Nachfolger ausschließlich für Theologen bestimmt wurde. Aus dem gleichen Grunde wurden die lateinischen Schulen gegenüber den deutschen begünstigt. Die Unterthanen wurden zum Besuch der Predigt angehalten, Andersgläubige aber mit Milde behandelt. Am gewaltthätigsten verfuhr U. mit dem Kirchengut. Was an kostbaren Geräthen und Gewändern sich vorfand, wurde versilbert, die überflüssigen Häuser und Grundstücke der Pfarreien und Caplaneien wurden veräußert. Erst 1536 mußte man sich entschließen, den noch vorhandenen Rest, soweit er nicht zur Unterhaltung der Kirchen und zu Besoldungen nöthig war, den Armenkästen zuzuweisen. Das Vermögen der Klöster wurde eingezogen, ihre Verwaltung herzoglichen Beamten übertragen, während die Mönche durch Leibgedinge oder eine einmalige Summe abgefunden, diejenigen, welche nicht weichen wollten, in einem Kloster bis zu ihrem Absterben vereinigt wurden. Die standhaften Nonnen durften, wenn auch ohne Gottesdienst, in ihren Klöstern bleiben. Da die Einkünfte der Klöster fast ein Drittel des Gesammteinkommens des Landes ausmachten, war diese Säcularisation recht einträglich, ließ sich aber durch die ungeheure Schuldenlast des Landes entschuldigen, umsomehr als schon die österreichische Regierung die Güter der todten Hand für die staatlichen Bedürfnisse

möglichst beigezogen hatte. Das Kirchenregiment wurde einigen weltlichen und geistlichen Räthen übertragen, welche die Visitation bildeten. Ursprünglich war die Kirche fast ganz weltlich verwaltet; erst die Visitationsordnung vom 4. Mai und noch mehr die Synodalordnung vom 1. August 1547 bahnten eine größere Selbständigkeit an, die nur durch das Dazwischentreten des Interims gestört wurde.

Während Oesterreich noch immer die Wiederaufrichtung des schwäbischen Bundes betrieb, trat U. dem schmalkaldischen bei. Mit seinen Genossen betheiligte er sich eifrig an den kirchlichen Ausgleichsversuchen. Er suchte des Kaisers Zufriedenheit durch eine entgegenkommende Haltung zu erwerben und wußte denselben so für sich einzunehmen, daß Karl V. ihn in Stuttgart besuchte, um ihn persönlich kennen zu lernen, und ihm den vom Friedensschlusse her schuldigen Fußfall erließ. Er machte sogar, um den Reichstagsbeschlüssen Durchführung zu verschaffen, Ernst mit der Kreiseinrichtung und schrieb theils allein, theils mit seinem Amtsgenossen dem Bischof von Augsburg, seit 1542 dem von Konstanz, Kreistage aus, was ihn freilich nicht hinderte, benachbarte Reichsstädte, wie Eßlingen, durch Sperrung der Lebensmittelzufuhr zu quälen, statt die Entscheidung der Mitstände anzurufen. In die kriegerischen Bewegungen wurde U. erst hineingezogen, als der Kaiser nach dem Frieden mit Frankreich und dem Rückzug der Türken seine wahren Absichten gegen den Protestantismus merken ließ. Der Kaiser forderte ihn auf, aus dem schmalkaldischen Bunde zu treten; der Herzog, der nur in diesem Schutz zu finden glaubte, warnte seinerseits vor den schädlichen Folgen eines Krieges. Als der schmalkaldische Krieg ausbrach, stellte Herzog U. mehr als 10 000 Mann ins Feld; handelte es sich für ihn doch um Abschüttelung der Afterlehenschaft oder um Vernichtung. Doch war er nicht für rasches Zuschlagen und sah sehr ungern, daß Schertlin auf seinem kecken Zug gegen die Ehrenberger Klause einige württembergische Fähnlein mitnahm. Ulrich's Feldhauptmann Heideck besetzte Günzburg; sein Oberrath Balthasar v. Gültlingen war als Kriegsrath der Bündischen thätig. Das eroberte Dillingen wurde ihm als Pfand für geleistete Vorschüsse übergeben und sofort in württembergische Verwaltung genommen. Die zerfahrene Leitung des Krieges bereitete U. große Sorgen; dringend mahnte er die Bundesgenossen an die endliche Herbeiführung einer Entscheidungsschlacht. Die Ereignisse in Sachsen sprengten die Bündischen auseinander. Das kaiserliche Heer drang von Norden her in Württemberg ein, während nur die Ostgrenze befestigt worden war. Die Scharen Alba's überschwemmten das Land; am 31. December 1546 zogen sie in Stuttgart ein. U. floh auf den Hohentwiel. Es war ein Glück für ihn, daß der Kaiser sich mit Württemberg nicht lange aufhalten konnte und daß einige seiner Räthe sich Bestechungen zugänglich zeigten. Am 8. Januar 1547 genehmigte Karl V. den Heilbronner Vertrag, nach welchem der Herzog gegen Bezahlung von 300 000 Gulden, pfandweise Einräumung der Festungen Asperg, Kirchheim und Schorndorf und persönliche Demüthigung vor dem Kaiser zu Gnaden aufgenommen wurde. Trotzdem waren die Folgen schlimm genug. Die in das Land gelegten Spanier mißhandelten die Unterthanen und beaufsichtigten den Herzog; die Ansprüche König Ferdinand's, welcher das Herzogthum wegen Lehensuntreue für verwirkt erklärte, blieben aufrecht erhalten. Der Kaiser verlangte auch von U. die Annahme des Augsburger Interims; dieser mußte „dem Teufel den Willen lassen“ und sich fügen. Er verbot das Fleischessen an Fasttagen, freilich mit der Begründung der Gefahr eines Viehmangels; er entließ die Geistlichen und setzte Interimspriester ein, soviel er bekommen konnte. Wo solche fehlten, begnügte er sich mit Katechisten für Predigt und geistlichen Unterricht, denen aber bald auch die Verwaltung der Sacramente übertragen

wurde. Die Klöster mußte er den Aebten wieder überlassen, konnte aber die Anerkennung seiner Landeshoheit durchsetzen. Die so nothwendige Ordnung der inneren Angelegenheiten des Landes erlitt durch das Interim keine Unterbrechung. Eine Reihe polizeilicher Vorschriften suchte das Leben der Einzelnen in einer Weise zu regeln, daß die Landschaft mahnte, die Freiheit mache bei den Unterthanen ein gutes Herz. König Ferdinand hatte am Ende des Jahres 1547 seine Klage gegen U. beim Kaiser eingereicht; ein eigenes Lehensgericht sollte entscheiden, ob der Herzog abzusetzen sei. Der letztere vertheidigte sich so gut er konnte, und wandte sich an die bedeutendsten Gelehrten um Beistand. Aber das Recht war gegen ihn und vom Kläger, der den Verlust der schon gefaßten Beute nicht verschmerzen konnte, war keine Nachsicht zu erwarten. Schon ging daher U. mit der Absicht um, die Regierung seinem Sohne zu überlassen; da erlöste ihn der Tod. Er starb am 6. November 1550 zu Tübingen, wo er auch beigesetzt wurde. Der Sohn Christoph rettete die gefährdete Erbschaft nach langen Verhandlungen durch Geldabfindung mit dem König; die österreichische Afterlehenschaft blieb ein halbes Jahrhundert in Geltung.

Mit seiner Gemahlin söhnte sich U. nie mehr aus; auch den Sohn hatte er lange genug ferne gehalten, da er in ihm einen Nebenbuhler sah. Unbeschränkte Selbstherrlichkeit war das Ziel seines Handelns. Das schloß nicht aus, daß er auch herablassend, ja demüthig sein konnte. Mit den Jahren ist er maßvoller geworden; seine Natur ist die gleiche geblieben. Auch die äußere Frömmigkeit, auf welche er später hielt, hat sein Herz nicht viel berührt. Bedeutung hat seine Regierung durch den Abschluß des Tübinger Vertrags und die Einführung der Reformation. Das Unglück, dem er muthig Trotz bot, die Anhänglichkeit, die ihm sein treues Volk nach bitteren Erfahrungen bewies, die Sage, die seine Persönlichkeit umwob, hat Herzog U. zu einer der volksthümlichsten Gestalten der württembergischen Geschichte gemacht.

Sattler, Gesch. Würtembergs unter den Herzogen I—III (1769 bis 1771). — Pfaff, Gesch. Wirtembergs II (1839). — Heyd, Herzog Ulrich von Württemberg (1841—1847). — Kugler, Ulrich, Herzog zu Württemberg (1865). — Ulmann, Fünf Jahre württ. Gesch. unter Herzog Ulrich 1515 bis 1519 (1867). — v. Stälin, Wirt. Gesch. IV (1873). — Wille, Philipp d. Großmüthige v. Hessen u. die Restitution Ulrich's v. Württ. (1882). — Derselbe, Analekten zur Gesch. Oberdeutschlands insb. Württembergs in den Jahren 1534—1540 (Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins 37, 263 ff.). — Bossert, Württemberg u. Janssen (1884). — Schneider, Herzog Ulrich v. Württemb. (Zeitschr. f. allgem. Gesch., 1885, S. 906 ff.). — Derselbe, Die Wiedereroberung Württembergs für Herzog Ulrich (Lit. Beilage d. Staatsanz. für Württ. 1886, S. 87 ff.). — Derselbe, Hans Wern, ein Gegner Hzg. Ulrichs (ebd. 1887, S. 341 ff.). Eugen Schneider.

Ulrich, Prinz von Württemberg, vierter Sohn des Herzogs Johann Friedrich, ist ein hervorragendes Beispiel der fürstlichen Haudegen des 17. Jahrhunderts, die aus Ehrgeiz und Lust am Handwerk von Kriegsschauplatz zu Kriegsschauplatz eilten, um ihre Dienste anzubieten. Er ist geboren zu Stuttgart am 15. Mai 1617. Schon als Knabe träumte er von außerordentlichen Thaten und wähnte im Verkehre mit der Geisterwelt zu stehen. Nach längerem Aufenthalte in Frankreich und Genf sollte er sich vollends zu Hause ausbilden; die Schlacht bei Nördlingen (1634) vertrieb ihn mit den Seinigen. Nach der Rückkehr des Bruders, des regierenden Herzogs Eberhard III., suchte er in der Heimath Verwendung. Da es keine für ihn gab, ging er 1639 nach Italien und trat als Hauptmann in das venetianische Heer. Der dortige Friedensdienst war ihm zu langweilig; er kehrte daher bald wieder nach Stuttgart zurück.

Erst 1644 fand er als Rittmeister in kurbairischen Diensten den ihm zusagenden Wirkungskreis. Er machte sich bald durch Kühnheit bemerklich und hieb im Treffen bei Jankowiz (14. Februar 1645) den schon von den Schweden umringten Johann v. Werth wieder heraus. Zum Dank wollte ihm dieser sein eigenes Regiment abtreten und setzte es durch, daß der Prinz gleich zum Obersten ernannt wurde. 1647 stieg U. zum Generalwachtmeister empor, nachdem er mit Johann v. Werth gebrochen, als dieser aus Aerger über den Friedensschluß des Kurfürsten sein Heer dem Kaiser zuführen wollte. Im folgenden Jahre hatte er das Unglück, im Walde bei Straubing von Schweden gefangen zu werden, wurde aber bald ausgelöst. Der westfälische Frieden machte seinen bairischen Diensten ein Ende; er begibt sich nach den Niederlanden, wo der Krieg weitergeht. Hier kämpfte er acht Jahre als General der deutschen Reiterei und spanischer Oberst. 1656 stellte er sich wieder dem Kaiser zur Verfügung, lehnte aber die Stelle eines Statthalters im Breisgau, um die er sich zuerst beworben, ab. Vielleicht deshalb nahm ihn nach seinem Austritt aus dem spanischen Dienste (1657) der Kaiser nicht an. So versuchte er es denn mit Frankreich. 1658 finden wir ihn hier als Generallieutenant, er stellte für dasselbe große Werbungen an, namentlich auch in Württemberg. Der pyrenäische Friede brachte ihm die Entlassung, wenn auch mit ansehnlichem Wartegehalte. Er wandte sich vergeblich an Venedig; erst 1664 erhielt er einen Oberbefehl, dies Mal im Reichsheer, das in Ungarn gegen die Türken aufgestellt wurde. Da nach kurzer Zeit ein langer Waffenstillstand vereinbart wurde, hörte Ulrich's Thätigkeit frühe auf. Dänemark und Schweden, welche er um Anstellung anging, bedurften seiner so wenig wie der Kaiser, bis sich für ihn 1671 die Aussicht eröffnete zum General des Reichsheeres ernannt zu werden. Ehe es so weit kam, starb Prinz U. am 4. December 1671 in seiner Vaterstadt. Vermählt hatte er sich am 10. October 1647 mit Gräfin Sophie Dorothea v. Solms, die am 12. September 1648 starb, in zweiter Ehe am 4. Mai 1651 mit Isabell von Arenberg. Durch diese Ehe wurde er zum Uebertritt zum katholischen Glauben bewogen (1653); Streitigkeiten mit der Gemahlin waren wol der Hauptgrund seiner Rückkehr zum Protestantismus (1657). In Württemberg hatte ihn sein Bruder mit einem größeren Jahreseinkommen und dem Sitz auf Schloß Neuenbürg abgefunden; er ist daher unter dem Namen eines Herzogs von Württemberg-Neuenbürg bekannt geworden.

Leichenpredigt u. Personalien (1672). — Sattler, Gesch. Würtembergs unt. den Herzogen X, 243 ff. (1779). — Pfaff, Württ. Heldenbuch, S. 55 ff. (1840). Eugen Schneider.

Ulrich (Udalrich) von Bamberg war, wie Dümmler gezeigt hat und nicht zu bezweifeln ist, ein Mitglied der dortigen Domgeistlichkeit, vermuthlich der am 7. Juli 1127 verstorbene Priester und Küster, dessen reiche Schenkungen an die Domkirche und das Kloster Michelsberg die Nekrologien rühmen. Einen Zögling der Bamberger Kirche nennt er sich selbst. Er war geschäftlich zu sehr in Anspruch genommen, um selbst als Schriftsteller zu glänzen (studiis nam raro vacavi), aber er legte den größten Werth auf die Ars dictandi, die Kunst der Composition in Prosa und Versen, die Dichtkunst, wie man damals noch, beides umfassend, sagte. Wie er nun selbst eine gute, deutliche Ausdrucksweise und einen gefälligen Versbau sich angeeignet hatte, so sammelte er zur Unterweisung Anderer eine Anzahl alter Schriften von Cicero u. A., vorzüglich den richtigen Tonfall und wohl tönende Ausgänge empfehlend in der metrischen Vorrede, der er eine zweite an seinen Freund Godeskalk folgen ließ. In ganz ähnlicher Absicht stellte er auch sein Hauptwerk zusammen, welches unter dem Namen des Codex Udalrici bekannt ist. Auch hier zwei, aber nur ganz kurze

Vorreden in Hexametern, die erste gerichtet an den Bischof Gebhard von Würzburg, dem er 1125 seine Arbeit darbringt. Eine theoretische Anleitung fehlt auch hier; auf einige metrische Stücke ohne Bedeutung folgen Beispiele angemessener Begrüßung in Briefen, dann aber eine große Sammlung hochwichtiger Urkunden und Briefe, die zum Theil aus dem Bamberger Archive entnommen mit Fleiß und Sorgfalt von ihm zusammengebracht und vorzüglich für die Geschichte des Investiturstreites sehr werthvoll sind. Wir sehen daraus, wie schönes Material unsere Chronisten unbenutzt gelassen haben. Für seinen Standpunkt aber sind es nur Muster für die Abfassung von Briefen und Urkunden, woraus sich manche Sorglosigkeit in der Ueberlieferung von Namen und Zahlen erklärt. Dann sind noch weitere sehr wichtige Schriftstücke bis 1134 hinzugefügt.

Erste kritische Ausgabe von Jaffé, Bibl. Rer. Germ. V. — Dümmler, im Neuen Archiv XIX, 222—227. Wattenbach.

Ulrich der Wilde, Protonotar Kaiser Ludwig's des Baiern, † im Sommer 1328 in Rom oder dessen Nähe. „Der Wilde", latinisirt in Wildo, Guildo, ist als Familienname aufzufassen: U. entstammte dem oberpfälzischen Rittergeschlechte der Wild von Pressat. Als Kaiser Ludwig 1336 den Versuch machte, sich mit Papst Benedict XII. auszusöhnen, gab er seinen Gesandten an die Curie, dem Pfalzgrafen Rupert und dem Grafen Wilhelm von Jülich, ein ausführliches Entschuldigungsschreiben mit, worin sich unter anderem folgende Erklärung findet. Als es sich um die Redaction der Sachsenhäuser Appellation (A.D.B. XIX, 464) handelte, habe der Kaiser ausdrücklich erklärt, in den rein religiösen Streit, welcher zwischen dem Papste und den Minoriten über die Armuth Christi geführt wurde, sich nicht mengen zu wollen. Trotzdem habe sein Notar Ulrich „Guildonis" (d. h. der Sohn Wild's), wie er nach mehrseitiger Versicherung auf dem Sterbebette bekannte, um eine vermeintliche Beleidigung zu rächen, und verführt durch die Einflüsterungen gewisser Leute, welche den Zwist zwischen Kaiser und Papst unheilbar machen wollten, diesen Punkt in die Appellationsurkunde aufgenommen. Da der Kaiser später in wiederholten officiellen Erklärungen die dogmatische Opposition der Minoriten doch auf seine eigene Rechnung genommen hat, konnte es ihn gegenüber der Curie nicht wesentlich entlasten, wenn sein erster Uebergriff in dieser Richtung als das Werk eines Fälschers hingestellt wurde. Aus diesem und anderen Gründen wird man der Erklärung des Kaisers kaum Glauben versagen können. Dagegen sind weitere Angaben der 1372 verfaßten bairischen Herzogschronik theils unerweislich, theils unverkennbar sagenhaft. Nach dieser Quelle sei U. beim Könige von einigen Vornehmen, denen es Ludwig nicht abschlagen konnte, dem Rechte freien Lauf zu lassen, eines ehrlosen Verbrechens bezichtigt worden. Der König habe einige Tagsatzungen in der Sache abgehalten, und U. sei zu Nürnberg genöthigt worden, sich durch die Zeugnisse von fünfzig (!) Prälaten von der Anschuldigung zu reinigen. Hernach sei er zwar wieder in seine Würden und Aemter eingesetzt worden, aber in seinem Herzen sei Groll gegen seinen Herrn zurückgeblieben und habe ihn zu der erwähnten treulosen Handlungsweise getrieben. Auf dem Sterbebette habe er dem Kaiser persönlich gestanden, daß er so gehandelt habe, weil der Kaiser seine Ankläger nicht sofort zurückwies, sondern es zu gerichtlicher Verhandlung kommen ließ. Da Ludwig von den Aerzten erfuhr, daß dem Schwerkranken nur mehr wenige Lebenstage beschieden seien, habe er, wiewol durch das Geständniß aufs höchste erregt, die Sühne Gott überlassen.

Ulrich's Name tritt zuerst bei dem Bamberger Bisthumsstreite von 1319 hervor. Damals wurden nach dem Tode des Bischofs Wülfing vom Capitel in zwiespältiger Wahl U., der die Würde des Propstes von St. Stephan in Bam-

berg bekleidete, und der Bamberger Dompropst Konrad gewählt. Beide Erwählte reisten an die Curie, um ihre Bestätigung zu betreiben, doch keiner vermochte sie durchzusetzen. Konrad starb nach einigen Processen, und U. ließ sich, wie Papst Johann XXII. am 16. Juni 1322 beurkundet, zum Verzicht bewegen. In der vom Papste am 24. August 1322 ausgesprochenen Verleihung eines Canonicats am Dome von Bamberg an U., der nebenbei die Propstei bei St. Stephan behielt, wird man eine Entschädigung für diesen Verzicht zu suchen haben. Die neue Verleihung erfolgte, wiewol U. damals auch schon ein Canonicat an der Alten Capelle in Regensburg und die Pfarrei Eugenbach im Regensburger Sprengel, auch die Anwartschaft auf die Kirche Komberg inne hatte. U. weilte damals in Avignon als Mitglied einer Gesandtschaft König Ludwig's des Baiern, welche dessen Bestätigung betreiben und wegen der Besetzung einiger Bischofsstühle unterhandeln sollte, und wird als Ludwig's „familiaris“ bezeichnet. Als Meister, d. i. Magister Ulrich der Wilde, oberster Schreiber oder Protonotar des Königs, redigirte und unterzeichnete er die Sachsenhauser Appellation (22. Januar 1324) und war Zeuge des Münchener Vertrages vom 5. September 1325 zwischen Ludwig und dem Gegenkönige Friedrich. 1327 begleitete er seinen Herrn nach Italien, einer der wenigen litterarisch gebildeten einheimischen Diener, die dem Wittelsbacher zur Verfügung standen. Während Papst Johann U. als Anhänger des gebannten Kaisers aller seiner kirchlichen Pfründen verlustig erklärte, überhäufte ihn in Rom, wie wir annehmen dürfen, infolge kaiserlicher Empfehlung, der Gegenpapst Nikolaus V. (24., 25., 28. Mai 1328) mit Gnaden. Aus dem ersten von Nikolaus' Breven, worin Ulrich's litterarische Bildung und Sitten gerühmt worden, erfahren wir, daß U. die Pfarrei in seiner Heimath Pressat viele Jahre als Subdiacon inne hatte, ohne an die höheren Weihen zu denken, daß er dann auch eine Reihe von anderen Pfarreien und Canonicaten erlangte, ohne die höheren Weihen zu erwerben. Da er seine Pfründen deshalb von Rechts wegen verwirkt hatte, ließ er sich dieselben nun von Papst Nikolaus neuerdings übertragen und Dispens ertheilen. Ueberdies verlieh ihm Nikolaus ein Canonicat und drei Tage darauf die Propstei am Freisinger Dom. Wolfhard und Eberhard „Wildonis“ von Pressat, Söhne des Ritters Wolfhard Wildo von Pressat, denen gleichzeitig vom Gegenpapste Domherrenstellen in Regensburg und Bamberg verliehen wurden, waren wahrscheinlich Brüder, jedenfalls nahe Verwandte Ulrich's. U. scheint zu den damals wie im Mittelalter unter Deutschen stets zahlreichen Opfern des römischen Klimas gehört zu haben: am 23. August 1328 erwähnt eine Urkunde seinen kurz vorher erfolgten Tod. Sein Andenken war schon nach fünfzig Jahren so gut wie ausgelöscht, da seine Persönlichkeit mit der seines Namenvetters und Amtsnachfolgers, Meister Ulrich des Hofmaiers von Augsburg, vermengt wurde.

Riezler, K. Ludwig d. Baier, Meister Ulrich d. Wilde u. Meister Ulrich der Hofmaier v. Augsburg (Forschungen zur deutschen Geschichte XIV, 1 ff.). — Vatikanische Akten z. Gesch. K. Ludwigs d. Baiern, s. die auf S. 924 verzeichneten Stellen. Riezler.

Ulrich von Dornum, ein ostfriesischer Häuptling, Herr zu Oldersum, hat sich als Söldnerführer, als Rathgeber der Grafen Edzard I. und Enno I. von Ostfriesland und als eifriger Anhänger und thatkräftiger Beförderer der Reformation in seiner Heimath einen Namen gemacht. Er war der Sohn des Häuptlings Sibet Attena von Esens und Dornum aus dessen Ehe mit Margarethe von Westerwolde. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, mag aber in das 6. oder 7. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts fallen. Auch über seinen Bildungsgang weiß man nichts näheres, doch muß er sich Kenntnisse angeeignet haben, die er später erweiterte. Während ihm sein väterliches Erbtheil durch seinen

Stiefbruder, den Häuptling Hero Omken, andauernd vorenthalten wurde, erhielt er durch seine Heirath mit Essa, der Tochter des Häuptlings Haiko, die Hälfte der Herrlichkeit Oldersum an der Ems und erlangte damit einen für ostfriesische Verhältnisse ansehnlichen Besitz. Doch die Zeiten am Ende des 15. Jahrhunderts und wol auch sein in der Jugend rauflustiger Charakter waren nicht darnach angethan, daß er sich dessen in Ruhe erfreute. Er gerieth mit seinem Landesherrn, dem Grafen Edzard, in arge Feindschaft, verlor dabei zeitweise seine Güter und griff nun zum Kriegshandwerk. In den heftigen Kämpfen, die um die Wende des 15. Jahrhunderts die Länder westlich und östlich der Ems durchtobten und unter dem Namen der sächsischen Fehde bekannt sind, trat er — eine echte Landsknechtsnatur — an die Spitze eines zusammengelaufenen Haufens, der sogenannten schwarzen Garde, bekämpfte im Dienste der Stadt Groningen seinen Landesherrn (1499), der es mit dem sächsischen Herzog Albrecht, dem Gubernator Frieslands, hielt, ließ sich hierauf vom Grafen Johann von Oldenburg zum Kampfe gegen die Butjadinger und Stadtländer anwerben (1500), um dann in die Dienste des Herzogs Magnus von Lauenburg zu treten. Ein Verwundung am Bein, die er hier bei einer Unternehmung gegen die Wurstfriesen erhielt, hinderte ihn, seinen Heerhaufen dem Könige Johann von Dänemark zuzuführen, der ihn zum Kampfe gegen die Ditmarschen angeworben hatte. Einige Jahre darauf (1503) söhnte er sich mit dem Grafen Edzard vollständig aus, erhielt seinen Besitz zurück und stand fortan fast ein Menschenalter hindurch dem Grafen in unverbrüchlicher Treue und Freundschaft als Kriegsmann, wie als Rathgeber zur Seite. Man müßte die Geschichte Ostfrieslands erzählen, wollte man über sein Leben genauer berichten. Es mag genügen, zu erwähnen, daß er von Edzard ausersehen wurde, 1506 dem Rathe und der Bürgerschaft von Groningen den Huldigungseid abzunehmen, als die Stadt den Grafen als ihren Schutzherrn annahm, und daß er in den bald darnach ausbrechenden Kämpfen mit dem Herzog Georg von Sachsen, dem Sohne und Nachfolger Albrecht's, sowie mit dessen Bundesgenossen, namentlich im J. 1514, Edzard erhebliche militärische Dienste leistete. — Nach wiederhergestelltem Frieden mag er sich auf seine Burg in Oldersum zurückgezogen haben, wo er dem Grafen nahe war, sobald dieser in Emden seiner bedurfte. Hier fand er jetzt auch Muße, seine Bildung zu vermehren und sich jene ausgebreiteten Kenntnisse in den biblischen Schriften, wie im weltlichen Rechte anzueignen, die sein Schwager, der ostfriesische Chronist Beninga, an ihm rühmt; denn mit dessen Schwester Hyma war U. 1519 eine zweite Ehe eingegangen. Als die Wellen der großen kirchlichen Bewegung, die Deutschland damals ergriffen hatte, auch nach dem fernen Ostfriesland hinüberschlugen, war er einer der ersten, bei dem die reformatorischen Gedanken Anklang und Unterstützung fanden, und zweifellos hat er in diesem Sinne auch auf seinen Landesherrn bestimmend eingewirkt. Mit Eifer las er die Schriften Luther's, dessen mannhaftes Auftreten gegen den Papst in der Brust des alten Kriegers mächtigen Widerhall gefunden haben wird. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Lehren der Reformatoren auf Gottes Wort beruhten, und des Papstes Gesetze nur Menschenwerk seien, gestattete er schon früh seinem Caplan Heinrich zu Oldersum im Sinne der Reformation zu predigen, und als der immer weiter um sich greifenden Bewegung von jenseits der Ems aus Widerstand geleistet wurde, ließ er in der Kirche zu Oldersum 1526 zwischen den Anhängern der neuen Lehre und dem Jacobitenmönche Dr. Laurenz von Groningen ein Religionsgespräch abhalten. Er betheiligte sich selbst daran und stellte hierauf dessen Verlauf in einer zu Wittenberg noch im selben Jahre erschienenen Schrift ausführlich dar. Eindrucksvoll, siegesfreudig, nicht ohne Humor, aber in dem etwas groben Tone des 16. Jahr=

hunderts geschrieben spiegelt diese Schrift den streitbaren Charakter und die Ueberzeugungstreue ihres Verfassers deutlich wieder. Sie machte im ganzen Lande, und wol auch darüber hinaus, großes Aufsehen und ließ erkennen, welche Stütze die neue Lehre in dem angesehenen Manne hatte. — Zwei Jahre darauf (1528) starb Graf Edzard. Sein Sohn und Nachfolger Enno I. wußte Ulrich's Verdienste um den Vater wohl zu schätzen. Er behielt ihn daher als Berather bei und war während seiner an inneren und äußeren Wirren reichen Regierung nicht selten in der Lage, sich seine Erfahrungen und seinen Rath nutzbar zu machen, namentlich wenn es sich um die kirchlichen Angelegenheiten handelte, die damals Ostfriesland beschäftigten, die Herstellung einer kirchlichen Ordnung, den Abendmahlstreit und die Beseitigung der eingedrungenen wiedertäuferischen Lehren. U. war es, der 1529 dem jungen Grafen rieth, zu diesem Zweck Bugenhagen nach Ostfriesland zu berufen. Der Rath, der freilich infolge der Weigerung Bugenhagen's nicht zur Ausführung gelangen konnte, zeigt schon, wie U. im Kampfe der damals um die Herrschaft ringenden Bekenntnisse eine vermittelnde, versöhnliche Haltung einnahm, da er für seine Person sich zur Lehre der reformirten Kirche gehalten zu haben scheint, mit deren Vertretern in der Schweiz und in Straßburg er in freundlichem Verkehr stand. Merkwürdig, welche Entwicklung dieser Mann genommen hat! Während er in seiner Jugend einem wüsten, heimathlosen Landsknechtthum verfallen zu sein schien, drängte ihn seine gesunde Natur von dieser Verirrung zurück auf den Weg praktischer, politischer und militärischer Thätigkeit zum Besten seines Landesherrn und seiner engeren Heimath. Nicht unberührt von der damaligen Bildung und mit einem lebhaften religiösen Empfinden ausgestattet, ergriffen ihn dann die großen kirchlichen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts auf das tiefste. Die kühle, nüchterne Denkweise, die seinem Volksstamm eignet, sein heller Verstand, seine reichen Lebenserfahrungen und seine eifrige Beschäftigung mit den biblischen und reformatorischen Schriften brachten ihn sofort auf die Seite der neuen Lehre, und sein thatkräftiger, energischer Charakter ließ ihn bald zu einer Hauptstütze der evangelischen Kirche seiner Heimath werden. Wohl bäumte sich seine alte Kriegernatur leidenschaftlich auf im Streite gegen Papstthum und das ihm verhaßte Mönchthum, aber wo es sich um das Austragen von Gegensätzen innerhalb der neuen Bekenntnisse handelte, war er versöhnlich und zu Vermittlung bereit. So bildet er eine hervorragende und erfreuliche Erscheinung in der Geschichte seines Landes. — Gegen Ende seines Lebens zogen kriegerische Ereignisse ihn noch einmal in ihren Strudel. Infolge alter Familienfeindschaft, dies Mal mit dem Sohne seines Stiefbruders, dem Junker Balthasar von Esens, der, wie sein Vater, ihm sein Erbtheil noch immer vorenthielt, mußte er es erleben, daß seine Burg 1533 erstürmt und ausgebrannt wurde. Sie mag bald wieder hergestellt worden sein, aber sie beherbergte Junker U. nicht lange mehr. Am 12. März 1536 starb er zu Oldersum, wo er in der dortigen Kirche beigesetzt wurde.

Beninga, Chronyk van Oostfrieslant. — Emmius, Rerum Frisicarum historia. — Wiarda, Ostfriesische Geschichte II. — Cornelius, Der Antheil Ostfrieslands an der Reformation. P. Wagner.

Ulrich v. Eschenbach s. **Eschenbach**, Bd. VI, S. 340.

Ulrich v. Türheim s. **Türheim**, s. oben S. 9.

Ulrich: Zürcherische bürgerliche Familie, von Gelehrten, Theologen, Staatsmännern. Von Waltalingen bei Stammheim, wo noch jetzt der Name erscheint, kamen vier Söhne des dortigen Untervogtes Nikolaus U. im 16. Jahrhundert nach Zürich, wo sie das Bürgerrecht erwarben. Von dem zweiten dieser Brüder, Ulrich U., stammen die Träger des Namens ab, die

in den folgenden drei Jahrhunderten ganz besonders in der Zürcherischen Kirche und Schule, im Chorherrenstifte zum Großmünster, theilweise in sehr hohen Stellungen, daneben — doch in geringerem Grade — in politischen und militärischen Aemtern sich bethätigten. Der Sohn des Ulrich U., Jakob († 1605), hatte vier Söhne, von deren Nachkommen mehrere hier zu erwähnen sind.

Ein erster litterarisch nachdrücklicher hervortretender Theologe des Namens war Hans Jakob U., der Sohn des zweiten der eben genannten vier Brüder. Geboren 1569, † 1638, zuletzt Professor der Theologie und Verwalter des Großmünsterstiftes, war er als Zeitgenosse der ersten hundertjährigen Jubelfeier der Reformation ein eifriger Lobredner und damit auch ein lebhafter Polemiker. Dahin gehören die Orationes duae von 1619, wovon die erste: commemorans reformationis ecclesiae Tigurinae annis abhinc centenis elapsis institutae beneficium divinum; andere spätere Schriften, von 1626 und folgenden Jahren, beleuchten und vertheidigen einige der Capitel der Confessio Helvetica. Unter den Streitschriften ist erstlich diejenige gegen den Jesuiten Gretser (A. D. B. IX, 644) zu nennen: Vindiciae pro Bibliorum Tigurinorum translatione Tigurina, von 1616, wo der Verfasser, allerdings in den heftigsten Ausfällen gegen den Angreifer, Zürichs, Zwingli's, Leo Jud's Ehre verficht. Eigenthümlich war der 1628 lateinisch — De religione antiqua et catholica S. Felicis et S. Regulae protomartyrum Tigurinorum, reliquorum item Legionis Thebaeae Sociorum —, dann auch mit Zusätzen in deutscher Sprache, angestellte Versuch, zu beweisen, der Glaube dieser Schutzheiligen Zürichs sei kein anderer gewesen als derjenige, dem das reformirte Zürich jetzt beipflichte, selbstverständlich mit vielen Aeußerungen gegen den römischen Katholicismus. In den nachher zu erwähnenden Miscellanea Tigurina ist in Band II, 551—574, eine Biographie dieses Hans Jakob U. enthalten.

Ein Vetter dieses Theologen war der 1602 geborene Hans Jakob, Sohn des vierten Bruders — Professor und Schulherr Heinrich — unter den Söhnen des Jakob U. Nach Studienreisen im Auslande, auf denen er sich Sprachfertigkeit und gewandte Umgangsformen erworben, stieg er von 1626 an durch verschiedene Pfarrstellen und Professuren zur höchsten Stelle der Zürcherischen Kirche empor; 1649 als Antistes erwählt, starb er am 22. Februar 1668. Selbst litterarisch in geringerem Umfange thätig — doch sind von ihm religiöse Tractate für die im venetianischen Kriegsdienste stehenden Soldaten in das Italienische übersetzt, und ebenso ist eine Beschreibung des Vesuv von U. genannt —, war er dagegen ein eifriger und verständnißvoller Förderer der 1629 ins Leben gerufenen Zürcherischen Bürgerbibliothek, zu deren ersten Gründern ein naher Verwandter, Johann Ulrich U. — mit drei jungen Freunden — gezählt hatte, ermuntert ganz besonders durch Hans Jakob's eigenen Vater, dessen eigenes Haus — bis zu dem allerdings schon 1630 eintretenden Tode — für die gesammelten Bücher zuerst eingeräumt wurde. Ebenso half U. als Antistes mit Eifer, daß zuerst einem convertirten italienischen gelehrten Mönche Costa zu italienischen, später einem jüngeren zürcherischen Geistlichen Brennwald zu französischen Lehrvorträgen der untere als akademische Aula dienende Raum der Wasserkirche — in den oberen Theilen stand nun jene Stadtbibliothek — eingeräumt wurde. Aber auch sonst stand U. schon früher, noch als Diakon beim Fraumünster, mit angesehenen Persönlichkeiten des Auslandes in Verbindung. So schenkte ihm Herzog Heinrich von Rohan für die Bibliothek eine hebräische Bibel, die er mit einem verbindlichen Schreiben aus Cur 1632 begleitete, hernach die schöne Pariser Ausgabe seines Parfait Capitaine, und nach Rohan's Tode versah U. 1638 bei der feierlichen Beisetzung im Chore der Kirche zu Königsfelden das Amt des Geistlichen. Der von dem Schotten Duraeus mit

großer Beharrlichkeit gemachte Versuch einer zu erstellenden Union, Confessionum harmonia, einer Beseitigung der zwischen den verschiedenen reformirten Kirchen vorliegenden Trennung, welcher mehrmals, 1654 und 1655, 1662, 1666, auch Conferenzen der evangelischen eidgenössischen Orte beschäftigte, wurde von U. mit Zustimmung begleitet. Persönlich war U. ein Mann von großer Unerschrockenheit, was er besonders 1652 bei einer furchtbar zerstörenden Pulverexplosion infolge Blitzstrahls in Zürich bewies. Seine Leitung der Zürcherischen Kirche zeigt, der damaligen Zeitströmung entsprechend, eine weiter gehende Versteifung der Orthodoxie und eine größere Verstärkung des Consistorialregimentes. Zur Signatur der Zeit zählen im Weiteren die von einem Geistlichen des 19. Jahrhunderts — O. A. Werdmüller, 1845 — als „Glaubenszwang" charakterisirten Maßregeln von 1659 gegen den wegen leichtfertiger und lästerlicher Aeußerungen angeklagten General Johann Rudolf Werdmüller, aber noch mehr die Verfolgung des wegen heterodoxer Ansichten angeklagten Pfarrers Michael Zingg 1660 und 1661.

Im 18. Jahrhundert stieg ein Nachkomme des Jakob in vierter Generation, Urenkel des unter den vier Söhnen ältesten Bruders Hans Georg, Hans Jakob, geboren 1665, zum Bürgermeisteramte empor. Anfangs ebenfalls für den geistlichen Stand bestimmt, arbeitete sich U. durch verschiedene Beamtungen bis 1719 zu dieser höchsten Würde auf, starb aber schon am 26. Februar 1723. Seit 1701 erscheint U. als zürcherischer Abgeordneter auf zahlreichen gemeineidgenössischen, evangelischörtischen Versammlungen, besonders auch als Betheiligter an diplomatischen Verhandlungen. Eine bemerkenswerthe theoretische Auffassung schweizerischer Politik hatte U. 1694 in einem Vortrage: „Axioma paradoxum" dargelegt, den er im sogenannten Collegium Insulanum, einer nach ihrem Sitzungslocale auf der Wasserkirche bezeichneten Gesellschaft, hielt, des Inhalts, daß die Einigkeit in der Eidgenossenschaft schädlich, deren Zweiung — auch in Confessionen — oft nützlich, zu ihrer Erhaltung vortheilhaft gewesen sei. Allein gerade seine Mitwirkung wurde nachher in der Zeit tieferer Entzweiung voran für Friedensstiftung erfordert. Nachdem er schon 1707 in den inneren Unruhen der verbündeten Stadt Genf vermittelt hatte, war er nach dem blutigen Kriege Zürichs und Berns gegen die katholischen fünf Orte 1712 bei Errichtung des Friedensschlusses, ebenso 1718 bei der endlich erzielten Beilegung des bis dahin noch immer fortdauernden Gegensatzes gegenüber dem Fürstabt von St. Gallen betheiligt.

Des Antistes U. gleichnamiger Urenkel, Hans Jakob U., geboren 1683, † am 25. Mai 1731, war wieder theils praktischer Theologe, theils nach einander in der Bekleidung mehrerer Professuren. Berufungen nach Heidelberg und Groningen hatte er abgelehnt. Neben zahlreichen, überwiegend homiletischen litterarischen Hervorbringungen steht als eine höchst lobenswürdige Leistung seine 1722 bis 1724 in drei Bänden herausgegebene Sammlung: „Miscellanea Tigurina, edita, inedita, vetera, nova, theologica, historica", welche besonders wichtige biographische Stücke zur Reformationsgeschichte, beispielsweise zuerst vollständig, wenn auch keineswegs genügend, Thomas Platter's Selbstbiographie, dann die lateinische Autobiographie des Rudolf Collinus, sowie manches andere bemerkenswerthe Stück enthält, ferner zahlreiche Beiträge zur Geschichte des Antistes Breitinger. Ulrich's Tod gab zu einer für die Zeit ganz bezeichnenden voluminösen Kundgebung Anlaß, zur Veröffentlichung seines „Schwanengesanges", der letzten „geistreichen Oration" des Gestorbenen, mit angehängtem Commentar der „Lebens- und Sterbens-Geschichte" des sichtlich sehr geschätzten Mannes, lateinisch, durch Professor Joh. Jak. Zimmermann, ebenso in deutscher Uebersetzung. Daß übrigens U. auch außerhalb Zürich's, wo er als vom deutschen Pietismus

angehauchter Kanzelredner Anklang und Anfechtung zugleich fand, als solcher in weiterem Umkreise Geltung hatte, geht daraus hervor, daß Predigten von ihm durch den damals in Utrecht lehrenden Theologen Lampe (s. A. D. B. XVII, 579 u. 580) ins Holländische übersetzt wurden.

Der gleichen theologischen Richtung, doch in ausgeprägterer Form, gehörte Hans Kaspar U., geboren 1705, † am 27. Februar 1768, an, die längste Zeit — von 1745 an — Pfarrer am Fraumünster, ein Nachkomme des vorher erwähnten Hans Georg in vierter Generation. Eben bei Lampe, dem er von Utrecht nach Bremen folgte, dann auf längeren Reisen hatte er reiche Anregung empfangen, deren Wirkung sich in seinem höchst erfolgreichen Auftreten als Prediger erwies; daneben wandte er dem geistlichen Gesange seine Aufmerksamkeit zu. Neben zahlreichen gedruckten Predigten steht die 1755 von ihm edirte, weit verbreitete Biblia, eine mit Vorreden, Uebersichten, Auslegungen, Nutzanwendungen versehene Bibelübersetzung. Ein noch heute ganz werthvolles Werk Ulrich's ist seine 1768 erschienene „Sammlung jüdischer Geschichten, welche sich mit diesem Volk in dem 13. und folgenden Jahrhunderten bis auf 1760 in der Schweiz von Zeit zu Zeit zugetragen". U. hatte schon auf seinen Studienreisen mit gelehrten Juden sich in Verbindung gesetzt; ein Rabbiner las mit ihm den Talmud und jüdische Autoren. Stets beschäftigte er sich eifrig mit dem Hebräischen, wurde viel von Juden besucht und hatte für solche Gäste in seinem Pfarrhause eigenes Küchengeräth in Bereitschaft. In seinem mit reichlichen urkundlichen Beilagen ausgestatteten, ein großes Material bewältigenden Werke ist besonders der Theil II, über Zürich, von Bedeutung. Am Schlusse zog U. die neueren preußischen gesetzlichen Bestimmungen über die Juden herbei. Dann beantwortete er, als reformirter Geistlicher, die Frage, ob eine christliche Obrigkeit mit gutem Gewissen Juden in ihrem Lande dulden und schützen möge, entschieden, zwar mit gewissen Einschränkungen, bejahend. Aber weiter fragt er noch in einem angehängten Abschnitte: „Beten die Christen auch für die Bekehrung der Juden?" — Ferner erwarb sich U. ein Verdienst um seine Familie durch die Anlage eines großen Buches in gewaltigstem Folioformat über den Stamm der „Ulrich von Waltelingen" in Zürich, 1767, nebst Auskunft über die Errichtung des 1741 und 1742 gestifteten Familienfond. In ganzer Vollständigkeit verfolgt er da, Blatt für Blatt, die Filiationen bis auf seine eigene Zeit, mit Wappen, Bildern hervorragenderer Persönlichkeiten, Beifügung biographischer Notizen, die zum Theil größeren Umfang annahmen. Den einläßlichsten Aufschluß bietet er über sich selbst und schildert vorzüglich darin seinen Studienaufenthalt und seine Reisen von 1727 an in Holland, dann in Deutschland, wo er nach dem Aufenthalte bei Lampe in Bremen namentlich Berlin und mehrere deutsche Universitäten berührte. (Vgl. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1895, S. 195—245.)

Ein Urgroßneffe des Antistes Hans Jakob, Nachkomme des dort genannten Professors und Schulherrn Heinrich in vierter Generation, wurde wieder Antistes: Hans Rudolf, geboren 1728, † am 8. Februar 1795. Durch Reisen gewandt geworden, ein Mann von gründlicher vielseitiger Bildung, neben seinem Pfarramte — am Waisenhause — Professor der Beredsamkeit, war U. in seinen formal schönen, auch freimüthigen Predigten, die ihren Eindruck nicht verfehlten, ein Repräsentant der rationalistischen Richtung in geistvoll förderlicher Weise. In seinem Amte als Antistes, das er 1769 antrat, bewies er die gleiche Unermüdlichkeit der Arbeit, das einfache Auftreten, das ihn schon vorher beliebt gemacht hatte. Besonders aber wandte er ferner der Schule, und zwar vorzüglich auch den vernachläßigten Landschulen, seine eifrige Thätigkeit zu. Ulrich's Stellung an der Spitze der zürcherischen Kirche hatte in der Zeit seines Wal-

tens, in der Betonung der Unparteilichkeit, um so mehr Schwierigkeit, je ausgeprägter, in sehr bedeutenden Persönlichkeiten, die verschiedenen Richtungen in Zürich einander entgegentraten, je entschiedener voran Lavater dem immer stärker eindringenden Rationalismus sich entgegenstellte. Doch erhielt sich U. im Ansehen. Ein neuerer Zürcher Theologe sagt von U.: „Sein Bild hat etwas Einnehmendes, Liebliches, Geistreiches; Denkkraft wölbt die hohe Stirne. Güte leuchtet aus dem Auge und mildert den etwas satirischen Zug, der um den Mund des Menschenbeobachters und Sittenrichters spielt".

Von dem einen Sohne dieses Antistes, Friedrich Salomon, der als philologischer Lehrer bis zur Umgestaltung der zürcherischen Schulen nach Aufhebung des Chorherrenstiftes, dem auch er angehörte, im Amte stand († 1848), stammt der Jurist David U. (s. u. S. 253). Vom jüngeren Sohne ist sein Enkel Melchior U., geboren 1802, † am 22. Juli 1893. Auch dieser hatte sich, den Traditionen getreu, dem theologischen Studium zugewandt, und er bekleidete an der 1833 eröffneten neuen Universität längere Zeit ein Extraordinariat. Allein immer mehr wandte er sein Augenmerk anderen Dingen zu. 1832 war er mit F. Keller (s. A. D. B. XV, 565) einer der Gründer der antiquarischen Gesellschaft. Doch ganz besonders nahm er sich, der Mann festen Ordnungssinns und durchgreifenden Wollens, gemeinnütziger Fragen an; bis kurz vor seinem Ende leitete er mit sicherer Hand die umfangreichen wohlthuenden Anstalten der Zürcher Hülfsgesellschaft. Daneben ging U. als einer der ersten mit wissenschaftlichen Gesichtspunkten wandernden energischen Bergsteiger in den abgelegenen Theilen der Schweizeralpen, vor allem seit 1847 im südlichen Wallis — nach ihm heißt das Ulrichshorn im Saasthal —, bahnbrechend vor. Die in den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich niedergelegten, hernach die in der Sammlung „Berg- und Gletscherfahrten" (1859, 1863) — besonders in Gemeinschaft mit dem Berner Gottlieb Studer († 1890) — niedergelegten Berichterstattungen sind in ihrer präcisen einfach schlichten Darlegung geradezu classisch. So war U. 1863 einer der Gründer des Schweizer Alpenclubs, den er noch in seinen höheren Jahren hernach drei Jahre hindurch als Centralpräsident leitete, dessen Publicationen er wieder werthvolle Arbeiten zur Verfügung stellte.

Aus einer Linie, die von einem Sohne des oben erwähnten Hans Georg stammt, folgte, in siebenter Generation nach demselben, der Maler Joh. Jakob U. (s. u. S. 256).

Vgl. über die Theologen, besonders die beiden Antistes: G. R. Zimmermann, Die Zürcher Kirche 1519 bis 1819 nach der Reihenfolge der Zürcherischen Antistes (1878), besonders S. 194 ff., 323 ff., über Melchior Ulrich: E. Walder, im Jahrbuch des Schweizer Alpenclub, XXIX. Jahrg. (1894), S. 203—227, und (G. Finsler) Neujahrsblatt der Zürcher Hülfsgesellschaft für 1895. Meyer von Knonau.

Ulrich: Abraham U. wurde zu Kranach oder Kronach in Oberfranken, dem Geburtsort von Lucas Cranach (jetzt nur Kronach genannt), am 21. Febr. 1526 geboren; sein Vater war Rathsverwandter daselbst. Am 14. August 1550 wurde er zu Wittenberg Magister; im Magisterbuch ist er als Abraham Hulderich Cranacensis eingetragen; er hat also auch wol sicher in Wittenberg studirt, obwol sein Name, wie der so mancher anderer, die dort sicher studirten, im Wittenberger Universitätsalbum (wie es scheint) nicht zu finden ist. Im Jahre 1557 ward er Pastor an der Bartholomäikirche zu Zerbst, und er blieb in dieser Stellung bis zu seinem im J. 1577 erfolgten Tode. An den theologischen Streitigkeiten innerhalb der lutherischen Kirche seiner Zeit hat er sich in versöhnlichem Sinne betheiligt; zwischen Jakob Andreä und Tilemann Heßhusen suchte er zu vermitteln. Außer einigen Werken, die sich auf die Geschichte An-

halts beziehen, und Predigten ist von ihm ein geistliches Lied gedruckt; es befindet sich in dem ersten Theil von Johann Koler's christlichen Hausgesängen, Nürnberg 1569 (vgl. Wackernagel, Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenlieds, S. 359) unter der Ueberschrift: „Ein sehr schön christlich Grablied" und muß, wie alle von Koler abgedruckten Lieder, vorher in einem Einzeldrucke erschienen sein. Das Lied ist eine Uebersetzung des bekannten Hymnus von Prudentius: Jam moesta quiesce querela, der eigentlich den Schluß (die 31.—44. Strophe) eines viel längeren Hymnus in exequiis defunctorum bildet.

Jöcher IV, Sp. 1674. — Köstlin, Die baccalaurei und magistri der Wittenberger philosophischen Facultät von 1548 bis 1560. Halle 1891, S. 10. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied IV, 193 f.

l. u.

Ulrich: David U., schweizerischer Jurist und Politiker, geboren am 25. April 1797 zu Zürich, † am 2. März 1844 daselbst, stammte aus einer angesehenen Zürcher Familie. Sein Vater, Friedrich Salomon U., war Chorherr und Professor am Carolinum, seine Mutter eine Tochter des Bürgermeisters David v. Wyß. Nachdem U. auf den gelehrten Schulen seiner Vaterstadt eine gute classische Vorbildung genossen und seit 1816 an dem sogen. politischen Institut juristische Vorlesungen gehört hatte, bezog er im Frühjahr 1818 die Universität Göttingen, hatte aber dort das Unglück, daß ihm als bloßem Zuschauer bei einem Studentenauflauf der linke Vorderarm durch den Säbelhieb eines hannöverschen Husaren zerschmettert wurde, weshalb er schon im Herbst Göttingen mit Berlin vertauschte. Hier zogen und regten die Vorlesungen Savigny's, der Umgang mit dem Philologen August Friedrich Wolf, einem Bekannten seines Vaters, überhaupt das ganze wissenschaftliche und künstlerische Leben der Hauptstadt den jungen Schweizer mächtig an und emsig betrieb er seine Studien, bis die ausbrechende Demagogenverfolgung denselben jählings ein Ende bereitete. Infolge eines Briefes an seinen Vater, der Bemerkungen über Sand's That enthielt und von der Polizei abgefangen und eröffnet worden war, wurden früh Morgens am 7. Juli 1819 sowol seine, als seines Vetters und Zimmergenossen Konrad Wyß Papiere polizeilich versiegelt und weggenommen. Auf die Verwendung des akademischen Senates erhielt Wyß seine Papiere schon nach einigen Tagen mit einer Art Ehrenerklärung zurück. U. dagegen hatte am 1. und 2. August ein scharfes Verhör zu bestehen, wobei er in seiner unerschrockenen, derben Art mit dem Untersuchungscommissarius Grano hart zusammenstieß und mit Verhaftung bedroht wurde. Schließlich erhielt er am 17. August die gewünschte Erlaubniß zur Abreise. Nachdem er schon im Frühling von Berlin aus die Hansestädte besucht hatte, begab er sich jetzt über Weimar, wo er bei Hofrath Meyer und Goethe vorsprach, nach Paris und wurde hier in längerem Aufenthalt mit allerlei hervorragenden Persönlichkeiten, wie Oelsner, dem Abbé Grégoire, der Madame de Vaudreuil, Diderot's Tochter, u. A. bekannt. Im Juli 1820 kehrte der reichbegabte junge Mann nach Hause zurück und wurde, nachdem er zuerst als Secretär auf der Obergerichtskanzlei gearbeitet hatte, 1824 zum öffentlichen Ankläger befördert. Auch hielt er Vorlesungen über Civilrecht am politischen Institut. Politisch und religiös liberalen Ansichten zugethan, nahm U. eifrigen Antheil an den Bestrebungen der Griechenvereine — er übertrug Lord Erskine's Schutzschrift für die Griechen ins Deutsche — und begrüßte trotz seiner stadtbürgerlichen Abkunft die vom Landvolk ausgehende demokratische Umwälzung des Jahres 1830. Er trat in enge Verbindung mit Dr. Ludwig Snell, dem Verfasser des sog. Küsnachter Memorials, welches das leitende Programm der Bewegungspartei wurde. Im December 1830 wurde er in den Großen Rath gewählt, der dem Kanton eine neue Ver=

fassung zu geben hatte, zog in demselben durch einen trefflichen zusammenfassenden Bericht über 270 von Gemeinden und Privaten eingelangte Petitionen die Aufmerksamkeit auf sich und schwang sich alsbald durch die Entschiedenheit seiner Ansichten, seine schlagfertige Beredsamkeit und seine gründlichen Kenntnisse neben Dr. Friedrich Ludwig Keller, dem berühmten Romanisten, zum einflußreichen Führer der zur Herrschaft gelangten liberalen Partei empor. Als ausgezeichneter Jurist wirkte er insbesondere bei der Neuorganisation der zürcherischen Rechtspflege auf Grund der Gewaltentrennung in hervorragender Weise mit. Obgleich U. jedes Amt offen gestanden hätte, verblieb er in seinem bisherigen Wirkungskreis in der 1831 neu geschaffenen Stelle eines Staatsanwaltes. Daneben bethätigte er sich als Mitglied des Erziehungsrathes an der schöpferischen Umgestaltung des zürcherischen Unterrichtswesens durch Thomas Scherr und Orelli. Allmählich wurde jedoch seine öffentliche Stellung untergraben. An seiner geschickten und unparteiischen Amtsführung konnten zwar auch die Gegner nichts aussetzen. Aber die Schroffheit seines politischen Auftretens, die ihm trotz angeborener Gutmüthigkeit eigen war, sowie die offenkundigen Blößen seines Junggesellenlebens weckten gegen ihn, ähnlich wie gegen Keller, in weiten Kreisen Haß und Erbitterung, zumal er seinen Hang zu derb sinnlichen Genüssen mit einem gewissen Cynismus zur Schau trug. Die Verletzung des Anstands und der guten Sitte, die sich die beiden Häupter der liberalen Partei zu schulden kommen ließen, war nicht die geringste Ursache des Sturzes der letztern, der 1839 im „Zürichputsch“ erfolgte. Mit Eifer wirkte U. im Erziehungsrathe für die Berufung von David Friedrich Strauß an die Zürcher Hochschule, die den Anlaß zu der conservativen Bewegung von 1839 gab, und vertheidigte dieselbe im Großen Rathe. Als nach der Pensionirung von Strauß die Agitation des sogen. Glaubenscomités fortdauerte, drängte er mit Keller die Regierung zum Einschreiten. Da diese am 23. August 1839 die Veranstaltung von Gemeindeversammlungen im Auftrag des Comités untersagte, dieses aber in einem Aufruf das Volk zur Nichtbeachtung jenes Verbotes aufforderte, ließ U. als Staatsanwalt beim Criminalgericht eine Anklage gegen den engern Ausschuß des Comités stellen und den Aufruf, sowie einige Tage später ein conservatives Zeitungsblatt mit Beschlag belegen. Die Antwort war, daß eine vom Glaubenscomité einberufene Volksversammlung zu Kloten am 2. September verlangte, daß die Regierung ihren Erlaß vom 23. August desavouire, die gegen das Comité eingeleitete Untersuchung für unstatthaft erkläre und die Staatsanwaltschaft wegen Verfassungsverletzung zur Rechenschaft ziehe. Als am 6. September 1839 der Putsch erfolgte, flüchtete U. mit Keller und anderen liberalen Führern nach Baden. Durch die conservative Revolution aus all seinen öffentlichen Stellungen hinausgedrängt, widmete er sich der Advocatur, bis eine Lungenkrankheit seinem Leben vorzeitig ein Ende bereitete.

Vogel, David Ulrich, Staatsanwalt des Kantons Zürich, in d. Schweizer geschichtlichen Studien. Bern 1864. — Nekrolog in der neuen Helvetia II. Zürich 1844. — Escher, Erinnerungen seit mehr als sechzig Jahren, II. Zürich 1867. — v. Wyß, Leben der beiden zürcherischen Bürgermeister David v. Wyß, II. Zürich 1886. Wilhelm Oechsli.

Ulrich: Friedrich Andreas U., Bildhauer, wurde um 1750 als Sohn eines Bauern in der Nähe von Meißen geboren. Bei Lindner in Dresden als Stuccateur ausgebildet, kam er später in die Werkstätte Schadow's in Berlin, wo er die Bildhauerkunst erlernte. Er arbeitete dann eine Zeit lang für den Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg und lieferte damals auch Modelle für die königliche Porzellanmanufactur in Berlin. Nach einem rasch vorübergehenden Aufenthalt in Dresden, wandte er sich nach Paris, wo er aber kein

Glück gehabt zu haben scheint. Er kehrte daher nach Dresden zurück, wo er im Jahre 1805 auf der Ausstellung der kurfürstlich sächsischen Akademie mit der Colossalbüste des Kurfürsten von Sachsen in Gips debutirte, aber wenig Beifall fand. Umsomehr gefielen die Büsten des Mineralogen Werner und des Malers Grassi, die er im J. 1806 gleichfalls in Dresden ausstellte. Im J. 1807 brachte er die Büste des königlich sächsischen Cabinetsministers Grafen v. Bose und die von einer Schlange getödtete Eurydice, im J. 1808 folgte ein junges Mädchen, welches mit ihrem rechten Zeigefinger in den Sand schreibt, ein Amor, der Vögel füttert, und die Skizze zu einem Epitaphium. Außerdem sind noch zwei Arbeiten Ulrich's, eine Büste Kaiser Alexander's I. von Rußland und eine Büste Napoleon's, die aber Copie nach Canova war, zu erwähnen. Seit dem Jahre 1806 Mitglied der Dresdener Akademie, ging U. im J. 1809 nach Rußland, wo er als Modellmeister unterzukommen hoffte. Er soll nach während der Belagerung Moskaus dort gelebt haben, ist aber seitdem verschollen.

Vgl. Füßli, Allg. Künstlerlexikon II, 4007, 4008. Zürich 1816. — Archiv für Künstler und Kunstfreunde. Angelegt u. besorgt von Joh. Georg Meusel. Dresden 1808. II, 1, 102. 3, 10. 4, 142. — G. K. Nagler, Neues allg. Künstler-Lexicon XIX, 228, 229. München 1849. — W. Loose, Lebensläufe Meißner Künstler. Sonderabdruck aus den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen II, 2. Meißen 1888, S. 89.

H. A. Lier.

Ulrich: Heinrich U. (oder Vllrich), Maler und Kupferstecher in Nürnberg, geboren um 1572 in Nürnberg, † 1621 ebendaselbst oder in Wien, wohin er sich 1615 begeben hat. Der um 1655 in Nürnberg thätige gleichnamige Kupferstecher ist wahrscheinlich sein Sohn. Auf den von ihnen herrührenden Stichen finden sich die Bezeichnungen H V. HV. H. Ulr. und ähnliche. Die frühesten Stiche des älteren Meisters gehören der Zeit um 1595 an. Außer Bildnissen finden wir unter seinen Kupferstichen Blätter mit biblischen, mythologischen, allegorischen und genrehaften Darstellungen, daneben kommen in verschiedener Folge von je 12 Blatt zeitgenössische Kostümbilder vor, eine gleich große Folge weist Soldatendarstellungen auf, eine andere Abbildungen von Vögeln. Auch Wappendarstellungen und Schriftenvorlagen schuf er, und nach dem Vorbilde von Dürer's Wunderschwein stach er ein im Amte Kadolzburg zur Welt gebrachtes wunderbares Hirschkalb. Das i. J. 1606 von Johann Imhof herausgegebene „Tugendbüchlein oder Theatrum virtutis et honoris“ versah er mit Abbildungen, darunter die Copien von Dürer's großem Triumphwagen Kaiser Maximilian's, sowie von dessen Pirckheimer-Bildniß. Ein mit dem Monogramm H V. versehenes Bildniß des Künstlers vom Jahre 1665 rührt wohl von dem erwähnten, nur durch wenige Stiche bekannten jüngeren Meister dieses Namens her, ein anderes stach der 1720 verstorbene J. A. Böner.

Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon XIX (1849). — Nagler, Die Monogrammisten III (1863). — J. Heller, Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler 1850. — P. J. R.

Ulrich: Hugo U., ein genial begabter Componist, geboren am 26. November 1827 zu Oppeln in Schlesien, † am 23. März 1872 zu Berlin. Sein Vater war Oberlehrer am Gymnasium zu Oppeln und nebst seiner Frau der Musik ein treu ergebener Verehrer. Schon als Knabe zeigte sich bei Hugo die außerordentliche Veranlagung für Musik, so daß seine Umgebung mit gerechtem Stolz auf ihn blickte. Leider verlor er sehr früh Vater und Mutter und die Kämpfe ums tägliche Leben traten schon in jungen Jahren an ihn heran. Ins Convict am Matthias-Gymnasium zu Breslau aufgenommen, machte er die Gymnasialstudien durch, war dabei Chorsänger an der Matthiaskirche und versah

zugleich den Organistendienst. Bei Moritz Brosig empfing er den ersten Unterricht in der Composition. 1846 ging er nach Glogau aufs Gymnasium, bezog dann in Berlin die Universität und durch Meyerbeer's Vermittlung wurde er Schüler S. W. Dehn's in der Composition. Hier entwickelte sich sein Compositionstalent in der schönsten Weise, wovon sein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell, als op. 1 erschienen, sowie seine H-moll-Sinfonie die beredtesten Zeugen sind. Entgegen den Bestrebungen der sogenannten neudeutschen Schule, die die durch Jahrhunderte zu hoher Vollkommenheit gelangte Sonatenform zu zertrümmern suchte, um ihre in den Windeln stecken gebliebene Erfindungsgabe durch ein maßloses fantastisches Herumsuchen nach Effecten zu verdecken, goß U. seine reichen Gaben in die vollendetste Sonatenform und erreichte dadurch jene hohen künstlerischen Eindrücke, wie sie nur Werken zu Theil werden können, die in Form und Inhalt gleiche Vollendung zeigen. Ulrich schuf noch eine zweite Sinfonie, die Sinfonie triomphale, die in Brüssel den Preis von 1500 Fr. erhielt und am 27. September 1853 daselbst zur Aufführung gelangte. Sie zeigt in gleicher Vollendung den Meister und nahm ihren Weg durch die gebildete Welt. Leider besaß U. nicht die Energie den Kampf ums Leben aufzunehmen. Weder durch Unterrichten, noch durch ein Amt wollte er sich binden und so erlahmte früh sein Genius, niedergedrückt durch Nahrungssorgen. Selbst die Unterstützung von Freunden konnten ihm nicht aufhelfen, denn er war in Geldangelegenheiten ein Kind geblieben. Trotz des Stipendiums, welches ihm die preußische Regierung zu einer Reise nach Italien auf einige Jahre verlieh (1855), konnte er sich nicht aufraffen, seine Laufbahn siegreich zu vollenden. Am Ende seines kurzen Lebens fristete er seine Existenz mit Arrangements von classischen Werken für Pianoforte für 4 Hände. Zwar erschienen noch 3 Hefte Lieder, eine Sonate für Pianoforte und Violoncell und eine Festouverture für Orchester, doch zeigten dieselben schon den physischen Verfall des Verfassers. Eine schmerzhafte Nierenkrankheit warf ihn auf ein langjähriges Lager, von dem er nicht mehr erstand.

Nach Mendel-Reißmann's Lexikon und eigener Bekanntschaft mit Ulrich.

Rob. Eitner.

Ulrich: Johann-Jakob U., Landschafts- und Marinemaler, geboren am 28. Februar 1798 in Andelfingen an der Thur, † zu Zürich am 17. März 1877. Sein Vater war Landschreiber. Die Kindheit verbrachte U. bei den Großeltern in Weißlingen, wo er besser aufgehoben war als in dem nahe an der Grenze liegenden und deßhalb in der Franzosenzeit gefährdeten Heimathsorte. Sorglos schwanden die Tage dahin, in einem idyllischen Wiesenthale, wo das Kind, unter der treuen Obhut der Großmutter, die ersten Natureindrücke empfing. Noch nicht sechs Jahre alt kam U. der Schulen halber nach Winterthur und von dort bald nach Zürich. Er dachte nicht gerne an die Schulzeit zurück, da er sich nur im Schönschreiben und im Zeichnen die Zufriedenheit seiner Lehrer erwarb. Stets war er froh, wenn die Ferien begannen und für ihn wieder in Gottes freier Natur das eigentliche Leben anfing. Die Plätze, an denen er mit Vorliebe weilte, abzuzeichnen, ist ihm schon damals Bedürfniß gewesen.

U. wurde zum Kaufmann bestimmt und trat als Handelslehrling in ein Zürcher Geschäft ein. Jeden freien Augenblick widmete er jedoch der Kunst. Er versuchte sich in der Oelmalerei, indem er zunächst, im Jahre 1815, ein Gemälde von Johann Caspar Huber copirte. Sein Vater hatte wohl Freude an dem Bilde, ohne aber aus dem sich offenbarenden Talente des Sohnes den Schluß zu ziehen, daß dieser für die Malerei geboren sei. Er brachte ihn im Gegentheil im Frühling 1816 in einem großen Pariser Handelshause unter, wo U. bis 1822 thätig war. In Paris kam seine Liebe zur Natur vollends zum

Durchbruch. „Ihr kennt", schreibt er den Eltern am 22. Juli 1822, „den in mir schon seit Jahren fortdauernden Hang zur Kunst. Dieser Hang ist bei mir eine Leidenschaft geworden, der ich unmöglich mehr widerstehen konnte." Die Eltern gaben den Segen zum neuen Berufe ihres Sohnes, und dieser, in seinem Vorhaben durch den Principal und dessen Frau lebhaft gefördert, machte sich mit Eifer an die Arbeit. U. wurde der Schüler Bertin's, Gudin's und der Gebrüder Leprince. Studienreisen in der Provinz, in Belgien, Holland und Deutschland brachten ihn schnell weiter. Bis 1828 blieb er in Paris, sich besonders an den Thiermaler Brascassat und die beiden Robert eng anschließend. Von 1828 bis 1831 treffen wir U. in Italien, wo er in Rom, Neapel und in Sicilien neue Offenbarungen empfing. Er erlebte den Ausbruch des Vesuvs, „die imposanteste Naturerscheinung, die er je gesehen" und schickt sich an, in der Tiberstadt „ganz mit und in der Kunst zu leben". „Herrliche Rückerinnerung!" ruft er aus, „manchmal wirst du mein alterndes Herz erfreuen und ihm einen stillen Seufzer der Anbetung und des Dankes gegen den Schöpfer dieser Wunder ablocken!" In Italien faßte U. den Entschluß, sich vorwiegend der Landschafts- und Marinemalerei zu widmen, in der er so Hervorragendes leisten sollte. Nach Paris zurückgekehrt, begab er sich nach England, dessen Naturschönheiten sein Pinsel sich mit der gleichen Liebe zuwandte wie den Schönheiten südlicher Natur. Es wäre schwer zu sagen, ob seinen Darstellungen des mittelländischen Meeres oder denen der Nordsee die Palme gebührt. In die Jahre 1833 und 1834 fallen Studienreisen in Ober-Italien und Frankreich, 1835 bereiste U. neuerdings England. Er war inzwischen halber Franzose geworden, was auch daraus hervorgeht, daß er auf seinen Skizzen und Studien die schnell vorübergehenden Farbenstimmungen sich stets in französischer Sprache notirte. Wollte er seinem Vaterlande nicht gänzlich entfremdet werden, war es höchste Zeit, sich, so schwer es ihm auch in gewisser Beziehung wurde, mit dem Gedanken vertraut zu machen, wieder in dasselbe zurückzukehren. 1836 siedelte U. nach Zürich über, dort eine Familie gründend und sich zu ansehnlicher Stellung emporarbeitend. Auch jetzt noch unternahm er fast jährlich Studienreisen im In- und Auslande. Ende der 40er Jahre gründete er eine Zeichen-Akademie und die sogenannte „Kleine Künstler-Gesellschaft". Die conservativen Ideen im Staatsleben, denen er von ganzer Seele ergeben war, unterstützte er, indem er als geistreicher Karikaturenzeichner die Zürcherische Wochenzeitung von Reithard illustrirte. Hier bewährte er sich auch als tüchtiger Figurenzeichner. 1855 wurde er Professor des Landschaftszeichnens an dem neu gegründeten Eidgenössischen Polytechnikum, in welcher Stellung er gewissenhaft bis zu seinem Tode wirkte. 1866 war U. zum letzten Male in seinem geliebten Paris. Zahlreiche Auszeichnungen, sowohl goldene als auch silberne Medaillen, vom König von Hannover, von der Stadt Douai (1833), von Cambrai (1836), vom Pariser Salon (1835 und 1838) waren die Bestätigung eines gut ausgefüllten Künstlerlebens.

U. gelangte, wie so viele schweizer Maler, erst auf Umwegen zur Kunst. Er hatte aber einen eisernen Fleiß und schwang sich infolge dessen bald zu einem Marinemaler ersten Ranges empor, der auch im Auslande, wo sich zahlreiche Bilder von ihm befinden, eines vorzüglichen Rufes genoß. Aus seiner mittleren Zeit stammt der im Besitze der Künstlergesellschaft in Zürich befindliche „Bach im Walde" (1853), eine poetische an Claude Lorrain erinnernde Composition mit viel verheißender Aussicht in die Ferne. Außerdem hängen im Künstlergut fünf Bilder von U.: „An der Küste von Trouville", „Der Sturm" (1860), ehemals Alfred Escher gehörend, ein bewegtes Seestück, in dem sich die Sturm- und Drangperiode des Meisters widerspiegelt, „2 Marinen" (1861),

„Am Gardasee“ (1869). Vieles von U. in Privatbesitz in Zürich. Bei Frau Stadtrath Landolt: „Die Meeresküste bei Sestri di Levante“, ein duftig helles und ruhiges Gemälde aus dem reiferen Alter des Meisters, bezeichnend für die harmonische und wahre Art, wie sich seine Kunst entwickelte. Bei Frau Prof. Alexander Schweizer: „Die Felsen bei Nizza“, die heute zum größten Theil verschwunden sind, an deren Stelle sich nun die Promenade des Anglais hinzieht. Bilder ferner bei den Herren Bodmer-Trümpler, Baumann-Zürrer (Waldmühle), Pestalozzi-Wiser (An der Küste der Bretagne, 1866), Oberst Vögeli-Bodmer (Engl. Waldesrand), Dr. Rahn-Escher (Marine, 1866), Escher im Wollenhof (Erinnerung an Sestri di Levante, 1871), Bauer-Werdmüller (Winterlandschaft). Die Familie Ulrich's besitzt ebenfalls werthvolle Stücke des Meisters: die Skizze zum „Rheinfall bei Schaffhausen“, den U. für den Banquier Imthurn in London malte (1868), sein Selbstportrait, „Neapel mit dem Vesuv im Hintergrunde“, den „Brienzersee“, den „Wallensee“. Die unzähligen Skizzenbücher und Studien, von seinen Kindern treu gehütet, legen Zeugniß für die Sorgfalt ab, mit der U. seine Gemälde vorbereitete und zu Ende führte. Beim Durchblättern derselben lernen wir einen feinen Stift kennen, der die kleinsten Dinge mit souverainer Sicherheit auf das Papier wirft. Die Art, wie dies geschieht, offenbart die Weitsichtigkeit des Zeichners. Menschen und Thieren widmete er die gleiche Liebe wie dem Landschaftlichen, in dem seine eigentliche Stärke lag. Großartige Wolkenstudien zeigen, wie fern U. stets der Manier stand. In den öffentlichen Sammlungen Zürichs ist der Künstler als Zeichner weniger gut vertreten, immerhin besitzt auch die Hand-Zeichnungen-Sammlung im Künstlergut und die Kupferstichsammlung des Polytechnikums einige lehrreiche Blätter von ihm. Im Kupferstichcabinet befindet sich auch ein vollständiges Exemplar des im Verlage von J. J. Ulrich in Zürich erschienenen und von J. Reithard mit unserem Meister gemeinsam herausgegebenen Werkes: „Die Schweiz in Bildern“, das den Zweck hatte, die vielen nichtssagenden schweizer Ansichten der Vergangenheit durch wirklich künstlerisch hervorragende zu ersetzen.

Vgl. den Artikel Gottfried Kinkel's in der „Neuen Zürcher Zeitung“ v. 29. Mai 1870, Nr. 257. — Neujahrsblatt d. Zürcher Künstlergesellschaft von 1878. Carl Brun.

Ulrich: Johann August Heinrich U., 1746 in Rudolstadt geboren, wurde Professor der Philosophie in Jena, erhielt den Titel Geheimer Hofrath und starb daselbst 1813, nachdem er lange Zeit mit Erfolg gelehrt hatte. In der Regel bezeichnet man ihn als eklektischen Philosophen, was nicht ganz zutreffend ist. Zuerst schloß er sich verhältnißmäßig eng an die Leibniz'sche Philosophie an und schrieb von diesem Standpunkt aus: „Notio certitudinis magis evoluta et ad praescientiam futurorum contingentium — accommodata“, P. I—III, Jena 1766—67; „Von der Beschaffenheit und dem Nutzen einer Encyklopädie in den Wissenschaften“, Jena 1769; „Erster Umriß einer Anleitung in den philosophischen Wissenschaften“, 2 Thle., Jena 1772—76. In seinen „Institutiones Logicae et Metaphysicae“, Jena 1785, nahm er Rücksicht auf die Kant'sche Philosophie und suchte sogar zwischen ihr und der Leibniz'schen zu vermitteln. Schließlich aber bekämpfte er Kant sowohl in seinen Vorlesungen als auch in den Schriften: „Eleutheriologie oder über Freiheit und Nothwendigkeit“, Jena 1788, die einen entschiedenen Determinismus lehrt, und „Einleitung zur Moral“, ebd. 1789; freilich nahm er selbst Manches aus der Kant'schen Philosophie herüber. Ueber die Eleutheriologie fertigte Kant einen kurzen Aufsatz an, der als solcher nicht gedruckt wurde, aber von dem mit Kant befreundeten Professor Kraus zu einer Recension, erschienen in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“ 1788, verarbeitet wurde. Außer den erwähnten Schriften verfaßte U. noch

„Initia philosophiae iusti“, Jena 1781, worin er die Wolff'sche Lehre vertrat, und übersetzte Einiges aus dem Französischen und Englischen. Heinze.

Ulrich: Philipp Adam U., Rechtsgelehrter, geboren am 24. Mai 1692 in dem damals würzburgischen, jetzt badischen Städtchen Lauda, † zu Würzburg am 8. November 1748. Nach Vollendung seiner Studien durch Erlangung des juristischen Doctorgrades zu Würzburg i. J. 1712 unternahm er zunächst eine größere Reise, hauptsächlich durch Frankreich, Spanien und Italien und wirkte sodann, wie es scheint seit 1716, als ordentlicher Professor der Rechte und Hofrath an der Würzburger Hochschule bis zu seinem Tode; ein Mann von umfangreichem, gediegenem Wissen, aber als Lehrer, besonders in den Disciplinen des römischen und Proceßrechtes, wenig anregend. Seiner Feder entstammen eine Reihe kleiner Schriften, sowie ein größerer Commentar zu den Institutionen. Die auf seinen Reisen gewonnenen Eindrücke, ebenso aber auch eine stark religiös-philanthropische Richtung, der er sich seit dem Tode seiner Frau hingab, führten ihn mehr und mehr einer auf Förderung des allgemeinen Wohles hinzielenden Thätigkeit zu, und er ist dadurch zu einer immerhin Beachtung verdienenden Erscheinung in der Culturgeschichte Frankens geworden. Er übersetzte religionsphilosophische Werke, u. A. Pascal's Pensées ins Lateinische; ganz besonders aber wandte er der Hebung der Bodencultur und anderen gemeinnützigen Bestrebungen, wie z. B. Erfindung verbesserter Feuerungsanlagen, solch thätigen Eifer zu, daß ihm dies die scherzhafte Bezeichnung als professor juris et ruris zuzog. Bei Versuchen zur Einführung des Maulbeerbaumes für die Seidenraupenzucht, sowie bei umfangreicherer Einbürgerung des Klee- und Kartoffelbaues in Franken ist ihm zwar kaum die erste Anregung, aber jedenfalls bedeutender Einfluß zuzuschreiben; Dinge, für die er auf ihm gehörigen Musterwirthschaften in der Nähe Würzburgs durch eigenes Beispiel zu wirken suchte.

Vgl. Fr. Oberthür, Ph. A. Ulrich's Lebensgeschichte, 2. Aufl., Sulzbach 1824. — F. X. Wegele, Geschichte der Universität Wirzburg. Wirzburg 1882. — Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken Bd. XI, Heft 2 u. 3, S. 262 ff. Henner.

Ulrichs: Heinrich Nicolaus U. wurde am 8. December 1807 in Bremen als der Sohn eines Kaufmanns geboren. Nachdem er den Plan, sich wie sein Vater dem Handelsstande zu widmen, aufgegeben hatte, besuchte er die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt und betrieb auf derselben unter der anregenden Leitung des Directors Friedrich August Menke mit besonderer Vorliebe und bestem Erfolge das Studium der griechischen Sprache. Im J. 1827 bezog er die Hochschule zu Leipzig, ging dann nach Bonn und zuletzt nach München, wo er nach einem dreijährigen Aufenthalte die philosophische Doctorwürde erwarb. Noch während seiner Universitätszeit hatte eine Reise nach Italien, die ihn bis Neapel führte, seine Begeisterung für das classische Alterthum in hohem Maaße befestigt. Vor allem aber erfüllten ihn, wie so viele junge deutsche Männer, die Freiheitskämpfe der Griechen mit Enthusiasmus, und so betrachtete er es denn als die glücklichste Wendung seines Lebens, daß er den jugendlichen König Otto nach Griechenland begleiten durfte. Auch Johannes Franz, der 1851 als Professor an der Berliner Universität gestorben ist (s. A. D. B. VII, 317), befand sich im Gefolge des Fürsten. Im Februar 1833 betrat U. das Land seiner Sehnsucht, wo schon vor ihm zwei andere deutsche Gelehrte, Ludwig Roß (s. A. D. B. XXIX, 246) und Peter Wilhelm Forchhammer eingetroffen waren. Im September desselben Jahres wurde er als Lehrer des Lateinischen an das neuerrichtete Gymnasium zu Aegina berufen und siedelte 1834 mit dieser Anstalt nach Athen über. Hier bildete sein Haus, nachdem er eine Tochter des Bremer Senators Joh. Gildemeister als Gattin heimgeführt hatte, den Sammel-

punkt gleichgesinnter Freunde. Seit Mai 1837 verband er mit seinem Schulamte die ordentliche Professur der lateinischen Sprache an der neubegründeten Universität und wirkte zugleich als Mitdirector des philologischen Seminars, sowie als Mitglied einer Commission, die mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes für das gesammte griechische Universitätswesen beauftragt war. Aber trotz der großen Verdienste, die U. sich um die griechische Nation erworben hatte, erfuhr er infolge der Gereiztheit, die sich allmählich bei den Neuhellenen gegen die Deutschen entwickelt hatte, den bittersten Undank. Als er 1843, um mehr Zeit für sein akademisches Lehramt und seine Privatstudien zu gewinnen, die Entbindung von seiner Stellung am Gymnasium erbat, wurde ihm, angeblich aus finanziellen Rücksichten, die Professur an der Hochschule genommen, um mit der der Archäologie vereinigt zu werden. Zwar erfolgte auf Betrieb des Königs seine Wiedereinsetzung; als aber die unglückliche Septemberrevolution die Entlassung aller Deutschen herbeiführte, theilte U. das Schicksal seiner Landsleute. Die Nachricht davon traf ihn bereits auf dem Krankenlager, an das er durch ein gastrisches Fieber gefesselt wurde. In den Morgenstunden des 10. October 1843 machte der Tod seinem Leben ein Ende.

Als U. nach Griechenland kam, war dort das Studium der lateinischen Sprache noch völlig unbekannt, auch waren die Einwohner mit wenigen Ausnahmen von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit desselben keineswegs überzeugt. Man begreift es daher, daß der Einführung dieses für alle Geistesbildung so wichtigen Unterrichtsgegenstandes sich große Schwierigkeiten entgegenstellten. Daß dieselben schließlich überwunden werden konnten, war hauptsächlich Ulrichs' Eifer und Zähigkeit zu danken. Da er sich die neugriechische Sprache durch unermüdlichen Fleiß in verhältnißmäßig kurzer Zeit angeeignet hatte, so vermochte er bald seine tüchtigen Kenntnisse auf dem Gebiete der lateinischen Philologie und sein ausgezeichnetes Lehrgeschick in ausgiebigster Weise zu verwerthen. Die reine Begeisterung, mit der er an seine Aufgabe herantrat, die persönliche Theilnahme, die er seinen Schülern entgegenbrachte, seine feinen Umgangsformen und seine zuvorkommende Freundlichkeit gewannen ihm die Herzen seiner Schüler und rissen viele zu edlem Streben fort. Durch eine lateinische Grammatik („*Γραμματικὴ τῆς Λατινικῆς γλώσσας ὑπὸ Ἐνρ. Οὐλερίχου*“, Athen 1835) und ein zweibändiges lateinisches Lesebuch („*Στοιχειώδη μαθήματα τῆς Λατινικῆς γλώσσας ὑπὸ Ἐνρ. Οὐλερίχου*“, Athen 1836), die in allen höheren griechischen Schulen eingeführt wurden, sowie durch ein lateinisch-griechisches Lexikon („Lexicon latino-graecum. *Λεξικὸν λατινο-ἑλληνικόν*“, Athen und Leipzig 1843), gab er dem von ihm vertretenen Fache auf dem hellenischen Boden eine feste Grundlage. Nicht seine Schuld ist es, daß dasselbe schließlich doch nicht recht Wurzel zu schlagen vermocht hat. Neben diesen sprachlichen Werken veröffentlichte U. eine Reihe von mustergültigen topographischen und archäologischen Arbeiten, die für die Wissenschaft von großem Werthe sind. („Reisen und Forschungen in Griechenland. I. T.: Reise über Delphi durch Phocis und Böotien bis Theben.“ Bremen 1840. II. T.: „Topographische und archäologische Abhandlungen. Herausg. von A. Passow.“ Berlin 1863.) Sie enthalten die Ergebnisse seiner Ferienausflüge, die er alljährlich bald mit seiner Gattin, bald mit Freunden wie Welcker und Roß, nach verschiedenen Gegenden Griechenlands, insbesondere nach Delphi und anderen bemerkenswerthen Oertlichkeiten in Phocis, nach Böotien und Euböa unternahm. Auch Athen und seine Häfen gehörten zu dem Felde seiner Forschung. Im Sommer 1843 besuchte er noch die Gefilde von Troja; aber sein frühzeitiger Tod hinderte ihn, die dort angestellten Untersuchungen und Entdeckungen sachgemäß zu verarbeiten.

Vergl. besonders den Lebensabriß, den A. Passow dem 2. Theile der

„Reisen und Forschungen in Griechenland“ vorausgeschickt hat. Außerdem auch Konr. Bursian, Gesch. d. class. Philol. in Deutschland, S. 1121 f. u. 1245.

Koldewey.

Ulrici: Hermann U., Philosoph, geboren am 23. März 1806 zu Pförten in der preußischen Niederlausitz, starb zu Halle a/S. am 11. Januar 1884, seit einiger Zeit durch heftiges nervöses Kopfweh gequält, nach einem Schlaganfall, der ihn Ende 1883 getroffen hatte. Nach dem unteren Schulbesuche zu Leipzig, wo sein Vater 1811 Oberpostverwalter geworden war, machte er infolge von dessen Beförderung zum Geh. Postrath in Berlin das Friedrich-Werdersche Gymnasium daselbst durch und studirte seit Ostern 1824 in Halle und Berlin und zwar dem väterlichen Wunsche gemäß, die Rechte, begann auch 1827 als Ausculator die juristische Laufbahn. Bald darauf aber, 1829, nach dem Tode des Vaters, gab er, mittlerweile zum Referendar in Frankfurt a/O. aufgerückt, das Amt und überhaupt das Fach auf und widmete sich, mit dem Ziele einer akademischen Lehrthätigkeit, den philosophisch-historischen Studien, zunächst auf philologischem Boden, später theilweise auf ästhetischem, ausschließlich aber in Richtung auf das Systematische. Seine umfängliche Erstlingsarbeit, eine „Charakteristik der antiken Historiographie“ (1833), gewann ihm, obwol kaum auf eigener Forschung fußend, Wilh. v. Humboldt's Beifall und die Zulassung zur Habilitation an der Berliner Universität. Schon 1834 kam er als außerordentlicher Professor nach Halle, von wo er seine älteste größere Hauptleistung, die „Geschichte der hellenischen Dichtkunst“, bereits datirte, erhielt jedoch, wohl als Antihegelianer, erst 1861 ein Ordinariat für Philosophie. In Halle lebte er, glücklich am eigenen Herde, der erst in den letzten Jahren, nachdem Sohn und Tochter auswärts Familienbande fesselten, durch den Tod der treuen Gattin verwaiste, ziemlich zurückgezogen und ruhig. Obzwar nie im öffentlichen Leben hervortretend, genoß er doch die Achtung seiner Mitbürger, ebenso durch Freundlich- und Zugänglichkeit die aller Universitätsangehörigen; die Collegen wählten ihn für 1867/68 zum Rector. Er starb übrigens am letzten Tage seines Decanats der philosophischen Facultät. Auch war er Leiter der Kupferstichsammlung (seit 1850), Inhaber des Titels eines preußischen Geh. Regierungsraths, seit 1879 auswärtiges Mitglied der Academia delle Scienze e Lettere di Palermo. Er besaß trotz vielfältiger Gegnerschaft einen weiten Ruf unter den Fachgenossen, denen er in dem, seit 1837 vom jüngeren (J. H.) Fichte als „Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie“, seit 1847 als „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Neue Folge“ von ihm und Fichte, 1852—79 in Verbindung mit dem württembergischen Pfarrer Joh. Ulr. Wirth herausgegebenen Journal ein reichhaltiges, jeder wissenschaftlich gehaltenen Ansichtskundgabe offenes Organ zur Verfügung stellte. Derartige Vorurtheilslosigkeit war eine wesentliche Eigenschaft Ulrici's, und allem, was mit Gefolge wohlerwogener Gründe an philosophischen Meinungen auftrat, begegnete er ohne voreingenommen zu sein, sogar wenn es seinen bisherigen Aufstellungen diametral zuwiderlief. Er hat sich so allmählich in gar vielem völlig bekehrt, nicht selten da, wo er, mit eigenen Erklärungen unzufrieden, zur Zerfaserung seiner provisorischen Hypothesen selbst aufgefordert hatte. Und dieser Charakterzug befremdet um so mehr, als es ihm bei allem Mühen sich ganz auf das Feld sicherer Empirie zu stellen, zeitlebens nicht gelungen ist, das ihm von Anfang an anhaftende ultradoctrinäre Streben und rein theoretische Grübeln abzuschütteln. Darin wurzelt nicht bloß die Thatsache, daß er kein durchschlagendes und bleibendes Gesammtwerk, namentlich nicht eine überzeugende Darlegung seiner Systematik hinterlassen hat, andererseits die stete Modelsucht beim einmal Geschaffenen, die sich nimmer genug thun konnte und des Widerspruchs der jüngeren philo-

sophischen Bewegung sowie des Spotts der radicalen Schule deutlich bewußt war. Diesem unermüdlichen Streben nach Höherem verdanken wir nun eine überaus ausgedehnte wiederholte Beleuchtung der meisten Kern- und Streitfragen, deren die moderne Philosophie sich bemächtigt hat.

Am intensivsten hat sich U. mit der Philosophie im engeren Sinne beschäftigt, und seine fruchtbare Schriftstellerei ging auch hier am meisten in die Breite. Von Haus aus scheint U., jedenfalls auf unmittelbare Berliner Einflüsse hin, ergebener Hegelianer gewesen zu sein. Indessen bemerkt man vom Beginne seines selbständigen Eingreifens in die Lösung der schwebenden Probleme den Trieb sich davon zu emancipiren. In den Geleitworten zu den elf Vorlesungen „über Princip und Methode der Hegelschen Philosophie. Ein Beitrag zur Kritik derselben“, die er 1841 seinen bezüglichen aufbauenden Veröffentlichungen vorausschickte, stellt er sich denjenigen zur Seite, die aus demselben Gefühle des Ungenügenden und Mangelhaften, das ihn bisher gepeinigt habe, den Grund und Boden Hegel's verlassen und dessen Philosophie gleichsam stillschweigend wesentlich umgebildet hätten. Vorher läßt er sich den ihm zuertheilten Titel eines Pietisten in dem Sinne gefallen, daß er ein lebendiges christlich-religiöses Interesse an den Tag lege, jedoch bloß insofern als er durch anhaltendes eifriges Denken zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit gelange und nur glaube, so weit er denken könne oder zu begreifen meine. Diese Anschauungsweise birgt den Ausgang der ganzen künftigen constructiven Methode Ulrici's. Deren unverrückte Tendenz bezeichnet sein Gesinnungsfreund M. Carriere treffend wie folgt: es „lag für ihn selbst der Schwerpunkt seines Strebens und Wirkens in dem Bemühen eine wissenschaftliche Philosophie zu begründen, die Ergebnisse der Naturforschung für die Erkenntniß der materiellen Welt und des menschlichen Organismus zu prüfen, das Hypothetische von dem Erwiesenen zu sondern, und nicht im Widerstreit mit diesem, sondern auf der Basis des Realen selbst das Ideale, die sittlichen Principien, die Religion und die Gottesidee darzustellen, und den lebendigen selbstbewußten Gott als die Voraussetzung und das Ziel der Natur und Geschichte und der diese behandelnden Wissenschaften aufzuzeigen.“

Diese Anschauungen hielt U. stets aufrecht und berücksichtigt sie auch in rein ästhetischen Arbeiten, wie in der Vorrede zur ersten Ausgabe seines Shakespeare-Buches. Sie müssen hier vorweg betont werden, da U. sich bei jedem Anbruch eines neuen Ackers dieser Leitidee deutlich bewußt bleibt. Als er in den sechziger Jahren nach dem dogmatischen Auftreten der Entwicklungslehre mit Darwin eine offene Stellungnahme zu den modern-naturwissenschaftlichen Strömungen für unerläßlich erachtete, schrieb er in jenem Sinne und doch ohne jede Verketzerung der „Descendenz“-Fanatiker die breit angelegten Werke „Gott und die Natur“ (1862, 3. Aufl. 1875) und „Gott und der Mensch“ (I, 1866, 2. Aufl. 1874; II, 1873), die, insbesondere das zweite, den Aufbau einer neuen Metaphysik unternahmen, um durchzuführen, was schon 1858 die Schrift „Glauben und Wissen, Speculation und exacte Wissenschaft. Zur Versöhnung des Zwiespalts zwischen Religion, Philosophie und naturwissenschaftlicher Empirie“ beabsichtigt hatte. Die Philosophie, die Thatsachen zu ermitteln habe, verläßt hier eingestandenermaßen das Speculiren und Construiren und ringt, die gesicherten Funde der Naturforschung willig verwerthend, nach einer zeitgemäßen Umwandlung. Die umstürzlerischen Gedanken der naturalistischen Partei bekämpfend, verwirft U. doch Gewaltmaßregeln als unnütz, „die ‘Umkehr der Wissenschaft’ unter die Botmäßigkeit der alleinseligmachenden Glaubensformel, wie die Fesselung des weiterstrebenden Gedankens durch die Principien abgelebter Systeme.“ 1862, da er zu dem Resultat gelangt: „Gott ist der schöpferische Urheber der Natur und die absolute Voraussetzung der Na-

turwissenschaft selbst", bietet er seine Auseinandersetzungen auch schon der Laienwelt dar. Indem er Physiologie und Physik, Geologie und Chemie weitgehend herbeizieht, strebt er die Erkenntniß an, daß religiöser Glaube und naturwissenschaftliche Einsicht sich sehr wohl vereinigen ließen. In „Gott und der Mensch" bezeichnet er nun gar die Ergebnisse der Naturwissenschaften als die jetzt für ihn gültige „Basis festgestellter Thatsachen", auf der er, Seele über Leib, Geist über Natur als Herrscher erhebend, die Grundlagen einer neuen Psychologie des Menschen errichtet. Der zweite Theil dieses groß entworfenen Werkes, das seine Weltanschauung mit allen Consequenzen darlegen sollte, war für Grundzüge der praktischen Philosophie, Naturrecht, Ethik und Aesthetik berechnet; nur der allgemeine Abschnitt und das Naturrecht liegen vor. Die praktische Philosophie soll das übliche Bewußtsein über Recht und Unrecht, Gut und Böse, Schön und Häßlich, Wahr und Unwahr klären, kräftigen, berichtigen. Nicht nationaler Wohlstand, der nur verderbliche Genußsucht erzeugen, nicht allseitige intellectuelle Bildung der Massen, die deren doch nicht fähig seien, sondern ethische Erziehung der Allgemeinheit sei mit allen Mitteln anzustreben, wenn man „dem drohenden Verfall der gegenwärtigen, auf der Basis des Christenthums und den Trümmern der antiken Kunst und Wissenschaft aufgebauten Cultur vorzubeugen" abziele.

Idealistisch nennt U. seine Tendenz hier ausdrücklich; doch zeigt sich immer wieder, daß die Kategorie „theistisch", die man für ihn und seine Genossen, J. H. Fichte, den nicht kanzelmäßigen Pastor Wirth, Carriere u. s. w. gebraucht, als Schultitel schlagender ist. Dabei bestritt er nie Dinge, die ihm als erwiesen galten, weil sie etwa seine bisherigen Annahmen durchkreuzten, und hat 1879 sogar in dem an Fr. Zöllner's (s. d.) Mittheilungen über Slade's Experimente und J. H. Fichte's Besprechung anknüpfenden Referat „Der sogenannte Spiritismus eine wissenschaftliche Frage" (Ztschr. f. Ph. u. phil. Krit. Bd. 74) den Anspruch der einschlägigen positiven Facten auf Rücksicht verfochten und sich dadurch einen heftigen Angriff Wilh. Wundt's zugezogen. Andererseits verwickelte er sich in demselben Jahre (s. ebd.) „in Sachen der wissenschaftlichen Philosophie" in eine Fehde mit Rich. Avenarius, wo er in der Hauptsache anti-empirische Ansichten vertrat. Vorurtheilslos erscheint U. dabei in der Regel, ganz ebenso wie wir ihn als fleißigen Recensenten („Ztschr. f. Philos." und „Jahrb. d. dtsch. Shakespeare-Ges.") wiederfinden, und es muthet beinahe seltsam an, wenn man C. Grapengießer's scharfe Polemik in der Schrift „J. Kant's Kritik der Vernunft und deren Fortbildung durch J. F. Fries. Mit besonderer Beziehung zu den abweichenden Ansichten des Herrn Professor Dr. H. Ulrici" (Jena 1882) liest, die freilich auf ganz äußerlich erwachsener Feindschaft und der zurückweisenden Zerfaserung von fünf Ulrici'schen Fundamentalsätzen viel älteren Datums, denen in den beiden, noch ultra-idealistischen Bänden von „Das Grundprincip der Philosophie, kritisch und speculativ entwickelt" (1846), beruht. Grapengießer fällt am Ende das herbe Verdict (S. 72): „Meine Ansicht von Ulrici's Philosophie ist die: sie ist durchaus einseitiger Rationalismus und erkennt die Selbstständigkeit der Anschauung neben dem Denken nicht. Der Form nach ist sie offenbarer Dogmatismus, denn an ihrer Spitze steht der irrige und der richtigen Selbstbeobachtung widersprechende Satz: 'Jede geistige Thätigkeit ist ein Denken', und daraus wird dann alles Andere durch Analysis, Definitionen und Erklärungen abgeleitet." Diese stark subjective Kritik bleibe hier unkritisirt.

Man steht hiermit vor dem Gebiete von Ulrici's philosophischem Schaffen, das seine Operationen überall stützte, seiner Logik. Auch wo er den Materialismus ablehnt, den man heutzutage freilich nicht mehr wegdisputiren könne, und alle Metaphysik, soweit sie starre Theorie, für höchst unsicher und gefährlich er-

klärt, beruft er sich auf seine logischen Fundamente. Sein „System der Logik“ (1852) schreibt sich eine eigenthümliche Auffassung von der Natur der logischen Denkfähigkeit überhaupt und der Kategorieen insbesondere zu. Im Kampfe zwischen der alten formalen psychologischen und der speculativ metaphysischen Logik neigt U., der seine Hegel'schen Impulse und Allüren damals noch nicht verleugnen kann, einer vermittelnden Richtung zu. Er fußt auf dem Begriffe des Unterscheidens, sowol bezüglich der Denkthätigkeit selbst als ihrer Mannichfaltigkeit und Ordnung; besonders mit Trendelenburg berührt er sich, den eigenen Worten zufolge. Unter Ausscheidung der geschichtlichen Notizen kam derselbe Inhalt 1860 im „Compendium der Logik. Zum Selbstunterricht und zur Benutzung für Vorträge auf Universitäten und Gymnasien“ (2., neu bearbeitete u. vermehrte Auflage, 1872). Es bricht völlig mit der speculativen Tendenz und erkennt nur der formalen Logik ein Recht auf den Namen Logik und auf die Würde der ersten grundlegenden Disciplin der Philosophie wie aller Wissenschaften zu. Seine Darstellung führe nothwendig zu einer Weltanschauung, die dem religiösen Bewußtsein näher stehen dürfe als „der Pantheismus der neueren deutschen Speculation und der materialistische Atheismus, in den sie schließlich ausgeartet ist“. Das Büchlein ist nach der 1. Auflage als Schul-, wenigstens als Lehrbuch für die Praxis gedacht. Trotzdem mißt U. in der Vorrede zur zweiten ihm einen weit höheren Rang zu: „Ich erhebe den Anspruch, eine Reform der Logik an Haupt und Gliedern nicht bloß angebahnt, sondern vollzogen und ihr damit erst eine feste Begründung und sichern Halt gegeben zu haben. Ich erhebe diesen Anspruch, weil ich (schon in meinem ‘System der Logik’ und kürzlich in der kleinen Schrift ‘Zur logischen Frage’, 1870 [S.-A. aus d. Ztschr. f. Philos.] zur Evidenz dargethan zu haben glaube, daß nicht nur Hegel's Identificirung der Logik mit der Metaphysik, sondern auch die neuerdings beliebte (von Trendelenburg u. A. vertretene) Verschmelzung derselben mit der Erkenntnißtheorie unhaltbar sei .... Ich glaube meinerseits die logischen Gesetze erst deducirt und damit nachgewiesen zu haben, worauf ihre Gesetzeskraft beruht, warum sie schlechthin allgemeingiltige Gesetze unseres Denkens sind, und was der wahre Sinn derselben ist. Ich mache namentlich den Anspruch, zuerst erwiesen zu haben, daß und wiefern der Satz der Causalität (des sog. zureichenden Grundes) ein wirklich allgemeines Denkgesetz ist.“ Die innere-apriorische, d. h. logische, und die äußere-aposteriorische, d. h. factische Denknothwendigkeit verquickt wählte er als Basis aller Gewißheit, um darauf den Idealismus zu reformiren und damit einen gemäßigten Realismus ohne naturalistisch-extravagante Consequenzen zu verbinden. So bekämpfte er Hegel und Hegelianer, anderntheils die Linkenmänner, gegen deren streitbarsten Repräsentanten, David Friedrich Strauß, er noch 1872 (Sonderabdruck 1873) in einer scharfen Recension von „Der alte und der neue Glaube“ (Ztschr. f. Philos. 62, S. 286—332) zu Felde zog, ihm, der alle Logik verletze, die Philosophie rundweg absprechend.

Ein ausgestaltetes Lehrgebäude seiner Lieblingsdisciplin, der Aesthetik, zu vollenden, war U. nicht mehr vergönnt; daß es in seinem Plane lag, beweist der Haupttitel seines letzten größeren systematischen Handbuchs. Nach zwei Seiten hat er dies Fach gepflegt: der Kunstgeschichte, für die wol seiner ordentlichen Professur ein Lehrauftrag angefügt war, und der Litteraturästhetik. Der letzteren war er schon sofort bei Beginn seines Austritts aus der Juristencarriere nahegekommen, und sein ältestes Erzeugniß von breiterem Wurf, die abgebrochene „Geschichte der hellenischen Dichtkunst“ (2 Bände, 1835), gehört dahin. Das Vorwort dieser in der ersten Hälfte das Epos, in der zweiten die Lyrik verfolgenden Darstellung enthält etliche Gesichtspunkte, die für den Einblick in

Ulrici's allgemeines ästhetisches Verständniß wichtig sind. Die Geschichte der Künste und Wissenschaften, sagt er dort, sind wesentlich Geschichte verschiedener Grundkräfte des menschlichen Geistes. Kunst und Wissenschaft, Religion und Staat, und alle in sich begreifend die Philosophie, sind ursprüngliche, nothwendige, nach göttlichen Gesetzen regierende Gewalten der Natur, im menschlichen Geist concentrirt, welche unter den Bedingungen der Zeit und des Raumes sich entwickelnd und fortbildend, vereinigt die Geschichte der Menschheit leiten, zugleich aber getrennt, jede ihre eigene Geschichte nach eignen Gesetzen durchläuft. Den innern Organismus der Kunst will U. möglichst klar entfalten, und als Leitmotiv für sein litterarhistorisches Urtheil prägt er sich den Satz: „Das Kriterium der Wahrheit ist hier die Harmonie der Schönheit." Die beiden starken Bände sind höchst gelehrt und mit zahllosen Belegangaben, auch aus den neuesten philologischen Untersuchungen, versehen, in der Form ziemlich schwerflüssig, obwol, was das Vorwort verschweigt, von Haus aus der Text öffentlicher Vorlesungen. In der Religion gipfelt ihm die Größe altgriechischen Geistes, und den Fäden, die von der Kunst zu ihr und den andern Culturäußerungen laufen, schenkt er seine ganze Aufmerksamkeit. Die „ästhetische Einleitung", d. i. Entwicklung der Idee der Kunst überhaupt sammt Entwicklung der verschiedenen Zweige der Kunst in ihrer Nothwendigkeit, und die „historische Einleitung", d. i. Bedeutung und Charakter des hellenischen Volkes und seiner Geschichte sowie erste Anfänge der letzteren, geben sich als „eben nur hingeworfene Ideen, die zur Erklärung der folgenden geschichtlichen Darstellung und des Sinnes, in dem sie unternommen wurde, einen Beitrag geben sollten." Daß sie trotzdem Eindruck nicht verfehlten, beweist G. H. Bode's gleichbetiteltes Werk (1838—40), wo der Einleitung 3. und 10. Abschnitt ersichtlich nach Ulrici's Vorbild eingeschoben sind, wie auch ganz dieselbe Disposition für das Ganze vorschwebt. Trotzdem wird U. bei Bode nirgends erwähnt, während im 'Vorwort' ohne Namensnennung gegen sein Betonen der erzielten „allgemeinen Resultate" das Recht der Specialforschung verfochten wird. U. freilich sprach die Hoffnung aus, daß der geneigte Leser, den er wie stets in den weitesten Kreisen wünschte, sein Werk nicht bloß aus dem philologischen, sondern auch aus dem allgemein-menschlichen oder philosophisch-historischen Gesichtspunkte betrachte.

Man darf nach alledem U. nirgends für einen Litterarhistoriker im engeren Sinne halten. Dazu gebrach es ihm in der Regel an den unentbehrlichen philologischen Unterlagen und an der vollen ungetrübten Objectivität. Wie in „Glauben und Wissen" S. III so nennt er G. d. h. D. I, 4 als Repräsentanten der neuesten „großen Heroen der Kunst" Ludwig Tieck mit Goethe und Schiller in einem Athem. Sollte der Umstand, daß Tieck die Novellen, die U., nachdem er eben umgesattelt hatte, schrieb, günstig aufgenommen hatte, hier nachwirken? Seine Maßstäbe sind hier allenthalben ästhetisch-subjectiv, und wo er positive Litteraturkritik ausübt, lautet sie öfters arg voreingenommen. Man darf ihn somit nicht unter die Reihe schätzbarer Männer stellen, die um die Mitte dieses Jahrhunderts bei uns „die Litterarhistorik zu hoher Vollkommenheit und Geltung gebracht" haben, wie J. Scherr, Allg. Gesch. d. Lit.[5] II, 286 noch 1875 that; dieser ist freilich derselbe, der (ebd. S. 20 u. 22 f.) Ulrici's lediglich abgeleitete Schilderung der vorshakespeare'schen Dramatik und Bühnenverhältnisse als Orientirungsmittel empfiehlt bezw. auszieht, dabei vergessend, daß sein Spott und Angriff wider diejenigen, die Shakespeare auf eine bestimmte kirchliche Confession einschwören (S. 34 f.), vor allem U. treffen müßte. Nichtsdestoweniger dürften die Verdienste, die er sich um die Würdigung und Bekanntmachung der Schönheiten von Shakespeare's Muse, um die genauere Kenntniß seiner dichterischen Persönlichkeit erwarb, erheblicher anzuschlagen sein, als gegenwärtig, da man diesen

Meister entweder exact „anglistisch“ oder jungrealistisch zu commentiren beliebt, gemeiniglich geschieht. An vier Jahrzehnte hat U. sich mit Verehrung und ehrlichem Ringen in den Geist des gewaltigen Briten wieder und wieder vertieft und, dessen nationale Seiten etwas vernachlässigend, seinen Posten innerhalb der Weltlitteratur und der deutschen Cultur sauber zu umschreiben gesucht. Der eine nicht übermäßig dicke Band „über Shakespeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe“ (1839) wuchs in der 2. Auflage (1847) unter dem Schilde „Shakespeare's dramatische Kunst. Geschichte und Charakteristik des Shakespeare'schen Dramas“ zu zweien, endlich die dritte (1868/69, neue Ausgabe 1874) gar auf drei an, die dann als „Shakespeare's Dramatic Art. Translated from the Third Edition of the German, with Additions and Corrections by the Author, by L. D. Schmitz“ (Lond. 1876) des Dichters Landsleute belehrten. Während nun die erste Fassung nach Maßgabe „der christlichen Aesthetik“ die einzelnen Werthe bei Shakespeare zu bemessen suchte, gleichzeitig aber den Vorwurf, als hätte er den großen Dichter, der als solcher gar kein Christ zu sein brauche, zum Proselyten oder gar zum Pietisten oder vor dem Richterstuhle der religiösen und moralischen Pedanterie zum armen Sünder gemacht, im Voraus ablehnt, fällt nach den erweiternden, auch sachlich einschneidenden Umschmelzungen das Gewicht immer mehr auf diejenige Anschauungsweise, die, durch U. eben am nachdrücklichsten verkörpert, in der ältesten Formulirung (S. VII ff.) wie folgt gefaßt wird: „Darum habe ich seine Dramen in ihrem organischen Schwerpunkte, d. h. von Seiten jenes innersten, geheimen Lebensfunkens, jener ideellen Einheit, die erst jedes Kunstwerk zur lebendigen Schöpfung im Gebiete der Schönheit macht, zu erfassen gesucht“. Diese „Ideen“-Theorie hat U. dann dauernd festgehalten und sogar stetig ausgestaltet, so daß er schließlich, als er in einem einzigen Stücke, in „Was ihr wollt“, keine dramatisirte Doctrin herauszuklauben vermochte, eben dies Fehlen einer „Idee“ für die dramatische Idee ausgab. Immerhin ist es übertrieben, diese krankhafte Manie mit R. G. White so herb abzutrumpfen, daß man sagt: „U. ist ein verrückter Mystiker .... warf sich in so aufdringlicher Weise auf Shakespeare, daß, wenn dieser der Gruft entstiegen und wieder die Feder zur Hand nehmen könnte, ich in keines von beiden (der andere ist G. G. Gervinus) Schuhen stecken möchte.“ Im Gegentheil, Ulrici's Behandlung der Bedeutung Shakespeare's gebührt das Lob, viele Dunkelheiten erhellt und zur Verfeinerung unseres Urtheils über ihn mancherlei beigetragen zu haben. M. Carriere's Nekrolog weist schön die Triebfeder Ulrici's darin nach, den Hang zur göttlichen Weltordnung, der Schicksal und Gemüth sich decken läßt, oder, wie er der ersten Vorrede hätte entnehmen können: „Es ist kein Paradoxon mehr, daß in der Kunst die herrlichsten, höchsten und schönsten Blüten sich entfalten, daß auch sie ein Mittel der Offenbarung Gottes, ein Hebel für den Fortschritt der Weltgeschichte zu ihrem großen Ziele sei.“ Der tiefere Ursprung des tragischen und des komischen Moments, die Fülle der Ereignisse und Charaktere treten bei U. in ein neues, oftmals überraschendes Licht.

Diese Sucht, bei Shakespeare, einem der wenigst lehrhaften Genies der Weltpoesie, überall ein philosophisches Theorem als Basis vorauszusetzen — Edwin Bormann's ultra-baconianisches standard book „Das Shakespeare-Geheimniß“ (1894) hätte bequem sich da anlehnen können — waltet auch in den einschlägigen Abschnitten des tüchtigen Ueberblicks vor, den U. als „Geschichte Shakespeare's und seiner Dichtung“ der unter seiner Redaction „sorgfältig revidirten und und theilweise neu bearbeiteten, mit Einleitungen und Noten versehenen“ Schlegel-Tieck'schen Shakespeare-Verdeutschung in der Neuausgabe der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (1867—71; 2., aufs neue durchgesehene Aufl.,

1876 f.) I, 3—103, in deren Auftrag voranstellte. Im übrigen faßt diese Abhandlung besonders die historischen Momente ins Auge und beruft sich für Einzelnes stets auf das Specialwerk, dessen dritte Auflage damals gerade abgeschlossen wurde. Jene Aufgabe war in Ulrici's Hand gelegt worden, weil er mit 1867 zum 1. Präsidenten der Gesellschaft erwählt war, ein Amt, das er, in den regelmäßigen „Jahresberichten" gute Uebersichten abstattend und fast stets zum üblichen Festvortrag bereit, bis 1878 (dann Ehrenpräsident) ansprechend ausgefüllt hat. Auch als fleißiger Mitarbeiter am „Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft" bethätigte er sich, sowol mit fördernden Abhandlungen, wie „Christopher Marlowe und Shakespeare's Verhältniß zu ihm" (I), „Ueber Shakespeare's Fehler und Mängel" (III), „Ueber Shakespeare's Humor" (VI), als durch Recensionen und kleine Hinweise. Seine Beschäftigung mit Shakespeare seit 1863 überblickt man am bequemsten im Jahrb. d. dtsch. Sh.-Ges. 29/30 (1894), S. 482b, wo sämmtliche Beiträge und Erwähnungen verzeichnet sind. Der Vollständigkeit halber sei zunächst noch hinzugefügt: „Die Shakespeare-Litteratur bis Mitte 1854. Zusammengestellt und herausgegeben von Ph. H. Sillig. Ein bibliographischer Versuch, eingeführt von Dr. H. Ulrici" (1854), wo allerdings das „Vorwort. Von Professor Dr. H. Ulrici" (S. V bis VI) ganz äußerlich gehalten ist. Ferner begann 1853 zu erscheinen: „Shakspeare's Werke. Im englischen nach den besten Quellen berichtigten Text. Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von Dr. Hermann Ulrici", veranlaßt durch das unleugbare Bedürfniß nach einer handlichen Ausgabe mit verläßlicher Textconstitution und gründlichem für deutsche Leser bestimmten Commentar. Jedoch trat nur ein Bändchen, „Romeo und Julie" enthaltend, hervor; es scheint also, daß der erhoffte Anklang, von dem die Fortsetzung abhängig gemacht wurde, ausblieb. Dies Bändchen läßt das Abbrechen bedauern; interessant ist es auch deshalb, weil es sofort dem eben vorher ausposaunten Funde des J. P. Collier'schen Pseudocorrectors von 1632 mit offenem Zweifel entgegentrat und seine „Besserungen" scharf unter die Lupe nahm. Zieht man ein Gesammtfacit, so möge man sich vor dem unbedingten Spotte der Shakespeare-„Realisten" ebenso hüten wie vor der Bewunderung, die der Stamm der Ausleger alter Schule der Ulrici'schen Methode spendete. Diese besitzt jedenfalls vor den meisten Ansätzen zur Charakteristik des vieldeutigsten aller Dichterfürsten das voraus, die Totalität seiner Persönlichkeit, den Zusammenhang seiner Eigenthümlichkeiten nicht aus dem Horizont zu verlieren; das räume man ein, unbeschadet allen Tadels, den man wider hineingeheimnißte Einzelheiten vorbringen mag. Vgl. bei Ulrici's Gegner Wetz, Shakespeare vom Standpunkte der vergleich. Litteraturgesch. I, 374—76.

Die ästhetischen Studien haben U. auch zur engeren Kunstgeschichte fortschreiten heißen, und er hat über verschiedene Gegenstände daraus wiederholt Vorträge gehalten, auch mehrere Abhandlungen verwandten Inhalts ausgearbeitet. Die meisten sind 1876 als sein letztes selbständiges Buch zusammen gedruckt worden, und der Titel „Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandter Aesthetik" erklärt schon seine Absicht und Stellungnahme. Die Vorrede dazu ist ebenso programmatisch wie die früheren Geleitworte. Da die Schönheit Anschauung und Begriff sei, keine Thatsache, so befasse er sich im wesentlichen mit Kunstideen, die als nicht ermittel- oder erweisbar die Kunstgeschichte errathen müsse. Am Ende hält er jede Einigung mit seinen principiellen Gegnern für ausgeschlossen. Der nur 291 Seiten starke, aber sehr gehaltvolle Band enthält: I. Ueber den Gegensatz der antiken und der neueren (christlichen) Kunst, — des Plastischen und des Pittoresken; II. Der Begriff des Styls. Die verschiedenen Baustyle als Hauptausdrucksformen des Geistes und Charakters der Bildungs-

Epochen der neueren Kunst; III. Die Entwickelung des Madonna-Ideals in ihren Hauptstadien; IV. Zur Charakteristik der großen Meister der Blüthezeit der Malerei (Fra Giovanni, Angelico und Masaccio, Lionardo da Vinci, Michelangelo Buonarroti, Tizian, Raphael, Correggio, Dürer); IV. Zur Erläuterung des Begriffs des Dramas. Die letzte Nummer bietet drei Aufsätze dar, die Shakespeare's dramatischen Stil betreffen und die beiden der zweiten Auflage des Shakespeare-Werkes angehängten Essays über der Weimarer Dichterdioskuren Beziehungen zu jenem umgemodelt herübernehmen: Shakespeare und die bildende Kunst; der Begriff des Humors in Shakespeare's Sinne; Goethe und Schiller in ihrem Verhältniß zu Shakespeare. In ihnen macht U. gegen die Verachtung „aller dreier als eingefleischter Idealisten" und Shakespeare's Herabsetzung überhaupt entschieden Front.

Der dritte Artikel dieses Buches wiederholt einen am 27. Februar 1854 gehaltenen und damals auch gedruckten Vortrag „Ueber die verschiedene Auffassung des Madonnen-Ideals bei den ältern deutschen und italienischen Meistern", aber mit zahlreichen Ausdrucksänderungen, besonders zur Prägnanz, Zusätzen und einer Reihe ausführender Fußnoten. Und dieses Bestreben sorgfältigster Revision und mittlerweile nöthig gewordener Ergänzung findet man bei jeder Neubearbeitung Ulrici's. Der Text schwoll ihm dann unter der Feder häufig außerordentlich an; aber stets wog er auch die Knapp- und Klarheit der einzelnen Wendung ab und bemühte sich, statt Schwung und Anmuth Einfach- und Angemessenheit der Form einzusetzen. Wol seine sämmtlichen Vorreden betonen diesen Zweck des von ihm gewählten sprachlichen Gewandes, der von der Thatsache der ihm so oft vorgeworfenen Dunkelheit seltsam absticht. Umsomehr ist dies zu beachten, da er sich stets als „Philosoph von Profession" ansah und noch in der letzten seiner Vorreden direct so nannte, allen Anspruch auf den Titel eines Kunsthistorikers oder auch nur speciellen Aesthetikers abweisend.

Die Wichtigkeit der Vorreden für den Verfolg von Ulrici's philosophischem Forschen und entsprechendem schriftstellerischen Darstellen wird nach dem Bisherigen einleuchten. Er scheint sie stets mit Peinlichkeit ausgearbeitet zu haben, und so haben sie als vornehmlichste Quelle zur Erkenntniß seines litterarischen Schaffens und der Art, wie sich seine Anschauungen darin abspiegeln, zu gelten. Als Grundlage der äußeren Daten diente uns eine im „Leipziger Tageblatt" vom 13. Januar 1884 unter Chiffre ƺ abgedruckte Correspondenz aus Halle a/S. vom 12.; sichtlich aus authentischen Angaben geschöpft, stellt sie manches anderwärts Falsche richtig. An eingehenderen Nekrologen erschien nur einer von Ulrici's Gesinnungsgenossen Moritz Carriere, in der „Beilage zur (Augsburger) Allgemeinen Zeitung" 1884, Nr. 39 (8. Februar), S. 569 f., und abgedruckt in Carriere's „Lebensbildern" (1890), S. 335—344 (ebd. S. 309—334, aus der „Beil. z. Allg. Ztg." von 1879, eine schlagende Charakteristik von Ulrici's älterem Mitstreiter J. H. Fichte); er überschaut verständlich die festgegründete Weltanschauung Ulrici's, wie sie sich in allem was von ihm unter die Druckpresse wanderte, abspiegelt, ist liebevoll und ungemein sachkundig geschrieben und nur im Todesdatum (14. Januar) und durch den Berliner Gymnasialbesuch (nach Ulrici's Angabe richtig in F. A. Eckstein's Nomenclator philologorum, S. 579) zu corrigiren. Nachrufe im Jahrb. d. dtsch. Shakespeare-Ges. XIX, 319 und XX, 37—39. Die oben ausgehobene Auslassung R. G. White's (der merkwürdiger Weise in seinem bezüglichen Hauptwerke „Shakespeare's Scholar: being historical and critical studies of his text, characters, and commentators", 1854, U. nicht erwähnt) über U. als Shakespeare-Erklärer, ist aus „Studies in Shakespeare" (1885), S. 54, übersetzt. Die Notiz von Ulrici's Ausspruch über den „Idee"-Mangel in „Was ihr wollt" nach mündlicher Mittheilung

Otto Roquette's (vgl. dessen „70 Jahre", 1894, I, 262 [u. 293]; Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. VIII, 392). Kritisches zu Ulrici's philosophischer Richtung liefern Grapengießer's angeführte Schrift (1882), sowie, mehr an U. angelehnt, doch auch mit abweichenden Resultaten Ernst Melzer, Erkenntnißtheoretische Erörterungen über die Systeme von Ulrici und Günther: 23. Bericht der Philomathie in Neisse, 1886, S. 1—54. Von neueren französischen Encyklopädien verzeichnet ihn wol nur Dantès, Dictionnaire biographique et bibliographique (1875), Sp. 1007 b, die Büchertitel mehrfach verdrehend und combinirend. Zum äußeren Leben W. Schrader, Gesch. der Friedrichs-Universität zu Halle II, 71 und 269 bis 273. Ludwig Fränkel.

Ulrici: Robert Oswald v. U., Forstmann, geboren am 29. Mai 1816 in Lübben (Niederlausitz), † am 31. October 1886 zu Wannsee bei Berlin. Sein Vater war (bürgerlicher) Justizrath bei dem kgl. Oberlandesgericht in Frankfurt a. d. O. Hier genoß er den Schulunterricht auf dem Gymnasium, welches er im Herbste 1837 mit dem Zeugnisse der Reife verließ, um sich dem forstlichen Berufe zu widmen. Nachdem er den praktischen Lehrcursus bei dem kgl. Oberförster Ferdinand v. Hagen zu Limmritz absolvirt hatte, besuchte er zunächst die Forstakademie Neustadt-Eberswalde drei Semester und hörte dann noch weitere drei Semester rechts- und staatswissenschaftliche Vorlesungen auf der Universität Berlin. Seine forstliche Laufbahn, die sich später zu einer sehr raschen und glänzenden gestaltete, begann er im Januar 1842 an der Regierung zu Frankfurt a. d. O. als Regierungs- und Forstreferendar. 1843 erhielt er auf Grund einer gut bestandenen Prüfung die Qualification zur Anstellung als Oberförster. 1847 wurde er, nach Absolvirung der höheren Staatsprüfung, wozu er sich bei der Regierung in Bromberg vorbereitet hatte, zum Regierungs- und Forstassessor ernannt. Seine erste Anstellung erfolgte anfang 1848 als Oberförster in Morbach (Regierungsbezirk Trier.) Schon 1850 zum Forstinspector in Paderborn befördert, wurde er 1853 in gleicher Eigenschaft nach Potsdam versetzt und 1854 durch den Charakter als „Forstmeister" ausgezeichnet. 1856 erhielt er die Oberforstbeamtenstelle zu Liegnitz übertragen, von 1857 ab als wirklicher Forstmeister, von 1860 ab als Oberforstmeister. Im April 1861 erfolgte seine Berufung als Hülfsarbeiter in das Ministerium für Landwirthschaft, Domänen und Forsten nach Berlin. Hier wurde er 1863 zum vortragenden Rath, 1868 zum Landforstmeister ernannt und nach dem Ableben Otto v. Hagen's (am 10. September 1880) zum Oberlandforstmeister und Ministerialdirector, d. h. zum Chef des ganzen preußischen Forstwesens befördert. Zunehmende körperliche Schwäche zwang ihn aber schon nach 4 Jahren, um Enthebung von diesem verantwortungsvollen Posten zu bitten, die ihm vom 1. April 1885 ab in huldvoller Weise und unter gleichzeitiger Erhebung in den Adelstand gewährt wurde. Den Rest seiner Tage verlebte er in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Landsitze zu Wannsee. Seine sterblichen Ueberreste wurden, seinem Wunsche gemäß, in dem rings von Wald umschlossenen kleinen Kirchhofe von Nicolscoi bei Glienicke (in der kgl. Oberförsterei Potsdam) beigesetzt.

U. kann als ein Typus jenes strammen altpreußischen Beamtenthums bezeichnet werden, welches die festeste Stütze des Thrones und der Regierung bildet. Unermüdlich thätig, gewissenhaft, pflichtgetreu, mit klarem praktischem Blicke begabt, der in allen Dingen sogleich das Richtige zu erfassen wußte, und mit einer umfassenden Bildung ausgestattet, hat er das preußische Forstwesen wesentlich gefördert. Stets war sein Streben auf Verbesserung der Wirthschaft in den Staatsforsten, auf Erhöhung der Erträge, zweckmäßige Abgrenzung der Competenzen der einzelnen Dienstesstellen, Vereinfachung des Geschäftsganges, Vermeidung einer zu weit gehenden Centralisation und Heranbildung eines tüchtigen Forstbeamtenstandes

gerichtet. Zugleich war er unablässig um das Wohl der ihm unterstellten Beamten bemüht; allerdings stellte er an deren Pflichteifer und Leistungsvermögen gleich hohe Anforderungen wie an sich selbst. Zu litterarischen Arbeiten verblieb ihm leider wenig Muße, da er — zumal während seiner Stellung im Ministerium — ein enormes Arbeitspensum zu bewältigen hatte; jedoch verdanken wir ihm wenigstens zwei Arbeiten, die auch in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Er verfaßte im Auftrage des Finanzministeriums die heute noch gültige „Anleitung zur Waldwerthberechnung vom 24. Mai 1866", in welcher u. a. der Standpunkt vertreten wird, daß mit zunehmender Länge des Verzinsungszeitraums mit einem abnehmenden Zinsfuße gerechnet werden müsse. Ferner hat er sich in dem Aufsatze: „Die wissenschaftliche Reinertragslehre und die Nationalökonomie" (Supplemente zur Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung, 6. Band, 1867, S. 79—87) über seine Stellung zur Preßler'schen Reinertragstheorie ausgesprochen. Seine Ansicht ging dahin, daß dieses System zwar für den Privatforstbetrieb eine gewisse Berechtigung habe, daß aber die Staatsforstwirthschaft von anderen höheren Maximen als denen des größten Bodenreinertrags, und zwar von den Rücksichten auf das Gemeinwohl sich leiten lassen müsse. Nebenbei war U. auch ein sehr eifriger und tüchtiger Waidmann, der besonders in der Jagd auf Rothwild eine angemessene Erholung suchte und fand.

Forstliche Blätter, N. F. 1886, S. 367. — Allgemeiner Holzverkaufs-Anzeiger, XI. Jahrgang, Nr. 49 vom 8. December 1886. — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1887, S. 197. R. Heß.

Ulsamer: Adam U., Arzt und Geburtshelfer, geboren um 1795 in Ochsenfurth, studirte in Erlangen und erlangte hier 1820 mit der in Würzburg gedruckten Inauguraldissertation: „De partu praematuro arte legitima procurando" die Doctorwürde. 1822 wurde er Repetitor an der Hebammenschule und Assistent an der kgl. Entbindungsanstalt, 1830 Professor der Geburtshülfe und Director des mit der chirurgischen Lehranstalt verbundenen Gebärhauses in Landshut. Hier war er zugleich Professor und Vorsteher der Baderschulen und seit 1840 kgl. bairischer Medicinal-Rath. U., der etwa nach 1840 starb, hat einige, sein Specialgebiet betreffende Monographieen, sowie zahlreiche Journalaufsätze und Artikel besonders in dem großen 37bändigen Berliner encyclopädischen Wörterbuch der med. Wissenschaften veröffentlicht.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 43. Pagel.

Ulsenius: Theoderich U., Arzt, stammte aus Friesland und war sowohl Magister artium, als Doctor medicinae. Im J. 1486 war er Stadtphysicus in Nürnberg, wo er mit Konrad Celtis bekannt und befreundet wurde. Im J. 1507 wurde er Leibarzt der Herzöge von Mecklenburg, denen er am 7. Februar 1507 einen uns noch erhaltenen Eid ablegte. Seitdem verschwindet jede weitere Spur von ihm. U. hat sich namentlich durch ein Gedicht über die Lustseuche bekannt gemacht, das zu den ältesten Zeugnissen ihres Vorkommens in Deutschland gehört. Es führt den Titel: „Vaticinium in epidemicam scabiem, quae passim toto orbe grassatur", und ist vom 1. August 1496 datirt. In hundert Hexametern bietet es mythologische und astrologische Betrachtungen über die Conjunction des Jupiter und Saturn im Jahre 1484, die man damals fast allgemein für die Hauptursache des epidemischen Auftretens der Lustseuche ansah. U. erhebt sich in dieser Dichtung nicht selten zu wahrhaft poetischem Schwunge, bleibt aber an zahlreichen anderen Stellen dunkel und unverständlich. Im J. 1496 erschien gleichfalls in Nürnberg ein zweites in Distichen abgefaßtes Werk des U. unter dem Titel: „De pharmacandi comprobata ratione, medicinarum rectificatione symptomatumque purgationis hora supervenientium emendatione libri II", das von den Zeitgenossen hochgeschätzt und noch von Georg Pictorius

in zwei Ausgaben seiner „sermones convivales“ (Basel 1559 und 1571) aufgenommen wurde. Außerdem führt Panzer noch ein drittes Werk des U. an: „de clinico pharmacandi modo libri duo“ (Norimbergae 1496), das möglicher Weise mit dem an erster Stelle genannten identisch ist.

Vgl. Joh. Trithemius, Catalogus illustrium virorum s. l. 1495. Bl. LXVIIb. — G. A. Will's Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon, fortgesetzt von Christ. Konr. Nopitsch. VIII, 351. Altdorf 1808. — A. Blanck, Die Mecklenburgischen Aerzte. Schwerin 1874. S. 4, 5. — H. Haeser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin. III, 238. Jena 1882. — A. Hirsch, Biographisches Lexicon der hervorragenden Aerzte. VI, 44. Wien und Leipzig 1888.

H. A. Lier.

Uelzen: Hermann Wilhelm Franz U., geboren zu Celle am 29. Septbr. 1759, † am 5. (nicht 8.) April 1808. Seine Vorbildung erhielt er auf der Lateinschule seiner Vaterstadt. Als Sohn eines wenig bemittelten Proviantverwalters zog er mit der Currende umher. Schon unter den Currendanern erwarb er sich durch seine Improvisationen den Ruhm eines witzigen und poetischen Kopfes und erregte durch seine raschen Fortschritte die Aufmerksamkeit des Generalsuperintendenten Joh. Friedr. Jacobi (s. A. D. B. XIII, 586), der ihm hebräischen Unterricht ertheilte und auf der Schule wie nachmals auf der Universität zu Göttingen, wohin er 1777 ging, Stipendien verschaffte. In Göttingen hörte er besonders Heine, Feder, Miller, Walch u. a. Nachdem er seine Studien 1780 beendet hatte, lebte er $2^1/_2$ Jahre als Hauslehrer in Bremen, wo er Mitglied der „Teutschen Gesellschaft“ wurde. Hier hielt er auch die poetische Vorlesung „Die Anbetung Gottes“, gedruckt 1782. Ostern 1783 ging er als Hauslehrer nach Oldenburg, wo er sich sowohl durch seine damals schon verbreiteten Dichtungen als durch seine Improvisationen und seine gesellige Feinheit die Herzen so sehr gewann, daß er, ihm selbst überraschend, zum Erzieher der Prinzen Peter und Paul gewählt ward. Unglücklicherweise hatte er aber gerade Tags vorher wegen eines „eigenthümlichen Umstandes“ (die Sache ist unaufgeklärt) Oldenburg verlassen, jedenfalls nicht vor dem 10. Juni 1787. Er ging zunächst nach Bremen, bestand dann im October 1788 das hannoversche Amtsexamen, wurde am 6. December dort ordinirt und in Loccum als Hospes verwandt, erhielt aber schon 1789 die ihm vom Legationsrath v. Spörcken schon früher in Aussicht gestellte Pfarre in Langlingen bei Celle. Hier verheirathete er sich 1790 mit Wilhelmine Meene aus Bremen, wo er von Patron und Gemeinde hoch geschätzt bis zu seinem frühen Tode wirkte, den er sich durch eine falsche Dosis selbst verordneter Medicin zuzog. Schon in Göttingen trat er mit der Schrift „Ueber Briefe überhaupt und über Briefstil insbesondere“ an die Oeffentlichkeit, schrieb auch für die „Göttingischen Nebenstunden“. Zwölf Predigten wurden 1783 gedruckt. Von Oldenburg aus lieferte er Beiträge zum Dieterichschen Musenalmanach, zum „Deutschen Museum“, dessen Herausgeber Boie er vielleicht in Göttingen kennen gelernt hatte, zu den „Blättern vermischten Inhalts“ und zu dem Bremenser „Taschenbuch für Jünglinge“. Unter seinen Beiträgen zum Musenalmanach befindet sich das Lied, welches besonders volksthümlich geworden und als „Jean Pauls Lieblingslied“ bekannt ist. Es ist das „Ihr“ überschriebene Lied „Namen nennen Dich nicht“, welches zuerst anonym gedruckt, von den Zeitgenossen bald einem Medicinalrath in Trier, bald Klopstock und selbst Jean Paul zugeschrieben wurde. Auch ein zweites Liedchen ward sehr bekannt, das Lied von der Ruhe, welches ebenfalls schon der Oldenburger Zeit angehören dürfte. Es wurde von Daniel Gerstenberg, von Winter und sogar von Beethoven (Opus 32, Nr. 3) componirt. Die umfangreiche Sammlung seiner Gedichte erschien 1795 und 1796 auf Subscription, der Frau v. Spörcken gewidmet.

Der Inhalt der Sammlung fordert bald zum Vergleich mit Miller, bald mit Schiller und Tiedge heraus. Einige Lieder sind auf die Melodien bekannter Kirchenlieder gedichtet, nicht schlechter als manche andere, die damals in der Klopstockschen Periode Eingang in die Gesangbücher fanden. Ein religiöser Zug geht durch die ganze Sammlung, findet aber nur in „Namen nennen Dich nicht" einen plastischen und im Liedchen von der Ruhe einen ergreifenden Ausdruck. — Als Geistlicher huldigte U. einer freieren Richtung. 1791 richtete er abwechselnd mit der bis dahin üblichen Privatbeichte alle vier Wochen eine allgemeine Beichte ein. 1807 erschienen noch die Mannigfaltigkeiten von B. Beneke und U. Der Mitherausgeber war wol derselbe, der früher den „Philosophen in der Lüneburger Heide" geschrieben hatte. Jacobi bezeichnete U. und Beneke als die größten Kanzelredner von Kur-Hannover.

Kurze Selbstbiographie, den auf der Pfarre zu Langlingen von Uelzen niedergelegten Nachrichten über seinen Amtsvorgänger angehängt. Vgl. H. v. F. volksthümliche Lieder, 2. Aufl. S. 107 und 86. Pröhle.

Umbach: Jonas U., Maler, Zeichner und Kupferätzer, geboren zu Augsburg 1624, war der Sohn eines evangelischen Predigers, wahrscheinlich des Magisters Jonas Umbach, der im J. 1632 Diakonus an der St. Ulrichskirche war. Trotzdem muß der Künstler convertirt haben, da ein großer Teil seiner Arbeiten zur Verherrlichung der katholischen Kirche diente. Leider wissen wir wenig über das Leben dieses trefflichen Mannes, auch sein Bildungsgang ist unbekannt, nur so viel erhellt aus seinen Werken, daß er in Italien gewesen sein muß. In Augsburg wurde er bischöflicher Kammermaler und saß auch im großen Rathe der Stadt. Zufolge Stetten hätte er durch seine böse Frau sehr zu leiden gehabt. Sein Bildniß ist u. A. von Melchior Küsell im J. 1652 gestochen; es zeigt ein mageres Gesicht, ein forschendes, klares Künstlerauge, einen ausdrucksvollen Mund; nach Sitte der Zeit trägt er bis auf die Schulter herabwallende Locken. Charakteristisch für die hereinbrechende Herrschaft der französischen Sprache ist es, daß die Unterschrift französisch (allerdings gräulich) verfaßt ist. Sie lautet: Poin Remonstrance Dun bon Ceur, et Beaucoup De l'Obligation que Je Doy, á Mon Cher ammis Mons: Jonas Umbach, luy Offert Dunc Son Portraict, en bone fraternité Eternelle Melchior Küssell Graveur. Füßli setzt Umbach's Tod, wol nur willkürlich, um 1700; 1685 muß er noch gelebt haben, da er das junge Ehepaar Maximilian II. Emanuel, Kurfürst von Baiern, und Maria Antonia von Oesterreich zusammen auf einem von 4 Pferden gezogenen Wagen dargestellt hat (Stich von E. Hainzelmann). Die Hochzeit derselben fand eben 1685 statt.

U. war unstreitig ein Künstler von großen Fähigkeiten. In andere Verhältnisse, andere Zeiten versetzt, würde er zweifellos ein hervorragender Maler geworden sein, so drückte aber die erbärmliche Lage Deutschlands im 17. Jahrhundert sein Talent danieder. Nagler gibt an, daß U. Küchenstücke, Geflügel, Landschaften mit Mondlicht gemalt habe. P. v. Stetten in seiner Kunst-, Gewerb- und Handwerksgeschichte von Augsburg erwähnt von ihm ein Altarblatt an einem Seitenaltar des Augsburger Domes, die Marter der hl. Apollonia, „in welchem der Ausdruck der Schmerzen der Leidenden sowohl als der der Grausamkeit an ihren Peinigern sehr stark ist". Jedenfalls sind die Oelgemälde sehr selten. Dagegen hat unser Künstler eine Menge Zeichnungen hinterlassen, besonders landschaftliche, die vorwiegend italienische Motive mit Ruinen, Felsen u. s. w. darstellen; sehr häufig bediente er sich zu diesen der Schwarzkreide und höhte weiß auf. Diese Blätter zeigen eine tüchtige Ausführung und sind in der Wirkung öfters recht pikant. Unbedeutender sind die religiösen, überhaupt historischen Zeichnungen.

Noch mehr bekannt ist U. in seinen Radirungen, von denen Nagler (Monogrammisten IV, Nr. 541) angibt, daß er deren 224 genau beschreiben könne. Darunter seien 20 Blätter mit Darstellungen aus dem alten und 39 aus dem neuen Testament, 22 Blätter mit Madonnen und heiligen Familien, 41 mit Heiligen, 11 mit Andachtsbildern, 45 mit profanen und mythologischen Compositionen, 10 mit Genrebildern, 12 mit Jagden, 10 mit Pastoralen und 24 mit Landschaften. Die religiösen Darstellungen befriedigen am wenigsten, da man in ihnen doch größere Vertiefung sucht; trotzdem sind einige, worin die Landschaft eine größere Rolle spielt, recht hübsch. Viel mehr sprechen die mythologischen Darstellungen mit ihren zierlichen und frei bewegten Figuren an, desgleichen die Hirtenscenen, und vorzüglich die Landschaften, in denen sich unleugbar viel Naturgefühl kund gibt. Italienische Motive mit Bergen und Ruinen wiegen in ihnen durchaus vor. Umbach's Nadel ist spielend, ja graziös geführt. Um wie viel steifer sind nicht z. B. die Radirungen römischer Ruinen, welche B. Zäch nach ihm ausgeführt hat. Die Platten Umbach's geriethen später in die Hände der Erben des Augsburger Kunsthändlers Jeremias Wolff, welche ihre Adresse (Haered. Jer. Wolffij exc. A. V. C. P. C. Maj.) darauf druckten. Deshalb sind die Abdrücke ohne die letztere vorzuziehen.

Der Künstler zeichnete viele kirchliche und allegorische Compositionen, die, von handwerklichen Stechern in Kupfer gebracht, wenig erquicklich sind. Wie unangenehm wirkt nicht z. B. die große Folge von Heiligen des Benedictinerordens, welche B. Kilian, J. G. Waldreich und M. Küsell stachen! Sonst stachen noch nach seinen Vorlagen G. A. Wolfgang, Phil. Kilian, J. E. Haid u. a. v. Stetten gibt an, daß U. „überhaupt sehr viel für Kupferstecher, Goldschmiede, besonders Treiber und andere Künstler gearbeitet“ habe.

Wilh. Schmidt.

Umbreit: Friedrich Wilhelm Karl U., protestantischer Theologe, † 1860. Unter den Exegeten der Vermittelungstheologie nimmt U. als Vertreter der alttestamentlichen Wissenschaften einen hervorragenden Platz ein. Wissenschaftlich in der Schule des Göttinger Orientalisten Eichhorn und durch die Lectüre der sprachgeschichtlichen Werke Herder's zu einer vorurtheilsfreien Behandlung des alten Testamentes angeleitet, suchte er es doch gerade auch in seinem religiösen Gehalte auf sich wirken zu lassen. So bildete er zu Ullmann, mit welchem er in Heidelberg Schulter an Schulter arbeitete, eine harmonische Ergänzung. In inniger Freundschaft vereint, begründeten beide im J. 1828 das Hauptorgan der Vermittelungstheologie, die „Theologischen Studien und Kritiken“, leiteten es bis an ihren Tod und beeinflußten so nicht unwesentlich den gesammten Betrieb der theologischen Wissenschaften in Deutschland. — U. war ein Thüringer von Geburt; sein Vater wirkte als geschätzter Organist zu Sonneborn, einem größeren Dorfe bei Gotha (s. u. S. 277). Hier wurde unser U. am 11. April 1795 geboren. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er 1809 bis 1814 auf dem Gymnasium in Gotha und studirte von 1814 bis 1817 in Göttingen. Hier saß er mit Vorliebe zu den Füßen des alten gelehrten Orientalisten Eichhorn, dessen Einfluß es zuzuschreiben ist, daß er 1815 eine Preisarbeit der philosophischen Facultät, Geschichte der Emire al Omrah nach Abulfeda, in lateinischer Sprache lieferte, welche des Preises für würdig erachtet und nach Göttinger Sitte auf Kosten der Universität gedruckt wurde. Frühzeitig wurde so die Aufmerksamkeit orientalischer Fachgelehrten auf ihn gelenkt und ihm der Weg zur wissenschaftlichen Laufbahn gewiesen. Nachdem er zuvor 1818 in Gotha das theologische Candidatenexamen unter dem Generalsuperintendenten Bretschneider bestanden und mehreremale gepredigt hatte, kehrte er noch in demselben Jahre nach Göttingen zur Fortsetzung

gelehrter Arbeiten zurück und promovirte daselbst als Dr. phil. Den Sommer 1819 brachte er darauf in Wien zu, wohin ihn das Ansehen des berühmten Orientalisten v. Hammer gezogen hatte; unter dessen Anleitung beschäftigte er sich mit weiteren orientalistischen Studien und erwarb sich die Freundschaft dieses Meisters seines Faches in so hohem Grade, daß beide für immer in geistigem Austausche blieben, bis v. Hammer's Tod (1856) dieses Verhältniß löste. Nach seiner Rückkehr aus Wien nach Göttingen verfaßte U. zunächst eine Commentatio philosophico-critica über das Buch Koheleth als Habilitationsschrift; aber kaum hatte er seine Vorlesungen über den Propheten Jesaia mit gutem Erfolg begonnen, als er eine Berufung als außerordentlicher Professor an die Universität Heidelberg erhielt. Dahin siedelte er im Herbste 1820 über, und schloß hier besonders mit dem theologischen Privatdocenten Ullmann einen Freundschaftsbund, welcher die Lebensschicksale beider aufs innigste aneinander kettete. Beide ergänzten sich auf das vortheilhafteste; während Ullmann der neutestamentlichen und historischen Theologie zugeneigt war, beschäftigte sich U. mehr als Exeget und Litteraturhistoriker mit dem alten Testamente und trieb auch später, als unter Ullmann's Einfluß seine Interessen mehr theologische geworden waren, außer den alttestamentlichen und orientalistischen nur solche neutestamentliche Studien, welche in unmittelbarem Zusammenhange zum alten Testamente standen. Als Lehrer fand er bei der akademischen Jugend Heidelbergs schnell Eingang. Daher wurde er schon 1823 zum ordentlichen Professor in der dortigen philosophischen Facultät ernannt, und, als 1829 Ullmann nach Halle übersiedelte, trat U. in die Heidelberger theologische Facultät ein, die ihm bei dieser Gelegenheit den theologischen Doctorgrad verlieh. 1836 geschah es hauptsächlich durch sein Betreiben, daß Ullmann aus Halle nach Heidelberg zurückkehrte, und als 1838 auch Richard Rothe aus Wittenberg als Dogmatiker und Leiter des theologischen Seminars nach Heidelberg übersiedelte, waren die collegialen Verhälthältnisse der dortigen theologischen Facultät auch für U. persönlich ausgezeichnet gestaltet. Im Vereine mit solchen Freunden, zu denen später noch Hundeshagen trat, wirkte U. als begeisterter Docent, bis ihn 1858 ein schleichender Marasmus ergriff, so daß er im Wintersemester 1859 seine Lehrthätigkeit aussetzen mußte, um sie nie wieder aufzunehmen. Nach langen schweren Leiden starb er am 26. April 1860 zu Heidelberg. Er war seit 1821 verheirathet; seine Ehe war mit drei Töchtern gesegnet. — Im J. 1832 hatte er den Titel Kirchenrath, 1854 den eines Geheimen Kirchenrathes erhalten.

Eine Charakteristik Umbreit's hat uns sein vertrautester Freund Ullmann hinterlassen. Als Schüler Eichhorn's, als Geistesverwandter Hammer's, als Gesinnungsgenosse Herder's in dessen ästhetischer Werthschätzung der biblischen Schriften habe U., dem überhaupt nichts Menschliches fremd gewesen, jederzeit für alles Schöne, Tiefsinnige und Große im alten Testamente die feinste Auffassungsgabe entfaltet, und sein ausgesprochener Sinn für das Concrete und Lebensvolle, für die Bedeutung des Persönlichen in der Geschichte habe ihn vor rationalistischer Verflachung, aber auch vor mythisirender Umdeutung des Inhaltes des alten Testamentes bewahrt. Je mehr er sich unter dem Einflusse Ullmann's in eine mehr religiöse als litterarische Auffassung desselben einlebte, desto mehr beurtheilte er es vom Standpunkte des Offenbarungsglaubens aus. So fand er in den alttestamentlichen Schriften die „Grundtöne" aller echten Frömmigkeit, deren Vorbildlichkeit für jede Zeit ihm gerade auf seinem christlichen Standpunkte fest stand. Bei solcher Gesinnung gereichte es ihm auch zur Freude, die Erklärung des alten Testamentes in den Dienst der religiösen Erbauung der christlichen Gemeinde zu stellen, und seine Thätigkeit am theologischen Seminar zu Heidelberg war hauptsächlich darauf gerichtet, den religiösen und sittlichen Gehalt der alt-

testamentlichen Schriften als einen unvergänglichen werthvollen in die Herzen der zukünftigen Prediger einzusenken. Unter solchen Umständen bewegte sich ein großer Theil seiner Schriftstellerei auch auf dem praktisch-theologischen Gebiete, um z. B. aus dem Psalter oder aus den Propheten Erbauungsstoff für die christliche Gemeinde zu bieten. Bei diesen seinen Berufsarbeiten pflegte sich U. regelmäßig durch das Schöne in Natur und Kunst zu erfrischen. Den Sinn für die Natur entwickelte schon die Lage seines Hauses, welches er sich 1835 am Fuße des Heidelberger Schloßberges erworben hatte, und für Dichtung und Musik war er stets empfänglich. Selbst eine dichterisch angelegte Persönlichkeit, war es ihm Bedürfniß, sich an großen Dichtungen aller Zeiten und Völker zu erquicken, und für Musik hatte er schon aus dem Vaterhause die lebendigsten Anregungen in das Leben mitgenommen. Die gewaltigen Orgeltöne seines Vaters haben ihm, wie er selbst gesagt hat, „zur Ueberwindung des Zweifels mehr genützt als gar manche theologische Bücher". Der Eindruck seiner gesammten Persönlichkeit auf die Zeitgenossen und Mitarbeiter war ein durchaus wohlthuender und erhebender, was besonders aus einem pietätvollen Briefe von Franz Delitzsch an die Wittwe Umbreit's vom 1. Mai 1860 ersichtlich ist: Sein ganzes Leben, sagt dort Delitzsch, sei wie „ein Lobgesang auf die Schönheit und Herrlichkeit des Wortes Gottes gewesen." (Stud. und Krit. 1862, S. 471.)

Die Schriften Umbreit's sind von der sachkundigen Feder des alttestamentlichen Theologen Eduard Riehm in den „Theol. Studien und Krit." 1862, S. 479—511 im Zusammenhange der ganzen litterärischen Wirksamkeit desselben aufgeführt und beurtheilt. Wir folgen hier dessen Aufzählung, verweisen aber gleichzeitig auf die Kritik der gesammten wissenschaftlichen Arbeit Umbreit's, welche Adolf Kamphausen in Herzog's Realencyklopädie 2. Aufl. Bd. XVI, S. 163—165 gegeben hat. Nach Riehm's Darstellung hat U. geschrieben:

I. Philologische, kritische und litteraturgeschichtliche Arbeiten der jüngeren Jahre: „Koheleth's des weisen Königs Seelenkampf oder philosophische Betrachtungen über das höchste Gut; aus dem Hebr. übersetzt und als ein Ganzes dargestellt" (Gotha 1818); „Coheleth scepticus de summo bono. Commentatio philosophico-critica" (1819); „Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande. Uebersetzt und ästhetisch erklärt" (Heidelb. 1820. 2 A. 1828. Dazu ist zu vgl. Goethe, Werke 1833, Bd. 46, S. 293 ff., derselbe sprach zu diesem Versuch die Dichtung, im Gegensatz gegen Herder als ein zusammenhängendes Ganzes zu erweisen, seinen Beifall aus); „Erinnerung an das Hohelied" (Heidelb. 1839); „Das Buch Hiob. Uebersetzung und Auslegung nebst Einleitung über Geist, Form und Verfasser des Buchs" (Heidelb. 1824; 2. A. 1832); „Philologisch-kritischer und philosophischer Commentar über die Sprüche Salomo's nebst einer neuen Uebersetzung und einer Einleitung in die morgenländische Weisheit überhaupt und in die hebräisch-salomonische insbesondere" (Heidelb. 1826).

II. Abhandlungen Umbreit's in den „Theol. Studien und Kritiken", als deren Mitbegründer und Mitredacteur er auch ihr fleißiger Mitarbeiter war, und zwar betrifft eine große Anzahl dieser wichtigen kleineren Arbeiten den alttestamentlichen Prophetismus und steht so in nächster Beziehung zu seinem großen Commentar über die alttestamentlichen Propheten überhaupt. Es sind folgende: „Ueber den Knecht Gottes im letzten Abschnitte der jesajanischen Sammlung Cap. 40—66" in Stud. und Krit., Jahrgang 1828, S. 295—330, besonders gedruckt in verbesserter und vermehrter Ausgabe unter dem Titel „Der Knecht Gottes; Beitrag zur Christologie des alten Testamentes" (Hamb. 1840). — Vorwort zu christologischen Beiträgen, mit besonderer Beziehung auf Schleiermacher, Hengstenberg, Sack und Steudel. Jahrgang 1830, S. 3—24. — Ueber

die Geburt des Immanuel durch eine Jungfrau, Jes. 7, 11—16. Ebendas. S. 538—548. — „De Veteris Testamenti prophetis, clarissimis antiquissimi temporis oratoribus“ (Prorectoratsrede 1832), in freier Ueberarbeitung deutsch unter dem Titel: „Die Propheten des alten Testamentes, die ältesten und würdigsten Volksredner.“ Stud. und Krit. Jahrgang 1833, S. 1043—1056. — Jesus Christus in den Weissagungen des Propheten Jesaja nach der Auslegung von Cap. 9, 1—6 und 11, 1—10 mit besonderer Berücksichtigung der Herren D. Gesenius, D. Hengstenberg und D. Hitzig. Jahrgang 1835, S. 551—569 und 869—881. — Kritische Bemerkung zum 8. Psalm. Jahrgang 1836, S. 1007—1018, und Ueber die typische Auslegung des 8. Psalms. Jahrgang 1838, S. 599—618. — Ist Jesus Christus in dem 22. Psalme? Jahrgang 1840, S. 697—708.

III. Auf diese Abhandlungen, welche mehr oder minder Vorläufer waren, folgte das große praktisch-exegetische Hauptwerk Umbreit's „Praktischer Commentar über die Propheten des alten Bundes mit exegetischen und kritischen Anmerkungen“, I. Band: Jesaja, I. Theil: Auslegung von Cap. 1—33. Hamburg 1841. — II. Theil: Auslegung von Cap. 34—66. Hamburg 1842. — II. Band: Jeremia. Hamburg 1842. — III. Band: Hesekiel. Hamburg 1843. — IV Band: Die kleinen Propheten. I. Theil: Hosea, Joel, Amos, Obadja, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja. Hamburg 1845. — II. Theil: Haggai, Sacharja, Maleachi. Hamburg 1846. Riehm urtheilt über dieses Werk, daß es „nie veralten und in seinem eigenthümlichen Werthe von allen, die in den prophetischen Schriften keine bloße Denkmale des Alterthums, sondern zugleich ein für alle Zeiten gültiges und nie zu erschöpfendes Gotteswort erkennen, immer hochgeschätzt werden wird.“ Dazu kamen

IV. Praktische, im weitesten Sinne des Wortes erbauliche Schriften und Abhandlungen: „Christliche Erbauung aus dem Psalter oder Uebersetzung und Erklärung auserlesener Psalmen“ (Hamburg 1834); „David und Jonathan. Lied der Freundschaft, das älteste und schönste aus dem Morgenlande“ (Heidelb. 1844); „Neue Poesien aus dem alten Testamente“ (Hamburg und Gotha 1847); „Grundtöne des alten Testamentes“ (Heidelb. 1843); „Gott hat den Menschen die Welt in ihr Herz gelegt.“ Bemerkung zu Pred. 3, 11 in den Studien und Kritiken 1846, S. 147—158; „Was bleibt? Zeitgemäße Betrachtungen des Königs und Predigers Salomo's über die Eitelkeit aller Dinge“ (Hamburg und Gotha 1849). Dazu als wissenschaftliche Begründung die Abhandlung: „Die Einheit des Buches Koheleth“ in den Studien und Kritiken 1857, S. 7—56. Ferner mögen noch genannt sein

V. Zerstreut vorkommende einzelne Abhandlungen vom alten Testament: „Ueber Geist und Zweck des Buches Ruth. Eine kritische Andeutung.“ Studien und Kritiken 1834, S. 305 ff.; „Probe einer Auslegung der Schöpfungsgeschichte der Genesis, Cap. 1—2, 4“. Ebendas. 1839, S. 189—209; „Sieben Blicke in das erste Capitel der Genesis.“ Ebendas. 1847, S. 701—717; „Der Bußkampf Jakob's.“ Ebendas. 1848, S. 113 ff. Endlich

VI. Die durch neutestamentliche Gesichtspunkte bestimmten Arbeiten Umbreit's aus seiner letzten Lebenszeit: „Das Evangelium im alten Testament. Bemerkung zu Röm. 1, 2“ in Studien und Kritiken 1849, S. 93 ff.; „Des Apostels Paulus Selbstbekenntniß im siebenten Capitel des Briefes an die Römer.“ Ebendas. 1851, S. 633—645; „Die Veränderung des Namens Saulus in Paulus.“ Ebendas. 1852, S. 377 ff. Auch die Schrift „Die Sünde. Beitrag zur Theologie des alten Testamentes“ Hamburg und Gotha 1853 ist durch das Bedürfnis, Röm. 5, 12 zu erklären, veranlaßt. „Der Brief an die Römer auf dem Grunde des alten Testamentes ausgelegt“, Gotha 1856. Die von U. be-

absichtigte ähnliche Bearbeitung des Hebräerbriefes ist nicht mehr zu Stande gekommen.

Zu vgl. C. Ullmann, Friedr. Wilh. Karl Umbreit. Blätter der Erinnerung in Theol. Studien und Kritiken 1862, S. 435 ff. — Adolf Kamphausen's Artikel in Herzogs Realencyklopädie 2. A., Bd. 16, S. 162 ff. — Außerdem Nekrologe von Schenkel in der Allg. kirchl. Zeitschrift 1860, Heft 6, S. 11 ff., von Mühlhäußer in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung 1860, Nr. 23, von Zittel in der Allg. Kirchenzeitung 1860, Nr. 54.

P. Tschackert.

Umbreit: Karl Gottlieb U., ein bedeutender Orgelvirtuose, der sich besonders durch Pflege des Choralspiels verdient gemacht hat. Er war am 9. Januar 1763 zu Rehstedt bei Arnstadt geboren und starb am 28. April 1829 ebendort. Er wurde Schüler des bekannten Kittel in Erfurt und bildete sich unter seiner Leitung als Orgelspieler und Componist aus. Durchdrungen von den Pflichten eines Organisten, wendete er allen Fleiß auf eine würdige Behandlung des Chorals und hat darin Musterwerke geschaffen. Im J. 1785 erhielt er den Organistenposten in dem Dorfe Sonneborn bei Gotha und wirkte hier bis 1820, bis ihm ein Streit mit dem dortigen Cantor das Amt verleidete und er sich in seinen Geburtsort zurückzog, wo er nach kurzer Wirksamkeit durch ein langes Krankenlager an jeglicher Thätigkeit gehindert wurde und schließlich der Welt Valet sagte. Seine Bestrebungen im Fache des Chorals blieben nicht unbeachtet, seine zahlreichen Veröffentlichungen fanden überall die größte Anerkennung und selbst der König von Preußen verehrte ihm eine goldene Denkmünze. Er gab Choralbücher nur mit beziffertem Basse und auch in vierstimmiger Bearbeitung heraus, besonders legte er einen großen Werth darauf Choräle mit verschiedenen Bässen zu bearbeiten und er entwickelte darin eine hervorragende Gewandtheit. Ebenso fleißig war er in Schaffung von geeigneten Vor- und Nachspielen, in leichten und schwereren Orgelstücken, die fast sämmtlich in Gotha bei Becker erschienen. Auf öffentlichen Bibliotheken sind seine zahlreichen Druckwerke in Berlin, München, Dresden und Königsberg i. Preuß. vertreten.

Allgem. Leipziger Musikzeitung, Beil. 31, Sp. 372 nebst zahlreichen Urtheilen in früheren Bänden. — Schilling's Lexikon.

Rob. Eitner.

Umlauf: Ignaz U., ein beliebter Singspiel-Componist, geboren um 1756 und † am 8. Juni 1796 in Meidling bei Wien, 40 Jahre alt. Man weiß über seine Jugendzeit nichts, erst vom Jahre 1772 ab, als er als Violinist ins Orchester des deutschen Theaters in Wien trat und 1778 zum Director an der deutschen Oper berufen wurde und hier durch seine Singspiele die Schaulust der Wiener anzog, wurde er allgemein bekannt und beliebt. 1789 wurde er an der kaiserl. Capelle neben Salieri Hofcapellmeister an der Oper und hatte auch im Verhinderungsfalle Salieri bei der Kirchenmusik zu vertreten, schließlich wählte ihn der Kaiser auch zum Clavierlehrer der jungen Erzherzöge. Seine Singspiele, von denen noch drei auf öffentlichen Bibliotheken nachweisbar sind, zeichnen sich besonders durch ihre volksthümlichen Melodien aus. Das Lied „Zu Steffen sprach im Traume“ wurde ganz besonders ausgezeichnet und selbst ein Mozart soll Variationen darüber geschrieben haben, unter dessen Namen sie auch mehrfach gedruckt wurden, doch weist v. Köchel nach, daß dieselben von Ebert sind (Themat. Verz. S. 530, Nr. 288). Von Umlauf's Singspielen besitzt die königl. Bibliothek zu Berlin „Die schöne Schusterin“, 1782 aufgeführt (Mscr. 22150). „Die Insel der Liebe, oder Amor, Erforscher der Herzen“ im Clavierauszuge, befindet sich in der Staatsbibliothek zu München und „Die

Dorfdeputirten“, 1780 aufgeführt, in der Bibliothek des Conservatoriums zu Brüssel, wo auch ein Exemplar der schönen Schusterin liegt.

Gerber's beide Lexika. — Thayer's Beethoven I, 270. — v. Köchel, Die ksl. Hofkapelle, S. 116. Rob. Eitner.

Umpfenbach: Hermann U., Mathematiker, geboren am 7. März 1798 in Mainz, † am 16. März 1862 in Gießen. Er gehörte von der Studienzeit an während seines ganzen Lebens der Universität Gießen. Dort doctorirte er 1819, habilitirte er sich als Privatdocent 1820, wurde er 1823 außerordentlicher, 1825 ordentlicher Professor der Mathematik. Das Jahr 1828 brachte ihm die Ernennung zum Ephorus der Stipendiaten, das Jahr 1838 die zum Director der Sternwarte. Verschiedene von 1821 bis 1834 verfaßte Lehrbücher der Arithmetik und Geometrie, der Trigonometrie, der Algebra, der Kegelschnitte, der analytischen Geometrie, der Differential- und Integralrechnung, der Mechanik mögen neben den Vorlesungen sich brauchbar erwiesen haben. Seit 1840 bis 1846 erschienen im XX., XXV., XXVI., XXVIII., XXX. Bande von Crelle's Journal verschiedene Aufsätze von U., deren erster sich mit Zahlengleichungen, die anderen sich mit geometrischen Gegenständen beschäftigten, ganz saubere Arbeiten, aber ohne größere Tragweite.

Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterb. z. Gesch. d. exact. Wissensch. II, 1156. Cantor.

Unckel: Bartholomäus de U., Kölner Buchdrucker des 15. Jahrhunderts. Wie bei so vielen der ältesten Buchdrucker, so sind auch seine äußeren Lebensumstände in ein dichtes Dunkel gehüllt, und nur seine Drucke geben von seinem Dasein Nachricht. Gebürtig aus Unkel, einem auf dem rechten Rheinufer oberhalb Bonn gelegenen Städtchen, begann B. im J. 1475 als Buchdrucker in Köln seine Thätigkeit. Dieselbe kann als eine hervorragend fruchtbare und einflußreiche nicht wohl bezeichnet werden, da in einem Zeitraume von etwa 10 Jahren nicht viel mehr als 20 bis 25 Drucke aus seiner Officin hervorgingen, darunter wenige von bedeutenderem Umfange. In der Wallraf'schen Sammlung kölnischer Incunabeln finden sich 22 Unckel'sche Drucke vor und zwar fünf mit Angabe des Druckers. Das erste datirte Werk, die Homilien Gregor's und Origines', erschien 1475; nach 1486, in welchem Jahre Dederich's von Münster Christenspiegel von Bartholomäus von U. gedruckt wurde, ist kein Druck mehr von ihm bekannt geworden, so daß man nicht fehlgehen wird, wenn man dieses Jahr als das Endjahr seiner Thätigkeit als Drucker annimmt. Außer dem letztgenannten Werke, einem Bändchen in Duodezformat, druckte er im J. 1480, wol als seine bedeutsamste Leistung, gleichfalls ein Werk in niederdeutscher Mundart, den Sachsenspiegel des Eike von Repkow. Da die Typen dieses Druckes große Aehnlichkeit mit denjenigen haben, welche in der ersten niedersächsischen Kölner Bibel zur Anwendung gelangten, so hat man den Bartholomäus de U. auch als Drucker dieser angenommen. Indeß schon Niesert weist in seiner ‚Literärischen Nachricht über die erste zu Köln gedruckte niederdeutsche Bibel‘ (Coesfeld 1825) in völlig überzeugender Weise nach, daß dieses Werk aus der Officin des ungleich bedeutsameren Kölner Druckers Heinrich Quentel hervorgegangen ist. Vgl. auch Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrhundert. Leipzig 1886, S. 97. Eine große Aehnlichkeit der beiden Typengattungen läßt sich nicht verkennen; doch sind diejenigen des Sachsenspiegels größer und fetter. Diese sehr seltene erste Ausgabe aus dem Jahre 1480 enthält 274 Blätter, in 2 Columnen, mit 38 Zeilen; ohne Signaturen, Custoden und Seitenzahlen. Blatt 1—16 ein Register, überschrieben: „Registrum. | (H)Jr begȳnet | dat register | des eyrsten | boukes des | Speygels | der Sassen. Bl. 17a beginnt das Werk selbst nach einem Holz-

schnitt mit Zeile 1: (D)Es hilligen | geistes myn | ne dei sterke. Bl. 17—84 ist erstes, Bl. 85—156 zweites, Bl. 157—237 drittes Buch. Bl. 237a, Col. 2 befindet sich in 5 Zeilen folgende Schlußschrift: Itē explicit hec mateia scz spe | culū saxonie cū glosa sua. 7 illa | ē Inpssa Colonie p me Bar= | tholomeū de Unckel Anno a | natītate dn̄i Mccccl xxx * | Das 238. Blatt ist leer. Bl. 239a linke Col., Zeile 1 fängt an: (H)Ir beghnnet dat | register des sche= | dēclotes. Bl. 240—274 folgt: (C) Autela des | speigels vā | Sassen bh̄ | ich genant. Bl. 274b, Col. 1 die letzte oder 37. Zeile: te genogē latē * Et sic ē finis.

Im großen und ganzen machen die Drucke des Bartholomäus de U. den Eindruck sorgfältiger Ausarbeitung. Die Typen sind recht scharf und deutlich; sie stehen in der Mitte zwischen den größeren und mittleren Typen des Ulrich Zell. Manche seiner Drucke weisen Signaturen auf, wie es scheint besonders die in den letzten Jahren seiner Thätigkeit aus seiner Officin hervorgegangenen und einer derselben „Cordiale quatuor novissimorum“, sowol ein undatirter, wie ein datirter vom Jahre 1483, trägt in der Schlußschrift den Censurvermerk der Kölner Universität: admissum ac approbatum ab alma universitate coloniensi.

Ennen, Katalog der Inkunabeln in der Stadt=Bibliothek zu Köln. Abth. 1, S. XIV. Drucke S. 89—94. — Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das siebzehnte Jahrhundert. S. 97.

Schnorrenberg.

Undereyck: Theodor U., reformirter Theologe aus der Schule des Coccejus, hervorragend als ascetischer Schriftsteller und Förderer des Conventikelwesens, geboren am 15. Juni 1635 zu Duisburg, † am 1. Januar 1693 zu Bremen. Da beide Eltern, der Vater war ein Kaufmann, ihm schon in seiner frühesten Jugend durch den Tod entrissen wurden, so erzog ihn sein Oheim Johann U. Achtzehn Jahre alt hörte er bereits die berühmten Gottesgelehrten der Universität Utrecht: Gisbert Voetius, Andreas Essenius und Matthias Nethenus. Diesen hatte er es zu verdanken, daß ein fester Grund in der reinen reformirten Lehre zeitlebens bei ihm gefunden wurde. Dagegen begeisterten ihn die beiden Utrechter Prediger Jodocus von Lodenstein und Justus van den Bogaart, welche mit Eifer collegia pietatis leiteten und auf ein gottseliges Leben ihrer Zuhörer drangen. Durch dieselben wurde er vor allem in seinem Herzen gründlich zu Gott gezogen, so daß er völlig von der hohen Verantwortlichkeit des Amtes eines Predigers überzeugt wurde und daher öfters mit dem Gedanken damals sich trug, dem gewählten Berufe gänzlich zu entsagen. Von Utrecht wandte er sich nach Duisburg, wo die Coccejaner Martin Hundius und Johannes Clauberg, letzterer zugleich auch Cartesianer, ihn anzogen. Nach bestandenem Examen und nachdem er kurze Zeit als Hauslehrer in Frankfurt zugebracht, trat er im Frühjahre 1658 eine größere Reise nach den Niederlanden an, wo er Coccejus in Leiden hörte, dessen entschiedenster Schüler er von da an wurde. Doch erkannte er auch das Gute an, das Voetius, der Hauptgegner jenes, hätte. Von hier begab er sich nach Genf, wo er mit Labadie bekannt wurde, dann nach Paris, wo er mit Johann Dallaeus sich befreundete, und kehrte im September 1659 über England zurück. Im folgenden Jahre nahm U. die Berufung an die reformirte Gemeinde zu Mülheim an der Ruhr an. Hier fand er einen fruchtbaren Boden für seine gewonnenen Ideen von dem wahren Christenthum, das er gegenüber einem vermeintlich erstarrten Kirchenthume mit Nachdruck in der Kirche wie in Privatversammlungen verkündigte, die er nach dem Vorbilde Lodenstein's und Labadie's einrichtete.

Im J. 1668 berief die gottesfürchtige Landgräfin Hedwig Sophie, die

Schwester des großen Kurfürsten von Brandenburg, U. nach Kassel, wodurch dieser allerlei Verdächtigungen, die man gegen ihn zuletzt erhoben hatte, als begünstige er den Separatismus Labadie's, den er stets entschieden verwarf, entging. Wie sehr er auch Privatversammlungen liebte, so zog er denselben doch eine mit gottseligen Zuhörern gefüllte Kirche vor. Nach Heppe's Zeugniß war durch U., der in Kassel nur zwei Jahre blieb, der Pietismus am Hofe völlig heimisch geworden. Ihm ist es auch mit zu verdanken, daß der religiöse Jugendunterricht hier zu Lande einen neuen Aufschwung nahm, besonders aber, daß für die Ablegung des Glaubensbekenntnisses vor Zulassung zum Tische des Herrn ein bestimmtes Alter festgesetzt wurde. Aus dankbarer Anerkennung für die freundliche Aufnahme, welche er am Hofe der Landgräfin fand, widmete er 1676 derselben seine Schrift: „Christi Braut unter den Töchtern zu Laodicaea", 3 Thle. (Hanau 1676), eine vortreffliche doctrinäre Erbauungsschrift. 1670 folgte U. dem Rufe als erster Pastor an die St. Martini-Kirche in Bremen, wo er noch 22 Jahre, bis an sein Ende, in einem höchst segensreichen Wirkungskreise stand. Außer der erwähnten Schrift schrieb er noch einen „Wegweiser der Einfältigen zu den ersten Buchstaben des wahren Christenthums" (Bremen 1676); „Einfältiger Christ durch wahren Glauben mit Christo vereiniget" (nach seinem Tode herausgegeben); „Närrischer Atheist entdeckt und seiner Thorheit überzeugt", und sein Hauptwerk, dessen zweiten Theil zu vollenden er leider durch den Tod verhindert wurde: „Hallelujah, das ist, Gott in dem Sünder verkläret. Oder, des Sünders Wander-Stab zur Erkantnus, Genießung, und Verklärung Gottes, als des höchsten Gutes" (Bremen 1678, Herborn 1722). Gegenüber dem höchst einseitigen Urtheile Ritschl's über diese Schrift ist dieselbe als eine, wenn auch im Stile jener Zeit etwas schwerfällig einherschreitend, vorzügliche praktische Dogmatik der reformirten Kirche, in der Form der Coccejanischen Bundesidee anzusehen. Keineswegs aber bewegt sie sich, wie Ritschl schreibt, im Rahmen des individuellen Glaubens. Von der objectiven Lehre der reformirten Kirche hat sich U. nie losgesagt.

Strieder, Hess. Gelehrtengesch. — Rotermund, Brem. Gel.-Lexicon. — Max Goebel, Gesch. d. christl. Lebens in der rhein.-westphäl. Kirche II. — H. Heppe, Kirchengesch. beider Hessen. — A. Ritschl, Gesch. d. Pietismus in der ref. Kirche. — Reitz, Historie d. Wiedergeb. — G. Arnold, Leben der Gläubigen. — H. A. van Kamp, Schloß und Herrschaft Broich.

Cuno.

Understall: Konrad U., ein geborener Herforder, war Mönch im Kloster Möllenbeck bei Rinteln, übernahm 1530, als der bisherige Rector Rudolf Möller nach Minden berufen wurde, das Rectorat in Herford, das er zwar noch zwei Mal, 1531 und 1534, dem nach Herford zurückgekehrten Möller auf kurze Zeit abtrat, sonst aber bis zu seinem im J. 1536 erfolgten Tode verwaltete.

Vgl. Knefel und Francke in den Programmen des Gymnasiums zu Herford von 1817 bezw. 1840. P. Bahlmann.

Ungelehrte: der U., Spruchdichter des ausgehenden 13. Jahrhunderts, ist uns nicht aus eignen Dichtungen bekannt, sondern nur aus der bewundernden Verehrung, mit der sich Fürst Wizlaw III. von Rügen bemüht, eine 'sehnende Weise' des U., wahrscheinlich eine Liebesklage, in gleichem Tone nachzuahmen. Er mag ein fahrender Sänger gewesen sein, der aber durch seinen fürstlichen Gönner und Kunstjünger eine feste Lebensstätte gewann, so daß er einen Hausstand gründen konnte. Das älteste Stralsunder Stadtbuch berichtet April 1300 von dem Testament, in dem 'Magister Unghelarde' seine Frau zur Erbin einsetzt. Damals war er jedenfalls über die ἀκμή hinaus: dazu stimmt's, daß Wizlav um 1285 von ihm die Sangeskunst gelernt haben wird. Wenn ihn

jene urkundliche Angabe 'magister' nennt, so darf man daraus ebensowenig wie aus seinem Kunstnamen — lucus a non lucendo — schließen, daß er Gelehrter, etwa Stralsunder Schulmeister war. Magister übersetzt nur den technischen Titel des kunstmäßig geschulten bürgerlichen Didaktikers. Der Name des U. hatte noch bei den Meistersingern einen guten Klang: ein Lied von 1567 nennt ihn neben dem Ehrenboten, dem Neithart Fuchs und dem Meißner zwar nicht unter den 12 alten Meistern, aber doch ehrenvoll genug unter den 'Nachsingern'; auch in den großen Verzeichnissen alter Meistersänger (Voigt, Nachtigall u. s. w.) fehlt er nicht. Schon die Kolmarer und die Wiltener Handschrift bringen Bare in seiner 'Pflugweise'; weiter ist in Meistersängerhandschriften ein fremder, ein noch von Hans Sachs gern benutzter schwarzer und ein langer Ton des U. bezeugt: selbstverständlich beweist diese Ueberlieferung weder für die, nahezu ausgeschlossene, Echtheit der Gedichte noch auch nur für die der Töne. Ebenso werthlos ist's, wenn Büsching (Mus. f. altd. Litt. I, 215) in einer gleichartigen Handschrift den vollen Namen: 'Hans Engelhard Unglerit' gefunden haben will.

Minnesänger, hsg. von v. d. Hagen III, 81a. — Baltische Studien 33, 272 ff. Roethe.

Ungepauer: Erasmus U., Dr. juris, Rechtslehrer, geboren am 2. Februar 1582 zu Naumburg im Meißnischen, † am 23. April 1659 (nach H. Witte am 22. April 1660) zu Jena. Sein Vater, Mathäus U., lebte als Bürger und Metzgermeister in Naumburg, seine Mutter, Walburga Zimmermann, stammte aus Königsberg in der Mark Brandenburg. Der talentvolle Jüngling bezog erst 16 Jahre alt die Universität Jena, nach zweijährigem Aufenthalte dortselbst Wittenberg, kehrte mit Umfluß weiterer drei Jahre nach Jena zurück, und erwarb an dieser Hochschule am 17. Februar 1612 die Würde eines Doctors beider Rechte. Im October 1614 erhielt er die Professur des Lehenrechtes in Altorf, weshalb er am 14. December desselben Jahres in einer „Disputatio valedictoria“ von Jena Abschied nahm. In Altorf wirkte er bis 1635, bekleidete öfter das Decanat, 1621 das Rectorat, war seit 1616 zugleich Consulent der Reichsstadt Nürnberg, und rückte am 7. Mai 1634 zum Professor Codicis vor. Am 27. November 1635 erfolgte Ungepauer's Ernennung zum ordentl. Professor der Rechte in Jena sowie zum Beisitzer am Schöffengerichte unter gleichzeitiger Verleihung des sächsischen Hofrathstitels, und hielt er am 12. December die übliche Disputatis pro loco: „de jure naturae.“ Im nächsten Jahre (22. März 1636) wurde er überdieß Assessor primarius am sächsischen Hofgerichte in Jena. Nach dem Tode des Senior Dominicus Arumäus (14. Februar 1637) ging dessen Würde auf U. über, welcher als Ordinarius an die Spitze der Juristenfacultät trat, nachdem der bisherige Ordinarius Peter Theodorich am 4. Mai 1640 das Zeitliche gesegnet hatte; doch verzögerte sich die feierliche Einführung in die Facultät bis Juni 1641. U. bekleidete in diesem und dem folgenden Jahre das Rectorat, zum öfteren das Decanat, wie er überhaupt das Interesse der Universität mit regem Eifer verfolgte. Als Lehrer bis an sein Ende unablässig wirkend, hielt er wegen zunehmender Gebrechlichkeit in den letzten Jahren die Vorlesungen in seiner Wohnung. Von Mitte März 1659 an mußte er das Bett hüten. Er liebte es mit den ihn besuchenden Collegen oder Theologen religiöse Fragen zu erörtern, und entschlief sanft in der Nacht vom 22. auf 23. April 1659 (nach Witte 1660) im 78. Jahre seines Alters.

U. war zweimal verheirathet: die erste Ehe schloß er an seinem Promotionstage (17. Februar 1612) mit Gertraud, einer Tochter Ad. Listemann's, Actuars am Leipziger Schöffengerichte; obwohl aus dieser Ehe 10 Kinder hervorgingen, darunter 4 Söhne, überlebten ihn nur zwei verheirathete Töchter. Nach dem

am 4. December 1640 eingetretenen Tode seiner Gattin ging er am 2. November 1646 eine zweite Ehe ein mit Anna Sophie, einer Tochter des Syndikus Grg. Mylius, und Wittwe des Universitätssecretärs Joh. Christoph Cummer. Auch diese Ehe war mit mehreren Kindern gesegnet, indeß setzte nur der am 17. November 1652 geborene Christoph Erasmus U. den Stamm fort. . . . U. legte den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in seine Wirksamkeit als Lehrer und in Handhabung der Universitätsangelegenheiten, weshalb er als Fachschriftsteller minder fruchtbar war. Wir erwähnen von seinen Werken: „Comment. super decret.“ (Jena 1640, 2. Aufl. ebd. 1672); „Exercitia Justinianea, sive Disputationes XVI ad Tit. 4 Instit.“ (Nürnb. 1660); „Collegium feudale“, und Dissertationen civilrechtl. Inhaltes.

S. Freher, theatr. virorum erudit. clarorum. — Baier, Syllab. rect. et profess. Jenae etc. p. 596. — H. Witte, Diarium. Eisenhart.

Unger: Ephraim Salomon U., bedeutender Mathematiker und Pädagog, geistiger Begründer des Erfurter Realgymnasiums. Er wurde am 9. März 1789 in Coswig a. E. geboren und besuchte daselbst die öffentliche Schule. Zugleich erhielt er Privatunterricht, theils durch den Rector dieser Anstalt, theils durch seinen Vater, einen aus Preßburg stammenden würdigen Mann jüdischen Glaubens, unter dessen Leitung er die historischen Bücher der Bibel, die Psalmen und die Proverbien in der Ursprache las. Nach zurückgelegtem dreizehnten Lebensjahre entschloß er sich, zum Zweck weiterer Ausbildung nach Berlin zu gehen. Hier nahm ihn eine unter Leitung des verdienten J. D. Itzig, später unter Bendavid stehende Schulanstalt auf, der er vorzugsweise die Vermittelung derjenigen Kenntnisse verdankte, die ihn später in den Stand setzten, mit Erfolg Universitätsvorlesungen zu hören. Da seine Eltern während seines Aufenthaltes in Berlin für ihn nichts thun konnten, so war sein Einkommen auf den Erwerb durch Privatunterricht im Hebräischen und in den Anfangsgründen des Französischen und Lateinischen beschränkt. Von der Mathematik hatte er zu jener Zeit nur einen sehr dürftigen Begriff; doch war er ziemlich gewandt im Rechnen. Erst durch Bekanntschaft mit einigen mathematischen Stellen im Talmud, und zwar in der Mischnah, wurde in ihm der Wunsch rege, die Mathematik näher kennen zu lernen.

Die Ereignisse des Jahres 1806 wirkten nachtheilig auf Unger's Verhältnisse, und er sah sich im Frühjahr 1807 gezwungen von Berlin fortzugehen. Er begab sich nach Erfurt, wohin sein Vater im Vorjahre übergesiedelt war, und wurde nach einer vom Rector der Universität, dem Abte Placidus Muth, abgehaltenen Prüfung am 29. August 1807 als Dessavio-Cosvicensis, Philosophiae Candidatus, immatriculirt. Er hörte vornehmlich die philosophischen Vorlesungen des D. Joh. Christian Lossius, und zwar drei Jahre lang ununterbrochen, die historischen von Jakob Dominikus, die naturwissenschaftlichen von Bernhardi, Trommsdorff, Bucholz und Joseph Hamilton und die mathematischen von A. F. C. Reichard und Johann Blasius Siegling. Die Zeugnisse über Fleiß und Fortschritte, die er bereits im J. 1808 vorzulegen vermochte, veranlaßten den regierenden Herzog von Bernburg, Alexius Friedrich Christian, ihn aus seiner Privatcasse zu unterstützen und später die Promotionskosten für ihn zu bezahlen. Unger's Privatfleiß war fast ausschließlich der Philosophie und Mathematik zugewendet. In der ersteren hat er sich namentlich mit Kant beschäftigt, und diesem Studium verdankt er die ihm nachgerühmte Fähigkeit „den Resultaten des reinen Denkens durch ihre Verwendung zum Lösen von tief eingreifenden Fragen des Lebens Durchsichtigkeit des Ausdrucks ebenso wie Reichthum des Inhalts zu geben.“ Mit der Mathematik machten ihn die Philosophiae naturalis principia mathematica Newton's zuerst näher bekannt. Später lernte er die Introductio

in analysim infinitorum von Euler kennen, und seitdem bildete das Studium der Schriften dieses berühmten Mathematikers Jahre lang seine Lieblingsbeschäftigung. In der angewandten Mathematik lernte er die Mechanik durch Lagrange kennen, die Optik durch Robert Smith und die Astronomie durch Bode. Die theoretischen Schriften der französischen Mathematiker, namentlich die von La Place, die théorie des nombres von Legendre und die analytischen Functionen von Lagrange hat er erst später kennen zu lernen Gelegenheit gehabt; ebenso die disqu. arithm. von Gauß. — Am 20. Sept. 1810 promovirte er bei der philosoph. Facultät auf Grund einer Dissertation über die Entstehung der trigonometrischen Functionen und wurde zugleich magister legens. Im Winterhalbjahr 1810/11 hielt er seine erste mathematische Vorlesung bei der Universität, und seitdem sind von ihm ununterbrochen bis zu der am 14. November 1816 erfolgten Aufhebung der Erfurter Universität in jedem Semester mathematische Vorlesungen gehalten worden. Außerdem hat er zu verschiedenen Zeiten auch Philosophie vorgetragen; so wurde er nach Lossius' Ableben damit betraut, die von demselben begonnenen Vorträge über Logik zu vollenden. Mathematische Vorträge sind von ihm, auch unabhängig von der Universität, bis zum Jahre 1826 in der Regel jeden Winter gehalten worden. Seine Zuhörer waren anfangs die Officiere der französischen Garnison, später die Mitglieder des topographischen Büreaus. Die Officiere der Erfurter Regimenter sind auf Veranlassung des Generallieutenants v. Jagow durch U. zum Besuche der Kriegsschule vorbereitet worden. Seine Ausbildung als Lehrer begann mit dem Jahre 1811, zu welcher Zeit ihm die Stelle eines Lehrers der Mathematik bei der unter Leitung des Directors Weingärtner zu Erfurt bestehenden Erziehungs- und Unterrichtsanstalt übertragen wurde. In dieser Stellung, der U. besonders die Ausbildung seiner Methode des Unterrichts verdankt, verblieb er bis zu der 1821 erfolgten Auflösung der Anstalt. Im März 1820 eröffnete er in Gemeinschaft mit seinem Bruder, dem kgl. Bauconducteur und späteren Hofagenten David Unger, eine „mathematische Privatlehranstalt", die bald zahlreiche Schüler hatte und selbst von Ausländern gern besucht wurde. Diese Anstalt wandelte er im J. 1834 in eine förmliche Realschule um, „um dem lange gefühlten Mangel einer wissenschaftlichen Bildungsanstalt für alle diejenigen, welche keine Universität besuchen wollen oder können, entgegenzukommen. Sie sollte allen, die Fabrikanten, Kaufleute, Künstler werden, oder sich dem Bau-, Berg-, Forst-, Steuer-, Postfach oder der Landwirthschaft widmen, genug, einen technisch praktischen Beruf ergreifen wollten, die nöthige wissenschaftliche Unterlage geben." (Vgl. Prof. Dr. Friedrich Zange, Realgymnasialdirector, Geschichte des Erfurter Realgymnasiums, in der Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des kgl. Realgymnasiums zu Erfurt 1894. S. 1—3 und 37.) Wenn auch die Idee der Realschulen, d. h. von Anstalten, welche eine hauptsächlich auf den sogenannten Realien (wie Geschichte und Geographie) beruhende höhere Bildung zu vermitteln geeignet sind, schon von August Hermann Francke ausgesprochen und verwirklicht und von einzelnen anderen Männern, wie Hecker in Berlin, weiter ausgebildet war, so ist doch die Einführung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Faches als didaktischen Centrums Unger's Verdienst. — Der ursprüngliche Aufschwung, den die Unger'sche Anstalt genommen hatte, erreichte bald infolge des Entstehens öffentlicher Realschulen in den thüringischen Nachbarstädten (Nordhausen, Gotha, Saalfeld, Meiningen, Eisenach) sein Ende, und da die Schule von keiner Seite pecuniäre Unterstützung erhielt, so mußte ihr Leiter infolge pecuniärer Schwierigkeiten seine Realschule nach zehnjährigem Bestehen Ostern 1844 auflösen. So wurde die Stadt Erfurt genöthigt, durch Begründung einer öffentlichen Realschule dem einmal anerkannten Bedürfnisse entgegenzukommen. Lehrer und Schüler der Unger'schen Privatanstalt gingen in

die provisorisch eingerichtete städtische Anstalt, deren Ziele höher gesteckt waren, als sie bei jener vorgeschwebt hatten, über. Der ursprüngliche Begründer der Schule mußte dabei wegen seiner jüdischen Confession auf die Leitung dieser öffentlichen Anstalt verzichten. Seitdem war er im Wege des Contractes als Lehrer der Mathematik in den obersten Classen beschäftigt, bis am 6. September 1848 seine definitive Anstellung erfolgte. Am 23. October desselben Jahres erhielt er seine Berufung als Oberlehrer; am 24. Mai 1849 wurde er zum Professor ernannt. Trotz der stets zunehmenden praktischen Thätigkeit hörte U. indessen nicht auf, in seiner Wissenschaft rüstig weiter zu forschen. Er machte die Litteratur der mathematischen Lehrbücher, ein Feld, das noch wenig angebaut war, zum Gegenstande seiner Arbeit und erweiterte dieselbe durch eine Menge werthvoller und praktischer Schriften über den Rechenunterricht (vgl. Eduard Jänicke, Der Rechenunterricht in der deutschen Volksschule I, S. 40, und über die anderen Zweige der niederen und höheren Mathematik. Sein erstes selbständiges Werk ist betitelt: „Vollständiges Handbuch der Arithmetik". 2 Bde. 1816. 2. Aufl. 1834. Kurze Zeit danach gab er ein Werkchen „Das Wesen der Arithmetik" heraus, welches das Ziel hatte, die wissenschaftliche Bedeutung der Arithmetik nachzuweisen. Dieses Buch hat die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen. Zu einer weiteren Ausbildung der Arithmetik in Beziehung auf Methode trugen noch bei Unger's „Arithmetische Unterhaltungen, bestehend in einer systematisch geordneten Sammlung von 800 algebraischen Aufgaben" u. s. w. (1812, 2. Aufl. 1832), sowie sein „Leitfaden für den Unterricht im Kopfrechnen als Grundlage eines zweckmäßigen Unterrichts im Rechnen überhaupt". (1842, 2. Aufl. 1851.) Einzelne Gegenstände der Arithmetik, die in dem System nur kurz erwähnt werden konnten, sind von U. ausführlicher behandelt worden in den beiden Werken: „Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände der Arithmetik, besonders für Kaufleute und Rechnungsbeamte", (1829) und „Neue Sammlung von Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände der Arithmetik" (1832). Zu seinen arithmetischen Schriften gehört endlich noch „Algebra für Geschäftsleute" (1828). — Die Ueberzeugung, daß die mathematische Analysis einer vollständig neuen Bearbeitung bedürfe, veranlaßte ihn zur Herausgabe seines „Handbuchs der mathematischen Analysis" in 4 Bänden 1824—27. Durch dieses Werk wurde zuerst die Aufmerksamkeit der Behörden, namentlich der kgl. Artillerie-Prüfungscommission auf Unger's Arbeiten gelenkt. Auch auf einigen russischen Universitäten ist es als Lehrbuch benutzt worden. — Die Geometrie ist von U. in gleicher Weise, wie die Arithmetik, in verschiedenen einander ergänzenden Werken bearbeitet worden. Von diesen fand die weiteste Verbreitung: „Die Geometrie des Euklid und das Wesen derselben, erläutert durch eine damit verbundene systematisch geordnete Sammlung von mehr als 1000 geometrischen Aufgaben u. s. w. Ein Handbuch der Geometrie für Alle, die eine gründliche Kenntniß dieser Wissenschaft in kurzer Zeit erwerben wollen". 1. Aufl. 1833; 2. Aufl. mit 550 Holzschnitten 1852. — Während das preußische Unterrichtsministerium sich veranlaßt sah, dieses Werk an Lehrer zur Benutzung zu empfehlen, und dasselbe auch im Auslande vielen Beifall fand, erfuhr es in den Heidelberger Jahrbüchern eine herbe Kritik. An Unger's geometrische Lehrbücher schließen sich: „Praktische Uebungen für angehende Mathematiker". 2 Bde. 1828/29. Die Artillerie-Prüfungscommission sprach den Wunsch aus, der Verfasser möge in gleicher Weise Gegenstände der angewandten Mathematik bearbeiten. So entstanden die von ihm herausgegebenen Uebungen aus der angewandten Mathematik, und zwar die „Uebungen aus der reinen und der angewandten Stereometrie" (1830) und „Uebungen aus der Statik und Mechanik der festen Körper für Techniker" u. s. w. 3 Bde. 1. Aufl. 1829—30, 2. Aufl. 1851—54.

Als zur Geometrie gehörend sind hier noch anzuführen: „Handbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie“ (1821), ferner: „Anfangsgründe der praktischen Geometrie nach dem Französischen des Lacroix“, welches einen Theil des großen kriegswissenschaftlichen Werkes von Bechstein bildet. — Es bleibt noch übrig zu nennen das „Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach dem Französischen des Lacroix“. — Didaktischer Natur ist Unger's Programmabhandlung von 1836: „Ueber den mathematischen Unterricht auf Realschulen“; rein wissenschaftlich sind die folgenden: „Das Wesen des geometrischen Satzes“ (1837); „Kurzer Abriß der Geschichte der Zahlenlehre von Pythagoras bis auf Diophant“ (1843); „Die Bedeutung der zwei Bücher des Apollonius von den Berührungen für die geometrische Analysis“ (1855.) Mit seiner pädagogischen und wissenschaftlichen Thätigkeit ist jedoch Unger's Wirksamkeit noch nicht abgeschlossen. Er hat auch im weiteren Sinne eine gemeinnützige Thätigkeit ausgeübt, indem er den Plan für die „Gothaer Lebens- und Feuerversicherung“ entwarf; der in diesem Institute herrschende Grundsatz der „Gegenseitigkeit“ war seine Lieblingsidee. Er gab ferner ein „Handbuch der Staatslotterieanleihen“ (1841) heraus und beschäftigte sich mit der Einrichtung von Sterbekassen („Belehrungen über Begräbnißcassenvereine“ 1854), indem er die Principien vorschrieb, nach welchen jene vielfach in ihrem Fortbestande bedrohten Einrichtungen zweckmäßig umgestaltet werden könnten. — Schließlich hat er für den „Ehrentempel“ die Biographieen von Leibniz und Kant bearbeitet. — Am 20. September 1860 feierte er das Jubiläum seines Eintritts in die Reihe der Docenten der Universität Erfurt (vgl. Programm der Realschule zu Erfurt 1862), und erhielt bei dieser Gelegenheit von den städt. Behörden das Ehrenbürgerrecht verliehen. (Vgl. A. Pick: „Ein Erfurter Ehrenbürger-Brief“. Ausstellungszeitung Erfurt 1894, 30. Juni. Nr. 51, S. 5.) — Am 30. October 1861 kam U. um seine Pensionirung ein; dieselbe wurde ihm in ehrenvoller Weise unter Verleihung des Rothen Adlerordens IV. Classe gewährt. Er starb am 1. November 1870. Die Züge seines Antlitzes sind durch ein von E. v. Hagen's Meisterhand für die Aula des Erfurter Realgymnasiums geschaffenes Oelgemälde verewigt. Albert Pick.

Unger: Eduard U., Genremaler und Zeichner, geboren am 4. Februar 1853 zu Hofheim in Baiern, kam um 1872 nach München an die Akademie zu Alexander Strähuber und Otto Seitz; hier machte er sich bald durch mehrere Zeichnungen und Aquarelle einen wohlverdienten Namen; dazu gehörten ein „Christbaum“, der „Antike Briefkasten“ und der „Recommandirte Brief“, insbesondere die reizvolle „Musik“ betitelte Composition, welche 1883 im Kunstverein für 3000 Mark angekauft wurde. In die weitesten Kreise drang sein Name durch den sinnigen Bildercyklus „Aus den vier Jahreszeiten“ (München 1880, bei Bruckmann), wozu Max Nonnenbruch den Text dichtete. Damit betrat der Künstler seine eigentliche Domäne, auf welcher er die größten Erfolge feierte: das Gebiet der Märchenwelt; was Kopisch als Dichter, leistete U. als Maler: Seine sprudelnde Phantasie spielte, wetteifernd und doch unabhängig von Fritz Reiß, Karl Gehrts und H. Vogel von Plauen, mit Gnomen, Zwergen und Elfen, welche die putzigsten Dinge treiben: Hier trabt so ein knuffiges, langgesporntes Männlein auf einer gezäumten Schnecke, da halten zwei auf Grillen reitende Kobolde ein hitziges Turney; da leiten lärmend und schreiend die Wichtelmännlein mit Schneckengespann auf einem sinnreich construirten Wägelein den Transport eines köstlichen Schwammerling — eine Scene, welche U. auch als Oelbild ausführte (eine Reproduction befindet sich im 4. Heft von Hanfstängl's „Kunst unserer Zeit“, 1890). Ebenso ergötzlich ist die schwere Mühewaltung der Osterhasen, welche ihre bunten Eier noch rechtzeitig auf den Markt zu liefern hasten. Dann die „Neujahrs-Uhr“, der „Herzens-Photograph“,

der „Gnom als Briefschreiber", die „Ritter vom Eichelnapf und Pilz", der Eisenbahnzug der Erdgeister, ihre Omnibusfahrt mit Heupferden, dann „Jahrmarktspiel" der leichtbeschwingten, anmuthigen Amoretten, die ebenso lustig und emsig den Preßbengel schwingen und am Setzerkasten hantiren, wie auf der Radirplatte mit Aetzen ihre universelle Kunst bewähren. Es sind kleine, oft nur wenige Centimeter umspannende Vignetten, aber deliciöse Leistungen der fröhlichsten, immer höchst elegant und graziös scherzenden Laune. So schuf U. unermüdet und immer neu eine Unzahl von Illustrationen, Vignetten und Croquis, viele Kopfbogen und Zierleisten für illustrirte Zeitschriften, darunter die „Zwölf Monate" (in doppelter Bearbeitung) u. s. w. Auch größere Wandmalereien hat U. ausgeführt, so im Café Gaßner zu München und im Café Bauer zu Halle an der Saale. Die Ansicht seines trauten Ateliers ist in „Vom Fels zum Meer" (2. Heft, 1889/90) gegeben. U. starb infolge eines Herzleidens am 4. August 1894 während eines Sommeraufenthaltes zu Brannenburg. Eine Auswahl seiner originellen Entwürfe und Skizzen erschien auf der Münchener Februar-Ausstellung im Glaspalast 1894. Eine Reproduction in Albumform wäre das schönste und gewiß wohlverdiente Denkmal für diesen in seiner Art unvergleichlichen Meister.

Vgl. Kunst f. Alle. 1894. 23. Heft Nr. 237. Allgem. Ztg. vom 28. August 1894. — Bericht des Münchner Kunstvereins für 1894.

Hyac. Holland.

Unger: Hofrath und Professor Dr. Franz v. U., berühmter Botaniker auch auf dem Gebiete der Phytopaläontologie, erblickte am 30. November 1800 auf dem südsteiermärkischen Gut Amthof als Sohn eines schlichten Gutsbesitzers das Licht der Welt. Nach einer sorgfältigen Jugenderziehung erst auf dem Gymnasium in Graz, dann im Convict des Stiftes Admont bezog U. die Universität Graz, um sich nach dem Wunsche seines Vaters der Rechtswissenschaft zu widmen. Doch schon als Knabe liebte U. allerlei Naturgegenstände zu sammeln. Diese Neigung, wahrscheinlich verstärkt durch den Umgang mit seinem Jugendfreunde, dem später rühmlich bekannten Botaniker, Kreisarzt in Salzburg, Sauter, sowie mit dem Botaniker und Secretär des Erzherzogs Johann Zahlbruckner und dem Mineralogen Anker in Graz zog ihn bald von dem Studium der Rechtswissenschaft zu jenem der Naturkunde hinüber. U. siedelte deshalb im Herbst 1821 erst an die Universität Wien und 1822 an jene in Prag über, um ausschließlich mediciniſche und naturwissenschaftliche Studien zu betreiben. Auf einer größeren Reise durch Norddeutschland fand er Gelegenheit, mit vielen damals berühmten Naturforschern wie Oken, Carus, Hornschuch u. A. persönliche Bekanntschaften anzuknüpfen und wurde durch den Umgang mit studentischen Kreisen auf verschiedenen Universitäten bei seiner ohnehin zum Schwärmerischen geneigten Natur von den damals weit verbreiteten Freiheitsidealen mächtig erfaßt, was er auch äußerlich offen zur Schau trug. Dies wurde die Veranlassung, daß U., nachdem er 1823 nach Wien zurückgekehrt war, als der Geheimbünderei und des Vaterlandsverraths verdächtig sieben Monate lang in Untersuchungshaft bis Juli 1824 gehalten wurde. Nach seiner Freilassung setzte U. mit neuem Eifer in Wien seine Studien fort und trat nun in nähere Beziehung zu den Botanikern Baron v. Jacquin und insbesondere zu Endlicher, der ihn eng an sich fesselte und in seinen Bestrebungen wesentlich förderte. Schon damals machte U. die wichtige Entdeckung der Schwärmsporen bei Vaucheria clavata (Nov. Act. Acad. Leop.-Carol. Bd. 13.) Im J. 1827 promovirte er mit der allerdings etwas überschwänglich phantastisch verfaßten Inauguraldissertation: „Anat. physiol. Untersuchung über die Teichmuschel". Dann übte U. zuerst die mediciniſche Praxis von 1828 an in Stockerau aus und wurde 1830 von hier an Dr. Sauter's Stelle nach Kitzbühel in Tirol als Landgerichtsarzt berufen. Hier

setzte er seine botanischen Studien, denen sich auch geologische zugesellten, namentlich durch fleißiges Sammeln von Pflanzen mit Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie wuchsen, mit vielem Eifer fort. Durch eine Reihe meist mit vortrefflichen, von ihm selbst gefertigten Zeichnungen versehener Publicationen, in denen er seine naturphilosophischen, oft recht phantastischen Ansichten über die thierische Natur gewisser sich freibewegenden Pflanzengebilde, z. B. Sporidien, Samenfäden u. s. w. zu beweisen suchte, lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich, sodaß, als die Professur der Botanik am Johanneum in Graz frei wurde (Nov. 1835), U. zum Professor der Botanik und Zoologie und zugleich zum Director des botanischen Gartens daselbst ernannt wurde. Hier unermüdlich forschend veröffentlichte er eine epochemachende Schrift pflanzengeographischen Inhalts über den Einfluß des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse nach den schon in Kitzbühel angestellten Beobachtungen. Er unterschied hierin, je nachdem gewisse Pflanzenarten nur auf ganz bestimmten chemisch zusammengesetzten Gesteinen gedeihen, „Bodenstäte“, oder aber zwar nicht einer einzigen Bodenart allein angehören, jedoch bestimmte allen andern vorziehen „Bodenholde“ oder endlich auf jeder Art Boden wachsen „Bodenwage“. Damit hatte U. als Erster die Grundlage zur Erkenntniß der Abhängigkeit der Pflanzenart von der Natur des Bodens, auf dem sie vorkommen, gelegt. Es ist bemerkenswerth, daß schon damals U., der sich bereits zu jener Zeit mit Pflanzenversteinerungen befaßt hatte, von verkieselten Pflanzenstämmen durchsichtige Schliffe herstellte, um die Holzstructur zu erkennen. Solche Dünnschliffe von Gesteinen, deren erste Anfertigung man gewöhnlich Sorby zuschreibt, sind schon 1837 von U. in großartigem Maaßstabe geliefert worden.

Neben anderen Publicationen ragt die im J. 1838 erschienene Schrift „Aphorismen zur Anatomie und Physiologie der Pflanzen“ ganz besonders dadurch hervor, daß U. in derselben zuerst die Idee eines auf anatomischer Grundlage aufgebauten Pflanzensystems entwickelte, wie dies dann durch Endlicher später weiter ausgeführt wurde. Eine von der Petersburger Akademie gekrönte Preisschrift (1840) setzt den Bau des Dikotyledonenstammes in vortrefflicher Weise auseinander, allerdings nicht ohne einen gewissen phantastischen Beigeschmack, indem er z. B. die Knospen als Pflanzenindividuen bezeichnet welche als Schmarotzer auf dem Mutterstamm leben u. s. w. Mit diesem Jahre beginnen auch Unger's größere, langvorbereitete phytopaläontologische Veröffentlichungen mit der Schrift über ein Lager vorweltlicher Pflanzen in Schichten auf der Stangalpe, die er richtig als zur carbonischen Flora gehörig erkannte. Schon 1841 folgt ein sehr umfassendes und grundlegendes phytopaläontologisches Werk: „Chloris protogaea“, das er bis 1847 fortsetzte. Es enthält in mehreren Abtheilungen Skizzen einer Geschichte der Vegetation in den verschiedenen erdgeschichtlichen Perioden, dann eine systematische Zusammenstellung der damals bekannten fossilen Pflanzen und ihrer Zugehörigkeit zu den verschiedenen Formationen, endlich eine Beschreibung von über 1600 Arten von Pflanzenüberresten. Dieses Werk allein gereicht dem Verfasser zu unvergänglichem Ruhme. Ihm schließen sich die Schriften über fossile Pflanzen und Insecten von Radoboj (Nov. act. Leop. Carol. 1842 Vol. 19) und über die Untersuchung fossiler Stämme und holzartiger Gewächse (Neues Jahrb. f. Min., Geogn. und Petref. 1841, 149) als inhaltsverwandte Monographien an.

Mit Endlicher war U. seit seinem Wiener Aufenthalte in regem wissenschaftlichen Verkehr geblieben, der 1843 eine wichtige gemeinsame Arbeit „Grundzüge der Botanik“ zeitigte. In diesem Werke, welches damals als eines der besten und umfassendsten Lehrbücher der Botanik geschätzt wurde, hatte U. die Bearbeitung des anatomisch-physiologischen Theils besorgt und die vorzüglichen

Zeichnungen selbst angefertigt. Eine Reise, welche U. 1845 unternahm, brachte ihn mit den berühmten Gelehrten Heer in Zürich, Pet. Merian in Basel, W. P. Schimper in Straßburg, Alex. Braun in Karlsruhe, Martius in München u. A. in persönlichen Verkehr und bereicherte seine Bestrebungen mit einem großen Schatz neuer Anregungen, nachdem seine so mühsame wie geschickt ausgeführte Schrift „Synopsis plantarum fossilium“ 1845, in welcher er 1648 Arten von Pflanzenversteinerungen in natürliche Ordnungen und Geschlechter einzureihen versucht hatte, zur Veröffentlichung gelangt war. Eine Erweiterung und Vervollständigung früherer Publicationen bildeten die Schriften „Grundzüge der Anatomie und Physiologie der Pflanzen“ 1846 und „Beiträge zur Bodenstätigkeit gewisser Pflanzen“ 1848. Besonders erfolgreich waren seine Studien über Fossilreste von Pflanzen, von denen er 141 Arten in der Braunkohlenablagerung von Parschlug sammelte und beschrieb, dadurch, daß er in diesen den Typus einer nordamerikanischen Flora nachzuweisen vermochte. Mit Endlicher's Tod in Wien trat eine wesentliche Aenderung in Unger's Lebensgang ein; er wurde an Endlicher's Stelle als Professor für Pflanzenanatomie und -Physiologie nach Wien berufen, wo er jedoch unter dem Druck der großstädtischen Verhältnisse sich nie recht heimisch fühlte und sehr zurückgezogen nur für seine Arbeiten lebte, welche unentwegt einen fruchtbaren Fortgang nahmen. Zunächst vervollständigte er seine früher publicirte Schrift Synopsis durch das Werk: „Genera et species plantarum fossilium“, in welchem statt der früheren 1648 Arten nunmehr 2421 aufgezählt werden. Noch mehr Aufsehen in größeren Kreisen fand seine 1851 erschienene Schrift „Die Urwelt und ihre verschiedenen Bildungsperioden“, in welcher er versuchte, durch 14 große, von Kuwasseg nach seinen Entwürfen gezeichneten bildlichen Darstellungen mit Erläuterungen die verschiedenen Entwicklungsabschnitte der Erdgeschichte in idealisirten Landschaften mit Thierstaffagen zu versinnlichen. Wenn auch diese Vegetationsbilder der Vorzeit, in denen sich Hypothetisches und Phantastisches mit direct Beobachtetem vermengt zeigt, einer strengen wissenschaftlichen Kritik nicht Stand halten können, so trugen sie doch erstaunlich viel dazu bei, auf die weitesten Kreise anregend und belehrend einzuwirken; sie machten Unger's Namen in allen Ländern bekannt. Eine Fortsetzung dieser mehr populären Schilderungen enthält die Schrift: „Versuch der Geschichte der Pflanzenwelt“ 1852, in welcher U. eine eingehende Schilderung des Lebens und Bestandes der Pflanzenwelt durch alle Zeiten und nach allen ihren verschiedenen Veränderungen zu entwerfen bestrebt war. Es ist sehr bemerkenswerth, daß U. in dieser Schrift Darwin vorauseilend bereits deutlich ausspricht, naturgemäß müsse man annehmen, eine Pflanzenart könne nur aus einer anderen früheren hervorgegangen sein und die Pflanzenwelt der Gegenwart könne nur als einstweilig letztes Moment dieser fortschreitenden Entwicklung aufgefaßt werden. In einem weiteren Schriftchen „Versuche über Generatio aequivoca“ bekämpft er lebhaft die Möglichkeit einer mutterlosen Zeugung. Je mehr jedoch U. durch diese namentlich populären Darstellungen seinen Ruhm als gelehrter Schriftsteller vergrößerte, um so mehr machte er sich bei der Jesuitenpartei und den fanatischen Clerikalen verdächtig, welche ihn in der schmählichsten Weise als Gottesverleugner, Pantheist und Verderber der Jugend öffentlich zu brandmarken versuchten, ohne daß es U. gelang, den entsprechenden staatlichen Schutz zu finden. Seine Freunde riethen ihm daher, Wien zu verlassen und vielfach an ihn von auswärts ergangenen Berufungen zu folgen. U. aber konnte sich aus inniger Anhänglichkeit an sein liebes Heimathland nicht hierzu entschließen. Er zog sich immer mehr von dem Verkehr mit der Außenwelt zurück und vertiefte sich um so intensiver in die Fortsetzung seiner bisherigen Forschungen, wie zahlreiche in den folgenden Jahren erschienene Schriften beweisen, zu welchen auch die im J. 1858 unter-

nommene Reise nach Aegypten und Syrien, dann 1860 nach den jonischen Inseln und Griechenland, sowie 1864—1865 und 1866—1867 nach Dalmatien reichen Stoff lieferten. Während dieser Zeit hielt U. auch mehrfach populäre Vorträge in Wien und Graz, in welchen er zur Erklärung der Pflanzenverwandtschaften von Europa mit der Flora in Nordamerika eine zwischen beiden Erdtheilen liegende, jetzt versunkene Landschaft, „Atlantis“ construirte und ein Neuholland in Europa schilderte. Bereits begann er zu kränkeln und kam deshalb um Enthebung von seiner Professur ein, die ihm 1868 ertheilt wurde. Er selbst schrieb 1869: „Seit einem Jahre lebe ich in stiller Zurückgezogenheit sehr vergnügt und gesünder als früher in Graz.“ Auch wissenschaftlich bleibt U. thätig, bis ihn in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar 1870 in Graz der Tod ereilte.

Es konnten im Vorausgehenden von Unger's 170 erschienenen Schriften — abgesehen von kleineren Berichten und Recensionen — nur einige der wichtigsten namhaft gemacht werden. Sie alle einzeln aufzuzählen, fehlt hier der Raum, nur muß gesagt werden, daß sie alle dazu beitragen, U. als Entdecker großer Wahrheiten, als Leuchte der Wissenschaft und Lehrer der Menschheit, wie ein Nekrolog sich ausdrückt, erkennen zu lassen. Unger's in der Wissenschaft hochgeachteter Name wurde durch die Benennung einer baumartigen Pflanzengattung Ungeria und durch zahlreiche Bezeichnungen einzelner Pflanzenarten mit dem Beiwort „Ungeri“ verewigt. Die Akademien der Wissenschaften in Wien, Berlin und München und 27 gelehrte Gesellschaften zählten ihn zu ihren Mitgliedern. Am Schluß seines Lebens erhielt er das Ritterkreuz der eisernen Krone und den Hofrathstitel.

Reyer, Leben und Wirken des Naturforschers Dr. Franz Unger, Graz 1871. — Leitgeb, Fr. Unger, Gedächtnißrede. 1870. W. v. Gümbel.

Unger: Friedrich Wilhelm U., Germanist und Kunsthistoriker, geboren am 8. April 1810 zu Hannover, † am 22. December 1876 zu Göttingen. U. stammte aus einer hannoverschen Beamtenfamilie. Sein Urgroßvater war Bürgermeister von Münden zur Zeit des siebenjährigen Krieges, dessen Bruder Bürgermeister von Göttingen, außer durch seine Schicksale während der französischen Occupation der Stadt bekannt durch seine Schrift: von der Ordnung der Fruchtpreise (Göttingen 1752). Unger's Vater, Consistorialsecretär in Hannover, starb früh (1821) und hinterließ den Sohn unter der Vormundschaft der Mutter und eines Mannes, der damals eine für Deutsche und Engländer bestimmte Erziehungsanstalt in Wülfel bei Hannover leitete, später als Moorcommissär Wehner in der staatsgrundgesetzlichen Opposition oft genannt, in den letzten Jahren seines Lebens wegen eines Betruges, den er gegen seinen zweiten Mündel, Unger's jüngern Bruder, verübt haben sollte, vom Schwurgericht zu Hannover zur Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. U., in der Erziehungsanstalt seines Vormundes, der sich damals des besten Rufes erfreute, vorgebildet, trat 1827 in das unter Döring's Leitung stehende Gymnasium in Gotha ein und bezog zwei Jahre später die Universität Göttingen. Seine Neigung ging auf die Kunst, der Wille der Mutter bestimmte ihn zum Studium der Rechte; und nur soviel erreichte er nach zwei Jahren durch die Fürsprache Wehner's, daß ihm die Mutter probeweise die Fortsetzung seiner Studien auf der Malerakademie in München gestattete. Hier lernte U. seine nachherige Frau kennen und kehrte auf den Rath seines Schwiegervaters, des Regierungsraths Wurm, der selbst ein tüchtiger Kunstkenner war, nach anderthalbjährigem Aufenthalte zu den verlassenen juristischen Studien zurück. Er schloß sie im Frühjahr 1834 mit der Wehner gewidmeten Dissertation: de duorum praecipuorum jurisprudentiae apud veteres systematum

indole atque origine ab und trat in den hannoverschen Staatsdienst ein. Als Auditor verheirathete er sich und wurde nach absolvirtem zweiten Examen im Herbst 1837 Assessor. Der Jurisprudenz, der er bisher nur mit halbem Herzen angehörte, wurde er ganz gewonnen durch die Bekanntschaft mit den Arbeiten Eichhorn's und der übrigen Germanisten, die er erst nach der Universitätszeit gemacht zu haben scheint. Um mit der Universität wieder in Berührung zu kommen, ließ er sich im Mai 1838 an das Amt Göttingen versetzen und habilitirte sich zugleich Ostern 1840 als Privatdocent für deutsches und öffentliches Recht. Als schriftstellerisches Ziel hatte er sich eine geschichtliche Entwicklung der Staatsverfassung des Königreichs Hannover vorgesetzt. Davon ist aber nicht mehr erschienen als die kleine die karolingische Zeit noch umfassende Schrift: „Geschichte des öffentlichen Rechts in den Landen zwischen Niederrhein und Niederelbe“ (1839). Für öffentliches Reden wenig begabt, zu einer Zeit auftretend, da die Studentenzahl Göttingens gering und an Docenten für die germanistischen Fächer kein Mangel war, hatte U. mit seinen Vorlesungen, die deutsches Privatrecht, deutsche Alterthümer betrafen, nachher Rechtsencyclopädie und deutsches Staatsrecht bevorzugten, das auch einmal mit Völkerrecht verbunden wurde, wenig Erfolg. Dem Kreise jüngerer Universitätslehrer, der damals in Göttingen beisammen war und Männer wie W. Planck, O. Mejer, Schaumann, W. Müller, Lott, Wieseler, Rüete umfaßte, hatte U. nicht bloß geselligen Verkehr und treue Freundschaft, sondern auch mannichfaltige wissenschaftliche Anregung zu danken. Wenn ihn Planck zur Herausgabe des Richtsteig Landrechts veranlaßte, so war Rüete sein Berather in den früh angestellten Untersuchungen über die Harmonie der Farben. Unger's litterarische Thätigkeit in dieser Zeit war ungemein rege, aber ausschließlich juristisch-germanistischer Art. Es folgten sich rasch: „Die altdeutsche Gerichtsverfassung“ (1842), „Die Geschichte der deutschen Landstände“ (2 Thle., 1844), die Ausgabe des Richtsteig Landrechts nach einer Hs. der Göttinger Bibliothek (1847), die Abhandlung über den gerichtlichen Zweikampf (in den Göttinger Studien Bd. 2, 1847) und „Römisches und nationales Recht“ (1848), eine kleine Schrift, die den Gegensatz vornehmlich an dem Kampfe zwischen römischem und nationalem Recht im Königreich Castilien darstellt: alles Arbeiten, die sich zeitgemäße Aufgaben gestellt haben, auch mit Fleiß und Quellenkenntniß verfaßt sind, aber doch wegen ihres Mangels an Gestaltungskraft wenig in die wissenschaftliche Entwicklung eingegriffen haben. In der Einsicht, daß sich mit seinen Arbeitsplänen und Neigungen die Beamtenthätigkeit auf die Dauer nicht vereinigen ließ, gab er seine Stellung als Assessor auf und trat 1845 bei der Göttinger Bibliothek als Secretär ein, mußte aber deren damaligen Vorschriften entsprechend dem akademischen Lehramt entsagen. Das Jahr 1848, dem er mit einer kleinen Flugschrift: „Das deutsche Parlament und der monarchische Gedanke“ seinen Tribut bezahlte, macht einen Einschnitt in seine wissenschaftliche Thätigkeit. Die Rechtswissenschaft verschwand so vollständig, daß ihm seine eigenen Bücher gänzlich fremd wurden. An ihre Stelle trat die Kunstwissenschaft, der er, als er die Kunstübung hatte aufgeben müssen, seine Liebe, die durch die Schätze der Bibliothek neue Nahrung fand, bewahrt hatte. Sie ermöglichte ihm auch unter geänderten Verhältnissen die Rückkehr zur Universität. 1858 habilitirte er sich als Privatdocent für Kunstgeschichte und erwarb sich das Verdienst, diesen seit langer Zeit dem akademischen Unterricht in Göttingen entfremdeten Zweig der Wissenschaft aufs neue einzubürgern. Die aufopfernde Thätigkeit, die er auf den spärlich, wenn auch dankbar besuchten Unterricht verwandte, erhielt eine späte Anerkennung, als er 1862 unter Beibehaltung seiner Bibliothekarstellung zum außerordentlichen Professor für Kunst und Kunstgeschichte ernannt und mit der Aufsicht über die akademische Kunstsammlung betraut wurde.

Nachdem er im Sommer 1850 die Gallerien Italiens bereist, hatte er sich bald auch in dem neuen Gebiete seiner Thätigkeit litterarisch angesiedelt. Von einem Gesetz der Farbenaccorde, das er gefunden zu haben glaubte, hatte er schon 1852 in Poggendorff's Annalen eine kurze Mittheilung gemacht, eine ausführlichere Darstellung in der Schrift: „Die bildende Kunst, ästhetische Betrachtungen über Architektur, Sculptur und Malerei für Künstler und Kunstfreunde“ (1857) gegeben. Ein für Vorlesungen bestimmter Grundriß: „Uebersicht der Bildhauer- und Malerschulen seit Constantin d. G.“ (1860) bildet den Uebergang zu Unger's verdienstvollsten Arbeiten. Die umfassenden Artikel über gothische Baukunst und Bildkunst und über die byzantinische Kunst und ihren Einfluß auf das Ausland in Thl. I, Bd. 75 und Bd. 84 der Ersch- und Gruberschen Encyclopädie mögen als Beispiele einer Reihe hier niedergelegter kunsthistorischer Darstellungen gelten. Die geschichtliche Erforschung der byzantinischen Kunst wurde zuletzt mehr und mehr der Mittelpunkt seiner Studien, so wenig auch der durch jeden neuen Fund angeregte und zu eigenen Untersuchungen und Combinationen geführte Mann zur Einseitigkeit geneigt war. In Benfey's Zeitschrift Orient und Occident veröffentlichte er 1863 eine größere Abhandlung über die Bauten Constantin's am heiligen Grabe zu Jerusalem, die die Idee vertrat, die Constantinische Grabkirche sei in der heutigen Omar-Moschee zu suchen. Eine neue Reise nach Italien im Sommer 1865 galt insbesondere Ravenna. Erst nach seinem Tode erschienen: „Die Quellen der byzantinischen Kunstgeschichte“, von U. ausgezogen, übersetzt und erläutert, hauptsächlich die Baugeschichte Constantinopels betreffend. Ihr Herausgeber, Chmelarz, in den Quellenschriften zur Kunstgeschichte des Mittelalters Bd. XII (Wien 1878), rühmt ihnen nach, daß erst Unger's bewundernswerther Fleiß, seine große Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit ein klares Bild der byzantinischen Kunstentwicklung zu gewinnen möglich gemacht habe. Zur Kennzeichnung seines Wesens darf endlich die kleine Schrift: „Göttingen und die Georgia Augusta“ (1861) nicht übergangen werden, eines der liebenswürdigsten und inhaltreichsten Bücher dieses Gebiets, voll der brauchbarsten historischen Kenntnisse und treffender eigener Beobachtung, von jenem Humor durchzogen, der dem Verfasser so wohl anstand. Das Leben hatte es ihm nicht leicht gemacht. Inmitten aller seiner Sorgen und Widerwärtigkeiten hatte er in seiner stillen treuen Weise fortgearbeitet und sich doch schließlich zu dem durchgerungen, was seinem Genius entsprach und ihm einen ehrenvollen Platz in der Wissenschaft sichert.

O. Mejer, ein Lebenslauf, in den Culturgesch. Bildern aus Göttingen (Hannover 1889). — Chmelarz in der Einleitung zu der angef. Ausgabe. — Göttingen und die Georgia Augusta S. 86 ff. — Roscher, Gesch. der Nat.-Oekonomik S. 424. — Mohl, Gesch. u. Litt. der Staatswiss. II, 327. — Homeyer, Richtsteig Landr. S. 74. — Eigene Erinnerungen.

F. Frensdorff.

Unger: Friedr. Gottl. U., 5. Sohn von Joh. G. U. (s. S. 296), geb. in Berlin 1753. Er lernte das Buchdrucken beim Hofbuchdrucker Decker, wandte sich aber ziemlich frühzeitig dem Formschneiden zu. Seine beiden ersten Veröffentlichungen, in denen er Proben seiner Kunst ablegte, gehören dem Jahre 1779 an. Die eine, in Breslau erschienene „Sechs Figuren für die Liebhaber der schönen Künste“ mit einer Abhandlung F. J. Wippel's über märkische Formschneider, in der auch über U., Vater und Sohn ein paar Worte vorkamen, enthielt nach Zeichnungen Meil's höchst charakteristisch aufgefaßte und lebendig durchgeführte Straßentypen: Lumpensammler, Bettler, Trinker. Die andere, in Berlin veröffentlicht: „Schattenrisse sechs Berlinischer Gelehrter in Holz geschnitten“ und zwar: Engel, Krünitz, Oerlichs, Ramler, Spalding, Teller gab individuell gehaltene Porträts.

Den Kunstblättern stellte er eine kurze Bemerkung voran, des Inhalts, daß er nicht, wie ein Hamburger Vorgänger nach wirklich metallenen Platten auf eine besondere Art gestochen und geätzt, sondern diese Manier in Holzschnitt nachgeahmt habe, was für den Kupferstecher den Vorzug besitze, „daß viele tausend Abdrücke von einer Platte, ohne sie nachzustechen, gemacht werden könnten“. Eine ziemliche Anzahl anderer Holzschnitte wurde später von U. herausgegeben: Vignetten verschiedenster Art, Kinderspiele, geschichtliche Darstellungen; sie sind bei Nagler 19, 244 verzeichnet, können aber nicht einzeln aufgezählt werden. U. brachte sein Leben ohne größere Unterbrechungen in Berlin zu. Er war ein unternehmender Drucker. Die von ihm erfundenen besseren in Stahl geschnittenen Typen, die s. g. Unger'schen Lettern, die er auch durch eine kleine Schrift empfahl, durch welche die Ecken weggeschafft wurden, das Ganze an Helle und Deutlichkeit gewann, bedeuteten für Deutschland eine Reform, konnten aber weder an Schönheit noch an Deutlichkeit die Didot'schen, mit denen sie wetteifern wollten, erreichen. Auch eine allgemeine Einführung dieser Typen in Deutschland, auf die er wol gehofft hatte, konnte U. nicht durchsetzen. Eine von ihm herrührende Schrift: „Innere Verfassung der Unger'schen Buchdruckerei“ (o. O. u. J.) ist im Katalog der Berliner k. Bibliothek verzeichnet, leider aber verloren. Ebenso wenig zugänglich war mir eine 1791 erschienene Schrift Unger's: „Vorschlag wie Landkarten auf eine sehr wohlfeile Art können gemeinnütziger gemacht werden. Mit einer Karte von neuangelegten Orten im Oppelnschen Kreise“, aus deren Titel man jedenfalls schließen darf, daß U. auch für diese Veröffentlichungen Reformen vermittelst der Holzschneidekunst plante und mit deren Ausführung begann.

Außer als Holzschneider und Drucker, sowol für den Verlag der Collegen als für seinen eignen war U. als Schriftsteller und Verleger thätig. Seine Schriftstellerei war freilich nur eine gelegentliche. Außer den vorher erwähnten technischen Broschüren, denen noch zwei Abhandlungen über Buchhandel, Buchdruck, Holzschneidekunst (Monatsschrift der Künste und mechanischen Wissenschaften 1788) hinzuzufügen sind, rühren zwei kleine Schriften von ihm her. Sie standen im Zusammenhange mit den beiden berüchtigten Edicten am Anfange der Regierung Friedrich Wilhelm II., dem Censur- und Religionsedict. Jenes veranlaßte ihn zu der Broschüre: „Einige Gedanken über das Censuredict“ (Berlin 1789). Er rügte darin die durch die Censur dem Drucker auferlegten Kosten und Zeitversäumnisse und bemängelte namentlich den Paragraphen des Edicts, der einzelne dem Censor entgangene Stellen für nachträglich straffällig erklärte und Privatpersonen berechtigte, wegen Beleidigungen Verleger und Drucker zur Rechenschaft zu ziehen. Dieses rief die merkwürdige Schrift hervor: „Proceß des Buchdruckers U. gegen den Oberconsistorialrath Zöllner in Censurangelegenheiten wegen eines verbotenen Buches“ (Berlin 1791). Es handelt sich darin um die Schrift des ersten reformirten Predigers an der Jerusalemerkirche in Berlin J. G. Gebhard (1743—1802): „Prüfung der Gründe des Verfassers der Schrift: Ist ein allgemeiner Landeskatechismus nöthig?“, die nach Schmidt-Mehring's Angabe wirklich 1796 bei U. erschien, die aber ursprünglich, nachdem sie von Zöllner ein günstiges Urtheil erhalten und das Imprimatur erlangt, durch Wöllner verboten worden war. Da U. aufgegeben war, sich wegen Erstattung der Druckkosten an Gebhard und Zöllner zu halten, so verklagte er beide, wurde aber in beiden Processen abgewiesen. Alle Anklage-, Vertheidigungsschriften, Entscheidungen sind nun mit einigen weniger bedeutenden Beigaben in der Schrift gedruckt. In dieser kam es U. nicht darauf an, sich das Geld, auch wenig darauf, sich Recht zu verschaffen, sondern es war ihm hauptsächlich darum zu thun, gegen die Ungerechtigkeit des Religionsedictes Front zu machen. Daher

ging Zöllner, der Beklagte, eines der Häupter der Berliner Aufklärung als Sieger aus der Schrift hervor, die Hauptstelle war S. 126—134, in der die Berechtigung von Zöllner's Imprimaturertheilung gegeben wurde, eine Glorification der Grundsätze der Aufklärung. — U. als Buchhändler vertrat die freisinnige Richtung in Litteratur, Religion, Politik. Die vornehmen Zeitschriften, wie die „Jahrbücher der preußischen Monarchie", Woltmann's „Geschichte und Politik", der Kalender der Akademie erschienen bei ihm. 1784 versuchte er, den beiden älteren dreimal wöchentlich erscheinenden Berliner Zeitungen eine dritte, die täglich ausgegeben werden sollte, entgegenzusetzen, wurde aber mit seinem Gesuche abgewiesen mit der Begründung, daß die vorhandenen Zeitungen das Bedürfniß reichlich deckten, daß aber der Censurbehörde eine so große Vermehrung ihrer Arbeitslast nicht zugemuthet werden könnte. — Unger's Verlag beschränkte sich durchaus nicht auf Erzeugnisse Berliner Schriftsteller. Mit Schiller (vgl. Schiller's Geschäftsbriefe ed. Goedeke 1875 von S. 199 an) stand U., seitdem Göschen und Crusius zurückgetreten waren, in nahem Verkehr. „Agnes von Lilien", der Roman von Schiller's Schwägerin erschien bei ihm; von einem „deutschen Theater", das Schiller herausgeben sollte, einem Theaterkalender, der Bearbeitung eines chinesischen Romans, dem Text zu einem historischen Kalender war die Rede (doch kam davon nichts zu Stande); zu Unger's „Sammlung der Romane" gab Schiller's Gattin einzelne Beiträge. Die „Jungfrau von Orleans" erschien als Kalender bei U. Zwischen dem Buchhändler und Dichter kam es auch zu persönlicher Annäherung; U. schickte Geschenke, machte Besorgungen; er zeigte sich bereit, Schiller's Stücke an Theater zu verkaufen, womit er freilich kein Glück hatte. Zu dem von Halem herausgegebenen Journal „Irene" wußte sich U. von Schiller und Goethe Beiträge zu verschaffen, trotz Schiller's Ingrimm über den Herausgeber und seine Genossen, vgl. Brief an Goethe vom 17. März 1802. Denn auch mit Goethe, den er 1800 in Leipzig kennen lernte, stand U. in geschäftlicher Beziehung. Goethe's „neue Schriften" 7 Bände, die zweite Ausgabe, die Goethe überhaupt veranstaltete, Wilh. Meister und die neuen Gedichte enthaltend 1791—1800, erschienen bei ihm, auch der „römische Carneval" war von ihm veröffentlicht worden, auf Goethe's Veranlassung hatte er 1798 auch eine englische Uebersetzung der Iphigenie übernommen. Zu den sieben schon früher bekannten Briefen Goethe's von 1798—1803 sind in den Briefbänden 10—12 der großen Weimarer Goetheausgabe vier bisher unbekannte von 1795 bis 1797 hinzugekommen. Sie beweisen ein freundliches Verhältniß des großen Schriftstellers, beziehen sich im wesentlichen auf die schon erwähnten „Neuen Schriften" Goethe's, über deren Inhalt und Fortschreiten sie gute Nachrichten geben. Eine von Goethe angebotene französische Uebersetzung Wilh. Meisters durch den Franzosen de Pernay lehnte U. ab. Dagegen wäre er gern auch der Verleger von Goethe's naturwissenschaftlichen Schriften geworden. Er übermittelte Goethe gern Berliner Erzeugnisse, z. B. Zeichnungen Schadow's und empfing dafür außer freundlichem Dank manche Mittheilungen aus Goethe's Treiben. U. war seit 1800 Mitglied der Akademie der Künste, zu deren Senat er gehörte, Professor der Holzschneidekunst, starb am 26. December 1804.

Nagler, a. a. O. — Schmidt u. Mehring, Neuestes gelehrtes Berlin 1795, II, 245 ff. — Notizen bei Meusel, Geiger, Berlin passim bes. I, 406 ff. II, 12. Ludwig Geiger.

Unger: Friederike Helene U., Frau von F. G. U. (s. oben) geborene v. Rothenburg, geb. in Berlin 1751. Das Jahr ihrer Verheirathung ist nicht bekannt, seit 1782 tritt sie bis zu ihrem Tode, am 21. September 1813, als Schriftstellerin auf, theils mit ihrem Namen, häufiger ohne diesen; gelegentlich arbeitete sie auch mit ihrem Manne zusammen. Sie schrieb viele kleine Auf-

sätze in Berliner Zeitschriften über historische und ökonomische Gegenstände. Nur letztere haben, wenn sie nicht zu wortreich sind, einige Bedeutung, weil sie einen Blick auf die damaligen Zustände und Verhältnisse gestatten, z. B. der über das Verderben des Gesindes: daß sie trotz ihrer sehr in die Breite gehenden schriftstellerischen Thätigkeit auch Hausfrau blieb — über die Art, wie sie dem Hause ihres Gatten vorstand, es gesellschaftlich repräsentirte, sind wir leider nicht unterrichtet — zeigte sie durch „das neueste Berliner Kochbuch“ (2 Bände, Berlin 1785, 1789, neue Bearbeitung 3 Bände, 1796—1798). Auch ein „Vaterländisches Lesebuch für Land- und Soldatenschulen“ Berlin 1799, ein seltsamer von einer Frau gewählter Vorwurf, gehört dieser praktischen Richtung ihrer Thätigkeit an. Der Lust, in die Verhältnisse ihrer Stadt und Zeit einzugreifen, entsprang ihre, bei Gelegenheit des bekannten Berliner Gesangbuchstreites (1781 ff.) geschriebene Broschüre: „Die Damen dürften doch ein Wort mitreden oder etwas über das neue Gesangbuch“. Endlich mag in diesem Zusammenhange ein „Naturkalender zur Unterhaltung der heranwachsenden Jugend“ Berlin 1789 genannt werden, der viele praktische Notizen aus dem Gebiete der Naturkunde und Oekonomie enthielt. Doch war diese Art der litterarischen Thätigkeit nicht ihre hauptsächliche. Sie war vielmehr in erster Linie Uebersetzerin und Romanschriftstellerin. Gar manche der unter ihrem Namen gehenden Originalromane sind nichts anderes als Uebersetzungen z. B. Karoline v. Lichtfeld (2 Bände, Berlin 1787). Auch in den beiden, im Verlage ihres Gatten erschienenen Sammelwerken, den „Vermischten Erzählungen und Einfällen zur allgemeinen Unterhaltung“ (4 Bände) und dem „Journal der Romane“ (11 Bände, 1800 ff.) sind viele Uebersetzungen, die ihrer fleißigen Feder entflossen, daneben übersetzte sie zahlreiche Lustspiele von Beaumarchais, Marivaux, Mercier, aber auch Molière und manchen weniger bekannten französischen Autoren. Schon diese Uebersetzungen verdankten ihren Ursprung wol in geringerem Maße einer litterarischen Neigung als dem praktischen Bedürfniß: wurden doch bei der großen Vorliebe für französisches Wesen gerade solche Stücke für stehende oder Liebhabertheater verlangt. Frau U. arbeitete daher als Gehülfin für die Pressen und den Verlag ihres Mannes. Noch mehr that sie das, als sie Rousseau's, eines Schriftstellers, den sie durchaus nicht liebte, Confessions und die an diese sich anschließenden „Unterhaltungen“ ins Deutsche übersetzte (Berlin 1782); sie befriedigte damit als thätige Buchhändlersgattin das Verlangen des Publicums nach einem vielbesprochenen Buche. Als dann die Ereignisse der französischen Revolution in Berlin großes Interesse erregten, suchte sie diesem Interesse zu genügen, indem sie in ihrer Schnellfertigkeit eine Uebersetzung von Linguet's „Geschichte der Bastille“ und nach französischen Journalberichten eine „Beschreibung der Bastille“ lieferte. — Zeigt diese höchst umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit einen ungeheuern Fleiß, Sprachgewandtheit und praktische Befähigung, so können die mir bekannt gewordenen Originalarbeiten — viele ihrer Romane „Prinz Bimbam“; „Melanie oder das Findelkind“; „Albert und Albertine“ (Berlin 1802—1804); „Der junge Franzose und das Deutsche Mädchen“ (Hamburg 1810) waren mir nicht zugänglich —, ihr nicht eben das Prädicat einer Dichterin verschaffen. Zeitgeschichtlich die interessanteste ist „die Franzosen in Berlin oder Serene an Clementinen in den Jahren 1806, 1807, 1808. Ein Sittengemälde.“ Leipzig, Züllichau und Freystadt 1809. Das Buch, weniger Erzählung, als vermischte Berichte, ist wichtig für die Stimmung eines großen Theils der Berliner Frauenwelt gegenüber den Franzosen während der Zeit ihrer Occupation Berlins. Von patriotischer Entrüstung ist hier nicht viel zu spüren; vorherrschend ist vielmehr die Neigung zu den schmucken, galanten Kriegern im Gegensatz zu den plumpen deutschen. Ein früherer Roman „Gräfin Pauline“ (Berlin 1800)

füllt die beiden ersten Bände des schon genannten „Journal der Romane“, ist möglicherweise auch nur Adaptirung eines fremden Stoffs oder Werks. Schiller, der ihn durch U. bekommen hatte, urtheilte nach der Lectüre (Geschäftsbriefe S. 225): „Das Journal der Romane hat mich sehr angenehm unterhalten. Die Gräfin Pauline erinnerte mich an Agnes von Lilien, zu der sie ein Gegenstück ist, ohne eine Nachahmung derselben zu sein“. Der Roman ist ein nicht ohne Spannung erzählter Entsagungsroman, der an einem kleinen Hofe spielt. Gräfin Pauline, eine bildschöne, geistvolle, reiche, tugendhafte Hofdame liebt den Erbprinzen Aemil, wird von diesem wieder geliebt, muß sich aber vom Hofe entfernen, als dieser seine häßliche ränkevolle Cousine, die Prinzessin Florentine, heirathen muß. Die Liebenden bleiben im Herzen vereint, finden sich auch, nachdem Aemil Fürst geworden, unter Zustimmung der Mutter und der Schwestern des Fürsten, in reinster Freundschaft zusammen. Pauline, nach einem Eifersuchtsanfall, findet Gelegenheit, bei einem feindlichen Angriff sich für den Fürsten aufzuopfern, wird aber gerettet. Nach dem Tode Florentinens will der Fürst sie heirathen, die Stände verweigern jedoch die Zustimmung, Pauline entfernt sich, verschafft dem Fürsten eine ebenbürtige Gemahlin und stirbt. Viel Sentimentalität und Tugend herrscht in dem Roman; bequeme Satire gegen Adel und Hofleben; unvermittelte Contraste salbungsvoller Tugend und lüsternen Lasters. Culturhistorisches Interesse erwecken die gelegentlichen Schilderungen der Gichtelianer in Berlin und außerhalb Berlins; auch Stellen wie I, 135 f., II, 27 ff., die man als Verwirklichung des in dem obenerwähnten von Frau U. herausgegebenen Landschul- und Soldatenbuch geschilderten Ideals bezeichnen kann. Ihr bekanntestes und wichtigstes Buch ist aber ohne Zweifel „Julchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte“ (Berlin 1784). Die Berühmtheit dieses Buches zeigt sich nicht bloß in der Thatsache, daß 1787 eine zweite Auflage erschien, nicht bloß darin, daß ein bekannter Schriftsteller J. E. Stutz einen zweiten Theil folgen ließ, sondern darin, daß sie selbst ihren Autornamen verschweigend, die meisten ihrer folgenden Schriften einfach mit der Aufschrift „von der Verfasserin von Julchen Grünthal“ versah. Seiner Erfindung nach ist der Roman roh, die Composition ist höchst ungeschickt. Julchen, die Tochter eines Amtmanns, wird zur Ausbildung nach Berlin in eine von einer Französin gehaltene Pension geschickt und dort völlig verbildet, zur Modenärrin gemacht und ins galante Leben eingeführt. Nachdem ihr Liebhaber schuldenhalber sich geflüchtet — er, wie seine ihm ähnliche Schwester nehmen ein schlechtes Ende — wird sie zu einer Cousine gebracht, verliebt sich in deren Gatten, heirathet ihn, nachdem die Eheleute sich hatten scheiden lassen, führt aber eine sehr schlechte Ehe. Nachdem sie von dem lüderlichen Mann verlassen worden, sinkt sie jetzt von Stufe zu Stufe und wird von einem kranken Wüstling um Schönheit und Gesundheit gebracht. Ihr Vater, der Amtmann, der ihr nacheilt, der zu der Zeit, da er sie hätte retten können, durch Schwäche, Krankheit, ferner durch seine zweite Frau zurückgehalten wird, kann sie nicht mehr einholen. Das Ganze leidet an schrecklichen Uebertreibungen: alte und neue Richtung erscheinen nur carikirt, der Amtmann ist ein so lächerlicher Verehrer des Alten, daß er selbst das „Du“, das die jungen Mädchen unter einander gebrauchen, nicht vertragen kann; die Verderbnisse der Mädchen durch französische halbgebildete, moralisch unzuverlässige Erzieherinnen werden ins Uebermäßige vergröbert. Aber manche scharfe Schlaglichter fallen auf damalige Berliner Culturzustände und geben dem Buche noch heute eine Bedeutung. War Frau U. gewiß keine hochbedeutende Schriftstellerin, so verdient sie doch Achtung wegen ihres außerordentlichen Fleißes. Ein besonderes Verdienst erwarb sie sich dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit Goethe's, mit dem sie sonst in keinem Verhältniß gestanden zu haben scheint, auf Zelter lenkte und dadurch ein Bündniß

begründen half, das zu den schönsten unserer classischen Litteraturperiode gerechnet werden muß.

Meusel, s. v. 9, 170 f. — Schmidt-Mehring, Neuestes gelehrtes Berlin II, 246 f. — Goedeke, Grundriß V, 221 und die dort angeführte Lit. — Geiger, Berlin I, 566 f., II, 207, 233 f. Ludwig Geiger.

Unger: Joh. George U., Buchdrucker und Holzschneider, geboren am 26. October 1715, † am 15. August 1788. Er wurde in Goos, unweit Pirna, als Sohn eines Pächters geboren, besuchte in Pirna die Schule, kam dort zu einem Buchdrucker in die Lehre und arbeitete seit 1740 in Berlin, wo er sich bald verheirathete. Schon in Pirna hatte er begonnen große geschnörkelte Buchstaben in Holz zu schneiden; in Berlin, wo er sich dem Zeichnen ergab, widmete er sich seit 1751 dem Holzschneiden. Zuerst arbeitete er mit einem gewöhnlichen Federmesser, dann mit einem aus einer Uhrfeder verfertigten Messerchen; dann verfertigte er sich aus einer zerbrochenen Degenklinge einen Hohlmeißel und andere Instrumente. Zu seinem Glücke — denn es ging ihm lange schlecht genug — kam er mit dem Buchdrucker Winter und durch diesen mit J. W. Meil in Beziehung, dessen Zeichnungen er für jenen Drucker in Holz schnitt. Als seine bedeutendsten galten die 50 Vignetten, die er für das spectaculum naturae (1761—1765) lieferte; andere s. bei Nagler, Künstler-Lexikon 19, 243. Doch wurde er erst völlig aus seiner Noth befreit, als er es übernahm, den Tabakfabrikanten Etiquetten für ihre Packete zu drucken. Da, wie sein Sohn und Biograph sagt, „seine Einkünfte nicht gestatteten, die Auslagen zu einer Buchdruckerpresse zu machen, so erfand er eine neue Art wohlfeilerer Presse mit zwei Walzen, womit zwar keine Lettern gedruckt werden konnten, welche aber zum Abdruck dieser Tabacketiquettes hinlängliche Kraft hatte". Dadurch zu ausreichender Beschäftigung und einigem Wohlstande gelangt, dachte er die kärgliche Zeit seiner Muße zur Abfassung einer Geschichte der Formschneidekunst zu verwenden. Dazu kam er freilich nicht, sondern nur zur Veröffentlichung einer „Folge von fünf Landschaften mit Ruinen und ländlichen Figuren nach J. W. Meil", die er mit einer Abhandlung von sich herausgab, ohne freilich durch die Publication den erhofften Erfolg zu erzielen. Auch mancherlei Erfindungen, die er machte, z. B. die einer Maschine zum Einrammen von Pfählen blieb unbeachtet und wurde erst später benutzt, als sie ihm keinen Gewinn mehr bringen konnte. Derartige trübe Erfahrungen, auch das Aufhören seiner Beschäftigung durch die Aufhebung der Tabaksadministration (1786) vergifteten seinen guten Humor nicht. Er blieb arbeitsam, gottergeben, erfreut über das, was ihm und seinen Kindern gelang, bis zu seinem Ende.

Außer Notizen bei Nagler, bes. F. G. Unger, Denkmahl eines berlinischen Künstlers und braven Mannes von seinem Sohn (mit einem Bilde gemalt von Wagner, gest. von Bause), o. O. u. J. Berlin 1798, Abdruck aus dem Decemberheft der Jahrb. der preuß. Monarchie.

Ludwig Geiger.

Unger: Karoline U. (italianisirt Carlotta Ungher), die hochgefeierte Bühnensängerin aus der Glanzzeit des Rossini-Donizetti'schen Opernstiles, wurde am 28. October 1805 (nach anderen Quellen 1803) zu Wien geboren. Ihr Vater, Johann Karl U., ein wissenschaftlich gebildeter, vielfach litterarisch thätiger Mann, der am geistigen Leben Wiens regen Antheil hatte, ließ ihr eine sorgfältige Erziehung angedeihen und lenkte die Thätigkeit des reichbegabten Mädchens von früh an auf die Musik. Unter ihren ersten Gesangsmeistern werden Mozart's Schwägerin Aloysia Lange und der durch seine Freundschaft mit Schubert bekannte Bariton Vogl genannt; die letzte Feilung gab später ihrer Gesangskunst der berühmte Domenico Ronconi (1772—1839) zu Mailand. Den ersten Schritt

vor die Oeffentlichkeit machte Karoline, nachdem sie bereits in Privatkreisen und beim Kirchendienste ihre Kräfte versucht hatte, ums Jahr 1820 im Concertsaal. Der Erfolg veranlaßte die Leitung der Wiener Hofoper das stimmbegabte und durch seine musikalische Sicherheit sich auszeichnende Mädchen für diese Bühne zu verpflichten. Im Januar 1821 meldete die Wiener allgemeine musikalische Zeitung das Engagement und am 24. Februar 1821 trat Karoline als Dorabella in Mozart's „Mädchentreue“ ihre Stellung an. Nach diesem infolge allzu großer Befangenheit nicht eben glücklichen Debut blieb die U. durch fünf Jahre Mitglied der Wiener Oper, langsam aber stetig zur Künstlerin sich entwickelnd. Von großer Förderung für ihr rastloses Streben war dabei das gemeinsame Wirken mit den ersten italienischen Gesangskünstlern, die sich damals jedes Frühjahr in Wien zu einer „Stagione“ zusammenfanden. In Teresa Fodor und Henriette Sontag, mit denen sie in Rossini'schen und Auber'schen Opern (Otello, Barbier, Der Schnee) auftrat, lernte sie große Vorbilder des Bel canto kennen und eiferte ihnen so glücklich nach, daß im Frühjahr 1825 der Opernpächter Barbaja es wagen konnte, sie für die Oper in Neapel zu verpflichten. Von dieser Zeit an war K. U., die am 7. Mai 1824 noch die Ehre erfahren hatte, bei der ersten Aufführung der neunten Symphonie mitzuwirken und damals den guten Einfall hatte, den tauben Beethoven durch eine energische Wendung auf die beifallklatschenden Hörer aufmerksam zu machen, für die deutsche Opernkunst verloren. Italien wurde nun ganz und gar ihr künstlerisches Vaterland und erst am Schlusse ihrer glänzenden Laufbahn, die die Entwicklung der italienischen Oper von Rossini zu Bellini und Donizetti begleitet, kehrte sie zu kurzen Gastspielen nach Wien und Deutschland zurück. Nachdem sie drei Spielzeiten (1825, 1826, 1827) in Neapel gewirkt und dort neben einer Tosi, Grisi, Lalande, Pasta sich ehrenvoll behauptet hatte, begann sie vom Jahre 1828 ab ein wahres künstlerisches Wanderleben, das sie mit wechselndem Glück auf alle größern Bühnen Italiens führte. 1828 finden wir sie in Mailand, 1829 in Mailand und Turin, 1830 in Rom und Turin, 1831 in Triest und Bologna, 1832 in Rom, Bologna und Padua, 1832/33 in Florenz, Bologna und Turin. Im J. 1833 betrat sie mit Rubini auch die Bühne der italienischen Oper zu Paris, wo sie gefiel, aber doch keinen durchschlagenden Erfolg erringen konnte. Sie kehrte daher nach der apenninischen Halbinsel zurück. 1834/35 treffen wie sie in Neapel, Florenz und Rom, 1835/36 in Neapel, Palermo, Venedig, 1836/37 in Palermo, Rom, Reggio und Modena, 1838 in Venedig, Florenz und Mittelitalien. Im ganzen gleichen diese Wanderfahrten einem Triumphzuge, wenn auch zeitweise ihr Ruhm und Ansehen von dem Glanze anderer Gesangssterne, namentlich der Malibran, verdunkelt wurde. Besondere Auszeichnung erfuhr K. U. im J. 1837 zu Reggio, wo ihr zu Ehren eine goldene Medaille geschlagen wurde, die ihr Bild, ihren Namen und die Worte „musicis modis summa gestu major“ trug. Das mit dieser Inschrift ausgesprochene Urtheil wird bestätigt durch einen Ausspruch Rossini's, der der U. eine eherne Lunge, eine silberne Stimme und ein goldenes Talent nachrühmte. Die italienische Bühne jener Zeit hatte wol schon schönere Stimmen besessen, aber sie verehrte in K. U. eine ihrer gewaltigsten dramatischen Sängerinnen. „Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie ließ in ihrem Gesange ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los.“ Also urtheilte im Juni 1839, als Karoline eben ein vom stürmischsten Erfolge begleitetes Gastspiel in Wien beendet hatte, der Dichter Nikolaus Lenau. Er hatte die „herrliche Künstlerin“ kennen, bewundern, verehren gelernt und weihte ihr eine tiefe, leidenschaftliche Liebe. Karoline erwiderte seine Empfindungen und im Sommer 1839 verlobten sich beide zu Ischl. Mißverständnisse und der Einspruch einer ältern Freundin Lenau's löften indessen

den Bund bald. K. U. heirathete im J. 1840 den ebenso reichen als feingebildeten François Sabbatier, der im J. 1893, kurz vor seinem Tode, noch mit einer französischen Uebersetzung des Goethe'schen Faust hervortrat. Diese Heirath und das durch Krankheit verursachte sichtliche Schwinden ihrer Stimmmittel bewogen die U. ein Jahr später, die Bühne gänzlich zu verlassen. Am 5. September 1841 nahm sie zu Dresden in der Rolle der Antonina in Donizetti's „Belisario“ Abschied vom Theater, wobei die große Schroeder-Devrient ihr den letzten, wohlverdienten Lorbeer reichte. Ihre Sopranstimme entfaltete in der Mittellage den meisten Reiz. Ihre besten und berühmtesten Rollen waren: Donizetti's „Parisina“, „Anna Bolena“, „Lucia“, „Lucrezia“, „Antonina“, Bellini's „Norma“, „Straniera“, „Beatrice di Tenda“, aber auch als Rossini's „Rosina“ und Paisiello's „serva padrona“ hat sie Siege gefeiert. Karoline U.-Sabbatier starb in ihrer Villa „La Concezione“ bei Florenz am 23. März 1877.

Vgl. Wurzbach XLIX, 66—70. — Allg. musical. Ztg., Bd. 23 (Jahrg. 1821) bis 43 (Jahrg. 1841). — Signale f. d. Musikal. Welt (Jahrg. 1877).

Heinrich Welti.

Unger: Manasse U., Maler und Kunstgelehrter. Er war der jüngste Bruder des Stifters des Erfurter Realgymnasiums, Ephr. Salomon U. (s. o. S. 282). Am 14. März 1802 zu Coswig a. E. geboren, kam U. schon als vierjähriger Knabe nach Erfurt, das er selbst stets als seine Vaterstadt betrachtet hat. Hier verlebte er seine Jugend, die in die Zeit der Befreiungskriege fiel; hier erlangte er den Kern seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung. Seine für die Erfurter Geschichte werthvollen Jugenderinnerungen sind in einem „Semidas Kinderjahre“ betitelten Büchlein niedergelegt, das gelegentlich des fünfzigjährigen Doctorjubiläums seines Bruders am 20. September 1860 erschienen ist. Der Name „Semida“ ist einem Jünglinge entlehnt, den Klopstock im vierten Gesange seines „Messias“ auftreten läßt. Zur Zeit der Napoleonischen Zwingherrschaft entwickelten sich in dem Knaben, wie Richard Lucae in dem Nekrologe auf U. bemerkt (erstes Beiblatt zur National-Zeitung Nr. 257 vom 5. Juni 1868), die beiden Eigenschaften, die stets der Grundzug seines Lebens geblieben sind: Muth und Uneigennützigkeit. Auf Veranlassung eines Freundes des elterlichen Hauses wurde der begabte junge Mann in eine Zeichenschule geschickt, und bald erkannte der diesen unterrichtende Lehrer den Eifer des Zöglings und suchte denselben durch sein Lob rege zu erhalten. U. wählte zu seinem Berufe die Baukunst; da er aber nicht der Landeskirche angehörte, mußte er nach abgelegtem Geometerexamen jener Laufbahn entsagen und wurde Maler. Bei seiner Kunst blieb er auch später, als er zum Protestantismus übergetreten war. Bald erkannte er, daß seine theoretische Bildung sein Können in der Malerei überwog, und so widmete er sich dieser fortan nur insoweit, als er sich mit der Restaurirung unscheinbar gewordener Bilder älterer Meister beschäftigte, wozu ihn seine gründlichen Studien auf technischem Gebiete vorzüglich befähigten. Seinen künstlerischen Gesichtskreis erweiterte er durch Reisen im Auslande: in den Jahren 1844—45 war er in Italien, 1852 in Frankreich, Belgien und den Niederlanden. Von diesen Reisen brachte er eine Menge werthvoller Gemälde mit, die bald eine ansehnliche Privatgalerie bildeten. So gelang es ihm auch, in dem Haag Rubens' „Opfer Abrahams“ aufzufinden. Infolge der großen Schwierigkeit, für ein älteres Gemälde den Maler mit Bestimmtheit anzugeben, wird bei den von ihm dem Tizian, Murillo, Salvator Rosa und anderen Meistern zugeschriebenen Kunstwerken wohl hie und da eines gewesen sein, bei dem er in der Bestimmung geirrt hat; aber im allgemeinen war sein Urtheil ein gründliches und feinsinniges,

so daß er für eine Autorität auf diesem Gebiete galt. „Er war damals“, sagt Wilhelm Lübke von ihm (Lebenserinnerungen, Berlin 1891, S. 195—202), „in Deutschland einer der ersten, welche sich auf eindringende Prüfung der technischen Eigenschaften der Kunstwerke einließen.“ Seine Hauptbedeutung liegt indessen auf dem Gebiete der Kunstphilosophie. Unger's hierher gehöriges wichtigstes Werk „Das Wesen der Malerei“, erschien 1851 und ist auf ästhetischem Gebiete bahnbrechend gewesen. Als Ergänzung dieses Werkes schrieb er 1865 seine „Kritischen Forschungen im Gebiete der Malerei alter und neuer Zeit“, ein gleichfalls vortreffliches Werk, welches U. seinem Gönner Peter v. Cornelius gewidmet hat. Außer diesen zwei fachwissenschaftlichen und der oben erwähnten autobiographischen Schrift hat U. noch eine 1843 erschienene Künstler-Novelle, betitelt „Semida, der Selbstdenker“, und zwei dramatische Dichtungen verfaßt. Von diesen wurde die eine, „Künstler und Fürst“ im J. 1857 der Oeffentlichkeit übergeben, während die andere, ein Trauerspiel unter dem Titel „Ribera, genannt lo Spagnoletto“, nur im Manuscripte erhalten blieb. Beides sind Künstlerdramen und zeichnen sich durch feine Skizzirung der Charaktere wie durch edle Sprache aus. — Aus dem äußeren Leben Unger's sind noch wenige Thatsachen nachzuholen. Er diente im Heere, nahm aber dann als Hauptmann seinen Abschied. Im J. 1848 wurde er zum Chef des bewaffneten Künstlercorps gewählt und hat sich als solcher durch die von ihm geleitete Beschützung der königlichen Kunstsammlungen, sowie zeitweise des königlichen Schlosses ein nicht geringes Verdienst erworben. U. blieb unvermählt; viele Jahre war er mit einer in Hamburg lebenden Dame verlobt, die heimzuführen ihm seine Glücksumstände nicht gestatteten, bis endlich das Brautpaar das Jubiläum seiner silbernen Verlobung feierte. Der originelle und geistreiche Mann, welcher im persönlichen Umgang auf viele junge Künstler sehr anregend gewirkt hat, starb infolge eines Schlagflusses am 17. Mai 1868 zu Berlin.

Vgl. Dr. Albert Pick, Ueber den Erfurter Maler und Kunstgelehrten Manasse Unger. Erfurt 1890.

Albert Pick.

Ungern: Peter Alexander Freiherr v. U.-Sternberg, bedeutender Romanschriftsteller der Aristokratie zur Zeit des jungen Deutschland. Am 22. April 1806 wurde er auf seinem väterlichen Gute Noistfer bei Reval in Esthland geboren. Er gehörte einer wahrhaft internationalen und zwar deutsch-ungarisch-schwedisch-russischen Adelsfamilie an. Im elterlichen Hause, aber wol stets in Abwesenheit des Vaters, vorgebildet, erhielt er seine ganze Schul- und Universitätsbildung in den russischen Ostseeprovinzen, namentlich zu Dorpat. Hier sollte er sich der Jurisprudenz widmen, zeigte aber fast nur Sinn für die Dichtkunst. 1829 lebte er einige Zeit in Petersburg. Nicht die französische Julirevolution war es, die ihn von dort mehr nach Westen zog, sondern die Cholera vertrieb ihn. Sie scheuchte ihn immer vor sich her über Berlin und Dresden bis nach Württemberg und Baden. In Stuttgart wurde er ganz wie um jene Zeit Lenau in den Kreis von Gustav Schwab, dem Herausgeber des Morgenblattes, aufgenommen und an Cotta als Verleger empfohlen, der ihn erst später als einen Vielschreiber wieder fallen ließ. U. lernte Kaspar Hauser und Lord Stanhope kennen, den er nicht glücklich bei Uhland einführte. Nirgends aber wurde er so heimisch als bei der Großherzogin Stephanie in Mannheim. 1832 erschien seine Novelle „Die Zerrissenen“. Wie der Titel des Romans „Die Europamüden“ von Ernst Willkomm, so wurde damals das Wort „Zerrissenheit“ ein stereotyper Ausdruck für gewisse krankhafte Erscheinungen der Zeit. Indessen war hierbei die Anwendung des Wortes doch eine von Ungern's Auffassung etwas verschiedene und ironisch gemeint. Seine „Zerrissenen“ sind nicht etwa gewöhnliche

Vertreter des jungen Deutschland, sondern Fürsten, Prälaten, Convertiten und Mönche. U. irrt jedoch, wenn er „Die Zerrissenen“ für eine originelle Arbeit hält. Sie sind eine trotz der matten Fortsetzung „Eduard“ im ganzen gelungene Nachahmung von Hoffmann's „Elixire des Teufels“. Für den Zauberapparat hat vielleicht noch ein anderer Hoffmann'scher Roman als Vorbild gedient. Hoffmann war dem jungen Dichter schon in Rußland bekannt geworden. Seine Beziehungen zu den Polen mußten den jungen Russen fesseln und nun hatte er gar in Baden sich auf einem ähnlichen katholischen Boden gefunden wie Hoffmann in Bamberg, welches denselben zu den Elixiren begeistert hatte. 1836 erschien von U. der Roman „Galathee“, 1838 das Feeenmärchen „Fortunat“ in zwei Bänden, „Palmyra oder Tagebuch eines Papageis“ und „Psyche“. Litteratur- und Charakterbilder waren 1834 „Lessing“ und „Molière“. Mit diesen Arbeiten verwandt war der Memoirenroman „St. Sylvan“, der 1839 in Frankfurt a. M. erschien. In demselben Jahre gab er in Berlin den zweibändigen Roman „Callenfels“ heraus. 1840 erschien in Stuttgart „Georgette“. Nach der Stuttgarter Zeit verweilte U. besonders lange in Weimar. Hier verkehrte er viel mit den Frauen im Goethe'schen Hause, am liebsten aber mit Stephan Schütze (s. A. D. B. XXXIII, 146). Eine Reise Ungern's nach Rußland wegen Krankheit seiner Mutter führte ihn, weil er unterwegs die Todesnachricht erhielt, nur bis Lübeck. Von seinen Geschwistern sah er Niemand wieder, nicht einmal die Stiftsdame, welcher er den Roman „Susanne“ widmete. Von den andern beiden Schwestern erfuhr er nicht einmal, ob sie verheirathet waren. Doch war er trotz der damaligen Umkehr in Lübeck später mindestens noch einmal in Petersburg. Er versuchte vergeblich dort eine Stellung zu erhalten, etwa eine Professur für Litteratur und Geschichte. Nicht vor diesen Petersburger Versuchen ließ er sich in Berlin nieder, 1841. In demselben Jahre erschien zu Leipzig „Tutu. Phantastische Episoden und Excursionen“. Die etwas sonderbaren Illustrationen machen trotz Unzelmann's Beistand zunächst mit Ungern's hübschem Zeichentalente bekannt. So schildert das kecke Buch die Versetzung eines Engels auf die Erde, wo er sich mit den neuen Erfindungen und den vornehmen Gesellschaftskreisen bekannt macht und wo ihm nur ein Kuß verboten ist. Ebenfalls in Leipzig erschienen 1842 auch der aus herrnhutischen Anregungen hervorgegangene „Missionar“ und „Diane“ (3 Bde.). In der letzteren schilderte U. unter anderen eine alte Berliner Milchverkäuferin, aber auch nicht unbedenkliche Localitäten der Hauptstadt. Mit solchen Berliner Volksscenen glaubte er der Romanlitteratur eine Anregung gegeben zu haben. Vielleicht sehr zur Unzeit wünschte er sich gerade jetzt Friedrich Wilhelm IV. zu nähern. Er empfand es bitter, daß Tieck, der schon während seiner Jünglingsjahre in Rußland fast den meisten Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, trotzdem daß der Dichter des Phantasus sich durch einen leicht mit dem Freiherrn v. U.-St. zu verwechselnden schriftstellernden Vetter Ungern's in Dresden vielfach hatte patronisiren lassen, doch auch für den jungen russischen Dichter in Berlin nichts thun zu wollen schien. Die Wirkung dieser Verstimmung war vielleicht, daß U. in seinem nun folgenden besten Romane „Susanne“ (2 Bde., Berlin 1847) als mehr denn rücksichtsloser Schilderer der vornehmsten Kreise Berlins auftritt. Eben in diese Kreise soll die reisende Susanne, eine Waise, eingeführt werden. Sie wird von zwei ausschweifenden Oheimen, welche die höchsten Aemter bekleiden, deshalb einer Dame übergeben, mit der einer der Brüder selbst ein Verhältniß gehabt hat. Da dieser Bruder wirklich fromm geworden ist, ohne sich übrigens in seinen Sitten geändert zu haben, so zweifelt er nicht, daß der Anstand bei der Erzieherin, die ja ebenfalls fromm geworden ist, gewahrt wird. Leider liebt Susanne einen Hochstapler und um ihn zu retten heirathet sie ihn

nach seiner Scheidung von der Erzieherin. Vergeblich opfert nun der Oheim sein Rittergut, um Susanne zu retten. Sie wird endlich von dem Hochstapler an einen russischen Fürsten verkauft, kehrt aber rein zu dem alten Pfarrer zurück, der sie zur Tugend erzogen hat und die Bettlerin auf dem Kirchhofe ihres Dorfes bestattet. Auf diesen Roman Ungern's folgte allerdings die Märzrevolution, aber kein neues Jena, was bei einer solchen Verderbniß Berlins, wie U. sie geschildert hatte, gewiß häite der Fall sein müssen. U. wirkte durch diesen Roman auf einen der besten Romane Spielhagen's ein. Dieser stellte aber der Unsittlichkeit der höheren Stände die Revolution selbst, die inzwischen stattgefunden hatte, mit einem in erneuter Weise aufblühenden Bürgerthume voll Reichthums und gewerblichen Glanzes entgegen. Das war den schweren falschen Beschuldigungen gegenüber wenigstens ein genügenderer Gegensatz als die Tugend der armen Susanne allein, die zwar immer rechtschaffen handelt, aber sich auch jedes Mal verrechnet. Nachgeholt muß werden, daß U. den König jedenfalls noch gesprochen hat. Vielleicht deshalb wurde er bei seinem Erscheinen auf dem Parlament zu Frankfurt a. M. während dessen erster Zeit sehr bemerkt. Der Susanne sieht man es noch nicht an, daß U. bald mit der Neuen preußischen Zeitung in Verbindung treten und 1849 in Bremen die Zeitromane „Die Royalisten“, „Die beiden Schützen“ und „Wilhelm“ (2 Bde.) herausgeben würde. U. ist nun auf einmal der stramme patriotische Erzähler, der den esprit abgeschafft hat. Seine Verehrung für den Prinzen von Preußen, dessen Gemahlin er schon in Weimar bei Hofe kennen gelernt hatte, thut wohl, doch hat er 1855 in seinen noch einmal geistvoll geschriebenen „Erinnerungsblättern“, die er später bis zum 6. Bändchen fortführte, gerade diese preußische Richtung wieder sehr entschieden und nachdrücklich verleugnet! Jedenfalls hatte aber U. einzelne gute Blicke in die preußische wie in die russische Geschichte gethan. Seine Auffassung des Charakters Friedrich's des Großen (dessen unter den Rathschlägen von Preuß entstandene Reiterstatue unter den Linden er abscheulich fand) war 1848 schon befriedigender als die der meisten damaligen preußischen Geschichtschreiber. Hauptsächlich legte er diese Auffassung nieder in seiner noch immer lesenswerthen Schilderung der Kaiserin Katharina von Rußland, welche sich in seine „Berühmten deutschen Frauen des 18. Jahrhunderts“ (2 Bde.) verirrte. Diese geborene Prinzessin von Zerbst hielt bekanntlich in ihrem Verhalten gegen Friedrich bloß die Mitte zwischen Elisabeth und Peter III. Indessen war sie doch immerhin durch Friedrich nach Rußland empfohlen worden und nach Ungern's Schilderung die glücklichste Nachahmerin seiner Kunst zu regieren. Höchst merkwürdig war es, daß die Schülerin sich nach dem Tode des Lehrers in Rußland noch vor so manche Fragen der französischen Revolution gestellt sah, welche Friedrich nicht erlebt hatte. U. legt ihr das merkwürdige Wort in den Mund: „Das kann ich für meine kleine Wirthschaft nicht gebrauchen“, welches an sich jedenfalls mehr für einen Markgrafen von Brandenburg als für die Kaiserin aller Reußen passen würde. Aus den Studien über Rußland ging 1849 Ungern's Roman „Die gelbe Gräfin“ (2 Bde.) hervor. Es ist keineswegs die bedeutendste, aber die spannendste Erzählung Ungern's, die einen ziemlich unwürdigen Gegenstand der Memoirenlitteratur frei behandelt. Elisabeth, welche wegen einer von Friedrich über sie gethanen verächtlichen Aeußerung diesen mit Krieg überzog, hatte schon in frühester Zeit heimlich eine Tochter geboren, welche später mit Hülfe einiger Franzosen außerhalb Rußlands in Sicherheit gebracht werden sollte. Die Franzosen erwiesen sich als unzuverlässig, dagegen wurde durch einen Rath beim Reichskammergericht in Wetzlar und seinen Sohn aufs beste für sie gesorgt. Doch bemächtigte sich sogleich in Wetzlar einer der Franzosen der Tochter eines Tausendkünstlers und gab sie für die Tochter der Elisabeth — die gelbe

Gräfin — aus. Die untergeschobene war sehr schön, aber halb blödsinnig. Sie mußte jedes Mal erst durch Schläge mit einem Instrumente, welches sie in einem schönen Futterale bei sich trug, wozu sie den Schlüssel selbst herausgab, zum öffentlichen Erscheinen gezwungen werden. In einer Gesellschaft beim Erzbischof von Köln, der den Franzosen mit vielem Gelde unterstützt hatte, wurde ihr Irrsinn entdeckt. Dennoch kam sie nach Ungern's Romane gleich der ersten Tochter der Elisabeth noch unter Katharina II. nach Rußland, wo beide untergingen. Die echte Gräfin hatte als Gattin des jungen Mannes aus Wetzlar einige Jahre verborgen in der Schweiz gelebt, war aber dann auf einige Zeit durch die französische Revolution nach Paris gerufen worden. Das erinnert an Goethe's „Natürliche Tochter", mit welcher dieser Leihbibliotheksroman sonst in keiner Hinsicht etwas gemein hat. Doch stand die Arbeit noch weit über den „Braunen Märchen" und dem zweibändigen „Deutschen Gilblas" (1850 und 1852). Die Erwartung des Dichters, daß die schlüpfrigen „Braunen Märchen" ihm zum Verdienst angerechnet werden könnten, erfüllte sich nicht. Im Gegentheil bewirkte er wol hauptsächlich durch sie, daß trotz seines Talentes und trotz der mancherlei Anstrengungen die er machte, seine ganze zweite schriftstellerische Periode seit der Märzrevolution als eine Periode des allmählichen Absterbens betrachtet und er selbst wegen seiner Charakterlosigkeit schnell vergessen wurde. Selbst „Die Brüder", ein Roman in fünf Bändchen (1852), widerlegt nicht A. Stern's spätere Aeußerung im Lexikon der Nationallitteratur über ihn, daß er „immer frivol" sei, obgleich in diesem Romane im Gegensatz zum Hause des Lehrers das Absterben der Liebe unter vornehmen und reichen Geschwistern auf eine ergreifende Weise verurtheilt wird. 1854 erschien der Geisterroman „Das stille Haus", der wieder stark an eine Arbeit von Hoffmann erinnert, 1857 und 1858 „Die Dresdener Galerie", 1851 „Fasching in Wien", 1852 „Carneval in Berlin", 1853 „Macargan" und in drei Bänden „Ritter von Marienburg", 1859 die biographischen je dreibändigen Romane „Dorothea von Curland" und 1861 „Elisabeth Charlotte", 1861 in drei Bänden die „Künstlerbilder" und 1862 „Peter Paul Rubens". Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei noch erwähnt, daß U., ebenfalls nach Hoffmann's Vorgange, gewöhnlich für mehrere Erzählungen, die er jedoch nicht wie Hoffmann mit einander verband, einen gemeinsamen Titel wählte, z. B. „Die Nachtlampe", „Novellen" u. s. w. Trotz seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit war er in Berlin, wo er seine Wohnung stets in Gasthöfen genommen zu haben scheint, verarmt. Er war damals eine hohe, stattliche, noch immer blühende Erscheinung mit rundem Gesichte und vollem Haar. Erst nach 1850 scheint er seinen Wohnsitz nach Dresden verlegt zu haben. Erst dort verheirathete er sich mit Karoline Luise geb. v. Waldow. Die letzten Lebensjahre verbrachte er mit ihr auf dem Gute Granzow, an der Eisenbahn von Berlin nach Stralsund, das ihm sein Schwager, der Kammerherr Franz v. Waldow auf Dannenwalde, zum Wohnsitze anwies. Am 23. März 1867 starb seine Gemahlin im Alter von 56 Jahren. An ihrem Sarge befindet sich über dem Gesichte der Leiche ein Schiebefenster. 1876 wurde die Leiche aus dem Gewölbe in die Erde gesenkt, wobei man das Gesicht noch gut erhalten fand. Eigenthümliche Andenken bewahrt man von dem Romanschriftsteller U. selbst, der sehr eitel auf seine Hände war und dieselben in vielen Gipsabdrücken hinterließ. Er starb ein Jahr nach seiner Gemahlin am 24. August 1868, 62 Jahre alt, am Schlagflusse in Dannenwalde, wo er bei seinem Schwager zum Besuche war.

Daß U. vermählt war und wann er starb, ist aus einem Briefe des Herrn Pastor Breithaupt aus Tornow bei Dannenwalde 4. Mai 1891 genommen. — Mündl. Mittheilung v. W. Hemsen u. s. w. H. Pröhle.

Ungersdorff: Christoph v. U. wird von Jöcher u. a. als ein katholischer Geistlicher bezeichnet, der 1610—15 einige Schriften gegen die österreichischen Protestanten geschrieben habe. Es ist aber einer der angenommenen Namen des Kaspar Scioppius (s. A. D. B. XXXIII, 479).

Vgl. R. Krebs, Die politische Publizistik der Jesuiten. Halle 1890, S. 88, 210. R.

Ungeschick: Peter U., Astronom, geboren am 3. Juli 1760 zu Hesperange im Großherzogthum Luxemburg, † ebenda im November 1790. Der junge U. trat nach absolvirten Schulstudien 1779 in den Orden der Lazaristen, welchen damals das höhere Unterrichtswesen in Kurpfalz (unter Karl Theodor) anvertraut war. Sehr bald wurde er zum kurfürstlichen Astronomen ernannt und hatte als solcher die Sternwarte in Mannheim zu leiten. Um sich für diesen Beruf die nöthige Vorbildung zu holen, bereiste U. Frankreich und England. In Paris verweilte er während der ersten Hälfte des Jahres 1790 in intimem Verkehr mit den beiden Lalande, welche damals auf der Sternwarte der Militärschule die Arbeiten für ihren Katalog von 8000 Cirkumpolarsternen ausführten. U. stand ihnen bei den entsprechenden Beobachtungen und Reductionen treu zur Seite, während er nebenher auch Finsternisse, Meridiandurchgänge von Planeten und die Elemente eines von Karoline Herschel entdeckten Planeten berechnete. Von Paris aus ging U. nach London, wo er, mit Maskelyne, Ramsden und William Herschel in nähere Beziehungen tretend, für das Mannheimer Observatorium ein Aequatorialinstrument anfertigen ließ. Auf der Heimreise besuchte U. alsdann seine Familie im Luxemburgischen, erlag aber hier einer Epidemie, welche damals viele Opfer forderte. Seinem Charakter wie seiner Arbeitskraft stellt der ältere Lalande ein höchst vortheilhaftes Zeugniß aus.

J. Lalande, Bibliographie astronomique avec l'histoire de l'astronomie depuis 1781 jusqu' à 1802. Paris 1803, S. 701. Günther.

Ungewitter: Johann Christoph U., hessischer Pfarrer reformirten Bekenntnisses, hauptsächlich durch seine Thätigkeit als Prediger ausgezeichnet, in der homiletischen Litteratur durch die Herausgabe einiger seiner Casualreden sowie einer Sammlung seiner Predigten bekannt, wurde am 30. Juni 1681 in dem Dorfe Schwarzenhasel bei Rotenburg an der Fulda als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Auf dem Hersfeldischen Gymnasium und in Bremen vorgebildet, studirte er in Bremen Philosophie, Philologie und Theologie. Vierundzwanzig Jahre alt, ging er als Feldprediger mit den hessischen Truppen, die im spanischen Erbfolgekriege mitfochten, an den Rhein, nach Italien, und in die Niederlande, schon damals durch seine Tüchtigkeit die Augen des spätern Landesherrn auf sich lenkend. Nach der Heimkehr wurde er, 1712, zweiter Pfarrer an der reformirten Gemeinde der Universitätsstadt Marburg, wo er fünfzehn Jahre blieb. 1727 berief ihn der Landgraf nach Kassel und ernannte ihn zum Hofprediger. Hier, in der Residenz, lebte U. noch neunundzwanzig Jahre in reichgesegneter, ruhmvoller Wirksamkeit, von seinem Fürsten geehrt durch die Ernennung zum Consistorialrath, von der Geistlichkeit der Diöcese ausgezeichnet durch die Wahl zum Superintendenten (1735). Als Superintendent und Oberhofprediger starb er am 14. Januar 1756 mit dem schönen Nachrufe der Treue, des Fleißes, der Gelehrsamkeit und des sittlichen Ernstes. Reinhard Christoph U., gleichfalls ein hessischer Theologe, war sein Sohn.

Von seinen im Drucke erschienenen Reden seien hervorgehoben: „Das glückseelige und daher zur Dankbarkeit verbundene Hessenland bey dem hohen Geburtstage Landgrafen Carls I." (Cassel 1727); „Leichsermon über 2. Chron. XXIV, 15, 16. bey dem Tod Landgrafen Carls von Hessen-Cassel" (1733); „Die mit einem seligen Tod gekrönte, heilige und würdige Thaten eines er-

habenen Königs und großen Kriegshelden, in einer Trauer- und Gedächtniß-Rede aus Ap. Gesch. XIII, 36 über den Tod König Friedrichs von Schweden, Landgrafen zu Hessen-Cassel" (1751); „Buße und Glaube in ihrer Natur, Kraft und Früchten. Nebst einem ermunternden Denckmahl des zweyten Reformations-Jubilaei, zur Besserung und Erbauung. In etlichen Reden offentlich vorgestellet" (1732); „Geistliche Reden" (1. Th. 1743, 2. Th. 1744).

Nach Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, XVI, herausgeg. von D. Ludwig Wachler. Marburg 1812, S. 248, 249, 252, 253.

Metz.

Ungewitter: Reinhard Christoph U., ein Sohn von Joh. Christ. U. (s. o.), gleich seinem Vater ein Geistlicher der hessischen reformirten Kirche, geboren am 25. Januar 1715 in Marburg, † am 31. December 1784 in Kassel. Auch er war ein tüchtiger, gern gehörter Prediger der göttlichen Gnade; von seiner Kraft und Begabung zeugt eine Reihe von Predigten, die er in den Druck gegeben hat. Sie verrathen ebensosehr den gläubigen Christen, wie den befähigten, kenntnißreichen, fleißigen und sorgfältigen Gottesgelehrten. Kennzeichnete er auch mit Recht als seine vorzüglichste Aufgabe die Verkündigung der christlichen Erlösung (vgl. seine Abschiedsrede von 1755, Seite 32, wo er das Wort des Apostels auf sich anwendet: „Wir verlangten unter euch nichts zu wissen, ohne allein Christum und zwar den Gekreuzigten"), so war er doch kein Verächter der Wissenschaft und des vernünftigen Denkens, sondern wußte die Vernunft in ihrem Grenzgebiete wohl zu schätzen. (Vgl. z. B. seine Antrittsrede von 1755, Seite 70: Wir lassen die Beweise gelten, die man für das Daseyn eines Gottes aus der Vernunft führt. Aber würde der Mensch wohl darauf gefallen seyn, wenn ihm nicht eine fortgepflanzte Offenbarung den Ton angegeben hätte?) Das Ideal eines praktischen Theologen, das zu verwirklichen er selbst sich bemühte, beschrieb er in seiner Schrift von 1755: „De theologo tempori serviente commentatio", einer Art von Pastoraltheologie. Sie enthält manche Grundsätze über die Aufgaben des theologus discens sowol wie des theologus docens, die auch heute noch nicht veraltet sind, und zeigt uns den Verfasser belesen in alten und neuen Werken. Häufiger citirt er Werenfels, Alph. Turretin, Grotius, auch Christian v. Wolf, den er während seines Exils in Marburg zu hören Gelegenheit hatte. Denn U. studirte gerade in jenen Jahren, wo Wolf, von Halle verbannt, in Marburg weilte, auf dieser Universität.

Von 1738 bis 1784 wirkte U. in Kassel, zuerst an verschiedenen Gemeinden wechselnd, bis er 1771 Consistorialrath, Superintendent und Oberhofprediger wurde. In dieser hohen Stellung verblieb er bis an sein Ende, obschon er von 1778 an, durch einen Schlagfluß während einer Visitation gelähmt, nicht mehr predigen konnte. Seine Schriften beschränkten sich nicht nur, wie die seines Vaters, auf Predigten und Reden, sondern umfaßten auch exegetische und dogmatische Versuche. Es seien noch erwähnt außer der zu Hersfeld erschienenen Commentatio: „Erklärung des Briefs des H. Jacobs" (1754); „Versuch einer freyen Uebersetzung der beyden Briefe Petri und der drei Briefe Johannis mit Anmerkungen" (1757); „Vorrede von der Versuchung Christi, zu J. C. Krafft's Sammlung einiger Predigten" (1764). Von seinen Reden seien angeführt: das seinem Vater gewidmete Büchlein: „Die Pflicht des Evangelischen Lehrers bey dem Beschluß und Anfange seines heiligen Amtes, in einer Abschieds- und Antrittsrede, betrachtet von R. C. Ungewitter" (1755); „Gedächtnißpredigt auf den Tod der Frau Landgräfin Marie, Kön. Princessin von Großbrittanien, reg. Landgräfin zu Hessen" (1772).

Nach Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, XVI, 253—256. Vgl. auch die angezogenen Schriften.

Metz.

Ungleich: Lucas U., ev. Bischof der Siebenbürger Sachsen, Unglerus mit dem latinisirten Namen, soll in Hermannstadt geboren sein. Er studirte in Wittenberg, wo er am 9. Juli 1550 immatriculirt und später Magister wurde. Seine Heimkehr fiel in die Zeit, wo der Protestantismus die große Neuarbeit auf dem Gebiet der Kirche und Schule thatkräftig aufgenommen hatte. Im J. 1555 hatte man in Hermannstadt beschlossen, neben dem Rector noch einen Lector anzustellen, der die Jugend lateinisch, griechisch und die Anfänge der Philosophie lehre. U. wurde 1556 dieser erste Lehrer. Die ev. Synode sandte ihn 1561 nach Deutschland, mit dem Dechanten des Hermannstädter und Burzenländer Capitels, damit sie dort den Universitäten Wittenberg, Leipzig, Frankfurt an der Oder und Rostock ein „Bekenntniß von des Herrn Abendmahl" vorlegten und billigen ließen. U. ging nach Frankfurt und Rostock und brachte die gewünschte Billigung und warme Anerkennung des Eifers mit, mit dem er sich dem Auftrag unterzogen. Im J. 1565 wurde er Pfarrer in Kellin, bald auch Dechant des Unterwälder Capitels, 1567 Pfarrer in Birthälm.

Da starb 1571 Math. Hebler, der ev. Bischof. Die Synode wählte am 6. Mai 1572 U. zu seinem Nachfolger. Die ev. Kirche war in schwerem, wenn auch oft nicht offenem Kampf gegen die katholisirenden Bestrebungen des Siebenb. Fürsten Stef. Bathori, der u. a. auch dem fürstlichen Aufsichtsrecht über die ev. Kirche eine Ausdehnung geben wollte, die der Kirche schwerste Gefahr brachte. So wollte er in die Kirche einen Zwiespalt bringen, indem er verlangte, es solle innerhalb derselben Gleichheit der Ceremonien u. s. s. herrschen. In Hermannstadt und Kronstadt hatten sie aus der kath. Kirche vieles beibehalten. Der Fürst verlangte zunächst von Allen die Rückkehr zu diesen Bräuchen und jene beiden Capitel waren geneigt, Zwang anzuwenden. Die übrigen beriefen sich auf die ev. Freiheit und wollten nichts davon wissen. Ein Wortführer war U. Die Mehrheit wählte ihn zum Bischof und er blieb in Birthälm, augenscheinlich im Zusammenhang mit dem Gegensatz, in dem er und seine Anhänger gegen Hermannstadt standen, das bis dahin Bischofssitz gewesen. So blieb Birthälm nun Bischofssitz bis 1867. Während U. des Amtes waltete, gab die Synode in Mediasch (1572) in der von ihm selbst verfaßten Formula pii consensus eine ausführliche Darstellung ihres Bekenntnisses, und nahm im selben Jahr förmlich das Augsb. Bekenntniß an. Wenig später wurden die ersten allgemeinen Visitationsartikel angenommen und die erste allgemeine (General-) Kirchenvisitation vorgenommen. U. starb, 74 Jahre alt, am 22. Nov. 1600.

Trausch, Schriftstellerlexik. III, 448. — G. D. Teutsch, Die Bischöfe der ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. (In Statistisches Jahrbuch der ev. Landeskirche A. B. in S. I. Jahrgang 1863. S. 7.) Fr. Teutsch.

Ungnad: David U. (II.), Sohn Andreas' v. U. († 1600) und der Eva Lang von Wellenburg, geboren 1604, † am 6. März 1672, Freiherr und erster Graf von Weissenwolf, österreichischer Staatsmann. Seit 1640 tritt er mehr in den Vordergrund, da er am 1. März das Amt eines wirklichen Kammerrathes überkam. Ein Jahr später, 31. Dec. 1642 wurde er Kammerherr, und bereits 1645 (6. Sept.) Vicepräses der Hofkammer. Die kaiserliche Gunst bewährte sich 1646 durch die Erhebung in den Reichsgrafenstand, zufolge deren David U. dem schwäbischen Ständecollegium eingereiht wurde. Im Schlußjahre des großen Krieges 1648 gelangte durch das Erlöschen der Grafen von Meggau das oberösterreichische Erblandhofmeisteramt an David U. (14. Jan.) und bald

darauf, 1. August trat er als Hofkammerpräses an die Spitze der österreichischen Finanzverwaltung, in die schlimme Erbschaft einer Leere im Staatsschatze, welche sein Vorgänger im Amte, Ulrich Ignaz v. Kolowrat (1637—1648) während der Drangsale eines auszehrenden Krieges zu beheben außer Stande war, und auch David U. nicht leicht bannen konnte, da die Schwerfälligkeit der Verwaltungsmaschine und das mehr denn je gestörte Gleichgewicht im Staatshaushalte Reformen nothwendig machte, deren Zeit noch lange nicht gekommen war. Am 7. Juli 1653 wurde David U. in das Geheimrathscollegium aufgenommen und erscheint 1656 als Landeshauptmann für Oberösterreich. 1657, im Todesjahre Kaiser Ferdinand's III., trat U. vom Hofkammerpräsidium zurück, und ihm folgte Ludwig Graf v. Sinzendorf, dessen Amtsgebahrung nur zu bald diesen Rücktritt bedauern ließ. U. wurde seit 1662 Gesandter Kaisers Leopold I. am genannten Regensburger Reichstage, und als 1668 Erzbischof Gundobald von Salzburg aus dem Hause der Grafen v. Thun, starb, trat U. als „Principalcommissarius" an die Spitze der diplomatischen Vertretung des kaiserlichen Hofes. Bald nahm er jedoch seinen Abschied und zog sich in den Ruhestand zurück (1669), was nicht bloß in Gesundheitsrücksichten, sondern vielleicht auch in dem Cabinetswechsel, im Sturze des Principalministers Auersperg, und der Leitung des Cabinettes durch Lobkowitz seinen Grund hatte. 1671 ließ ihm Kaiser Karl II. von Spanien die Insignien des Goldenen Vließes zukommen. 1672, 6. März starb David U. im Alter von 68 Jahren. Aus seiner Ehe mit Marie Elisabeth Fr. v. Jörger überlebten ihn zwei Söhne.

(Zedler,) Universallexikon 49. Bd. (1746) col. 1554. — Vehse, Gesch. d. oe. Hofes u. s. w. V. Bd. — Koch, Gesch. d. d. K. Ferdinand III. — Adam Wolf, Fürst von Lobkowitz u. die Abh.: Die Hofkammer unter K. Leopold I. (Akad. Sitz.-Ber., Wien 1853.) F. v. Krones.

Ungnad: Hanns v. U., inneroe. Landstand und Regierungsmann (1429—1468). Das Adelsgeschlecht der U., dem man gemeinhin die Prädicate v. Weissenwolf und Sonneck beilegt, läßt sich urkundlich bis ins 13. Jahrhundert hinauf verfolgen. Hanns v. U. war der älteste von den fünf Söhnen Wülfing's (Wolfhard's), des Bruders Pancrazens v. U., dessen Reichthum und Kinderlosigkeit den Brudersöhnen zu Gute kommen sollte. Die Ueberlieferung des Hauses läßt ihn im J. 1429 mit dem Junggrafen Ulrich II. v. Cilli eine „Ritterfahrt" durch Frankreich, England, Savoyen und Arragon „bis in die Heidenschaft zum dürren Baum" (Algarbien?) unternehmen, wo sie den Ritterschlag empfangen haben sollen. Diese Angabe bezeichnet ihn bereits als „Hofmarschall". Urkundlich erscheint er 1435 als „Diener" d. i. Hofbediensteter des jungen Landesfürsten Innerösterreichs Herzog Friedrich V., aber im gleichen Jahre (Nov.) thatsächlich als „Rath" des Herzogs" neben Walther Zebinger, seinem Amtsgenossen. In dieser Eigenschaft gab Hanns v. U. seinem fürstlichen Herrn 1436 im Hochsommer das Geleite auf der Pilgerfahrt von Triest nach Jerusalem, wo sich der friedsame Sohn Herzog Ernst's des Eisernen den Ritterschlag ertheilen ließ. Am 7. März 1437 bestellte Pancraz v. U. seinen letzten Willen und sicherte darin seinen Neffen eine reiche Erbschaft, die er noch geraume Zeit zu mehren Gelegenheit fand. Seit 1439 darf man Hanns v. U. mit Sicherheit als „Hofmarschall" des seit 1436 der vormundschaftlichen Gewalt seines Tiroler Oheims Friedrich IV. enthobenen Habsburgers ansehen. Er stand bei Friedrich V., seit 1440 erwähltem röm.-deutschen Könige (Friedrich III.) in voller Gunst und gab ihm auch zur lang verzögerten Krönung in Aachen (17. Juni 1442) das Geleite. Sicher fällt schon in dieses Jahr die Belehnung mit der Kärtner Herrschaft Sonneck (einer Pfandschaft Parzival's von Rabenstein), welche wir seither als Besitzprädicat der U. vorfinden, da die bezügliche Verleihungsurkunde

K. Friedrich's III. als Datum 9. October „im dritten Jahre unsers Reiches“ trägt. Bald darauf vermählte sich Hanns mit Richarda, Tochter Wilhelm's v. Steier-Perneck. Aeneas Silvius, der als Schützling des Kanzlers Kaspar Schlick Gelegenheit fand, die Verhältnisse des kgl. Hofes als feiner Beobachter zu durchdringen, nennt Hanns v. U., Hannes v. Neitperg und Walther Zebinger die Vertrauensmänner des Habsburgers, die den Einfluß eines Schlick weit überboten, sie die Verkörperung der „steiermärkischen Weisheit“ (sapientia styriaca), wie er ironisch hinzufügt. 1447 (1. Sept.) wurde Hanns v. U. „Kämmerer“ mit dem Seckauer Bischof, dem Kanzler Kaspar Schlick, Aeneas Silvius als Triester Bischof, Pancraz Rindscheidt und dem k. Leibarzte Jakob de Castro novo nach Oberitalien entsendet, um hier die deutsch-kaiserlichen Hoheitsrechte wieder aufzufrischen.

Als in Oesterreich 1451 die Bewegungspartei unter Eiczinger's Führung (s. A. D. B. V, 778) die Lösung der vormundschaftlichen Gewalt K. Friedrich's III. über Ladislaus Posthumus und den Abfall von Friedrich plante, richteten sich die Anklagen Eiczinger's gegen jene drei Vertrauensmänner Friedrich's, vor allem aber gegen U., dem Eiczinger anläßlich der vom Landesfürsten eingeleiteten Ablösung der Herrschaften Forchtenstein und Kobelsdorf im ungarischen Grenzgemärke aus dem Pfandbesitze Eiczinger's die Ablegung eines falschen Zeugnisses vorwarf. Aeneas Silvius fügt die bezeichnende Glosse hinzu: „Landesüblich wäre bei solcher Sachlage der ritterliche Brauch des Zweikampfes. Aber dieses Ritterpaar halte sich weit mehr für Rathsgeschäfte als für den Gebrauch der Waffen geeignet und Keinem fiel es ein, diese Art des Beweises anzuwenden.“

U. und seine beiden Amtsgenossen riethen ihrem kgl. Herrn angesichts der durch das Maitberger Bündniß der Partei Eiczinger's geschaffenen Sachlage entschieden ab, die geplante Romfahrt zu unternehmen. Doch beharrte Friedrich dabei und so finden wir dann auch U. im Gefolge des Habsburgers bei seiner Vermählung und Kaiserkrönung und unter den bevorzugten Vertrauensmännern seines Herrn. So wohnten nach der Angabe des Cardinalbischofs von Siena, Aeneas Silvius, der Besprechung Friedrich's mit dem Papste außer dem Gewährsmanne nur Hanns U., Ulrich Sunnenberger und Ulrich Rieder bei.

Nach der Rückkehr aus Rom, woselbst U. den Ritterschlag von kaiserlicher Hand empfangen, handelte es sich darum ob der Kaiser, angesichts der Rüstungen seiner Gegner, den Weg nach Wien. Neustadt einschlagen, oder dies lieber vermeiden solle. Darüber wurde in Bruck a. d. M. berathen, gerathschlagt. Friedrich begab sich danach nach Wien-Neustadt, und nun machte sich der Groll der Gegner vor allem gegen U. Luft. Auch Graf Ulrich II. von Cilli, mit dem Kaiser zerfallen, gehörte zu Ungnad's Feinden, da er in ihm die Ursache erblickte, daß seine Forderungen für den Kriegszug von 1448 gegen Pongrácz v. Sz. Miklós vor Holitsch unbefriedigt blieben, indem U. die zum Ersatz vom Cillier verlangte Stadt Bruck a. d. L. von Friedrich als Pfand zugesprochen erhielt. Hanns und sein nächst jüngerer Bruder Wolfgang U. sandten an Eiczinger einen Fehdebrief, den der Führer der Ständepartei mit einem langen Schmähbriefe wider den Kammermeister U. beantwortete. Darin werden dem Manne die schmählichsten Dinge: Herrschsucht, Hoffart eines Emporkömmlings, Habsucht und Käuflichkeit, Lug und Trug, Wollust u. s. w. vorgeworfen. U. begab sich mit diesem Schmähbrief, der gleichwol manches Körnchen Wahrheit enthalten mochte, zum Kaiser. Das Schriftstück wurde im Rathe der Krone verlesen und U. beantwortete es mit einem langen und breiten Gegenschreiben. — Als dann in der zweiten Hälfte des August 1452 das Heer der öster., böhm. und ungar. Ständepartei, welche die Lösung der Vormundschaft K. Friedrich's III. über Ladislaus Posthumus erzwingen wollte, Wien. Neustadt einschloß, kam es zu einer Berathung der Sach-

lage in der Hofburg allda (26. August). Hanns U. erklärte sich entschieden gegen die Auslieferung des kaiserl. Mündels und es erfolgte auch 27. August die abschlägige Anwort des Kaisers, worauf am 28. der Sturm der Belagerer auf die Festungsstadt begann. Am 4. September fand sich jedoch K. Friedrich bewogen, sein Mündel an den Grafen Ulrich v. Cilli bedingungsweise auszuliefern. Bemerkenswerth erscheint der Punkt, worin es heißt, Bruck a. d. L. werde Hanns U. ausliefern, sobald das Pfandgeld erlegt sei. Auf dem Wiener Landtage, welcher zwischen den österr. Ständen und dem Kaiser als gewesenem Vormunde des Landesfürsten eine Richtung schaffen sollte, finden wir unter Friedrich's Sendboten auch U. — Im April 1457, zur Zeit als wegen des Cillier Grafenerbes K. Friedrich an Johann Witowec, dem Söldnerhauptmann und Rathe der Cillier einen ungeahnten Widersacher fand, weilte U. mit dem Kaiser in der Stadt Cilli. Friedrich entging wohl dem Handstreich des Witowec, da er sich auf die Burg O. Cilli begeben, aber seine Räthe, der Gurker Bischof, Hanns U. und dessen Bruder Georg wurden in der Stadt überfallen, festgenommen und dann auf das Schloß Greben gebracht. Sie mußten sich aus der Haft lösen. Zur Zeit der Belagerung K. Friedrich's in der Wiener Hofburg durch die aufständischen Bürger (Herbst 1462) soll U. zur Befreiung des Kaisers beigetragen haben. Zum gleichen Jahre wird neuerdings seine Belehnung (2. Oct.) als „Kammermeister" mit der Burgherrschaft Sonneck im Kärntner Jaunthale beurkundet. — Die Angabe, daß er eine zweite Ehe mit der Tochter des Hans von Frauenberg, Herrn zu Haag schloß, dürfte auf einer Verwechslung mit seinem Bruder Christoph beruhen. Sein bedeutendes Vermögen an Gütern und Baarschaft fiel an die Brüder, da ihn kein eigener Leibeserbe überlebte. Sein Tod wird 1468 angesagt. Sicher ist, daß er 1470 nicht mehr am Leben war.

Aen. Sylvius, hist. Friderici und die epp. ad familiares. — Ebendorfer, Chron. austr. — Mathäus Dresser, Ungnadische Chronica, darinnen der Herrn Ungnaden Ankunft, Außbreitung, Reisen und ritterliche Thaten ...... im Druck gefertiget .... Leipzig 1601. — Tangl, Die Herrn von Weissenwolf, Ungnad genannt (Carinthia 1836 Nr. 6—17). — Chmel, Materialien z. österr. Geschichte und Gesch. K. Friedrich's, I., II. Bd. — Kurz, Gesch. K. Friedrich's, IV. Bd. — Muchar, Gesch. des Hz. St., VII. Bd. — Hermann, Gesch. Kärntens, I. Bd. — Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini und s. Zeit.

F. v. Krones.

Ungnad: Hans U. Freiherr zu Sonneck (Schloß in Kärnten), war 1493 geboren, schon in früher Jugend am Hofe K. Maximilian I., 1519 mit einer Gesandtschaft der österreichischen Erblande nach Spanien zu König Karl (K. Karl V.), 1523 im Dienst des K. Ludwig von Ungarn, 1530 Landeshauptmann in Steiermark, Hauptmann und Vicedom zu Cilli. Im selben Jahre wohnte er dem Reichstage zu Augsburg bei und hörte das Bekenntniß der protestantischen Stände, welches der Leitstern seines Lebens wurde. 1532 siegte er mit H. Kazianer über die Türken auf dem Kreuzer Felde, ward 1540 Oberster Feldhauptmann der fünf österreichischen Erbländer, sowie der windischen und kroatischen Lande, war des Kaisers Rath und Oberster Fürschneider, 1542 auch Verwalter des Statthalteramts bei der niederösterreichischen Regierung in Wien. 1553 wollte er die Landeshauptmannschaft in Steiermark niederlegen, allein König Ferdinand ersuchte ihn zu bleiben und ertheilte ihm hingegen einen längeren Urlaub. U. benützte diesen zu einer Reise nach Wittenberg um hier seine evangelische Erkenntniß und Ueberzeugung zu stärken. 1555 legte er die Oberste Feldhauptmannschaft nieder, ging nach Wittenberg und Barby, wo er sich 1. Juli 1555 mit seiner zweiten Gemahlin (die erste war eine Gräfin Thurn gewesen) Gräfin Magdalena v. Barby vermählte. Im J. 1556 wiederholte er

mit andern Gesandten der inner- und niederösterreichischen Länder bei König Ferdinand kniefällig die schon 1541 in Prag und 1548 in Augsburg gestellte Bitte um Gestattung des evangelischen Glaubensbekenntnisses und Zulassung dieser Länder zu den im Augsburger Religionsfrieden 1555 den Reichsständen Augsburger Confession bewilligten Rechten. K. Ferdinand erwiderte, die Stände seiner Länder seien wie anderer Fürsten Unterthanen im Religionsfrieden begriffen und hätten also der Religion ihres Herrn, somit der katholischen zu folgen; wem diese nicht gefalle, dem stehe es frei Hab und Gut zu verkaufen und anderswohin zu ziehen. Hierauf legte U. alle seine hohen Aemter nieder, übergab einen Theil seiner Güter in Oesterreich seinen beiden ältesten Söhnen, und reiste mit seinen übrigen Kindern und seiner Gemahlin nach Sachsen, um offen und unbedrückt seiner evangelischen Ueberzeugung leben zu können. Mehr als zwei Jahre lebte er nun in Wittenberg, namentlich im Verkehr mit Melanchthon. Allein die hier entstandenen häßlichen theologischen Streitigkeiten verleideten ihm den Aufenthalt daselbst und in Sachsen überhaupt, und er übersiedelte im Sommer nach Württemberg, wo der Herzog Christoph ihn zu seinem Rath ernannte und ihm das ehemalige Amandistift (den Mönchshof) in Urach zur Residenz einräumte. U. stand schon seit längerer Zeit (vielleicht schon von Cilli her) mit Primus Truber, dem krainischen Reformator und Begründer der slovenischen Schriftsprache und Litteratur, in Verkehr. Als nun dieser, mit der Veröffentlichung seiner slovenischen Uebersetzung des Neuen Testaments beschäftigt, ihm (1. April 1560) meldete, daß seine neuen slovenischen Bücher von zwei kroatischen Priestern in die krobatische Sprache übertragen worden seien und nun mit krobatischen (glagolitischen) Lettern gedruckt werden sollen, daß auf seine Anregung Einer jener Priester, Stephan Consul, die Herstellung dieser Lettern jetzt in Nürnberg besorge, daß es aber an den nöthigen Geldmitteln fehle, daß hingegen sich Großes werde erreichen lassen, wenn Herr U. von den evangelischen Kurfürsten und Herren so viel Unterstützung bekommen könne, um den Unterhalt der beiden Priester in Tübingen beim Druck und einen Theil der Druckkosten zu bestreiten: da faßte U. Truber's Idee mit vollstem Eifer auf und brachte seinen Plan in noch größerer Ausdehnung zur Ausführung. Er ließ Consul mit den glagolitischen Lettern zu sich nach Urach kommen, legte eine eigene Druckerei an, und begründete damit seine berühmte krobatische Bibelanstalt, für deren Erhaltung er Beiträge von König Maximilian, Herzog Christoph von Württemberg, den protestantischen Kurfürsten, Fürsten, Herren und Reichsstädten erhielt, aber das Meiste aus seinem eigenen Vermögen darstreckte. Zumeist unter Truber's Oberleitung arbeiteten bei derselben und für dieselbe Stephan Consul, Ant. Dalmata, Georg Juritschitsch, Georg Zwetzitsch u. a. Aus ihr gingen in der kurzen Zeit ihres Bestehens 31 Druckwerke in krobatischer Sprache (theils in glagolitischen, theils in cyrillischen, theils in lateinischen Lettern), 6 in italienischer und einige wenige in slovenischer Sprache hervor. U. lebte nur noch für diese Anstalt, sie war sein Schatz. Aber leider dauerte es nicht lange. Als er im September 1564 zu einem Besuche bei seiner Schwester, einer verwittweten Gräfin Schlick, nach Wintritz in Böhmen gereist war, erkrankte er daselbst und starb am 27. December 1564. Seine Leiche wurde nach Württemberg gebracht und in der Stiftskirche zu Tübingen beigesetzt. Die Bibelanstalt wurde aufgelöst, das Druckereimaterial ward nach Kärnten auf das Ungnad'sche Schloß Waldenstein geschickt (hier war es noch 1580), und wahrscheinlich bei der Gegenreformation von hier weggenommen und auf das Schloß nach Graz geschafft. Hier wurden die Typen später wieder aufgefunden, von Kaiser Ferdinand II. der Congregation de propaganda fide geschenkt und 1620 nach Fiume gebracht, von wo sie unter K. Ferdinand III.

nach Rom kamen. Die genannte Congregation ließ damit 1648 in Rom ein Breviarium drucken. (Nicht bloß die Bücher haben ihre Schicksale.)

Jak. Andreä, Leichpredig des Herrn H. Ungnad, Tüb. 1565. — Matth. Dresser, Ungnadische Chronica, Leipzig 1602. — Raupach, Evangel. Oesterreich, 6 Bde., 1732—41. — Schnurrer, Slavischer Bücherdruck in Würtemberg im 16. Jhrh., Tüb. 1799. — Joh. Voigt, Briefwechsel des H. Ungnad Frhrn. v. Sonneck mit dem Herzog Albrecht von Preußen, Wien 1858 (Sep.-Abdr. a. d. Archiv f. Kunde österreich. Geschichtsquellen, Bd. XX). — Th. Elze, Pr. Truber und d. Reformation in Krain, 1866 (in Herzogs Real-Encyklopädie f. Theol. und Kirche, Supplem. III.) — Ders., Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain, Tüb. 1877. — Kostrenčič, Urkundl. Beitr. zur Gesch. der prot. Literatur der Südslaven von 1559—65, Wien 1863. — Kausler und Schott, Briefwechsel zwischen Christoph Herz. von Württemberg und P. P. Vergerius, Stuttg. (Literar. Verein) 1875.

Th. Elze.

Ungut: Meinard U., einer der deutschen Pioniere der Buchdruckerkunst auf der Pyrenäischen Halbinsel. Er taucht 1491 in Sevilla auf, ohne daß man wüßte, wie er dorthin gekommen und ob er vorher in näher gelegenen Städten als Drucker thätig gewesen ist. Den ersten Druck in Sevilla und so auch alle folgenden hat er in Gemeinschaft mit einem Polen Stanislaus (Stanislaus Polonus) hergestellt; doch erscheint U. in den Schlußschriften durchweg an erster Stelle. Da jener früheste Druck schon im Februar 1491 vollendet wurde und auch schon eine Marke der Druckgesellschaft trägt, so muß die Gründung der letzteren und auch die Ankunft der beiden Drucker in Sevilla mindestens schon 1490 erfolgt sein, also in demselben Jahr, in welchem die andere deutsche Buchdruckergesellschaft des Paul von Köln und Genossen (s. den Artikel Thomas A. D. B. XXXVIII, 85) in genannter Stadt ihr Geschäft eröffnete. Mehr noch als die letztere hat die hier in Rede stehende Gesellschaft eine rührige Thätigkeit entfaltet. Volger spricht von 44 Büchertiteln, die ihm vorliegen, und bei Mendez sind wenigstens 41 Drucke jener Firma im einzelnen aufgeführt und zwar sind es nicht, wie man dies sonst gewöhnlich findet, vorwiegend lateinische Werke, sondern fast ausschließlich solche in spanischer Sprache, weßhalb man zugleich von einem Verdienst dieser Drucker um das spanische Schriftthum reden kann. Die Marke, der man in vielen der Drucke begegnet, ist einfach. Sie zeigt (s. Mendez S. 109) an dem eigenthümlich geformten Stamm eines Baumes hängend zwei Schilde, von denen der eine ein M (Meinard), der andere ein S (Stanislaus) trägt; bei der Wurzel und der Krone des Baumes ist der Hintergrund schwarz, sonst hell. Mitten in die Sevillaner Thätigkeit Ungut's, in das Jahr 1496 fällt ein Druck, den dieser Meister in Gemeinschaft mit Joh. Pegnitzer in Granada hergestellt hat (s. A. D. B. XXXVIII, 86); die Thätigkeit der Presse in Sevilla erlitt hierdurch aber keine Unterbrechung. Zum letzten Mal kommen die beiden Meister auf einem Druck vom October 1499 vor; im März 1500 und weiterhin erscheint nur noch Stanislaus, dessen Spur man sodann 1502 und 1503, auch in Alcala begegnet. Ob U. sich nur von seinem Genossen getrennt hat, ob er gestorben ist, ist unbekannt. Wie über seinen Tod, so weiß man bis jetzt auch nichts über Ort und Jahr seiner Geburt und darüber, wo er die Buchdruckerkunst gelernt hat. Nur soviel können wir mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, daß er nicht zu den akademisch gebildeten Druckern jener Zeit gehörte. In den Universitätsmatrikeln, deren Mehrzahl wir durchgesehen haben, ist er uns wenigstens nicht begegnet; auch nennt er sich selbst nie Magister.

Vgl. Fr. Mendez, Tipografia española, 2. ed. por D. Hidalgo, 1861

(s. Register). — Volger, Die ältesten Drucker und Druckorte der Pyrenäischen Halbinsel, im Neuen Lausitzischen Magazin, Bd. 49, 1872, S. 88 ff., speciell S. 100, 114 f. K. Steiff.

Unrest: Jakob U., Chorherr von Gurnitz, Pfarrer zu S. Martin am Techelsberge bei Pörtschach in Kärnten, Chronikenschreiber, † 1500. Ueber sein Leben wissen wir äußerst wenig. Nach einer Urkunde vom 8. October 1466 (d. Maria-Saal) erhielt er als „Priester der Regensburger Diöcese" (presbyter Ratisbonensis dioecesis) die damals erledigte, zur Maria-Saaler Propstei gehörende Pfarre zu St. Martin am Techelsberge. Er selbst bezeichnet sich an einer Stelle seiner österreichischen Chronik als „minerster Pharrer von Kerndten". In dieser Eigenschaft blieb er 35 Jahre thätig, verfaßte ein Urbar seiner Pfarre und starb als Seelsorger und als Geschichtschreiber bis zum letzten Augenblick thätig, in der Stille seines Gebirgsdorfes. Wenngleich jene Angabe über seine ursprünglichen Beziehungen zum Regensburger Sprengel den Schluß nahe legt, er sei ein Baier gewesen, so spricht doch andrerseits sein warmer Patriotismus für Kärnten und das Haus Oesterreich zu Gunsten seiner innerösterreichischen Herkunft. In beschränkten Verhältnissen lebend, brachte es gleichwohl der schlichte Pfarrer über sich, einer der fleißigsten Chronisten des ausgehenden Mittelalters zu werden, und den Ruf eines wahrheitsliebenden Mannes zu behaupten, dem es weder an Schärfe der Beobachtung noch an Wärme des Gemüthes gebricht.

U. hat zunächst zwei Chroniken hinterlassen, deren Stoff und Zweck beide eng verknüpft. Zuerst schrieb er seit 1466 dem Kärtner Lande dauernd angehörend eine „Oesterreichische Chronik", die in einer einzigen, wahrscheinlich in der Originalhandschrift des Verfassers vorliegt. Der Anfang ist abhanden gekommen, doch betraf er wohl nur einleitungsweise die Zeit seit 1335, dem Jahre der Vereinigung Kärntens mit dem Hause Habsburg, wie dies das erste erhaltene Blatt der Handschrift andeutet, während der eigentliche Zweck, den U. selbst betont, in der Erzählung der Geschicke Oesterreichs seit Kaiser Friedrich III. ruht. Seit 1470 wird die Darstellung immer ausführlicher und farbenreichen. Der Genosse einer bewegten Zeit, der viel erlebte, hörte und die „Flugblätter", die geistlichen Kurrenden u. s. w. fleißig la-, spricht zu uns. Die Chronik schließt mit dem Schweizer Kriege Maximilian's I. im J. 1499.

Später nahm U. die „Kärntner Chronik" in Angriff, da er in ihr an einer Stelle auf die österreichische verweist, und erzählt die Geschicke des Landes von der Urzeit bis zum Jahre 1335, mit einem Ueberblick der zu seiner Zeit bereits erloschenen Adelsgeschlechter Kärntens. Es ist wahrscheinlich, daß U., nachdem er die Zeit Kaiser Friedrich's III. (1493) erledigt, an die Abfassung der Kärntner Chronik ging, und die österreichische Chronik von 1493 ab wieder aufnahm. Doch findet sich in der einzigen (Original-)Handschrift der österreichischen Chronik auch noch der Anlauf zur Abfassung einer „Ungarischen Chronik", welche U. jedoch nur bis 1161 zu führen in der Lage war, die also Bruchstück blieb. Sie ist nächst Heinrich's von Muglen deutscher Bearbeitung einer lateinischen Ungarnchronik die bisher älteste deutsche Arbeit dieser Art, selbstverständlich ohne geschichtlichen Werth was Ungarn betrifft, interessant jedoch durch den Excurs über Attila und Venedig, dessen eigennützige, rücksichtslose Staatskunst im Hinblick auf den päpstlichen Bannfluch und die Ereignisse der Schlußzeit Friedrich's um 1483, eine scharfe Verurtheilung in der Form eines Sündenregisters erfährt.

Abdr. b. Hahn, Coll. monum. I. (Oesterr. und Kärntner Chronik). Das Bruchstück der ungarischen Chronik veröffentl. und erl. v. Krones in den Mitth. des Instituts für österr. Geschichtsforschung I. (1880). — Vgl. von demselben die Zeitgenöss. Quellen der steierm. Gesch. i. d. zweiten Hälfte des XV. Jahrh. (Btr. z. K. st. G. VIII.) und die „österr. Chronik J. Unrest's

mit Bezug auf die einzige bisher bekannte Handschrift der königl. Bibl. zu Hannover.“ Archiv für österr. Gesch. 48. Bd. (1872.) — v. Jaksch, Zur Lebensgesch. Joh. Unrest's, in den Mitth. des Instit. f. österr. Geschichtsf. IV, 463. — Lorenz, G. Q. des MA. 1—3. Aufl. I. Bd.

v. Krones.

Unruh: Hans Victor v. U., deutscher Parlamentarier, besonders bekannt geworden durch die Rolle, die er im J. 1848 als Präsident der preußischen Nationalversammlung gespielt hat, geboren am 28. März 1806 in Tilsit, † am 4. Februar 1886 in Dessau, entstammte der berühmten, früher polnischen, bereits seit Jahrhunderten aber mit Preußen verwachsenen Soldatenfamilie. Sein Vater, der 1814 bei Chateau-Thierry im Kampfe gegen Napoleon durch den Leib gestochen wurde, starb 1834 als preußischer Generalmajor. Schon mit dem 17. Jahre verdiente U. sich sein Brot selbst. Zu seinem Berufe erwählte er das Baufach. Lange Zeit war er im Dienste der Regierung in Schlesien als Ingenieur thätig und gewann währenddessen einen tiefen Einblick in das Wesen der preußischen Bureaukratie. Der Eindruck, den er empfing, war keineswegs sehr günstig und blieb nicht ohne Einfluß auf seine spätere politische Haltung. In den Jahren 1835—39 wurden die Vorarbeiten für die oberschlesische Eisenbahn von ihm geleitet. 1839 zum Regierungs- und Baurath in Gumbinnen ernannt, kam er 1843 zur Regierung nach Potsdam, um 1844 einen mehrjährigen Urlaub anzutreten und bald darauf endgültig aus dem Regierungsdienste, in dem er zwanzig Jahre gestanden hatte, zu scheiden. Er hatte sich allmählich einen Ruf als Techniker erworben. In seiner praktischen Thätigkeit und auf ausgedehnten Studienreisen in England und anderweitig hatte er ausgezeichnete Fachkenntnisse gesammelt. Er übernahm jetzt zunächst die technische Oberleitung der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn und gehörte auch dem Directorium dieser Gesellschaft an. Nach Eröffnung der Bahn trat er in das Directorium der Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn und siedelte aus diesem Anlaß im Herbst 1846 nach Magdeburg über. Am politischen Leben hatte er sich bis dahin nicht betheiligt. Wohl aber scheint er sich auf seinen Reisen in England bestimmte politische Ansichten gebildet zu haben. Die dortige Verfassung galt ihm als das Muster einer solchen. 1848 war er Zeuge der Vorgänge in Berlin am 13.—16. und am 20.—21. März. Als die Wahlen zur preußischen Nationalversammlung (zum Zwecke der Vereinbarung einer Verfassung) ausgeschrieben wurden, ergriff er, weil er überall der größten Unklarheit begegnete, als ein Mann, der zum mindesten über die in Rede stehenden Fragen nachgedacht hatte, wiederholt in den Wahlversammlungen das Wort. So wurde er bekannt und von den Gemäßigt-Liberalen Magdeburgs, denen sich in Ermangelung eines geeigneten Candidaten die Conservativen anschlossen, als Abgeordneter nach Berlin geschickt. Gegen ihn unterlag der Candidat der Radicalen, der Rabbiner Philippson. So wurde er „kopfüber“ in die Politik geworfen. Durch seine Familienbeziehungen war er mit vielen der politischen Persönlichkeiten bekannt, so mit Schön, Stolberg, Bodelschwingh, den Auerswalds. Anfangs schloß er sich dem linken Centrum an, d. h. dem linken Flügel der Gemäßigt-Liberalen; durch das dictatorische Wesen des Nationalökonomen Rodbertus, der diese Partei führte, sah er sich jedoch veranlaßt, dem Centrum beizutreten, d. h. sich ein wenig mehr nach rechts zu wenden. Offenbar spielte hier etwas persönlicher Ehrgeiz hinein, weil er ungern die zweite Rolle spielen wollte. Schon in der ersten Berathung der Versammlung ergriff er als Vorsitzender der Wahlprüfungscommission das Wort. Das Auftreten des Prinzen von Preußen in der Versammlung unterzog er im Gespräch, später auch öffentlich, einer höchst ungebührlichen Kritik, die nur von einer großen Verständnißlosigkeit für preußisches

Wesen eingegeben sein konnte. Vielgenannt wurde sein Name zuerst, als er im September zu dem berüchtigten Antrage Stein, der Ausschluß aller conservativen, sog. reactionären Elemente aus dem Heere verlangte, das Wort nahm und einen milderen Standpunkt geltend machte, der allerdings auch noch weit davon entfernt war, die Institution der preußischen Armee richtig zu würdigen. Sein sicheres, besonnenes Wesen imponirte; und so wurde er am 17. October bei den vierwöchentlich vorzunehmenden Präsidentenwahlen zum ersten Vicepräsidenten gewählt. Er erhielt unter den vier zu wählenden die meisten Stimmen. Kurze Zeit darauf (am 26. October) legte der der Rechten angehörige Oberbürgermeister Grabow infolge eines Zwischenfalls das Präsidium nieder und war, zweifellos im Hinblick auf die drohende Krisis, nicht zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern. Am 28. October wurde nun U. mit wenigen Stimmen Mehrheit gegen einen noch mehr links gerichteten Abgeordneten, zum Präsidenten der Versammlung erkoren. Es war, als wenn sein Name ein böses Omen für die neu beginnende Zeit sein sollte. Denn die folgenden Wochen sind die unruhigsten und traurigsten gewesen, welche die preußische Parlamentsgeschichte zu verzeichnen hat. An Unruh's Namen knüpfen sich daher die unerfreulichsten Erinnerungen, weil er für die bedauerlichen Vorkommnisse jener Zeit vielfach verantwortlich gemacht wurde. Moltke schrieb damals seinem Bruder von der „Bande in der Singakademie", wo die Versammlung zuerst tagte, und Roon erfand das Wort von der „verbrecherischen Fraction U.". Jedoch hat man U. ohne Frage viel Unrecht gethan. In doctrinären englisch-constitutionellen Auffassungen befangen, hat er sich offenbar verrannt und durchaus unrichtig gehandelt. Es wird auch nicht zu leugnen sein, daß er sich in die von ihm gespielte Rolle durch einen gewissen Ehrgeiz drängen ließ. Nicht nur Gegner, wie der Kreuzzeitungsredacteur Wagener und Leopold v. Gerlach, sondern auch der unparteiische General v. Brandt und der U. politisch sehr nahe stehende Banquier Milde, hatten diesen Eindruck von ihm. Nur ein ehrgeiziger Mann konnte überhaupt die Führerrolle, wie er sie gehabt hat, so lange ausdehnen. Freilich hat er sich stets mit einer gewissen Nervosität gegen eine solche Annahme vertheidigt und formelle Uebertreibungen des Cabinetsraths Niebuhr verwickelten ihn deswegen in einen acuten Zwist. Die Gerechtigkeit aber verlangt, daß man bei ihm die Ueberzeugungstreue und ebenso die Geschicklichkeit, mit der er die Massen, sowohl was die Bürgerwehr als die Versammlung anbetrifft, zu zügeln und einen Widerstand mit den Waffen zu verhindern wußte, anerkennt. Mit einer bewundernswerthen Ruhe hat er die Sitzung am 31. October geleitet. Nur ein einziges Mal verlor er die Haltung, als er dem zum ersten Mal vor einer parlamentarischen Körperschaft erscheinenden Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg am 9. November bei Verlegung der Versammlung nach Brandenburg a. H. gereizt ins Wort fiel. Falsch war es nun, daß er dieser Verlegung widersprach, unzuläßig, daß er mit seinen Parteigenossen, „dem Club Unruh", dagegen demonstrirte, ungesetzmäßig, daß er zum „passiven Widerstande" aufforderte (dies geflügelte Wort verdankt ihm seine Entstehung), d. h. seine Anhänger (das war die Mehrheit der Versammlung) zum Fernbleiben von Brandenburg veranlaßte, unberechtigt, aufreizend und verwirrend endlich, daß er, allerdings nur dem Drängen seiner Parteigenossen nachgebend, den Antrag auf Steuerverweigerung zum Beschluß erheben ließ. Noch kurz vor Zusammentritt der Versammlung in Brandenburg suchten verschiedene Führer der deutschen Nationalversammlung, wie Gagern und Simson, auf ihn einzuwirken, um ihn zu einem Entgegenkommen gegen die Regierung zu bestimmen, jedoch vergeblich.

Bei den Wahlen zur zweiten Kammer Anfang 1849 wurde er wiedergewählt, unterlag aber bei der Präsidentenwahl gegen Grabow. In den Berathungen

über Annahme der Kaiserkrone brachte er einen Antrag auf deren unbedingte Annahme ein, blieb damit indeß in der Minderheit. Auf seinen Antrag wurde dann im April die durchaus gerechtfertigte Verhängung des Belagerungszustandes über Berlin für ungesetzlich erklärt. Daraufhin erfolgte (am 27.) die Auflösung auch dieser Versammlung. Bei den nächsten Wahlen wurde U. nicht wiedergewählt und verschwand infolgedessen 14 Jahre aus dem parlamentarischen Leben. Er legte seine politischen Erlebnisse in einer sehr sachgemäßen Schrift nieder: „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte“, die zwar einen ziemlich radicalen Standpunkt entwickelt und in der natürlich die jener Zeit anhaftende Unklarheit über das Wesen des Constitutionalismus und die Bedürfnisse Preußens zu Tage tritt, die aber Zeugniß von seinem ehrlichen Charakter, seinem redlichen Wollen und von scharfer Beobachtungsgabe ablegt und darum eine wichtige Quelle für jene Zeit bildet. Das Anschwellen der hochconservativen Richtung in den nächsten Jahren trieb ihn völlig der Opposition in die Arme und bestimmte ihn eine Schrift zu schreiben, betitelt: „Erfahrungen aus den letzten drei Jahren“, in der er schonungslose Kritik an den Mittelparteien, denen er bisher selbst angehört hatte, übte. In der Folgezeit widmete er sich vornehmlich seinem Berufe als Techniker. Unter anderen übernahm er die Leitung der Continentalgasgesellschaft in Dessau. Sein Name gehörte zu den politisch übelberüchtigtsten jener Zeit, sodaß das ministerielle Ungeschick eines v. d. Heydt ein gutes Werk zu verrichten glaubte, wenn er die materielle Existenz Unruh's, als dieser in Berlin die Leitung einer Actiengesellschaft (Wagenfabrik) übernehmen wollte, schädigte. Aus jener Zeit, Ende der 50er Jahre, stammte das Wort König Friedrich Wilhelm's IV.: „Ach, mein Gegenkönig von 48; nun ich habe nichts dagegen, daß er Potsdam erleuchte“. Es bedurfte erst der Dazwischenkunft des Botschafters v. Bismarck, mit dem U. aus der zweiten Kammer (1849) bekannt war und der an dem selbständig denkenden Techniker Gefallen fand, um ihn vor den Chikanen der Regierung zu schützen. Ungefähr zu derselben Zeit (1859) wurde U. von Bennigsen und Schulze-Delitzsch aufgefordert, an der Gründung des Nationalvereins theilzunehmen. U. ging darauf ein und sein Name ist einer der ersten unter dem ersten Programm des Nationalvereins (14. August 1859). Die Geheimbundspläne des Coburgers lehnte er ab. Im nächsten Jahre betheiligte er sich an der Gründung der preußischen Fortschrittspartei, trat jedoch erst zu Anfang 1863, wieder von Magdeburg entsandt, in das Abgeordnetenhaus, dessen Mitglied er von nun an bis zum Jahre 1879 blieb. Er gehörte hier anfänglich zu den schroffsten Gegnern der Bismarck'schen Politik und hatte, ohne häufig das Wort zu nehmen, wie er denn mehr zu den Parlamentariern gehörte, die durch Verhandlungen wirken, was er schon 1848 gezeigt hatte, im Februar und December des Jahres mit Bismarck und Roon äußerst scharfe Auseinandersetzungen wegen der Polenpolitik und der dänischen Frage. Er gehörte zu den Verwaltern des Nationalfonds für politisch Verfolgte der Opposition. Unter seiner Führung lebten sozusagen die Zeiten der Steuerverweigerung wieder auf. Die gewaltigen Erfolge der Regierungspolitik bekehrten ihn indeß. Der großartigste parlamentarische Sieg, der vielleicht je erstritten worden ist, den der Frontwechsel der radicalen Liberalen im J. 1866 andeutet, erstreckte sich auch auf U. Bismarck erlebte die Genugthuung, den geistvollen Ingenieur in sein Lager schwenken zu sehen. Freilich lebte der alte Adam des doctrinären Liberalismus immer wieder in U. auf, wie er denn stets zum linken Flügel der Nationalliberalen zu rechnen war. 1867 trat er in den Norddeutschen Reichstag, 1870 war er parlamentarisch, zusammen mit seinem alten Gegner Wagener, und in Volksversammlungen für die Verwirklichung des Einheitsgedankens thätig und Mitglied der Abordnung des Reichstags nach Versailles; auch in den deutschen

Reichstag zog er alsbald ein, wieder von seinen Magdeburgern gewählt, und hat diesem von da ab bis 1879 als angesehenes Mitglied angehört. Eine Zeit lang (1863—1867) bekleidete er im Abgeordnetenhause wieder das Amt eines Vicepräsidenten. Ihm verdankt die Abstimmungsform des „Hammelsprungs“ ihre Einführung. 1875 bis 1880 schrieb er, angeregt von Sybel und Bennigsen Lebenserinnerungen nieder, in denen sich ein ehrlicher Charakter, ein präcises Urtheil und seines Beobachtungstalent auf das klarste widerspiegeln. Während er die Darlegungen in seinen „Skizzen“ im allgemeinen aufrecht erhalten konnte, sah er sich in seinen Memoiren genöthigt, seine zweite politische Denkschrift selbst einer vernichtenden Beurtheilung zu unterziehen. Lange Jahre stand er in Berlin an der Spitze einer 2000 Arbeiter beschäftigenden Fabrik für Eisenbahnbedarf, derentwegen er große Reisen nach Petersburg, Paris und anderswohin unternahm. In den sechziger Jahren kaufte er sich im Teltower Kreise (Dahlewitz), später im Rothenburger Kreise in der Lausitz (Zoblitz) an. Er starb am 4. Februar 1886 in Dessau unter Hinterlassung mehrerer Söhne.

Stenographische Berichte der verschiedenen Parlamente. — H V. v. Unruh, Skizzen aus Preußens neuester Geschichte. Magdeburg 1849. 3. Auflage (auch 1849). IV u. 188 S. — H. V. v. Unruh, Erfahrungen aus den letzten 3 Jahren. Ein Beitrag zur Kritik der politischen Mittelparteien. Magdeburg 1850. 2. Aufl., ebenda 1851. 190 S. — Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Herausg. von Richard Fleischer. 6. Jahrgang. S. 1—33 (October 1881): Erinnerungen aus meinem Leben von Hans Victor v. Unruh. — Deutsche Revue u. s. w. 19. Jahrg. 1894. April—December: H. v. Poschinger, Erinnerungen aus dem Leben von H. V. v. Unruh (soll vervollständigt in Buchform erscheinen). — Die Gegenwart. Encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte u. s. w. Leipzig 1850. (4. Band S. 576—634.) Preußen zur Zeit der Nationalversammlung. — Dieselbe 1852. (7. Band S. 473 ff.) Preußen seit 1849 bis Ende 1850. — H. Robolsky, Der deutsche Reichstag 1867—1892. Berlin 1893. — H. v. Brandt, Aus dem Leben des Generals der Infanterie Dr. H. v. Brandt. 3. Theil. Berlin 1882. — Roon, Denkwürdigkeiten. — Leop. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten. H. v. Petersdorff.

Unruh: Michael Friedrich U., evangelischer Theologe, geboren am 13. Februar 1714 in Cremmen in der Mark Brandenburg als Sohn einfacher Bürgersleute, erhielt seine Vorbildung in Bernau, auf dem cölnischen Gymnasium in Berlin und auf dem Waisenhause in Halle. Im J. 1731 bezog er die Universität Jena um Theologie zu studiren, eignete sich aber hier und 1735 in Halle ein über sein Fachstudium weit hinausgehendes Wissen auch in fremden Sprachen und Naturwissenschaften an. Im folgenden Jahre berief Abt Steinmetz (A. D. B. XXXVI, 1) ihn als Lehrer nach Kloster Berge bei Magdeburg, bestimmte ihn auch bald zum Rector des Pädagogiums daselbst, als U. infolge von geistiger Ueberanstrengung heftig erkrankte, 1740 sein Amt ganz niederlegen und im elterlichen Hause Genesung suchen mußte. Nach wiedererlangter Gesundheit wurde er zum Feldprediger des Persodischen Regiments, später von Bredow, in Brandenburg berufen und am 25. Januar 1741 in Berlin ordinirt. Da er jedoch den mit diesem Amte verbundenen Anstrengungen im Felde nicht gewachsen war, erhielt er, anscheinend ohne sein Zuthun, die Pfarre zu Soltenitz und Vangerow, Synode Neu-Stettin in Hinterpommern, wo er am 25. Juli 1745 eingeführt wurde und am 9. Februar 1746 die Wittwe seines Vorgängers Samuel Prenzlow, Sophie Hedwig geborene Engelke, heirathete. Bei dem Eindringen der Russen in Pommern unter General Fermor hatte er viel zu leiden, viermal verlor er Hab und Gut durch Plünderung. Zur Entschädigung gleichsam berief

das Oberconsistorium zu Berlin ihn an die erledigte Pfarrstelle nach Bublitz, indem ihm zugleich die Präpositurgeschäfte der gleichnamigen Synode übertragen wurden. Die Berufung geschah am 15. October 1759, der Amtsantritt konnte der Kriegsunruhen wegen erst am 2. November 1760 erfolgen. Am 6. December 1765 ist U. in Bublitz gestorben, seine Wittwe überlebte ihn; Kinder scheint er nicht gehabt zu haben. Schriftstellerisch thätig ist U. nicht gewesen, aber an der unten bezeichneten Stelle äußert er sich eingehend über seine Thätigkeit als Lehrer und Seelsorger. Den Gang des Unterrichts am hallischen Waisenhause und später in Kloster Berge beschreibt er ausführlich, und man erkennt daraus, daß er mit Liebe und Eifer sich seinem Amte hingab und reichen Erfolg erntete. Dasselbe gilt von seiner Thätigkeit als Feldprediger, wobei er vielfach mit Katholiken in Berührung kam und namentlich jesuitischen Angriffen gegenüber große Sachkenntniß und prompte Schlagfertigkeit zeigte. Auch in Hinterpommern ist seine Thätigkeit von Segen und Erfolg begleitet gewesen, wenn ihm auch die Erfahrung nicht erspart blieb, daß der durch die innere und äußere Noth erregte Hunger nach geistlicher Speise nach Herstellung friedlicher Zustände sehr nachließ.

A. C. Vanselow, Nachr. v. d. Generalsuperintendenten u. s. w. in Hinterpommern. Stargard o. J. Darin sehr eingehende von U. selbst stammende Nachrichten über seinen Studiengang und ferneres Amtsleben.

v. Bülow.

Unterberger: Leopold Freiherr v. U., k. k. Feldzeugmeister, geboren zu Strengberg in Nieder-Oesterreich am 12. October 1734, † zu Wien am 9. Februar 1818. U. besuchte das Gymnasium in der Benedictiner-Abtei Seitenstetten, und beendete seine Humanitäts- und philosophischen Studien in Linz, woselbst er von seinem Mathematik-Lehrer, dem Jesuitenpater Walcher, derart beeinflußt wurde, daß er sich ganz den mathematischen Studien hingab; Walcher war es auch, der den jungen, strebsamen U. als Erzieher in das Haus des Hofrathes Groller nach Wien brachte und dadurch gewissermaßen einen bestimmenden Einfluß auf Unterberger's fernere Zukunft übte; denn hier lernte er den Feldzeugmeister v. Bohn kennen, welcher sich für den talentvollen jungen Mann derart interessirte, daß er ihn bestimmte beim Ingenieurcorps einzutreten und ihn daselbst am 25. März 1758 als Conducteur (gleichwerthig mit dem Fähnrich bei der Infanterie) anstellte. U. machte im Ingenieurcorps den siebenjährigen Krieg mit, avancirte am 1. September 1760 zum Unterlieutenant, am 1. September 1762 zum Oberlieutenant und bekleidete die Stelle eines Adjutanten beim Feldzeugmeister und Generalprodirector des Geniewesens Graf Harsch. Am 15. März 1770 wurde U. zum Hauptmann befördert und gleichzeitig als Professor der Mathematik zum Artilleriecorps übersetzt. Sein ersprießliches Wirken im Lehramte hatte zur Folge, daß er am 15. October 1775 zum Major befördert und dem Erzherzog Maximilian, Kaiser Joseph's jüngstem Bruder, als Lehrer der Mathematik zugetheilt wurde; desgleichen vertraute ihm der Kaiser den Unterricht des Erzherzogs Franz, des nachmaligen Kaisers, in seinen Fachgegenständen an. Gelegentlich der Errichtung des Bombardiercorps wurde U. am 6. November 1786 zum Oberstlieutenant und Commandanten dieses Corps ernannt und machte mit demselben die Türkenkriege mit; die Belagerung Belgrads im J. 1789 gab dem unter seinem Commando stehenden Bombardiercorps so vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung, daß U. am 19. October desselben Jahres bei gleichzeitiger Uebersetzung zum 2. Feld-Artillerieregimente zum Oberst befördert wurde.

Am 27. Februar 1793 zum Generalmajor befördert, traf U. im April im Hauptquartier des Prinzen von Coburg ein und wurde zum Commandanten der zur Belagerung von Valenciennes bestimmten Artillerie ernannt. Die rasche Eröffnung der drei Parallelen, die Placirung der Geschütze in denselben, die

Sprengung der Minen, dies alles geschah unter Unterberger's Leitung; am 26. Juli ließ er in das große Hornwerk zehnpfündige Bombenböller bringen und den Festungscommandanten zur Uebergabe auffordern; nach 24stündiger Waffenruhe verwarf er die ihm vom Feinde vorgelegten Capitulationsbedingungen und übersendete andere mit dem Bedeuten, daß im Falle sie nicht angenommen würden, der Angriff ohne weitere Verhandlungen fortgesetzt würde. Am 28. Juli früh capitulirte die französische Armee unter General Ferrand und diesem wurde der Abzug mit militärischen Ehren, jedoch mit Zurücklassung sämmtlicher Geschütze und Waffen zugestanden. Zwei Tage nachher übernahm U. das eroberte Artilleriematerial, welches in 175 Geschützen und einem bedeutenden Vorrath an Kugeln, Granaten, Bomben, Patronen, Pulver und Gewehren bestand. Die günstigen Resultate, welche U. durch seine Energie und rastlose Thätigkeit bei der Belagerung von Valenciennes erzielt hatte, wurden auch in vollem Maße gewürdigt und anerkannt; in der 29. Promotion am 19. August 1793 erhielt er das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Ebenso tüchtig erwies sich U. bei Le Guesnoy 1793, bei Landrecy im folgenden Jahre, und die Eroberung Mannheims im Jahre 1795 ist nebst Generalmajor Lauer besonders den genialen Entwürfen Unterberger's und der energischen Ausführung derselben zuzuschreiben; am 27. November 1795 wurde er infolge der Eroberung Mannheims mit dem Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens decorirt. Am 16. Februar 1797 zum Feldmarschalllieutenant befördert, wurde U. im Jahre 1798 zum Mitglied der Hofcommission, welche die Einführung von Verbesserungen im Kriegswesen berathen sollte, ernannt und ihm die Anfertigung neuer Feuergewehre übertragen. Im Jahre 1803 zum Vorsteher des Hauptzeug-Amtes ernannt, wurde ihm vom Kaiser der Unterricht des Erzherzogs Kronprinzen Ferdinand in den mathematischen Fächern übertragen und im Jahre 1804 das 4. Feld-Artillerieregiment verliehen. Generalissimus Erzherzog Karl veranlaßte U. zur Herausgabe von Artilleriehandbüchern, welche unter dem Titel: „Sämmtliche militärische Schriften des Freiherrn Leopold v. Unterberger zum Gebrauch der k. k. österreichischen Officiere“ in 7 Bänden in Wien im J. 1807 im Verlage von Beck im Druck erschienen sind. Außer diesem Werke verfaßte U. ein „Tagebuch der Belagerung und Bombardierung der Festung Valenciennes“, sowie eine Anzahl anderer Schriften.

Im J. 1813 wurde U. die Feldzeugmeisters-Charge verliehen. Fünf Jahre später am 9. Februar 1818 starb er zu Wien im Alter von 84 Jahren. Der um das Heer und namentlich die Artilleriewaffe so verdiente greise General wurde am Friedhofe zu St. Marx bei Wien bestattet und ihm ein Grabstein mit seinem Bildniß und einer ehrenden Inschrift gesetzt.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Acten der Fachrechnungs-Abth. des k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder, Band I. — Wurzbach, Biographisches Lexicon, Band 49. Pallua-Gall.

Unterberger: Christoph U., Maler (geboren zu Cavalese am 27. Mai 1732; † zu Rom am 25. Januar 1798), älterer Sohn des Josef U., Unterwaldmeisters in Cavalese. U. erhielt die erste künstlerische Anleitung von seinem Oheim Franz U. Nachdem er zuerst seine Geschicklichkeit in der Copirung von Gemälden in dem Kapuzinerkloster zu Clausen bei Brixen gezeigt hatte, ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien, wo er unter Leitung des Michel Angelo U. die ersten künstlerischen Erfolge 1752 mit dem Gemälde „Tobias hilft dem blinden Vater“, das mit dem ersten Preise bedacht wurde, errang. Von Wien begab sich U. nach Venedig, dann nach Verona, wo er unter der Leitung Cignarolli's arbeitete. Mit den Resultaten seiner daselbst gemachten Studien unzufrieden, reiste er 1758 nach Rom. Hier zogen ihn Domenico und

Peter v. Cortona besonders an. Er eignete sich deren Malweise derart an, daß seine Copien der Werke dieser Künstler selbst von Kennern für Originale gehalten wurden. Durch Raphael Mengs in die Akademie von S. Luca aufgenommen, arbeitete er mit diesem vereint an der Ausschmückung der vaticanischen Bibliothek, welche er hierauf, als sein Meister einem Rufe nach Madrid gefolgt war, allein fortsetzte. Papst Clemens XIV. betraute ihn sodann mit der Ausschmückung des Clementinischen Museums. Fürst Borghese übertrug ihm die Ausführung der Entwürfe zur Restauration seiner Villa Pinciana. Vierzig Jahre, bis zu seinem Tode, arbeitete U. in Rom; sein europäischer Ruf ließ keinen Fremden von Rom scheiden, ohne dessen Atelier besucht zu haben. Seine Werke zeichnen sich durch wirksame Vertheilung von Licht und Schatten wie durch geistreiche Composition und Empfindung aus. Er wurde berühmt nicht bloß als Historienmaler sondern auch als Blumenmaler, seinen Blumen- und Fruchtstücken rühmt man seltene Schönheit nach. Zahlreich sind seine Altargemälde, die sich zumeist in italienischen Kirchen wie jenen im Dome zu Spoleto, zu Jesi unweit Ancona, zu Ancona und Galese befinden. Im Dome zu Loretto sind zwei Mosaikbilder nach Gemälden von ihm ausgeführt. In Tirol sind Bilder von U. im Ferdinandeum in Innsbruck, in Oberbozen, in der Domkirche zu Brixen und in der Hauskapelle des Grafen Sarntheim in Innsbruck. Unter den letzteren ist das bedeutendste „Die h. Agnes“ im Dome zu Brixen, durch Klarheit der Composition und vorzügliche malerische Behandlung. Eine größere Arbeit sind die Copien der Bilder Raphael's in den Loggien des Vaticans, welche er gegen ein Honorar von 45000 fl. für die Kaiserin Katharina von Rußland ausführte. Von ihm rühren auch zwei Genrebilder und das Brustbild der Cleopatra in der Liechtenstein'schen Galerie in Wien her. Die Invasion der Franzosen in Rom zerstörte sein Lebensglück, indem die römische Bank durch ihren Bankerott ihn um sein Vermögen brachte. Ruhelos wanderte er zweimal in seine Heimath, kehrte aber stets wieder nach Rom zurück, wo er kummervoll sein Leben beschloß.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, Band 49, S. 79. — Die Oestr.-ungarische Monarchie in Wort u. Bild, Band: Tirol u. Vorarlberg, S. 484. K. W.

Unterberger: Ignaz U., Maler (geboren zu Cavalese 1748, † zu Wien am 4. December 1797), Sohn des Unterwaldmeisters Josef U. und Bruder des Christoph U. Nachdem er den ersten Unterricht in der Malerei bei seinem Oheim Franz U. genossen hatte, trat er in die Malerschule des Josef v. Alberti in Cavalese ein, in der er seine Studien fortsetzte. Hierauf begab er sich nach Rom, wo er unter der Anleitung seines Bruders Christoph große Fortschritte machte, im Verkehr mit Raphael Mengs, Battoni und anderen Meistern, im Studium der besten Werke der alten und neuen Zeit seinen Geschmack läuterte und seinen Kunstsinn veredelte. - Vor allem fühlte er sich zu Correggio hingezogen, dessen Malweise er ganz in sich aufnahm. Dabei vervollkommnete er seine Bildung durch die fleißige Lectüre italienischer, französischer und deutscher Schriftsteller. Unterberger's Arbeiten in Rom, zumeist Bilder mit historischen und allegorischen Stoffen, erregten bald die Aufmerksamkeit der Kunstkenner; es häuften sich die Bestellungen und seinen Bildern begegnete man in den Kunstsälen und den Gemächern der Vornehmen. Besonderes Geschick zeigte er in der Behandlung des Grotesken und kleiner Figuren und Bambocciaden nach Art der Niederländer. Seine Geschicklichkeit in der Nachahmung der Eigenart älterer Meister war so groß, daß seine Copien von Kennern für Originale gehalten wurden. Zwei solcher Nachbildungen, deren eine Raphael Morghen unter Correggio's Namen gestochen, gaben zu einer merkwürdigen Täuschung Veranlassung. Eines der Bilder kaufte als Werk Correggio's Fürst Esterhazy um 1200 Dukaten, ein zweites ein anderer Cavalier um 4000 fl., beide stellten eine Mutter mit mehreren

Kindern dar. Im J. 1776 begab sich U. nach Wien, wo er auf der eben eröffneten Kunstausstellung der Akademie durch einige historische Bilder und gemalte Arabesken und Cameen Aufsehen erregte. Begünstigt vom Fürsten Kaunitz nahm ihn die Akademie unter ihre Mitglieder auf. Von seinen Bildern kirchlichen Inhalts erwähnen wir: Altarblätter in der Minoritenkirche in Wien, in der Kirche zu Neudorf bei Baden, in der Domkirche zu Königgrätz und in der Piaristenkirche zu Kremsier und ein Bild in der fürstl. Liechtenstein'schen Galerie in der Rossau. Bilder allegorischen Inhalts sind im fürstl. Auersperg'schen Sommerpalais in Wien. Ein Gemälde von ihm besitzt auch die Galerie der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag. Als eines seiner besten Werke gilt: „Hebe, dem Adler Jupiters Nectar reichend", welches Kaiser Franz II. um 10 000 fl. ankaufte und das ihm den Titel eines Hofkammermalers verschaffte. Auch schuf er Porträts in historischer Auffassung, wie jene des Grafen Ueberraker, Kohary, Pellegrini und Brentano, des Abtes Eder und des Hofrathes v. Kees im Mercantilhofe in Bozen. U. führte auch zahlreiche Blätter theils in punctirter, theils in Kreidemanier, die meisten in Schwarzkunst aus, letztere auf den nach seiner Erfindung grundirten Platten. Durch seine Anstrengungen zog er sich die Brustwassersucht zu, der er im 49. Jahre erlag. Er hinterließ 9 unversorgte Kinder.

Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. 39, S. 85. K. W.

Unterberger: Michel Angelo U., Maler (geboren zu Cavalese in Tirol am 11. August 1695, † am 27. Juni 1758 zu Wien), war der Sohn des Unterwaldmeisters Christoph U. und einer der ältesten Schüler der von dem künstlerisch und wissenschaftlich sehr begabten Josef v. Alberti in seiner Heimath (Cavalese) begründeten Malerschule. Nach der darin erlangten Ausbildung setzte Michel Angelo U. seine Studien bei Piazetta in Venedig fort. Mehrere künstlerische Aufträge führten ihn nach Passau, wo er einige Jahre zubrachte. Sein bedeutendes Talent brachte ihn inbezug auf malerische Behandlung der Gemälde bald in andere Bahnen, als in jene, welche er unter dem Einflusse seiner Meister in Cavalese und Venedig gewandelt war. Er trat in der Farbengebung als selbstständiger Meister durch blühendes Colorit und das an Correggio erinnernde Halbdunkel auf und erwarb sich eine bedeutende Technik. Die Bewunderung, welche er erregte, verschaffte ihm im J. 1738 die Berufung nach Wien, wo er sich unter den Künstlern und Kunstfreunden rasch eine sehr geachtete Stellung erwarb. Als nach dem Tode v. Schuppen's eine Aenderung in der Organisation der kaiserl. Akademie der Künste vorgenommen und Rectoren an deren Spitze gestellt wurden, wurde M. Angelo U. 1751 der erste Rector und wechselte als solcher mit Paul Troger bis zu seinem im J. 1758 erfolgten Tode. Unterberger's Werke sind meist religiösen Inhalts. Es bestehen von ihm zahlreiche Altarblätter in Passau und dessen Umgebung, im St. Stephansdome und der St. Michaelskirche in Wien, in der Pfarrkirche zu Leopoldau bei Wien, in der Pfarrkirche zu Wilten in Tirol, in der Pfarrkirche zu Kaltern und im Ferdinandeum in Innsbruck. Ein Bild „Der Engelsturz" schmückte den Rathssaal der Akademie der Künste und wurde durch den Kupferstecher Schwab vervielfältigt. Eines der schönsten Werke des Künstlers ist „Mariens Tod", Hochaltarblatt im Dome zu Brixen. U. blieb unvermählt; seine Sammlung werthvoller Gemälde und Zeichnungen vermachte er seinem Bruder Franz.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. 49, S. 43 und der Band Tirol im Werke: Oester.-ungarische Monarchie in Wort und Bild, S. 484. K. W.

Unterholzner: Karl August Dominikus U. (nach dem Freisinger Taufbuche „Unterholzer"), Doctor und ordentlicher Professor der Rechte, geboren am 3. Februar 1787 zu Freising, wo sein aus Frankenhausen gebürtiger Vater,

Caspar, Hofraths-Canzlist war. U., in bescheidenen Verhältnissen erzogen, besuchte Gymnasium und Lyceum seiner Geburtsstadt, dann wegen Aufhebung letzterer Anstalt (im Herbste 1803) erst 16 Jahre alt die benachbarte Hochschule Landshut, wo er sich nach beendetem philosophischen Curse dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. Unter den Lehrern der Hochschule war es zunächst der im Sommersemester 1804 nach Landshut gekommene Criminalist Anselm Feuerbach, der Unterholzner's Lust zur Rechtswissenschaft anregte und ihn zur Betretung der akademischen Laufbahn ermunterte. Im Herbste 1807 wandte sich U. mit einem Staatsstipendium, das ihm Feuerbach erwirkt hatte, nach Göttingen, um den berühmten Hugo und die philosophischen Vorträge Herbart's zu hören. Freundschaftliche Verhältnisse, die er dort mit einigen Schlesiern unterhielt, waren auf seine späteren Lebensschicksale nicht ohne Einfluß. Im folgenden Herbste setzte ihn eine neue Stipendien-Verleihung in den Stand, seinem Wunsche gemäß in Heidelberg an den juristischen „Practicis“ Martin's, der damals als der erste Processualist galt, während eines Semesters theil zu nehmen; nebenbei arbeitete er an seinen „juristischen Abhandlungen“, durch die er sich in die Litteratur einführen wollte. Im Frühjahr 1809 in die Heimath zurückgekehrt, schrieb er seine „Dissert. inaug. jurid. pertractans historiam doctrinae jur. roman. de collationibus“ (Altorf 1809, 72 Seiten) und war der letzte Candidat, welcher an der im Herbste 1809 aufgehobenen Nürnberger Hochschule zum Doctor juris promovirt wurde. Im Spätsommer 1809 erfolgte Unterholzner's Ernennung zum besoldeten Privatdocenten in Landshut und eröffnete er mit Beginn des Wintersemesters (November 1809) seine Vorlesungen. Ungemein fördernd für den jungen Gelehrten wirkte der Umgang mit Savigny, der 1808 an Hufeland's Stelle nach Landshut gekommen war und es entstand durch Savigny's Uebersiedelung nach Berlin in der Osterzeit 1810 für U. eine sehr fühlbare Lücke. Im Sommer desselben Jahres erhielt letzterer einen Ruf nach Marburg, welcher von Seiten der baierischen Verwaltung die Zusage einer ordentlichen Rechtsprofessur zur Folge hatte. Da sich jedoch die Verwirklichung dieses Versprechens auffällig in die Länge zog, nahm U. einen zweiten Ruf an, welcher durch Savigny's Vermittelung im Sommer 1811 von Breslau ausgegangen war, was ihm wegen der genossenen Staatsunterstützungen in baierischen Regierungskreisen sehr verübelt wurde. Um Preußen gegenüber sein Wort einzulösen, verpflichtete er sich zu dem für ihn drückenden Rückersatz aller empfangenen Stipendien, hatte jedoch bei seinem Abschiede und seiner Verheirathung (1811) noch mancherlei Schwierigkeiten zu beseitigen, so daß er in Breslau erst nach eröffnetem Semester, nämlich im Januar 1812 eintraf. Hier bildeten anfänglich die dünn besetzten Hörsäle der jungen Universität einen unerfreulichen Gegensatz zu den gefüllten Landshuter Collegien und bald hörte wegen des nationalen Kampfes gegen Frankreich die akademische Lehrthätigkeit fast ganz auf, welche selbst nach dem Friedensschlusse noch einige Zeit eine recht bescheidene blieb. Allmählich besserten sich die Verhältnisse und U. lehnte später zwei Berufungen an auswärtige Hochschulen ab, zumal ihm seine Anstellung als königlicher und Universitätsbibliothekar (1815) mancherlei Annehmlichkeiten bot. U., welcher bis zu seinem Tode (1838) in Breslau wirkte, las römisches Recht, Institutionen, Pandekten und Rechtsgeschichte, früher auch juristische Encyklopädie und Civilproceß. In den Jahren 1821 und 1834 war er mit der Führung des Rectorates betraut, in letzterem Jahre wurde ihm auch der rothe Adlerorden 4. Classe verliehen. U. war ein sehr gründlich gebildeter Jurist und scharfsinniger Denker. Seine ersten Arbeiten (nach der Doctor-Dissertation) waren „Juristische Abhandlungen“ (München 1810, 406 S.), wozu Feuerbach eine Vorrede schrieb, und deren umfassendste die philosophische Begründung des Strafrechts zum Gegenstand hat. — „Die

Lehre von der Verjährung durch fortgesetzten Besitz nach den Grundsätzen des römischen Rechtes" (Breslau 1815, 47 S.), namentlich aber sein zweibändiges Werk: „Ausführliche Entwickelung der gesammten Verjährungs-Lehre aus den gemeinen in Deutschland geltenden Rechten" (Leipzig 1828, 539 u. 548 S. mit 36 S. Register), fand nicht nur großen Beifall, sondern galt als epochemachende Leistung auf diesem Rechtsgebiete. Im J. 1858 erschien eine neu durchgesehene, von Schirmer bearbeitete Auflage des Buches. Ist auch Unterholzner's Grundsatz, die verschiedenen Verjährungsarten als einheitliches Rechtsinstitut zu behandeln, von der neuen Doctrin so ziemlich aufgegeben, so bleibt doch U., wie auch Schirmer in seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe hervorhebt, das hohe Verdienst, einer umfassenden, äußerst gründlichen Erforschung der Rechtsquellen, und wird aus diesem Grunde das Werk einen dauernden Platz in der Litteraturgeschichte behaupten. U. lieferte auch zahlreiche Abhandlungen und Recensionen in verschiedene Zeitschriften. Ein umfassendes Verzeichniß seiner Schriften findet sich bei K. G. Nowak, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon ꝛc., der im 2. Viertel des 19. Jahrh. lebenden schlesischen Schriftsteller, 2. Heft S. 151.

Nowak, a. a. O. S. 147 u. ff. — Intellig.-Bl. der allg. Litt. Zeitung, 1838 Nr. 43. — Neuer Nekrolog d. Deutschen, 16. Jahrgang (1838), 2. Theil Nr. 180 S. 39 u. ff. Eisenhart.

Unterkircher: Caspar U., katholischer Theologe, geboren am 6. Januar 1774 zu Prad im Vintschgau, † am 14. September 1836 zu Trient. Er machte seine Studien am Gymnasium und an der Universität zu Innsbruck, wurde am 6. October 1799 zum Priester geweiht, war kurze Zeit in seiner Heimath in der Seelsorge beschäftigt und wurde 1801 Lehrer am Gymnasium und, nachdem er 1807 promovirt hatte, auch Docent für classische Philologie an der Universität zu Innsbruck. Dann wurde er von dem Fürstbischof von Trient als Professor des Bibelstudiums an sein Seminar berufen. Er veröffentlichte „Die ächten Schriften der apostolischen Väter Clemens von Rom, Ignatius und Polykarpus nebst der ächten Märtyrergeschichte der zwei letzteren", 1817 (Uebersetzung mit Anmerkungen, 2. Ausgabe von J. Hofmann, 1848); „Uebersicht des katholischen Religionssystems", (1820, mit M. Feichtel herausgegeben); „Introductio in biblia N. T.", (Innsbr. 1835); „Hermeneutica biblica generalis juxta formam studii theologici in imperio austriaco praescriptam" (Innsbr. 1831). Diese Hermeneutik ist eine Umarbeitung der 1813 erschienenen von A. Arigler (A. D. B. I, 527), welche früher an den österreichischen Lehranstalten das officielle Lehrbuch, aber 1822 in den Index gesetzt war. Von dem Lehrbuch von U. erschien 1834 die zweite Auflage, die dritte, von Jos. Hofmann (s. A. D. B. XII, 34) umgearbeitet, 1846.

Waitzenegger, Gelehrten-Lexikon II, 464. — Wurzbach 49, 94. Reusch.

Unverzagt: Wilhelm U., Mathematiker, geboren zu Bad Ems am 17. December 1830, † Ende Januar 1885 durch Ertrinken im Rhein bei Bendorf. Sein Vater, ein sehr geschickter Schmiedemeister, bestimmte ihn gleich dem älteren Sohne zu dem von ihm selbst betriebenen Handwerke, aber die überraschenden Fortschritte des Knaben auf der Schule gaben die Veranlassung, ihn einem gelehrten Beruf zu widmen, und so kam U. im Herbst 1844 auf das Realgymnasium nach Wiesbaden, ein halbes Jahr bevor Johann Traugott Müller (s. A. D. B. XXII, 629—631) Leiter dieser Anstalt wurde. Müller's Lehre und Beispiel übten einen tiefgehenden Einfluß erst auf den Schüler, dann auf den Collegen. Im Frühjahr 1850 verließ U. die Schule, um in Marburg und Göttingen Mathematik und neuere Sprachen zu studiren; Ostern 1854 kehrte er nach bestandener Staatsprüfung als Probecandidat an die Anstalt zurück.

Dann ging er 1856 auf ein Jahr nach Paris, wurde 1857 Collaborator an der Wiesbadner höheren Bürgerschule, 1861 Conrector am Realgymnasium, um noch ein Jahr lang neben seinem verehrten Lehrer Müller, dann in dessen Geiste weiter bis 1877 zu wirken. So sehr U. mit dem Realgymnasium verwachsen war, verließ er es Ostern 1877, um als Rector an die Spitze der höheren Bürgerschule Wiesbadens zu treten. Sein Geist wirkte auch hier befruchtend und fördernd. Schon Ende 1879 erhielt die von ihm geleitete Anstalt die Befugniß, ihren Schülern durch einfaches Abgangszeugniß ohne besondere Prüfung das Recht zum Einjährig-Freiwilligendienst zu ertheilen. Ein schweres Unglück traf die Unverzagt'sche Familie 1884. Frau U. geb. Keck, eine vortreffliche Dame, welche ihrem Manne in jeder Beziehung ebenbürtig, ihm helfend und erheiternd zur Seite gewandelt war, starb nach kurzer Krankheit. Der Kummer vollendete, was übermäßige Geistesanstrengung bei U. angebahnt hatte. Seine Nerven waren derart zerrüttet, daß er der Heilanstalt in Bendorf übergeben werden mußte. Um die Jahreswende war er wieder soweit hergestellt, daß seine Heimkehr nach Wiesbaden für den Monat Februar 1885 in feste Aussicht genommen werden konnte. Ende Januar lief er auf dem Rheine Schlittschuhe. Er schnallte sie aus, um auf einem Damme nach einem benachbarten Dorfe zu gehen. Vermuthlich ist er vom Damme abgerutscht und in dem eisigen Strome ertrunken. Man fand die Leiche erst im August unweit Köln, erkennbar an den Kleidungsstücken. War U. ein von seinen Schülern geliebter und geehrter Lehrer, hat er — darin mit Joh. Traug. Müller gleichen Sinnes — diese Schüler weit über das gewöhnliche Ziel der Schule hinauszuführen sich angelegen sein lassen, so bediente er sich dabei der eigenthümlichsten Mittel. Er gab neben dem mathemathischen noch den französischen Unterricht und wußte letzteren dem ersteren bis in einem gewissen Grade dienstbar zu machen. Er ließ z. B. statt eines anderen französischen Schriftstellers die Werke Arago's lesen. Neben der pädagogischen Thätigkeit in Schule und Haus, wo er zahlreiche Knaben in einem Pensionate vereinigte, wußte der scheinbar unermüdliche Mann auch noch Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten zu erübrigen. Schulprogramme aus den Jahren 1864, 1866, 1871, 1878, 1881, ein Werk „Theorie der goniometrischen und longimetrischen Quaternionen" von 1876 zeigen U. als geistvollen und erfindungsreichen Mathematiker. Die Programme von 1864 und 1866 gehören der darstellenden Geometrie an. Im Programme von 1871 über ein einfaches Coordinatensystem der Geraden ließ er zwei parallele Axen durch eine Grundlinie schneiden, welche damit Anfangspunkte jener Axen bestimmte. Eine Gerade ist alsdann durch die Abschnitte gegeben, welche sie auf den beiden Axen von jenen Anfangspunkten an abzumessen gestattet, und welche ihre Coordinaten sind. Quotienten von bei dieser Untersuchung auftretenden Strecken nannte U. longimetrische Functionen. Diese bilden den Uebergang zu dem Werke von 1876, zu den Programmen von 1878 und 1881. U. war einer der Ersten, welche den Hamilton'schen Quaternionen in Deutschland Eingang zu verschaffen suchten, und er that es nicht als Uebersetzer, sondern durch selbständige Weiterbearbeitung der Gedanken, die bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen waren, und deren gelegentlich auch polemische Verfechtung er in den beiden genannten späteren Programmen als seine Aufgabe betrachtete.

Aug. Schmidt, Wilhelm Unverzagt, ein Nekrolog von einem ehemaligen Schüler in der Zeitschr. Math. Phys. Bd. XXXI (Jahrgang 1886) Histor. litter. Abtheilung S. 41—50. Cantor.

Unverzagte: Der U., ein begabter Spruchdichter aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, dessen Sprüche nur in der Jenaer Handschrift auf uns gekommen sind. Obgleich seiner Sprache nach Mitteldeutscher, verräth er doch in

seiner äußerst leichten und gewandten Technik oberdeutsche Anregungen. So handhabt er in seinen drei Strophenformen den Auftact mit seltner Consequenz; so zeigt er Neigung zu geregelterer Verwendung des anaphorischen Schmucks. Gleichfalls auf ein oberdeutsches Vorbild, die bekannte Schelte des Eßlinger Schulmeisters, würde des U. geistreicheres Scheltlob des geizigen Königs Rudolf hinweisen, wenn nicht auch eine verwandte Strophe Stolle's die Vermittlung hergeben könnte. Der U. macht seinem Beinamen Ehre. Er ist nicht blöde. Kaum ein zweiter hat so unverschämt die gehrenden Leute zum höchsten Tribunal über Tugend und Laster gemacht wie er. Und diese Gehrenden schätzen nur eine Tugend, die Freigebigkeit. Das ist nicht neu. Aber der U. versteht es, das alte bittre Lied mit neuen Pointen auszustaffiren. Dem Geizigen, der nicht Kleider schenkt, wünscht er, daß er in seinem Ehebett eines fremden Mannes Kleider finde: dann ist er reich an Kleidern und an Schande. Oder er vergleicht in einem Bilde, das wie bei Hugo v. Trimberg, so noch bei Hans Sachs und Logau wiederkehrt, den kargen Wucherer dem Mastschweine: beide nützen erst mit dem Tode. Nicht nur gehrend, auch spähend und prüfend zieht er von Hof zu Hofe; er legt Werth darauf, daß der reiche Wirth dem armen Gast gegenüber streng die höfliche Etiquette von Gruß und Frage beobachtet und sitzt ingrimmig über die unmilden Herren zu Gerichte. Die Milden aber die sind ihm lebende Heilige, zu denen er lieber pilgert, als zu irgend einem todten Heiligen in der Ferne! — Sein zweites stehendes Thema sind die Angriffe auf die Concurrenten. Glimpflich kommen noch die Geiger fort, die Vertreter der neuen Instrumentalmusik, über die sich der des Meistersanges Kundige hoch erhebt. Viel schlimmer aber scheinen ihm die ganz Kunstlosen, die 'Vierlotter', die törichte Herren bevorzugen, weil sie billig sind. Die ungeschulten Anfänger mahnt er derb, in Anlehnung an ein bekanntes Sprüchwort, sie sollten im Neste bleiben, bis ihnen die Flügel gewachsen seien. Am meisten aber verdrießen ihn die Schälke, die Kerle am Hofe, die zu Unrecht des Herrn Ohren haben: er möchte der Zwergenkönig Antiloie der Alexandersage sein, um sie nach Herzenslust prügeln zu können. — In diesen Angriffen geht des U. poetische Individualität auf. Was er sonst gedichtet hat, ist sehr wenig und bleibt ganz in den begangensten Bahnen mhd. Lehrdichtung; höchstens sei ein Ausfall gegen die unheilige Kampflust der gelehrten, d. h. geistlichen Fürsten erwähnt. Der U. wird, wo er sich nicht der Haut wehrte und für die Nahrhaftigkeit seines Berufes streiten mußte, Dichtungen Anderer auf seinem Repertoire gehabt haben. Immerhin war er ein recht namhafter Sänger: Raumsland hält ihn dem übermüthigen Singauf als 'spaehen meister' entgegen neben Konrad von Würzburg und dem Meißner, also in recht rühmlicher Gesellschaft.

Minnesänger, hsg. von v. d. Hagen, III, 43—46; IV, 713 f.

Roethe.

Unwan, Erzbischof von Hamburg-Bremen, 1013—1030. Er entstammte dem reich begüterten Hause der Immedinger, hatte in der kgl. Capelle seine Ausbildung erhalten und wurde nach des Erzbischofs Liawizo Tode von Heinrich II. zum Erzbischof ernannt gegen Abtretung, wie es heißt, eines Drittels seiner Eigengüter an den Kaiser. In der Geschichte der hamburgbremischen Kirche nimmt er eine hervorragende Stellung ein. Ihm zuerst gelang die Ausdehnung der Metropolitangewalt über die drei nordischen Reiche, wobei ebenso, wie bei seiner Erhebung zum Erzbischof, die großen materiellen Mittel, über die er verfügte, eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die Lust der wilden Könige des Nordens an seinen Geschenken nennt Meister Adam ausdrücklich als das Mittel, durch das er sie sich zu Willen machte. So vermochte er Knut den Großen von Dänemark und den heiligen Olaf von Norwegen, unter

Verdrängung des in den beiden Reichen vorwaltenden Einflusses der englischen Mission, zur Anerkennung der der hamburgischen Kirche durch päpstliche Verleihung zustehenden Rechte zu bewegen, und in Schweden unter dem Schutze Olaf Schoßkönigs wieder eine regelmäßige Kirchengewalt einzusetzen. Mit König Knut hatte er besonders nahe Beziehungen, die seitens des Königs einen eigenthümlichen Ausdruck dadurch fanden, daß er sich selbst nebst seiner Gemahlin und seinem Sohne in die Bruderschaft der bremischen Kirche aufnehmen ließ. Auch persönlich hat U. mit Knut in Hamburg verkehrt und hier wahrscheinlich im J. 1024 den für die nordische Politik des deutschen Reichs und für die Stellung des hamburgischen Erzstifts wichtigen Vertrag eingeleitet, der, gegen die Abtretung der Mark zwischen Eider und Schlei an Dänemark, an die Stelle hundertjähriger Fehden ein Freundschaftsbündniß der beiden Reiche setzte.

Bei der Sicherheit des Nordens konnte U. das seit dem Ende der Regierung Adeldag's, das heißt seit etwa dreißig Jahren, in Trümmern liegende Hamburg wieder aufrichten. Er hat dort oft Residenz gehalten, bisweilen gemeinsam mit Herzog Bernhard II. Mit diesem verstand der Erzbischof im ganzen ein freundliches Verhältniß aufrechtzuhalten, trotz der zwischen dem Hause der Billunger und dem der Immedinger herrschenden Eifersucht und trotz des politischen Gegensatzes, der zwischen dem Sachsenherzog und der nach Erweiterung ihrer weltlichen Macht strebenden Kirche im Entstehen begriffen war. Nur einmal, im J. 1019, ist es, so viel wir wissen, zu einem ernsten Zwiespalt zwischen beiden gekommen, als Bernhard die Waffen gegen den Kaiser erhob und auch Bremen bedrohte. U. hatte indeß die Befestigung Bremens so verstärkt, daß ein Angriff auf die Stadt unterblieb. Und ehe es dann zur Waffenentscheidung zwischen Kaiser und Herzog kam, gelang es dem Erzbischof einen Ausgleich zu treffen. Freilich mußte er die Ruhe durch die Abtretung einiger Lehngüter an den Herzog erkaufen.

Der veränderten Stellung, die U. seinem Erzstifte durch die Ausbreitung der kirchlichen Gewalt über den Norden gab, entsprach die Neuordnung des bremischen Domcapitels. Er schied das mönchische Element aus, das von den Zeiten des vorherrschenden Einflusses von Corvey auf das Erzbisthum bisher im Capitel eine namhafte Rolle gespielt hatte. So legte U. den Grund zur Ausgestaltung des Capitels zu einer bischöflichen Regierungsbehörde. Von ähnlicher Bedeutung war es, daß U. den Bremer Dom zur wahren Kathedrale des Stifts erhob, indem er neben ihm eine Pfarrkirche für die Stadt Bremen erbaute. Auch durch andere Kirchenbauten hat U. sich hervorgethan. In Bremen ließ er die eingeäscherte Willehadicapelle wieder herstellen, in Hamburg einen neuen Dom aufführen, und noch an anderen Orten seiner Diöcese, wo er noch Reste heidnischen Cultus fand, Kirchen errichten. Die einzigen Ueberreste von all diesen Bauten finden sich in der heutigen Liebfrauenkirche in Bremen, die diesen Namen erst nach einem Umbau am Ende des 12. Jahrhunderts erhalten hat an Stelle des Namens des Corveyer Schutzpatrons, St. Veit, dem U. sie in Erinnerung an die Verdienste des Klosters um sein Stift gewidmet hatte. Gestorben ist U. am 27. Januar 1030 und neben seinen Vorgängern im Dom zu Bremen bestattet.

Adam II c. 45—60. — Dehio, Gesch. des Erzbisth. Hamburg-Bremen I, 149 ff. — von Bippen, Gesch. der Stadt Bremen I, 30 ff.

v. Bippen.

Unzelmann: Bertha U., später Wagner-Unzelmann, Schauspielerin, wurde am 29. December 1822 zu Berlin als Tochter August Unzelmann's († 1833), eines Sohnes des berühmten Berliner Komikers Karl Wilh. Ferd. U. (s. u.), geboren. Ihre Mutter Wilhelmine, geb. Franz, die seit 1819 in Berlin Hof-

schauspielerin war (geboren 1802, † am 11. März 1871), trennte sich im J. 1829 von ihrem Gatten, um sich im J. 1835 aufs neue mit dem kgl. Ministerialsecretär Werner zu verheirathen, unter dessen Namen sie bis zu ihrer Pensionirung am 22. September 1852 auftrat. Sorgfältig erzogen und von ihrem Stiefvater zu ernsten wissenschaftlichen Studien angehalten, spielte sie zuerst auf einem in ihrem elterlichen Hause errichteten Theater vor geladenen Gästen und bildete sich so theoretisch wie praktisch für die Bühnenlaufbahn aus. Am 7. März 1842 betrat sie in Stettin als Luise in Schiller's „Kabale und Liebe“ zum erstenmal öffentlich die Bühne und erntete mit dieser und mit den folgenden Rollen solchen Beifall, daß Graf Redern, der damalige Generalintendant des Berliner Hoftheaters sie für das seiner Leitung unterstellte Theater zu gewinnen suchte. Ihr Gastspiel an der kgl. Bühne in Berlin am 10. April 1842 führte zunächst vom September desselben Jahres ab zu einem Engagement für das Königsstädter Theater in Berlin. Da ihr aber die Verhältnisse dieses Theaters nicht zusagten, ging sie schon nach Ablauf eines Jahres von dieser Bühne fort, um in Gastspielen auf den Hofbühnen zu Neu-Strelitz, Hannover und Dresden aufzutreten, bis sie im September 1844 eine feste Anstellung am Stadttheater zu Bremen fand. Von Bremen kam sie schon im J. 1845 nach Leipzig, wo sie als Julie in „Romeo und Julie“ debutirte und den Grund zu ihrem Ruf legte. Ein fünfmaliges Gastspiel in Berlin im J. 1846 verschaffte ihr vom Mai 1847 ab eine Anstellung an der Berliner Hofbühne, an der sie bis Mitte 1849 thätig war. Im October (oder December) 1849 vermählte sie sich mit dem Schauspieler Joseph Wagner, den sie bereits in Leipzig kennen gelernt hatte, und dem sie im J. 1850 an das Burgtheater in Wien folgte, wo beide Ehegatten an einem Abend als Hamlet und Ophelia ihre Antrittsrolle spielten. Auch in Wien hatte sie die größten Erfolge zu verzeichnen, doch war ihre dortige Thätigkeit nur kurz, da ein Brustübel sie zwang, um ihre Pensionirung nachzusuchen. Ihr letztes Auftreten erfolgte am 21. November 1854 in der Rolle der Titania im „Sommernachtstraum“. Am 7. März 1858 machte der Tod ihrem Leiden ein Ende. — Bertha U. stand bei ihren Zeitgenossen in größtem Ansehen und erfreute sich wegen ihres Talentes, ihres Liebreizes und ihrer fesselnden Persönlichkeit überall, wo sie auftrat, der größten Beliebtheit. „Es lebte in ihr“, rühmt ihr Kneschke nach, „ein künstlerischer Genius von so viel seelenvoller Tiefe, zarter, sinniger Erscheinung, daß der Eindruck ihres ganzen Wesens ein unendlich ansprechender, herzgewinnender und bezaubernder war. Sie gehörte zu den poetischsten Schauspielerinnen, die je existirt haben. Ihr Gretchen im Faust war ein Gretchen trotz der Seebach, noch vor derselben.“ Das Repertoire der U. war ein ungemein ausgedehntes. Sie trat in 175 verschiedenen Rollen auf, die theils dem Lustspiele, theils dem tragischen Fache angehörten.

Vgl. Wurzbach XLIX, 111—113. — Em. Kneschke, Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig. Leipzig 1864. S. 138, 139. — C. Schäffer u. C. Hartmann, Die Kgl. Theater in Berlin. Berlin 1886. (Register, in dem leider die verschiedenen Unzelmann nicht durch Hinzufügung der Vornamen auseinander gehalten sind. S. auch das Register unter Franz und Werner.) — R. Genée, Hundert Jahre des Kgl. Schauspiels in Berlin. Berlin 1886. S. 154. H. A. Lier.

Unzelmann: Karl Wilhelm Ferdinand U., Schauspieler und Sänger, wurde am 1. Juli 1753 in Braunschweig geboren und am dortigen Carolinum erzogen. Wider den Willen seiner Angehörigen wandte er sich der Bühne zu und trat im J. 1771 bei der Barzantischen Gesellschaft in Schwerin als Mitglied ein, um in Güstrow als Graf von Reichenbach im „Postzug“ zum erstenmal die Bretter, die die Welt bedeuten, zu betreten. Im J. 1775 wurde er

Mitglied der damals in Berlin spielenden Doebbelin'schen Gesellschaft, bei der er Vertraute, Chevaliers und sogenannte Escrocs spielte und auch im Ballet auftrat. Als Brockmann in Berlin am 17. December 1777 in Shakespeare's „Hamlet“ gastirte, gab U. die Rolle des Güldenstern, am 3. October 1778 spielte er im „Macbeth“ die Rolle von Macbeth's Officier und den Thürwächter, während ihm am 30. November 1778 im „König Lear“ die Partie des Edgar übertragen wurde, in der er sich mit großer psychologischer Wahrheit bewegte. Aber auch in komischen Rollen stellte er schon damals seinen Mann. Er war jedenfalls das beweglichste und bedeutendste Talent in Doebbelin's damaliger Gesellschaft, so daß man im J. 1781, wo er 28 Jahre alt war, nicht wußte, „wo bei ihm der Schauspieler, Sänger und Tänzer aufhörte oder begann. Sein vortrefflicher Tenor leistete der Oper genau so bedeutende Dienste, wie sein klangvolles Organ dem Schauspiel, während sein leichter Fuß im Ballet hervorragend wirkte.“ Im J. 1781 war U. in Hamburg von Dreyer engagirt, wo er blieb, bis er am 27. März 1783 mit diesem wegen der Gagenzahlung in Streit gerieth und von ihm seiner Meinung nach so unwürdig behandelt wurde, daß er es nicht mehr mit seiner Ehre zu vereinigen können glaubte, noch einmal auf Dreyer's Bühne zu erscheinen. Gemeinsam mit Fleck wandte er sich wieder nach Berlin, wo er am 11. Mai 1783 in der Titelrolle des „Hamlet“ und am 23. Mai desselben Jahres als Franz Moor in Schiller's „Räubern“, den er schon in Hamburg gespielt hatte, auftrat, aber wenig gefiel, da er dem Hamlet nicht gewachsen war und den Franz in einem zu niedrigen Sinne auffaßte. Um so größer war der Beifall, den er als Schneiderssohn in dem Lustspiel „Der Schneider und sein Sohn“ erntete (4. August 1783). Bald darauf (5. August) debutirte er als Marinelli in Lessing's „Emilie Galotti“ und trat dann am 8. März 1784 als Gianettino Doria in Plümicke's Bearbeitung von Schiller's „Fiesco“ auf. Infolge eines Skandals, den U., excentrisch und unruhig, wie er war, mit Doebbelin hatte, verließ er noch in demselben Jahr Berlin und wurde Mitglied der Großmann'schen Gesellschaft zu Frankfurt a. M., bei der er am 19. April 1784 als Montalban in Plümicke's „Lanassa“ auf Engagement gastirt hatte. Sein Debut bestand in einer Wiederholung derselben Rolle und in dem Auftreten als Giro in der „Liebe unter den Handwerkern“. Er lernte dort die damals siebzehnjährige Friederike Konradine Auguste Flittner, die Stieftochter des Directors Großmann, kennen und verheirathete sich im J. 1785 mit ihr. Die Ehe war anfangs glücklich und hob die Leistungsfähigkeit des Künstlers, der seine besten Jahre in Frankfurt verlebte. Später ergaben sich aber unausgleichbare Differenzen zwischen den beiden Gatten, so daß ihre Ehe im J. 1803 geschieden wurde. Frau U. vermählte sich am 26. Mai 1805 wieder mit dem Schauspieler Heinrich Eduard Bethmann, als dessen Gattin sie unter dem Namen Friederike Bethmann eine Hauptzierde der Berliner Bühne geworden ist. (Siehe A. D. B. II, 573.) Die Frankfurter Zeit Unzelmann's ist aber noch aus einem anderen Grunde für uns denkwürdig. Er hatte das Glück während ihr der Mutter Goethe's nahe zu treten, die an seinem Spiel großen Gefallen fand und sich seiner annahm und für ihn sorgte, wie nur eine Mutter für ihren Sohn sorgen kann. Auch seine Gattin war schon vor ihrer Verheirathung der Liebling der Frau Rath gewesen, so daß wir uns nicht verwundern können, daß diese Liebe sich auch auf die Kinder des Paares erstreckte. Wie wir aus den Briefen, die Goethe's Mutter später an U. geschrieben hat, ersehen, pflegte sie mit der ganzen Familie einen regen Verkehr. Gar manche „Bouteille Tyrannenblut“ hat U. in der berühmten Wohnstube, wo er einen besonderen Stuhl mit doppelten Kissen hatte, getrunken: „sie hat ihm manchen Gram von der Stirn gewischt — es war so ein Asylium, wenn die Winde tobten und der Donner in

den Lüften rollte — es war gar ein sicherer Hafen, wenn das Schifflein von dem Wellenmeer angetrieben wurde." U. trat auch in Frankfurt a. M. als Franz Moor auf (zum erstenmal am 25. October 1785 und zum letztenmal am 5. April 1788), scheint aber dem Publicum nicht imponirt zu haben, da man über seine etwas krasse Anschauung der bodenlosen Verruchtheit in Franzens Charakter, die mit derjenigen Iffland's verwandt war, lachte. Schon vorher am 26. April 1784 war er als Gianettino Doria im „Fiesco" auf der Frankfurter Bühne erschienen, doch kam es zu keinem zweiten Auftreten in dieser Rolle, da das Trauerspiel erst im J. 1798 wieder auf der Frankfurter Bühne gegeben wurde, wo U. längst in Berlin war. Besonderes Entzücken erregte das Ehepaar, als es gemeinsam als Figaro und Susanne am 11. April 1785 in Beaumarchais' „Figaro's Hochzeit" auf der Bühne erschien. Als weitere Rollen Unzelmann's in Frankfurt sind noch zu erwähnen sein Gerichtsschreiber Barth in Iffland's „Jägern", Hettore Gonzaga in Lessing's „Emilia Galotti", Rath Brand in Bretzner's „Räuschchen", Lerse in Goethe's „Götz", Ritter Hildebrand in Dalberg's „Mönch von Carmel" und Baron v. Burg in Graf Spaur's „Sitte oder Betrug schlägt seinen Herrn". Als Großmann außer der Leitung des Frankfurter Theaters auch noch diejenige der Mainzer Bühne übernahm, folgte ihm U. mit seiner Frau auch nach Mainz und spielte nun abwechselnd hier und in Frankfurt. Nach Großmann's definitivem Abgang von der Frankfurter Bühne im August 1786 blieb U. bei der nunmehr unter der Leitung des früheren Theaterpächters Joh. Aug. Tabor stehenden Gesellschaft. Tabor begünstigte im Gegensatz zu Großmann die Oper und engagirte in dem Ehepaar Walter und der Demoiselle Willmann tüchtige Kräfte, durch die die bisherigen Lieblinge des Publicums, U. und seine Frau, in den Schatten gestellt wurden. Es entspann sich eine heimliche Coulissenfehde, und schlimme Reibereien unter dem Theaterpersonal, in die U. stark verwickelt wurde, bedrohten das Gedeihen des Instituts. Dazu kam noch, daß U. damals tief in Schulden steckte und die Befürchtung hegte, daß ihm der in Aussicht genommene Director Koch seine besten Rollen wegnehmen werde. Er knüpfte also Verhandlungen mit Berlin an, wo man nicht abgeneigt war, ihn und seine Frau aufzunehmen, und den Theaterinspector Lanz absandte, um in Frankfurt eine Recognoscirung vorzunehmen. Bereits am 7. Januar 1788 wurde der Contract vollzogen, durch den U. auf drei Jahre für eine Wochengage von 22 Thlr. für das Berliner Theater verpflichtet wurde. U. sandte den Vertrag am 24. Januar unterschrieben zurück und meldete am 20. März, daß er am nächsten Tage abzureisen gedenke. Inzwischen war man aber in Frankfurt a. M. und in Mainz eifrig bemüht, das Künstlerpaar für das neue Koch'sche Unternehmen festzuhalten. Nicht nur war Frau Rath bemüht, ihren Liebling zum Bleiben zu bewegen, damit er seinen Ruf als ehrlicher Mann seinen Gläubigern gegenüber aufrecht erhalten könnte, sondern auch Graf Spaur, kurmainzischer Kammerherr und Intendant, der sich bisher als Gönner Unzelmann's bewiesen hatte, setzte alles daran, seinen Entschluß rückgängig zu machen. Da U. bereits nach Frankfurt a. M. abgereist war, forderte er ihn am 22. März schriftlich zur Rückkehr auf und sandte ein Promemoria mit Unzelmann's gefälschter Unterschrift an den preußischen Gesandten am Mainzer Hof, in dem die Gründe auseinander gesetzt wurden, weshalb man U. nicht in Mainz entlassen wollte. Auch ergriff er Maßregeln, um Unzelmann's Gepäck, das bereits nach Berlin abgesendet war, mit Beschlag zu belegen und ihn auf diese Weise zum Bleiben zu bewegen. U. ließ sich aber nicht halten und traf am 19. April 1788 in Berlin ein. Vergeblich reclamirte der Kurf. Mainzische Geheimerath und Theaterintendant Dalberg, der damals schon einen Theil der kurmainzischen Theatergeschäfte leitete, U. zweimal bei der Berliner Direction; er wurde abschlägig beschieden,

und U. blieb seitdem bis an sein Lebensende an die Berliner Bühne gefesselt. Frau Rath, die anfangs ungehalten über Unzelmann's Vorgehen war und von ihm verlangte, daß er den Grafen Spaur versöhne, und Dalberg, den er beleidigt habe, um Entschuldigung bitte, ließ sich wieder besänftigen und setzte den Briefwechsel mit ihm fort, ja sie freute sich herzlich über die großen Erfolge, die das Ehepaar bald in Berlin zu verzeichnen hatte. Um so weniger war sie damit einverstanden, als U. in seinem unstäten Wesen daran dachte, seine brillante Stellung in Berlin aufzugeben und sich um die Directorstelle des in Aussicht genommenen Frankfurter Nationaltheaters zu bewerben (1791). Am 22. Januar 1793 schreibt sie zum letzten Mal an U. Seitdem scheint der Verkehr von ihr vollständig abgebrochen worden und eine Mißstimmung gegen den ehemaligen Liebling bei ihr eingetreten zu sein. Als U. im J. 1805 drei Mal in Frankfurt gastirte, hatte sie für ihn nur die lakonischen Worte übrig: „Herr U. hat hier ohne Beifall drei Rollen gespielt, und das ganze Publicum wünschte ihm eine glückliche Reise.“ — In Berlin debutirte U. am 25. April 1788 in dem zum ersten Mal aufgeführten fünfactigen Schauspiel Iffland's: „Das Bewußtsein“, in dem er unter lebhafter Anerkennung der Zuschauer die Rolle des „jungen Ruhberg“ creirte. Er wie seine Frau, die in der Oper „Nina oder Wahnsinn aus Liebe“ die Berliner gleich bei ihrem ersten Auftreten entzückte, bezogen, Fleck ausgenommen, die höchsten Gagen in Berlin. Trotzdem aber erhielt U. noch einen Theil seiner Auslagen, die ihm der Umzug von Frankfurt nach Berlin gekostet hatte, von der Berliner Theatercasse zurückerstattet. Am 21. Juli 1788 fand in Berlin die erste Aufführung von Goethe's „Geschwistern“ statt und zwar in einer Besetzung, wie sie besser kaum gedacht werden konnte. Fleck gab den Wilhelm, U. den Fabrice und seine Frau die Marianne. Der Erfolg war ein ausgezeichneter, da jeder ganz an seinem Platze gewesen war. U. trat auch noch in Berlin in Opernrollen auf, z. B. als Figaro in Paisiello's „Barbier von Sevilla“ und in Mozart's „Figaros Hochzeit“ (14. September 1790), als Leporello in der ersten Aufführung von Mozart's „Don Juan“ (20. December 1790), sowie als Papageno in der Zauberflöte (12. Mai 1794), versuchte sich sogar in Heldenrollen, die ihm nicht lagen, wie als Marquis Posa in Schiller's „Don Carlos“ (22. November 1788) und als Athaliba in Kotzebue's „Sonnenjungfrau“ (18. Februar 1790), beschränkte sich aber, wenn auch nicht ohne heftigen Widerstand gegen die Direction, die ihn durch den Sänger Ellmenreich zu ersetzen suchte, und hierbei unterstützt durch den Hof und das Publicum, im Laufe der Jahre mehr und mehr auf das komische Charakterfach, in dem er unbedingt zu seiner Zeit einer der besten Darsteller war. Nachdem er im J. 1814 die Regie der Schau- und Lustspiele übertragen erhalten hatte, konnte er im J. 1821 sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum begehen, bei welchem ihm eine Benefizvorstellung gewährt wurde. Er wählte dazu eine seiner Glanzrollen, den Tapezierer Martin in Himmel's „Fanchon“ und wurde durch brausende Beifallsstürme des Publicums belohnt. Als er im J. 1823 in Pension ging, wurde ihm sein voller Gehalt fortbezahlt. Er starb zu Berlin am 21. April 1832. — „Unzelmann's komisches Genie“ heißt es im 6. Stück der Berlinischen Dramaturgie vom 2. August 1797, „ist reich an Wendungen, Bildern und Ideen und seine Versalität umfaßt beinahe alle Fächer, freilich nicht alle mit gleichem Glück und mit der ächten Künstlergröße, wie z. B. das Fach alter launiger und polternder Militärs, aber doch ist er fast in allen brauchbar. Das Verzeichniß seiner vielen Rollen gleicht einem Verzeichniß fast ebenso vieler verschiedener Fächer. Vielleicht greift er nicht immer den Charakter richtig, aber er ist niemals derselbe, niemals einförmig. Es gibt wenig Schauspieler, die es so mit Leidenschaft sind, wie er; daher seine immer gäh-

rende Lust, alles spielen zu wollen, eine Lust, die größer noch als seine gerühmte Versalität, aber wegen ihrer Quelle so verzeihlich.“ Das leidenschaftliche Wesen seines Charakters spielte auch sonst U. manchen bösen Streich. Er hatte alle Augenblicke Differenzen mit seinen Vorgesetzten und Collegen, die namentlich in seiner Berliner Zeit nicht aufhören wollten. In Geldangelegenheiten scheint er wenig auf Ordnung gehalten zu haben und, gutmüthig wie er war, im Wohlthun geradezu verschwenderisch gewesen zu sein. Möglicherweise trug dieser Umstand mit dazu bei, daß das Verhältniß zu seiner Frau gelöst wurde. Jedenfalls drang Friederike U. schon geraume Zeit vor ihrer definitiven Scheidung darauf, daß sie ihre Gage getrennt von der ihres Gatten ausgezahlt erhielt. Im übrigen galt U. als rechtlich und ohne Falsch, Eigenschaften, ohne die wir uns die Freundschaft, die Goethe's Mutter mit ihm verband, nicht würden erklären können.

Vgl. Reminiscenzen. Goethe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen . . . hrsg. von Dorow. Leipzig 1842. S. 131—189. — K. Herloßsohn, H. Marggraff und a., Allgemeines Theater-Lexikon. Neue Ausgabe. VI, 148—150. Altenburg und Leipzig 1846. — Joh. Friedr. Schütze, Hamburgische Theater-Geschichte, Hamburg 1794. S. 501, 502, 509, 510, 514, 515, 517, 520—522. — A. E. Brachvogel, Geschichte der Kgl. Theater zu Berlin. Berlin 1877—1878. Bd. I. S. 260, 278, 289, 290, 307, 308, 329, 340, 343. Bd. II. S. 109, 115—119, 140—142, 144, 154, 161, 166—170, 177—179, 208, 267, 325—328, 347, 382—384, 399—392, 402—407. — K. Heinemann, Goethe's Mutter. 3. Aufl. Leipzig 1892. (Register.) — E. Mentzel, Schillers Jugenddramen zum ersten Male auf der Frankfurter Bühne I, II, im Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst 3. Folge, Bd. 3 und 4. Frankfurt a. M. 1891—1892. (Bd. III. S. 254, 255, 256, 259, 264, 290. Bd. IV. S. 77, 113, 116, 129—133.) — Jak. Peth, Geschichte des Theaters und der Musik in Mainz. Mainz 1879. S. 69, 80. — Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielk., Bd. II—III. Leipzig 1848. (Register.) — Rud. Genée, Hundert Jahre der Kgl. Schauspiele in Berlin. Berlin 1886. S. 8, 41, 42, 49, 51, 83, 103, 115, 128. — G. v. Freisauff, Mozart's Don Juan 1787—1887. Salzburg 1887. S. 54, 55. — Briefe von Goethe's Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe (Schriften der Goethe-Gesellschaft IV). Weimar 1889. (Register.) H. A. Lier.

Unzelmann: Karl Wolfgang U., Schauspieler, wurde am 6. December 1786 zu Berlin als Sohn des bekannten Komikers Karl Wilh. Ferd. U. (s. o.) und seiner Gemahlin Friederike geb. Flittner geboren. Als er nahezu sechzehn Jahre alt war (nicht zwölfjährig, wie es in den Tag- und Jahres-Heften heißt), nahm Goethe den Knaben aus Achtung und Neigung für die Mutter, die Ende September 1801 in Weimar „acht wichtige Vorstellungen hintereinander gegeben“ hatte, auf gut Glück, um ihn unter seiner eigenen Leitung für die Bühne auszubilden. Goethe ließ ihn zuerst im November 1802 als Görge in den „beiden Billets“ von Anton Wall auftreten, eine Rolle, die U. auch noch in beiden Fortsetzungen dieses Stückes, im „Stammbaum“ und in dem „Bürgergeneral“ fortsetzen mußte. Goethe empfand lebhaftes Interesse für das Talent Unzelmann's, das demjenigen seines Vaters sowohl in Bezug auf die körperliche Gewandtheit, als auf das Geschick für komische Charakterdarstellungen auffallend glich, und förderte ihn in jeder Beziehung. Um seinetwillen gerieth Goethe auf den Gedanken, eine förmliche Theaterschule einzurichten, die bereits im October 1803 auf zwölf Theilnehmer angewachsen war. Für sie schrieb er jene Didaskalien, aus denen Eckermann später die bekannten Regeln für Schauspieler zusammenstellte. So konnte U. als Goethe's eigenster Schüler gelten und wurde gerade

deshalb von den Gegnern der Weimarer Schule oft hart mitgenommen, namentlich als er im J. 1808 mit der Weimarer Truppe in Leipzig gastirte. Fast in jeder Kritik seines Auftretens, die Karl Reinhold, der anonyme Verfasser der Schmähschrift: Saat von Goethe gesäet, dem Tage der Garben zu reifen, damals über das Gastspiel der Weimaraner veröffentlichte, wird seine Unfertigkeit, seine Unreife und schlechte Haltung auf das allerschärfste getadelt, wobei man freilich wissen muß, daß Reinhold, der kurze Zeit dem Weimarischen Theater angehört hatte, aber als unfähig entlassen worden war, mit U. eine Schlägerei gehabt hatte. Im Novbr. 1808 vermählte sich U. mit Demoiselle Friederike Petersilie (24. Mai 1785 bis 19. November 1855. Vgl. Friedrich Thomae im Sonntagsblatt des Berner „Bund“ Nr. 12, 23. März 1884, S. 92—95), die seit dem März 1802 der Weimarer Bühne angehörte und von Goethe seit dem Jahre 1803 als Demoiselle Silie mit Streichung des Peter in den Theaterlisten geführt wurde. Aber bereits im J. 1809 kam es zu Streitigkeiten unter den Gatten, sodaß ihre Ehe wieder geschieden wurde. Im J. 1813 schloß U. eine neue Ehe mit Demoiselle Genast, der Tochter des älteren Genast († 25. Dec. 1839 in Weimar), von der er sich gleichfalls trennte, um sich zum dritten Mal mit Minna Müller zu vermählen. Nachdem er zu Ostern 1821 von Weimar geschieden war, kam er an die Dresdener Hofbühne. Er spielte hier sowol Rollen wie den Franz Moor, als den Rochus Pumpernickel, ließ sich aber durch die Leichtblütigkeit seines Naturells zu Uebertreibungen und Aeußerlichkeiten verleiten. In Wien an der Burg, wo er in den Jahren 1823 bis 1824 engagirt war, konnte er sich seiner Gläubiger nicht mehr erwehren und mußte um seine Entlassung bitten, obwohl Schreyvogel von ihm entzückt war und ihn gern gehalten hätte, wenn nicht der Leichtsinn Unzelmann's dies verhindert hätte. Im J. 1826 treffen wir U. als Schauspielregisseur am Hof- und Nationaltheater zu Mannheim, hören aber, daß er sich dem Trunke ergeben und im August 1827 Schulden halber durchgegangen sei. Seitdem scheint U. kein festes Engagement mehr an einer größeren Bühne gehabt zu haben, wenigstens nicht für längere Dauer, sondern sein Leben durch Gastspiele und im Herumziehen mit wandernden Gesellschaften gefristet zu haben. Unter anderem kam er in der Osterwoche 1834 auch zu Immermann nach Düsseldorf, der ihn in Erinnerung an seine ehemaligen Leistungen in Weimar eine Zeit lang aufnahm und in einer Reihe seiner besten Rollen z. B. als Graf Klingsberg in „den beiden Klingsberg“ auftreten ließ. Bei seinen Irrfahrten führte U. eine Anzahl aus seiner Weimaraner Zeit herrührender Goethe-Reliquien mit sich herum, die U. im Nothfall versetzte oder veräußerte, um sich aus Geldverlegenheiten herauszuziehen. Zu diesen Schätzen gehörte auch das Manuscript der ursprünglichen Bühnenbearbeitung von Goethe's Götz von Berlichingen, bei dessen erster Aufführung in Weimar am 22. December 1804 U. den Georg gespielt hatte. Noch im März 1833 war dieses Manuscript in den Händen Unzelmann's, bald darauf aber versetzte er es bei dem Wirthe des Café Maximilian in München, von dessen späterem Pächter Reinhard es aufgefunden und der Heidelberger Universitätsbibliothek geschenkt wurde. Im Sommer 1842 spielte U. noch auf der kleinen Bühne zu Steglitz bei Berlin. Im nächsten Frühjahr, am 21. März 1843, wurde er ertrunken im Thiergarten zu Berlin aufgefunden. — Karl U. soll ein noch größeres komisches Talent als sein Vater besessen haben. Seine ganze Erscheinung, vor allem sein unnachahmliches Mienenspiel, wiesen ihn wie von selbst auf dieses Fach hin. Rollen wie Rochus Pumpernickel oder Truffaldino spielte er unwiderstehlich, doch zeigte sich auch in seinem Auftreten die Absichtlichkeit der Goethe'schen Schule, deren Streben nach einem formellen Stil auch ihm gelegentlich nachtheilig wurde.

Vgl. Saat von Goethe gesäet. Weimar und Leipzig 1808. S. 92, 114,

151 und a. a. Stellen. — Allgem. Theater-Lexikon. Neue Ausgabe VI, 150. Altenburg u. Leipzig 1846. — Gotthardi, Weimar. Theaterbilder. Jena 1865. II, 77—88. — C. W. Weber, Z. Gesch. d. Weimar. Theaters. Weimar 1865. S. 211, 212. — Jul. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. (Schriften der Goethe-Gesellsch. VI.) Weimar 1892. (Register.) — Goethe's Werke, XXXV, 128, XXXVI, 75. Weimar 1893. — v. Biedermann, Erläuterungen zu den Tages- und Jahresheften von Goethe, S. 64 und 340. Leipzig 1894. — Fr. Strehlke, Goethe's Briefe I, 59—61. Berlin 1882. — E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar II (Register). Leipz. 1863. — R. Prölß, Geschichte des Hoftheaters in Dresden S. 441, 442. Dresden 1878. — E. Wlassack, Chronik des k. k. Hof-Burgtheaters S. 163, 164. Wien 1876. — C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818—1837 I (Register). Wien 1889. — A. Pichler, Chronik des Großherz. Hof- und National-Theaters zu Mannheim S. 234, 235. Mannheim 1879. — Rich. Fellner, Geschichte einer Deutschen Musterbühne S. 275. Stuttgart 1888. — Ad. Palm, Briefe aus der Bretterwelt S. 89—92. Stuttgart 1881. — E. Devrient, Geschichte d. deutschen Schauspielkunst III, IV (Register). Leipzig 1848—1861. — F. A. Brockhaus, Conversations-Lexikon, 12. Aufl. XIV, 925. Leipzig 1879. H. A. Lier.

Unzer: Johann August U., berühmter Arzt und Psycholog, jüngerer Bruder des älteren Joh. Christ. U. (s. S. 336), geb. in Halle 29. April 1727, widmete sich dem medicinischen Studium und promovirte am 9. Sept. 1748 zum Dr. med. Diss. inaug. „De sternutatione“ (Halle 1743). 1750 ließ er sich als praktischer Arzt in Hamburg nieder, siedelte indeß bald von da nach Altona über, wo er am 2. April 1799 auch gestorben ist. Er übte eine große Wirksamkeit durch die von ihm herausgegebene Wochenschrift: „Der Arzt“, von 1759 an erschienen in 12 Theilen, welche 3 Auflagen erlebt hat und noch immer nicht ohne Werth ist. Dieselbe ist ins Holländische, Schwedische und Dänische übersetzt. Daneben verfaßte er ein „Medicinisches Handbuch“, 1770, 5. Aufl. 1794 in 3 Bänden. Außerdem gab er eine Reihe psychologischer Schriften heraus, ferner erschien „Sammlung kleiner physikalischer Schriften“ 1766, 2 Th. und „Sammlungen zur speculativen Philosophie“ 1767. Auch Poetisches hat er geliefert. — Seine Gattin war Johanne Charlotte U., geb. Ziegler, s. u.

Jördens, Gelehrtenlex. V, 121. — Leidenfrost V, 414. — Rüder, Konv.-Lex. IV, 736. — Küttner's Charaktere I, 317. — Lübker-Schröder II, 643. — Brümmer, Dichterlex. II, 445. Carstens.

Unzer: Johanne Charlotte Unzerin, geborne Zieglerin, durch popular-philosophische und poetische Arbeiten bekannt, wurde am 27. November 1725 zu Halle a. d. Saale geboren, die Tochter des wegen seiner Compositionen und seiner musikalischen Schriftstellerei geschätzten Organisten der Ulrichskirche Joh. Gotthilf Ziegler. Hatte der Vater Dank seinen Beziehungen zu Aug. Herm. Francke eher einer pietistischen Richtung angehört, so huldigt die Tochter, die seit seinem Tode 1747 offenbar vorzugsweise unter dem Einfluß ihres mütterlichen Oheims, des Philosophen und Mediciners Joh. Gottl. Krüger (s. A. D. B. XVII, 231) stand, durchaus der moderneren halleschen Normalweltweisheit der Wolff, Baumgarten und Meier. Davon zeugt ihr ‘Grundriß einer Weltweißheit für das Frauenzimmer’ (Halle 1751, 2. Ausg. 1767), den der schnell erwärmte Ohm fast wider ihren Willen drucken ließ und mit witzelnden oder skeptischen Anmerkungen begleitete, nicht unähnlich in der Wirkung Wieland's Zuthaten zu dem Erstlingswerk seiner Jugendgeliebten. Das Buch ist von einer ausgeprägten Frauenzimmerlichkeit. Bei jeder geschlossenen Gedankenreihe wirds der Verfasserin unbehaglich; die ‘mathematische’ Methode Wolff's, überhaupt das abstracte Denken, überläßt sie getrost ‘den allerdüstersten

Männern'; sie greift statt zu strengen Beweisen lieber zu hübschen Geschichten aus dem Spectator oder zu Versen Haller's und Gellert's, die sie verwegen genug anwendet: muß doch gar ein Liebesgedicht Haller's herhalten, um den Nutzen der Einsamkeit — aber nicht für die Liebe, sondern für das Studiren zu beweisen. Griechisch und Latein kann sie nicht; Baumgarten's Metaphysik hat ihr ein guter Freund übersetzt; den Ixion verwechselt sie mit dem Prometheus, und der Gründer der stoischen Lehre heißt ihr einfach Stoa. Diese harmlose Unwissenheit hindert sie nicht, über Plato's Ideenlehre, über den Gottesleugner Spinoza, ja selbst über Leibnizens prästabilirte Harmonie und seine Monaden, die sie sich als 'kleine Insecten' veranschaulicht, kritisch oder scherzend sich aufzuhalten. Aber solche Unbescheidenheit steht ihr, eben weil sie naiv frauenzimmerlich auftritt. Ungern nimmt sie in Streitfragen Partei, und immer ist sie dann auf der Seite der Nüchternheit. Wie allerliebst weiblich aber, wenn sie sich bei der Frage über das Verhältniß von Körper und Seele auf Seite der Harmonisten stellt gegen die Influxionisten und Occasionalisten, weil jene immer noch ein bischen Recht behalten würden, auch wenn eine der anderen Parteien ganz Recht hätte. Dennoch würde sie anders geurtheilt haben, wenn sie gewußt hätte, daß ihr 'Damis' wenige Jahre vorher die Sache der Influxionisten verfochten hatte. Von eigenen Gedanken ist natürlich nicht die Rede; an groben, auch logischen Schnitzern fehlts nicht. Aber das Ganze plaudert so unschuldig fröhlich dahin, daß mans sich gern gefallen läßt. Leider machte der Erfolg unserer gelehrten Freundin den Kamm schwellen. In ihrem 'Grundriß einer Natürlichen Historie und eigentlichen Naturlehre für das Frauenzimmer' (Halle 1751), den sie nun schon ohne Onkel Krüger's Hilfe herausgibt, will sie bereits eine Lehrerin ihres Geschlechts werden, will sie 'Neutonianerinnen' heranbilden, will sie den Männern das Zugeständniß abnöthigen, daß es auch unter den Frauen 'Erfinderinnen neuer Wahrheiten' gebe. Eine curiose Zumuthung das bei einem Buche, das zuerst nach 'des Linnäus' Eintheilung einigen aus merkwürdigen Reisebeschreibungen und aus Brockes' Gedichten ausstaffirten Notizenkram über die drei Naturreiche zum besten gibt und dann Krüger's 'Naturlehre' munter excerpirt. Originell ist nur, daß die U. auf Beschreibungen von Pflanzen im einzelnen verzichtet, weil ihr dabei zu viel lateinische Namen vorkommen, daß sie dann aber mit einigen besonders interessanten Pflanzen eine Ausnahme macht, deren erste der — Caffeebaum ist.

Aber nicht 'Caffee' sollte man ihr auf den Leichenstein schreiben, sondern:

Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein!
Das soll auf meinem Leichenstein
So vielmahl stehn, als Platz dazu wird seyn.

Die U. hält es nämlich auch für ihr Menschenrecht, gleich den Männern von Wein und Liebe zu singen, weil ja doch 'kein vernünftiger Leser in einer scherzhaften Ode die Sprache des Herzens, sondern vielmehr des Witzes und der Scharfsinnigkeit sucht'. Komischer ist die innere Unwahrheit der Anakreontik selten zu Tage getreten als bei diesem gleichheitssüchtigen Frauenzimmer. Der Hällische Genius loci spukt auch in dieser Lust an anakreontischen Tändeleien und Dreiquerfingerzeilen. Sie befehdet Gleim grollend, weil er alle Mädchen für Puppen erklärt hat, und lehrt ihre Leserinnen die 'Frauenzimmerwissenschaft', mit den grauen Puppen, den alten Männern spielen, 'ihre kalten Glieder wärmen', ja sie lehrt: 'Lernet mit den Männern zechen!' Trotz Mylius und Lessing scherzt sie über die Mondbürger. Den finstern Algebraicus, den sie Onkel Krüger zu Liebe später in einen Metaphysicus verwandelt, läßt sie von Phillis bekehren und sich hängen. Den Charon will sie, ebenso wie den hochwürdigen Krüger, unter den Tisch trinken und dann, uns die Unsterblichkeit zu sichern, ins Land der Lappen

entführen. So läppisch scherzt sie beständig: ihr Witz ist sehr fade. Und ihre Geschmacklosigkeit verirrt sich bis zur Rohheit, so in dem abscheulichen Gedicht 'An die Mütter'. Dennoch hatte ihr 'Versuch in Scherzgedichten' (Halle 1751) Erfolg, er erlebt 1753 bereits eine zweite, stark vermehrte und von manchen häßlichen Auswüchsen befreite Auflage, der 1766 eine dritte gefolgt ist. Johann Gottlob Krüger aber, stolz auf den Ruhm seiner gelehrten Nichte, setzt ihr als Vicerector der Universität Helmstedt und Comes palatinus Caesareus am 2. Mai 1753 den Dichterlorbeer auf; schon vorher hat die Deutsche Gesellschaft zu Helmstedt sie zum Ehrenmitglied gemacht und ihre Collegin zu Göttingen spendet ihr die gleiche, nicht eben rare Auszeichnung am 5. Mai d. J.

Damals aber hatte bereits ihr 'Damis' seine Phillis heimgeführt, noch rechtzeitig um sie vor der Lächerlichkeit zu retten, der sie entgegensteuerte. Sie war, eben auch der Mutter beraubt, dem geliebten Manne, dem trefflichen Arzte Joh. Aug. U. 1751 nach Hamburg, dann nach Altona gefolgt und hat mit ihm in dauerndstem Eheglück gelebt, das auch durch schwere Krankheit und durch den Verlust lieber Kinder nur vorübergehend getrübt wurde. Die Ehe entzieht sie der Poesie nicht sofort. Wärmere und ächtere Töne in der 2. Aufl. der 'Scherzgedichte' verrathen, daß ihrer Poesie 'die Sprache des Herzens' trotz der Vorrede nicht mehr ganz fremd ist. In der Heimath des großen Brockes steigert sich ihr Natursinn. Mit Leyding und Löwen nimmt sie anfänglich an den 'Hamburgischen Beyträgen zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre' (Hamburg 1753—54) Theil; auch an dem Wochenblatt 'Der Christ bey den Gräbern' wirkt sie mit. Aber von den Scherzgedichten hat sie sich jetzt zu einem 'Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten' erhoben (Halle 1754, 2. Aufl. 1766, 'Fortgesetzte Versuche in sittlichen und zärtlichen Gedichten' Rinteln 1766). Ihre 'sittlichen' Gedichte, die trotz Lissabon die beste der Welten lehren, die sich im Rahmen des rationalistisch zugestutzten Gottesglaubens und der aufgeklärten Glückseligkeitsphilosophie überlegend ergehen, sind prosaisch und ohne jeden eignen Gedanken. Aber aus ihren 'zärtlichen' Gedichten, die den Wahn vom Ehstand beschämen wollen, 'daß er das Gift der Liebe sey', spricht so wahrhafte Empfindung, daß sie wirken in all ihrer nüchtern stammelnden Steifheit. Bald rühmt sie ihren Damis am Clavier, bald führt sie mit ihm parodirend Hor. Od. III, 9 auf, bald quält sie die Angst, er könnte vor ihr sterben: in dem aus dieser Stimmung erwachsenen melancholischen Gedicht 'Ahndungen' gemahnt doch immerhin manches an Klopstock's Ode 'An Ebert', so fern sonst der Messiasdichter den poetischen Kreisen der U. steht, deren dichterischen Horizont ihr Leben lang Canitz und Günther, Richey und Hagedorn, Haller und Gellert, höchstens Pyra und Lange beherrschen. Das ehrlich tiefe Gefühl der liebenden Frau macht manche Albernheit der bildungsbeflissenen jungen Dame gut.

Die U. hatte die Freude, in den siebziger Jahren an einem Neffen ihres Mannes, dem jungen Joh. Christ. U. (s. u.), einen guten Freund zu gewinnen, der sich von ihr zu erfolgreichen poetischen Versuchen anregen ließ und die werthe Tante zu Namens- und Geburtstagen aus herzlicher Verehrung feierte. Sie selbst hat damals höchstens noch für den Bedarf des Augenblicks gereimt, Stammbuchverse (Arch. f. Litteraturgesch. XI, 326) u. ähnl. Ihr ephemerer Ruhm war vorbei, und es ist nicht die Fülle ihrer geistigen Reize, der sie noch 1771 eine spaßende Erwähnung Wieland's (Neuer Amadis I, 4) verdankt. Sie starb am 29. Januar 1782 in Altona. Ihr Porträt (von Gründler und von J. C. G. Fritsch) ist ihren Werken zuweilen beigegeben.

Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises (Halle 1773). II, 769. — Meusel, Lexikon der 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller XIV, 210. — Joh. Gottl. Krüger's Dichterkranz ertheilet Frauen Johanne Charlotte

Unzerin. (Halle 1753). — Redlich in der 'Vierteljahrschr. f. Litteraturgeschichte' II, 280. — Fördernde Nachweisungen verdanke ich K. Burdach in Halle.

Roethe.

Unzer: Johann Christoph U, Arzt, dramatischer und Romandichter, geboren am 17. Mai 1747 zu Wernigerode als gleichnamiger ältester Sohn des gräflich Stolberg-Wernigerödischen Leibarztes und Hofraths U., starb am 20. Aug. 1809 in Göttingen. In seiner jugendlichen Lehrzeit boten Vaterhaus und -Stadt ihm reiche, mannigfache Anregung. Der Vater liebte die Dichtkunst und machte die Kinder mit den ihrem Verständniß zugänglichen neuesten Erscheinungen bekannt. Gleich vortheilhaft wirkte die fromme, feingebildete leibliche und nach deren Ableben seit 1752 deren jüngere, ebenfalls poetisch gerichtete Schwester, seine Stiefmutter. Die damals unter dem Director Schütze blühende Lateinschule bot strebsamen Schülern viel freien Spielraum zur Erlernung neuerer Sprachen, Künste und Fertigkeiten, sowie zur Uebung im freien Vortrage, daher wir denn schon am 9. November 1760 den dreizehnjährigen über die Blasonirung des gräflichen Wappens reden, zum 31. März 1762 den etwa fünfzehnjährigen einen Besuch auf dem Brocken in gebundener Rede bei Schulfesten vortragen hören. Dazu kommen die reichen gräflichen Bücherschätze, die auch den geförderten strebsamen Schülern zugänglich waren. Endlich lebte damals in Wernigerode eine litterarisch sehr regsame Dame, die Gemahlin des Regierungs- und Hofraths v. Vogelsang, geb. Gräfin zu Waldeck, bei der J. Chr. U. schon als Schüler den Vorleser von schönwissenschaftlichen Schriften machte. So bezog er denn, nachdem er bis dahin die Wernigerödische Lateinschule besucht hatte, im J. 1764 als gräflich Stolbergischer Alumne die Klosterschule zu Ilfeld. Wie in seiner Vaterstadt, so ließ er auch in dem reizenden Thale an den Südgehängen des Harzes die großartige Natur auf sein Gemüth wirken. Allein entscheidender als alle bisherigen Anregungen war auf seine spätere Richtung der Einfluß, den der am 25. Juni 1766 als Collaborator und Lector des Französischen nach Ilfeld berufene Jakob Mauvillon aus Braunschweig, ein Anhänger der libertinisch-epikuräischen Schule, auf den Jüngling ausübte. Er gab sich diesem Geiste ganz hin, und da er dabei auch ein gesetzloses Wesen annahm, so wurde er am 31. August 1767 von der Schule verwiesen. Trotzdem ebenso wie sein Bruder Ludw. Aug. U. (s. u.) durch ein gräfliches Stipendium unterstützt, bezog er darnach die Universität Göttingen, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Besonders der Leibarzt Vogel war hierbei sein Studienleiter. Im J. 1771 promovirte er mit der Dissertation: „Cur feminis Europaeis et illustribus prae aliis gentibus et rusticis partus sunt laboriosiores?" Nachdem er sich darnach eine kurze Zeit zu Wernigerode bei seinen Eltern aufgehalten hat, folgt er dem Rufe seines Oheims, des namhaften und litterarisch thätigen Arztes Joh. Aug. U. in Altona (s. o. S. 331), um sich unter dessen Augen als praktischer Arzt weiter auszubilden. Dort wirkt er denn auch theils lehrhaft und als Arzt, theils als Mann der feinen Gesellschaft. Im J. 1775 wird er Professor der Naturlehre und Naturgeschichte am Gymnasium zu Altona, 1789 erlangt er das Altonaer Physikat, legt aber diese Aemter 1791 und 1801 nieder. Obwohl U. in der Heilkunde praktisch und litterarisch thätig blieb, so gehörte doch sein eigentliches Streben der schönen Litteratur und dem Leben in der feinen Gesellschaft an. Von anregendem Einfluß war auf ihn seine Tante, die Dichterin Joh. Charlotte U., geb. Ziegler, die er wiederholt angesungen und der auch sein jüngerer Bruder Ludwig August U. eine feiernde Devise gewidmet hat. Am meisten beschäftigten ihn Schauspiel und Theater. Bekanntlich blühte, als er nach Altona kam, das Hamburger Theater unter der Leitung der Wittwe Ackermann und ihres Sohnes Schröder. Am meisten entzückte das Spiel der beiden Töchter, von denen die

jüngere, von U. schwärmerisch betrauert, in der Blüthe der Jahre starb, während die ältere, Dorothea, (geboren am 12. Februar 1752), am 2. Juli 1778 seine Frau, aber nach nicht glücklicher Ehe 1790 wieder von ihm geschieden wurde. Im J. 1807 heirathete der Sechzigjährige noch eine Französin. Auf einer Reise zu einer Cur in Karlsbad begriffen, starb U. in Göttingen, wo er noch unmittelbar vorher die Erinnerungen an seine Studentenzeit aufgefrischt hatte. U. wird unter den namhaften Aerzten aufgeführt und es wird gesagt, daß er 37 Jahre lang die Stelle seines berühmten Oheims Joh. August U. würdig ersetzt habe. Litterarisch beschäftigte er sich besonders mit Frauenkrankheiten. Wie aber schon bemerkt wurde, war er seiner innersten Richtung nach ein Mann des Theaters. Seinen dramatischen Dichtungen sieht man wohl das dichterische Talent an, und seine Tragödie „Diego und Leonore“ fand bei den Kritikern Anerkennung. Der Leipziger Almanach der Musen zum Jahre 1776 findet die Sprache lebhaft, charakteristisch und doch natürlich. Es mangelt nur der rechte ethische Gehalt. U. erscheint in ganz anderer Weise als Schüler Mauvillon's als sein jüngerer Bruder: während dieser zum scharfsinnigen Kritiker und dabei zum erklärtesten Freigeiste wurde, nahm Joh. Christoph U. das leichte, weltförmige Wesen von dem Lehrer an, ohne mit Ernst in die Tiefe zu dringen. Daß er aber die Bühne kennt und bühnengerecht dichten kann, zeigt z. B. seine „Neue Emma“. Das schon erwähnte Trauerspiel „Diego und Leonore“ erschien zu Hamburg 1775, dann holländisch 1782 und französisch im Nouveau théatre allemand t. 5. Der Erfolg, den das Stück auf der Hamburger Bühne erzielte, ist wohl zum großen Theil auf Kosten des trefflichen Spiels der Dorothea Ackermann, der damaligen Braut Unzer's, welche die Heldinnenrolle der Leonore gab, zu setzen. Das Lustspiel: „Die neue Emma“ lehnt sich frei an die bekannte Liebesgeschichte zwischen Karl's des Großen Tochter Emma und Eginhard. Das Schauspiel „Die Drossel“ ist nach La Fontaine's Erzählung le faucon bearbeitet. Dazu kommt: „Die Friedensfeier“, Prolog 1779 und der Roman: „Geschichte der Brüder des grünen Bundes“, 1. Theil, Lamberg's Geschichte enthaltend. Berlin 1782. Dieses Bruchstück eines auf verschiedene Bände berechneten Prosaromans in Briefen knüpft an Unzer's Jugenderinnerungen in Ilfeld und auf der Universität an und beabsichtigte die Schicksale von zehn jungen Leuten zu schildern, die alle talentvoll, aber verschiedener Herkunft und Richtung in schwärmerischer Freundschaft zusammenhielten. Von medicinischen Abhandlungen abgesehen sind noch zu erwähnen „Anmerkungen zu der Schrift des Herrn Dohm über die bürgerliche Verfassung der Juden“. U. war auch als Recensent an Nicolai's Allg. Deutscher Bibliothek thätig, nach Parthey von 1773—1778 unter der Chiffre Ky. G., von 1779—1787 unter der Chiffre Zz. Im J. 1811 erschienen Unzer's poetische Schriften zu Altona (Joh. Friedr. Hammerich) in 2 Bändchen, außer den Schauspielen und den Brüdern des grünen Bundes eine Anzahl Prologe und Reden, das meiste auf das Theater bezüglich, enthaltend. Seine lyrischen und Gesellschaftslieder haben alle mehr oder weniger einen liebestrunkenen und dabei keineswegs höheren Ton, wie etwa die Strophe: „Liebe, wer von deinem Kelch getrunken, Pflückt alle Rosen des Lebens ab; Liebe, wer in deinen Arm gesunken, Sinket auch lächelnd und still ins Grab“.

Einzelne handschr. Nachr. in Wernigerode. Sonst sind zu vergl. Kordes, Lexikon der jetzt lebenden Schlesw.-Holst. u. Eutin'schen Schriftst. S. 367 f., Schleswig 1797. — Der Freimüthige, Unterh.-Blatt, herausgegeb. v. Aug. Kuhn, 6. Jahrg., S. 1026—1028. Berlin 1809. — Keßlin, Schriftst. der Grafsch. Wern. 1856. S. 131. — A. Andreae, Chron. der Aerzte d. Regbez. Magdeburg. 1862. — Gurlt-Hirsch, Biogr. Lex. der hervorragenden Aerzte 1888. VI, 48. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl. IV, 256. Ed. Jacobs.

Unzer: Ludwig August U., Dichter und Kunstrichter, geboren zu Wernigerode am 22. November 1748, † zu Ilsenburg am 13. Januar 1774. Die überaus glücklichen Geistesanlagen dieses jung dahingeschiedenen Genies lassen sich in gleicher Weise aus der väterlichen wie aus der mütterlichen Abstammung herleiten. Sein Vater Johann Christoph U., seit 1742 Leibarzt Graf Christian Ernst's zu Stolberg, war der Sproß einer bis ins 16. Jahrhundert im gelehrten, meist ärztlichen Stande zu verfolgenden Familie in Halle a. d. Saale. Zu L. August's Zeit waren dessen Oheims, des berühmten Arztes Joh. Aug. (s. o. S. 331) Gattin Joh. Charlotte geb. Ziegler (S. 331) und sein älterer Bruder Joh. Christoph (S. 334) durch dichterische Begabung ausgezeichnet und der Vater selbst war auch nicht ohne eine poetische Ader und machte in freien Stunden seine Kinder mit den Lieblingsdichtern der Zeit, einem Gellert, der Karschin und dem zu Wernigerode in naher Beziehung stehenden Gleim bekannt. Seine Mutter Charlotte Eleonore war die Tochter Christiane Luisens, geborenen Gräfin zu Sayn-Wittgenstein, die nach dem im J. 1698 erfolgten Ableben ihres ersten Gemahls, des Grafen Joh. Anton zu Leiningen-Westerburg-Schadeck, vorzugsweise aus religiösen Gründen ihren Hofprediger Jakob Bierbrauer, einen begabten aber finstern und dabei sectirerischen Mann geheirathet hatte. Bierbrauer studirte nach dieser Verbindung in den Niederlanden Medicin, wurde aber, als Graf Christian Ernst zu Stolberg Christiane Luisens Tochter erster Ehe, Sophie Charlotte, als seine Gemahlin heimgeführt hatte, mit den Seinigen als Leibarzt nach der Grafschaft Wernigerode gezogen, wo der Graf ihnen in dem Leininger Hof zu Ilsenburg eine geräumige Wohnung baute und Bierbrauer zum Bergrath erhob. Seine ältere Tochter war L. August's leibliche Mutter, die erst im J. 1730 einen Bürgerm. Joh. Wilhelm Schröder aus Bielefeld geheirathet hatte, nach dessen Ableben aber am 30. Mai 1743 dem Leibarzt und Hofrath Unzer die Hand reichte. Da sie schon am 27. Februar 1751 starb, so hatte L. Aug. sich ihrer Leitung nur in den Jahren zartester Kindheit zu erfreuen. Aber er fand den erwünschtesten Ersatz, als der Wittwer schon am 4. Januar des nächsten Jahres der Verstorbenen jüngere Schwester Sophie Charlotte als Gattin heimführte. Diese, seit 1736 Aebtissin zu Drübeck, war mit größter Sorgfalt in dem frommen Geiste ihrer Mutter erzogen. Diese fromme Gesinnung spricht sie auch in den Liedern aus, die sie als Glied des um den Grafen Henrich Ernst zu Stolberg sich sammelnden pietistischen Dichterkreises sang. Ihr Geist und Wesen war so geartet, daß man sie im gräflichen Hause als Zierde und Krone ihres Geschlechts bezeichnete und daß später die Gräfin ihren Besitz zu den Ursachen ihres besonderen Glücks zählte. Daß solche Eigenschaften auch dem Sohne offenbar wurden, ersehen wir daraus, daß dieser selbst zu einer Zeit, als sein Geist eine entgegengesetzte Richtung genommen hatte, gegen einen Gegenfüßler des mütterlichen Geistes erklärte, seine Mutter sei eine gute Frau, die er in vieler Hinsicht hochschätze. Leider dauerte die Harmonie mit dem Vaterhause und mit dem in seiner Vaterstadt und der dortigen Lateinschule, deren Mittel- und Oberclassen er von 1762—1767 besuchte, waltenden Geiste gar nicht lange. Auf der Schule bereits wurde sie gestört durch den Einfluß eines der jüngsten Lehrer, des Subconrectors Joh. Christian Meier (s. A. D. B. XXI, 202—204). Zwar entsprach der freiere persönliche Verkehr, den dieser mit den Schülern pflegte, die durch ihn geförderte Uebung im Anschauungsunterricht, im mündlichen Ausdruck, in den neueren Sprachen ganz der von dem tüchtigen Director Schütze (s. A. D. B. XXXIII, 143—145) durchgeführten Einrichtung der Schule, aber die Bevorzugung des in seinem Urtheil über die bestehenden Zustände und über die älteren Lehrer unvorsichtigen jüngeren Lehrers that der jugendlichen Pietät Eintrag.

Besonders aber wirkte die durch das Studium sectirerischer und neologischer Schriften durch Meier geweckte Zweifelsucht ansteckend auf die jugendlichen Gemüther der Schüler, und naturgemäß bei den gewecktesten am meisten. Aber von weit nachhaltigerem Einfluß wurde auf U. schon ums Jahr 1767 der französische Lector zu Ilfeld Jakob Mauvillon, ein im Sinne der französischen Encyklopädisten gebildeter Starkgeist. Zwar ist ein Besuch Ilfelds, wenigstens ein längerer, seitens Unzer's nicht anzunehmen. Da aber sein älterer Bruder Johann Christoph, der von 1764 an Zögling der Ilfelder Schule war, durch Mauvillon's Wesen ganz berauscht und ganz in die französirende Richtung hineingezogen wurde, so wirkte dies ansteckend auf den jüngeren Bruder, der den Lector bei dessen Besuche in dem elterlichen Hause kennen lernte. Vom Sommer 1768 bis Ostern 1771 war U. Student der Rechte in Halle a. S. Während wir von einer Pflege seines Fachstudiums auch nicht die geringste Nachricht erhalten haben, trieb er offenbar das Studium der schönen Litteratur um so eifriger. Dabei wurde er ausschweifend, sodaß seine Eltern ihn knapper halten mußten. Von früh an ein Freund geheimer Gesellschaften schloß er sich zuerst in Halle dem Amicistenbunde der ‚Unzertrennlichen‘ an, dessen Zwecke Sittlichkeit, Fleiß, gutes Betragen und gegenseitige Unterstützung waren, und wurde später ein begeisterter Freimaurer.

Nach Ablauf der akademischen Zeit versah er seit der zweiten Hälfte des Jahres 1771 bis zum Frühjahr 1772 eine Hofmeisterstelle zu Zorge, von wo er, litterarisch thätig, persönlich und besonders brieflich mit Göckingk in Ellrich, mit Lorenz Benzler und mit Clamor Schmidt in Halberstadt, den er bereits 1769 kennen gelernt hatte, in Verkehr stand und den mit dem nach Kassel versetzten Mauvillon fortsetzte. Die Anzeichen der Schwindsucht, an der eine Schwester 24-jährig starb und an der ein Oheim und sein Vater krankten, nöthigten ihn, dagegen den Selterbrunnen zu gebrauchen und in seine Vaterstadt zurückzukehren. Im Sommer versuchte er es dann nochmals mit einer Hofmeisterstelle im Hause des Regierungspräsidenten v. Cornberg in Halberstadt. Der dortige Aufenthalt war nur ein kurzer, aber für U. bedeutsam durch seinen Verkehr mit dem Gleim'schen Dichterkreise, allermeist mit dem Liebessänger Clamor Schmidt, dem Freunde und Pfleger eines Ariost und Petrarca. Spätere Gedanken und Wünsche wegen Uebernahme einer ähnlichen Stellung scheiterten an Unzer's zunehmender Erkrankung. So mußte er denn seiner Vaterstadt, auf deren Bewohner der geniestolze Jüngling als auf unbedeutende ruhmlose Menschen, Heuchler und Thoren mit souveräner Verachtung herabsah, getreu bleiben. Seine gezwungene Muße füllte er mit poetischer und kritischer Arbeit und einem regen, mit Freunden wie Mauvillon, Rautenberg und Braunschweig, Clamor Schmidt, Benzler, Goldhagen, Reinhard und Diez gepflegten Briefwechsel aus. Zunächst litterarisch sind hierbei von der größten Bedeutung die mit Mauvillon gewechselten Briefe. Von der Umzingelung der ‚sanften Seelen‘ — seiner frommen Mutter und dem häuslichen Kreise — sich losreißend, verlangte ihn nach der ihm mehr zusagenden Kost starker Geister, wie er sie bei Mauvillon fand. Mit diesem seinem Freund und Meister schloß er ein feierliches Schutz- und Trutzbündniß gegen das ganze ‚ehrsame‘ deutsche Publicum und forderte ihn nicht lange vor seinem Tode nochmals auf, von neuem den Bund einer ewigen Feindschaft gegen Thorheit, Irrthum und Aberglauben zu schwören. Soweit dieser Briefwechsel aber geistlich-religiösen Inhalts war, erscheint derselbe nur für U. selbst von sichtbaren und verhängnißvollen Folgen: man überbot sich in der Freigeisterei: U. erklärte es für gut, gegen die Religion zu schreiben, er wollte eine Bibliothek oder Annalen der Freigeister herausgeben, worin alle Werke der

Freigeister sollten besprochen und an den christlichen Schriften, nicht nur der Franckianer (Pietisten) und Gözianer (Orthodoxen), sondern auch der Rationalisten, eines Spalding, Semler und Teller strenge Kritik geübt werden sollte — alles zum besten der ‚echten natürlichen Religion‘. Von allen bestehenden Religionen gefällt ihm die Zoroaster's am besten; er will die Anbetung der Sonne rechtfertigen, der Philosoph aber darf keine Religion über sich dulden.

Solche Freigeisterei ebensosehr wie seine rücksichtslose Kritik verehrter und dem Unzer'schen Hause ehrwürdiger Erscheinungen wußten U. und Mauvillon so geheim zu halten, daß die Eltern Jahre lang Mauvillon für ihres Sohnes wahren Freund hielten und daß der Vater sogar mit demselben in Briefwechsel trat. Als endlich nach des letzteren am 6. März 1773 erfolgtem Tode die Mutter einen ziemlichen Einblick in des Sohnes Herzensstellung gewann, that sie alles, soviel sie durch Vorstellungen und Flehen vermochte, um den Sohn zum Christenglauben zurückzuführen. Wol ging diesem die Seelenangst der Mutter und der Seinigen nahe und er suchte sie durch fromme Wendungen, auch durch geistliche Gesänge, in denen er thunlichst eine biblisch-christliche Sprache anwandte, zu trösten, obwol dies bei einer so gegründeten Christin, wie die Mutter es war, wenig verfangen konnte. Ueberboten wurde schließlich der Mauvillon'sche Einfluß noch durch den seines Amicistenbruders Diez, der sich in seinen Anschauungen als noch unter den Naturalisten stehend bekannte. Während sich also U. mit Mauvillon und Rautenberg dahin beredete, daß der früher sterbende dem überlebenden — falls das möglich sei — erscheine und über den Zustand jenseits des Sterbens Auskunft geben oder doch das Fortbestehen der Seele nach dem Tode bezeugen sollte, wollte Diez davon überhaupt nichts wissen, er glaubte an gar nichts und leugnete Alles. Mit Diez feierte U. gegen Ende April oder anfangs Mai 1773 acht Tage philosophischer Erhebung und Begeisterung in Halberstadt. Und als Diez merkte, daß es mit dem Freunde zu Ende gehe, erscheint er am 19. December nochmals bei demselben in Wernigerode, um ihn in seiner Freidenkerei und in seinem Widerstande gegen das Christenthum zu bestärken. Diez und seine Gesinnungsgenossen wollten nämlich U. als Vorbild und Märtyrer der Freigeisterei sterben sehen. Es wurde daher ein ordentliches Spionirsystem eingerichtet, indem jugendliche Parteigenossen den zum Sterben gehenden beobachten und alle bemerkenswerthen Vorkommnisse sofort an Diez nach Magdeburg berichten mußten. Einer derselben, ein junger Mediciner, wußte auch bis zum Verscheiden Zugang zu Unzer's Krankenzimmer zu erlangen. Als ihm seine Schmerzen zu groß wurden, suchte U. mit Hülfe seiner Gesinnungsgenossen den Rest seines Lebensfadens durch Selbstmord abzuschneiden, was Diez insgeheim auf lateinisch Mauvillon mittheilt. Dieser Versuch scheiterte dadurch, daß ein Genosse, dem das Gewissen schlug, davon Anzeige machte. Kurz vor dem Ableben fragte der ihn behandelnde Arzt den Kranken, ob er außer den leiblichen noch andere Schmerzen leide. Lächelnd verneinte er dies. Der Hofprediger Schmidt in Wernigerode, der ein halbes Jahrhundert lang der treue und geehrte geistliche Berather des gräflichen Hauses war, begab sich nach Ilsenburg an Unzer's Sterbebett, versuchte durch ernsten christlichen Zuspruch und durch das Wort heiliger Schrift auf den Kranken einzuwirken, auch ihn auf den Genuß des heiligen Abendmahles vorzubereiten, aber er lehnte stolz und überlegen lächelnd alles ab: Schmidt solle nicht wie vor einem Kinde Bibelsprüche vor ihm auskramen; von der Falschheit des Christenthums sei er längst überzeugt; wolle er von der Religion philosophisch mit ihm reden, so wolle er ihn hören. ‚So ging der Priester von dannen‘, berichtet Diez. U. verschied bald darauf sanft, da die körperlichen Schmerzen überwunden waren, den Namen Mauvillon's auf den Lippen, für den er erst kurz vorher eine Schuld von zwölf

Thalern bezahlt hatte, um den Freund nicht als Schuldner zu wissen. Unzer's Tod wurde als ein Vorbild für Freigeister angesehen und gefeiert. Der freigeistige Graf v. Schmettau, dem Diez genauen Bericht gegeben hatte, erklärte, er wolle eines gleichen Todes sterben.

Es muß auffallend erscheinen, daß ein so negativer Geist, der, wie er in Versen seinem Freunde Reichard erklärte, nach seinem Tode den Ruhm haben wollte, daß er kein rechtschaffener Mann und Christ gewesen sei, doch ein lyrischer Dichter war. Aber hierbei ist an die Doppelnatur dieses zerrissenen Gemüths zu denken, das doch auch nicht immer, und in der extremsten Gestalt erst gegen das Ende seines Lebens, ein Christen- und Glaubensfeind war. Oeffentlich und vor der Nachwelt wollte er überhaupt nicht als Freigeist erscheinen. Als lyrischer Dichter war U. entschieden Erotiker. Er erklärt sich selbst für die voluptuarische Richtung, durch die man am leichtesten Lust genießen könne, ohne andern beschwerlich zu fallen. Er will aber nur eine solche Wollust, die sich mit Schamhaftigkeit darf sehen lassen und erklärt sich daher gegen die unzüchtige Poesie eines Ovid und Rost (Heinse). Er singt Wein, Küsse und bacchantisch schwärmende Mädchen, winterliche Liebesscherze auf weichem Sofa an holder Nymphen Busen. Wie weit die Gluth seiner Sinnlichkeit geht, zeigt sein Gedicht „Alcibiades an seine mimische Tänzerin" (Leipz. Alman. d. Musen auf d. J. 1774, S. 29). Er erklärt ausdrücklich, daß die sinnlichen Bilder ihm als Schmerz- und Sorgenbrecher dienten: ‚Scherzerfüllte Scenen Läßt die Muse um uns her entstehn, Wenn wir trostberaubet unter Thränen durch das Schattenthal des Lebens gehn' u. s. f. Auch die Schärfe seiner Epigramme erklärt sich uns in etwas anderer Weise durch seine Krankheit. Unzer's Gedichte sind theils in einzelnen Sammlungen und Drucken: „Versuche in kleinen Gedichten" (Halberst. 1772); „Vou—ti an Tsin—nas Grabe. Eine chinesische Nänie" (Braunschw. 1772, wieder Gött. Musen-Alman. 1773, S. 57—66); „Naivetäten und Einfälle" und „Neue Naivetäten und Einfälle" (Gött. 1773); „Zehn geistliche Gesänge" (Leipzig 1773), theils in Almanachs: im Leipziger Almanach der deutschen Musen 1773, 1774 und 1776, Göttinger Musen-Almanach von 1772 und 1774, seine schöne feurige „Sehnsucht nach Italien" in Boie's Deutschem Museum, 2. Bd., 1780, S. 551 ff. erschienen. Gegen 20—25 Gedichte, die er gern in einer Sammlung mit Göckingk und Clamor Schmidt herausgegeben hätte, hinterließ er ungedruckt. Vgl. auch Matthisson's Lyr. Anthol. 6, S. 221—236.

Unzer's Gedichte sind durch eine edle wohllautende Sprache und Tiefe der Empfindung ausgezeichnet und vielfach sind daraus Ariost und Petrarca, als seine gefeierten Vorbilder, deutlich zu erkennen. Da aber, wie der Leidende klagt, sein Wesen dahinwelkte und seiner Bemühungen Früchte vor der Reife dahinschwanden, ungepflückt, so war es ihm nicht vergönnt, größere poetische Werke zu schaffen. Aber seine eigentliche Bedeutung und unverkennbare litterarhistorische Sendung war nicht die des schaffenden Dichters, sondern die des genialen Kunstrichters. Selbst den kleinen Sammlungen der Naivetäten schickte er verhältnißmäßig umfangreiche ästhetische Abhandlungen voraus, und bei der chinesischen Nänie ging eine Schrift „Ueber die chinesischen Gärten" (Lemgo 1773), worin die Natur als Vorbild der Gartenkunst erkannt wird, nebenher. Und an die lyrischen Dichtungen schloß sich als gesonderte Schrift seine „Nachricht von den ältesten erotischen Dichtern der Italiener" (Hannover 1774) an.

Aber eine mehr oder weniger zusammenhängende Reihe von Schriften und Abhandlungen zur Kritik der deutschen Dichter und Dichtkunst begann er schon als Student mit der Schrift: „Ueber die schönen Geister und Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, vornehmlich unter den Deutschen" (Lemgo 1770). Die-

selbe beginnt mit einer Aesthetik des Schönen und gibt dann eine vergleichende und beurtheilende Uebersicht der schönen deutschen Litteratur. Wenn sein Urtheil noch weniger gereift ist, Franzosen und Engländer noch mehr als später vor den Italienern zu ihrem Rechte kommen, auch Gellert viel besser wegkommt, als später, so entspricht das der frühern Abfassung der Schrift und einer von U. selbst bezeugten Geschmacksänderung. Aber seine epochemachende Hauptschrift ist der von ihm ausgegangene mit Mauvillon geführte Briefwechsel: „Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend“ (Erstes Stück, 312 S., 1771, Frankfurt und Leipzig. Zweites Stück, 254 S., 1772, ebd.).

Dieser litterarische Gedankenaustausch knüpfte an ein ums Jahr 1768 zu Wernigerode in einer Laube mit Mauvillon geführtes Gespräch an, worin U. eine Rangordnung der deutschen Dichter nach dem Maßstabe des Genies vornahm und die Deutschen keineswegs reich an Dichtergrößen ersten Ranges erklärte, wobei Klopstock eigentlich eine Classe für sich bilde. Der großen deutschen Dichter seien so wenige, daß sie kaum die kleine Laube füllen würden. Mit Feuer wurde dieser Gedanke weitergeführt, als nach Gellert's Tode dieser als Dichter so gefeiert wurde, daß Unzern dies im Vergleich zu andern Dichtern als durchaus ungerecht und als ein Beweis mangelnden Geschmacks und Kunstverständnisses erschien. Es wird daher die Frage nach Natur und Wesen eines wahren Dichters geprüft, dieses als das Genie, die Kraft zu schaffen und zu gestalten, erkannt und an diesem Maßstabe gemessen, Gellert's Dichterkranz nach jeder Richtung: als Briefsteller, Roman- und komischer Dichter, Schäferspieldichter, als Verfasser geistlicher Gesänge, als Fabeldichter, Lehrdichter, sowie als Moralist und Kunstrichter völlig zerpflückt. Seine persönliche Frömmigkeit, seine Moral, seine geistlichen Gedichte werden zwar wenigstens von U. anerkannt, aber gerade seine geistlichen Lieder als Beweis seines mangelnden Genies hingestellt, und Gellert für einen mittelmäßigen Scribenten ohne einen Funken von Genie erklärt. Der Leipziger Sänger ist die Hauptzielscheibe dieser Angriffe, aber die Briefe enthalten gelegentlich auch eine ganze Reihe seiner kunstkritischer Bemerkungen, so über den Unterschied von Erzählung und Fabel; es wird das Unwesen der litterarischen Journale gegeißelt und neben Gellert werden auch verschiedene Dichter, wie Kästner, v. Haller, ein Young u. A. stark mitgenommen.

Die Schrift erregte innerhalb des litterarischen Deutschlands das größte Aufsehen. Fast allenthalben fand man es empörend, daß zwei junge Menschen sich herausnahmen, den herrschenden Geschmack des gesammten deutschen Publicums zu kritisiren, ihm seinen Liebling, wie U. selbst sagte, ‚seine Puppe‘ zu nehmen, die sie von würdiger Beschäftigung abhalte. Dennoch fehlte es dieser kühnen, verwegenen That gerade von competenter Stelle nicht an entschiedener Anerkennung hinsichtlich der Hauptsache. Die Lemgoische Bibliothek, Unzer's und Mauvillon's eigenes Organ, kommt hierbei natürlich nicht in Betracht. Merkwürdig ist aber die motivirte durch vier Nummern der ‚Neuen Braunschw. Zeitung‘ vom 4., 6., 7. und 11. Februar 1772 laufende Anerkennung von seiten eines gediegenen Kritikers, in welchem wir J. F. W. Zachariae vermuthen. Es wird darin anerkannt, daß hier viele Worte zur rechten Zeit gesagt seien. Der Scharfsinn, die Belesenheit, der feine Geschmack am Schönen wird an dem Verfasser gerühmt und geschlossen: er hat in vielen, den meisten seiner Urtheile Recht! Selbst Schirach's Magazin der deutschen Kritik, das auf U. sehr schlecht zu sprechen ist, kann ihm schließlich doch die Anerkennung nicht versagen, daß seine Schrift vieles Talent verrathe und daß man ihm dieses nur mit größter Ungerechtigkeit absprechen könne.

Zu diesen Stimmen kommt nun aber das Urtheil in dem damaligen classischen Organ deutscher Litteratur im Jahrgange 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Als Verfasser desselben hat Goethe sich selbst bekannt. Und wenn nun auch auf Grund gewisser brieflicher Andeutungen anzunehmen ist, daß die Sätze von Merck niedergeschrieben wurden, so hat man doch nicht nur an mehreren Stellen Goethe'schen Ausdruck und Redeweise erkannt, sondern nur Goethe, nicht Merck konnte sich, wie es in der Recension geschieht, als Hörer Gellert'scher Vorlesungen zu erkennen geben. Wie sich die Sache auch verhalten möge, die berufenste Stimme hinsichtlich der Beurtheilung des dichterischen Genius erkennt diese Recension als die ihrige an. Ihr Hauptinhalt ist folgender: Das Urtheil über Gellert ist zu hart, die Form des Angriffs wird bemängelt, die Ausdrücke könnten weniger heftig sein und es wird den kritischen Briefschreibern der Vorwurf der Ungezogenheit und Impertinenz gemacht. Im übrigen ist aber diese Recension eine entschieden anerkennende Schutzschrift für beide Stücke des Unzer'schen Briefwechsels: man habe denselben mit Unrecht dem Publicum aus den Händen raisonniren wollen. Die Verfasser sind zwar Bilderstürmer, die hinsichtlich des Geschmacks einen neuen Glauben predigen wollen, aber alle gegenwärtigen großen Dichter und Kunstrichter denken ebenso, aber aus Liebe zur Ruhe treten sie nicht offen mit ihrer Ueberzeugung hervor, sondern machen eine esoterische Lehre daraus. Man erkennt in diesen Briefen die denkenden Köpfe und Recensent empfiehlt die Erinnerung über die Journalisten gleich zu Anfang, die Bemerkungen über den Unterschied von Erzählung und Fabel, die Rettung Milton's Kästner gegenüber, die Bemerkungen über das Lehrgedicht, über Wieland's Verdienst in der Musarion, die Rangordnung Gellert's mit Dusch und Utz, den Augenpunkt, woraus sie die Gellert'sche Moral betrachten und den ganzen Schluß zur Beherzigung. Er ist überzeugt, daß diese Production mit allen ihren sauren Theilen ein nützliches Ferment abgebe, um das erzeugen zu helfen, was wir dann deutschen Geschmack, deutsches Gefühl nennen würden. In gleichem Sinne heißt es bei der Beurtheilung des 2. Theils der Briefe, der Verfasser bleibe ein Kopf, der wahre Stärke habe. Vergleichen wir genau, so ist — vom Standpunkte des Frankfurter Recensenten betrachtet — bei der Behandlung Gellert's nur Mauvillon entschieden ungerecht, U. ist nur hart und impertinent im Ausdruck, sonst erkennt er bei Gellert ebensoviel an, als Merck-Goethe.

Am reinsten — schon weil er hier ohne Mitarbeiter auftritt — lernen wir Unzer's kunstrichterliche Urtheile und Anschauungen aus einer durch die Jahrgänge 2—4 der Lemgoischen Bibliothek sich ziehenden Abhandlung: „Vom Zustande des Geschmacks beim deutschen Publikum" kennen. Wie wir sehen, geht die Frankfurter Recension davon aus, daß wir vorläufig noch nicht von einem deutschen Geschmack, deutschen Gefühl reden können, daß aber der Unzer'sche Briefwechsel dazu dienen könne, dieses zu erzeugen. Ganz denselben Standpunkt nimmt U. in dieser Abhandlung ein. Er sagt, erst seit fünfzig Jahren hätten bei uns die schönen Wissenschaften Liebhaber gefunden, Kenner gebe es im deutschen Publicum noch nicht fünfzig oder sechzig. Eine Nation muß sich bestreben, den Ruhm des Geschmacks zu erlangen, sie muß dann wenigstens 1. aus schönen Geistern oder Männern von Geschmack, 2. aus Kennern, die Kenntnisse besitzen und vergleichend beurtheilen können, und aus Richtern bestehen, die im Stande sind, jede Art von Schönheit auf bestimmte Begriffe zurückzubringen und ihren Endursachen nachzuforschen. Gründliche Richter sind erst ein paar unter uns aufgestiegen. Es gibt unter dem deutschen Publicum eine noch sehr unsichtbare rechtgläubige Gemeinde, die nur den Dichter nennt, welcher Genie zeigt. Als ein Volk von Geschmack können die Deutschen noch lange nicht bezeichnet werden.

Wir Deutschen können nicht wie die Engländer und Franzosen national empfinden, weil die Verfassung von Deutschland das unmöglich macht. Es ist aber auch viel vorzüglicher, das Gefühl des Schönen möglichst wenig einzuschränken. Die Deutschen sind mehr zur Kritik als zum Witz angelegt. Wir sollen aber Werke des Genies statt der Kenntnisse schaffen. Besonders fehlen den Deutschen noch große dramatische Werke, Romane und ein großer satirischer Schriftsteller. Er nährt aber die zuversichtliche Hoffnung, daß den Deutschen eine classische Litteraturperiode bevorsteht und gibt die Bedingungen an, unter denen sie sich entfalten werde: ‚Goldene Zeiten weissage ich, wenn wir fortfahren, wie wir wirklich angefangen haben, über jeden Dichter der Nation frei zu urtheilen, seine Schönheiten zu zergliedern und seine Schwächen aufzudecken, den Geschmack für alles Schöne und gegen alles Seichte empfindlich zu machen und ihn mit dem Mark der vortrefflichsten Werke aller Nationen zu nähren. Zum voraus wünsche ich unsern Enkeln Glück dazu.‘ Im engern Anschluß an diese Abhandlung vom Geschmack stehen zwei kleinere Aufsätze: „Kurze Betrachtungen über verschiedene Gegenstände“ im Hannoverischen Magazin, Jahrg. 1772, Sp. 253—256 und 1773, Sp. 381—384 und „Gedanken über die Mittelmäßigkeit im Denken“ im Jahrg. 1772 der Gelehrten Braunschw. Anzeigen, Sp. 325—336. Können wir U. in Uebereinstimmung mit der Recension in den Frankfurter Anzeigen als den eigentlichen kühnen Verkünder der Anschauungen und des Princips der Geniezeit bezeichnen, so feiern auch jene Aufsätze Talent und Genie mit hohen Worten: ‚Nicht umsonst‘, sagt U. darin, ‚kann man das Talent den Hebel der intellectuarischen Welt nennen‘. ‚Man kannte bisher nur starke, große und schöne Geister. Laßt uns noch den reichen Geist hinzuthun, welcher Welten von Ideen schafft und diese Welten umfaßt, ohne auf irgend eine Güte derselben Rücksicht zu nehmen. Die größten dichterischen Genies sind solche Geister gewesen.‘

Als U. mit Mauvillon durch den Briefwechsel über den Werth einiger deutschen Dichter jenen kühnen und verwegenen Wurf gethan hatte, wurde er zwar von der Kritik sehr stark mitgenommen, aber er plante nicht nur eine Fortsetzung dieses Unternehmens, sondern die ehrende Anerkennung, die jene That zwar nur durch einzelne aber sehr gewichtige Stimmen fand, veranlaßte ihn, jenen Briefen alsbald eine weit verwegenere Schrift folgen zu lassen, die er mit stolzen, übermüthigen Worten einleitet, worin er seine Absicht ausspricht, die litterarische Kritik im Sinne eines Bel Esprit, gewissermaßen wie Gebäck zum Nachtisch aus den Studirzimmern der Gelehrten in die große Welt einzuführen. Dieses Gebäck, das unter dem Titel: „Devisen auf Deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler. Aus deutschen Dichtern gezogen“ (1772, 10 Bg.) auf den Markt der Oeffentlichkeit hinausgeschleudert wurde, enthält auf einseitig bedruckten Blättern nur Stimmen oder Urtheile über deutsche Künstler, Gelehrte und Dichter, von denen nicht zu leugnen ist, daß manche auf die betreffenden Personen sehr gut passen, während andere durch das Neckische überraschen. Dennoch war die gesammte Kritik mit gutem Grunde empört über eine so leichtfertige Behandlung eines sehr großen Theils der zeitgenössischen deutschen Dichter und Litteraten. Hatte ihn infolge der kritischen Briefe von verschiedenen Seiten ein scharfer Wind der Kritik angeweht, so erregten die Devisen einen wahren Sturm der Entrüstung. Zwar suchte U., der in so übermüthig herausfordernder Weise diese Sammlung in die Oeffentlichkeit gegeben hatte, die Urheberschaft sogar vor seinen nächsten Freunden zu leugnen und schob als Strohmann einen unauffindbaren ‚gewissen‘ Richers oder Richert in Ebeleben bei Sondershausen als angeblichen Verfasser vor, empfahl auch, als der einzige der dies that, die Devisen in mehreren Blättern. Aber sein Leugnen half ihm nicht. Zeitweise

waren selbst die treuesten und nachsichtigsten Freunde, ein Clamor Schmidt, Göckingk, Benzler gegen ihn verstimmt und das Bundesbuch des Halberstädter Dichterkreises, die ‚Büchse‘, brachte ein bitteres Epigramm auf U. und Mauvillon, der als Mitarbeiter an den Devisen galt.

Gegen das Ende seiner Tage trug U. sich noch mit verschiedenen litterarischen Plänen, um deren Ausführung er sich aufs äußerste mühte. So sollte erst schon 1772, dann ein Jahr darauf der erste Band eines ‚Magazins der Musen‘ erscheinen, aber es kam nicht dazu, auch bemühte er sich vergeblich, seinen Freund Göckingk zur Uebernahme dieses Magazins zu bestimmen. Er wollte auch über den Roman und einen Musterroman schreiben, doch blieb es bei dem Plane. Von seinen freigeistigen Schriften wurde ein Briefwechsel mit Diez sofort verboten. Seine zu Amsterdam bei Schröder gedruckten „Vermächtnisse für Zweifler“, nur zwei Druckbogen stark, erschienen in einer kleinen Auflage. Es ist uns aber nicht gelungen, ein Exemplar davon aufzutreiben.

Von gedruckten Quellen sind zu erwähnen: Zeitschrift d. Harzvereins 28 (1895), S. 117—252. — Mauvillons Briefwechsel. Deutschland 1801. — (Anna, Gräfin zu Stolb.-Wern.,) Briefe und Journale (von Gliedern des Hauses Stolb.-Wern.) als Handschr. gedruckt. Dresden 1882. — Klamer Schmidt, Leben und auserlesene Werke. 3 Bde. Tübingen 1827. — Herm. Uhde, H. A. O. Reichard's Selbstbiographie. Stuttgart 1877. — Von Handbüchern seien nur erwähnt: Jördens, Lex. deutscher Dichter u. Prosaisten V, 128—138. — Matthisson, Lyr. Anthologie IX, 221—236. — Von handschriftlichen Quellen sind außer einzelnen Nachrichten in archivalischen und bibliothekarischen Sammlungen zu Wernigerode verschiedene Briefe im Benzlerschen Nachlaß und in der Gleimstiftung zu Halberstadt und Göckingk's Briefe an Unzer sowie von diesem an jenen zu erwähnen.

Ed. Jacobs.

Uppendorf: Johannes U. Er war geboren im April 1645 in der schleswigschen Stadt Tondern, ward vorgebildet auf den lateinischen Schulen in Tondern und Flensburg und studirte dann auf den Universitäten in Rostock 1664 und Kiel von 1665 an. Hier ward er 1670 Magister philos. Nachdem er ein Jahr als Hauslehrer im Hause des Propsten Kenkel in Tondern gelebt, ward er als Rector der deutschen Schule 1670 nach Stockholm berufen, 1677 ging er in derselben Eigenschaft nach Riga. 1698 erging an ihn der Ruf als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen an die Universität Dorpat. Er hatte den Ruf angenommen, starb aber vor Antritt dieses Amtes am 4. September 1698. Von ihm ist eine ganze Reihe lateinischer Dissertationen. „De usu sacrae philologiae hebr. in theologia“ (Kil. 1668); „De signo crucis“ (Kil. 1670). Seine Magisterdissertation handelte de Levit. XVII, 4 (ib. 1670). „Ἄσκημα philol. contra abusum philologiae hebr. in theologia polemica“ (ib. 1676) u. s. w. Auch verfaßte er „Schematismus Geographicus universi Orbis, tam antiqui, quam recentioris, partes earumque terminos, regna, regiones, comitatus, urbes, insulas, fluvios et montes etc.“ 1687. In deutscher Sprache erschien von ihm ein Drama „Androphilus“.

Cf. Molleri Cimbria litterata. Havniae 1744, I, 707.

Carstens.

Urach: Herzog Wilhelm von U., Graf von Württemberg, wurde als Sohn des Herzogs Wilhelm von Württemberg, Bruders des Königs Friedrich von Württemberg, und der Wilhelmine geb. Burggräfin Rhodis von Tundersfeld am 6. Juli 1810 zu Stuttgart geboren. Er erhielt seine erste Erziehung im geistig angeregten elterlichen Hause und kam im J. 1819 mit seinem älteren Bruder Graf Alexander, dem bekannten Dichter, zu vierjährigem Aufenthalt ins

Fellenberg'sche Institut Hofwyl bei Bern. Ins elterliche Haus nach Stuttgart zurückgekehrt wurde er in seinem achtzehnten Lebensjahre zum Hauptmann in der reitenden Artillerie ernannt, im J. 1835 zum Major, 1837 zum Oberst und Commandanten der Artillerie befördert. Als im J. 1848 Württemberg eine Feldbrigade zum Ausmarsch nach Schleswig-Holstein als Theil einer combinirten Division der süddeutschen Staaten unter dem Commando des Generallieutenant v. Miller bestimmte, wurde dieselbe dem Grafen, der seit 1841 als Generalmajor eine Infanteriebrigade commandirte, unterstellt. Der Waffenstillstand von Malmoe traf die Brigade in Altona und Umgebung und verhinderte deren Eintreten in die eigentliche Action. Der größere Theil derselben mit ihrem Führer — mit Ausnahme Eines Bataillons, das in Schleswig blieb — wurde zur Beobachtung gegen die Freischaren im badischen Oberland, speciell im Seekreis verwendet, aber schon Ende Juli, ohne zu ernstlicher Thätigkeit gelangt zu sein, nach Württemberg zurückgenommen. Graf W. wurde im J. 1855 zum Generallieutenant, 1857 zugleich zum Gouverneur von Ulm ernannt. Das Jahr 1867 brachte ihm die Beförderung zum General der Infanterie und die Standeserhöhung zum Herzog von Urach unter Beibehaltung der Grafenwürde von Württemberg. Im J. 1862 trat er zur katholischen Confession über.

Herzog Wilhelm's Lieblingswaffe war und blieb die Artillerie. Er galt als hervorragender Mathematiker und Officier seiner Waffe und machte auch einige Erfindungen, namentlich in der Laffettirung der Geschütze. Hier versuchte er den Gedanken, die bei fester Verbindung des Rohrs mit der Laffette beim Abfeuern des Geschützes verursachte heftige Stoßwirkung durch Pendelschwingung geringer zu machen, mittels Aufhängen des Rohrs in beweglichen Brillen zu verwirklichen. Dem universell gebildeten und überaus thätigen Geiste des Herzogs genügte während der langen Friedenszeit die Thätigkeit im militärischen Berufe nicht. Kunst und Wissenschaft, speciell Naturwissenschaften, Kunstgeschichte, Alterthumskunde trafen bei ihm auf reges Interesse, das er durch größere Reisen, Mitgründung und fortgesetzte Förderung des württembergischen Alterthumsvereins (1843) und des Vereins für vaterländische Naturkunde (1844) wie durch wiederholte Uebernahme des Präsidiums bei Versammlungen des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine bethätigte. Seinen Kunstsinn erwies er unter Anderen durch die in den Jahren 1840 und 1841 auf der Stelle der längst völlig zerfallenen Burg Lichtenstein (berühmt durch Wilhelm Hauff's gleichnamigen Roman) erfolgte Erbauung des Schlosses Lichtenstein. Dorthin rettete er auch eine beträchtliche Anzahl von den Bildwerken des in herrlichem Renaissancestil erbauten Stuttgarter Lusthauses, das im J. 1844 abgerissen wurde, um dem jetzigen königlichen Hoftheater Platz zu machen. (Vgl. C. Walcher, Die Sculpturen auf dem Schloß Lichtenstein. Stuttgart 1886, Sep. Abd. aus den Württ. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte.) Die Ehrenmitgliedschaft zahlreicher wissenschaftlicher Vereine, sowie die Würde eines Ehrendoctors der philosophischen Facultät der Universität Tübingen (1845) brachten die wohlverdiente Anerkennung wissenschaftlichen Strebens, als dessen litterarische Früchte zu nennen sind: „Wegweiser durch sämmtliche Malerschulen und Gemäldesammlungen v. W. W.", 1. (und einz.) Bd. Stuttgart 1846 (als Manuscript gedruckt); „Graphisch-archäologische Vergleichungen", im Correspondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine, Jahrgang 9, 1861, und aus dem Gebiete der Naturwissenschaften: „Aufklärende Worte über Wetterprophezeihung von W. W." Stuttgart 1846, in einer Ueberarbeitung als Manuscript gedruckt unter dem Titel „Betrachtung über das Wetter und seine Propheten" (1858?). Anonym erschienen im J. 1852 „Politische Skizzen über Deutschland und Württemberg aus der Mappe eines Conservativen". Als Manuscript gedruckt. Erste (einzige)

Abtheilung. Stuttgart, ohne Jahresangabe. — Graf Wilhelm vermählte sich den 8. Februar 1841 mit der Prinzessin Theodolinde v. Leuchtenberg, aus welcher Ehe ihm vier Töchter geboren wurden, von welchen nur zwei den Vater überlebten. Im J. 1857 Wittwer geworden, vermählte er sich am 16. Februar 1863 zum zweiten Male mit Florestine Prinzessin von Monaco, welche ihm zwei Söhne schenkte, von denen der ältere Wilhelm, Herzog v. U., Graf v. Württemberg, Durchlaucht jetzt Hauptmann beim Generalstab des XIII. (königl. württ.) Armeecorps, der zweite Fürst Karl v. U., Graf v. Württemberg, Rittmeister à la suite des Ulanenregiments König Karl (1. württemb.) Nr. 19 als erfolgreicher Reisender und Naturforscher bekannt geworden ist. — Nachdem Herzog W. im J. 1867 von einem Schlaganfall getroffen vergeblich Heilung im südlichen Klima und im Wildbad im Schwarzwald gesucht hatte, erlag er am 16. Juli 1869 auf seinem Schlosse Lichtenstein einem erneuten Anfall, wegen seines liebenswürdigen Wesens von allen Kreisen der Bevölkerung betrauert.

Vgl. Denkschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Württ. Alterthumsvereins, Stuttgart 1893, S. 20, wo sich auch sein Bild findet. — Strack v. Weißenbach, Geschichte der königl. Württ. Artillerie. Stuttgart 1882 S. 305 ff. — Pfister, Denkwürdigkeiten aus der württ. Kriegsgeschichte. Stuttgart 1868. S. 462 ff. Friedrich Wintterlin.

Urbach. — Mit den Worten 'Rex pacificus', beginnt eine mittelalterliche Darstellung des schriftlich-kanonischen Proceßverfahrens, welche wissenschaftlich im wesentlichen auf dem Standpunkt des Joh. Andreae steht, daneben aber die deutsche Praxis häufig berücksichtigt; das Werk ist klar geschrieben, sparsam in Citaten, reich an brauchbaren Formularen und hat infolgedessen weite Verbreitung gefunden. Zunächst muß es sehr oft abgeschrieben worden sein, nach zahlreichen erhaltenen Handschriften zu schließen; sodann wurde es mehrfach gedruckt, allein elfmal in verschiedenen Ausgaben des liber plurimorum tractatuum, sodann mit einem Commentar des Leipziger Ordinarius Eberhausen (s. A. D. B. V, 572) zu Leipzig 1489, schließlich häufig unter dem Namen, wohl auch unter den Werken des bekannten italienischen Kanonisten Nicolaus de Tudeschis, gen. Panormitanus. Jedoch rührt es nicht von diesem her, ebensowenig wie von dem Deutschen Joh. v. Auerbach oder Aurbach (s. A. D. B. I, 688), dem es wohl auch zugeschrieben wurde; vielmehr ist es um 1405 zu Erfurt verfaßt von einem Decr. Dr. Johannes Urbach. Das gegen Stintzing nachgewiesen zu haben ist das Verdienst von Th. Muther, der dann auch Urbach's Processus judicii zum letzten Male, Halle 1873, herausgegeben hat; dagegen ist es selbst Muther's Forschungen nicht gelungen, irgend etwas Weiteres über die Persönlichkeit dieses U. ans Licht zu ziehen, von dem wir auch andere Schriften nicht kennen.

v. Stintzing, Litteratur des röm.-kanonischen Rechts in Deutschland, S. 239 f. — Muther, i. d. Zeitschrift für Rechtsgeschichte 6, 214 f. und 8, 123 f. sowie in der Praefatio zu der genannten Ausgabe. — Bethmann-Hollweg, Der Civilproceß des gem. Rechts in geschichtl. Entwicklung 6, 1, 260 f. — v. Schulte, Gesch. der Quellen und der Litteratur des kan. Rechts 2, 301 f. — v. Stintzing, Gesch. d. deutsch. Rechtswissenschaft 1, 32. — Endlich abschließend: Th. Muther, Johannes Urbach, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet und herausg. von E. Landsberg (Nr. XIII der von Gierke herausgegebenen 'Untersuchungen zu deutschen Staats- und Rechtsgeschichte') Breslau 1882. Ernst Landsberg.

Urban: Heinrich U. (Urbanus). In Erfurt 1494 als Henricus Fastnacht de Urba (Orb b. Gelnhausen) immatriculirt, hat er die akademischen Grade eines Baccalaureus und Magisters erst 1509 und 1510 in Leipzig erworben. Wenn auch in Erfurt schon Schüler des Mutianus Rufus, trat er doch mit diesem erst etwa

1505 als Oeconomus des Cistercienserklosters Georgenthal in nähere Verbindung. Diesem Verkehr verdanken wir den größten Theil der uns erhaltenen Briefe des Mutianus, die uns einen tiefen Einblick nicht nur in die äußeren Lebensverhältnisse dieses Altvaters des thüringischen Humanismus, sondern auch in seine Denkweise und in alles, was ihn bewegte, gewähren. U., der vorher sich nicht über die Durchschnittsbildung der Geistlichen der Zeit erhoben hatte, wurde durch Mutian dem Humanismus gewonnen und bildete, als er, von Leipzig zurückgekehrt, Verwalter des Georgenthaler Hofes in Erfurt geworden war, das Bindeglied zwischen den Erfurter Universitätskreisen und Mutian in Gotha. Litterarisch ist er nicht hervorgetreten. In sittlicher Beziehung glich er andern Mönchen seiner Zeit, er stand in dem Verdachte verbotenen Umganges mit einer Nonne des Kreuzklosters in Gotha. Er lebte noch 1539.

K. Krause, Briefwechsel des Mutianus Rufus, Einleitung, und Eobanus Hessus passim. Gustav Bauch.

Urban: Julius U., Tondichter. Geboren zu München am 30. April 1825, erhielt derselbe zwar frühzeitig im Clavierspiel gründlichen Unterricht, welcher jedoch nach dem schon am 28. Februar 1833 erfolgten Tode seines Vaters, des berühmten Schauspielers Wilhelm U. (s. u.) unterbrochen wurde, da die mit acht Kindern hinterlassene Wittwe keine Mittel für Lehrer aufzuwenden vermochte. Der Knabe durchlief die Schulen und half sich selbst weiter so gut es ging, studirte die Harmonielehre unter der Leitung des Professor Andreas Wohlmuth (starb am 31. December 1884), bis der Capellmeister Joseph Hartmann Stuntz den talentvollen feurigen Jüngling in seine eiserne Lehre nahm. Später unterwies ihn Professor Christian Wanner († am 12. Januar 1874) im Clavierspiel. Seine Kenntnisse und Fähigkeiten verwerthete U. im Ertheilen von Unterricht und behielt, trotz der ermüdenden Tagesarbeit, noch Kraft und Muth genug, um eigene Werke zu schaffen. Die Lust und Liebe der Jugend glüht durch solche Hemmnisse nur höher auf, weiß alle Mühsale zu überwinden und wagt sich deshalb mit jubelndem Uebermuthe an die höchsten und schwersten Probleme. Auch die Dichtkunst wurde eifrig gepflegt; eine Zeit lang rangen die beiden Schwesterkünste gleichsam um den Vorrang, welcher schließlich doch wieder der Musik zufiel. Anfangs 1848 trat U. für Wilhelm Speidel in eine Familie zu Thann (Elsaß), aber nur zu bald endete der Ausbruch der „Revolution" die erfreuliche Thätigkeit, da seine Schüler für die Pflege der heitern Künste des Friedens keine Zeit fanden. U. eilte nach München zurück und vergrub sich in einer Fülle von Schöpfungen und Compositionen, so daß schon am 30. April 1849 der kaum vierundzwanzig Jahre zählende Tondichter mit einem großen Instrumental- und Vocalconcert vor das Publicum zu treten wagte, wobei nur eigene Werke, eine Symphonie (aus D-dur), eine Cantate (Nacht und Morgen), zwei Lieder mit Clavierbegleitung und eine Ouvertüre zur Aufführung gelangten. Der theilnehmende Beifall des Auditoriums wuchs von Nummer zu Nummer; man rühmte den Fleiß und den kühnen Muth des jungen Mannes, der als Autodidakt mühsam und unter zahlreichen Hindernissen sich emporarbeiten mußte; ebenso wurde das entschieden schöpferische Talent, die Originalität und geschickte Verarbeitung der Ideen und Melodien und die gründliche Bekanntschaft mit den großen Meistern anerkannt — schwerwiegende Vorzüge, wogegen die allen Erstlingsarbeiten anhaftenden formellen Mängel nicht in Betracht kamen (Nr. 129 „Allgem. Ztg." vom 9. Mai 1849). Nach einem so ermuthigenden Beginnen folgten zwei Decennien voll glücklicher Thätigkeit: U. leitete den damals frisch erblühenden „Künstler-Sänger-Verein", welcher zum fröhlichen Gedeihen der schönen, unvergeßlichen Maifeste immer eine dankenswerthe Folie bot. Hier bildete U. die für seine Compositionen geeigneten Kräfte

welche ebenso bereitwillig die zahlreichen Lieder wie die heiteren, musikalischen Einfälle ihres Dirigenten mit Lust und Liebe executirten. So componirte U. den nachmals auch in Druck edirten und mit einer Vignette von Moriz v. Schwind ausgestatteten „Festmarsch“ zum Rubensfeste (1857); er lieferte die Introduction zu der Grundsteinlegung der neuen Maximiliansbrücke, womit im J. 1858 die siebente Säcularfeier des Bestehens der bairischen Hauptstadt inaugurirt wurde, ebenso den Chorgesang zur Eröffnung der berühmten Kunstausstellung desselben Jahres (Nr. 204 „Neueste Nachrichten“ vom 23. Juli 1858); er leitete den ganzen Cyclus von musikalischen Ovationen, womit die letzte Anwesenheit des großen Cornelius zu München im Juni 1861 den rechten Hintergrund gewann. Die Leistungen des „Künstler-Sänger-Vereins“ werden sicherlich noch ihren Historiker finden; U. aber war der Zauberer, welcher mit seinem Stabe die Begeisterung schürte, nährte und leitete — letzteres mit einer Strenge und Pflichtbeflissenheit, welche jeden Dilettantismus verbannte und an die betreffenden Forderungen stellte, welche freilich nicht jedem behagten. Mit der unvermeidlichen Aenderung des Materials, als der Spiritus allmählich verflog und bloß das gemüthliche Moment der Unterhaltung in den Vordergrund rückte, legte U. seine Stelle nieder. Die Genossenschaft ehrte seine Verdienste durch Uebergabe einer Dankadresse und eines köstlichen Albums, in welchem die treuen Freunde durch Handzeichnungen und Skizzen dem Scheidenden ein Zeichen der Erinnerung boten. Das waren für U. die glücklichsten Jahre, in welchen bei fortgesetztem Schaffen seine Werke entstanden, darunter eine zweite Symphonie, eine große Oper „Die Guerillas“ (Text von Hermann Schmid), eine andere „Die letzten Tage von Pompeji“ (in drei Acten), ein komisches Singspiel „Der dumme Peter“ (in drei Aufzügen), das „Schwabenmädle“ (Liederspiel in einem Aufzug) und viele andere Gelegenheitscompositionen, wie Quartette, Lieder, Chöre und Tänze. Da sich andere Orchester, Bühnen und Fachgenossen meist ablehnend dagegen verhielten, beschloß U. seine die „Rückkehr des Odysseus“ betitelte Cantate unter eigener Direction (am 9. Mai 1860) im großen Saal des Odeon aufzuführen und zwar mit einem glänzenden, freilich ohne weitere Folgen bleibenden succès d'estime. Trotz der vorsichtig ablehnenden Kritik (im Abendblatt 114 der „Neuen Münchener Ztg.“ vom 12. Mai 1860) ging U. an eine neue symphonische Schöpfung „Frithjof“, welche indessen nur theilweise zur Aufführung kam, wobei sich das Publicum aber still und schweigend verhielt, so daß der tief betroffene Dichtercomponist fortan jedes weitere Hinaustreten in die Oeffentlichkeit vermied. Dafür gedachte U. ernstlich auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung weiter zu schreiten.

Er schrieb ein Märchen „Schneewittchen“, welches wohl für eine spätere musikalische Inscenirung berechnet war, dann die Lustspiele „Eine Stunde vor der Trauung“ und das „Familienfest“, ebenso ein fünfactiges Schauspiel „Adeline oder Provinz und Residenz“. Vergebens bot er allen Scharfsinn auf um seine Werke anonym vor die rechte Schmiede zu bringen; mit erfinderischer List ersann er allerlei Winkelzüge, die betreffenden Bühnenleiter und kritischen Regisseure über die wahre Autorschaft zu täuschen; die Manuscripte folgten auf weiten Umwegen abgelehnt zurück. Es fehlte immer an plastischer Gestaltungskraft und Bühnenkenntniß, auch verrieth die Kindlichkeit der meist in gebundener Form stolzirenden Rede den ganzen Dilettantismus eines Autodidakten, welcher, statt seine Kräfte zu concentriren, gern auf fremde Gebiete hinüberschweifte. U. naschte bei Strauß und Schopenhauer, klügelte über dringliche Reformen im Gebiete der Heilkunst, vertiefte sich auch in diplomatische Fragen und setzte kühn manches Memoire darüber auf, wie denn auch beim Ausbruch des Bruderkampfes im J. 1866 — die „Allgemeine Zeitung“ in Augsburg veröffentlichte über dergleichen Insinuationen

zum Ausgleich einige überraschende Proben, was z. B. die deutsche Jugend zum endgültigen Friedensabschluß zu leisten habe — und ebenso bei Beginn des deutschen Krieges 1870, wo die gerade nicht unglaubliche Rede ging, U. habe den obersten Kriegsherren erhebliche Winke gegeben, wie der ganze Handel glorreich und auf kürzestem Wege beendet werden könne. — Infolge vieler gescheiterten Hoffnungen schloß sich U. nur um so schroffer gegen die umgebende Welt ab und zog sich in sein Inneres zurück. Er strebte und arbeitete noch rastlos, wieder ganz der Pflege seiner Kunst zugewendet, aber weniger freudig. Die Lust war ihm vergällt. So lange Einer noch diesseits der möglichen Lebenshälfte steht, treibt die schaffende Kraft vergnüglich mit hoffender Zuversicht weiter; ist aber die Polhöhe resultatlos überschritten, so erlahmt der willigsten Phantasie nur allzuleicht der Flügelschlag. Dazu trat auch die Existenzfrage ernstlicher heran. U. bewarb sich ein paar Mal um eine Dirigenten- und Capellmeisterstelle, leider vergeblich, trotz eines hohen Protectors, welcher das edle Streben und den untadeligen Charakter des Petenten achtete und schätzte: erst schob ein kluger Pastor, im entscheidenden Momente die Orthodoxie des Componisten bekrittelnd, eine geschmeidigere Persönlichkeit vor, dann sprang ein anderer collegialer Neid dazwischen. Urban's Schicksale ganz wahrheitsgemäß verarbeitet, hätten den besten Stoff zu einem Roman gegeben, welcher etwa den Titel führen müßte: „Wie es einem ehrlichen Deutschen ergehen kann“ oder ein echtes „Dichter- und Componistenleben“. Der durch solche Erfahrungen niedergebeugte Künstler hielt sich fürder von allen Wettbewerbungen mit jüngeren Kräften zurück, selbst wenn ihre Leistungen im Vergleich mit den seinen einzig noch im Tintenfasse schliefen. So blieb ihm die neidlose Thätigkeit eines Privatlehrers mit ihrer stolzen Freiheit, mit ihren Leiden und Freuden. Hatte er tagsüber im Kampf ums Dasein mit schwerfingerigen Schülern verklimpert, „Stunden“ und theoretischen Unterricht ertheilt, so durfte der müde in sein stilles, leeres Heim Rückkehrende kaum auf einen Besuch der Muse rechnen. Zwar glückte ihm noch eine „Bunte Reihe kleinerer und größerer Clavierstücke“, wovon aber nur drei, „Abendläuten“, ein „Hochzeitsmarsch“ und „Wiegenlied“ (Verlag des Verfassers) im Druck erschienen; auch entstand allerlei „Kammermusik“ (1867), viele Sonaten (1873) und Lieder, darunter die unpraktischerweise im Selbstverlag edirten „Frühlingsnacht“, der „Einsame“ und „Nachklang“. „Zwei Lieder ohne Worte“ und ein „Capriccio in H-moll“ erschienen bei Jos. Aibl. U. verzweifelte, in der jetzt hochgehenden musikalischen Richtung durchzudringen. Kein principieller Gegner der damals auftauchenden „Zukunftsmusik“ und dieselbe vom Standpunkte des Historikers objectiv betrachtend, hatte er doch von Jugend auf andere Sterne kennen gelernt als die gerade am musikalischen Himmel funkelnden Lichter. U. baute auf die Nachwelt, welche vielleicht freundlicher über ihn urtheilen werde. So schloß er seine besten Sachen in ein stattliches Kofferchen mit der ausgesprochenen Absicht, dasselbe erst nach zwei Decennien wieder öffnen zu lassen. Schon längst hatte er sich von seinen Freunden eigensinnig zurückgezogen. Der Tod einer theueren Schwester (1876) vereinsamte ihn noch mehr. Eine unüberwindliche Melancholie, im Zusammenhange mit einem lästigen Magenübel, gewann die Oberhand. Wenn er die Vergangenheit überdachte — ein Schaffen ohne Erfolg, Arbeit ohne Gewinn, so rauschten wohl schwarze Ahnungen um sein Haupt. Nur die Erhabenheit und Schönheit der Natur, wofür er immer ein offenes, empfängliches Auge besaß — freilich nur eines, denn das andere hatte er schon früher durch einen unglücklichen Stoß verloren — der Genuß der größten Meisterwerke der Tonkunst und der Gedankenaustausch mit seinen in der Ferne lebenden Schwestern, das erhellte sein Leben mit einigem Freudenscheine. Schon im Herbste des Jahres 1878 dämmerte der Plan herauf, demselben ein Ende

zu setzen. Er brachte Alles in musterhafte Ordnung, bis ins Kleinste. Materielle Sorgen quälten ihn nicht, seine Existenz war bei seinem äußersten Verzicht auf weitere Ansprüche eine hinreichend ergiebige gewesen. Die Katastrophe beschleunigte jedoch ein plötzlicher Irrwahn: er hielt sich eines ungeheuren Verbrechens angeklagt, eine riesenmäßige Verläumdung, welche ihn unschuldigerweise zum Geächteten machte, schwirrte um sein Haupt, zog auf ihn die Augen der Welt. Rath- und hülflos dagegen, schrieb er ein wirres Lebewohl für einen treuen Freund nieder, dem er den Vollzug seiner letzten Wünsche anvertraute, dann verließ er am 19. November 1879 spät Abends leicht gekleidet die Wohnung und suchte, obwol sonst ein tüchtiger Schwimmer, Hülfe und Rettung in jenem Element, welches er mit seinen Liedern und Dichtungen nur zu gern besungen und gefeiert hatte. Auf seinem Clavier lag Beethoven's 32. Sonate in Es-dur aufgeschlagen. Ihre Klänge waren sein letzter Trost. Seine Leiche wurde nach einigen Tagen von der Isar bei Freimann angeschwemmt und im kleinen Dorfkirchhofe daselbst, wo schon manches Unglück zur letzten Ruhe kam, in aller Stille begraben. Kein Lied klang über die Scholle, darunter U. gebettet ruht, der doch unzählige Mal seinen Freunden und Bekannten den letzten Abschiedsgruß ertönen ließ.

Eine Schwester des Componisten, Thekla Louise U., heirathete den Redacteur des „Nürnberger Correspondent“ Dr. Friedrich Mayer; sie überlebte ihren Gatten und starb, 73 Jahre alt, am 5. November 1890 zu Nürnberg. Sie hatte sich mit charitativen Bestrebungen für die Verwundeten des deutsch-französischen Krieges namhaft hervorgethan und wurde darob mit dem königlich bairischen Verdienstkreuz für die Jahre 1870—71 und dem königlich preußischen Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen ausgezeichnet.

Vgl. Beil. 354 „Allg. Ztg.“ vom 20. December 1879.

Hyac. Holland.

Urban: Karl Freiherr v. U., k. k. Feldmarschalllieutenant, geboren in Krakau am 31. August 1802, † zu Brünn am 1. Januar 1877. Als Sohn eines Hauptmann-Rechnungsführers erhielt U. seine militärische Erziehung in der Olmützer Cadetencompagnie. Am 1. November 1815 wurde er zum 29. Infanterieregimente assentirt, machte mit diesem 1821 den Feldzug in Piemont als Cadetcorporal mit, erhielt in der Schlacht bei Novara am 8. April die Feuertaufe und wurde 1823 Fähnrich. Gelegentlich seiner Ernennung zum Unterlieutenant im J. 1828 in das 59. Infanterieregiment übersetzt, diente U. daselbst bis zu seiner am 22. April 1844 erfolgten Beförderung zum Major im 13. Grenzinfanterieregimente. U. stand während dieser Zeit in den verschiedensten Dienstesverwendungen, welche er namentlich seinen gediegenen Kenntnissen und seiner außerordentlichen Verwendbarkeit zu danken hatte; bis zum Jahre 1835 Divisions- und Militärcommandoadjutant in Mähren und Schlesien, bekleidete er dann den Posten als Vorstand und Lehrer an der Regimentscadetenschule, wurde in den Jahren 1837—1839 bei der Militäraufnahme des Innthales verwendet, im J. 1843 zum Adlatus des Generalcommandoadjutanten im Banat und 1845 zum Generalcommandoadjutanten daselbst ernannt. Am 4. Juni 1847 zum Oberstlieutenant befördert, wurde U. am 1. October desselben Jahres zum 2. Romanengrenzregimente übersetzt, woselbst er am 1. December 1848 zum Oberst vorrückte und bis zu seiner Ernennung zum Generalmajor am 4. Juni 1850 verblieb. Die größten Verdienste erwarb sich U. im Feldzuge 1848—49 in Siebenbürgen. Als im J. 1848 den Truppen der Eid auf die ungarische Verfassung anbefohlen und die Rekrutirung zu Gunsten der Honvedbataillone mit Militärassistenz unterstützt wurde, war es U., welcher die Absichten des ungarischen Ministeriums durchschauend als Interimscommandant

statt des erkrankten Obersten Jovic die 44 Regimentsgemeinden des 2. Romanengrenzregimentes in die Stabsstation Naszod zusammenberief, sich durch eine Denkschrift vom ungarischen Kriegsministerium lossagte und energisch die Recrutirung für die Honvéd zu hintertreiben wußte. Diesen Erfolgen hatte er es zu danken, daß er im October, wenngleich nicht der rangälteste Officier im Lande, zum Commandanten im Norden Siebenbürgens bestimmt wurde. U. rückte mit seinen Truppen nach Szász-Régen und lenkte hier die Aufmerksamkeit der bei Vásárhely versammelten Szekler auf sich; die Feindseligkeiten wurden am 22. October eröffnet, am 31. October fand ein hitziges Recognoscirungsgefecht bei Vaida-Szt. Iván statt; U. zog sich hierauf gegen Wallendorf zurück, um die Brigade Wardener zu erwarten. Als Avantgarde derselben nahm er Deés ein, besetzte Szamos-Ujvár und trieb von diesen beiden Städten eine Contribution von 28 000 fl. ein; hier kam es am 13. November zu einem hitzigen Gefechte mit den Insurgenten unter Baldacci, welche, obwol viermal stärker, von U. zurückgeschlagen wurden. Nun folgte am 18. November die Eroberung von Klausenburg, die abermalige Einnahme von Deés, und die Kämpfe am Csúcsapaß. Nach Urban's forcirtem Marsche über die Mezöseg kam es in den ersten Januartagen 1849 zu den Gefechten bei Szeretfalva, Bistritz, am Tihozapaß und bei Vátra-Dorna, durch welche ihm ein möglichst geordneter Rückzug in die Bukowina gelang. — Das 2. Romanenregiment hatte sich auf diesem Rückzuge ganz zerstreut, und U. wurde nun bei Pojana-Stampi auf Cordon zur Sicherung der Bukowinaer Grenze gestellt. Von hier aus unternahm er am 5. Januar mit 3 Divisionen (Sivkovich, Erzh. Karl Ferdinand und 2. Bukowinaer Cordonbataillon) den gefährlichen und äußerst beschwerlichen Marsch nach Siebenbürgen um die Szekler bei Moroszeny zu überrumpeln, was ihm am 6. Januar auch vollständig gelang; der Ueberfall der Vorposten war so wohl organisirt, daß nur mit der blanken Waffe gekämpft wurde; der Commandant, 11 Officiere, 3 Infanteriecompagnien und 44 Husaren, sowie die Artilleriebedienungsmannschaft wurden gefangen, 1 Fahne, 2 Kanonen, 2 Munitionswagen mit Munition und Waffen, 74 Pferde und die ganze Bagage erbeutet. Für diese Heldenthat wurde U. in der 153. Promotion vom 29. Juli 1849 das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens, sowie am 18. Januar 1851 statutenmäßig der Freiherrnstand verliehen, nachdem er schon im März 1849 für seine hervorragenden Waffenthaten mit dem Ritterkreuze des Leopoldordens mit der Kriegsdecoration ausgezeichnet worden war. Nach Beendigung des Feldzuges war U. über ein Jahr hindurch Militärdistrictscommandant in Siebenbürgen, wurde im Jahre 1853 zum Adlatus des Gensdarmeriecommandanten und am 30. September 1857 zum Feldmarschallieutenant befördert. Im Feldzuge 1859 befehligte er eine Infanterietruppendivision und machte das Treffen bei Montebello am 20. Mai, die Gefechte bei Varese (26. Mai), S. Fermo und Como (27. Mai), die Beschießung von Varese am 31. Mai und das Gefecht bei Castenedolo am 15. Juni mit; für sein Verhalten im Treffen von Montebello wurde U. am 2. Juni mit dem Ausdrucke der Allerhöchsten Zufriedenheit ausgezeichnet. Am 16. Juni mit dem Festungscommando in Verona provisorisch betraut, wurde er im September als Divisionär zum 4. Armeecorps nach Brünn versetzt und am 1. Februar 1862 dem Landesgeneralcommando für Mähren und Schlesien zugetheilt, welchen Posten er bis zu der am 1. Mai 1865 erfolgten Versetzung in den Ruhestand inne hatte. FML. Freiherr v. U. beendete sein thatenreiches Leben am 1. Januar 1877 in Brünn leider durch Selbstmord. Seit 1831 mit der im J. 1871 verstorbenen Anna Staff verheirathet, hinterließ er drei Söhne, von denen die zwei älteren in der österreichischen Armee dienten; im J. 1873 hatte er sich zum zweitenmale mit Emilie Stubenvoll vermählt.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Acten der Fachrechnungsabth. des k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden und seine Mitglieder, Band II und III. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, Band 49. Pallua-Gall.

Urban: Wilhelm U., Schauspieler, wurde im J. 1795 zu München geboren. Am 28. November 1813 trat er zum ersten Mal als „Fridolin“ in dem gleichnamigen Schauspiel Holbein's in einer größeren Rolle auf der Hofbühne seiner Vaterstadt auf, der er seit dem folgenden Jahre bis zu seinem am 28. Februar 1833 erfolgten Tode als eines ihrer besten Mitglieder angehörte. Obwol er nur klein von Gestalt war, so entzückte er doch als jugendlicher Liebhaber durch seine lebhaften, schwarzen Augen und durch seine reine, melodische Stimme. Er besaß einen entschiedenen Sinn für das Große, und zeichnete sich durch künstlerischen Ernst, große Innigkeit und Feinheit der Auffassung aus. Unter anderen spielte er die Titelrolle in Goethe's „Tasso“ und „Faust“, sowie den Pylades in der „Iphigenie“, ferner den Bassanio in Shakespeare's „Kaufmann von Venedig“, vor allem aber glänzte er als „Hamlet“, dessen Monolog im dritten Acte er unübertrefflich gesprochen haben soll. Häufige Gastspiele, z. B. in Berlin (1817), Wien (1823) und Hamburg machten seinen Namen auch außerhalb Münchens berühmt, doch scheint er den Wienern nach den Aufzeichnungen in Costenoble's Tagebüchern wenig gefallen zu haben. U. hat sich auch als Dichter versucht. Er schrieb ein „Dramatisches Phantasiegemälde“ in einem Act unter dem Titel: „Das erwachte Gewissen“, das in Berlin am 12. Juli 1817 mit Musik von Lindpaintner aufgeführt wurde, und lieferte eine freie Bearbeitung von Shakespeare's „Komödie der Irrungen“, die im J. 1832 über die Münchener Bühne ging.

Vgl. K. Herloßsohn, H. Marggraff u. A., Allgemeines Theaterlexikon. Neue Ausgabe. VI, 151. Altenburg und Leipzig 1846. — F. Grandaur, Chronik des kgl. Hof- und Nationaltheaters in München. München 1878. (Register). — C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818—1837. Wien 1889. Bd. 1 und 2 (Register). — C. Schäffer und C. Hartmann, Die kgl. Theater in Berlin. Berlin 1886. S. 26, 122, 166. H. A. Lier.

Urenheimer: Der U., Spruchdichter des ausgehenden dreizehnten Jahrhunderts. Sein Name läßt vermuthen, daß er aus der Gegend von Gunzenhausen stammte; auch der Reim jeit (jaget): breit stimmt am besten zu bairischer Herkunft und rückt einige schwäbische und elsässische Orte, an die man denken könnte, abseits. Sicherlich haben wir diesen Poeten in keinem Adelsgeschlecht zu suchen. Seine drei Sprüche zeigen sprachlich keinerlei sicher mitteldeutsche Elemente: doch läßt sowol seine Aufnahme in die Jenaer Handschrift wie der Held seiner Lobstrophe, Graf Otto von Anhalt (entweder der ältere Otto der Aschersleber Linie, der ca. 1271 großjährig wurde und vielleicht 1304 starb, oder sein gleichnamiger Sohn, † 1315/6) keinen Zweifel, daß der U. in Norddeutschland geweilt hat und bekannt war. Dem entspricht es, wenn er sich in diesem Lobspruch der gerade in Mittel- und Norddeutschland besonders florierenden Manier bedient, den Namen des Gefeierten wortspielend auszudeuten. Der ganz enge Gesichtskreis des U. reicht nicht hinaus über die typische Belobung des Freigebigen, Schelte des Bösen, Tadel des Herren, der die Eule dem Falken, den Lecker dem rechten Meister vorzieht. Hervorzuheben ist des Dichters künstliche, reimreiche und gut gehandhabte Strophenform, die im Bunde mit der flüssigen, etwas zu eintönigem Parallelismus neigenden Sprache die bessere oberdeutsche Schulung des Meisters bestätigt. Die Notenlinien für den Ton sind in der Jenaer Handschrift leider unausgefüllt geblieben.

v. d. Hagens Minnesänger III, 38—39; IV, 712. Roethe.

Urff: Georg Ludwig von und zu U., landgräflich hessen-kasselscher Generallieutenant, war am 13. Juni 1698 auf dem Familiengute Niederurff bei Zimmersrode in der preußischen Provinz Hessen-Nassau geboren. Die Nachrichten über seine militärische Dienstzeit beginnen erst mit dem Jahre 1753, in welchem er als Oberst des Leib-Dragoner-Regiments zu Homberg in Garnison stand, 1754 ward er Commandeur des Regiments Gens d'Armes in Kassel. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach war er Generalmajor, als solcher focht er am 26. Juli 1757 in der Schlacht bei Hastenbeck. Die Ordre de bataille vom December 1757 des unter dem Oberbefehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig stehenden verbündeten Heeres, in dessen Reihen U. an den Feldzügen der beiden nächsten Jahre rühmlichen Antheil nahm, führt ihn als Commandeur der aus acht Schwadronen verschiedener Regimenter bestehenden hessischen Cavallerie auf; im Februar 1758 standen nur 6 Schwadronen unter seinen Befehlen; diese führte er bei des Herzogs siegreichem Zuge von der Elbe über den Rhein. Ein Ehrentag für ihn und seine Reiter war der 23. Juli 1758, der Tag der Schlacht von Crefeld. Mit 4 Schwadronen Leib-Dragoner und 2 Schwadronen vom Leib-Regimente auf dem die Entscheidung herbeiführenden rechten Flügel der Schlachtordnung stehend, befreite er durch einen rechtzeitigen und energischen Angriff auf die französische Cavallerie das preußische Regiment Holstein-Dragoner, welches von jener geworfen war, aus einer gefährlichen Lage und erbeutete Pauken und Standarten. Am 19. December erfolgte seine Beförderung zum Generallieutenant. Im Februar 1759 hatte er den Auftrag, von den Quartieren von Fritzlar aus mit 4 Bataillonen Infanterie, 200 Fußjägern und 600 Pferden den Feind aus Vacha und Hersfeld zu vertreiben. In der Schlacht bei Bergen am 13. April 1759 hieb er mit seinen Reitern erfolgreich auf die feindliche Infanterie ein, welche, nachdem sie den Angriff der Verbündeten auf den Flecken Bergen abgewiesen hatte, zur Verfolgung vorbrach; er trieb sie zurück und nahm dem Regimente Beauvoisis 150 Gefangene ab. In der Schlacht bei Minden, am 1. August 1759, vereitelte er durch einen mit einigen Schwadronen ausgeführten Flankenangriff auf die französische Cavalleriebrigade Vogué deren Versuch, auf dem rechten Flügel der Schlachtlinie vorbrechend das Geschick des Tages zu Gunsten der Franzosen zu wenden, und hieb dann im Verein mit Holstein-Dragonern auf die bei Malbergen stehende Infanterie ein. Das „gar große Danksagungs-Compliment“, welches die General-Ordre vom 2. August auf Befehl von Herzog Ferdinand dessen Truppen sagte, nannte, indem es einzelne besonders ausgezeichnete Truppenabtheilungen namhaft machte, auch die hessische Cavallerie und unter vier Generälen, denen Seine Durchlaucht „Ihre Hochachtung und Danksagung zu temoigniren“ besonders befohlen hatte, befand sich der Generallieutenant v. U. In der Relation über die Schlacht, welche der Herzog aus Anlaß der Untersuchung über das Verhalten von Lord Sackville erstattete, nennt er U. „tapfer“. Am 3. August entsandte der Herzog den letzteren mit 7 Grenadierbataillonen, denen eine Anzahl von Sechspfündern aus dem Artilleriepark beigegeben war, und 16 Schwadronen zur Unterstützung des Erbprinzen von Braunschweig bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes auf einem anderen Wege als dieser einschlug. Zwischen Lemgo und Detmold erbeuteten Urff's Truppen 280 Bagagewagen, auf denen sich unter anderem das Gepäck des Prinzen Xaver von Sachsen und die Kriegskasse seines Corps befanden, in Detmold machten sie zahlreiche Gefangene. Am 9. stieß U. bei Paderborn wieder zum Heere des Herzogs, welcher ihm in Anerkennung seiner Leistungen ein Geschenk von 4000 Thalern reichen ließ. Mit dem Jahre 1759 endet Urff's kurze aber glänzende Thätigkeit als Cavalleriegeneral. Er starb am 2. Mai 1760 zu Kassel und ward dort in der Oberneustädter Kirche mit großer Feierlichkeit beigesetzt.

C. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 bis 1763, 3 Bde. Kassel 1863. B. Poten.

Urlichs: Karl Ludwig U., namhafter Philologe und Archäologe, wurde am 9. November 1813 zu Osnabrück geboren; er machte seine Gymnasialstudien zu Aachen unter dem Director Rigler, seine Universitätsstudien zu Bonn, wo namentlich die Vorlesungen von Welcker über griechische Litteratur- und Kunstgeschichte und Mythologie einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübten. Nachdem er sich mit der Abhandlung „Achaei Eretriensis quae supersunt collecta et illustrata“ (1834) den Doctorgrad erworben hatte, ging er 1835 nach Rom und wurde dort bald bei dem damaligen preußischen Gesandten Bunsen, dem „gelehrtesten Diplomaten“, Hauslehrer. Durch topographische und archäologische Studien sowie durch den Verkehr mit bedeutenden und gelehrten Männern in seinem Wissen und seinen Lebensanschauungen wesentlich gefördert, kehrte U. im J. 1840 nach Deutschland zurück und habilitirte sich in Bonn, wo vor kurzem Ritschl seine Lehrthätigkeit begonnen hatte. Der Meister lernte den jüngeren Lehrer, welcher in seinen Vorlesungen mehr die reale Seite der Alterthumswissenschaft behandelte, schätzen, wie er bereits im J. 1844 dessen Extraordinariat begutachtete und ihm immerfort zugethan blieb. Schon in der Bonner Zeit beschränkte U. seine Wirksamkeit nicht auf den Hörsaal: Durch Gründung einer historisch-antiquarischen Gesellschaft suchte er wissenschaftliches Streben zu wecken und gelegentlich der Bonner Philologenversammlung (1841) wurde auf seinen Vorschlag hin der „Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ begründet, dessen Jahrbücher er anfangs redigirte und immer wieder mit werthvollen Beiträgen archäologischen und epigraphischen Inhalts bedachte. Im J. 1847 wurde U. als Nachfolger O. Jahn's an die Universität Greifswald berufen, wo er bis zum J. 1855 wirkte. In diese Zeit fällt seine parlamentarische Thätigkeit: er vertrat von 1849—52 in der zweiten Kammer den Wahlkreis Greifswald-Grimmen und wurde von dem Wahlkreis Frankfurt a. O.-Lebus in das Volkshaus des Erfurter Parlaments gewählt. In Greifswald fand U. auch an Louise Quistorp, der jüngeren Tochter des geheimen Justizrathes Quistorp, eine treue Lebensgefährtin, welche ihm vier Söhne und drei Töchter gebar. Im J. 1855 wurde U. nach Würzburg berufen, wo er unter Ablehnung eines zwei Jahre später erfolgten Rufes nach Freiburg bis zu seinem Tode am 3. November 1889 verblieb. In diesen 34 Jahren entwickelte er eine vielseitige und ersprießliche Thätigkeit, welche vor allem der Wissenschaft und den baierischen Mittelschulen zugute kam. Die philologischen Studien in Würzburg gestaltete er um, die archäologischen begründete er neu. Daneben lag ihm ob über Aesthetik und Kunstgeschichte Vorlesungen zu halten. Er ordnete die reiche Sammlung von Antiken und Denkmälern neuer Kunst, welche der Künstler Joh. Martin Wagner der Universität seiner Geburtsstadt 1857 schenkte, und vermehrte sie durch glückliche Ankäufe, insbesondere durch die Erwerbung der Feoli'schen Vasensammlung zu Rom 1872. Er machte die Sammlung weiteren Kreisen zugänglich und ehrte durch Vorträge und Programmabhandlungen (22, meistens über archäologische Fragen) das Andenken des hochherzigen Stifters. Er begründete auch in Würzburg eine philologische Gesellschaft, welche sich später zu einer philologisch-historischen erweiterte, und gedachte durch Schaffung eines philologischen Organs für Süddeutschland „Eos“ die wissenschaftliche Forschung der Lehrer an den Gymnasien zu beleben. Auf die Entwickelung des baierischen Mittelschulwesens übte er auch als Mitglied des obersten Schulraths Einfluß. Er nahm theil an der Feststellung der baierischen Schulordnung von 1874 und setzte bei der Ordnung der Lehramtsprüfungen die Aufnahme der Archäologie durch.

Das Anziehende seiner Persönlichkeit und die Gewandtheit seines Auftretens, der Zauber seiner Beredsamkeit und die Heiterkeit seines Wesens lenkten immer wieder die Wahl auf U., wenn es galt die Universität bei festlichen Gelegenheiten zu vertreten. Gern erschien er auch auf den Philologenversammlungen und betheiligte sich an den Verhandlungen durch mehrere Vorträge. Seinem Wirken fehlte die äußere Anerkennung nicht; er erhielt 1857 den Titel eines Hofraths, 1880 den Kronorden mit dem persönlichen Adel, 1885 den Titel eines Geheimen Raths, 1866 wurde er zum Mitglied der Münchener Akademie gewählt. Seine Verdienste um die Wagner'schen Sammlungen wurden nach seinem Tode an der Universität durch Aufstellung seiner Büste geehrt.

Die wissenschaftliche Forschung von U. erstreckte sich vorzugsweise auf die Topographie von Rom, auf archäologische und antiquarische Fragen, auf die Kritik und Erklärung des Plinius und Tacitus, endlich auf die deutsche Litteratur. Zunächst nahm er in Rom an den topographischen Studien Bunsen's regen Antheil und wurde bald ein Hauptmitarbeiter an dem großen Werke der „Beschreibung der Stadt Rom", auch der Vertheidiger desselben gegen die Angriffe von W. Ad. Becker (Die römische Topographie in Rom. Eine Warnung. 1844) in der Schrift „Römische Topographie in Leipzig" (1845). Das gleich anfangs in Aussicht genommene Urkundenbuch ließ U. erst im J. 1871 in dem „Codex urbis Romae topographicus" erscheinen. Aus den Studien für dieses Buch ging die Abhandlung „Die Brücken des alten Rom" in den Sitzungsb. der Münchener Akademie 1870 hervor. Noch einen schönen Fund machte der „um die römische Topographie hochverdiente Gelehrte" (Worte von Hülsen, N. Rhein. Mus. 49, S. 393, wo dieser Fund besprochen ist) bei seinem letzten Aufenthalte in Rom, indem er die Lage des Templum Solis aufdeckte. — Der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit lag in archäologischen Untersuchungen. Als Greifswalder Winckelmannsprogramm veröffentlichte er 1853 und 1854 zwei Aufsätze über Skopas, die später in die Schrift „Skopas' Leben und Werke" (1863) aufgenommen wurden. „Ueber die älteste Samische Künstlerschule" handelte er im N. Rhein. Mus. Bd. 10, über „Die Anfänge der griechischen Künstlergeschichte", über „zwei Vasen ältesten Stils", über den „Vasenmaler Brygos", „über den olympischen Tempel und seine Bildwerke", über „das hölzerne Pferd", über „Pergamenische Inschriften" in Programmen des Wagner'schen Instituts (1871 f., 1874 f., 1877, 1881, 1883). Durch scharfsinnige Combination schriftstellerischer Notizen und Verwerthung der geschichtlichen Thatsachen und der politischen Verhältnisse der Staaten suchte er die Chronologie der Künstler und Kunstdenkmale festzustellen. Die Ausgrabungen in Pergamon und Olympia haben für verschiedene Aufstellungen von ihm eine glänzende Bestätigung gebracht. Musterhaft ist für diese Verbindung der Geschichte und der Kunst der 1883 gehaltene Vortrag über Pergamon. Bei seinem letzten Aufenthalte in Rom suchte er vergeblich für Würzburg den schönen Medeasarkophag zu erwerben, welchen er in dem Programm des Wagner'schen Instituts von 1888 beschrieben hat und welcher jetzt ein Schatz des Berliner Museums ist. Aus der Reihe weiterer Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts seien erwähnt die epigraphische Studie über „die Schlacht am Berge Graupius" (1882), „Archäologische Analekten" (1885), „Arkesilaos" (1887). Mit neuerer Kunst beschäftigen sich die 1885 erschienenen „Beiträge zur Kunstgeschichte" (Cornelius in München und Rom. Zwei Madonnen u. s. w.) Mit den archäologischen Studien von U. stehen in Verbindung die Pliniusstudien, aus denen die „Vindiciae Plinianae" (I. 1853, II. 1866), die „Chrestomathia Pliniana" (1857), die „Disputatio de numeris et nominibus propriis in Plinii naturali historia" (1857), das Quellenregister zu Plinius' letzten Büchern (1878) hervorgingen. Plinius ist der Haupt-

schriftsteller der Greifswalder Zeit, zu Würzburg trat an dessen Stelle mehr und mehr Tacitus: „De vita et honoribus Agricolae“ (1868), Ausgabe des Agricola (1875), „De vita et honoribus Taciti“ (1879) u. a. Ein System und eine Geschichte der Philologie gab er in der Schrift „Grundlegung und Geschichte der classischen Alterthumswissenschaft“ (1886). — Durch Heinrich Abeken, mit dem U. in Rom verkehrt hatte, wurde er mit der Tochter Schiller's, der Freifrau v. Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greifenstein ob Bonnland (in der Nähe Würzburgs) bekannt gemacht, mit welcher er das dreibändige Werk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ (1860—65) veröffentlichte. Aus dem Greifensteiner Archiv entnahm er auch die 25 Briefe der Brüder Schlegel an Schiller, welche in den Preuß. Jahrb. 1869 IX, 194 ff. abgedruckt sind, und das Lenzische Tagebuch, welches er in der Deutschen Rundschau 1877 X, 254 ff. veröffentlichte. Weitere Funde beleuchteten das Verhältniß Schiller's zu Fichte ebenda 1883, XXXVI, 247 ff. Bei einem Aufenthalte in dem Hause der Frau Ernst Hasenclever in Ehringhausen fand U. in der Familienbibliothek Goethe's Briefe an Johanna Fahlmer, deren Veröffentlichung (Leipzig 1875) interessante Aufschlüsse über das Leben Goethe's in den Jahren 1773—77 bot. Weitere Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur gab er im Goethe-Jahrbuch 1880. Den dritten Band dieses Jahrbuchs (1883) eröffnete er mit einem feinsinnigen Aufsatz „Goethe und die Antike“. Als Leiter des Wagner'schen Instituts entrichtete U. dem Stifter desselben einen Zoll der Dankbarkeit durch das Lebensbild „Johann Martin von Wagner“ (1865). Aus der ausgedehnten Correspondenz des Künstlers, unter welcher sich 600 Briefe des Königs Ludwig I. befinden, entnahm er wichtige Angaben zur Geschichte der Münchener Glyptothek (1867, 1889) und interessante Mittheilungen über „Thorwaldsen in Rom“ (1887). Wie U. auch in seinem späteren Leben an den politischen Ereignissen lebhaften Antheil nahm und in öffentlichem Auftreten für die Sache des Vaterlandes wirkte, so zeichnete ihn überhaupt Weite des Blicks und der Drang nach ausgedehnter Wirksamkeit aus. Deshalb fühlte er sich auch in der Wissenschaft auf einem engbegrenzten Gebiete nicht wohl; er wollte überall eingreifen und wußte sich rasch mit dem Gegenstande, mit dem er sich befaßte, bekannt zu machen. Daher haben auch die Ergebnisse seiner Forschung mehr viele einzelne Punkte verschiedener Gebiete als ein größeres zusammenhängendes Ganze eines einzigen Wissenszweiges gefördert.

Nekrolog in der Allg. Zeit. vom 6. Februar 1890, von H. v. Brunn in den Sitzungsb. d. Münch. Ak. d. W. 1890, S. 14 ff., von C. Hammer in den Bl. f. d. bayerische Gymnasialschulw. 1890, S. 611 ff., von M. Hertz in N. Jahrb. f. Pädag. 1890, S. 611 ff., von Bernhard Seuffert im Goethe-Jahrbuch 1891, XII, 271 ff., von Wecklein in dem Biographischen Jahrbuch f. Alterthumskunde 1892, S. 1 ff. Wecklein.

Urlsperger: Johann August U., Dogmatiker und Stifter der Christenthumsgesellschaft, der einzige den Vater überlebende Sohn des Seniors Samuel U. zu Augsburg (s. u. S. 361), geboren daselbst am 25. November 1728, † zu Hamburg am 1. December 1806. Bis ins zehnte Lebensjahr im Hause sorgfältig unterwiesen, wurde er im Herbst 1738 auf die Fürstenschule zu Neustadt a. Aisch gebracht. 1743 kehrte er nach Augsburg zurück und saß von da bis 1747 in der obersten Classe des Gymnasiums zu St. Annen. Sein tüchtiger Hauptlehrer, der Rector Hecking, der den Schüler überaus lieb gewann, rühmt sowol das lautere offene Wesen, den reinen Lebenswandel des Jünglings, seine trefflichen Geistesanlagen, wie seine großen erfreulichen Fortschritte. Ein Beweis für die letzteren ist die in fließendem Latein geschriebene Abhandlung: „De praestantia coloniae Georgico Anglicanae prae coloniis aliis“, durch welche er am 18. September 1747 von der Schule Abschied nahm. Es ist diese nicht

als erdkundliche Schrift oder Rede zu betrachten, sondern sie handelt von der Colonie Georgien und besonders von der Ansiedlung der evangelischen Salzburger, Ebenezer südlich von Savannah, in durchaus religiös-kirchlichem Sinne. U. preist die gnädige Fügung Gottes, daß die als treue evangelische Bekenner aus ihrer Heimath vertriebenen Salzburger jenseit des Oceans eine sichere Zuflucht und eine Freistatt gefunden haben, wo sie ungehindert ihres Glaubens leben und denselben ausbreiten können, denn er denkt auch an die Verkündigung des Evangeliums unter den Indianern. Noch im Spätjahr 1747 bezog U. die Universität Tübingen. Aber auch nachdem er bis ins vierte Jahr hier studirt hatte, betrachtete er seine Vorbereitungszeit nicht als abgeschlossen, sondern wandte sich, wie einst sein Vater es gethan, von der süddeutsch-schwäbischen zu der norddeutsch-sächsischen Universität Halle, wo er in dem Hause des Professors Joh. Sigm. Baumgarten wohnte, und nachdem er 1753 die Magisterwürde erlangt hatte, im nächsten Jahre mit einer Abhandlung: „De mysteriorum christianae fidei vera indole eorumque contra recentissimas oppugnationes vindiciis“ seinen akademischen Studiengang beschloß. Ehe er sich nun um eine amtliche Stellung bemühte, unternahm er zu ernsten Zwecken ein paar Reisen, die eine im November 1754 im Auftrage — jedenfalls seines Vaters — nach Regensburg, wo damals der Ausschuß der evangelischen Reichsstände seinen Sitz hatte. Dann aber trat er eine größere an, auf der er für seine spätere Wirksamkeit bedeutsame persönliche Beziehungen anknüpfte. In Frankfurt am Main besprach er bereits mit dem Senior D. Fresenius, einem geistverwandten Manne, mit weitem Blick, den Gedanken einer Gesellschaft für die Erhaltung und Beförderung reiner Lehre gegenüber den gefährlichen Neuerungen der Zeit. Dann setzte er seine Reise nach Norddeutschland über Hannover und Hamburg fort, besuchte Kopenhagen und kehrte über Berlin durch Sachsen und Franken zurück. Ende 1755 wurde er zum Gehülfen des Predigtamts in seiner Vaterstadt ernannt und von seinem Vater dazu eingesegnet. Nachdem er 1757 zweiter, drei Jahre später erster Diakon der Barfüßergemeinde geworden war, fiel ihm im April 1761 die Aufgabe zu, den in Tirol internirten bei Maxen gefangenen Preußen das heil. Abendmahl zu spenden. Ein Jahr später hatte er die Freude, der unmittelbare Amtsgehülfe seines Vaters zu werden, indem ihm das Diakonat an der Hauptpfarrkirche zu St. Annen übertragen wurde. Als der Vater 1765 seine öffentlichen Aemter niederlegte, hätte er in dessen Stelle als erster Pfarrer und Senior eintreten können. Mit ernster Ueberlegung lehnte er aber den Ruf bescheiden ab und blieb bis 1770 Diakonus, in welchem Jahre er zum Pfarrer an der heil. Kreuzkirche befördert wurde. Endlich wurde ihm auch 1772 nach Ableben seines Vaters das Seniorat des Stadtministeriums übertragen. Schon Mitte der vierziger Jahre des Jahrhunderts hatte der Vater geklagt, daß die Völker Christus verwürfen. Als nun aber während des Sohnes Amtsführung das überkommene biblisch-apostolische Bekenntniß mehr und mehr von den Wogen des Deismus, Naturalismus bis zur barsten Freigeisterei überfluthet wurde, blieb U. nicht bloß fest beim Glauben der Väter, er fühlte auch den Muth und Beruf in sich, das überkommene Lehrgebäude durch ernstliche Denkarbeit neu zu festigen und weiter zu bauen, und zwar nicht, wie es auch Zeitgenossen versuchten, hier und da einen Lehrsatz zu stützen: „Wollen wir,“ sagt er vielmehr, „das Reich der Wahrheit, so weit es uns möglich ist, überschauen, so muß unser Standort das Centrum und nicht ein unendlich kleines Plätzchen auf der Peripherie dieser unendlichen Kugel sein.“ So versenkte er sich denn in die tiefsten Geheimnisse und Fragen von der Dreieinigkeit, der Gottebenbildlichkeit, Erlösung und Erhöhung der menschlichen Natur. In dem Geheimniß Gottes und des Vaters und Christi, Colosser 2, 2, sieht U. den

rechten Schlüssel zu allen geoffenbarten Wahrheiten. Durch Verfolgung dieses Gedankens läßt sich der Versuch einer im eigentlichsten Sinne des Wortes biblischen Theologie machen, zur Befestigung des überkommenen Lehrbegriffs in allen Haupttheilen. Er unterscheidet ein dreifaches Geheimniß. In jedem derselben ist der dreieinige Gott, aber unter verschiedenen Benennungen zu betrachten. U. bestimmt dann die drei Geheimnisse näher. Trotz seiner geschichtlichen Erscheinung im Fleisch ist der Gottmensch in Gott ewig gegenwärtig gewesen. Durch den Sohn, den Gottmenschen, ist uns der Vater sichtbar geworden. Schon bei seiner erwähnten akademischen Abhandlung vom Jahre 1754, die ausdrücklich sich als gegen die jüngsten Angriffe der Neuerer gerichtet bezeichnet, hatte U. das dreifache Geheimniß nach der fraglichen Paulinischen Stelle berührt. Die drei Personen der Dreieinigkeit sind einander völlig gleich an Wesen und Eigenschaften, alle haben den Grund ihrer Göttlichkeit in sich selbst. Nach einem von Ewigkeit gefaßten Rathschlusse bestimmt die erste Person die zweite und dritte zum Ausgehen zu einem bestimmten Heilszwecke. Die hierbei hervortretende Unterordnung der zweiten und dritten Person ist eine lediglich ökonomische völlig wesensgleicher Personen. Unterschieden werden die drei Personen der Gottheit als unendliche Lebenskraft bei der ersten, als unendlich lebendiges Bewußtsein ihrer Vollkommenheit (Erkenntnißkraft und Weisheit) bei der zweiten. Der Charakter der dritten ist eine unendliche Neigungskraft zu dem All aller endlich erkannten Vollkommenheiten und eine damit verbundene Freude und Wonne (Liebe und Freude). Die Untersuchungen über die Gottebenbildlichkeit des Menschen und die Macht Sünde zu vergeben und zu behalten, die zunächst der Gemeinde, als dem Leibe Christi, verliehen ist, steht mit den Untersuchungen über das dreifache Geheimniß in engstem Zusammenhange.

Wenn sich die jene Zeit beherrschenden kritischen Organe mit Urlsperger's tiefdurchdachten theosophischen Untersuchungen wenig beschäftigten, so lag das wesentlich daran, daß sie dafür durchaus kein Verständniß hatten. Die allgem. D. Bibliothek Bd. XVI, vgl. Bd. XXIV, nennt diese Untersuchungen Träume und unnütze und ungegründete Speculationen. Anerkennend behandeln sie die Götting. gel. Anzeigen v. J. 1769, 2 S. 1244 ff. und die Leipz. Gel. Zeitung sowie einzelne philosophisch gebildete Köpfe in England und Deutschland, so der Philosoph und Akademiker Lambert in Berlin. Sehr bemerkenswerth ist, daß man von seiten der Neologen mit Wohlgefallen hervorhob, daß U. kein Bedenken getragen, auf die Schwierigkeiten und das Unzulängliche der Athanasischen Erklärung hinzuweisen. Aber er mußte es sogar erleben, daß er deshalb verketzert und bei Kaiser und Reich angeklagt wurde. Da sandte er seine Untersuchungen an die theologische Facultät der Tübinger Hochschule, deren Zögling er ja war, zur Prüfung und Begutachtung mit der Bitte, ihn, falls seine Auffassungen von der Dreieinigkeit Abweichungen von der biblischen und Väterlehre enthielten, dessen mit Gründen zu überführen, andernfalls ihm aber zum Zeichen ihrer Anerkennung die theologische Doctorwürde zu verleihen. Letzteres geschah im Jahre 1775 in der ehrenvollsten Weise, wodurch einer reichsgerichtlichen Verfolgung der Boden entzogen wurde. Wenn U. es beklagte, daß die Theologen zu seiner Zeit aus Denkfaulheit sich mit den Fragen über das dreifache Geheimniß nicht befassen mochten und von der Zukunft eine Anerkennung seiner geistigen Arbeit erwartete, so ist diese Hoffnung nicht unerfüllt geblieben, denn Dogmatiker wie Baur und Dorner haben sich eingehender damit befaßt und es wird von ihm geurtheilt, daß er in richtiger Erfassung, daß unser moderner Personbegriff sich nicht mit der Trinitätslehre der Väter verbinden lasse, weil diese unter Hypostase etwas anderes verstanden, eine glücklichere Fassung der immanenten oder Wesenstrinität neben der ökonomischen vertreten hat. Auch die neueste

Wissenschaft der christl. Lehre bei Kähler (2. Aufl. S. 315—318) kommt der Urlsperger'schen Auffassung nahe. Wie U. selbst, so erkannten es auch Zeitgenossen (vgl. Gött. gel. Anz.), daß bei seiner Auffassung eine Fülle von Bibelstellen und die gesammte biblische Lehre ein neues Licht und klaren Zusammenhang gewinnen. Nach Urlsperger's Ueberzeugung trägt die Bibel, die einzige wahre Erkenntnißquelle in Glaubenssachen, das wahre System zwar der äußeren Form nach sehr unsystematisch vor, sie schließt aber nach ihrem Geist das strengste System in sich, ja sie verdient allein den hohen Namen eines wahren Systems unter allen Systemen der Welt. (Zeugn. d. Wahrh. S. 71.)

So eifrig er Jahrzehnte lang sich mit solchen Fragen befaßte, so hohen Werth er darauf legte, so vergaß er darüber doch seine Aufgabe als Prediger, Seelsorger und Berather seiner Gemeinde nicht, sondern fand bei seinem treuen Wirken allgemeine Anerkennung und Liebe bei seiner Oberbehörde, seinen Amtsbrüdern und in der Gemeinde. Um so mehr mußte es manche überraschen, als er 1776, vier Jahre nach dem Antritt des Seniorats, seine kirchlichen Aemter niederzulegen sich veranlaßt sah. In einer gedruckten längeren Abschiedsrede an seine sechs Jahre lang geistlich versorgte Kreuzgemeinde, worin er von der Bedeutung und Herrlichkeit des geistlichen Amts mit der größten Begeisterung redet, spricht er sich auf das bestimmteste darüber aus, daß er diesen ihm schweren Entschluß erst nach dreimaligem ernstlichen Krankheitsanfall auf wiederholten dringenden Rath der Aerzte gefaßt habe. Der Argwohn seiner zahlreichen kirchlichen Gegnerschaft gab ihm aber auch noch später Anlaß, den Grund seines Austritts aus dem Amte weiteren Kreisen klarzulegen. Daß U. aber, wenn er erklärte, auch außer dem Amte bis ans Ende seine ganze Kraft der göttlichen Reichssache widmen zu wollen, schon den Gedanken der von ihm zu gründenden christlichen Vereinigung mit sich herumtrug, darf bestimmt angenommen werden. Waren ihm doch derartige Bestrebungen schon in England und durch seines Vaters Verbindung mit der englischen Gesellschaft für die Förderung der Erkenntniß Christi, deren correspondirendes Mitglied er auch selbst seit 1765 war, nahe getreten, hatte er doch auch schon im J. 1755 den Plan einer Gesellschaft zur Förderung reiner Lehre entworfen. Nachdem er nun endlich in Augsburg einen kleinen Anfang gemacht und im J. 1778 die schwedische Gesellschaft de fide et christianismo ihn zu ihrem Mitglied ernannt hatte, ging er seit 1779 brieflich und in Schriften mit der Gründung einer allgemeinen deutschen Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit ans Werk, verbreitete ihre gedruckten Grundgesetze oder Satzungen und suchte sie durch Erläuterung gegen Mißverständnisse zu sichern. In demselben Jahre unternahm er dann auch eine größere Reise zur persönlichen Vereinbarung mit frommen und gelehrten Männern in Deutschland, Holland und England. Am Christtage konnte er aus London frohlockend in die Heimath schreiben: ‚Gottlob, die Gesellschaft ist da!' Während aber die Stammgesellschaft auf englischem Boden schon im nächsten Jahre auf kürzere Frist unterbrochen wurde, war der erste Ort, wo sich ein fester, fröhlich aufgehender Samenkern jener christlichen Vereinigung bildete, die schweizerische Stadt Basel. Der 30. August 1780 gilt als der Stiftungstag. Daß keine Stadt in Deutschland der Stammort und Mittelpunkt der Gesellschaft wurde, ist nicht ganz zufällig, da die Zustände im Reich dergleichen Unternehmungen nicht sonderlich begünstigten. Nach Basel folgten als Sitze von Particulargesellschaften in den Jahren 1781 und 1782 erst Nürnberg, dann Frankfurt, Stuttgart, Berlin, Stendal, Prenzlau, Magdeburg, Wernigerode, Minden. Bereits 1784 war die Gesellschaft an allen Enden deutscher Zunge, von Chur, Bern, St. Gallen im Süden bis nach Ostfriesland, Flensburg, Mecklenburg, Pommern (Vorpommern war stark betheiligt) im

Norden und von Düsseldorf und Elberfeld im Westen bis nach dem Ordenslande Preußen im Osten ausgebreitet. Darauf, daß die Gesellschaft eine deutsche sein solle, legte U. einen Nachdruck. Die Mitglieder sollten durch ihre Betheiligung gerade ihr deutsches Herkommen zu erkennen geben. Dem widersprach es nicht, daß es auch in Amsterdam und London Zweiggesellschaften gab und daß U. im J. 1780 zu London auch einmal Engländer zum Beitritt aufforderte. Zufällig war es nicht, wenn sich besonders an solchen Orten, an denen kräftige pietistische Bewegungen stattgefunden hatten, wie in Elberfeld, im Ravensbergischen, Wernigerode, Köthen, Dargun, frühzeitig Glieder der neuen Vereinigung herausbildeten. Wie ja der Gründer selbst ein Sohn des Pietismus war, so hatte auch ohne feste Organisation eine gewisse geistige Verbrüderung bereits vor der Urlsperger'schen Stiftung unter den pietistischen Kreisen stattgefunden. Wie sehr es aber U. auf eine christlich-deutsche Verbrüderung im großen Stile ankam, bewies er schon dadurch, daß er nicht, wie beispielsweise die Ravensbergische Zweiggesellschaft es vorschlug, einen kleineren, wenn auch intensiv pietistischen Ort wie Wernigerode, sondern Mittelpunkte der Weltbewegung wie London und Berlin — letzteres der Hauptsitz der Neologie! — zu Hauptsitzen seiner Gesellschaft erhoben zu sehen wünschte. Uebrigens gelang es U. von vornherein nicht, seine Gründung zu dem zu machen, was er mit ihr beabsichtigt hatte: zu einer Art christlich-bibelgläubiger Akademie, einer Vereinigung der geistig-litterarischen Kräfte im Gesammtgebiet deutscher Zunge zur Bewahrung, aber auch zum weiteren Ausbau der reinen schriftgemäßen Lehre und Religionswissenschaft. Auch als die Gesellschaft, die schon 1784 den Ausdruck ‚reine Lehre' aus ihrem Titel weggelassen hatte und nun statt dessen ‚deutsche Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit', auch kurz ‚Deutsche Christenthumsgesellschaft' genannt wurde, aus sich heraus mit entschiedener Befürwortung von Nürnberg und Wernigerode eine eigene wissenschaftlich-theologische Zeitschrift gründen wollte, war dies zu Urlsperger's Bedauern nicht zu erreichen, doch schwebte ihm immer noch sein ursprünglicher, etwa mit Hülfe eines frommen Fürsten zu verwirklichender Zweck vor Augen. Aber auch als nun diese Gesellschaft nur zu einer Vereinbarung zu gegenseitiger geistlicher Stärkung und Erbauung ihrer Glieder untereinander, sowie zur geistigen und leiblichen Unterstützung auswärtiger Brüder und unterdrückter Glaubensgenossen in der Zerstreuung sich gestaltete, fand sich U. darein und wirkte für sie unermüdlich mit Wort und Feder. Auch unternahm er zu ihrer Ausbreitung wiederholt Reisen, auf denen er auch nach Herrnhut, Wien und Wernigerode kam. Es fehlte nicht an erfreulichen Früchten, die er noch erblühen sah, so in der kräftigen Unterstützung der evangelischen Regungen und der Evangelisirung im Oesterreichischen zur Zeit der Josephinischen — wenn auch noch eingeschränkten — Toleranz. Und wenn er geahnt hatte, daß aus der Gesellschaft in Zukunft noch Einrichtungen für die Kirche erwachsen könnten, die ihr bisher fehlten, so sah er noch bei Lebzeiten die Baseler Tractatgesellschaft und die Anfänge der dortigen Missionsbestrebungen aus ihr erblühen. Auch die ‚Sammlungen für Freunde des Reiches Gottes', die seit 1784 an die Stelle der zuerst durch mühsame Abschriften verbreiteten Auszüge aus den Gesellschaftsprotokollen getreten waren, blieben bestehen und dauern noch heute als eine der frühesten derartigen Zeitschriften fort.

Hatte es Urlsperger's bibelgläubigen Speculationen gegenüber aus dem einfachen Grunde wenig Kritiker gegeben, weil nur wenige diesen philosophischen Untersuchungen zu folgen imstande waren, so konnte es dagegen nicht fehlen, daß eine Gründung von so allgemein greifbaren Zwecken, die sich in entschiedenem Gegensatz zu der herrschenden Zeitrichtung bewegte, den allgemeinsten Widerspruch fand. Und obgleich die Satzungen und Grundzüge der Gesellschaft von U. mit

solcher Mäßigung und Weisheit abgefaßt waren, daß ein Blatt wie die Fliegenden Blätter für Toleranz und Aufklärung in Dessau, das sich die Mühe gab, die grundlegenden Schriften in wesentlich erschöpfenden Auszügen abzudrucken, nichts dagegen einzuwenden vermochte, so hinderte das nicht daran, daß alsbald gegen U. und seine Gründung von den tonangebenden kritischen Organen, wie von Nicolai und der Allgem. D. Bibliothek, der Berliner Monatsschrift, der allgem. (Jenaischen) Litteraturzeitung oder in anonymen Pamphleten, wie in: ‚Ueber Jesuitismus, Lavaterianismus und Urlspergerianismus'. Krakau (Nürnberg) 1787, ‚Das protestantische Freymaurerklerikat', 1788, die schlimmsten und thörichtsten Anklagen und Verdächtigungen von geheimer jesuitischer Leitung, hierarchischem Streben, allgemeiner Religionsvereinigung, fanatischem Unchristenthum, Feindschaft gegen den Culturfortschritt erhoben wurden, ganz abgesehen von Beleidigungen und pöbelhaften Schmähungen, an denen es auch nicht fehlte. Auch Theologen von Semler's Richtung, wie Prof. Hufnagel in Erlangen, waren wenigstens sehr argwöhnisch gegen die Gesellschaft. Allen solchen Beargwöhnungen und Schmähungen trat U. mit bewundernswürdiger Würde und Ruhe entgegen und erreichte dadurch, daß wenigstens billig denkende, besonders infolge der Bemühungen und Opfer der Gesellschaft für Arme und Bedrängte, für die Mission und die Evangelisirung, ihre Vorurtheile gegen dieselbe schwinden ließen. Mittlerweile steigerte sich aber Urlsperger's Hinfälligkeit, die ihn bereits 1776 zur Niederlegung seiner Aemter genöthigt hatte, mehr und mehr. Nur bis ins Jahr 1787 reichen seine litterarischen Veröffentlichungen. Die beabsichtigte Fortsetzung seiner dogmatischen Untersuchungen, die geplanten Mittheilungen aus seinem und seines Vaters umfassendem Briefwechsel und über beider Erlebnisse gelangten nicht zur Ausführung. Durch Wanderungen in Deutschland und der Schweiz suchte er sich zu kräftigen, aber nicht mit dem gewünschten Erfolge. Im 68. Lebensjahre sah er sich veranlaßt, mit seiner Gattin Anna, geb. Ouchterlony, die jedenfalls einer schwedischen Familie entstammte, seine Vaterstadt Augsburg zu verlassen und nach Oettingen im Ries überzusiedeln. Im 77. Jahre unternahm er noch eine Reise nach England. Nach längerem Aufenthalt daselbst zurückkehrend starb er zu Hamburg im Hospital der Freimaurer, deren äußere Einrichtungen er in gesünderen Tagen theilweise als vortreffliche offen anerkannt hatte.

Als treuer Sohn des Pietismus im Geiste Spener's, Francke's und Bengel's und in seinem unermüdlichen Wirken und Streben für die Ausbreitung der Kirche Christi war Joh. Aug. U. durchaus ein Abbild seines Vaters, dessen Arbeiten er sowol während dessen später Lebenszeit als nach seinem Ableben bis an sein Lebensende fortsetzte. Aber wenn der Vater schon in der Mitte der vierziger Jahre über den allgemeinen Abfall vom Väterglauben geklagt hatte, so fällt des Sohnes Wirken ganz in die Zeit des herrschenden Deismus, Naturalismus und Rationalismus. In dieser Zeit vermittelt er nun die Verbindung zwischen dem alten gläubigen Pietismus und der neueren Zeit bis ins 19. Jahrhundert hinein und sammelt die Gesinnungsgenossen aus allen Kreisen und Gegenden deutscher Zunge in einer Gesellschaft, deren Wirkungen in unsere Zeit hinein reichen. Aber seine besondere Größe besteht darin, daß er zur Zeit allgemeinen Abfalls nicht nur den überkommenen Glauben bewahrte, sondern auch mit großer philosophischer Begabung über die tiefsten Geheimnisse des Christenthums nachdachte und sie in ganz neuer Weise so darstellte, daß dadurch die biblische Religionswissenschaft ein ganz neues Licht und Zusammenhang gewann. Und mit einem tiefen Ahnungsvermögen begabt, sah er in den Zeichen der Zeit nicht bloßes Dunkel: er erkannte z. B., daß die von ihm zu gründende Christenthumsgesellschaft nicht nur nöthiger als je, sondern daß auch keine Zeit für ihre Entstehung eine so günstige sei, wie die Gegenwart. Er sah im J. 1786

eine allgemeine, alle Verhältnisse umgestaltende Umwälzung, die vom Gebiet der römisch-katholischen Völker ausgehen werde, nicht nur bestimmt voraus, sondern auch, daß dies nur eine kürzere vorübergehende Periode sein und darnach alles sich auf neuen Grundlagen wieder aufbauen werde. Dabei war er so sehr ein Mann von einem Gusse, daß sich die leitenden einheitlichen Gedanken seines unermüdlichen Wirkens von der ersten gedruckten Schülerarbeit und von seiner studentischen Abhandlung bis an sein Lebensende ohne irgend eine Abschweifung verfolgen lassen. Endlich muß es Bewunderung erregen, daß ein frommer Geist, dessen Streben von Jugend auf durchaus auf die Förderung reiner Lehre gerichtet war, eine Gesellschaft stiftete, in der die oft so tief erscheinende Kluft verschiedener Lehranschauungen, zunächst wenigstens innerhalb des lutherischen und reformirten Bekenntnisses, durch eine kräftige und wirksame persönliche Lebens- und Liebesgemeinschaft überbrückt war. Hierin war er entschieden seiner Zeit voraus.

Urlsperger's äußere Erscheinung lernen wir aus einem schönen Schwarzkunstblatte kennen, das der tüchtige Kupferstecher Joh. El. Haid zwischen 1765 und 1770 nach einem Gemälde Ant. Graff's gefertigt hat. Es stellt ihn in Amtstracht als Diakon zu St. Annen in langem weißem Krausenkragen dar. Das klare offene Auge hat etwas gewinnendes. Unter dem Bilde steht sein Wahlspruch: Sursum corda! non est mortale quod opto.

An einer seiner Bedeutung entsprechenden Biographie Urlsperger's fehlt es noch. Das Vorstehende ist aus einer größeren handschriftlichen Arbeit ausgezogen. Am inhaltreichsten von bisherigen Mittheilungen sind die Auszüge, die Joh. Jac. Gradmann aus einem ihm ums Jahr 1802 offenbar von U. selbst mitgetheilten Lebenslaufe in seinem ‚Gelehrten Schwaben‘ S. 694—696 gegeben hat. Von sechs verschiedenen Aufsätzen Dr. Ostertag's in Basel mögen hier die Artikel J. A. Urlsperger und Christenthumsgesellschaft in Herzog-Plitt's Encyklopädie erwähnt werden. Dazu kommen drei in der Gedächtnißschrift zum 100jährigen Bestehen der Christenthumsgesellschaft Basel 1880 gedruckte Reden, besonders die von Christoph Joh. Riggenbach. Vgl. auch H. W. J. Thiersch, Chr. Heinr. Zeller's Leben I, 133 f.; C. F. Spittler im Rahmen seiner Zeit I. Manches biographisch brauchbare enthalten Urlsperger's Schriften, besonders die ‚Zeugnisse der Wahrheit vom J. 1786‘, auch die in gleichzeitigen kritischen Zeitschriften und Pamphleten enthaltenen Urtheile und Angaben. Das vollständigste Verzeichniß seiner Schriften findet sich bei Gradmann S. 696—704, woneben noch Meusel, Das gel. Teutschl. VIII, 172—175 (Lemgo 1800), zu vergleichen ist. Das gedruckte Verzeichniß seiner merkwürdigen gegen 5100 Bände zählenden Bücher findet sich auf der Stadtbibliothek zu Augsburg. Seine Gattin starb 73 Jahre alt zu Oettingen am 3. April 1811. Sie war so leidend, daß ihr schon 1798 und bis an ihr Ende das h. Abendmahl im Hause gereicht werden mußte. Ed. Jacobs.

Urlsperger: Samuel U., geboren am 20. August (n. St. 31.) 1685 zu Kirchheim u. T. in Württemberg, † am 20. April 1772 zu Augsburg, in und außerhalb seiner amtlichen Stellungen wirksamer evangelischer Geistlicher. Der Vater, herzoglicher Stabsverwalter, ließ den Sohn bis ins 14. Jahr die heimische Stadtschule besuchen, dann den Gymnasialunterricht im Kloster genießen. Im 18. Jahre wurde er Stipendiat zu Tübingen und erwarb sich bereits nach zwei Jahren mit Auszeichnung die Magisterwürde. Dann begann er das Studium der Gottesgelahrtheit und trat im J. 1707, nachdem er die theologische Prüfung bestanden hatte, in das Tübinger Stift ein. Da der Herzog bei der Disputation auf den begabten Jüngling aufmerksam geworden war, erhielt er ein Reisestipendium und einen durch mehrfache Verlängerung auf über vier Jahre ausgedehnten Urlaub. Als er sich zunächst zur Ritterakademie nach Erlangen begab, lernte er hier die Tochter des Directors, Jakobine Sophie

v. Jägersberg, seine spätere Lebensgefährtin kennen. Wichtig wurde für ihn ein Besuch in Halle im J. 1709, wobei er besonders A. H. Francke aufsuchte. Nach kurzem Aufenthalt daselbst begleitete er von hier den Hofprediger A. W. Böhme nach England. Durch einen Seesturm an der Ueberfahrt gehindert, kehrte er zunächst nach Holland zurück, wo er sich besonders zu Utrecht aufhielt und den Theologen Pontanus und Leydecker näher trat. Da Böhme wegen längerer Abwesenheit des zweiten deutschen Hofpredigers eine Hülfe nöthig hatte, so folgte U. dessen Rufe, predigte besonders an der deutschen Savoykirche und blieb zwei Jahre in England, die für seine geistige Entwicklung und seine spätere Wirksamkeit von großer Bedeutung wurden. Er trat hier mit der Gesellschaft zur Beförderung der Erkenntniß Christi in Verbindung und lernte deren dem Spenerschen Pietismus verwandte Bestrebungen, z. B. für den Katechismusunterricht, die Versorgung der Colonien und der Hallischen Mission mit Bibeln und Erbauungsschriften kennen und die Gesellschaft erwählte ihn zu ihrem Mitgliede. Im J. 1712 mit etlichen das englische Haus in Halle aufsuchenden jungen Engländern dorthin zurückgekehrt, verweilte er hier dies Mal länger, als bei dem ersten Besuche und trat, außer mit dessen Mitarbeitern, besonders mit A. H. Francke in eine nähere Verbindung. Er erklärt später, daß er mit diesem theuren Mann bis in seinen Tod auf eine besondere Weise verbunden geblieben sei. So vollzog sich hier eine innige Verbindung zwischen dem Hallisch-norddeutschen und dem württembergischen Pietismus eines Spener, Oetinger und Bengel, von denen die letzteren Urlsperger's innig verbundene Freunde waren. Seine Rückreise nach Württemberg machte U. auf einem großen Umwege über Hannover, Hamburg, Stendal, Wolfenbüttel, Halberstadt, Magdeburg, Berlin, Leipzig. Endlich war im J. 1713 seine Wanderzeit zu Ende und er fand eine Anstellung als Pfarrer zu Stetten im Remsthal. In eine sehr schwierige Lage kam er, als ihm schon ein Jahr darnach das Amt eines Hofdiakonus, bald darauf Hofpredigers übertragen und er auch Consistorialrath in Stuttgart wurde. Der Herzog Eberhard Ludwig gab nämlich durch seinen sittenlosen Wandel und das üppige Leben, das er nach Verstoßung seiner rechtmäßigen Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Baden-Durlach, mit einem geborenen mecklenburgischen Fräulein v. Grävenitz führte, seinen Unterthanen den größten Anstoß. U. wagte zuerst, zumal er sich der Buhlin des Herzogs gegenüber bei seiner amtlichen Beförderung verpflichtet fühlte, nicht, mit Entschiedenheit gegen dieses Aergerniß aufzutreten und suchte sein Herz durch sonstigen Fleiß in seinem Amte, auch ernstliche Beschäftigung mit der Heidenmission in Ostindien zu stillen. Nachdem ihm aber sein Freund und geistlicher Berather A. H. Francke bei einem vierzehntägigen spätherbstlichen Besuche im J. 1717 das Gewissen geschärft hatte, änderte er sein Verhalten und hielt am nächsten Charfreitage vor dem Hofe eine so ernste und deutliche Bußpredigt, daß der in Wuth gerathene Herzog seinen Hofprediger nicht nur einkerkern ließ, sondern demselben auch am liebsten durch einfache Cabinetsjustiz den Proceß gemacht hätte, wenn nicht das entschlossene Auftreten des Ministers v. Schütz es verhindert hätte, daß sein Herr diese Blutschuld auf sich lud. Nachdem U. dann ohne Amt und jedes Gehalt sich zwei Jahre mit den Seinigen in Stuttgart aufgehalten hatte, geschah es wieder durch Schütz' Befürwortung, daß er im J. 1720 einem Rufe als Stadtpfarrer und Specialsuperintendent zu Herrenberg folgen durfte. Als er nach abermals zwei Jahren bei einer Erholungsreise nach Augsburg kam, fand er hier bald einflußreiche Freunde, und weil damals durch einen Todesfall die Stelle des Seniors und Predigers an der Hauptkirche S. Annen daselbst frei wurde, so trug man ihm diese an. Nachdem einige Schwierigkeiten, die ihm von seiten Augsburgischer Amtsbrüder wegen gewisser Stellen über das Leben der Seligen

nach dem Tode in seiner Erbauungsschrift „Der Kranken Gesundheit und der Sterbenden Leben" bereitet waren, bei Urlsperger's Nachgiebigkeit in Mitteldingen und der Festigkeit des weltlichen Regiments überwunden waren, ward U. zu Laetare 1723 eingeführt. Es war ihm vergönnt, 42 Jahre dieses Amt zu versehen und 1763 sein fünfzigjähriges Ehe- und geistliches Amtsjubiläum zu feiern. Neben seinen zahlreichen Predigten, wobei er mannichfachen und erbaulichen Inhalt mit knapper Form verband, führte er auch Predigt-Repetitionen in seinem Hause ein und wirkte eifrig und lange als Vorsteher des Augsburger Krankenhauses. Aber neben dieser Thätigkeit in seiner Gemeinde und für Augsburg übte U. auch eine ungemein ausgebreitete Wirksamkeit nach außerhalb. Schon in London war sein Eifer für die Mission und die äußere Ausbreitung des Reiches Gottes geweckt worden. Als nun seit 1731/32 das unchristliche und gesetzwidrige Verfahren des Erzbischofs von Salzburg gegen seine evangelischen Unterthanen weithin die Glaubensgenossen zu warmer Theilnahme an dem Schicksale dieser wackeren Leute erregte, da war es U., der sich wie kaum irgend ein Anderer in Deutschland um sie bemühte. Er trat mit der englischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in Verbindung und diese übertrug ihm die Sorge für die Ueberführung verschiedener Abtheilungen dieser Salzburger nach England und von da nach Georgien in Amerika, wo sie südlich von Savannah die Pflanzstadt Ebenezer gründeten. Kurz bevor die ersten 300 dieser Leute nach Amerika übersiedelten, war U. mit dem Grafen Christian Ernst zu Stolberg in Wernigerode dadurch bekannt geworden, daß sein Schwager Christoph Adolph von Jägersberg am 1. August 1732 zum Hofmeister des Erbgrafen Henrich Ernst bestellt worden war. In Wernigerode wurden nun die ersten Prediger und Lehrer der Colonie, Bolze und Gronau, wie auch noch spätere, ordinirt, auch sonst diesem Werke ein thatkräftiges Interesse bewiesen. Diese deutsch-evangelische Ansiedlung jenseit des Oceans war nun hinfort im Geistigen und Leiblichen ein Gegenstand hingebender Sorge Urlsperger's, der über dieses ‚Ackerwerk Gottes' wiederholt gedruckte Schriften und Rechenschaftsberichte über Wachsthum, Einnahmen und Ausgaben erscheinen ließ, bis er diese Arbeit und den großen in dieser Angelegenheit zu führenden Briefwechsel seinem Sohne Joh. August überließ. Aber nicht nur die evangelischen Salzburger hatten sich solcher aufopfernden Thätigkeit zu erfreuen: überall wo Glaubensgenossen unter schwerem Gewissensdruck und Verfolgung seufzten, suchte U. zu helfen, und dies mit nicht geringem Erfolge. Er gedachte ihrer in Ansprachen, Unterredungen und im Briefwechsel mit wohlhabenden und einflußreichen Gönnern. Es ist so erfreulich als erstaunlich aus seinen Briefen zu entnehmen, wie reich bei ihm die freiwilligen Gaben besonders aus Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Berlin, der Schweiz und andern Orten zusammenflossen. Da aber mit Geldmitteln zunächst da nicht zu helfen war, wo die schwer unterdrückte Gewissensfreiheit den Glaubensgenossen nicht einmal das traurige Recht der Auswanderung gewährte, so setzte U. mit erstaunlichem Eifer alles in Bewegung, um auf diplomatischem Wege den Bedrückten ein gewisses Maaß von Erleichterung und die Erlaubniß, ihre Heimath zu verlassen, zu erwirken. Er benutzte dazu seinen Briefwechsel mit fürstlichen Personen, besonders mit Prinzessinnen, und suchte auch sonst durch erlauchte Correspondenten mittelbar auf die größeren evangelischen Höfe einzuwirken. Wenig war durch die Vertretung der evangelischen Stände im Reich zu Regensburg zu erreichen. Durch den ihn innigst verehrenden frommen Grafen Christian Ernst zu Stolberg suchte er solchen Zweck bei den Königen von Preußen und Dänemark zu erreichen, ‚denn ich weiß, daß Gott Ihnen bei diesen Höfen eine Thür geöffnet hat' (14. 4. 1735). ‚Gott hilft durch gewisse Werkzeuge' schreibt er an ebendenselben (30. 11.

1733). So geschah es denn, daß auch im Verein mit der englischen Christenthumsgesellschaft durch die Generalstaaten und die Höfe von England, Preußen und Dänemark Vorstellungen bei dem Kaiser in Wien zu Gunsten der bedrückten Evangelischen in Böhmen und den österreichischen Erblanden gemacht wurden, besonders energisch von Seiten Preußens. Urlsperger's Eifer bei dieser Sache mochte zum Theil daher rühren, daß seine eigenen Väter um ihres Glaubens willen aus Ungarn und Steiermark hatten weichen müssen. Auch der Polen nahm er sich gelegentlich an und wollte ein böhmisches Gesangbuch in Halle drucken lassen. Bei der Arbeit für Ebenezer war es ihm eine ernstliche Sorge, daß auswandernde Herrnhuter neben oder in zu großer Nähe sich ansiedeln könnten, denn zu Zinzendorf stand U. in einem scharfen Gegensatz. Er beantwortete dessen briefliche Anläufe sehr kurz. Er meinte, daß Zinzendorf mehr ingenium als judicium habe. Wohlthuend ist es aber, daß U. Zinzendorf's Extravaganzen aufrichtig bedauerte und sehnlich wünschte, derselbe möge zur Nüchternheit und Ruhe gelangen. Als es hieß, daß Zinzendorf erkenne, ‚daß er ehemals anderes statuirt und vieles problematisch aufgeworfen, so wider die reine evangelische Lehre und die Lauterkeit des Glaubens sei‘, setzt U. hinzu: ‚Wenns nur damit seine Richtigkeit hätte. Sollt' man denn nicht etwas wagen mit ihm, damit er nicht klagen möge, man habe ihn nicht gehört‘ (18. 11. 1734 an Graf Christ. Ernst zu Stolberg). Von dem thatkräftigen Interesse Urlsperger's an der Hallischen Mission in Ostindien war schon die Rede. Er war auch Mitbegründer der evangelischen Gemeinde in Smyrna. Als Vorläufer von Werken der inneren Mission lassen sich auch seine Bemühungen um die zahlreichen in Augsburg verkehrenden jungen Kaufleute sowie um die Handwerksburschen erwähnen. Von den 5 Söhnen und 5 Töchtern, die U. geboren wurden, ebenso wie von Schwiegersöhnen und Enkeln starben ihm manche dahin, ein hoffnungsvoller Sohn nach Vollendung seiner theologischen Studien in Halle. Dennoch war es eine stattliche Zahl von Nachkommen, die ihm am 31. August 1763 die 50-jährige Jubelfeier zierten, wobei sein einziger überlebender Sohn Joh. August die Festrede hielt. Als letzterer im J. 1772, kurz vor seinem Dahinscheiden zum Seniorat befördert wurde, war es des Vaters hoher Trost und Freude, daß er aus der ihm vorgelesenen Rede des Sohnes festes Bekenntniß zum alten Väterglauben klar heraushörte. Er war damals ein 87-jähriger Greis und seit sieben Jahren im Ruhestande. Wir besitzen von dem mit einem so weiten Kreise von Personen im Verkehr stehenden Manne verschiedene Bilder, davon allein drei große Folioblätter in Schwarzkunst, eines 1723 von Gottfr. Eichler gemalt und von Bernh. Vogel gestochen, von 1737 und 1750 von Joh. Jak. Haid gemalt und gestochen. Sie bringen auch Urlsperger's Gedenkspruch: Evangelium Christi eruditio mea. Dazu kommt ein Kupferstich in kl. 8° aus dem J. 1724 nach dem Eichler'schen Gemälde von B. Vogel und ein größerer in 8° nach einem Bilde von Joh. Jak. Haid von G. A. Wolfgang 1750 gestochen. Eine Abbildung der Jubelmünze vom J. 1763 auf dem Titelblatt der „Sammlungen Urlsperger'scher Jubelschriften“ von Jak. Andr. Friedrich in Kupfer gestochen zeigt das Bild des 80-jährigen Greises neben dem seiner 75-jährigen Gattin.

Nachrichten, von dem Sohne Joh. Aug. Urlsperger herrührend, in der Sammlung Urlsperger'scher Jubelschriften und besonders in dem Wohlverdienten Ehrengedächtnis Herrn S. Urlspergers, Augsb. 1773. — L. Renner, Lebensbilder aus der Pietistenzeit. Bremen und Leipzig 1886, S. 329—400. — Handschr. Briefwechsel mit den Grafen zu Stolb.-Wern. im Fürstl. Archiv und die erwähnten Stiche in der Fürstl. Porträtsammlung zu Wernigerode. Vgl. auch J. G. Meusel's Lex. XIV (1815), 213—215. Ed. Jacobs.

Ursinus: August Friedrich U., verdienter Herausgeber einer Sammlung altenglischer und altschottischer Balladen. Geboren am 22. Juni 1754 zu Berlin als der Sohn des Geh. Oberfinanzraths Erhard U. beschäftigte er sich schon auf der Universität Halle, wo er die Rechtswissenschaften studirte, angeregt durch Herder's Abhandlung über Shakespeare, Ossian und die Volkslieder, mit dem Studium der altenglischen Lieder, namentlich der Percy'schen Sammlung, die 1765 erschienen war. Seine ersten eigenen dichterischen Leistungen waren zwei Balladen, die er im Göttinger bezw. Hamburger Musenalmanach von 1776 veröffentlichte. Schon im folgenden Jahre gab er „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichter" heraus, zu denen Chodowiecki eine Zeichnung lieferte, deren Stich Daniel Berger besorgt hatte. Eschenburg lieferte dazu die Uebersetzung zweier Abhandlungen über die alten englischen Minstrels und über die Liederpoesie aus Percy's Reliques und Arkin's Essays on song-writing. Die meisten Balladen sind aus der Percy'schen Sammlung entlehnt und die Uebersetzungen von Herder, Löwe, Crome, Campe, Joh. Martin Miller, Eschenburg und A. Julius Laur benutzt. U. selbst gab die Uebersetzung von drei Balladen. Auch für die von Gedike und Biester herausgegebene Berlinische Monatsschrift lieferte er einige Gedichte, deren Werth aber nicht groß ist. — U. wurde, nachdem er mehrere Jahre dem Grafen von Möllendorf als Secretär gedient hatte, 1781 geheimer expedirender Secretär beim Generaldirectorium in Berlin, 1786 Kriegsrath und 1798 geh. Kriegsrath. Er starb am 18. März 1805. — Ein die Jahre 1772—1791 umfassendes Stammbuch, das von ihm herrührt, enthält Aufzeichnungen aller bedeutenderen Männer jener Zeit.

Holstein, Archiv f. neuere Sprachen LIX, 1 ff. H. Holstein.

Ursinus: Benjamin U., Mathematiker, geboren am 5. (oder 15.) Juli 1587 in Sprottau in Schlesien, † am 27. September 1633 (oder 1634) in Frankfurt a. d. Oder. Der eigentliche Familienname war Behr, der latinisirt in Ursinus überging. Er war zuerst Hofmeister in Prag, dann Gymnasiallehrer in Linz und verkehrte an beiden Orten mit Kepler, dem er bei der Berechnung der Rudolfinischen Tafeln beigestanden haben soll. Im J. 1615 kam U. an das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin, von da 1630 an die Universität in Frankfurt a. d. Oder. Am bekanntesten sind die logarithmischen Veröffentlichungen von U. aus seiner Berliner Zeit. Ihr Druckort Köln ist daher als Köln a. d. Spree, nicht als Köln a. Rhein zu verstehen. Schon 1618 gab U. dort die „Trigonometria logarithmica Johannis Neperi" heraus, d. h. einen in Zahlen und Logarithmen um die beiden letzten Stellen gekürzten Abdruck von Neper's 1614 in der sogen. Descriptio veröffentlichen Tafel. Dann kam aber 1623 eine deutsche Ausgabe von Neper's Rhabdologie und 1624 der „Magnus Canon Triangulorum Logarithmicus", welcher um eine Stelle über Neper hinausging, mithin eigene Berechnung voraussetzte. Freilich schlichen sich in diese letzte Stelle manche Fehler ein, welche von U. nachträglich erkannt wurden. Die Berliner Bibliothek besitzt ein von U. eigenhändig verbessertes Exemplar.

Vgl. Kästner, Gesch. d. Mathematik III, 87—91. — Klügel, Mathematisches Wörterb. III, 541—542. — Gerhardt, Gesch. d. Mathematik in Deutschl., S. 120—122. — Cantor, Vorles. über Gesch. d. Mathematik II, 674—675. Cantor.

Ursinus: Benjamin U. (von Bär), evangelischer Geistlicher, † 1717. Unter den Berliner Unionstheologen zur Zeit des ersten preußischen Königs Friedrich I. hat Benjamin U. eine gewisse Bedeutung gehabt. Er stammte von dem im 16. Jahrhundert viel genannten pfälzischen Theologen Zacharias U., einem der Verfasser des Heidelberger Katechismus, ab. Ueber seine Herkunft und Bildung ist sonst nichts bekannt geworden. Im J. 1700 begegnen wir (in

Nova literaria, s. unten) der Nachricht, daß er als kurbrandenburgischer Hofprediger fungirte, und daß damals die von ihm in der Hauptkirche zu St. Marien in Stargard in Hinterpommern, bei Gelegenheit der Huldigung der hinterpommerschen Stände gehaltene Predigt veröffentlicht worden ist. Sie hat den Titel „Huldigungs-Predigt als dem Durchlauchtigsten Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich dem III Marckgrafen zu Brandenburg, Des H. Röm. Reichs Ertz-Cämmerern und Churfürsten ꝛc. die Erb-Huldigung von dero löbl. Ritterschafft und Städten des Hertzogthums Hinter-Pommern und Fürstenthums Camin abgestattet wurde, über die Worte Gottes 2 Chron. VII, 18 gehalten in der Hauptkirche zu St. Marien ꝛc. (4 Seiten in fol.)“ Aus Anlaß der Krönung und Salbung des Königs Friedrich I. 1701 wurde er zum evangelischen Bischofe und in den Adelstand erhoben, daher sein Wappen die Salbkanne und einen Bär zeigte. 1703 präsidirte Bischof U. zur Vereinigung der Lutheraner mit den Reformirten einer Unionsconferenz in Berlin, welche aber resultatlos verlief und nur einen vielseitigen Schriftenwechsel der betheiligten Kreise zur Folge hatte. Besonders war es der lutherisch-confessionelle gelehrte Theolog Valentin Ernst Löscher, welcher diese Conferenz lebhaft bekämpfte. Ausführliches findet sich darüber aus seiner Feder in den Unschuldigen Nachrichten ꝛc. Leipzig 1706, 521 ff. — Ursinus' eigene Veröffentlichungen scheinen sich nur auf dem homiletischen Gebiete bewegt zu haben; es waren Casualpredigten, zu welchen sein hohes Amt ihm reichlich Gelegenheit gab, „Huldigungs-, Krönungs- und Beisetzungs-Predigten, auch Beylager-, Einweihungs- und Ritterschlags-Reden“, von denen Jöcher (s. u.) sagt, daß sie „wohl geschrieben“ gewesen seien. Derselbe Gelehrte berichtet, daß U. öfter seine Predigten mit den Worten „Als vor Zeiten“ angefangen habe. Als ihm nun einmal ein gewisses Einkommen an Geld eingezogen, und von ihm um die Wiederauszahlung desselben petitionirt worden sei, habe der König auf seine Bittschrift ablehnend die kurze Resolution geschrieben „Alles vor Zeiten.“ U. starb zu Berlin im J. 1717.

Zu vgl. Nova literaria maris balthici et septentrionis edita MDCC (Lubecae in 4°) pag. 164. — Löscher, Val. Ernst, Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen u. s. w. Leipzig 1706. Daselbst S. 521—529: Nachricht wegen vorseyender Vereinigung der evangelischen und reformirten Religionen. (Außer diesem Aufsatze habe ich in den ersten zwanzig Bänden der Unschuldigen Nachrichten über U. nichts gefunden.) — Jöcher, Gelehrten-Lexikon IV (1751), S. 1735. — M. v. Engelhardt, Val. Ernst Löscher (1853), S. 96—118, wo noch weitere Litteratur zur Geschichte der Unionsstreitigkeiten angeführt ist. P. Tschackert.

Ursinus: Johann Henrich (Heinrich) U., am 26. Januar 1608 zu Speyer geboren, studirte von 1626 an zu Straßburg, ward 1632 Rector am lutherischen Gymnasium zu Mainz, dann Prediger in Speyer, seit 1655 Superintendent zu Regensburg, wo er am 14. Mai 1667 starb. (Jöcher, Bd. 4, S. 1740, wo auch zahlreiche Titel seiner Schriften aufgeführt sind.) — Wir beschränken uns hier auf die wenigen, welche Erwähnung verdienen. — Er machte den ersten Versuch, dem berühmten Hierozoikon des Sam. Bochart etwas Aehnliches über die biblische Botanik an die Seite zu setzen. Er sammelte aus den alten Uebersetzungen der Bibel, den älteren Auslegern und aus den classischen Naturhistorikern zahlreiche Notizen über die Bäume und sonstigen Pflanzen, die in der Bibel vorkommen und stellte sie in seinem „Arboretum biblicum“, Nürnberg 1665, 2. Aufl. 1699 (s. den vollst. Titel bei Meyer, Gesch. der Schrifterklärung, Bd. 4, S. 128), zusammen. Auch setzte er 1685 diese Mittheilungen fort in seiner „Continuatio historiae plantarum biblicae“ (vgl. Meyer a. a. O.). Eigenthümlich ist darin der Versuch, die Gleichnisse und

Bilder der Bibel, in denen Pflanzen vorkommen, genau botanisch zu deuten. Hierauf bezieht sich auch der Anhang des erstgenannten Werkes „Sylva theologiae symbolicae“, in der er eine Art hermeneutischer Theorie für derartige biblische Stücke oder Stellen vorträgt. (Vgl. Diestel, Gesch. des A. T's., 1869, S. 470.) Uebertroffen und dadurch verdrängt wurden Ursinus' Arbeiten durch die von Hiller (s. A. D. B. XII, 424) und Celsius. — Andere zerstreute Resultate seines Sammeleifers sind in seinen „Analecta sacra“ niedergelegt, vgl. Diestel a. a. O., S. 504. — Ein Commentar zu Sacharja (Frankfurt 1652) findet sich in Bleek-Kamphausen, Einl. in das A. T. 1870, S. 160, angeführt.

C. Siegfried.

Ursinus: Johann Friedrich U., sächsischer Geschichtsschreiber, wurde 1735 in Meißen als Sohn des Thorwärters der dortigen Landesschule geboren. Er besuchte letztere vom Jahre 1747, bezog dann die Universität Wittenberg, wo er sich 1758 die Magisterwürde erwarb. Von 1760 an war er Pfarrer in Beicha bei Lommatzsch, von 1772 in Boritz bei Riesa (Ephorie Meißen). Daneben beschäftigte er sich mit Studien zur sächsischen Landes-, namentlich Kirchengeschichte. Von diesen ist veröffentlicht worden die „Geschichte der Domkirche zu Meißen aus ihren Grabmälern erläutert mit einem Prospecte derselben“ (Dresden 1782), die Lebensbeschreibung des ersten Meißner Superintendenten Johannes Weiß und die Beschreibung einer eigenthümlichen Monderscheinung „Der Mond im Kreuze am 24. Februar 1785“. Der größte Theil seiner Vorarbeiten ist nicht zum Abschlusse gelangt. Sie beziehen sich fast ausschließlich auf die Geschichte der Stadt Meißen (Bischöfe, Geistlichkeit, Kirchen, Schulen) und befinden sich auf der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, zum Theil auch im dortigen kgl. Hauptstaatsarchive. In der großen Ueberschwemmung 1784 verlor U. eine mühsam gearbeitete Handschrift, die er zum Schutze gegen Feuersgefahr in einem unterirdischen Kirchengewölbe aufbewahrt hatte. Er starb 1796.

Sachsens Kirchen-Galerie. Dresden 1837, I, 132. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen. Dresden 1883, S. 27, 46. — F. Schnorr von Carolsfeld, Katalog der Handschriften der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Leipzig 1883, II, 574[a b]. Ein Brief an U. über die Herausgabe seiner Schrift Gesch. der Domkirche befindet sich dort J 56[b], Bl. 185 f., Familiennachrichten in L 278, Bl. 63.

Georg Müller.

Ursinus: Kaspar Velius U. Wahrscheinlich 1493 in Schweidnitz in Schlesien geboren und vermuthlich ursprünglich Kaspar Bernhard genannt, brachte er aus Rom, wo er bei seinem ersten Aufenthalt in der Velia wohnte, den Beinamen Velius mit heim. Schon 1505 bezog er die Universität Krakau, dort widmete er sich alsbald den humanistischen Studien und lernte von Constantius Clariti de Cancellariis Bononiensis auch Griechisch. Der frühreife Jüngling zeichnete sich schon mit 15 Jahren als lateinischer Dichter aus und gewann durch seine Verse die Neigung des Bischofs Johann V. Thurzo von Breslau, der ihn in seine Umgebung zog und für seine weiteren Studien freigebig unterstützte. 1508 ging U. nach Leipzig. Hier gehörte er zu den Schülern des Joh. Rhagius Aesticampianus und trat selbst als Lehrer des Griechischen auf. Etwa 1510 wurde er Secretär des kaiserlichen Locumtenens Bischof Matthäus Lang von Gurk. Mit diesem ging er 1511 nach Italien, studirte vorübergehend unter Scipio Carteromachus in Bologna und blieb, als Cardinal Lang nach Deutschland zurückkehrte, in Rom, um dort seine Studien zu vollenden. Hier erschloß sich ihm der glänzende Kreis der römischen Schöngeister und besonders die sodalitas Coritiana. Er befreundete sich mit Franciscus Arsillus, Janus Vitalis, Joannes Marius Catanaeus, Hieronymus Vidas, Angelus Colotius, Nicolaus

Judecus, Lilius Gregorius Gyraldus, Marcus Antonius Casanova, Philippus Beroaldus dem jüngeren, Petrus Bembus, Jacobus Sadoletus u. a. Besonders nahe trat ihm der Historiker Paulus Jovius. In Rom schuf U. zwei größere heroische Gedichte auf die Sporenschlacht von Guinegate und auf den Sieg Sigismund's I. von Polen bei Orsza. 1514 kehrte er wieder nach der deutschen Heimath zurück und nahm als Secretär Lang's 1515 an der Fürstenzusammenkunft in Presburg und an dem folgenreichen Wiener Congreß theil. Ueber ein Jahr blieb U. in Wien und in Verbindung mit der Universität und der sodalitas Collimitiana. Collimitius, Vadianus und Rudolfus Agricola junior wurden seine besten Freunde. 1516 sollte er sich Lang wieder anschließen und als Gesandter nach Spanien gehen, aber eine Erkrankung an der gallischen Krankheit stand ihm im Wege. 1517 erhielt er auf Lang's Fürsprache von Maximilian I. den Dichterlorbeer. In demselben Jahre veröffentlichte Agricola eine Sammlung von Gedichten des U., „Epistolarum et Epigrammatum liber“, in Wien. 1518 ging U. nach Schlesien, und die Gunst Johann Thurzo's gewährte ihm jetzt ein Kanonikat in Breslau, das ihm erlaubte, den Dienst Lang's zu verlassen und aufs neue seine Studien in Wien aufzunehmen. Als 1521 dort die Pest ausbrach, begab er sich nach Basel, wo er die Freundschaft des Erasmus von Rotterdam gewann und nach Freiburg im Breisgau, wo er mit Ulrich Zasius nähere Beziehungen anknüpfte. In Basel veranstaltete er 1522 eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen. Nach Wien zurückgekehrt, veranlaßten ihn die unerquicklichen Verhältnisse an der verfallenden Universität und besonders das Eindringen der Reformation zu einer zweiten Reise nach Italien, nach Rom. Indessen versuchte Ferdinand I. die Universität wieder zu heben, U. sollte den Lehrstuhl für Rhetorik erhalten; aber erst 1524 trat er in diese Stelle ein und las über römische und griechische Autoren. Im Winter 1525/26 verweilte er in Ofen bei Jakob Piso, und auch hier faßte er Fuß in den litterarischen Kreisen; der Primas Erzbischof Ladislaus Szalkai nahm ihn unter seine Familiaren auf. Als nach der Schlacht bei Mohacs (1526), Ferdinand I. sich aufmachte, um Ungarn für sich in Besitz zu nehmen, wurde U., der Sänger des habsburgischen Hauses, aus seiner Lehrstellung zum Hofhistoriographen berufen und begleitete seinen Herrn, bei der Krönung in Stuhlweißenburg hielt er die Festrede. 1529 entsagte U. dem geistlichen Stande und verheirathete sich in Wien an dem Tage, an dem die Türken vor der Stadt erschienen. Er flüchtete nach Linz und begab sich nach Aufhebung der Belagerung wieder nach Wien, um in königlichem Auftrage an der Reformation der Universität theilzunehmen. 1530 ging er mit nach Augsburg und 1531 zur Krönung Ferdinand's als römischer König nach Köln; auch hier hielt er wieder die Festrede. Im J. 1531 schrieb er ein Buch über die Schlacht bei Mohacs, das leider nicht erhalten ist. Gegen Ende des Jahres übernahm er die Erziehung der königlichen Kinder, und diese Thätigkeit nahm ihn vollauf in Anspruch. Mitten heraus aus diesem Berufe schied er plötzlich, am 5. März 1539, aus diesem Leben; er fand einen geheimnißvollen Tod in der Donau bei Wien. Nach den Aeußerungen der Freunde in Privatbriefen hat er freiwillig den Tod gesucht, weil er das unleidliche Verhältniß zu seiner zänkischen und treulosen Frau nicht mehr ertragen konnte. Ueber sein liebenswürdiges Wesen, seine reine Denkweise, seine Gewissenhaftigkeit als Prinzenerzieher sind alle Zeitgenossen einig. Wenn auch persönlich mild denkend, war er doch ein entschiedener Gegner der Reformation. Als Historiograph wurde er schon von seinen Zeitgenossen hochgeschätzt, sein Stil ist fließend und klar, seine Angaben sind zuverlässig, sodaß sein Hauptwerk, die Geschichte Ferdinand's I., auch Ranke's Beifall gefunden hat. Leider bricht dieses auch sonst noch lückenhafte Buch, das besonders für die Besitzergreifung

Ungarns von Wichtigkeit ist, schon mit dem Jahre 1531 ab; Kollar hat diesen Torso 1762 unter dem Titel „de bello Pannonico libri decem“ herausgegeben. Als humanistischer Dichter ragt U., der wahres Talent besaß, über alle seine schlesischen Landsleute hervor, er ist auch der erste und fruchtbarste Vertreter der Hochrenaissance in Wien. Seine zahlreichen Veröffentlichungen haben wir in seiner Biographie, Budapest 1886, zusammengestellt. Gustav Bauch.

Ursinus: Leonhard U., eigentlich Beer geheißen, nach der Sitte seiner Zeit latinisirt, war ein gelehrter und besonders in der Botanik kundiger Arzt. Geboren am 21. Januar 1618 zu Nürnberg und hier am 2. Februar 1664 gestorben, hat er von 1652—1656 die Professur der Botanik in Leipzig und darauf bis zu seinem Lebensende den Lehrstuhl der Physiologie in Leipzig bekleidet. Er stand bei den Zeitgenossen im Ruf großer Gelehrsamkeit und hat auch einige schriftstellerische Arbeiten in Gestalt von Dissertationen und akademischen Gelegenheitsreden producirt. Uebrigens war er auch Mitglied der K. K. Leopoldino-Carolinischen Akademie der Naturforscher.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 49. Pagel.

Ursinus: Zacharias U., reformirter Theologe, geboren in Breslau am 18. Juli 1534, † in Neustadt a. H. am 6. März 1583. Er war der Sohn eines aus Neustadt in Oesterreich stammenden Diakons Kaspar Beer, welcher 1528 als Informator nach Breslau gekommen war und seinen Familiennamen bereits in Ursinus übersetzt hatte. Ursinus' Mutter, Anna Rothe, gehörte einer angesehenen Breslauer Familie an. Trotzdem blieb Ursinus' Vater bis zu seinem 1555 erfolgten Tode in beschränkten Verhältnissen. Auf der Elisabethschule in Breslau gründlich vorgebildet, konnte Zacharias, mit städtischen und anderen Stipendien unterstützt, schon im Alter von nicht 16 Jahren die Universität beziehen und wurde, nachdem er vor Melanchthon eine besondere Prüfung bestanden hatte, am 30. April 1550 in Wittenberg immatriculirt, wo er mit großem Eifer seinen Studien oblag und sich besonders an Melanchthon enge anschloß. Im August 1557 durfte er letzterem zum Religionsgespräche nach Worms folgen und unternahm von da aus, von den Brüdern seiner verstorbenen Mutter mit den nothwendigen Mitteln versehen und durch ein ehrenvolles Zeugniß Melanchthon's empfohlen, eine längere Studienreise, auf welcher er in Genf mit Calvin in Beziehungen trat und in Paris einen längeren Aufenthalt nahm. Auf der Rückreise besuchte er, überall gelehrte Verbindungen anknüpfend, Zürich, Tübingen, Ulm und Nürnberg. Im September 1558 kam er wieder nach Wittenberg, um alsbald, dem Rufe des Breslauer Rathes folgend, als Lehrer an der Elisabethschule in seine Vaterstadt zurückzukehren.

Aber es sollte hier seines Bleibens nicht lange sein. Auch in Breslau brach der Abendmahlsstreit aus, welcher damals in ganz Deutschland die Gemüther erregte. U. war auf seiner Reise sich darüber völlig klar geworden, daß er in diesen Fragen nur auf Calvin's Seite stehen könne, und gab seiner Ueberzeugung in seiner 1559 zu Breslau erschienenen Erstlingsschrift: „Theses de sacramentis“ offenen Ausdruck. Damit war aber seine Stellung in Breslau unhaltbar geworden. U. erbat sich von dem Rathe die Enthebung von seinem Amte und erhielt dieselbe in ehrenvollster Weise und unter der Bedingung, daß er nach Breslau zurückkehren werde, sobald die Stadt seine Dienste wieder begehre. Er wendete sich nach kurzem Aufenthalte in Wittenberg, wo kurz vorher Melanchthon gestorben war, nach Zürich, wo er am 3. October 1560 ankam und mit den dortigen Theologen, besonders mit Petrus Martyr Vermigli, in die engste Verbindung trat. Bereits im folgenden Jahre fand U., dessen calvinische Ueberzeugung in Zürich noch fester gegründet worden war, den seinen

Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz berief ihn an die mit reformirten Lehrern neu besetzte Hochschule nach Heidelberg, wo er am 9. September 1561 ankam. Zunächst übernahm er hier die Leitung des Sapienzcollegiums, einer neu organisirten Anstalt zur Heranbildung von Geistlichen. Im folgenden Jahre wurden ihm, nachdem er am 25. August 1562 die Würde eines Dr. theol. erhalten hatte, außerdem die Vorlesungen über die Dogmatik übertragen, welche er fortführte, bis ihn seine anderweitige Arbeitslast zwang, dieselben 1568 in die Hände des zu seiner Entlastung berufenen Hieronymus Zanchius zu legen. Zu den ausgedehnten Geschäften, welche die äußere und innere Leitung der genannten Anstalt mit sich brachte, kamen umfassende wissenschaftliche und litterarische Arbeiten, zu welchen seine Stellung ihn nöthigte. So übertrug der Kurfürst ihm 1562 im Vereine mit Kaspar Olevianus die Ausarbeitung eines Katechismus, welcher nicht bloß der Unterweisung der pfälzischen Jugend dienen, sondern auch den Predigern und Lehrern eine feste Norm für ihre Lehre bieten sollte. Mit gewissenhafter Treue gingen beide an das Werk. Während, wie es scheint, die treffliche Anlage und Stilisirung mehr auf den praktisch gerichteten Olevian zurückzuführen ist, ist die dogmatische Gestaltung des Stoffes offenbar vor allem das Werk Ursinus', welcher unter Berücksichtigung der ganzen einschlägigen Litteratur als Vorarbeit zwei, dann von beiden Theologen in deutscher Sprache überarbeitete, Entwürfe angefertigt hatte. Aus ihnen ist der berühmte pfälzische oder Heidelberger Katechismus hervorgegangen, in welchem sich U. ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat. Nachdem derselbe von einem Convente der pfälzischen Superintendenten zu Kaiserslautern gebilligt worden war, erschien er im Januar 1563 zu Heidelberg unter dem Titel: „Katechismus oder christlicher Unterricht, wie der in Kirchen und Schulen der churfürstlichen Pfalz getrieben wird", zuerst im Drucke und wurde die bedeutendste Bekenntnißschrift der reformirten Kirche Deutschlands.

So großen und wohlverdienten Beifall dieser Katechismus aber innerhalb und außerhalb Deutschlands bei den Gesinnungsgenossen fand, so heftige Angriffe wurden von eifrig lutherischer Seite gegen denselben gerichtet. Die Aufgabe, diesen Angriffen zu begegnen und die wissenschaftliche Vertheidigung des Katechismus zu führen, fiel dem U. zu, welcher so, seiner innersten Neigung sehr zuwider, zu immer neuen theologischen Fehden genöthigt ward. In zahlreichen, meist im Namen der Heidelberger theologischen Facultät herausgegebenen Streitschriften, unter denen die 1564 unter dem Titel: „Gründlicher Bericht vom heiligen Abendmahle" erschienene, die bekannteste ist, vertheidigte er die Lehre des Heidelberger Katechismus mit Klarheit und Schärfe. Bei dem vom 10. bis 15. April 1564 abgehaltenen unerquicklichen und ergebnißlosen Maulbronner Religionsgespräche war U. neben Olevian der schlagfertigste Vertreter der Heidelberger Lehre gegen Jakob Andreä und übernahm auch bei dem darauf folgenden erbitterten litterarischen Streite die Abfassung der die Stellung der Pfälzer vertheidigenden Schriften. Doch nahm er, von Natur friedfertig und schüchtern, nur mit Widerwillen an diesen Kämpfen theil. Als darum Friedrich III. Ende 1566 eine Disputation der Heidelberger mit den lutherischen oberpfälzischen Theologen zu Amberg veranlaßte, kam U. zwar auf Einladung des Kurfürsten ebenfalls dahin, blieb aber den Verhandlungen fern, da er sie, durch seine Maulbronner Erfahrungen belehrt, für nutzlos hielt.

Trotzdem blieben U. neue, diesmal im Schooße der pfälzischen Kirche selbst entbrennende Kämpfe nicht erspart. Es handelte sich dabei um die in den calvinischen Kirchen des Auslandes längst eingeführte Kirchenzucht. Im Mai 1568 erhob U. in einer an den Kurfürsten gerichteten Denkschrift Klage über die herrschende Zügellosigkeit und forderte entschieden die Einrichtung einer Kirchen-

disciplin. Während Olevian und andere auf Seite des U. traten, sprachen sich andere, unter ihnen besonders der Leibarzt des Kurfürsten Thomas Erast, scharf gegen die Kirchenzucht aus. Daran schloß sich ein längerer ärgerlicher Streit, welchem Friedrich III., dazu mit veranlaßt durch das Auftreten des Pfarrers Adam Neuser in Heidelberg und des Inspectors Johann Sylvanus zu Ladenburg, am 13. Juli 1570 dadurch ein Ende machte, daß er die Einrichtung von Presbyterien und Einführung der Kirchenzucht anordnete. Die genannten beiden Theologen, eifrige Gegner der Kirchenzucht, hatten die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi bestritten und nicht bloß mit den Antitrinitariern in Siebenbürgen, sondern sogar mit dem türkischen Sultan Verbindung gesucht. Während Neuser der drohenden Verhaftung zu entgehen wußte und nach der Türkei entkam, in der er als Muhamedaner starb, wurde Sylvan am 23. December 1572 als Gotteslästerer in Heidelberg enthauptet. Ein leider auch von U. unterzeichnetes Gutachten der Heidelberger Theologen, welches die Todesstrafe für Gotteslästerung forderte, hatte zu dem beklagenswerthen Entschlusse des lange schwankenden Kurfürsten das seine beigetragen.

Alle diese unerwünschten Kämpfe und die Anstrengungen seines Amtes hatten die ohnehin zarte Gesundheit Ursinus' untergraben. Auch nach Abgabe der dogmatischen Vorlesungen blieb seine Arbeitslast eine übergroße, da er, häufig ohne jede Hülfe, nicht bloß den gesammten Unterricht und die Erziehung der 70 Zöglinge der Sapienz, sondern auch die ökonomische Leitung der Anstalt zu besorgen hatte. An sich zur Hypochondrie geneigt, zog er sich von jedem Umgange zurück. Seine Kränklichkeit nahm von Jahr zu Jahr zu, ebendamit aber auch seine Verstimmung und Sehnsucht, aus seiner „Tretmühle“ im Sapienzcollegium befreit zu werden. Als ihm aber 1571 ein ehrenvoller Ruf zu einer theologischen Professur in Lausanne die erwünschte Gelegenheit dazu bot, legte er die Entscheidung in die Hände des Kurfürsten, welcher den trefflichen Mann nicht ziehen lassen wollte. Doch entschloß er sich auf Zureden seiner Freunde im Sommer 1574, mit Margaretha Trautwein in die Ehe zu treten. Er gewann an ihr eine liebevolle Pflegerin und tüchtige Hausfrau, welche ihn mit einem ihn überlebenden Sohne, Johannes U., beschenkte.

Zwei Jahre später, am 26. October 1576, starb Kurfürst Friedrich III. Sein streng lutherischer Sohn Ludwig VI. folgte ihm in der Regierung und setzte alsbald eine vollständige Umwälzung der ganzen pfälzischen Kirche ins Werk. Auch U. erhielt, nachdem kurz vorher das Sapienzcollegium aufgelöst worden war, am 7. October 1577 seine Entlassung und fand, unter Ablehnung eines Rufes an die Hochschule in Bern, gleich anderen entfernten Heidelberger Professoren einen neuen Wirkungskreis an der von Pfalzgraf Johann Casimir, dem gleichgesinnten jüngeren Sohne Friedrich's III., neugegründeten Lehranstalt, dem Casimirianum in Neustadt a. H. Am 26. Mai 1578 begann er hier mit Vorlesungen über den Propheten Jesaia seine Thätigkeit und konnte dieselbe in angestrengter Arbeit unter stets zunehmenden körperlichen Leiden noch fast fünf Jahre fortsetzen. Hier verfaßte er noch, veranlaßt durch die Aufstellung der Concordienformel, zur Vertheidigung der reformirten Lehre außer mehreren kleineren Schriften sein bedeutendes letztes größeres Werk, die 1581 erschienene „Christliche Erinnerung vom Concordienbuch“, welche von ihm zuerst unter dem Titel „Admonitio christiana“ in lateinischer Sprache herausgegeben worden war. In der Stiftskirche zu Neustadt wurde U. bestattet. Die deutsche reformirte Kirche ehrt ihn als einen ihrer hervorragendsten und scharfsinnigsten Theologen.

Die lateinischen Werke Ursinus' wurden großentheils von 1584 bis 1590 durch seinen Schüler Joh. Jungnitz, seine Erklärungen zum Heidelberger Katechismus zuerst 1591 durch David Pareus herausgegeben. Eine Gesammtausgabe seiner

Werke veranstaltete von 1612 an Quirinus Reuter in drei Foliobänden. Sein Leben ist außer von Melch. Adam aus den Quellen beschrieben von K. Sudhoff, K. Olevianus und Z. Ursinus (Elberfeld 1857) und von J. F. A. Gillet, Crato von Crafftheim und seine Freunde (Frankfurt a. M. 1860, 2 Bände). Außerdem vgl. Hundeshagen in Piper's evangelischem Kalender von 1863 und J. Werle in den von dem evang. Vereine der Pfalz herausgegebenen „pfälzischen Reformatoren", sowie meinen Artikel in der theologischen Realencyklopädie, 2. Auflage, XVI, 238 ff. J. Ney.

Urslingen: Werner Herzog von U., ein Bandenführer des vierzehnten Jahrhunderts, entstammte einer nach der jetzt verfallenen, bei dem Dorfe Irslingen (richtiger Uerslingen) im württembergischen Oberamtsbezirke Rottweil gelegenen Burg benannten freiherrlichen Geschlechte, welches durch die Gunst der Hohenstaufen gefördert und gehoben, die Herzogswürde von Spoleto erwarb und dessen Häupter sich, nachdem sie dieses Lehens bald verlustig gegangen waren, den Titel, ihn auf ihren schwäbischen Stammbesitz übertragend, weiterführten. Herzog Werner v. U., von den Italienern, welche seinen Vornamen verwelschten, Guernieri oder Guarnieri geheißen, erscheint zuerst im J. 1342 als Führer einer jener Söldnerschaaren, in deren Reihen Abenteurer aller Länder, kampf- und beutelustig, die Halbinsel heimsuchten, um sich an den Fehden der Fürsten und Städte zu betheiligen; er war der erste, welcher unabhängige Schaaren, die in keines Höheren Solde standen, bildete, mit denen er sengend, plündernd und brandschatzend das Land durchzog. Eine Neuerung, welche er dabei schuf, bestand darin, daß alles, was auf diese Weise erworben war, in eine gemeinsame Kasse geworfen und später getheilt wurde. Dahin flossen die Gelder, durch deren Zahlung Ortschaften und Provinzen die Plünderung abkauften, die Loskaufsgelder der Gefangenen, die Beute an allem, was der Aneignung werth erschien. Wenn der Tag der Auseinandersetzung gekommen war, so geschah nach vorher bestimmten Verhältnissen die Vertheilung und in aller Güte einigten sich die Räuber über das was ein jeder von ihnen zu erhalten hatte. Herzog Werner war es, der ihnen diese Gesetze vorschrieb und die zuchtlosen Banden in Ordnung hielt. Daß sie sich ihm fügten, dankte er neben dem Ansehen, in dem er als Soldat stand, der Achtung, welche seine Untergebenen seiner vornehmen Abkunft zollten; sie fühlten sich dadurch geehrt, daß er mit ihnen in Gemeinschaft lebte und sich zu ihresgleichen machte.

U. hatte im J. 1342 im Solde von Pisa gegen Florenz gefochten. Als der Krieg beendet war, wünschten die Pisaner ihn mit seiner Schaar los zu werden, sie schlugen ihm daher vor, einen geringen Sold von ihnen anzunehmen und im übrigen auf seine eigene Hand zu leben, wobei sie den Hintergedanken hegten, daß es auf Kosten ihrer Gegner geschehen würde. U. und den Seinen gefiel der Gedanke und im September jenes Jahres traten sie zu einer auf Grund der oben entwickelten Regeln zu bildenden Genossenschaft zusammen, welcher sie den Namen der Großen Compagnie (la gran compagna) beilegten; U. nannte sich „Herzog Werner, Herr der großen Genossenschaft, der Feind Gottes, der Traurigkeit und der Barmherzigkeit". Bald hatte er 3000 Helme, das Fußvolk und den Troß ungerechnet, beisammen. Damit zog er aus. Zuerst gegen Malatesta, den Herrn von Rimini, der im letzten Kriege gegen Pisa gefochten hatte; dieser verstand die Genossenschaft durch Geld und gute Worte für sich zu gewinnen und sie zum Weitermarsche zu bewegen. Der Marsch ging gegen die Herren von Ferrara, Bologna und Ravenna, die nebst den Gemeinden von Imola und Faenza einen Bund geschlossen hatten, um sich gegen die Räuber zu schützen. Auch sie kauften den Besuch durch Gewährung von freiem Durchzuge, Lebensmitteln und einer Summe von 60000 Gulden ab. Dann ging

der Zug weiter gegen die Alpen. Ueberall wohin die Freibeuter kamen, verfuhren die Bewohner ebenso und als erstere am Fuße der Berge angekommen waren, hatten sie soviel Geld und Gut zusammengeraubt, daß sie es nicht mehr fortschaffen konnten; ihre Schaaren lösten sich nach und nach auf und gingen zu Hause oder schlossen sich anderen Banden an. Es geschah dies im Frühling 1343.

Vier Jahre später, im November 1347, erschien U. von neuem auf der Halbinsel. Dieses Mal im Süden des Landes. Dorthin zog König Ludwig von Ungarn um den Tod seines Bruders Andreas, des am 20. August 1345 ermordeten Gemahls der Königin Johanna von Neapel an dieser und ihrem Buhlen und nunmehrigen Gatten Ludwig von Tarent zu rächen. In des Königs Gefolge befand sich Herzog Werner von U. an der Spitze von 1500 Helmen. Mit leichter Mühe machte Ludwig sich zum Herrn von Neapel und, da er glaubte sich ohne die kostspielige Hilfe seiner fremdländischen Söldner behaupten zu können, dankte er sie ab; gegen U., welchen er zum Commandanten der Festung Aquila ernannt hatte, war außerdem die Anklage erhoben, daß er mit dem entthronten Herrscherpaare im Einverständnisse sei und auf Verrath sinne. U. kam durch die Entlassung nicht in Verlegenheit. Er sammelte sofort eine neue Compagnie, welche alsbald 3000 geharnischte Reiter zählte und unternahm nun Raubzüge. Zuerst gegen die Städte Campaniens. Die Verheerungen, welche seine Schaaren anrichteten, bewogen die Fürsten und Städte Mittelitaliens zu deren in Aussicht stehendem Erscheinen ein gemeinsames Heer aufzustellen; dieser Umstand, verbunden mit dem Auftreten der Pest, welcher viele der Seinen zum Opfer gefallen waren, veranlaßte U. im April 1348 für zwei Monate in den Dienst des zu Avignon in der Verbannung lebenden Papst Clemens VI. zu treten, um dessen Feldherrn bei der Wiedereroberung einiger dem heiligen Stuhle genommener Landstriche behilflich zu sein. Daß er dem Könige von Ungarn geschworen hatte, nicht in den Dienst des Papstes zu treten, hinderte ihn ebensowenig wie das gleiche eidliche Versprechen ihn davon abhielt, sich der Königin Johanna und deren Gatten anzuschließen, als diese aus der Provence, wohin sie geflüchtet waren, im August 1348 in Italien erschienen, um ihr Königreich von neuem in Besitz zu nehmen. Als sie ungehindert in die Stadt Neapel einzogen, ritt U. dem Königspaare voran und bald darauf ließ König Ludwig sich von ihm, um U., dessen Beistand er für die bevorstehenden Kämpfe gegen die noch im Lande befindlichen ungarischen Besatzungen nicht entbehren zu können glaubte, zu ehren, zum Ritter schlagen. — Aber nicht lange blieb U. dem neapolitanischen Königspaare treu. Er versprach sich von einem Uebertritte zu den Ungarn größere Vortheile, knüpfte Verbindungen mit den Führern derselben an, ließ sich, nach Apulien entsendet um hier die Anhänger des Königs zu schützen, von jenen zu Cornito gefangen nehmen und wurde mit einer hohen Befehlshaberstelle im ungarischen Heere betraut. Die Kämpfe, welche jetzt entbrannten, brachten den Söldnern reiche Beute; als sie durch eine Waffenruhe unterbrochen waren, ließen die Freibeuter sich durch den päpstlichen Legaten bestimmen auseinanderzugehen um das Erworbene in Sicherheit zu bringen oder auch es zu verprassen und dann zu ihrem schändlichen Gewerbe zurückzukehren; Neapel aber, wo beide Parteien der Erholung bedurften, wurde sie los. — U. wählte keinen von diesen beiden Wegen. Er bildete von neuem eine Compagnie von 500 Reitern und trat mit diesen Anfang Mai 1350 in den Dienst zweier Edelleute, Johann Manfredi von Faenza und Franz Ordelaffi von Forli, welche in Fehde mit Astorgio Duraforte begriffen waren, dem der Papst die Grafschaft Romagna verliehen hatte. Aber Reiter, welche Schätze im Mantelsacke mit sich führen, sind wenig geneigt ihr Leben zu wagen; auch von Urslingen's und der Seinen Thaten in den Kämpfen der nächsten Zeit wird wenig berichtet und nach

einigen Monaten wechselten diese von neuem die Fahne, indem sie unter die des Johann Pepoli traten, welchen in Bologna die Päpstlichen bedrängten. Als indessen Pepoli sich dem Erzbischofe von Mailand, Johann Visconti, in die Arme warf, mit dem U. in schlechtem Einvernehmen stand, verließ letzterer (Herbst 1350) die Stadt und trat bald mit seiner auf 1200 Reiter angewachsenen Compagnie von neuem in die Dienste des Papstes, indem er sich dem Grafen Durasorte verpflichtete. Aber Durasorte konnte die Verbindlichkeiten nicht erfüllen, welche er den Söldnern gegenüber auf sich genommen hatte, und im März 1351 ging U. in den Dienst von Mastino della Scala, des Herrn von Verona, über. Dieser starb schon am 3. Juni 1351, sein Sohn Can Grande II. della Scala, verbündete sich mit dem nämlichen Johann Visconti, um des willen U. Bologna verlassen hatte, und so sah sich der letztere bewogen, auch aus dem Dienste der Veroneser zu scheiden. Der Erzbischof steuerte selbst dazu bei, daß ihm sein seit Monaten rückständiger Sold ausbezahlt werden konnte; Urslingen's Bruder, Herzog Reinhold, trat mit 400 Reitern, dem Reste der Compagnie, in mailändische Dienste und Herzog Werner kehrte in seine schwäbische Heimath zurück, wo er bald nachher (nach Steger im J. 1354) gestorben ist. Er hinterließ einen Sohn, von dessen ferneren Schicksalen wir keine Kenntniß haben; die Nachkommen eines Bruders setzten den Stamm fort, aber Werner's unredlich und unrühmlich erworbene Schätze zerrannen unter den Händen seiner Nachfolger und in Armuth ist der letzte derselben um die Mitte des 15. Jahrhunderts, ein Bettelherzog, gestorben.

F. X. Bronner, Abenteuerliche Geschichte Herzog Werner's von Urslingen, Aarau 1828. — F. Steger, Geschichte Franz Sforzas und der italienischen Condottieri, S. 65—75. Leipzig 1858. B. Poten.

Ursus: Nicolaus Reimarus U., ein vielseitiger Gelehrter des 16. Jahrhunderts, stammte aus Henstedt in Ditmarschen, erlernte, nachdem er in seiner Jugend die Schweine gehütet hatte, die lateinische, griechische und französische Sprache und erwarb sich als Autodidakt gründliche Kenntnisse im Gebiet der Mathematik, der Astronomie und der Philosophie. Ein von ihm ersonnenes neues System der Astronomie („Fundamentum Astronomicum“, Straßburg 1588) traf mit der Theorie des Tycho de Brahe dermaßen zusammen, daß dieser ihn des Plagiats beschuldigte. Nachdem U. seit 1588 in Straßburg Mathematik gelehrt hatte, erhielt er einen Ruf nach Prag und ließ daselbst 1597 seine Schrift „De Astronomicis hypothesibus“ abdrucken, worin er den Tycho de Brahe aufs heftigste angriff und mit Schmähungen überhäufte. Deshalb von einer Beleidigungsklage bedroht, entfloh er aus Prag und starb 1599. Neben einer Reihe mathematischer und astronomischer Schriften verfaßte U. auch eine „Metamorphosis Logicae“, die 1589 in Straßburg erschienen ist.

J. H. Zedler's Universal-Lexikon LI, 633. — C. G. Jöcher's Allgem. Gelehrten-Lexikon IV, 1743. O. Liebmann.

Usedom: Adolf Detlef v. U., königlich preußischer Generallieutenant, wurde auf dem von König Karl XII. seinem Vater, welcher zuletzt als Oberstlieutenant im Leib-Regimente der Königin in schwedischen Kriegsdiensten stand, wegen dessen Tapferkeit und Treue geschenkten, unweit der Südküste der Insel Rügen gelegenen Gute Venzwitz am 17. Mai 1726 geboren, trat mit fünfzehn Jahren als Fahnenjunker in das nämliche Regiment, vertauschte 1743 den schwedischen mit dem österreichischen Dienste, nahm im nämlichen Jahre am Feldzuge am Rhein theil, ging dann, durch den Ruhm Friedrich's des Großen angezogen, nach Böhmen, wohnte als Freiwilliger den Ereignissen auf dem dortigen Kriegsschauplatze bei und wurde 1745 vom Könige als Cornet beim schwarzen Husarenregimente Ruesch angestellt. In diesem machte er den ganzen

siebenjährigen Krieg, zuerst in Ostpreußen, dann beim Heere des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mit und erwarb sich den Ruf eines „ausgezeichneten Husarenführers“ („Geschichte des 1. und 2. Leib-Husarenregiments“ von Mackensen, I, S. 209. Berlin 1892). Aus dem Kriege kam er als ältester Rittmeister zurück. Zum Oberstlieutenant ernannte ihn der König mit Uebergehung von 33 Majors und im J. 1770 schickte er ihn nach Rußland um beim Kriege gegen die Türken Erfahrungen zu sammeln. U. wohnte den Vorgängen am Dniester und in der Moldau bei; beim Abschiede schenkte sein Vorgesetzter General Fürst Galizin ihm ein türkisches Zelt und vier Kameele. Bald nachher wurde er Commandeur des schwarzen, am 27. Juli 1775 aber Chef des gelben Husarenregiments, bisher Malachowski, welches er im Bairischen Erbfolgekriege befehligte. König Friedrich II. erwähnt, daß Usedom's Husaren sich gelegentlich des Ueberganges über die Elbe bei Leitmeritz ausgezeichnet hätten und beförderte ihn am 22. Sept. 1778 außer der Reihe zum Generalmajor. 1784 schenkte er ihm bei der Revue 2000 Thaler, befahl ihn zu den Revuen in Schlesien und bei Potsdam und ließ ihm zu den Reisen 100 Friedrichs'dor auszahlen. König Friedrich Wilhelm II. beförderte ihn am 24. Mai 1787 zum Generallieutenant und schenkte ihm 2000 Thaler zum Ankaufe eines Hauses in seiner Garnison Schneidemühl. 1788 übertrug er ihm den Befehl über ein eigenes Corps in Westpreußen, welches U. 1790 aus Anlaß der Mobilmachung gegen Oesterreich nach Schlesien führte. 1789 hatte er den Schwarzen Adlerorden erhalten. Er starb am 10. April 1792 zu Schneidemühl.

Militärisch-genealogischer Kalender auf das Jahr 1792. Mit Genehmigung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. B. Poten.

Usedom: Friedrich v. U., königlich preußischer Generalmajor, der Sohn eines Bruders des Generals Detlef v. U. (s. oben), trat 1770 beim Husarenregimente v. Lossow Nr. 5 in den Dienst, machte den Bairischen Erbfolgekrieg mit, aus welchem er als Stabsrittmeister zurückkam, ward 1785 Rittmeister und Escadronchef im Husarenregimente Prinz Eugen von Württemberg Nr. 4 und am 27. Januar 1795 zum Commandeur dieses Regiments ernannt, 1786 hatte er in Breslau bei der Huldigung den Orden pour le mérite erhalten. Am 21. Mai 1798 wurde er zum Chef des Husarenregiments Nr. 10 und am 20. Mai 1805 zum Generalmajor ernannt. Mit jenem Regimente nahm er am Feldzuge des Jahres 1806 theil. Bei Blücher's Rückzuge durch Mecklenburg kam er, als dieser die Absicht hegte sich in Rostock einzuschiffen, ohne eigenes Verschulden von den übrigen Truppen ab. Als ihn die Weisung erreichte sich mit Blücher, der die Richtung auf Lübeck eingeschlagen hatte, zu vereinigen und er sich dazu am Frühmorgen des 5. November mit seinen erschöpften Husaren von dem 7 km nordöstlich von Wismar belegenen Dorfe Rohlsdorf in Bewegung setzte, fand er bei Wismar den Weg durch eine überlegene Macht unter Savary verlegt und capitulirte mit dem noch 367 Pferde zählenden Regimente. Er wurde mit 800 Thalern pensionirt und starb 67jährig am 15. November 1824 zu Meloschwitz bei Militsch.

Archiv des Kriegsministeriums zu Berlin. — v. Lettow, Der Krieg von 1806 und 1807, II, 337. Berlin 1892. B. Poten.

Usedom: Karl Georg Ludwig Guido Graf v. U., geboren am 17. Juli 1805 zu Kartzitz auf Rügen, stammte aus einem alten pommerschen Adelsgeschlechte. Sein Leben war sowol den schönen Künsten und ihrer allseitigen Förderung, wie der Diplomatie gewidmet, und da er vorwiegend als preußischer Gesandter in Italien seine Amtsgeschäfte zu führen hatte, so fand er Muße und Gelegenheit vollauf, die beiden Grundrichtungen seines Geistes zu schöner Harmonie auszubilden. Nach Absolvirung seiner juristischen Studien in

Greifswald, Göttingen und Berlin arbeitete er kurze Zeit am Berliner Stadtgericht, sowie bei einem befreundeten Landrath in Westfalen, machte im Frühjahr 1832 eine Reise nach Paris und London, im folgenden Jahre nach Süddeutschland, wo er in den hohenzollernschen Fürstenthümern mütterlicherseits Verwandte hatte. Besonders hielt er sich in Nürnberg und München auf, denn hier fesselte ihn das Studium altdeutscher Geschichte und Kunst, sowie sein Interesse für katholischkirchliche Verhältnisse. Im Mai 1837 wurde er, nachdem er kurz vorher das diplomatische Examen bestanden hatte, zum Legationssecretär in Rom, wo damals Bunsen Gesandter war, ernannt, 1839 auf seinen Antrag wegen schwerer Erkrankung seines Vaters und seiner Gattin in das Auswärtige Amt berufen und nach seiner in demselben Jahre erfolgten Ernennung zum Kammerherrn sowie seiner (1841) Beförderung zum wirklichen Legationsrath 1845, um den Verwaltungsdienst kennen zu lernen, vorläufig im Ministerium des Innern beschäftigt. Von 1845 bis 1848 und wieder von 1849 bis 1854 fungirte er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am päpstlichen Hofe in Rom, einige Monate auch als solcher am Bundestage, wurde aber während dieser Zeit nach Berlin berufen, um den Frieden mit Dänemark zu unterhandeln und 1850 abzuschließen. Es war sein Verdienst, da Bedingungen, welche die Rechte der Herzogthümer sicher stellten, bei der damaligen politischen Gesammtlage für Preußen nicht durchzusetzen waren, daß eine paix pure et simple, ein „inhaltsloser Friede“, geschlossen ward, welcher wenigstens die Zukunft der Herzogthümer nicht preisgab, indem er sie für jetzt Dänemark gegenüber sich selbst überließ. Nach 1854 lebte U. einstweilen ohne amtliche Verwendung zu finden, als Wirklicher Geheimer Rath, wurde aber 1859 vom Prinz-Regenten wieder in den activen Staatsdienst gezogen und zunächst an den Bundestag in Frankfurt geschickt. Hier löste ihn v. Sydow ab, U. aber, 1860 zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt — eine Auszeichnung, der im December 1862 seine Erhebung in den Grafenstand folgte — ging, nachdem ihn eine außerordentliche Mission im December 1862 noch einmal nach Rom geführt hatte, 1863 als Gesandter (nach Italien) zuerst nach Turin, dann, dem Hofe folgend nach Florenz. Bei dem Abschluß des preußisch-italienischen Vertrages vom 8. April 1866 hat er sich wesentliche Verdienste erworben. 1869 verließ er aber den diplomatischen Dienst infolge eines Zerwürfnisses mit Bismarck, der ihm vorwarf, die von ihm vorgezeichnete Linie überschritten zu haben. Er vermochte nunmehr, zuerst als Berather des (1871) zum Protector der Museen erhobenen Kronprinzen von Preußen und demnächst (1872) als commissarischer Generaldirector der kgl. Museen seiner eigenen Neigung zur Kunst zu leben und für ihre Förderung in Preußen eine segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Im Juni 1879 trat er in den Ruhestand und ist am 22. Januar 1884 in San Remo gestorben.

Ueber Usedom's amtliche Thätigkeit läßt sich Abschließendes heute noch nicht sagen. Bei aller persönlichen Verehrung für König Friedrich Wilhelm III. und IV. war er doch ein bestimmter Gegner ihrer Politik. In dem Unterlassen der zugesagten Einführung der Verfassung, in dem bedingungslosen Anschluß an Oesterreich erblickte er hauptsächlich die Ursachen des Verfalls der preußischen Monarchie, wie ihn das Jahr 1848 in so trauriger Weise darstellt. Provinzialstände sind ihm ein politisch nutzloser Zierrath, den man, ohne den Gang der Staatsmaschine zu beeinflussen, an sie anschrauben oder von ihr wegnehmen könnte, und eine traurige Wahrheit sei es, so drückt er mit seltenem Freimuth sich schon 1849 aus mit Bezug auf den Charakter Friedrich Wilhelm's IV., daß der Vogelflug schöner Gedanken uns oft auf Höhen führt, die für den gewöhnlichen Verlauf der Dinge nicht ersteigbar sind. Durch und durch eine vornehme,

nach classischem Muster gebildete und classischen Idealen nachstrebende Natur sucht und findet er in dem aristotelischen Maßhalten auch für die aufgeregte Zeit, überhaupt für die Beurtheilung politischer Dinge „die Tugend“, den Leitstern, der ihn, auch wenn die positiven Normen zusammenbrechen, sicher führt. Das göttliche Maßhalten, die Sophrosyne ist es, was ihn am Griechenthum entzückt, in dem er dessen weltbelehrende, weltumbildende Kraft, die Basis und Grundbedingung des Höheren erkennt, was sich darauf erbaut. Das Griechenthum hat im Gegensatz zu den kühnen Elementen des Barbarenthums, der Kraft, der Kühnheit, der Kenntnisse das Höhere zu diesem Allen, das Vollendete und die edle Weisheit der Begrenzung aus sich selbst, die Linie, diesseits oder jenseits welcher die Menschen der Unschönheit oder dem Frevel, wo nicht der göttlichen Nemesis verfallen. Um so mehr aber müsse die Gegenwart Maß, Recht, Sitte, Schönheit in politischen Dingen halten, als an uns das Christenthum die Forderungen eines noch viel höheren Gesammtlebens stelle, wir müssen also in Zeiten politischer Kraftexplosion zunächst daran denken, die Kraft zu begrenzen, aus dem rohen Block die Gestalt der neuen Zeit durch Wägen und Messen herauszubilden. Denn nicht solle ihre politische Sturmkraft nach allen Himmelsstrichen ungeordnet treiben, sie solle vielmehr gebändigt und dienstbar der Neuzeit in die Segel wehen. — Ein solches politisches Glaubensbekenntniß, abgelegt am Schlusse des Jahres 1848 in der einzigen uns bekannt gewordenen Denkschrift Usedom's „Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart“ (Berlin 1849) zeigt uns in der That einen feinen Kopf, der, wie immer er auch irren mag, sich durch keinen politischen Dogmatismus die unbefangene Würdigung der Gegenwart trüben ließ, dem, wie ihm nachgerühmt wird, die freie vielseitige Beobachtung der menschlichen Natur und der inneren Naturgesetze als die lebendige Quelle staatsmännischer Erkenntniß gilt. So zeugen denn auch diese Briefe selbst da wo sie irren — wie denn ihr Verfasser die Trias in Deutschland lieber sehen will als die Monas, denn je centralisirter die im Grunde auch von ihm gewünschte Einheit werden soll, um so republikanischer würde sie sein — eine besondere Fähigkeit der Abstraction, eine Sicherheit und Ruhe, eine Objectivität des Urtheils, welche das Buch zu einer werthvollen Quelle für die Würdigung der Zeitverhältnisse macht. Charakteristiken aber, wie sie U. von Metternich, von Joh. Jacoby und namentlich von König Friedrich Wilhem III. und IV. von Preußen sowie von ihren Regierungssystemen entwirft, werden noch heute für den Historiker lehrreich sein. Treffend sagt, soweit wir urtheilen können, der Herausgeber der Briefe, U. gehörte seiner geistigen Abstammung nach in jene Reihe preußischer Staatsmänner, die aus den ersten Decennien des Jahrhunderts, in welche ihre Jugendeindrücke fielen, das politische und sittliche Erbe jener großen Zeit in die Enge und Sprödigkeit späterer Zustände unverkümmert mit hinüber nahmen.

U. war in erster Ehe mit Luise Fischer vermählt, † 1846; in zweiter mit Olympia, der Tochter des großbritannischen Generallieutenants Malcolm, früheren Gouverneurs in Bombay. Die Gräfin Olympia († in München 1886) war eine sehr originelle, an Herz und Geist ausgezeichnete Dame, die nur dem Gatten durch ihre unberechenbaren und undiplomatischen Offenherzigkeiten hie und da die Lage verdarb. U., der inbetreff des diplomatischen Verhandelns selbst gern Metternich als seinen Lehrmeister bezeichnete, hatte sich den point de zèle in vollendeter Weise angeeignet und wußte nie geistvoll anmuthiger zu sprechen, als da, wo ihm darum zu thun war, nichts zu sagen.

E. Berner.

Usener: Friedrich Philipp U., geb. am 26. Novbr. 1773 zu Steinfurt in Hessen, † am 11. März 1867 zu Frankfurt a. M., studirte in Marburg und

Göttingen die Rechte, erwarb sich am 21. Octbr. 1796 auf der Universität Erlangen den juristischen Doctorgrad und erhielt am 3. Febr. 1797 in Frankfurt a. M. das Bürgerrecht mit der Zulassung zur Advocatur. Hier war er während seines langen Lebens in den verschiedensten Aemtern thätig, bis er am 15. October 1861 als Syndicus primarius in den wohlverdienten Ruhestand trat. Als Geschichtsschreiber ist er durch verschiedene Arbeiten über Bergschlösser in Gottschalk's Ritterburgen Deutschlands, hauptsächlich aber durch seine „Beiträge zu der Geschichte der Ritterburgen in der Umgegend von Frankfurt a. M.“, daselbst erschienen 1852, bekannt geworden. Außerdem schrieb er eine Geschichte der Vehmgerichte und mehrere auf die Geschichte von Frankfurt bezügliche Abhandlungen. Neben seiner amtlichen und schriftstellerischen Thätigkeit füllte aber noch seine Liebe zur Kunst sein Leben aus. Nicht nur, daß er aufs eifrigste die Stiche von Elias Ridinger und Daniel Chodowiecki sammelte, sondern auch als ausübender Künstler that er sich hervor. Bis in sein höchstes Greisenalter zeichnete und malte er mit unermüdlichem Fleiße alle Burgen und sonstige interessante alterthümliche Bauwerke in Frankfurt und dessen Umgegend. Auch im Radiren machte er einige Versuche. Seine fast vollständige Sammlung der Arbeiten Chodowiecki's erwarb einige Monate vor seinem Tode das Städel'sche Kunstinstitut.

Vgl. Ph. Friedrich Gwinner, Zusätze und Berichtigungen zu Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. Frankf. 1867, S. 88 ff. P.

Usinger: Rudolf U., Historiker, geboren am 7. Juni 1835 zu Nienburg an der Weser, † am 31. Mai 1874 zu Bremen. Sein Vater war der Medicinalrath U., ein beschäftigter und angesehener Arzt in Nienburg († 1849), seine Mutter eine geborne Freiin Grote. Von Geburt an lungenkrank, hat U. den größten Theil seiner jungen Jahre auf dem Krankenlager verlebt, bald im elterlichen Hause, bald in ländlichen Pfarrhäusern, wo er theils zur Pflege, theils um Unterricht zu empfangen untergebracht war, vorübergehend auch einmal auf einem Gute, wo er die Landwirthschaft erlernen sollte. Immer wieder machte sich die Krankheit mit ihren Ansprüchen geltend; wiederholt trat sie so drohend auf, daß sein Ende erwartet wurde, und er hat selbst wohl gehört, wie sich seine Umgebung von seinem Tode unterhielt. Da seine Tage gezählt schienen, hielt man es nicht für räthlich, ihn dem Zwange einer öffentlichen Schule zu unterwerfen. Nachdem aber der Besuch des Bades Lippspringe im Sommer 1855 eine günstige Wendung herbeigeführt hatte, suchte U. durch den Privatunterricht des Conrectors Fromme in Nienburg, der ihn in Latein und in den modernen Sprachen vorbereitete, und durch eifriges Selbststudium nachzuholen, was andern die Schule bot. Früh erwachte seine Vorliebe für Geschichte, zumal die seiner niedersächsischen Heimath. Schon im J. 1856 brachte die Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen (Jg. für 1853) zwei Aufsätze von ihm: die Grabsteine der Grafen von Hoya in der Kirche zu Nienburg und das Steinlager beim Gewedensteine in der Nähe von Wölpe. Im October 1857 bezog er die Universität Göttingen und wurde auf Grund eines Zeugnisses seines Lehrers Fromme als stud. philos. immatriculirt. So vielseitig er sich auszubilden suchte, daß deutsche Geschichte der Mittelpunkt seiner Studien und seiner Lebensarbeit wurde, stand für ihn fest, nachdem er Georg Waitz kennen gelernt hatte. An den von Waitz geleiteten historischen Uebungen nahm er seit seinem zweiten Semester theil und legte hier im Winter 1859/60 die Arbeit vor, aus der später seine Deutsch-dänische Geschichte erwuchs. Im December 1860 promovirte er mit der quellenkritischen Abhandlung: „Die dänischen Annalen und Chroniken des Mittelalters“ (Hannover 1861). Im Herbst 1861 ging er auf ein Jahr nach Berlin, machte sich mit den Historikern der Uni-

versität bekannt und arbeitete an der Fertigstellung der Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II., die Hirsch (s. A. D. B. XII, 469) unvollendet hinterlassen hatte. Je mehr er sich in die Aufgabe vertiefte, desto weniger sagte es ihm zu, die unfertige Arbeit eines andern, dessen Grundanschauung er nicht theilen konnte, zu vollenden. Nach Veröffentlichung des ersten bis zum Jahre 1006 reichenden Bandes, der im Sommer 1862 mit einer Vorrede von Waitz erschien, gab er die Weiterführung des Werks auf. Nach Göttingen zurückgekehrt, war er bereit für die Sammlung der Städtechroniken Ostern 1863 nach Augsburg zu gehen, als der Arzt das Klima dieser Stadt für Usinger's Gesundheitszustand bedenklich erklärte. Er gab daher den Plan auf — der Referent trat an seine Stelle — und bereitete seine Habilitation als Docent der Geschichte in Göttingen vor. Im Sommer 1863 erschien sein Buch „Deutsch-dänische Geschichte 1189—1227“, und im Juli erhielt er die venia docendi für mittlere und neuere Geschichte. Bis Ostern 1865 lehrte U. in Göttingen, sein Interesse mehr und mehr der neuern Geschichte zuwendend, wie auch seine Vorlesungen überwiegend diesem Gebiete galten. Zugleich betheiligte er sich lebhaft an den politischen Bewegungen der Zeit. Er kam in nahe Beziehungen zu Miquel, der damals als Rechtsanwalt in Göttingen lebte, trat dem Nationalverein bei, auch dem Protestantenverein, und nahm sich der Göttinger Zeitung insoweit an, als er die Thätigkeit des Unternehmers, der zugleich Drucker und Redacteur war, überwachte, mitunter, jedoch selten, das Wort ergriff. Zu Ostern 1865 erhielt U. einen Ruf als Extraordinarius nach Greifswald und wurde nach Jahresfrist Ordinarius. Ostern 1868 ging er als Nachfolger Treitschke's nach Kiel. So schwer auch der Anfang in Kiel war, allmählich gestalteten sich die akademischen und persönlichen Verhältnisse sehr befriedigend. Im Frühjahr 1868 hatte er sich mit Fräulein v. Bardeleben in Kassel verheirathet. Seine Gesundheit hatte sich leidlich befestigt, wenn auch einzelne Rückfälle nicht ausblieben. Ein solcher trat ein, während er an der Versammlung des Hansischen Geschichtsvereins zu Bremen in der Pfingstwoche 1874 theilnahm. Am Mittwoch mußte er sich in Hillmann's Hotel, wo er wohnte, niederlegen. Am Sonntage darauf starb er. Seine Leiche wurde nach Nienburg gebracht und in dem Familienbegräbniß beigesetzt. Es war ein kurzes, durch Krankheit noch verkürztes und gehemmtes, aber von einer rastlosen Thätigkeit erfülltes und geistig bewegtes Leben. In einer ununterbrochenen Folge von seiner Doctordissertation an bis in sein Todesjahr liegt die Reihe größerer und kleinerer Arbeiten vor, in denen er, auf eine umfassende Quellenkenntniß gestützt, in scharf eindringender kritischer Forschung seine Aufgaben erfaßt und zugleich darnach strebt, das Erforschte geschickt und anschaulich darzustellen. Bald sind es allgemeinere, die Zeit beschäftigende Probleme, wie die von Buckle vorgetragenen Ideen über Geschichte oder die an die Magdeburger Katastrophe sich knüpfende historische Controverse (Histor. Zeitschr. Bd. 19 v. J. 1868; 13 v. J. 1865), bald die detaillirtesten Forschungen zur Staats- und Territorialgeschichte, die er sich auswählt. Er weiß immer den Einzelpublicationen, den localen urkundlichen Veröffentlichungen interessante allgemeine Gesichtspunkte abzugewinnnen: so wenn er das Erscheinen der Hamburger Kämmereirechnungen dazu benutzt, den Haushalt einer mittelalterlichen Stadt (ebd. Bd. 24, 1870) oder die ersten Bände der Hanserecesse dazu, die Anfänge der Hanse in ihrem historischen Zusammenhange darzustellen (Preuß. Jahrb. 28 v. J. 1871). Seine Forschungen gelten den verschiedensten Zeiten deutscher Geschichte. Lange hat ihn die ältere Stammes- und Territorialgeschichte angezogen. Seine „Forschungen zur lex Saxonum“ (Berlin 1867), mögen sie auch in einem wichtigen Punkte fehlgreifen, haben doch einen bedeutsamen Beitrag zur Datirung dieses Volksrechts geliefert. Noch aus seinem

Nachlaß hat Waitz: „Die Anfänge der deutschen Geschichte" (Hannover 1875) veröffentlicht, ein Bruchstück aus umfangreichen Arbeitsplänen, zu denen er immer wieder zurückgekehrt war. Noch lieber würde man ihn Studien haben ausführen sehen, wie sie in einem Aufsatze: „Das deutsche Staatsgebiet bis zu Ende des 11. Jahrh." (Histor. Ztschr. 27, 1872) niedergelegt sind: vorzügliche Beiträge zu dem litterarisch noch so wenig angebauten Gebiete der Geschichte der politischen Geographie. Im Zusammenhang mit seinen Arbeiten an den Jahrbüchern des deutschen Reichs steht sein Aufsatz über Kaiser Heinrich II., bestimmt, sein von Giesebrecht und Hirsch abweichendes Urtheil über diesen Herrscher zu begründen (Hist. Ztschr. 8, 1862); die Kieler Festrede zum 22. März 1870 über das Königthum der Ottonen und Salier, der Aufsatz in Westermann's Monatsheften: „Ein deutscher Bischof", ein Lebensbild Thietmar's von Merseburg (Mai 1868). Der Geschichte der letzten salischen Kaiser, deren Bearbeitung U. für die Jahrbücher des deutschen Reichs übernommen hatte, gehört an, was er über eine Sibylle des Mittelalters aus einer Berner Hs. in den Forschungen Bd. X und XI (1870 u. 71) veröffentlichte. Gleich seinen Vorlesungen haben sich auch seine Aufsätze stets in Beziehung zur neueren Geschichte gehalten. 1863 schrieb er gelegentlich der fünfzigjährigen Feier der Leipziger Schlacht eine kurze „Geschichte der Freiheitskriege" (Cob. 1863); „Napoleon, der rheinische und der nordische Bund" (Preuß. Jahrb. Bd. 14 v. 1865) ist durch das Erscheinen der Memoiren des Grafen v. Senft (1863) und der gleichzeitig publicirten Bände der Correspondenz Napoleon's I. veranlaßt. Pertzens Gneisenau begleitete er mit einer die Mängel des lange erwarteten Werkes beleuchtenden Kritik, die zugleich eine eigene Skizze von Gneisenau's Leben bis Ende des Jahres 1806 vorlegte (Histor. Zeitschr. Bd. 14, 1864). Wer an den politischen Vorgängen einen so lebhaften Antheil nahm wie U., wie hätten dem nicht die großen Zeitereignisse seit 1866 die Feder in die Hand drücken sollen! Während des deutsch-französischen Krieges erschien von ihm in den Preußischen Jahrbüchern der Aufsatz: „Der politische Zustand Frankreichs" und die kleine, seinem Lieblingsgebiete historisch-geographischer Forschung angehörige Schrift: „Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich" (Berlin 1870). Die Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark im Mittelalter hatten ihn von jeher beschäftigt; ihnen galt sein wichtigstes Werk; einem oft schon bearbeiteten Gebiete hatte er es verstanden neue Ergebnisse abzugewinnen; nirgends war, wie ein Essay Sybel's (Hist. Ztschr. 12, 1864) mit Recht rühmt, einem politisch-nationalen Gesichtspunkt zu Liebe das Ergebniß objectiver Forschung willkürlich erweitert oder gefärbt. Die Kieler Professur legte ihm die Pflicht auf, sich der Landesgeschichte anzunehmen. Als Secretär der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Landeskunde hatte er die Redaction der Zeitschrift zu besorgen und die Quellenpublicationen der Gesellschaft fortzuführen. Mit Eifer und raschem Erfolge griff er zu, überall selbst thätig und dadurch andere zur Nacheiferung anspornend. Auch hier begegnet man einer lehrreichen Studie historisch-geographischer Art: „Uebersicht der territorialen und staatsrechtlichen Entwicklung Nordalbingiens". Der Aufsatz: „Uwe Jens Lornsen" knüpft an das 1872 erschienene Buch von von K. Jansen an, gibt aber auf Grund der neu durchforschten und ergänzten Quellen einen selbständigen Entwurf zu einer Biographie Lornsen's. Erst aus dem Nachlasse Usinger's konnte in einem seinem Andenken gewidmeten Bande der von der Schleswig-holstein-lauenburg. Gesellschaft edirten Quellensammlung seine Ausgabe des Officium sancti Kanuti veröffentlicht werden (1874). Lieber noch als an Usinger's Bücher und Schriften möchte man die Erinnerung an seine Persönlichkeit erhalten, an diesen lebendigen Geist in einem schwächlichen Körper, an diese zähe und kraftvolle Natur, die durch alle Leiden sich

nicht von ihren Wegen abbringen ließ, an diesen lautern Menschen, der für das Gute und Wahre, seine Wissenschaft, das Vaterland glühte. Bei alledem eine zurückhaltende niederdeutsche Natur, die manchem kühl und zugeknöpft erscheinen mochte. Die ihn näher kannten, waren ihm alle von Herzen zugethan. Seine Schüler wußte er mit der Liebe zur Wissenschaft zu erfüllen, die ihn selbst belebte. Ein rascher, federgewandter Arbeiter; auf die Bemerkung Miquel's im Herbst 1863, daß es an einer kurzen volksthümlichen Darstellung der Freiheitskriege fehle, schrieb er sofort die oben genannte Darstellung. Ein packender Redner ungeachtet seiner hohen, in der Erregung leicht umschlagenden Stimme; denn er verstand es plastisch zu schildern, seine reichen Kenntnisse zu verwerthen und die Zuhörer zu erwärmen.

K. Weinhold, Dr. Rudolf Usinger. Kiel 1874. — Derselbe in der Zeitschr. d. schlesw.-holst. Gesellsch. V (1875), 390 ff. — Eigene Erinnerungen.

F. Frensdorff.

Uslar: Friedrich Moritz v. U., schwedischer Oberst, einem aus dem Fürstenthume Göttingen stammenden Geschlechte angehörig, welches, nachdem ihm 1825 gestattet war seinen Namen „von Uslar-Gleichen“ zu schreiben und nachdem 1847 sein Anspruch den Freiherrentitel führen zu dürfen anerkannt war, sich „Freiherren von Uslar-Gleichen“ nennt, war am 11. August 1598 als der jüngste unter den sieben Söhnen des Hans Ernst v. U., eines Kriegsmannes, der vielen Herren gedient hatte und als braunschweig-wolfenbüttelscher Oberst im J. 1618 auf seinem Gute Wake bei Göttingen starb, geboren. Nachdem er kurze Zeit in den Reihen der Unionstruppen gestanden und anscheinend mit Thilo Albrecht (s. u.) auch Wegelagerei getrieben hatte, nahm ihn 1620 Herzog Wilhelm zu Sachsen-Weimar in Prag zu seinem Aufwärter (Pagen) an, beförderte ihn rasch zum Rittmeister und beauftragte ihn 1622 mit Werbungen im Paderbornschen, bei deren Ausführung U. zu Natzungen von kölnisch-baierischen Kroaten gefangen genommen wurde. Unter Herzog Christian von Braunschweig, welcher ihn ranzionirte, focht er am 9./19. Juli 1622 in der unglücklichen Schlacht bei Höchst, nahm dann seinen Abschied, verheirathete sich mit Cordula v. Hardenberg und ward erst 1626 wieder Soldat, als Herzog Christian, welcher nunmehr dänischer General war, ihm zwei Compagnien zu Roß unterstellte. Mit diesen nahm er an der tapferen Vertheidigung von Göttingen wider die Ligisten und an der Schlacht bei Lutter am Barenberge (17./27. August 1626) theil, folgte König Christian IV. als Obrist-Wachtmeister des Rheingräflichen Regiments nach Dänemark, trat 1629, nachdem der Friede von Lübeck geschlossen war, als Oberstlieutenant des Leibregiments zu Pferde in das schwedische Heer und machte in diesem den Feldzug jenes Jahres in Polen und seit 1630 den Krieg in Deutschland mit. Für Auszeichnung in der Schlacht bei Breitenfeld (7./17. September 1631) ernannte König Gustav Adolf ihn zum Oberst. Als darauf letzterer sich vom Rheine wieder nach Norddeutschland wandte und Horn in Franken zurückließ, blieb U. bei diesem, überfiel am 7./17. October die Kaiserlichen im Rothenburgischen Gebiete und besetzte die Stadt. Später erwies er sich bei den Kämpfen am Rhein tüchtig, starb aber schon am 13. Februar 1632 auf einer Reise unweit Braunschweig.

Edmund Freiherr v. Uslar-Gleichen, Beiträge zu einer Familiengeschichte der Freiherren von Uslar-Gleichen, Hannover 1888, S. 278, ein auf gründlichen Forschungen beruhendes Buch.

B. Poten.

Uslar: Georg v. U., schwedischer Generalmajor, dem Geschlechte der Freiherren von Uslar-Gleichen angehörend und wie seine Brüder Friedrich Moritz (s. o.) und Thilo Albrecht (s. u.) ein in den Kämpfen des dreißigjährigen Krieges vielfach genannter Officier, am 10. September 1584 geboren, hatte

schon vor Ausbruch dieses Krieges unter den Befehlen seines Vaters Hans Ernst v. U. mit den Truppen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel im J. 1602 in Ungarn gegen die Türken gefochten, sodann 1604 unter spanischer Fahne als Fähnrich der Belagerung und der Einnahme von Ostende beigewohnt, seit 1606 in einem von seinem Vater für den nämlichen Dienst geworbenen Infanterieregimente wiederum in den Niederlanden gestanden bis dort drei Jahre später die Feindseligkeiten eingestellt wurden und 1615 unter dem Grafen Philipp von Mansfeld an der erfolglosen Belagerung der Stadt Braunschweig durch den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel theilgenommen. Bei Beginn des dreißigjährigen Krieges trat U. in den Dienst des Herzogs Johann Ernst zu Sachsen-Weimar, gerieth in der Schlacht am Weißen Berge (8./18. November 1620) in Gefangenschaft, ranzionirte sich durch Zahlung eines Lösegeldes von 1000 Thalern, nahm sofort als Oberstlieutenant über 3000 Mann unter dem Herzoge Wilhelm zu Sachsen-Weimar im Heere des Grafen Ernst von Mansfeld von neuem Dienste, kämpfte mit diesem in der Pfalz, erhielt auch noch das Commando über 1000 Reiter und 3000 Mann zu Fuß, welche Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach dem protestantischen Heere zuführte, ward abermals und zwar von den Spaniern gefangen genommen und mußte um das Lösegeld aufbringen zu können eins seiner Güter verkaufen. Bei Herzog Wilhelm stand er sehr in Gunsten. Als dieser 1621 den nur für Soldaten von Beruf bestimmten Orden der Beständigkeit stiftete, nahm er auch U. unter die Mitglieder desselben auf. Im folgenden Jahre, in welchem dieser sich mit Sibylle von Berckefeldt verheirathete, ward er daneben in die „fruchtbringende Gesellschaft“, den späteren Palmenorden, aufgenommen, in welchem er den Gesellschaftsnamen „der Erfrischende“ führte und als Symbol „eine Zuckermelone — zum Durste“ erhielt. 1623 nahm er als Oberstlieutenant unter Herzog Christian von Braunschweig von neuem Kriegsdienste, kehrte aber nach dessen Niederlage bei Stadtlohn (27. Juli/6. August) auf seine Güter im Fürstenthume Göttingen zurück. Als das letztere im J. 1626 Schauplatz des Krieges wurde, ward U. mit dem Oberbefehle in der Stadt Göttingen betraut. Mit Geschick und Glück erwehrte er sich der ligistischen Angriffe, zog dann, von Herzog Christian als Oberst über ein Regiment zu Fuß von 2000 Mann gesetzt, in die Schlacht bei Lutter am Barenberge (17./27. August), ward nach dem unglücklichen Ausgange derselben im J. 1627 von König Christian IV. von Dänemark zum General-Kriegscommissär der Stadt und Festung Stade und zum Oberst über ein Regiment zu Fuß von 3000 Mann ernannt und ging, als der Commandant Sir Charles Morgan nach tapferer Gegenwehr am 27. April/7. Mai 1628 die Stadt den Ligisten übergeben hatte, und am 12./22. des letzteren Monats der Friede von Lübeck geschlossen war, abermals nach Hause.

Das Erscheinen Gustav Adolf's auf deutschem Boden führte U. im J. 1630 in den Dienst des Schwedenkönigs, der ihm den Auftrag gab, ein Reiterregiment aufzustellen. Dazu ging er nach Magdeburg, war bei der Vertheidigung der Elbfeste thätig, gerieth durch ihre Einnahme am 10./20. Mai 1631 zum dritten Male in die Gewalt des Feindes, aus welcher ihn nach der Schlacht von Breitenfeld (7./17. September 1631) sein Bruder Friedrich Moritz befreite, als dieser sich der Moritzburg bei Halle a./S. bemächtigte. U. ward nun von neuem mit der Werbung eines Reiterregiments betraut, nahm im Februar 1632 an der Belagerung und Erstürmung von Göttingen theil, wurde zum Generalmajor befördert und focht am 6./16. November in der Schlacht bei Lützen, ohne daß bei den sich widersprechenden Angaben über die Vorgänge mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, welche Rolle er dort gespielt hat. Im nächsten Jahre war er auf dem Kriegsschauplatze in Baiern thätig, wo er u. A. am 22. August/1. September

das Schloß Lichtenau einnahm. Dann fehlen längere Zeit die Nachrichten über sein Verbleiben, erst Mitte Juni 1634 wird sein Name auf demselben Theile des Kriegsschauplatzes von neuem genannt. Als nach der verlorenen Schlacht von Nördlingen (27. August/6. September 1634) Herzog Bernhard zu Sachsen-Weimar, Uslar's Oberfeldherr, in die Dienste des Königs von Frankreich trat, folgte U. ihm nicht, sondern übernahm ein Commando unter dessen Bruder, dem Herzoge Wilhelm, welcher das Eichsfeld besetzt hielt. Nennenswerthe kriegerische Ereignisse fielen hier nicht vor. Herzog Wilhelm trat dem Frieden von Prag bei und U. ging in die Dienste des Herzogs Georg von Calenberg über, der aber gleichfalls Friede gemacht hatte. Damit war Uslar's kriegerische Laufbahn beendet. Er zog sich auf sein Gut Wake bei Göttingen zurück und ist dort am 2. März 1638 gestorben.

Edmund Freiherr v. Uslar-Gleichen, Beiträge zur Geschichte der Freiherren von Uslar-Gleichen, Hannover 1888, S. 243. B. Poten.

Uslar: Julius Heinrich v. U., Forstmann, geboren am 23. August 1752 in Clausthal, wo sein Vater den Posten eines hannoverschen Oberförsters bekleidete, † am 2. September 1829 auf dem vor Herzberg gelegenen Harzforsthause. Nachdem er die forstliche Lehre bei seinem Vater absolvirt hatte, wendete er sich behufs juristischer Studien der Universität Göttingen zu. 1775 erfolgte seine erste Anstellung als Forstamtsauditor im hannoverschen Harze. Anfang 1779 wurde er zum Forstschreiber ernannt; er behielt aber die ihm seit 1777 übertragene Besorgung der Expedition und Controle der Harzforsten als Nebenamt bei. 1781 erhielt er die Oberförsterstelle zu Herzberg zuerst interimistisch; von 1782 ab wurde sie ihm definitiv übertragen. 1784 wurde er zum Oberförster daselbst ernannt; 1814 trat er, nach Beendigung der westfälischen Occupation, während welcher er auf seinem Posten belassen worden war, als Forstinspector wieder in die Dienste seines angestammten Regentenhauses zurück. — v. U. hatte hiernach das seltene Glück, eine und dieselbe Oberförsterei 47 Jahre lang bewirthschaften zu können, was dieser zum großen Segen gereichte. Er war seinem Fache nicht nur mit Wärme und großem Eifer ergeben, sondern auch ein mit scharfem Blicke ausgestatteter, sehr erfahrener Wirthschafter, was er namentlich bei der in die Jahre 1786—1788 fallenden Theilung der ehemaligen Communionharzforste zwischen den Häusern Hannover und Braunschweig an den Tag legte. Sogar der gewiß äußerst kritisch angelegte Oberforstrath Pfeil bezeichnet ihn als einen der ausgezeichnetsten Harzforstwirthe. Von 1790 ab bis zur westfälischen Zeit versammelte er alljährlich um sich eine Anzahl von Forstlehrlingen, die er namentlich in die Praxis einführte, nebenbei aber auch theoretisch unterrichtete. Behufs Erleichterung des botanischen Unterrichts legte er 1793 bei dem Herzberger Forsthause einen forstbotanischen Garten an, in dem über 100 Bäume und Sträucher angepflanzt wurden, insbesondere sämmtliche Burgsdorf'schen Holzarten. Er verstand es vorzüglich, den jungen Leuten, die bei ihm lernten, nicht nur Lust und Liebe am forstlichen Beruf, sondern auch gediegene Kenntnisse beizubringen.

Auch als Schriftsteller hat er sich bemerklich gemacht. Wir verdanken ihm: „Forstwirthschaftliche Bemerkungen auf einer Reise gesammelt" (1792); „Ist es vortheilhafter, gemischte Buchwaldungen als Baum- oder als Schlagholz zu bewirthschaften?" (1794); „Fragmente neuerer Pflanzenkunde", zwei Hefte (1795); „Pyralis hercyniana, ein Beitrag zur Kenntniß waldverderbender Insekten" (1798); „Ueber den Einfluß der Verkoppelungen in Norddeutschland auf den eintreffenden Holzmangel" rc. (1806). Sein Hauptverdienst aber, wodurch er sich einen dauernden Namen in der Forstgeschichte errungen hat, besteht darin, daß er in dem damals lebhaft entbrannten Streite, ob der

Borkenkäfer nur kranke Stämme (Fichten) befalle oder auch gesunde angehe, als einer der ersten Forstmänner die (richtige) Ansicht vertrat, daß auch gesunde Bäume den Zerstörungen durch diesen kleinen Waldfeind unterliegen. Trotz vieler Anfechtungen, die er wegen dieser Ansicht, welche er allenthalben mit Entschiedenheit vertrat („Schreiben naturgeschichtlichen Inhalts eines Forstmanns an seine Freunde, über die Harzwaldungen und Waldinsekten“, 1810), von seinen Freunden und sogar von seiner vorgesetzten Behörde zu erdulden hatte, hielt er doch an dieser aus Erfahrung geschöpften Meinung fest, wirthschaftete consequent danach und rettete hierdurch das zumal für den Bergbau sehr wichtige Herzberger Revier. Auf den benachbarten Oberförstereien schritt man erst zur Vertilgung des Käfers, als es schon zu spät war. Eine ganze Reihe schätzenswerther Charaktereigenschaften machte ihn bei seinen Fachgenossen, Schülern und Untergebenen außerordentlich beliebt. Als Beweis hierfür soll nur bemerkt werden, daß bei Gelegenheit seines festlich begangenen 50jährigen Dienstjubiläums (11. September 1825) sein wohlgetroffenes Bild im Sitzungssaal des kgl. Berg- und Forstamts zu Clausthal aufgehängt wurde.

Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1829, Nr. 134 vom 10. November, S. 533 (Nekrolog, von C. v. B. . .). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1830, Nr. 95 vom 10. August, S. 380 (Bemerkungen hierzu, von Jg. Fr. Klöckner). — Fraas, Gesch. der Landbau- u. Forstwissenschaft, S. 620. — Bernhardt, Gesch. des Waldeigenthums ꝛc. II, 166; III, 394. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc., S. 381. R. Heß.

Uslar: Leopold Wilhelm v. U., General im Dienste des Königs von Westfalen, der Patricierfamilie derer v. U. entstammend, war am 24. Februar 1764 zu Hildesheim geboren und trat, nachdem er zu Hannover in den Anfangsgründen der Kriegswissenschaften und im Zeichnen unterrichtet worden war, im J. 1780 als Fähnrich beim Infanterieregimente Erbprinz von Oranien in holländische Kriegsdienste. Von Jugend auf ernst und charakterfest, war er unausgesetzt bemüht, sich für den von ihm gewählten Beruf weiter zu bilden. Daß sein Streben von Erfolg gewesen war, beweist seine Verwendung als Correspondenzsecretär der holländischen Armee im Hauptquartiere des österreichischen Feldzeugmeisters Graf Clerfait während des Krieges gegen Frankreich, an welchem er von 1793 bis 1795 theilnahm. Als dann die Batavische Republik aufgerichtet wurde, trat er in deren Dienste über; im J. 1799, in welchem Engländer und Russen auf dem Gebiete der letzteren landeten, war er Oberst und Chef des Generalstabes des General Daendels, welcher die holländischen Truppen befehligte, in Wirklichkeit war U. der Commandeur der letzteren. In der „Landungsgeschichte der Engländer und Russen in Holland im Herbst 1799“ (Hamb. 1800), der deutschen Ausgabe von „Mémoires historiques sur la campagne du Général Brune en Batavie par un officier de son état-major“, heißt es von ihm: „Wer einen Rapport oder eine Frage an General Daendels auszurichten hatte, wandte sich an seinen Generaladjutanten, den Obersten von Uslar, einen sehr braven, geschickten Officier, der überall die dem General so nöthige Kaltblütigkeit besaß.“ 1803 war U. zum Chef der gallo-batavischen Armee ausersehen, welche in Irland landen sollte, 1805 ward er Brigadier und Gouverneur zu Breda. Als Ludwig Bonaparte den für ihn geschaffenen holländischen Königsthron bestieg, berief er U. zu sich, um die Neugestaltung des Heeres zu leiten, aber schon bald nachher mußte dieser auf den Kriegsschauplatz nach Pommern abgehen, um unter Marschall Brune den Dienst des Generalstabschefs bei dem die Holländer befehligenden General Gratien zu übernehmen. Als 1807 der Friede geschlossen war, forderte König Hieronymus von Westfalen seine Landeskinder für den Dienst des eigenen Heeres zurück. U. war genöthigt, die holländische Fahne zu ver-

lassen; Hieronymus ernannte ihn sofort zum General und zu seinem Generaladjutanten, sowie zum Generalinspecteur der Infanterie, und übertrug ihm den Vorsitz des Organisationscomités der Armee. Das vorzügliche, der Eigenart der letzteren angepaßte Dienstreglement, welches ihr gegeben wurde, war vorzüglich Uslar's Arbeit. Aber sein gerades, allen Ränken unzugängliches Wesen und namentlich die ablehnende Haltung, welche er den selbstsüchtigen und eigennützigen Bestrebungen der im Heere dienenden Franzosen entgegensetzte, machten ihm zahlreiche Feinde, welche des Königs Ohr gewannen und es verstanden U. bei seinem Kriegsherrn zu verdächtigen. Als U. sich im J. 1809 in Geschäftsangelegenheiten in Magdeburg befand, erhielt er vom Könige ein Schreiben, in welchem ihm eine Reihe von unberechtigten Vorwürfen gemacht wurde und welches ihn veranlaßte den König, da er dessen Vertrauen nicht mehr besitze, um seine Entlassung zu bitten. Sie ward ihm gewährt. Für die westfälische Armee war es ein großer Verlust, welchen sie tief beklagte; U. wäre der geeignetste Kriegsminister gewesen, da er nur Westfale war und sein wollte und keiner der anderen unter den Officieren vertretenen Landsmannschaften angehörte oder deren Sonderinteressen förderte. Verbittert und grollend legte er seine Titel und Orden ab und ging nach Frankreich um abgeschieden von der Welt als Privatmann zu leben. Er kaufte in Vaugirard bei Paris ein kleines Eigenthum. Aber die Ereignisse der Jahre 1813 bis 1815 machten ihm unmöglich dasselbe zu behaupten. 1813 mußte er 8000 Francs Kriegscontribution bezahlen, 1815 plünderten Davout's Truppen seinen Besitz, raubten seine Papiere und sein Silberzeug und zerstörten seinen Hausrath. Da außerdem die von Westfalen ihm gewährte Pension fortgefallen war, sah er sich des größten Theiles seiner Einnahmen beraubt, er gab daher seinen Landsitz in Vaugirard auf, zog zuerst nach Brüssel und 1820, als auch seine Gesundheit zu schwanken begann, zu einem älteren Bruder, welchen er seit vierzig Jahren nicht gesehen hatte, nach Hahnenburg bei Mölln im dänischen Herzogthume Lauenburg. Hier ist er am 30. September 1830 gestorben. Aufzeichnungen über sein Leben, von welchem er überhaupt selten und nur ungern sprach, hat er nicht hinterlassen, dagegen eine Handschrift betitelt „Essai sur les institutions réligieuses, politiques et sociales du dix-neuvième siècle“. Die Behauptung, daß er im J. 1809 von Magdeburg aus gegen Schill zu Felde gezogen sei, hat er in einer Schrift „Sur l'incursion du major Schill dans le royaume de Westphalie“ (Bruxelles, Hanovre 1820) widerlegt.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 8. Jahrgang, 2. Teil, Nr. 298, Ilmenau 1832. B. Poten.

Uslar: Ludwig v. U., zuletzt Major in der russisch-deutschen Legion, aus dem Geschlechte der Freiherren von Uslar-Gleichen (s. S. 381), bekannt durch den nach ihm benannten „Uslar'schen Aufstand“ vom Jahre 1806, am 30. November 1770 auf dem Gute Appenrode im Fürstenthume Göttingen geboren, 1787 als Fähnrich beim Infanterieregimente von Knyphausen in den landgräflich hessen-kasselschen Dienst getreten, stand als Stabscapitän zu Eschwege in Garnison als im November 1806 die kurhessischen Truppen auf Napoleon's Befehl aufgelöst wurden. Um aus den entlassenen Soldaten neue Regimenter für den französischen Dienst zu bilden wurden jene Mitte December in ihre alten Standorte berufen. An mehreren Stellen rotteten sie sich alsbald zusammen in der Absicht die Franzosen aus dem Lande zu jagen und den Kurfürsten wieder auf seinen Thron zu setzen. Namentlich geschah es in Eschwege, wo ein Sergeant Schumann die Bewegung leitete. Aber es fehlten die Officiere, von denen die höheren nach Mainz abgeführt waren. Da begab sich U. nach Eschwege, machte die Sache der Soldaten zu der seinigen und wurde von ihnen zum

Obersten aller Hessen ausgerufen. Doch schon nach wenigen Tagen war er nicht mehr Herr seiner zuchtlosen Untergebenen; er vermochte nicht den Gedanken, welcher die Erhebung herbeigeführt hatte, zur That zu gestalten und als französische Truppen gegen Eschwege heranrückten und die gedrangsalten Bürger, um ihre Stadt vor der angedrohten Beschießung zu retten, mit diesen gemeinsame Sache machten, blieb U. nichts anderes übrig als sich der ihm drohenden Erschießung durch die Flucht zu entziehen. Er entkam, und als im Herbst 1807 König Jerôme ein westfälisches Heer bildete, trat er als Hauptmann und Chef der ersten (Grenadier-)Compagnie in das 4. Infanterieregiment. In diesem machte er den Krieg in Spanien und in Rußland mit, wurde an der Beresina gefangen, trat in die russisch-deutsche Legion und starb am 29. März 1814 an Wunden, welche er, ein hervorragend kräftiger und tapferer Officier, am 10. December 1813 in dem von den Verbündeten unter Generallieutenant Graf Wallmoden den Dänen bei Seheftedt in Holstein gelieferten unglücklichen Treffen erhalten hatte. Am Todestage traf die Nachricht von seiner Ernennung zum Major ein.

Edmund Freiherr von Uslar-Gleichen, Beiträge zur Geschichte der Freiherren von Uslar-Gleichen, Hannover 1888, S. 295. B. Poten.

Uslar: Thilo Albrecht v. U., braunschweigisch-lüneburgischer Generallieutenant, dem Geschlechte der Freiherren von Uslar-Gleichen entstammend, der namhafteste unter den in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges auf Seiten der Kämpfer für den evangelischen Glauben vielfach genannten Söhnen des Obersten Hans Ernst v. U. (s. oben Friedrich Moritz v. U. und Georg v. U.), war am 13. December 1586 auf dem väterlichen Gute Wake, unweit Göttingen, geboren. Schon vor Ausbruch jenes Krieges hatte er sich mehrfach im Felde versucht. Zuerst 1604 unter spanischer Fahne als Freiwilliger in den Niederlanden, dann 1605 mit den braunschweigisch-wolfenbüttelschen Truppen bei dem fehlgeschlagenen Unternehmen die Stadt Braunschweig zu bezwingen, 1606 nochmals bei den Spaniern in den Niederlanden und 1615 zum zweiten Male vor Braunschweig, nachdem er inzwischen 1610 zu seiner Ausbildung in Frankreich gewesen war und von 1611—1614 im niederländischen Heere als Freireiter („Aventurier") den Dienst der Reiterei kennen gelernt hatte. Kurze Zeit vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges begegnen wir ihm auf einem anderen weniger rühmlichen Felde, dessen Betreten wir jedoch auf Grund der Anschauungen jener Zeit beurtheilen müssen und nicht mit dem Maaßstabe der Gegenwart messen dürfen. U. gerieth in den dringenden Verdacht, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich Moritz, nach Art der Raubritter des Mittelalters, im J. 1619 einen Kaufmann aus Bielefeld, welcher auf der Heimreise vom Dreikönigsmarkte zu Kassel begriffen war, auf der Landstraße angefallen und ausgeraubt zu haben; beide Brüder wurden deshalb in contumaciam verurtheilt und am 27. April 1621 in die Acht erklärt; die kriegerischen Wirren werden veranlaßt haben, daß die Sprüche wirkungslos blieben. Thilo Albrecht war inzwischen, wie sein Bruder Georg, in den Dienst des Herzogs Johann Ernst zu Sachsen-Weimar getreten und mit jenem in der Schlacht am Weißen Berge (8./18. November 1618) als Oberstwachtmeister in die Gewalt der Sieger gefallen, auch er mußte 1000 Thaler für seine Freilassung zahlen. Dann wurde er Oberstlieutenant eines Reiterregiments des Herzogs Wilhelm zu Sachsen-Weimar, welcher ihn nebst seinem Bruder im Feldlager vor Waidhaus am 21. Juni 1621 bei der Stiftung des Ordens der Beständigkeit unter die Mitglieder desselben aufnahm. An der Spitze eines Reiterregiments, welches der Herzog für den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach geworben hatte, focht Thilo Albrecht am 10.—20. Juni 1622 tapfer in der unglücklichen Schlacht bei Höchst,

dann nahm er seinen Abschied, verheirathete sich mit Sophie v. Adelebsen und blieb, da weder die Truppen des niedersächsischen Kreises, noch die der calenbergischen Landschaft, bei denen er Verwendung finden sollte, zur Thätigkeit berufen wurden, dem Feldlager fern, bis er im J. 1625 unter dem Herzoge Christian von Braunschweig von neuem Dienste nahm. Des Letzteren am 6./16. Juni 1626 erfolgter Tod löste das Verhältniß nach kurzer Dauer, U. focht ohne Bestallung in der Schlacht bei Lutter am Barenberge (17./27. August), kehrte dann nach Hause zurück und verblieb dort, alle Aufforderungen zum Eintritte in das Heer der Liga und zur Annahme des katholischen Glaubens ablehnend, bis Gustav Adolf's Landung in Pommern ihn von neuem zum Soldaten machte. Werbungen, die er 1628 für König Christian IV. von Dänemark begonnen hatte, waren, ehe sie weit geführt hatten, durch den am 12./22. Mai zu Lübeck abgeschlossenen Frieden gegenstandslos geworden.

Der erste deutsche Fürst, welcher ein Bündniß mit dem Schwedenkönige einging, war Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel. Am 20. Mai 1631 ernannte dieser U. zum Oberst zu Roß und zu Fuß über ein Regiment von 8 Compagnien, das weiße Infanterieregiment; gleichzeitig erhielt letzterer eine schwedische Bestallung. Im Felde begegnen wir seinem Namen zuerst am 7./17. September 1631 bei Breitenfeld, wo er 5 Compagnien Reiter befehligte, welche zu Gustav Adolf's Reserve gehörten. Dann war er bei der Einnahme einer Anzahl von Städten im westlichen Deutschland thätig. Im nächsten Jahre wird er als Generalmajor bezeichnet, ohne daß bekannt ist, wann die Beförderung stattgefunden hat. In dieser Eigenschaft führte er im Frühjahr 1632 den Oberbefehl bei einem von Kassel aus unternommenen Angriffe auf die Stadt Volkmarsen. Der Anschlag war insoweit gelungen, daß die Besatzung capitulirt hatte. Da erschien am 17./27. Juni der von Hameln kommende Pappenheim, griff die Hessen überraschend an und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei. Ein über U. niedergesetztes Kriegsgericht sprach diesen von den gegen sein Verhalten erhobenen Anklagen frei, trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß ihm die Schuld an dem Unfalle hauptsächlich und in erster Linie beizumessen ist. Gegen den aller Wahrscheinlichkeit nach unbegründeten Vorwurf, daß er Verrath geübt habe, nimmt ihn auch sein Gegner Pappenheim in Schutz, „weil U. ein redlicher Cavalier sei“. Letzterer blieb freilich mit dem Landgrafen, trotz des Vorgefallenen, in gutem Einvernehmen, sah sich aber doch veranlaßt seinen Abschied zu nehmen, wozu Mißhelligkeiten mit Untergebenen beigetragen haben mögen, von denen Einer dem Landgrafen gegenüber Uslar's Fähigkeiten, seine Ansichten auf thatsächlich gemachte Fehler stützend, in ein schlechtes Licht zu setzen bemüht war.

Jetzt berief Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der nach Gustav Adolf's Tode seine Stellung selbständiger zu machen suchte, Uslar's Lehnsherr, diesen in seine Dienste. Ende 1632 ernannte er ihn zu seinem commandirenden General und zum Obersten über ein Regiment zu Roß und eines zu Fuß, sowie zum Kriegsrathe; zwei Cavallerie- und drei Infanterieregimenter sollten die Truppenmacht des Herzogs bilden; zum Zwecke ihrer Aufstellung schoß U. 42 000 Thaler vor, wogegen der Herzog ihm das Haus und das Amt Uslar im Sollingerwalde verpfändete. Die erste Verwendung im Felde, welche diese Truppen fanden, war bei der vom Herzog Georg von Calenberg unternommenen Belagerung von Hameln, wo U., nachdem er in Höxter und in dem von ihm genommenen Schlosse Polle Garnisonen zurückgelassen hatte, im April 1633 mit 1000 Mann zur Verstärkung der Einschließungstruppen eintraf. Die Besatzung leistete dem Angriffe der letzteren tapferen Widerstand, war aber mit ihren Kräften fast zu Ende, als die Generale Merode und Bönnig-

hausen zum Entsatze erschienen. Herzog Georg ging diesen mit seiner Hauptmacht entgegen und erwartete sie in einer festen Stellung bei Hessisch-Oldendorf, wo es am 28. Juni/8. Juli zur Schlacht kam. Zum glücklichen Ausgange derselben trug U., welcher zunächst zur Beobachtung von Hameln zurückgelassen war, dann aber in richtiger Erkenntniß der Sachlage mit der ihm unterstellten Cavallerie rechtzeitig auf der Walstatt eintraf, redlich bei. Als darauf Oberstlieutenant v. Schellhammer, der tapfere Commandant von Hameln, die Festung übergeben hatte, trennte sich U., den Befehlen seines Kriegsherrn gehorchend, von Herzog Georg und marschirte nach dem Hildesheimschen, um von hier die Kaiserlichen zu vertreiben. Nach längerer Beschießung capitulirte am 3. August das feste Peine, dann wendete U. sich gegen die Stadt Hildesheim, welche vor Jahresfrist Pappenheim genommen hatte. Obgleich Herzog Georg die Mitwirkung ablehnte und dagegen Uslar's Hülfe bei der Blockade von Minden und von Nienburg wünschte, schritt letzterer am 10./20. August zur Belagerung (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Januar ff. 1893, Berlin), die er, durch Georg abberufen, für einige Zeit unterbrach, bald aber, nachdem er, den Weisungen des Herzogs Friedrich Ulrich folgend, sich am 4./14. September des tapfer vertheidigten Schlosses Calenberg bemächtigt hatte, von neuem begann. Mit unzulänglichen Kräften unternommen und in ihrem Fortgange vielfach gehemmt durch die Uneinigkeit der ihre Sonderzwecke verfolgenden Verbündeten dauerte sie fast ein Jahr lang. U. verzweifelte oft am Erfolge, er traute sich nicht zu, das Werk zu einem glücklichen Ende zu führen und wünschte der Verantwortung und eines Commandos enthoben zu sein, für welches er seine Kräfte nicht ausreichend hielt. Endlich, nachdem U. am 9./19. Juli bei Sarstedt einen entscheidenden Sieg über ein zum Entsatze heranrückendes Corps erfochten hatte, capitulirte die Besatzung und am 17./27. d. M. zog dieser in die Stadt ein.

Kurze Zeit darauf, am 11./21. August, starb Herzog Friedrich Ulrich. Eine am 5./15. September zwischen den braunschweig-lüneburgischen Fürsten getroffene Vereinbarung bestimmte, daß ihre Truppen als im Dienste des Gesammthauses angesehen werden sollten und Herzog Georg, ihr Höchstcommandirender, ernannte U., der ihm, den Befehlen seines verstorbenen Kriegsherren gehorchend, so häufig entgegengetreten war, im Lager vor Wolfenbüttel, wohin jener, die Stadt zu blockieren, gerückt war, zum Generallieutenant und zum Chef seines Leibcavallerieregiments. Daneben veranlaßte er, daß ihm in beiden Eigenschaften schwedische Patente ausgefertigt wurden. Von dem Blokadecorps vor Wolfenbüttel aber berief er ihn zur Theilnahme an der Belagerung von Minden ab. Hier schenkte er U. Haus und Hof in Hildesheim, sowie eine sehr werthvolle goldene Kette. Bei der Belagerung der Weserfestung übertrug er ihm den Oberbefehl in einem der vier für diesen Zweck gebildeten Lager, dem vor dem Kuhthore errichteten. Daß U. die durch die Kriegssitten der Zeit ihm gebotene Gelegenheit Geld zu erwerben gut benützt hatte, beweist, daß er im Stande gewesen war, dem Herzoge 31 000 Thaler vorzuschießen, so daß seine Gesammtforderung an das Fürstenhaus jetzt 73 000 Thaler betrug, wogegen ihm das ganze Amt Uslar als Lehngut überwiesen wurde. Schon sein Sohn trat dieses wieder ab. Thilo Albrecht aber wurde am 14./24. October 1634 in den Laufgräben vor Minden durch eine Falkonettkugel getödtet.

Edmund Freiherr von Uslar-Gleichen, Beiträge zur Geschichte der Freiherren von Uslar-Gleichen, Hannover 1888, S. 251. B. Poten.

Usleben: Paul U., Jurist. Er war Jesuit, über sein Leben ist nichts genaueres bekannt, als daß er von 1711—1719 Professor des kanonischen Rechts in Heidelberg war. Seine Schrift „Vetus et moderna ecclesiae disciplina ex s. canonibus, legibus et actis eccles. eruderata (defendente Nic. Hebendanz)“.

Heidelberg, 1715, 4°, ist eine nicht ungeschickte Compilation über eine Reihe von Gegenständen der Disciplin. Zur Vertheidigung der darin aufgestellten Sätze: man dürfe mit Ketzern nicht umgehen; den Ketzern dürfe man Aemter, Ehren und Leben nehmen; Fürsten, die trotz kirchlicher Aufforderung Ketzer schonen und Ketzereien nicht ausrotten, seien abzusetzen u. drgl. m., sagte er für den 30. August 1715 eine öffentliche Disputation an. Gegen die Schrift erschien von L. Chr. Minz (s. den Artikel) „Anzeigungen der gekränkten Wahrheit in den unter dem Präsidium des Professors Paul U. gehaltenen Disputation von der alten und neuen Kirchenzucht“ 1715, worauf unter dem Titel „Miausa reformationis et honoris proprii male acta . . . contra L. Chr. M.“ Heid. 1715 eine Vertheidigung. Am 23. Mai 1716 richtete das Corpus Evangelicorum eine Beschwerde an den Kurfürsten von der Pfalz, worin Absetzung und exemplarische Bestrafung Usleben's verlangt wurde; sie hatte ebenso wenig Erfolg als die schon im December 1715 vom Reichshofrath geschehene Aufforderung zum Bericht und zur Einziehung der Exemplare auf die Beschwerde der reformirten Professoren. U. kam erst 1719 fort, nachdem Kurfürst Joh. Wilhelm schon 1716 gestorben war.

Acta sacros. saecul. acad. Heidelb. p. 240. — Hautz, Gesch. II., 240 ff. — Winkelmann, Urkundenbuch II, Nr. 1985 ff. — Struve, Ausführl. Bericht von der Pfälz. Kirchenhist. S. 1359 ff. — Schauroth, Conclusa Corp. Evang. III, 777. v. Schulte.

Ussermann: Aemilian U., Benedictinermönch und Historiker, geboren zu St. Ulrich im Schwarzwald im J. 1737. Durch auffallende Anlagen zog der Knabe die Aufmerksamkeit der Benedictiner von St. Ulrich auf sich, die ihn in die Anfangsgründe der herkömmlichen gelehrten Bildung einweihten und weiterhin seine Aufnahme in das Gymnasium der bekannten Abtei St. Peter im Breisgau vermittelten. Nach Absolvierung der Humaniora begab sich U., entschlossen in den Orden einzutreten, 1756 nach St. Blasien, die berühmteste und ausgezeichnetste Benedictinerabtei des Schwarzwaldes, wo man ihn das Jahr darauf in den Orden aufnahm und die Priesterweihe ertheilte. Von jetzt an widmete er sich mit aller Hingebung den philosophischen und theologischen Studien, mit so glücklichem Erfolg, daß bereits nach wenigen Jahren ein Ruf als Professor der Moraltheologie und der hebräischen Litteratur an die Universität Salzburg an ihn erging. Aber schon im J. 1769 legte U. dieses Amt nieder und kehrte wieder in sein geliebtes St. Blasien zurück. Was ihn zu diesem Entschlusse bestimmte, läßt sich höchstens vermuthen, gewiß ist, daß er, nach Hause zurückgekehrt, hier einen Schauplatz für seine Thätigkeit fand, wie er ihn nur wünschen konnte und der seiner Natur so ganz und gar entsprach. Bald nach seinem Abgang nach Salzburg war Gerbert (1764) zum Abt erhoben worden, der zu schätzen wußte, was U. ihm für die Ausführung seiner wissenschaftlichen Pläne würde nützen können. Gerbert ernannte ihn sofort zum Klosterbibliothekar, und stattete ihn mit den Mitteln aus, die ihm anvertraute Bibliothek wieder mindestens auf die Höhe zu erheben, auf der sie vor dem großen Klosterbrande von 1568 gestanden hatte. Auf Gerbert's Anregung begann in St. Blasien die berühmte gelehrte Thätigkeit, an der U. nicht den letzten Antheil nahm. Auf dieser Thätigkeit ruht das Gedächtniß seines Namens. Bekanntlich handelte es sich darum, den Plan einer „Germania sacra“, d. h. die historische Beschreibung aller deutschen Bisthümer nach einem wohl durchdachten Plane auszuführen, und U. hat zunächst die Bearbeitung der zwei fränkischen Bisthümer von Würzburg und Bamberg übernommen. Daß er dazu vorbereitet war, hatte er (1792) durch den „Prodromus Germaniae sacrae sive Chronicon Hermanni contracti“ etc. etc. bewiesen. Die beiden Hauptstücke jedoch, der

„Episcopatus Wirceburgensis“ (1794) und „Episcopatus Bambergensis“ (1802) sind, man darf sagen, von unvergänglichem Werthe, durchaus wissenschaftlich gehalten und die Frucht der sorgfältigsten Forschung. Durch die Schwierigkeiten, die ihm in den eifersüchtigen Archiven der Stifte und Klöster entgegengestellt wurden, hat er sich niemals abschrecken lassen. Leider ist die Fortführung des großen Unternehmens — es hatten nur ein paar andre Bisthümer von andrer Hand eine gleiche Bearbeitung gefunden — durch den bald darauf hereinbrechenden Sturm der Säcularisation bleibend unterbrochen worden. U. selbst ist am 27. October 1798 gestorben.

Engelbert Klüpfel, Necrologium sodalium et amicorum Litteratorum etc. Friburgi et Constantiae MDCCCIX. — Vgl. Bader, Das ehemalige Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwald und seine gelehrte Akademie. Freiburg 1874. — Werner, Geschichte der katholischen Theologie in Deutschland.

Wegele.

Ussigheim: s. Utzingen.

Usteri: Johann Martin U., Dichter und Künstler, wurde in Zürich im April 1763 geboren. In behaglichen Verhältnissen aufwachsend, wurde er zu keiner strengen Pflichterfüllung genöthigt. In der Schule wenig strebsam, galt er für unbefähigt, denn er überließ sich ungestört seinen Kunstliebhabereien: er zeichnete viel, er sang, er dichtete. Seine künstlerische Begabung förderte der Vater, der als wohlhabender Kaufmann viele Kunstwerke sammelte, ebenso sein Oheim, der Zeichner Heinrich U. Im Zeichnen unterrichtete ihn besonders der Bildhauer Sonnenschein, später der mit dem Vater befreundete Dichter und Maler Salomon Geßner, den U. in manchem Lied gefeiert hat. Eine Zeit lang von der Siegwartweichlichkeit berührt, empfand er bald Ekel gegen die süßliche Empfindelei und geißelte sie in Versen, lieber noch in seinen feinen und witzigen Zeichnungen. Als Lehrling im Geschäft seines Vaters entsagte er seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen durchaus nicht; oft weilte er im Herbst dichtend und zeichnend im Dorf Meilen am heiteren Zürcher See, machte auch im Sommer häufig Fußreisen, auf denen er die Geschichte oder Sage merkwürdiger Gegenden seiner Heimath näher kennen lernte. Sein Ruf als Zeichner war schon so verbreitet, daß Bodmer zu zweien seiner Schriften seine Kunst benutzte, zu den 1769 erschienenen „historischen Erzählungen“ wie zu den „Balladen aus dem Altenglischen“ (1780 und 1781). Von Bedeutung erscheint, daß er durch Bodmer, der, wie J. Grimm schon 1807 sagte, nach langer Zeit der Erste gewesen, der die altdeutschen Gedichte als Poesie betrachtete, früh in seiner Vorliebe für die altdeutsche Litteratur bestärkt wurde. Mehr um sich künstlerisch und menschlich als zum Kaufmann auszubilden, unternahm U. mit einem etwas älteren Vetter 1783 eine Reise nach Deutschland. Fast alle größeren Städte wurden besucht: durch Lavater und Geßner gut empfohlen, lernte er manchen bedeutenden Mann kennen. In Berlin erfreuten ihn D. Chodowiecki's Arbeiten, dessen Einwirkung auf ihn als Künstler nicht zu verkennen ist. In Hamburg sah er Klopstock und besuchte Matthias Claudius. Ueber den Empfang bei Claudius berichtete er seiner ältesten Schwester: „Er ist ungefähr“, heißt es in dem Briefe, „von meiner Größe . . . hat eine Physiognomie, die Verstand und Witz verräth, ein feuervolles Auge und braunes Haar, das er ganz offen, wie unsere Bauern, trägt... Claudius ist arm, seine Schriften müssen ihn ernähren, und das ist gewiß eines der elendesten Handwerke!“ Daß Claudius auf ihn als Dichter nicht ohne Einfluß gewesen ist, zeigt manches Gedicht Usteri's, besonders der „Morgengesang“.

Von Bremen ging die Reise nach Brüssel und Holland; dann blieb er mehrere Wochen in Paris, wo er bei seiner Vorliebe für das Mittelalter und

seine Litteratur — ein Vorläufer Uhland's und Grimm's — Studien auf der Bibliothek machte, unter anderem auch die Zeichnungen des Manessischen Codex copirte. Nach einem Jahr des Aufenthalts in der Fremde kehrte er über Lyon nach der Vaterstadt zurück. Er hatte viel auf der Reise gelernt; bei seinem wunderbaren Gedächtniß und seiner lebhaften Phantasie konnte er noch nach Jahren das Gesehene in Bildern darstellen, als ob er eben erst Personen und Gegenstände vor Augen gehabt hätte. Die Reise hatte auch sein Selbstvertrauen gehoben; seine Forschungen in der Geschichte und in der Litteratur des Mittelalters vertieften sich. In der Stadtbibliothek auf der Wasserkirche sah man den jungen Kaufherrn oft vertieft in Handschriften, Chroniken, in alte Bücher und Zeichnungen, die für die Sitten- und Seelengeschichte der Vergangenheit von Bedeutung waren, und als Künstler wie als Dichter wußte er die Eindrücke zu gestalten. Von seinen Mitbürgern wegen seiner Güte und Tüchtigkeit geschätzt, wirkte er im stillen, ohne sich hervorzudrängen, für jeden gemeinnützigen Verein, wie später noch gezeigt werden soll. Besonders lieb war ihm die durch seinen Oheim Heinrich begründete Künstlergesellschaft. Das Malerbuch, in das jedes Mitglied Beiträge lieferte, zeugte von seiner lebendigen Mitwirkung. 1803 wurde er Vorsteher der Gesellschaft; auf seine Anregung bildete sich die allgemeine Schweizerische Künstlergesellschaft, die sich 1806 unter seinem Vorsitz zum ersten Male in Zofingen versammelte. Unter Usteri's milder und harmloser Regierung (Worte Hegner's) fühlte sich jeder wohl; er wußte, wie keiner nach ihm, die Gesellschaft zu beleben und jedem das Gefühl der Unabhängigkeit zu wahren.

Von den Schlägen des Geschicks blieb auch er nicht verschont. Nie war er mit ganzer Seele Kaufmann; als mit dem Beginn der Umwälzung in Frankreich sein Geschäft in immer größere Bedrängniß kam, entsagte er nach dem Tode der Eltern dem kaufmännischen Berufe. Der Verlust eines großen Theils seines Vermögens schmerzte ihn nicht sehr, den die Schätze seines Inneren entschädigten. Schlimmer war es, daß seine schöne Frau, die er schon 1786 geheirathet, viel kränkelte, ebenso seine Tochter, das einzige Kind seiner Ehe, die zwölf Jahre vor dem Vater (1815) starb. Nicht in der Biographie, aber in einem Briefe an Ulrich Hegner spricht Usteri's treuer Freund David Heß von der „immer halb wahnsinnigen“ Frau des Dichters. Der im J. 1795 erfolgte Tod seines Bruders Paulus, eines nicht unbegabten Künstlers, der sanft und fest, dem älteren Bruder innig vertraut war, ergriff ihn tief. Aber mit großer Ruhe und stiller Gefaßtheit ertrug er jedes Mißgeschick. Reisen nach Württemberg mit seiner Gattin, häufige Fußwanderungen in seinem schönen Vaterlande erquickten ihn und gaben Kraft zu neuer Arbeit. Wiewohl keine politische Natur — nicht selten wird er mit dem Staatsmann und Schriftsteller Paul U., dem Sohn des mit Winckelmann befreundeten Leonhard U. verwechselt — empfand er doch die Geschicke seines Vaterlandes mit ganzer Seele. Die Zerstörungswuth der Franzosen in der Schweiz erfüllte ihn mit Unwillen: in Gedichten und in ernsten wie satirischen Zeichnungen machte er sich Luft. Als Obereinnehmer des Kantons Zürich war es ihm vergönnt, 1799 während der helvetischen Regierung die anvertraute Casse vor den Franzosen zu retten. Nach Einführung der neuen Verfassung wurde er 1803 Mitglied des großen Rathes, sieben Jahre später Sekelmeister des Stadtrathes; im J. 1815 in den kleinen Rath befördert, verwaltete er mehrere einflußreiche Aemter. Dabei wurde er der Kunst und Dichtung nie untreu. Zahlreiche Gedichte, mehrere Erzählungen, fast immer mit trefflichen Zeichnungen geschmückt, gab er den schweizerischen Taschenbüchern. Seine beiden bekanntesten Idyllen hat er bei Lebzeiten, trotz dem Drängen der Freunde, nie drucken lassen. Denn seine Bescheidenheit war so groß wie seine

Begabung. Den Verfasser des volksthümlichen Liedes „Freut euch des Lebens", das U. für ein Fest der Zürcher Künstlergesellschaft 1793 gedichtet hatte, kannten die Zeitgenossen lange nicht. Zuerst in Zürich erschienen, wurde es im Göttinger Musenalmanach für 1796 (S. 27) mit der Melodie von Nägeli gedruckt, ohne daß der Verfasser genannt wurde. Erst 1819 hat der Dichter und Maler David Heß — vgl. auch seinen Brief an Ulrich Hegner vom 28. October 1818 — den Dichter dem Publicum genannt. Heß wurde nicht müde, dem Freunde seine Dankbarkeit zu bezeugen. In dem 1818 erschienenen Buch „Die Badenfahrt" hatte er auf Usteri's 1811 in den „Alpenrosen" gedruckten kleinen Roman „Zeit bringt Rosen", dessen Schauplatz Baden im Aargau ist, aufmerksam gemacht; seine Weinachtsgabe „Die Rose von Jericho" (1819) widmete er mit einem Gedichte U., dem Freunde alter Sagen, dem heiteren Sänger der Freude, dem edlen Meister der Künste. Und 1820 erzählte er in dem schönen Charakterbild „Salomon Landolt", daß U. einer der liebsten Gesellschafter des originellen Landolt war, dem bekanntlich Gottfried Keller ein bleibendes Denkmal in seinem Landvogt von Greifensee gestiftet hat. Auch der Dichter der „Molkenkur", konnte sich, wie er selbst in seinen Aufzeichnungen sagt, des häufigen Umgangs mit dem edlen und geistreichen U. rühmen. Von deutschen Dichtern stand ihm u. a. Ludwig Uhland näher, auch Matthisson, dem er 1819 eine sehr feine Tuschzeichnung mit Distichen widmete. Mit seinen Mitbürgern verkehrte er gesellig ohne Eitelkeit und ohne Ansprüche, wie mehrere Gelegenheitsgedichte in seinen Werken bezeugen; die „Gedichte für seine Zunft zur Waag" findet man in einem 1854 zu Zürich erschienenen Schriftchen gesammelt. Der „Gesellschaft der Böcke", die er schon 1808 durch das im Neujahrsblatt der Musikgesellschaft gedruckte Gedicht: „Der Friede mit den Böcken in Zürich 1446" erfreut hatte, sang er fünf Jahre später ein Lied zum 11. Februar 1813 nach der Melodie des Schillerschen Reiterliedes. Die ihm näher Stehenden kannten seinen Werth; nicht so leicht Fremde. Seine Gesichtszüge waren nicht bedeutend; nur in den Mundwinkeln wies, wie Heß andeutet, ein leichtes Lächeln auf seinen feinen und geistreichen Humor. Ein etwas abschreckendes Bild von ihm ist bekannt: infolge einer örtlichen Entzündung wurden nämlich die die Augäpfel zusammenhaltenden Muskelbänder geschwächt und diese traten dadurch unnatürlich hervor. Die Sehkraft seiner einst milden blauen Augen litt zum Glück gar nicht. Erst gegen Ende des Jahres 1826 erlahmte auch sie, und es stellte sich die ihm von Jung-Stilling schon 1806 vorausgesagte Krankheit ein: die Hautwassersucht. Seine ruhige Heiterkeit verließ ihn aber so wenig, daß er noch im Winter vor seinem Todesjahr ein Dutzend „Kinderlieder" für das Enkelkind seines Freundes Heß dichtete, die zu seinen besten Gedichten gehören. Im Frühjahr 1827 begab er sich mit der Gattin nach Rappersweil, dort hoffte er sich zu erholen und auch sein letztes Werk, die Hauschronik der Familie Meiß von Zürich, die treffliche Erzählung „Der Erggel im Steinhus" (Steinhaus-Erker) ganz zu vollenden. Sein Zustand aber verschlimmerte sich. U. — so schrieb Heß an Hegner am 22. Juni — hat uns allen Angst gemacht, nicht bloß, weil es schien, daß er uns ganz entrückt werden sollte, sondern weil das noch Traurigere zu befürchten schien, er möchte sich selbst überleben. Davor bewahrte ihn der Tod. Schon am 29. Juli 1827 verschied er sanft. Die Leiche wurde über den sonnigen See nach der Vaterstadt gebracht, der er so selbstlos seine Kräfte gewidmet hatte.

Bald nach seinem Tode sammelte der treue Heß alles, was U. geschrieben und an Zeichnungen hinterlassen. „U. hat unsäglich viel gearbeitet", schrieb er Hegner. „Ich freue mich wie ein Kind auf die Zeit, wo ich das Product seines ganzen Lebens vor Augen haben werde". Wie viele Mühe ihm die Ordnung des Nachlasses gemacht hat, wie viele Verdrießlichkeiten er zu bestehen hatte,

ehe die Schriften des Freundes der Oeffentlichkeit vorlagen, das zeigt der Briefwechsel mit Hegner. Ludwig Uhland stand ihm mit seinem Rath zur Seite, durch Heß erhielt er Einsicht in Usteri's reiche Volksliedersammlung. Erst Ende 1831 erschienen zu Berlin „Dichtungen in Versen und Prosa. Nebst einer Lebensbeschreibung des Verfassers, herausgegeben von David Heß" III. Die Reihenfolge der Schriften ist in der zweiten Auflage (Leipzig 1853) wie in der dritten (Leipzig 1877) verändert. Leider sind den Dichtungen die in Kupfer gestochenen Zeichnungen Usteri's nicht beigegeben worden. Heß hoffte sie später heftweise nachzuliefern. Das ist aber nicht geschehen. Und doch würden die Dichtungen dadurch viel an Reiz gewonnen haben. Denn U. zeichnete und dichtete zugleich; der bildende Künstler regte den dichtenden und dieser den bildenden an. Nicht bloß im „Vikari" deuten viele Stellen auf die Ergänzung und Belebung durch Bilder hin. So verfuhren häufig die Dichter des 15. und 16. Jahrhunderts, für die U. eine besondere Vorliebe hatte. Er kannte das häusliche wie gesellige Leben der alten Zeit, besonders der Schweizer, gründlich, aber seine Dichtungen blieben immer doch Dichtungen, und nie drängt sich das gelehrte Wissen störend auf. Die alte Zeit war ihm so vertraut, daß er ihre Sprache unbefangen nachahmen konnte, auch die alte Schreibart in seinen Manuscripten öfter gebrauchte. So ließ sich selbst ein verdienter Forscher (Wendeler) eine Zeitlang täuschen und hielt Usteri's Erzählung „Thomann zur Lindens Abenteuer auf dem großen Schießen zu Straßburg", die er in Usteri's Originalmanuscript kennen gelernt hatte, für die Schöpfung eines Zürchers aus dem 16. Jahrhundert. Wer Usteri's durch Anschaulichkeit, Natürlichkeit und Treue des Colorits ausgezeichneten Erzählungen liest, in denen nur zu wenig die männliche Kraft und Derbheit der alten Zeit zur Geltung kommen, und die von ihm dazu ausgeführten Zeichnungen vor Augen hat, dem wird ein doppelter Genuß zu theil. Die Bilder muß man freilich jetzt in alten Taschenbüchern aufsuchen, wo die Erzählungen zuerst erschienen sind. So brachten die „Alpenrosen" außer der erwähnten Erzählung „Zeit bringt Rosen" im J. 1814 „Gott bescheert über Nacht" und 1819 den eben erwähnten Thomann. In der selten gewordenen „Alruna", einem „Taschenbuch für Freunde der Vorzeit" findet sich im J. 1812 die Erzählung „Der Schatz durch den Schatz" mit acht köstlichen lebensfrischen, von U. gezeichneten und von H. Lips gestochenen, Bildern. Sie enthält die Geschichte des nach mancher Kümmerniß und Gefahr zum Wohlstand und zum häuslichen Glück gelangten Goldschmids Hans Breidbach von Freiburg aus dem 16. Jahrhundert. Der Herausgeber des Taschenbuchs Ernst Müller hatte Grund genug, sich über das schöne Geschenk „unseres U." zu freuen, „der so viel ächten Sinn für altteutschen Geist, altteutsche Sitte hat, daß fast jeder Federzug von ihm den Charakter jener Zeiten an sich trägt". U. wendet auch in Gedichten ältere Ausdrücke und Formen der Sprache an: so in der Ballade von der Gräfin Idda von Toggenburg (vgl. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 513); in der zuerst in den „Alpenrosen" 1820 erschienenen, mit einem Bilde geschmückten rührenden Klag der armen Frow Zwingli 1531; in der Ballade Graf Walraff von Thierstein, die Uhland's Beifall fand; auch in der Briamel vom Schuldenbott und der vom Wyn: Noah gießt in vier Grübelein, in die Rebenschößе eingepflanzt sind, Affen-, Lamm-, Bären-, Schweineblut; in der letzten Strophe dann die Lösung oder Nutzanwendung (vgl. R. Köhler, Anz. f. dt. Alt. 1883, 9, 403). Sein kindliches, herzliches und harmloses, dabei sinniges Wesen tritt in den „Liedern in Schweizer-Mundart" rein hervor. Die Kinderlieder, z. B. „Wagenfahrt", „De Guggu", „So wirds choh", „Helgebuech" (Bilderbuch) sind in ihrer Art ebenso trefflich wie ähnliche Hebels, mit dem man ihn aber nicht ohne weiteres vergleichen darf. Hegner

freute sich besonders an dem Gedicht „D'Störchli“: „unvergleichlich als poetisches Gemälde, als humoristische Darstellung und als vortreffliche Lehre; auch der Umzug ist ganz nach der Natur gemalt, man sieht alles lebendig vor sich.“ Auch andere Lieder in der Mundart sind reizvoll, z. B. „De verliebte Rechenmeister“, Sennelied: „Juhe! da obe“ und Berglied: „Uf Bergen, uf Bergen“. Diese beiden letzten erschienen zuerst 1815 und 1817 in den Neujahrsgeschenken der Zürcher Musikgesellschaft, für die er seit Ende des vorigen Jahrhunderts bis kurz vor seinem Tode eifrig beisteuerte. Dort begann er seit 1813 die „Schweizerreise“, die Erzählung mit Bildern und mehreren Gedichten schmückend, die sich auch in seinen Schriften finden. Die beiden Idyllen in Zürcher Mundart „De Herr Heiri“ und „De Vikari“ wurden in der Schweiz, besonders in Zürich noch besser gewürdigt als in Deutschland, denn man verstand jede Anspielung, man freute sich des Spottes über die philiströse Beschränktheit, das leere Scharinggeln (Complimentiren), das lächerliche Vornehmthun, über die Frau Basenweisheit und Affectation der Pfahlbürger. Greifbar stehen die Gestalten dieser dem komischen Epos verwandten Idyllen vor uns. U. geht dem Zwiespalt zwischen einfacher Natur und verderbter Convenienz nicht aus dem Wege: er beschönigt nicht und hier verlindert und verzierlicht er durchaus nicht, wie er es sonst wohl manchmal that. Seine beiden Idyllen, urtheilt Gervinus, neigen weit mehr zu der komischen Caricatur als zu der Elegie, die sonst leicht mit der Idylle verschmolzen wird. Von dem Hexameter meint Gervinus, daß er den Schweizeraccent deutlich abbildet, und „die Häufung der Daktylen, die verwickelten, in klarer Prosa abfließenden Perioden versinnlichen trefflich die geläufigen Zungen der Städterinnen; alles Eigenthümliche des Idioms bis auf die französischen Brocken ist genau beobachtet“. Aber auch sein Tadel ist nicht unberechtigt, daß bei aller Ergötzlichkeit einzelner Züge U. doch durch die Breite der Darstellung kleinstädtischer Leere und Geschwätzigkeit ermüdet. Uebrigens ist „De Vikari“ noch 1869 durch Heinrich Cramer getreu nach U. für die Bühne nicht ungeschickt bearbeitet worden.

Weniger selbständig und eigenartig ist U. in den hochdeutschen Gedichten; hier finden wir öfter den Ton Hölty's, Bürger's, Claudius', obwohl von eigentlicher Nachahmung keine Rede sein kann. In Behandlung von Volkssagen und Balladen, die er sich selbst vorzusingen pflegte, ist er sehr geschickt, und seine Verse fließen leicht und ungezwungen, nur vermißt man zuweilen strenge Feile in einzelnen Wendungen. Wir heben hervor: „Der Kaiser und die beiden Blinden“ (zuerst Alpenrosen 1821); „Der Graf von Falkenstein“; „Der treue Hund und der Storch von Luzern 1613“ (zuerst 1815 und 1818 Zürcher Musikgesellschaft); „Struth Winkelried und der Drache“ (ebenda 1820). Da U. die Grenzen seiner Begabung kannte, zwang er sich nie zu einer ihm fremden Empfindung, zu einer seiner einfachen Natur nicht gemäßen Leidenschaftlichkeit und Erhabenheit. Darum ist sein Gedicht „Der Maler“ für ihn bezeichnend. Ein junger Maler, der mit reinem Gefühl der Kunst und der Natur lebt, hört seine Bilder schelten: man vermißt Tendenz und Geistescultur, er solle nach der „göttlichen Griechheit“ streben. Er verschlingt Jean Paul, studirt die Horen und findet das nicht Verstandene hoch erhaben. Aber seine „nordischen Helden mit griechischen Sitten“ gefallen nicht, er kommt in große Noth. Da malt er wieder, in Erinnerung an sein freundliches Dorf, mit Liebe und Verstand kleine Scenen, und was er malt, gelingt. Man rühmt ihn, bezahlt ihn und er thut den Schwur: fürder nur zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Dieses in der Form an Goethe's Legende und Künstlers Apotheose anklingende Gedicht gehört zu den „Künstlerliedern“, einer erfreulichen Gabe seiner Muse. Da wird das Künstlerschicksal ernst und humoristisch besungen; der gott=

begnadete Maler kommt zum Wort wie — vgl. Fritzens Lebensgang — der Pfuscher, der ohne Beruf sich zum Maler zwingen will. Die Lieder wurden zuerst in einer von U. für die schweizerische Künstlergesellschaft veranstalteten Sammlung gedruckt, für die er die werthvollsten Beiträge lieferte, Basel 1809 und zweite, vermehrte Auflage 1826. Wer das reizende kleine Büchlein, in dem sich auch Goethe's Künstlerlied findet, mit den hübschen von Hegi und Lips gestochenen Zeichnungen Usteri's und anderer einmal genauer betrachtet hat, wird es nicht leicht wieder vergessen.

Eine zusammenfassende Würdigung des Künstlers U. ist noch nicht versucht worden, und doch hat er auch als solcher, wie Heß richtig bemerkt, auf die Geschmacksrichtung seiner Vaterstadt und Zeit bedeutend gewirkt. Was die Stadtbibliothek, was die Künstlergesellschaft und andere Vereine in Zürich besitzen, müßte ebenso berücksichtigt werden, wie die Zeichnungen Usteri's zu den Gedichten, die mit ihnen in Kalendern der Schweiz, in den „Alpenrosen", den Neujahrsgeschenken der Musikgesellschaft erschienen. Sehr werthvoll sind die seit 1806 von ihm gezeichneten Bilder, die schweiz. Kriegsgeschichte betr. vom Auszug der Helvetier bis 1352, für die Neujahrsblätter der „Feuerwerkergesellschaft" in Zürich, die seit dem 17. Jahrhundert besteht. Die Unternehmung, sagt Oberst D. Nüscheler im Neujahrsblatt dieser Gesellschaft 1849, wäre nicht zur Ausführung gelangt, wenn nicht der unvergeßliche U. diese mühevolle Arbeit übernommen und ebenso anziehend wie gründlich bis zu seinem Tode fortgesetzt hätte. U. hat — vgl. Heß an Hegner am 20. Januar 1829 — seit 1783 nicht weniger als 98 Zeichnungen zu den Neujahrsstücken verfertigt, dazu 22 Texte für die Feuerwerker- und 10 für die Musikgesellschaft geschrieben und sich so auch um diese Institutionen ein nicht geringes Verdienst erworben.

Von Usteri's anderen Zeichnungen, die der treffliche J. R. Schellenberg gestochen hat, sehe ich ab und erwähne nur zwei größere Werke. „Muttertreue wird täglich neu" (Zürich 1803 und 1805, vgl. Alruna 1805), in 9 Blättern bestehend, fand großen Beifall durch die den Sinn der Handlung kräftig aussprechende Anordnung wie durch das reizvolle Kostüm der Scenen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Wie er die französische Umwälzung in seinem conservativen Sinne betrachtete, zeigt der frei erfundene Bildercyklus „Das Vaterunser eines Unterwaldners", 7 Blätter in 4° von Marquard Wocher in Tuschmanier geäzt und in Basel 1803, in Freiburg, in Frankfurt und Leipzig 1805 erschienen. Nach den sieben Bitten erscheint der Aelpler in verschiedenen Situationen. Das erste Blatt, wo er mit seinem Enkel den herrlichen Morgen freudig und dankbar begrüßt, ist besonders stimmungsvoll; im zweiten Blatt kehrt er auf seine Alp zurück, da er im Thal den Freiheitsbaum gesehen, im dritten wird seine Hütte von Verrätherhand angezündet: eine Scene des Jammers; im vierten wankt er, auf den Enkel gestützt, unter den Ruinen umher; im fünften betet er in den Ruinen der Capelle zu Stansstadt; im sechsten bezwingt er, an eine Eiche gelehnt, die Versuchung, sich an dem Unterwaldner zu rächen; im letzten fleht er angesichts der terroristischen Maaßregeln in Unterwalden: erlöse uns von allem Uebel. So reiht sich U. mit diesem Bildwerk denen an, die das Vaterunser in Dichtungen, ernst und parodistisch, benutzt haben.

Wilhelm Scherer, J. Grimm 1885 S. 95. — David Heß, s. oben. — Jakob Bächtold, Joh. Kasp. Schweizer 1884. Einl. S. 81, 99. — Briefw. zw. Heß und Hegner s. Zür. Taschenb. auf 1889 S. 1 ff., 1890 S. 152 ff. — Hegners Aufzeichnungen Zür. Taschenb. 1888, S. 28. — Hosäus, aus Matthisson's Album, V. für Anhalt. Gesch. Dessau 1890, S. 685. — Gervinus, V^4, 69. — Mörikofer, Die schw. Litt. des 18. Jahrh., S. 526—532. — Goedeke, § 297, 263 vgl. § 335, 945 (ungenau). — R. M. Werner,

Viertelj. für Litteraturg., V. Band, S. 49. — Nagler, Künstlerlex. 19, 265 bis 266. Daniel Jacoby.

Usteri: Leonhard U. von Zürich, geboren am 31. März 1741, nach seines Vaters frühem Tod von einer trefflichen Mutter erzogen, ward schon in seiner Jugend durch vorzügliche Lehrer (Bodmer, Breitinger, J. Geßner, Däniker) ungewöhnlich vielseitig angeregt, entschied sich für das Studium der Theologie, begab sich aber nach seiner Aufnahme in den geistlichen Stand 1760 zunächst für anderthalb Jahre auf Reisen, die ihn nach Genf, dann nach Italien und Frankreich führten. In Rom an Winckelmann empfohlen, erwarb er sich nicht nur unter dessen Leitung eingehende Kenntnisse in der classischen Kunst, sondern auch des großen Mannes persönliche Freundschaft, von welcher die durch U. nachmals herausgegebenen „Briefe Winckelmann's an seine Freunde in der Schweiz“ (Zürich, Orell 1778) beredtes Zeugniß ablegen. In Paris gewann er die volle Hochachtung J. J. Rousseau's, die ihm bis an dessen Lebensende verblieb. „Quoi, mon cher Usteri“, — schrieb ihm dieser in einem seiner Briefe, — „vous êtes homme d'église et vous cédez dans la dispute? Ce trait seul me suffit et dit plus que tout le reste. Je vous voue mon estime et une amitié éternelle et comptez que cela tiendra. . . . Adieu, homme vertueux, je ne puis vous dire quelle impression m'ont faite vos dernières lettres. En voyant de près le clergé protestant, j'avois appris à ne l'estimer que ce qu'il vaut. Je ferai une autre fois des jugements plus restreints, car mon ami Usteri réhabilite bien la robe qu'il porte. Je vous embrasse.“ (3. October 1763).

Nach seiner Rückkehr in die Heimath widmete sich Usteri vorerst Privatstudien. Im J. 1764 gründete er sich einen Hausstand; die Hochzeitsreise ging in die Westschweiz, nach Môtiers zu Rousseau „um von diesem liebenswürdigen Priester der Natur den zweiten Segen zu empfangen“. Im nämlichen Jahre erhielt er die Professur der hebräischen Sprache an den höhern Schulen seiner Vaterstadt und damit entschied sich für ihn die Wahl der pädagogischen Laufbahn. Eben hatte er die höchste Sprosse an der Stufenleiter der zürcherischen Lehrstellen durch seine Ernennung zum Professor der Theologie 1788 erstiegen, als unter der Ueberanstrengung für die Vorbereitung zum neuen Amte seine Kraft zusammenbrach; von einem typhösen Fieber halb genesen starb er an den Folgen eines Nervenschlages am 14. Mai 1789, erst 48 Jahre alt.

In hohem Maße zierten ihn die Tugenden des Menschen, Lehrers und Bürgers. Ein treu besorgter Vater seiner Familie, war er zugleich seinen Schülern nicht blos anregender Lehrer von seltener Vielseitigkeit des Wissens und unermüdlicher Gewissenhaftigkeit, durch sein äußeres Auftreten imponirend und zugleich die Herzen gewinnend, sondern auch väterlicher Freund und Berather selber über ihre Jugendzeit hinaus. An der 1768 an Hand genommenen Reform der städtischen Schulen hatte er neben Prof. Breitinger, Bürgermeister Heidegger u. A. hervorragenden Antheil; er war es auch, der von der durchgeführten Reorganisation dem Publicum in einer den ganzen Schulorganismus einläßlich beleuchtenden „Nachricht von den neuen Schulanstalten in Zürich“ Kunde gab (1773). Durch seine Beziehungen zu Rousseau und Winckelmann, durch seine ausgedehnte Correspondenz sowol mit ausländischen Gelehrten als mit der geistreichen Julie Bondeli in Bern ist U. einer der hauptsächlichsten Träger der universellen Culturbestrebungen, deren intensive Pflege den Ruhm Zürichs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausmacht. Daneben widmete er einen Theil seiner Zeit der Leitung der Zürcher Stadtbibliothek; er war eines der fleißigsten Mitglieder der physikalischen Gesellschaft; ein sehr thätiger Förderer ihrer Bemühungen um Verbesserung der Landwirthschaft, betheiligte er sich namentlich auch bei den von dieser Gesellschaft ins Leben

gerufenen „Bauerngesprächen" (einer Organisation belehrender Unterredungen mit strebsamen Landwirthen); auch den damals von Pfarrer Keller in Schlieren unternommenen Versuchen im Unterrichten Taubstummer lieh er seine besondere Aufmerksamkeit und seine Feder. (Helvet. Almanach 1780, 1781.)

Als sein Hauptverdienst aber galt den Zeitgenossen, daß er nach der Reform der Knabenschulen durch die städtischen Behörden als einfacher Privatmann es unternahm, nun auch der seit den Zeiten der Reformation gänzlich zurückgestellten Mädchenbildung zu ihrem Rechte zu verhelfen. Die auf seine Anregung 1773 begründete und von ihm bis zu seinem Lebensende geleitete Töchterschule entwickelte sich, in mäßigem Rahmen nur die nothwendigsten Bildungsfächer umfassend, unter der in seine Ansichten ganz eintretenden trefflichen Lehrerin Susanna Goßweiler rasch zu einer lebenskräftigen Anstalt, die bald auch in andern Schweizer Städten Nachahmung fand, und er hatte wenige Tage vor seinem Tode die Freude, den Gönnern des Instituts die Mittheilung zu machen, daß dasselbe nun künftig ohne deren jährliche Beiträge — trotzdem der Unterricht für die Schülerinnen durchaus unentgeltlich war — fortgesetzt werden könne, da die vorhandenen Capitalien für die gegenwärtige Lage und weitere Entwickelung der Schule ausreichen.

Die charakteristische Eigenthümlichkeit von Usteri's Wesen und Wirken war ruhige Harmonie, maßvolle Besonnenheit bezüglich der anzustrebenden Ziele, unentwegte Treue und Beharrlichkeit in der Durchführung des Angestrebten. Seines Werthes bewußt, vermied er mit demselben zu prunken. Das Streben litterarisch zu glänzen war ihm fremd. Selbst Lieblingsprojecte konnte er wieder bei Seite legen, wenn er sah daß ihre Zeit noch nicht gekommen war; so hatte er zum Zwecke der Organisation einer höheren Bildungsanstalt für das weibliche Geschlecht bereits 1774 ein Buch „vom Unterricht für Frauenzimmer" geschrieben, es blieb in seinem Pulte unvollendet und unveröffentlicht, bis ihn der Tod erreichte. Die gleiche ruhige Verständigkeit prägte sich auch in seinen wissenschaftlichen und theologischen Anschauungen aus; dem in den siebziger Jahren bei einigen jungen Theologen auftretenden Schwärmergeist trat er mit väterlicher Mahnung nicht ohne Erfolg entgegen. Die Trauer am Grabe des schlichten Mannes war eine ungewöhnlich tiefgehende und allgemeine, ohne Unterschied des Standes und der Richtungen; Lavater bezeichnete ihn in einer eigens gedichteten Trauerode als „den Mann, der vorwärts nur gestrebt, so kurz und doch so lang gelebt."

Leonh. Usteri in L. Meister's „Berühmte Männer Helvetiens" (Zürich) 1. Ausg. 1792, III. Bd. 4. Heft S. 35—59, 2. Ausg. II. Bd. S. 160—177; diese von Usteri's älterem Sohne, dem nachmaligen Bürgermeister P. Usteri, geschriebene biograph. Skizze findet sich erweitert in des letzteren „kleinen gesammelten Schriften", herausgegeb. v. H. Zschokke, Arau 1832. — Leben und Charakterzüge L. Usteri's, Neujahrsblatt der zürch. Gesellschaft auf der Chorherrenstube 1824 (von J. Konr. Orelli, d. ä.) — J. J. Holzhalb, Suppl. zu Leu's helvet. Lexikon VI, p. 236. — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer S. 542. Aarau 1812. — R. Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte IV, 496. — Hunziker, Geschichte d. schweiz. Volksschule I, 271—275. Zürich 1881. — P. Usteri, Briefwechsel J. J. Rousseau's mit L. Usteri in Zürich u. D. Roguin in Yverdon (litterar. Beilage zum Programm der Kantonsschule in Zürich 1886). — H. Blümner, Mittheilgn. aus Briefen an L. Usteri (Züricher Taschenb. 1884). — Ed. Bodemann, Julie v. Bondeli und ihr Freundeskreis. Hannover 1874. — Th. Vetter, Aus d. Jugendjahren d. höh. Töchtersch. i. Zürich (Beil. z. Progr. ders. 1895). Hunziker.

Usteri: Leonhard U., reformirter Theologe, † 1833. Unter den schweizerischen Theologen, welche im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts die im Geiste

Schleiermacher's erneuerte Theologie mit hervorragendem Erfolge vertraten, nahm Leonhard U. eine besonders geachtete Stellung ein. Er wurde zu Zürich am 22. October 1799 geboren, wo sein Vater Chorherr und Professor der hebräischen Sprache am Carolinum war. In seiner Vaterstadt erhielt er die humanistische Vorbildung, absolvirte dort auch seine theologischen Studien, woran sich die wohl bestandenen Examina und der Empfang der Ordination schlossen; aber seine eigentliche wissenschaftliche Geistesrichtung empfing U. erst in Berlin, wo er im Frühjahr 1820 die Universität bezog, auf welcher er nunmehr noch fast drei Jahre mit großem Fleiße philologischen, philosophischen und theologischen Studien oblag. Die philologischen Vorlesungen Böckh's und die theologischen Schleiermacher's beschäftigten ihn hier aufs wärmste. Der ausgezeichnete Erfolg seiner Studien zeigte sich sofort, als er nach seiner Rückkehr in seine Heimath im April 1823 mit einer gelehrten exegetischen Abhandlung über das Evangelium des Johannes hervortrat. Auf Anlaß der „Probabilia“ Bretschneider's, welche die ganze Johanneische Frage aufgerollt haben, wird in Usteri's „Commentatio critica, in qua evangelium Joannis genuinum esse ex comparatis IV evangeliorum narrationibus de coena ultima et passione Jesu Christi ostenditur“ gerade dem Verfasser des vierten Evangeliums im Unterschiede von der synoptischen Tradition die Augenzeugenschaft zugesprochen, ein Standpunkt, wie er seitdem von vielen gemäßigt kritischen Theologen, z. B. von Beyschlag, inne gehalten wurde. Im folgenden Jahre erschien sodann aus der Feder des fleißigen jungen Gelehrten in deutscher Sprache ein Werk über den Apostel Paulus, in welchem zum ersten Male die Theologie dieses Jüngers in ihrem Verhältnisse zu dem Lehrgehalte der anderen neutestamentlichen Schriften dargethan und dadurch die sogenannte „biblische Theologie“ als historische Wissenschaft in einem sehr wichtigen Theile erheblich gefördert wurde; es führt den Titel „Entwickelung des paulinischen Lehrbegriffes mit Hinsicht auf die übrigen Schriften des Neuen Testamentes“ und fand solche Beachtung, daß es noch 1851 eine sechste Auflage erlebte. Ein ähnliches Werk über die Lehrweise des großen Heidenapostels hatte es vorher nicht gegeben; daher bezeichnet es in der Geschichte der Litteratur über Paulus einen sehr wichtigen Denkstein. Um die Zeit, als diese Schrift veröffentlicht wurde, erhielt ihr Verfasser in Bern die Anstellung als Professor und Director Gymnasii. In diesem Amte wirkte er als Lehrer der classischen Sprachen und des Hebräischen, gewann aber noch Zeit, wissenschaftlich rege thätig zu sein. Außer den Neubearbeitungen seines paulinischen Lehrbegriffs lieferte er eine Bearbeitung der Wolf'schen Vorlesungen zu den vier ersten Gesängen der Ilias (2 Bände, 1830) und eine Ausgabe von Plutarch's Consolatio ad Apollonium (1830), verfaßte einen „Commentar über den Brief Pauli an die Galater“ (1833) und schrieb auch für die eben begründeten „Theol. Studien und Kritiken“ zwei Abhandlungen über den Täufer Johannes und die Taufe und Versuchung Christi (Jahrg. 1829 und 1832). Aber mitten in voller Arbeit, noch nicht 34 Jahre alt, wurde er durch einen jähen Tod am 18. September 1833 abberufen. Seinem Charakter nach war U. eine nüchterne, scharfsinnige, nach Wahrheit strebende und unermüdlich fleißige Gelehrtennatur; der Sinn für Kritik überwog in ihm die Fähigkeit, die geschichtlichen Personen und Geistesrichtungen in ihren concreten Gestalten zu erfassen, weshalb er z. B. das ursprüngliche Wesen des Christenthums abstract in der Begeisterung für die Wahrheit und in der gegenseitigen Liebe sah. Usteri's Schriften sind im vorstehenden Artikel erwähnt.

Zu vgl. ist Güder's Art. über U. in Herzog's Realencyklopädie 2. Aufl., XVI, 264—267 und die dort citirte „Trauerrede“ von Usteri's Leichenredner, dem damaligen Pfarrer und späteren Professor Lutz. P. Tschackert.

Usteri: Paulus U., schweizerischer Staatsmann, Gelehrter und Publicist, geboren am 14. Februar 1768 in Zürich, † daselbst am 9. April 1831. Sohn des um das zürcherische Schulwesen hochverdienten Professors Leonh. U. (s. S. 396), widmete er sich, durch seinen Pathen, den Naturforscher Johannes Geßner, frühzeitig auf die Naturwissenschaften hingelenkt, dem Studium der Heilkunde an dem neugegründeten medicinischen Institut seiner Vaterstadt. 1787 ging er zur Vollendung seiner Studien nach Göttingen, wo er mit Hans Konrad Escher, dem spätern Erbauer des Linthcanals, und Albrecht Rengger, dem nachmaligen helvetischen Minister, ein Freundschaftsverhältniß für das Leben knüpfte. Nachdem er im Frühjahr 1788 mittelst einer Dissertation über den thierischen Magnetismus doctorirt hatte, machte er von Göttingen aus eine längere Rundreise über Wien, Prag, Berlin, Leipzig und Weimar, sowol um die Spitäler zu besuchen, als um die Berühmtheiten Deutschlands kennen zu lernen. Ende 1788 nach Zürich heimgekehrt, entwickelte der junge Gelehrte alsbald eine erstaunliche Vielgeschäftigkeit. Schon 1787 hatte er im Verein mit einem Züricher Botaniker Jakob Römer ein „botanisches Magazin“ begründet, die erste deutsche Zeitschrift in dieser Wissenschaft, an der sich unter andern Alexander v. Humboldt als eifriger Mitarbeiter betheiligte (Zürich 1787—90, 12 Hefte). Als Römer 1790 von der Redaction zurücktrat, führte U. die Zeitschrift unter dem Titel „Annalen der Botanik“ noch ein Jahrzehnt allein weiter (Zürich-Leipzig 1791—1800, 24 Hefte). Außerdem publicirte er eine Sammlung seltener botanischer Abhandlungen verschiedener Autoren unter dem Titel „Delectus opusculorum botanicorum“ (Straßburg 1790—93, 2 Bände) und besorgte von Jussieu's „Genera plantarum“ eine mit Noten versehene Ausgabe für Deutschland (Zürich 1791). Parallel mit diesen botanischen Publicationen gingen solche auf medicinischem Gebiete. So gab er mit Römer zusammen „Haller's Tagebuch der medicinischen Litteratur der Jahre 1745—1774“ heraus (Bern 1789—91, 3 Bände), veröffentlichte einen „Entwurf medicinischer Vorlesungen über die Natur des Menschen“ (Zürich 1790), sowie eine Art Volksgesundheitslehre unter dem Titel „Grundlage medicinisch-anthropologischer Vorlesungen für Nichtärzte“ (Zürich 1791) und suchte Jahr für Jahr die Fortschritte der gesammten medicinischen Wissenschaften in einem „Repertorium der medicinischen Litteratur“ zu registriren (Zürich-Leipzig 1790—97, 6 Bände). Für Leonhard Meister's „berühmte Männer Helvetiens“ (Bd. III, Zürich 1792) schrieb er eine anmuthige Biographie seines 1789 verstorbenen Vaters. Da U. neben diesen zahlreichen litterarischen Arbeiten als Lehrer am medicinischen Institut, wo er 1789—1798 Vorlesungen hielt, sowie als Aufseher des botanischen Gartens und als praktischer Arzt wirkte, begreift man, daß er bei all seiner rastlosen Thätigkeit nicht zu selbständigen Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete kam und daher auch keine rechte innere Befriedigung fand, obgleich seine Publicationen ihn mit hervorragenden Fachgenossen in allen Ländern Europas in Verbindung brachten und seinen Namen rasch bekannt machten; konnte ihm doch Alexander v. Humboldt am 28. November 1789 melden, daß nun auf der Küste Afrikas auch eine Usteria blühe. Bei der reichen Begabung und eminenten Arbeitskraft Usteri's ist nicht daran zu zweifeln, daß er mit der Zeit als Naturforscher Bedeutendes geleistet haben würde, wenn ihn nicht Neigung und Verhältnisse auf ein ganz anderes Gebiet hinübergeführt hätten.

In den Ideen der Aufklärung auferzogen — sein Vater hatte mit Rousseau correspondirt — verfolgte er mit wachsender Theilnahme die französische Revolution, in der er die freiheitliche Wiedergeburt Europas erblickte. Bald fesselten ihn Mirabeau, Sieyès und die Girondisten mehr als die Pflanzen und die medicinischen Processe. Schon im Frühling 1792 meldete er seinem Freunde Rengger, er

werde in aller Stille die Medicin quittiren, da er sein Brot damit nicht zu verdienen brauche, und sich auf Philosophie, Politik und Geschichte werfen; er beabsichtige die Herausgabe einer „Bibliothek der freien Franken“, um die Kenntniß des Wahren, Schönen und Großen, was die Revolution zutage gefördert, unter den deutschen Völkern zu verbreiten. Die Schwierigkeiten, welche die zürcherische Censur einem solchen Unternehmen entgegenstellte, hinderten U. an der Ausführung; doch suchte er seinen Plan in anderer Weise zu verwirklichen. Nachdem er 1794 anonym einige Hefte eines „Tagebuchs des Revolutionstribunals“ veröffentlicht, gründete er, um der heimischen Preßüberwachung zu entgehen, 1795 in Leipzig eine Verlagsbuchhandlung, die den Namen von dem Geschäftsführer Peter Philipp Wolf erhielt, und gab nun mehrere Zeitschriten heraus, die sich alle vornehmlich mit der Revolution befaßten, die „Klio“ (1795—97, 18 Hefte), als deren Herausgeber öffentlich Ludwig Ferdinand Huber, der zweite Gatte Therese Forster's, figurirte, dann die „Beiträge zur französischen Revolution“ (1795—96, 21 Hefte) und deren Fortsetzung „Humaniora“ (1796—98, 8 Hefte), an denen sich der mit den Pariser Verhältnissen genau vertraute Frankfurter Oelsner, sowie Rengger, Escher und Zschokke als Mitarbeiter betheiligten. Auch verlegte er Ebel's Uebersetzung von Sieyès Schriften, Oelsner's Lucifer und andere Erzeugnisse der Tageslitteratur. Durch die Vermittelung Oelsner's, Ebel's und anderer Pariser Freunde legte er sich zugleich eine umfassende Sammlung von Flugschriften und Zeitungen aus der Revolutionsepoche an, die, wol eine der vollständigsten dieser Art, gegenwärtig einen werthvollen Bestandtheil der Stadtbibliothek Zürich ausmacht.

Obwol U. mit seinen Anschauungen im Gegensatz zur Masse seiner Mitbürger stand, wurde er doch im April 1797 in den Großen Rath der Stadt Zürich gewählt. Als bald darauf die Zerwürfnisse mit Frankreich begannen, gehörte er zu den wenigen, die erkannten, daß die feindliche Nachbarmacht an der Unzufriedenheit der Unterthanen in den aristokratischen Kantonen ein „offenes Thor“ habe. Vergeblich bot er all seinen Einfluß auf, um die leitenden Kreise Zürichs durch Mittheilung der Warnungsrufe, die ihm Oelsner und Ebel von Paris zukommen ließen, in den letzten Monaten 1797 zur Amnestirung der 1795 im Stäfnerhandel als Rebellen verurtheilten Landleute und zur Einleitung von Verfassungsreformen zu bewegen. Als mit dem Einmarsch der Franzosen in die Waadt im Januar 1798 die helvetische Revolution ausbrach und die Regierung von Zürich sich entschließen mußte, Abgeordnete von Stadt und Land zur Entwerfung einer auf Rechtsgleichheit beruhenden Verfassung einzuberufen, gab U. mit seinem Freunde Escher von dem Tage an, da diese Kantonsversammlung ihre Arbeiten eröffnete (20. Februar), eine Zeitung heraus, den „schweizerischen Republikaner“, der mit seinen Fortsetzungen (Neues helvetisches Tagblatt, Neues republikanisches Blatt, Der neue schweizerische Republikaner, Der Republikaner nach liberalen Grundsätzen, Der Republikaner) eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der helvetischen Republik bildet. Zugleich begann U. in der von Posselt neubegründeten, bei Cotta in Tübingen erscheinenden „Weltkunde“ oder „Allgemeinen Zeitung“, wie sie seit September 1798 hieß, regelmäßig über schweizerische Dinge zu berichten, wie er später auch in Posselt's „Europäischen Annalen“ werthvolle Aufsätze über die Geschichte der helvetischen Umwälzung veröffentlichte. Nachdem am 13. März 1798 die bisherigen Zürcher Behörden ihre Gewalt niedergelegt, wurde U. nachträglich in die Kantonsversammlung gewählt, die jedoch schon im April den Gewalten der einen und untheilbaren helvetischen Republik weichen mußte. Usteri's Ansehen war so gestiegen, daß er von der Wahlversammlung seines Kantons am 1. April zum helvetischen Senator ernannt wurde. Am 9. April bezog er mit Escher, der in den Großen Rath

der Republik gewählt worden war, eine gemeinsame Wohnung in Aarau, der provisorischen Hauptstadt Helvetiens.

Die beiden Freunde nahmen durch ihr vielseitiges Wissen, ihre schlagfertige Beredsamkeit und ihre trefflichen Charaktereigenschaften alsbald eine der ersten Stellen im helvetischen Parlamente ein. Gleich bei der Constituirung desselben am 12. April 1798 wurde U. zum Secretär und im September zum Präsidenten des Senats ernannt, während Escher gleichzeitig den Vorsitz im Großen Rathe bekleidete, sodaß den beiden die Aufgabe zufiel, bei der Verlegung des Regierungssitzes nach Luzern am 20. September in den Räthen die Schlußreden und am 4. October in Luzern die Eröffnungsreden zu halten. Die politischen Kenntnisse, die sich U. in seinen Revolutionsstudien angeeignet, sowie die scharfe logische Grundsätzlichkeit, die er bei allen Berathungen an den Tag legte, erwarben ihm den Beinamen des schweizerischen Siеyès. Er bemühte sich, die aus politisch meist unerfahrenen, zum theil bildungslosen Elementen bestehende Versammlung an einen richtigen Geschäftsgang und an parlamentarische Formen zu gewöhnen. Ein Patriot im besten Sinne des Wortes, den trotz seiner Anhänglichkeit an die Principien der Revolution die Abhängigkeit seines Vaterlandes von der fremden Macht tief schmerzte, ergriff er im Senat, wie Escher im Großen Rath, jeden Anlaß, um gegen die französischen Gewaltthaten und Erpressungen laut zu protestiren und die helvetischen Behörden zu mannhafter Haltung anzuspornen. Unbekümmert um den Haß der französischen Proconsuln und ihres Anhangs, gaben die beiden Freunde diesen Protesten jeweilen durch den Republikaner absichtlich die weiteste Verbreitung, um das tief gesunkene Nationalgefühl der Schweizer wieder zu wecken. Durch diese Haltung stellte sich U. in scharfen Gegensatz zu den sogenannten „Patrioten“ vom Schlage des Peter Ochs, welche die Franzosen als „Befreier“ feierten und jede Demüthigung ihres Landes ruhig hinnahmen. Aber auch in der innern Politik trat er der Patriotenpartei in wichtigen Punkten entgegen. So bekämpfte er — freilich vergeblich — die Aufhebung der Zehnten und Grundzinsen, indem er nicht bloß auf die für den Staat als Haupteigenthümer der Zehnten verhängnißvollen finanziellen Folgen hinwies, sondern auch den Eigenthumscharakter dieser Lasten betonte, der dem Staat wohl gestatte, eine gerechte Ablösungsart zu bestimmen, nicht aber den Grundbesitzern auf Kosten der übrigen Bevölkerung ein Geschenk zu machen. Wie Escher, so war auch U. ein Feind jeder Willkür, die „sich mit der Larve der Freiheit und Gleichheit deckte“. So hielt er, als gegen Karl Ludwig v. Haller wegen seiner reactionären Zeitungspolemik Verfolgung beantragt wurde, im Senat eine glänzende Rede zu Gunsten der Preßfreiheit, obwol ihn Haller persönlich verunglimpft hatte, und suchte der Gewaltherrschaft, die das von Ochs und Laharpe geleitete helvetische Directorium auszuüben begann, in den Anfängen zu wehren, indem er die von demselben im November 1798 verlangten außerordentlichen Vollmachten gegen feindliche Zeitungsschreiber und Unruhestifter principiell bekämpfte, ohne freilich damit durchzudringen. Als das Directorium beim Beginn des zweiten Coalitionskrieges namhafte Anhänger der alten Ordnung als Geiseln verhaften ließ, verwendete er sich mit Escher für Freilassung der gefangenen Zürcher und protestirte im Senat gegen die Fortdauer dieses Willkürregiments. „Ob er Paul heiße oder Peter oder Friedrich Cäsar, der Mann, dessen Willkür über meine Freiheit gebietet“, rief er am 13. August 1799 unter Anspielung auf Friedrich Cäsar Laharpe aus, „ob er im Namen der Freiheit oder im Namen der Tyrannei handle, das gilt mir gleichviel; wo keine persönliche Freiheit ist, da ist die politische Freiheit Unding und leerer Wortschall“. So verkörperte sich in U. recht eigentlich die gemäßigte Mittelpartei der „Republikaner“,

die von den „Aristokraten“ und „Patrioten“ gleich sehr als „Grundsätzler“ (principiers), „Philosophen“ oder „Gelehrte“ befehdet wurden, die in den helvetischen Räthen zwar gegenüber den Patrioten in der Minderheit, aber doch stark genug waren, um manche Ausschreitungen zu verhüten. Der beste Beweis für die hohe Achtung, die U. selbst den Gegnern einflößte, liegt darin, daß er im Senat immer wieder in die wichtigsten Commissionen und häufig als deren Berichterstatter gewählt wurde. Da der Senat nur die Beschlüsse des Großen Rathes zu genehmigen oder zu verwerfen hatte, beschränkte sich Usteri's gesetzgeberische Thätigkeit auf die Kritik der Vorlagen, die er oft mit Schärfe übte. Nur inbezug auf Verfassungsfragen, wo dem Senat die Initiative zustand, konnte sich dieselbe schöpferisch äußern. Da die von Peter Ochs entworfene, der Schweiz durch die französischen Waffen aufgezwungene Constitution vom 12. April 1798 von Anfang an als mangelhaft erkannt worden war, hatte der Senat schon am 23. April 1798 eine Revisionscommission ernannt, deren Berichterstatter U. war. Ohne Zweifel stammt der Verfassungsentwurf, den er im März 1799 namens der Commission dem Senate vorlegte, in allem wesentlichen von ihm. Die Berathungen über die Revision gelangten jedoch zu keinem Abschluß, weil sich die Dinge infolge der trostlosen Lage der helvetischen Republik immer mehr zu einem gewaltsamen Conflict zwischen den Räthen und dem Directorium zuspitzten. Laharpe, der seit dem erzwungenen Austritt des Ochs das letztere beherrschte, hielt ebenfalls eine Aenderung der Verfassung für nothwendig und veranstaltete zu diesem Zweck mit U. und anderen Coryphäen der Räthe einige vertrauliche Besprechungen, die aber zu keinem Ziel führten. Während Laharpe die Dictatur für das Directorium anstrebte und stets den engsten Anschluß an Frankreich betrieb, wollten U. und seine Gesinnungsgenossen im Gegentheil dem terroristischen Gebahren der Regierung ein Ende machen und dem Lande durch Rückkehr zur traditionellen Neutralitätspolitik den Frieden und die Unabhängigkeit wieder verschaffen, Ziele, die sich nur durch Laharpe's Sturz erreichen ließen. Deshalb verbanden sich die Gemäßigten beider Räthe in Bern, wohin die helvetischen Behörden im Sommer 1799 wegen der Kriegsgefahr übergesiedelt waren, zu einer energischen Opposition gegen das Directorium, deren Wortführer im Senate U. war. Als Laharpe sich derselben nach Bonaparte'schem Muster durch einen Staatsstreich zu entledigen suchte, half U. die Ernennung eines außerordentlichen Zehnerausschusses beider Räthe durchsetzen, der im Einverständniß mit zwei Directoren am 7. Januar 1800 die Auflösung des Directoriums erwirkte.

Wenn die Republikaner durch Laharpe's Beseitigung einen Act der Nothwehr ausübten, so begingen sie einen verhängnißvollen Fehler, indem sie, statt zur Neubestellung des Directoriums zu schreiten, dasselbe durch einen bloßen Vollziehungsausschuß ersetzten und damit die bestehende Verfassung durchlöcherten, ehe sie durch eine andere ersetzt war. U., der diese Maßregel mit dem Hinweis auf die Unpopularität des Directoriums vertheidigte, legte schon am 15. Januar 1800 im Namen der Verfassungscommission einen neuen Verfassungsentwurf vor, der aber bei der Senatsmehrheit keine Gnade fand, weil er allerdings nichts weniger als demokratisch war. U. gehörte damals, wie sein Vorbild Sieyès, zu den Politikern, die auf theoretischem Wege das Problem der besten Staatsform zu lösen versuchten. In dem Idealstaat, wie er ihn sich ausgedacht hatte, sollte neben den ausgedehntesten individuellen Freiheitsrechten eine Aristokratie der Bildung und des Talentes regieren, und dies suchte er dadurch zu erreichen, daß er dem Volke bloß das Recht ließ, die zu den Aemtern Wählbaren zu bezeichnen, die Wahlen zu den wichtigsten Aemtern der Republik aber einem sich selbst ergänzenden Landgeschworenengericht übertrug, das zugleich als Beschützer und Erhalter der Verfassung an der Spitze des Staatsgebäudes stehen sollte. Die

Ueberzeugung, daß sich mit den bestehenden Räthen niemals eine feste Ordnung der Republik werde begründen lassen, bewog ihn zur Theilnahme am zweiten helvetischen Staatsstreich am 7. August 1800, durch welchen der Vollziehungsausschuß Senat und Großen Rath auflöste und sie durch eine von ihm getroffene Auswahl, den Gesetzgebenden Rath von 43 Mitgliedern, ersetzte. Als die Auflösung im Senat auf heftigen Widerstand stieß, nahmen die mit dem Staatsstreich einverstandenen Senatoren unter Usteri's Führung ihren Austritt, so daß die Behörde beschluß- und damit widerstandsunfähig wurde. Im Gesetzgebenden Rath, der U. im Februar 1801 zu seinem Präsidenten ernannte, spielte er eine Führerrolle, namentlich in Verfassungsfragen. Durch die beiden Staatsstreiche hatte die republikanische Mittelpartei die Gewalt völlig in die Hand bekommen; aber sie sollte alsbald erfahren, wie schwer es hält, wenn einmal der Rechtsboden verlassen ist, den Staat wieder ins Geleise zu bringen. Während U. an der Spitze der vom Gesetzgebenden Rath ernannten Verfassungscommission sich bemühte, die beste Constitution für den Einheitsstaat zu entwerfen, benutzten die Anhänger des Alten den verfassungslosen Zustand des Landes und die seit dem 18. Brumaire veränderten Verhältnisse in Frankreich, um immer energischer die Rückkehr zum ehemaligen Staatenbund zu betreiben. In dem Streit, der darüber zwischen den „Unitariern" und „Föderalisten" entbrannte, ergriff U. leidenschaftlich Partei gegen die letztern als die schweizerischen Chouans, so daß Escher, die Heftigkeit seiner Angriffe mißbilligend, im März 1801 von der Redaction des Republikaners zurücktrat. Unglücklicherweise verfiel die Verfassungscommission angesichts der Bemühungen der Föderalisten um die Gunst des ersten Consuls auf den Gedanken, ihren Entwurf im Januar 1801 durch Glayre und Rengger Bonaparte ebenfalls vorzulegen, von dem er eine schroffe Zurückweisung erfuhr. Statt dessen überreichte der erste Consul am 30. April 1801 den Gesandten im Schloß Malmaison in der Form eines guten Rathes einen Entwurf, der thatsächlich den Einheitsstaat durch den Bundesstaat ersetzte, indem er den Kantonen das Recht zu eigener Organisation zurückgab, im übrigen noch die wichtigsten staatlichen Befugnisse centralisirte. Diese jetzt in der Schweiz so allgemein anerkannte Staatsform fand damals bei U. und seinen Gesinnungsgenossen keinen Beifall. Er war der Ansicht, daß man alles aufbieten müsse, um das „abscheuliche Constitutionsproject mit den 18 Bastarden und kleinen Ungeheuern" in unitarischem Sinne zu verbessern. Der Gesetzgebende Rath acceptirte indes einstweilen den Bonaparte'schen Entwurf am 28. Mai 1801 und beschloß, die darin neu aufgestellte „helvetische Tagsatzung" einzuberufen. In der Zwischenzeit wurde U. vom Gesetzgebenden Rath am 28. Juli 1801 in die Executive, den sogen. Vollziehungsrath gewählt, dessen Präsident er im September wurde. Um dieselbe Zeit, am 7. September 1801, trat die helvetische Tagsatzung in Bern zusammen, der U. als erster Vertreter des Kantons Zürich angehörte und die ihn sofort zum Vicepräsidenten, im October zum Präsidenten wählte. Die Unitarier, welche in der Versammlung die Mehrheit besaßen, machten sich alsbald daran, den Entwurf von Malmaison in ihrem Sinn zu modificiren, worauf die föderalistischen Mitglieder unter Protesten die Versammlung verließen. Diese beeilte sich, unter Usteri's Vorsitz ihr Werk zu vollenden, erklärte es am 23. October 1801 in Kraft und schritt am 25. zur Wahl des darin vorgesehenen helvetischen Senats, wobei U. mit der größten Stimmenzahl gewählt wurde. Aber in dem Moment, wo er die Einheitsrepublik geborgen glaubte und, vom Vertrauen der unitarischen Partei getragen, die höchste Staffel seines politischen Einflusses erklommen zu haben schien, erfolgte in der Nacht vom 27. zum 28. October 1801 der dritte helvetische Staatsstreich, durch den die aristokratisch-föderalistische Partei sich im Einverständniß mit den Vertretern Frankreichs der Regierung bemächtigte, den Vollziehungsrath,

wie die helvetische Tagsatzung sprengte und die Verfassung von Malmaison unverändert in Kraft setzte. U., der mit drei anderen Mitgliedern des Vollziehungsrathes Maßregeln gegen den Gewaltstreich ergreifen wollte, wurde solange durch Soldaten in Gewahrsam gehalten, bis alles vollendet war.

Der reactionäre Staatsstreich vom 28. October 1801 drängte ihn mit einem Schlage aus all seinen öffentlichen Stellungen hinaus. Eine der ersten Handlungen der neuen Regierung war die Unterdrückung des Republikaners (7. November), worauf er denselben unter dem Titel des „Republikaners nach liberalen Grundsätzen" weiter führte. Noch im gleichen Monat siedelte er mit seinem Freunde, dem helvetischen Exminister Meyer von Schauensee, nach Luzern über, wo er sich mit litterarischen Arbeiten befaßte. Am vierten Staatsstreich vom 17. April 1802, durch den die in Bern sitzenden Unitarier die Föderalisten wieder aus dem Sattel hoben, hatte er keinen Antheil; auch wurde er nach dem Willen des französischen Gesandten sowol von der Notabelnversammlung, welche die endgültige Verfassung der Republik festsetzen sollte, als von dem neuen Senat ferngehalten. Dagegen wurde er an die Spitze der Kantonalcommission gestellt, welche gemäß der neuen helvetischen Verfassung vom 2. Juli 1802 die Organisation für den Kanton Zürich festsetzen sollte. Kaum war jedoch U. zu diesem Zweck nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, so brach mit dem von Bonaparte angeordneten Rückzug der französischen Truppen aus der Schweiz die föderalistische Insurrection aus, der sich im September 1802 auch die Stadt Zürich anschloß. U. sah sich als der hauptsächlichste Träger des Unitarismus in Zürich seitens der siegreichen Föderalisten mit Verhaftung bedroht und entfloh nach Tübingen. Als Bonaparte durch seine Mediation der Insurrection Halt gebot, ernannte die zürcherische Kantonstagsatzung U. und Pestalozzi zu ihren Vertretern auf der helvetischen Consulta, die sich im December 1802 in Paris versammeln sollte, während die Stadt das Haupt der zürcherischen Föderalisten, Reinhard, dahin abordnete. Als U. nach seiner Ankunft in Paris sah, daß nach den Erklärungen Bonaparte's das Einheitssystem verloren war, suchte er sich mit Reinhard über die Grundlagen der künftigen Verfassung des Kantons Zürich zu verständigen und vereinbarte dieselbe mit seinem Gegner in der Form, wie sie dann in die Mediationsacte aufgenommen wurde. Von den Unitariern zum Mitglied des Zehnerausschusses der Consulta ernannt, welcher die directen Verhandlungen mit dem ersten Consul zu führen hatte, bemühte er sich, in der entscheidenden Sitzung vom 29. Januar 1803 soviel von der Einheit der Schweiz zu retten als irgend möglich und erreichte wenigstens das doppelte Stimmrecht der größeren Kantone.

Vom Vermittler neben Reinhard zum Mitglied der Regierungscommission bestimmt, welche die Mediationsacte im Kanton Zürich einzuführen hatte, ermahnte U. nach der Heimkehr seine Wähler in einer gedruckten Zuschrift vom 3. März 1803, sich aufrichtig an die neue Verfassung anzuschließen, da sie die Möglichkeit eines heilsamen Fortschrittes gewähre und bei einer längeren Fortdauer der Zwietracht die Existenz der Schweiz auf dem Spiel stehe. Obwol die aristokratische Partei bei den Wahlen zum Großen Rath des Kantons das Uebergewicht erhielt, wurde er doch von dieser Behörde im April 1803 in den Kleinen Rath gewählt und gehörte nun bis zu seinem Tode der zürcherischen Regierung an. U. war unstreitig der bedeutendste Kopf in derselben; da er aber seinen liberalen Ideen stets treu blieb, so betrachtete ihn die conservative Mehrheit nur als einen Geduldeten, oder gar als ein nothwendiges Uebel und war entschlossen, ihn nie zur ersten Stelle, zum Bürgermeisteramt, emporsteigen zu lassen. So war sein Einfluß gegenüber demjenigen des allmächtigen Reinhard gering. Vergeblich suchte er 1804 beim sogen. Bockenkrieg, einem mißglückten Aufstand

der Seeanwohner, die Behandlung der Angelegenheit der eidgenössischen Tagsatzung in die Hand zu spielen, um der Rachsucht der herrschenden Partei, die dann auch zu vier Bluturtheilen führte, einen Zaum anzulegen. Ebenso wurde 1806 der Entwurf eines Strafgesetzbuches, den er mit Ludwig Meyer von Knonau ausarbeitete, um der Willkür im Criminalwesen ein Ende zu machen, vom Großen Rathe verworfen. Doch gelang es ihm, im einzelnen manches Gute zu schaffen; so war er der Urheber der 1808 eingeführten obligatorischen Feuerversicherung für Gebäude. Auf der eidgenössischen Tagsatzung, an der er öfters als zürcherischer Legationsrath theilnahm, wirkte er als Mitglied der Linthcommission 1803 energisch für das Zustandekommen des Werkes, dem sein Freund Escher seine ganze Kraft widmete, und wurde 1805 zum eidgenössischen Gesundheitscommissär ernannt. Neben den Regierungsgeschäften war U. unausgesetzt litterarisch thätig. Eigene Zeitschriften und Zeitungen gab er zwar nicht mehr heraus. Seine Leipziger Buchhandlung liquidirte er 1804 nicht ohne schwere ökonomische Verluste, den Republikaner hatte er infolge des Wiederauflebens der Censur im August 1803 eingehen lassen müssen. Dafür lieferte er in die Allgemeine Zeitung und in die Europäischen Annalen den größten Theil der Schweizer Artikel und wurde durch die rücksichtslose Veröffentlichung von Thatsachen und Actenstücken, die ihm in seiner amtlichen Stellung zur Kenntniß gelangten, der Schrecken der conservativen Staatsmänner in der Eidgenossenschaft, denen die Geheimhaltung alles dessen, was sich auf die Regierung bezog, als Grundregel der Staatsweisheit erschien. Wiederholt gab Usteri's publicistische Thätigkeit zu ernsten Verhandlungen auf der Tagsatzung, ja selbst zu diplomatischen Schritten Anlaß. So wandte sich der schweizerische Landammann 1803 und 1804 an die württembergische und die bairische Regierung, um die Nennung des Autors der betreffenden Artikel zu erwirken. Da diese Schritte fruchtlos blieben und damit keine rechtliche Grundlage zum Einschreiten gegen den wohlbekannten Autor vorhanden war, rächten sich die eidgenössischen Staatsmänner, indem sie jeweilen, wenn U. als Gesandter auf der Tagsatzung anwesend war, die „höchst unanständige und gefährliche Publicität“ in der Allgemeinen Zeitung ꝛc. zur Sprache brachten und in den schärfsten Ausdrücken verurtheilten, was den Unverbesserlichen nicht verhinderte, diese Berathungen sofort wieder der Oeffentlichkeit zu überliefern. U. betheiligte sich auch als Mitarbeiter am Stuttgarter „Morgenblatt“, an Michaud's Biographie Universelle und anderen deutschen und französischen Zeitschriften. Das lebhafte Interesse, das er noch immer den Naturwissenschaften entgegenbrachte, bethätigte er durch zahlreiche Vorträge im Schooß der naturforschenden und der medicinischen Gesellschaft in Zürich, denen er seit 1812 als Präsident vorstand; auch verfaßte er eine Biographie seines Vorgängers in diesen Aemtern, Johann Heinrich Rahn, des Gründers des medicinischen Institutes (Zürich 1812). Außerdem unterhielt er einen ausgedehnten und gehaltvollen Briefwechsel mit hervorragenden Persönlichkeiten des In- und Auslandes. Unter seinen regelmäßigen Correspondenten finden wir die gewesenen helvetischen Minister Rengger, P. A. Stapfer und Meyer von Schauensee, Fellenberg, Wessenberg, Zschokke, Therese Huber u. a. Der gemeinsame Gegensatz gegen die aristokratisch-föderalistische Reaction, die seit der Mediation in der Schweiz dominirte, führte ihn auch wieder mit seinen einstigen Gegnern aus der Zeit der Helvetik, mit Laharpe und Ochs, zusammen. Mit Laharpe eröffnete er 1806 eine Correspondenz, die zur herzlichsten Freundschaft zwischen den beiden Männern führte und bis zu Usteri's Tode ununterbrochen fortdauerte. Peter Ochs machte ihn seit 1809 zum Vertrauten seiner regen historischen und gemeinnützigen Thätigkeit, durch die er in Basel seine Vergangenheit sühnte.

Beim Zusammenbruch der Mediationsacte 1813/14 erfüllte die Haltung

der Berner Aristokratie, die ihren besondern Zwecken unbedenklich das Gesammtwohl der Schweiz opferte, U. mit bitterm Unwillen. In den kläglichen Wirren, in welche die Schweiz dadurch gestürzt wurde, sah er eine Zeitlang keinen anderen Ausweg, als den einer regelrechten Mediation der Mächte, und suchte durch Laharpe darauf hinzuwirken, daß Kapo d'Istrias, der ihn als Gesandter der Alliirten in Zürich zuweilen zu Rathe zog, damit betraut werde; zum Glück für die Zukunft der Schweiz zogen es aber die Alliirten vor, ihre Einwirkung auf dieselbe in einer ihre Selbständigkeit mehr schonenden Form vor sich gehen zu lassen. Gegen die reactionäre Verfassungsänderung im Kanton Zürich im April 1814, durch die das Schwergewicht der Repräsentation im Großen Rathe wieder in die Stadt verlegt wurde, erhob U. keine Opposition, da wenigstens die von den extremsten Reactionären angestrebte Rückkehr zur alten Zunftverfassung verhütet wurde, und bewog durch sein Ansehen die Landpartei, sich ruhig in die Veränderung zu fügen. Bei der Neubestellung der Behörden wurde er wieder in den Kleinen Rath und innerhalb desselben in den Staatsrath gewählt, der unter dem Vorsitz des Amtsbürgermeisters die diplomatischen Geschäfte leitete. Seit Juli 1814 nahm er als dritter Gesandter Zürichs an der sogenannten langen Tagsatzung theil, aus deren Berathungen der Bundesvertrag vom 7. August 1815 hervorging. In der Uebergangszeit war er auch als erbetener Vermittler in Gebietsstreitigkeiten zwischen den Kantonen Schwyz und St. Gallen, Uri und Tessin thätig. 1815 ernannte ihn die Tagsatzung zum Präsidenten der eidgenössischen Sanitätscommission. Die neue Ordnung der Eidgenossenschaft stellte er in einem „Handbuch des Schweizerischen Staatsrechts" dar, welches die Verfassungen des Bundes und der 22 Kantone, sowie die übrigen auf das schweizerische Staatsrecht bezüglichen Documente nebst statistischen und litterarischen Nachweisen enthielt (Aarau 1815—16, 2 Bände; 2. Aufl. 1821).

Auch während der Restaurationszeit vertrat U. im Schooß der conservativen Zürcher Regierung mit Nachdruck die liberale Opposition und galt in der ganzen Eidgenossenschaft als das Haupt der liberalen Partei, zumal er fortwährend seine gewandte Feder in ihren Dienst stellte. Er schrieb die Schweizerartikel für die seit 1814 erscheinende freisinnige „Aarauer Zeitung", und als diese 1821 den „in Bern stationirten Nachtwächtern der heiligen Allianz" erlag, für die „Neue Zürcher Zeitung", die sich durch ihn zum angesehensten Blatt der Schweiz erhob. Auch in dieser Periode gaben die wirklichen oder angeblichen Indiscretionen, die er in diesen Blättern oder, wenn ihn die Censur daran hinderte, in der Allgemeinen Zeitung beging, Anlaß zu häufigen Beschwerden und zogen ihm von seiten der conservativen Regierungen bittern Haß zu. Nachdem die Tagsatzung schon 1814 scharfe Beschlüsse gegen den Mißbrauch der Veröffentlichung diplomatischer Actenstücke und der Tagsatzungsverhandlungen, wie er in der Allgemeinen Zeitung und anderen Blättern stattfinde, gefaßt, erhob sich 1827 der Sturm von neuem gegen ihn. Einer Einladung der Tagsatzung folgend, schlug der Vorort Zürich den Kantonen Verschärfungen der eidgenössischen Bestimmungen gegen die Presse vor, deren Spitze sich speciell gegen U. richtete. Die Debatte, die im Juni 1828 darüber im Großen Rath des Kantons Zürich stattfand, gab U. Anlaß zu einer großen Rede, in der er die Geheimnißthuerei der Regierungen einer vernichtenden Kritik unterzog, die freieste Oeffentlichkeit als eine Nothwendigkeit für das republikanische Staatsleben hinstellte und vom Großen Rath von 1828 an den von 1838 appellirte, der in diesen Dingen ganz anders denken werde. Usteri's Rede fand in der ganzen Schweiz den mächtigsten Widerhall, sodaß der gegen ihn gerichtete Tagsatzungsbeschluß nur in abgeschwächter Form zu stande kam und schließlich bloß von 12 Kantonen genehmigt wurde. U. durfte es als einen persönlichen Sieg

betrachten, als schon im nächsten Jahre 1829 Zürich die Censur und die Tagsatzung das sogenannte Fremdenconclusum mit den gegen die Presse gerichteten eidgenössischen Bestimmungen aufhob. Bezeichnend für die Bedeutung, welche man auch im Ausland der liberalen Propaganda Usteri's beilegte, ist, daß ein Gerücht, Victor Cousin habe auf seiner Reise durch die Schweiz eine Unterredung mit ihm gehabt, einer der Hauptgründe für die Verhaftung des berühmten französischen Philosophen in Deutschland im Jahre 1824 war, sodaß Cousin nach seiner Rückkehr nach Paris U. durch Stapfer vor dem Betreten Deutschlands oder Oesterreichs warnen zu müssen glaubte. Eine reiche Thätigkeit entfaltete U. auch an der Spitze von freien Vereinen, wie der schweizerischen Gesellschaft für Naturwissenschaften, der schweizerischen und zürcherischen Gesellschaft für Gemeinnützigkeit u. a., in denen er nicht bloß ein Mittel zur Verfolgung wissenschaftlicher oder gemeinnütziger Zwecke erblickte, sondern auch ein solches, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit unter allen Schweizern zu pflegen und dadurch der Stärkung des politischen Bandes unter den Kantonen, die ihm als Hauptziel seines Wirkens vorschwebte, vorzuarbeiten.

In Zürich hatte sich gegen Ende der zwanziger Jahre aus jüngeren, höchst fähigen Männern die Partei der sogenannten Stadtliberalen um U. gruppirt, welche Reformen in der Verfassung anstrebte, ohne das Uebergewicht der Stadt aufgeben zu wollen. Auf der andern Seite war U. seit den Tagen der Helvetik der Vertrauensmann der gebildeten Elemente des Zürcher Landvolks. So mußte ihm bei dem liberalen Umschwung von 1830 die leitende Stellung zufallen, obgleich er demselben mit getheiltem Herzen gegenüberstand. U., der von jeher das Repräsentativsystem als eine Aristokratie der Bildung aufgefaßt hatte, sah nicht ohne Bangen dem Anbruch des „Bauernregiments" entgegen; auf der anderen Seite hätte er aber seine ganze Vergangenheit verleugnen müssen, wenn er die nach der Julirevolution in der Schweiz ausbrechende Bewegung, die er mehr als ein anderer hatte vorbereiten helfen, hätte hemmen wollen. Mit Entschiedenheit bekämpfte er daher die Tendenz des aristokratischen Vorortes Bern, von Bundeswegen gegen die Bewegung einzuschreiten, weshalb die Neue Zürcher Zeitung im September 1830 in Bern verboten wurde. Dafür wurde U. die Genugthuung zu theil, daß die Zürcher Regierung eine gleichzeitige Aufforderung des Vororts zu Repressivmaßregeln auf sein Betreiben entschieden ablehnte. Als auf Begehren von 31 Landgroßräthen der Große Rath von Zürich am 1. November 1830 sich zur Verfassungsrevision entschloß, wurde U. zum Vorsitzenden der Commission ernannt, welche die bezüglichen Anträge stellen sollte. Das Project der Commission, das dem Landvolk nur die Hälfte der Vertretung im Großen Rathe zugestehen wollte, befriedigte aber, als U. dasselbe in der Neuen Zürcher Zeitung veröffentlichte, nicht mehr. Als die große Volksversammlung zu Uster am 22. November Anerkennung der Volkssouveränetät und zwei Drittel der Repräsentanten für die Landschaft verlangte, trat U. für sofortiges Nachgeben seitens der Behörden in die Schranken. Auf Antrag der von ihm geleiteten Verfassungscommission ordnete der Große Rath seine Neuwahl nach der von der Versammlung zu Uster verlangten Repräsentationsbasis an. U. wurde der Führer des neuen Großen Rathes. Auf sein Betreiben beschloß derselbe für die von Bern ausgeschriebene außerordentliche Tagsatzung eine Instruction, nach welcher der Kanton Zürich erklärte, daß er zu keinen Mitteln Hand bieten werde, um den Bestrebungen der Kantone nach Verbesserung ihrer Verfassungen entgegenzutreten, und daß er es für das wirksamste Mittel zur Herstellung der Ruhe und Eintracht halte, wenn die angebahnten Verfassungsarbeiten beförderlichst in eidgenössischem, freiem und volksthümlichem Geist zu Ende geführt würden. Wiederum wurde U. zum Vorsitzenden der Verfassungscommission ernannt und

unter seiner energischen Leitung wurde das Werk so rasch gefördert, daß die neue Verfassung schon am 15. Februar 1831 dem Großen Rathe und am 20. März dem Volke des Kantons Zürich vorgelegt werden konnte, das sie fast einstimmig annahm. Es schien selbstverständlich, daß U., dem der Hauptantheil an der Neugestaltung des Staatswesens zugefallen war, nun auch an die Spitze desselben trete. Am 25. März wurde er an Reinhard's Stelle zum ersten Bürgermeister und am 28. zum Präsidenten des Großen Raths gewählt. In welchem Geiste er die Regierung zu führen gedachte, zeigte er, indem er den conservativen David v. Wyß dringend bat, eine Wiederwahl als zweiter Bürgermeister anzunehmen, da sich zum Heil des Ganzen das Alte mit dem Neuem verbinden müsse. Das Uebermaß an Arbeit, das sich der 63jährige zugemuthet, hatte jedoch seine Kräfte erschöpft. Am 30. März mußte er sich, von Fieberfrost ergriffen, vom Rathhaus nach Hause tragen lassen und zehn Tage später war er eine Leiche. Der unerwartete Hinschied Usteri's auf der Höhe seines Wirkens machte in der ganzen Eidgenossenschaft den tiefsten Eindruck. Ein imposantes Leichenbegängniß, zu dem das Landvolk aus allen Gemeinden des Kantons herbeiströmte, zeigte, was diesem der Verstorbene gewesen war. Aber auch vielen Conservativen erschien sein Tod in diesem Moment als ein Unglück; Freund und Feind waren darin einig, daß der milde Verlauf der Umwälzung im Kanton Zürich vornehmlich seiner klugen Leitung zu verdanken sei. U. war auch äußerlich eine stattliche Erscheinung mit auffallend hoher Stirne und geistvollem Auge. Wenn sein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein zuweilen verletzte, anerkannten auch die Gegner seine hohe Intelligenz, sein reines Wollen und seine streng sittliche Denkart. Welchen Eindruck er vollends auf die Freunde machte, zeigen die enthusiastischen Worte Laharpe's, der ihn noch fünf Jahre nach seinem Tode als „den unermüdlichen Gelehrten, den kenntnißreichen Naturforscher, den unerschütterlichen Vertheidiger der Preßfreiheit und Oeffentlichkeit, den aufrichtigen Freund wahrhaft freisinniger Einrichtungen, den muthigen, unbestechlichen, energischen Magistrat, den weitsichtigen, hochsinnigen Staatsmann, den das Volk seines Kantons als seinen Erlöser betrachtete, den warmherzigen Freund und den tugendhaften Bürger im eminenten Sinne des Worts" pries. Eine Sammlung seiner kleinen Schriften gab Zschokke ein Jahr nach seinem Tode heraus (Aarau 1832), und eine unvollendet gebliebene Biographie Escher's von der Linth nahm Hottinger ohne wesentliche Aenderungen in sein Werk über Escher auf.

Ehrenkranz auf Herrn P. Usteri (Zürich 1831). — Nekrolog in den Verhandlungen der schweizer. Gesellschaft für Naturwissenschaften 1832. — Ott, Das Leben von Paul Usteri (Trogen 1836). — (Zehnder), Dr. Paul Usteri, gew. Bürgermeister des Kantons Zürich (Zürich 1867). — Wydler, Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger (Zürich 1847). — Hottinger, Hans Konrad Escher von der Linth (Zürich 1852). — Mémoires de Frédéric César Laharpe in Vogel's Schweizergesch. Studien (Bern 1864). — Escher, Erinnerungen seit mehr als 60 Jahren (Zürich 1866—67). — Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau (Frauenfeld 1883). — Strickler, Actensammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik (Bern 1886 ff.). — Luginbühl, Philipp Albert Stapfer, helv. Minister (Basel 1887). — Derselbe, Aus Philipp Albert Stapfer's Briefwechsel (Basel 1891). — Usteri'sches Familienarchiv, im Besitz des Herrn Nationalrath Meister in Zürich, dessen Benutzung mir gütigst gestattet wurde. Wilhelm Oechsli.

Utenbroeke: Philipp U., flämischer Dichter um 1300. Von seinem Leben ist nur bekannt, was aus den Worten Lodewijk's van Velthem in der Fortsetzung des Spieghel historiael von Jakob van Maerlant hervorgeht. Danach lebte U. zu Damme, in der Heimath Maerlant's und fügte nach dessen

Tod (1291? 1300?) in den Spieghel historiael, eine poetische Bearbeitung des speculum historiale von Vincenz von Beauvais, nachträglich die von Maerlant übersprungene II. Partie ein, die Geschichte der römischen Kaiser von Nero's Anfängen bis auf den Tod des Valens. Diese II. Partie umfaßt 7 Bücher, die dem lateinischen Original entsprechen; das 7. enthält Heiligenlegenden, insbesondere die von Barlaam und Josaphat, die auch für sich abgeschrieben wurde. Das Ganze war nur fragmentarisch bekannt, als de Vries und Verwjis, Leiden 1863, den Spieghel herausgaben. Da fand Karajan in Wien eine Handschrift, welche wenigstens den größten Theil von Utenbroeke's Werk umfaßte und durch Ferd. v. Hellwald in Verbindung mit den beiden genannten holländischen Gelehrten, Leiden 1879, veröffentlicht wurde. U. hält sich eng an seine Vorlage, nur daß er sie kürzt und für die Bekehrungsgeschichte Constantin's auch die apokryphen Acta Silvestri benutzt. Er verstand einiges falsch und machte z. B. aus lixis calonisque (Suetonius calonibusque) Eigennamen. Daß er auch die Inhaltsangaben der Bücher sammt der Capitelzahl in Reime brachte, sowie den reichlichen Gebrauch von Flickwörtern hat er mit Maerlant gemein. Im übrigen ist seine Sprache rein, sein Vers fließend. Sein I. Buch leitet er mit drei dreizehnzeiligen Strophen im Ton von Maerlant's Clausulen ein. Sonst gibt er sehr wenig Eigenes und Nichts, was auf seine Person weitere Schlüsse zu ziehen gestattete. Als Velthem 1315 das Gedicht Maerlant's weiter führte, war Utenbroeke bereits gestorben. Martin.

Utenheim: Christoph v. U., Bischof von Basel † 1527. Unter den zahlreichen Persönlichkeiten der Uebergangszeit vom Mittelalter zur Reformation, welche ihren Blick gegen die Schäden der Kirche nicht verschließen konnten, aber auch dem Geiste Luther's nicht zu folgen vermochten, ragt aus dem bischöflichen Stande Christoph v. U. hervor. Er stand Erasmus nahe, neigte aber wie die älteren deutschen Humanisten zu einer ernsteren kirchlichen Lebensanschauung. — U. gehörte zu der elsässischen Adelsfamilie v. U., als deren Sproß er um Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts geboren sein mag. Schon in jungen Jahren begegnet er uns als Inhaber einer Domherrnpfründe am Thomasstift zu Straßburg und im J. 1473 als Propst desselben. In demselben Jahre studirte er zu Basel als magister liberalium artium und iuris pontif. scholaris, als welcher er damals die Würde des Rectors der Universität bekleidete. Im J. 1494 verzichtete er auf die Würde und Pfründe am Straßburger Stifte zu Gunsten eines Neffen von ihm, wol weil er selbst zum Custos des Baseler Domstiftes ernannt worden war. Aber der traurige Zustand der damaligen Kirche regte in ihm den Gedanken an, die „Welt“ zu verlassen und sich mit einem kleinen Kreise Gleichgesinnter in die Einsamkeit eines Schwarzwaldthales zurück zu ziehen, wie er denn auch den Humanisten Wimpheling, seinen Freund, dazu zu gewinnen suchte. Von diesem ernstlich gemeinten Vorhaben wurde U. indeß abgebracht, als das Baseler Domcapitel ihn im J. 1500 zum Verweser des dortigen Bisthumes und nach dem am 1. November 1502 erfolgten Tode des damaligen Bischofs Caspar zu Rhin, am 1. December darauf auch zu dessen Nachfolger wählte. In dieser Stellung erwartete ihn eine angestrengte Thätigkeit; denn das Bisthum war ökonomisch und moralisch verwildert. Durch sparsamste Verwaltung suchte der neue Bischof daher zunächst die Schuldenlast des Bisthums zu verringern, was ihm auch ausgezeichnet gelungen ist. Sodann betrat er den vom Baseler Concil vorgezeichneten Weg der regelmäßigen Abhaltung von Synoden, auf welchen alle äußeren und inneren Angelegenheiten des Priester- und Laienstandes berathen und controllirt werden sollten. Die erste dieser Synoden eröffnete er am 23. October 1503 mit einer den Geistlichen das Gewissen schärfenden Rede. Aber so ernst der Bischof auch auf dem Wege der Verord-

nungen und des guten Beispiels die Zustände der Baseler Kirche verbessern wollte, so sah er doch auf diesem Wege wenig Erfolg. Darum ging er jetzt zunächst darauf aus, nach Basel Männer zu ziehen, welche dort den Boden für die von ihm geplante Reform der Kirche lockern und weiter bearbeiten sollten. Wie er früher schon seinen Freund Wimpheling dahin gezogen hatte, berief er 1512 Capito und 1515 Oekolampadius, von denen er sich für seine Zwecke Gutes versprach, als Domprediger nach Basel, pflegte mit Erasmus Freundschaft und unterstützte sonst Bestrebungen, welche vom Standpunkte des noch kirchlich gesinnten deutschen Humanismus auf eine Besserung der Verhältnisse hinarbeiteten. Darum freute er sich auch, als der kühne Augustinermönch Martin Luther zu Wittenberg den Ablaßhandel bekämpfte, und las dessen Schriften mit Beifall. Ja, nach Capito's Aussage soll der Bischof U. im J. 1519 geneigt gewesen sein, Luther in Basel aufzunehmen, falls ihm in Wittenberg Gefahr drohe. Erst als er die Consequenzen der Lehre Luther's in Bezug auf den ganzen Bestand der damaligen katholischen Kirche, ihres Cultus und ihrer Sitte erkannte, entzog er ihr und ihren Anhängern seine Sympathie. Diese Wendung geschah 1522, und am 10. Juli 1524 trat er wie viele deutsche Bischöfe dem Bündnisse zur Aufrechterhaltung des Wormser Edictes gegen Luther und seine Gesinnungsgenossen bei. Aber der Geist der Reformation machte trotz aller Gegenbestrebungen auch in Basel solche Fortschritte, daß U., alt und krank wie er war, sich ihm nicht mehr gewachsen fühlte und das Baseler Domcapitel am 13. Februar 1527 bat, die geistliche und weltliche Leitung des Bisthums in andere Hände zu legen. Das Capitel willigte ein und bestimmte ihm eine Pension von 200 Goldgulden. Aber bald darauf, am 16. März 1527, entschlief U. zu Delsberg, wohin er sich zurückgezogen hatte.

Vgl. Herzog, Christoph v. Utenheim in Basler Beiträge zur vaterländischen Geschichte 1839 und dessen Artikel in Herzog, Plitt und Hauck, Realencyklopädie, 2. Aufl., Bd. 16, S. 267—271, wo noch als Fundorte für Nachrichten über U. Basler Chroniken I und das Chronikon des Konrad Pellikan citirt werden. P. Tschackert.

Utenhof: Wolfgang v. U. (so scheint er selbst sich geschrieben zu haben; die heutige Schreibung der Familie ist Uttenhoven; daneben früher auch Utenhofen, Uttenhofen), bedeutender Gottorpischer Staatsmann aus dem in Thüringen, dem Voigtland, der Niederlausitz und Franken angesessenen Geschlecht des Namens, welches (nach Hellbach's Adelslexikon) zuerst in einem Lehnbrief des Landgrafen Friedrich von Thüringen 1328 erscheint. Geboren gegen Ende des 15. Jahrhunderts im Amt Weida, welches damals zum Voigtlande gehörte, bezog er 1513 die Universität Wittenberg zum Studium beider Rechte, erwarb sich den Magistergrad und wurde 1518 zum Erzieher des im J. 1503 geborenen Herzogs Christian, Sohnes Herzog Friedrich's I. von Schleswig-Holstein, nachmaligen Königs von Dänemark (s. A. D. B. IV, 184 und VII, 515), berufen. Hofmeister des jungen Herzogs war der berühmte Graf Johann Rantzau (s. A. D. B. XXVII, 280). U., der dem Herzog von der Universitat Wittenberg durch ein glänzendes Zeugniß empfohlen war, erwarb sich schnell das bald uneingeschränkte und bis zu K. Friedrich's Tode unwandelbar gebliebene Vertrauen seines neuen Herrn und schon seit 1520 sehen wir ihn als Herzogl. Rath an wichtigen Verhandlungen theilnehmen, 1520 in Segeberg an den Waffenstillstandsverhandlungen zwischen König Christian II. von Dänemark und Lübeck; 1522 zu Nürnberg, von wo ihn die Reichsregierung in gleicher Angelegenheit nach Lübeck schickte. Daß seine Vermittlung hier ohne Folgen blieb, war wol seinem Herrn dem Herzog wie ihm selbst nicht unlieb. Die Folge der andauernden Wirren war 1523 die Vertreibung und Flucht Christian's II. aus

Dänemark; U., jetzt zum Kanzler ernannt, tritt damit auf den Schauplatz der großen Politik und zwar mit festen Zielen für das Gottorpische Haus, die er in rastloser Thätigkeit im Verlaufe zweier Regierungen, Friedrich's und Christian's, verfolgt hat, theils im Einklang, theils aber auch offenbar in einem gewissen Gegensatz zu Johann Rantzau, der im Rathe der beiden Herzog-Könige die oberste Stelle einnahm; neben ihm besonders Melchior Rantzau und Wolf Pogwisch. Den Gegensatz kann man im allgemeinen so bezeichnen, daß in Utenhof's Rechnung und Rathschlägen das Gottorpische Hausinteresse, in Johann Rantzau's dagegen das Interesse der Herzogthümer in ihrem Verband und ihrer Selbständigkeit den obersten Gesichtspunkt bildete. Einstweilen freilich und auch später in den meisten Fragen fiel beides zusammen. Utenhof's Wirksamkeit im einzelnen zu verfolgen, ist hier unmöglich; es hieße eine Geschichte der beiden Regierungen bis zu seinem Tode schreiben. Sein persönlicher Antheil an dem Gang der Entwickelung läßt sich auch aus den Acten meistens nicht einmal sicher feststellen. Nur so viel läßt sich sagen, daß jedenfalls bis zu Friedrich's I. Tod (1533) sein schwerwiegender Rath wol in keiner wichtigen Sache gefehlt hat. Später ward dies, wie wir sehen werden, anders. Hier kann nur Einzelnes hervorgehoben werden. Das Ziel, was U. ins Auge faßte, sobald die von ihm zu Flensburg geführten letzten Unterhandlungen mit Christian II. gescheitert waren, war die Erwerbung der dänischen Krone für Friedrich I., den er auf der Reise nach Viborg begleitete, wohin ihn die Jüten gerufen hatten um ihm als „erwähltem König“ zu huldigen (26. März 1523). Während der weiteren Entwickelung in Dänemark, die am 7. August 1524 zur Krönung in Kopenhagen führte, entfaltete U. eine rastlose Thätigkeit zur Sicherung des Gewinnes in Nürnberg und an den norddeutschen Fürstenhöfen. Von besonderer Wichtigkeit wurden die Beziehungen zum Hochmeister Albrecht, welche zu knüpfen ihm gelang und welche, nachdem sich Albrecht zum Herzog von Preußen erklärt hatte, 1526 zu dessen Vermählung mit König Friedrich's Tochter Dorothea führten. Der Herzog gewann fortan den wichtigsten Einfluß am Gottorpischen Hof. Zwischen dem herzoglichen Paare und U. bildete sich bald ein vertrauensvolles Verhältniß und es entspann sich eine Correspondenz, welche oft die wichtigsten Einblicke in die Verhältnisse der folgenden Periode gewährt. Wiederholt sieht man in schwierigsten Lagen U. dem herzoglichen Paare Winke geben, welche diese dann bei ihren Schreiben und Sendungen nach Gottorp und Kopenhagen zu Grunde legen. Wenn U. nicht durch diplomatische und geschäftliche Reisen ferngehalten wurde weilte er stets am Hofe des Königs, dem sein täglicher Rath unentbehrlich war. Aus diesem Grunde lehnte der König z. B. 1528 die Bitte des Landgrafen Philipp ab, ihm U. für eine Sendung nach Frankreich zu schicken. Sein Kanzlerthum aber bezog sich immer nur auf die Herzogthümer. Für Dänemark hatte der König seine eigenen Räthe. Uebrigens stand U. um diese Zeit auch mit dem dänischen Adel, in dessen Händen im Reichsrath die entscheidende Macht lag, auf gutem Fuß. Seine Politik ging dahin, das Verhältniß zwischen Dänemark und den Herzogthümern so zu gestalten, daß beide Theile in der dauernden Verbindung ihren Vortheil erkännten und daß der bis zu schroffer Abneigung herangewachsene Gegensatz zwischen der deutschen und dänischen Aristokratie ausgeglichen werde. Sein dänischer Biograph Heise (s. u.) meint nicht mit Unrecht, man könne ihn mit dem jüngeren Parteinamen als eine Art von Gesammtstaatsmann bezeichnen. Mit seinem einstigen Zögling und nachmaligen König aber, dem jungen Herzog Christian gerieth er, von anderem abgesehen, auch hierüber in ein gespanntes Verhältniß. U. rechtfertigt sich darüber in einem merkwürdigen Brief vom 25. April 1527 an Herzog Albrecht: es sei sehr zu beklagen, daß Herzog Christian die Dänen so oft vor

den Kopf stoße. Ein weiterer Grund der Spannung lag in Herzog Christian's rücksichtslosem Eifer für Durchführung der Reformation. U. selbst hatte wol eine gut lutherische Gesinnung von Wittenberg mitgebracht und er suchte ja die Deckung seines Herrn gegen den vertriebenen Christian II. und seine Helfer, unter denen dessen Schwager Kaiser Karl V. natürlich obenanstand, hauptsächlich im Kreise der protestantischen Fürsten. Aber er theilte offenbar und vertrat die vorsichtigere Haltung seines königlichen Herrn, der die ohnehin kaum zu überwindenden Schwierigkeiten seiner Lage nicht noch durch den Kirchenstreit vermehren wollte. K. Friedrich wußte in kluger Ruhe mit der hohen Geistlichkeit im Königreich und in den Herzogthümern ein leidliches Verhältniß zu wahren, ohne sich doch zum Einschreiten gegen die lutherischen Prädicanten nöthigen zu lassen. Diese, denen die freie Predigt unverkümmert blieb, machten daher in den Herzogthümern wie beim Volk, so auch unter dem Adel, die Rantzau's an der Spitze, in Dänemark wenigstens unter dem Volk sichere und unaufhaltsame Fortschritte. Gerade dadurch reifte in diesen Landen die Reformation ohne große Erschütterungen in solcher Weise heran, daß hernach König Christian III. die Frucht nur zu pflücken brauchte. Jedenfalls gebührt hieran U. ein Theil des Verdienstes. Im Juli 1532 brachte U. den wichtigen Alliancetractat zwischen Friedrich I. und Herzog Albrecht von Preußen zu Stande. Ob er an der heimtückischen Gefangensetzung Christian's II. in Sonderburg einen persönlichen Antheil gehabt hat, läßt sich nicht erkennen, sein Name wird dabei nirgends genannt. Die geschehene That mit allen Künsten der Sophistik und der Verdrehung zu rechtfertigen hat er allerdings nachher nicht abgelehnt und der Behauptung und Ausnutzung der Folgen dieses bedenklichen Gewaltstreichs hat er bis in seine letzten Lebenstage seine ganze Diplomatie gewidmet.

Als Friedrich I. am 10. April 1533 auf Schloß Gottorp, wo er stets am liebsten verweilte, starb, war in Lübeck die Wullenwebersche Umwälzung (s. d. A. Wullenweber) bereits eingetreten und es folgte die große Katastrophe, vor der U. schon längst gewarnt hatte: die sogenannte Grafenfehde, die neue Erhebung in Dänemark und Norwegen unter dem Aushängeschilde der Wiederherstellung Christian's II., thatsächlich ein Kampf Lübecks an der Spitze der Hansa zur Erlangung einer Großmachtstellung in der Ostsee und zur Verdrängung des niederländischen Handels aus den Ostseelanden; die Eroberung Kopenhagens durch die hansische Macht unter dem Grafen Christoph von Oldenburg (s. A. D. B. IV, 241) und Herzog Albrecht von Mecklenburg-Güstrow (s. A. D. B. I, 276) und zugleich unter dem dänischen Adel und den Bischöfen der Versuch, die Gelegenheit auszubeuten, um die ganze Regierung Dänemarks an sich zu reißen. Während daher Christian III. in Kiel am 8. Juni 1533 die Erbhuldigung der Herzogthümer empfing, schob der dänische Reichsrath, indem er an dem Grundsatz der völligen Wahlfreiheit festhielt, unter nichtigen Vorwänden die Wahl hinaus. U. fand sich der Gefahr gegenüber, sein ganzes politisches System zusammenbrechen zu sehen. Die Gefahr war um so größer, weil den schleswig-holsteinischen Ständen die eigene Unabhängigkeit weit wichtiger war, als die Verbindung mit Dänemark unter demselben Herrscher und weil der junge Herzog sogar schon immer Neigung gezeigt hatte, die dänische Krone fahren zu lassen. Zuvörderst galt es aber, der den beiden Landen gemeinsam von der Hansa drohenden Gefahr durch eine veränderte politische Frontstellung zu begegnen. Wir finden U., der durch ein ihm von K. Friedrich I. schon 1526 verliehenes dänisches Lehn (Hindsgavl auf Fünen) das Recht der Theilnahme am Reichsrath hatte, 1533 in Kopenhagen, um für den Anschluß an die Niederlande zu wirken. Er geht sogar im Auftrag des dänischen Reichsraths als Gesandter nach den Niederlanden; das gesuchte Bündniß wurde im Genter Tractat

vom 9. September 1533 erreicht. Seine Thätigkeit im Rath des Herzogs wurde aber um diese Zeit durch die angedeuteten Gegensätze dergestalt beeinträchtigt, daß er sich zurückziehen wollte. Er seinerseits unterschätzte den Charakter und die Fähigkeiten seines Zöglings. Wol hatte sich der Herzog bei ziemlich losem Leben bis dahin vielfach hier haltlos und unselbständig, dort zufahrend gezeigt; die schweren Zeiten haben ihn aber zu einem einsichtigen, großer und rascher Entschlüsse fähigen und dabei gegen die niedergeworfenen Gegner leidenschaftslos milden Regenten entwickelt. Auch U. mußte in einem Schreiben vom 19. November 1534 an Herzog Albrecht anerkennen, sein Herr sei „gar ein frommer, günstiger und milder Fürst, der auch alle Sachen gern gut sähe, sich auch in seinen Sachen viel besser nnd gütiger, dann eine Zeitlang an ihm zu hoffen gewest, erzeigt". Der versöhnend eingreifende Herzog Albrecht erreichte denn auch, daß U. sein Kanzleramt wieder aufnahm und weiter in der Umgebung Herzog Christian's blieb. Jener Brief ward im Lager vor Lübeck geschrieben in dem Augenblick, als der Herzog die Lübecker zu dem Separatfrieden mit den Herzogthümern gezwungen hatte, der ihm im Norden freie Hand schaffte. An diesem Friedenstractat hatte jedenfalls U. wichtigen Antheil. Es folgte nun 1534 bis 1536 die Unterwerfung und allmähliche Huldigung Dänemarks (in Kopenhagen capitulirten Graf Christoph und Herzog Albrecht am 28. Juli 1536), der Sturz Wullenweber's, die Gefangensetzung der dänischen Bischöfe und die Abschaffung der weltlichen Bischofsmacht; die Reformation unter Bugenhagen's Leitung, und die neue Verfassungsordnung in Dänemark. An diesen folgenreichen Thaten und Ereignissen hatte U. als deutscher Kanzler geschäftlich keinen Antheil. Daß sein guter Rath nicht fehlte, zeigen die Briefe. Bei den schon im Sommer 1535 zu Hamburg begonnenen, am 13. Januar 1536 fortgesetzten Unterhandlungen, die am 14. Februar zum Frieden zwischen dem nunmehrigen „erwählten" König Christian III. (seine Krönung in Kopenhagen fand erst am 12. August 1537 statt) und Lübeck führten, finden wir dagegen U. als Hauptvertreter seines Herrn. Hier war es, wo U. den Lübecker Gesandten, die hartnäckig auf der Freigebung des gefangenen Christian II. bestanden, antwortete: lebend bekomme man ihn nicht; wenn in Sonderburg die ganze Besatzung bis auf Einen Mann falle, so werde dieser letzte König Christian's Herz durchbohren. Der gefangene Wullenweber schob in seinen Aussagen die ganze Schuld am Bruch zwischen Lübeck und Christian III. auf die holsteinischen Räthe und vor allem auf U. wegen des erwähnten Bündnisses mit der niederländischen Regierung. Wenn jetzt der König seinen Schwager den Herzog Albrecht, für diesmal noch ohne Erfolg, bat, persönlich zu kommen, um ihn zu berathen, so entsprach er damit einem Wunsch, den U. schon längst gehegt und brieflich befürwortet hatte. Er war der Ueberzeugung, daß in Dänemark mit scharfem Besen gekehrt und durchgreifende Reformen ausgeführt werden müßten. Beides geschah ja in der That; wol auch dabei ist Utenhof's Rath nicht ohne Einfluß gewesen. Er fürchtete stets des Königs zu nachgiebigen und milden Sinn. Bei der Uebergabe Kopenhagens war er zugegen; den capitulirenden beiden deutschen Fürsten nahm er den Eid ab. Im Winter und Frühjahr 1537 finden wir ihn zu neuen Verhandlungen mit dem Schmalkaldener Bund in Schmalkalden. — Inzwischen hatte sich aber sein Verhältniß zum König wieder so unfreundlich gestaltet, daß der König ihm sogar das Kanzlergehalt nicht mehr auszahlen wollte. Die Sache ist unklar. Es scheint sich um den aufs neue verschärften Gegensatz seiner Politik zu der der schleswig-holsteinischen Räthe, namentlich wol also Johann Rantzau's zu handeln. Andeutungen dafür finden sich darin, daß U. schon 1533 die Erneuerung der sogen. Union, in der die Deutschen die wichtigste Garantie für die völlige Selbständigkeit der verbundenen Herzogthümer dem Königreich

gegenüber sahen, gemißbilligt hatte und daß er jetzt die Theilung der Herzogthümer unter dem König und seinen Brüdern förderte, um deren willen, als sie (nach Utenhof's Tode) 1544 zu Stande kam, Rantzau sich im Unmuth zurückzog. Auch diesmal (1538) gelang es dem Herzog Albrecht, eine Aussöhnung zu vermitteln, obgleich U. in seiner schwer angegriffenen Gesundheit einen offenbar triftigen Grund hatte, sich von den aufreibenden Anstrengungen des täglichen Dienstes zurückzuziehen; er hatte sich schon wiederholt zur Erholung in seine Heimath begeben müssen. Wir sehen ihn übrigens um diese Zeit mit einer „jungen" Frau verheirathet. Ein Gutachten, welches er in der z. Z. in den Vordergrund des politischen Interesses getretenen Frage der dänischen Thronfolge dem König-Herzog erstattete, zeigt in besonderer Deutlichkeit sein politisches System. Vor allen, schreibt er, solle der König im Reich (d. h. Dänemark) Christenglauben und Sitte wieder zu festen bestrebt sein und den eingerissenen Lastern steuern, die nachgerade eine allgemeine Auflösung aller Bande drohten. Durch fleißige Reisen im Reich solle er Bürger und Bauern an sich binden, ohne ihnen durch großes Gefolge zu kostspielige Lasten aufzubürden. Den erblichen Haß zwischen Dänen und Deutschen solle er beschwichtigen, damit bei seinem Tode das gottorpische Haus die dänische Krone nicht wieder verliere und beide Theile einträchtig beisammen blieben. Die Union von 1533 solle zwar erneuert werden, aber unter Entfernung derjenigen Bestimmungen, die die Herzogthümer dem Reich gegenüber ganz als unabhängigen Staat hinstellten. Dies erschwere eine günstige Einwirkung des Adels der einen Reichshälfte auf den der andern. Um diesen zu stärken, solle der König nach Möglichkeit Heirathen zwischen dem deutschen und dänischen Adel befördern, ferner möglichst viel Schleswig-Holsteiner und auch andere Deutsche mit dänischem Kronbesitz belehnen, auch umgekehrt einige Dänen in den Herzogthümern. Wenn Utenhof's dänischer Biograph hierin eine Theorie der Verdeutschung Dänemarks sieht, so scheint das doch moderne Anschauung auf anders geartete Verhältnisse zu übertragen. U. glaubte offenbar nur, der König bedürfe ausländischer Elemente, auf die er sich verlassen könne, in höherem Maaße dem dänischen als dem deutschen Adel gegenüber, weil die Wirren der Zeit Dänemark nahezu an den Rand einer oligarchischen Adelsrepublik gebracht hatten. — Im Frühjahr 1539 ist U. mit der Abfassung einer „Chronik" von Christian's I. Zeiten an beschäftigt. Es wird das Fragment sein, welches im Danske Magazin 3 R. III 1—26 abgedruckt ist, ein unfertig gebliebener, immerhin lehrreicher Entwurf. Auch hier zeigt sich das von U. von Anfang an verfolgte Bestreben, das ausschließliche Erbrecht der Linie Friedrich's I. an die Herzogthümer (mit Ausschluß der Descendenz seines älteren Bruders, des Königs Hans) zu erweisen. — Im Frühling 1540 reiste U. wieder in seine Heimath, zunächst nur zur Erholung; er ist aber nicht wieder nach Gottorp zurückgekehrt. Kanzler blieb er zwar bis zum Tode, ließ sich aber daneben zum kurfürstlichen Amtmann in Werdau ernennen, wo er fortan wohnte. In großer politischer Action erscheint er nur noch einmal 1541 als Gottorpischer Gesandter auf dem Nürnberger Reichstag. Der Kaiser trat hier für das behauptete dänische Erbrecht seiner Nichte ein, der Tochter des gefangenen Königs Christian, und Gemahlin des abenteuerlichen Pfalzgrafen Friedrich (s. A. D. B. VII, 603); sogar Landgraf Philipp ergriff die Partei des Pfalzgrafen, ohne Zweifel, weil er den Unberechenbaren damit für die Sache der Schmalkaldener zu gewinnen hoffte. U. kämpfte dawider in unverminderter Zähigkeit und Schärfe des Geists, hintertrieb jede schädliche Abmachung und erreichte beim Kaiser eine Verlängerung des ablaufenden niederländischen Stillstandes. — Zwischen dem 12. Januar und 11. Februar 1542 ist er dann, erst etwa 45 Jahre alt, gestorben. Sein Nachfolger als deutscher Kanzler König Christian's III. war Andreas v. Barby.

A. Heise, Wulfgang von Utenhof, Kongerne Frederik den 1stes og Christian den 3dies tyske Kansler (in: Histor. Tidskrift, fjerde Räkke, Sjette Bind 1877—78 S. 163—328). — Dietrich Schäfer, Geschichte von Dänemark (in Heeren, Ukert und Giesebrecht's Gesch. d. europ. Staaten) Bd. 4 (die Geschichte Friedrich's I. und Christian's III. enthaltend).

R. v. Liliencron.

Utenhove: Willem U., niederländischer Dichter, nur bekannt durch die Erwähnung in Jacob van Maerlant's Naturen Bloeme, Prolog V. 104—111. U. war Priester zu Aardenburch (an der Südspitze von holl. Seeland, nur wenig nordöstlich von Brügge) und verfaßte eine poetische Naturgeschichte nach dem französischen, vermuthlich nach einem Bestiaire, entweder dem Philipp's v. Thaun oder dem von Guillaume le clerc de Normandie. Deshalb verwirft Maerlant, der in seinem gegen 1270 gedichteten Werke lateinische Quellen benutzt, die Arbeit seines Vorgängers als unzuverlässig (s. A. D. B. XX, 44).

Martin.

Utental: Alexander U. (Uttental, Utendal, Utenthal), ein berühmter Componist des 16. Jahrhunderts, der schon in früher Jugend als Sängerknabe aus den Niederlanden an die Hofcapelle in Innsbruck kam, wo Erzherzog Ferdinand von Oesterreich residirte. Da er am 8. Mai 1581 daselbst starb, so gehörte seine Wirksamkeit voll dem 16. Jahrhundert an und zwar einer Zeit, in der die Musik ihre schönsten Blüthen trieb und der Sinn für die Kunst bei Hoch und Niedrig in hervorragender Weise ausgebildet war. Keine andere Zeit, selbst die Gegenwart nicht kann sich inbetreff der Musikpflege eines so durchweg ungeheuchelten Verständnisses rühmen als gerade die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Bürger wie Adel wetteiferten die bedeutendsten Künstler in ihren Dienst zu ziehen und sie in angemessener Weise zu belohnen und jedes Land der Civilisation konnte sich rühmen, eine große Schar bedeutender Componisten zu besitzen. U. nennt sich auf seinen Druckwerken von 1570 ab nur einen Musikus des Erzherzogs, doch besitzen wir ein Schreiben von ihm und anderweitige Actenstücke, die van der Straeten im 3. Bande seiner Musique aux Pays-Bas mittheilt (Seite 242 ff.), die ihn im J. 1580 als Präceptor der Knabensänger und Vicecapellmeister bezeichnen. Er scheint in den besten Mannesjahren gestorben zu sein, denn in dem Briefe an den Kurfürsten von Sachsen vom 15. Juli 1580 spricht er mit Genugthuung von seiner eben erfolgten Beförderung zum Präceptor, und da seine Werke erst vom Jahre 1570 ab im Druck erschienen und dann Jahr für Jahr ein auch mehrere derselben folgten, so kann man wol annehmen, daß er im erstgenannten Jahre etwa 30 Jahr alt war. Seine Werke bestehen aus Motetten zu 4, 5 bis 6 Stimmen, den sieben Bußpsalmen zu 4 Stimmen, drei Messen zu 5 und 6 Stimmen und einer Sammlung deutscher Lieder zu 4 und 5 Stimmen, die mit Vorliebe alte Texte zu Volksliedern behandeln. Da seine Drucke sämmtlich in Nürnberg bei Gerlach hergestellt wurden, so erfahren wir auch, daß er sich behufs Ueberwachung des Druckes oft in Nürnberg befand. Nach damaligem Gebrauche erschienen die Gesänge stets in Stimmbüchern und unsere deutschen großen Bibliotheken sind reichlich damit versehen. Auch in neuen Ausgaben ist seiner gedacht. Proske bringt in seiner Musica divina, Bd. IV ein vierstimmiges Miserere, welches in seiner herben Ausdrucksweise, trotz aller Einfachheit in Behandlung der Stimmführung, einen tiefen Eindruck hervorruft. Dieselbe Herbigkeit im Ausdrucke ist auch seinen deutschen Liedern eigen, die Franz Commer in seiner Sammlung geistlicher und weltlicher Lieder des 16. und 17. Jahrhunderts (Berlin 1870 bei Trautwein) veröffentlichte. Nur das dritte Lied „Ach Maidlein rein, ich hab allein zu dienen" zeichnet sich als zartes und inniges Liebeslied aus.

Straeten vgl. o. — Monatshefte f. Musikgesch. VIII, 59 ff. und 115.

Rob. Eitner.

Utrecht: Adriaen van U., Maler, wurde am 12. Januar 1599 zu Antwerpen geboren. Er war Schüler eines sonst unbekannten Herman de Nijt, soll nach Beendigung seiner Lehrzeit auf Reisen nach Frankreich, Italien und Deutschland gegangen sein, was jedoch nicht ohne Widerspruch geblieben ist, da seine Bilder keine Einflüsse fremder Kunst verrathen, und wurde am 14. August 1625 Freimeister der Antwerpener Lucasgilde. Er starb in Antwerpen im Herbste des Jahres 1652. U. war zu seiner Zeit ein beliebter Maler und erhielt sowol vom deutschen Kaiser, als von dem König von Spanien Aufträge auf Bilder, an deren Vollendung ihm Meister wie Rubens, Teniers und Jordaens gelegentlich geholfen haben sollen. Seine Specialität waren große Küchenstücke, in denen er mit Vorliebe Vögel, Wild, Früchte und allerhand Gefäße anbrachte und mit minutiöser Sorgfalt in prächtigem Colorit durchführte. Außerdem malte er auch kleinere Bilder und lebende Thiere, namentlich Hühner, und verstand sich auch darauf, Menschen darzustellen, was wir am besten aus dem im Stadthaus zu Antwerpen aufbewahrten Gemälde von seiner Hand, das die Ankunft des Cardinalinfanten in Antwerpen veranschaulicht, ersehen. Seine einst sehr zahlreichen Gemälde sind in den heutigen Museen nicht sehr häufig. Eines seiner ältesten datirten Bilder vom Jahre 1629, ein Küchenstück mit einer Köchin und einem Fleischerknecht, besitzt die Baseler Galerie. Damit verwandt ist das Bild des Madrider Museums vom Jahre 1642. In der Dresdener Galerie findet man einen großen Speisetisch, der mit den verschiedensten Leckerbissen äußerst einladend ausgestattet ist (1647). Andere Gemälde des Künstlers kann man in den Sammlungen zu Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, Berlin, Wien, Braunschweig, München, Schwerin, Leipzig und St. Petersburg sehen.

Vgl. F. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche schilderschool. Antwerpen 1883. S. 1082—1085. — A.-J. Wauters, La peinture flamande. Paris (1883). — A. Woltmann u. K. Woermann, Gesch. der Malerei III, 542. Leipzig 1888. — E. Fétis, Musées royaux de peinture et de sculpture de Belgique. Catalogue descriptif et historique des tableaux anciens. 6. édition. Bruxelles 1889. S. 524, 525.

H. A. Lier.

Utrecht: Simon van U., Rathsherr und Bürgermeister von Hamburg, stammte aus Holland, entweder aus der Stadt Utrecht selbst oder aus Haarlem, wo noch im J. 1437 seine Schwester Grete lebte. Nach Hamburg eingewandert, ward er hier im J. 1400 Bürger. Schon im folgenden Jahre machte er sich um seine neue Heimath wohl verdient. Er nahm nämlich als Führer eigener Schiffe an den beiden, unter dem Oberbefehl von Rathsherren stehenden Kriegszügen gegen die Vitalienbrüder unter Godeke Michels und Claus Stortebeker theil und zeichnete sich bei dieser Gelegenheit in hervorragender Weise aus. Vielleicht war er Mitglied der Englandsfahrer-Gesellschaft, welche bei ihrem großen Interesse an der Ausrottung der Seeräuber der Stadt zu diesem Kampfe Schiffe zur Verfügung stellte. Jedenfalls war er nicht, wie man gesagt hat, eine Art Condottiere zur See, sondern Kaufmann. Nachweisbar sind seine Handelsbeziehungen zu Flandern. Er muß schon 1400 ein angesehener Mann gewesen sein. Dafür spricht sowol, daß man ihn 1401 mit dem wichtigen Schiffscommando gegen die Seeräuber betraute, als auch der Name seines Bürgen bei der Erwerbung des Bürgerrechts: Heino Swartekop, welcher der Vater des in jungen Jahren zu Rath gewählten Martin Swartekop war. Mit dieser Familie stand U. während seines ganzen Lebens in enger Verbindung. Im J. 1405 heirathete er die Wittwe des Nicolaus Holste, Tibbeke, welche

eine Schwester oder nahe Verwandte des Heino Swartekop gewesen sein muß und ihm einiges Vermögen zubrachte. — Zum Rathsherrn wurde Simon im J. 1425 erwählt. Von Rathsämtern wissen wir, daß er 1426 die Prätur verwaltete und 1429 Kämmereiherr war. Hauptsächlich aber wurde seine Thätigkeit durch kriegerische Unternehmungen und Gesandtschaftsreisen in Anspruch genommen. Im J. 1427 führte er mit zwei anderen Rathsherren den Oberbefehl auf den hamburgischen Schiffen in dem Kriegszug der wendischen Städte gegen König Erich von Dänemark, welcher vor Flensburg durch den Tod des jungen Grafen Heinrich von Holstein so unglücklich endete. U. wurde noch in demselben Sommer an die Mündung der Elbe entsandt, um dem gerade damals einen neuen Aufschwung nehmenden Seeräuberunwesen zu steuern. Wie schon früher, so ist von jetzt ab wieder ein guter Theil seiner Lebensarbeit dem Kampfe gegen diese Feinde des Kaufmanns gewidmet. Zusammen mit Herrn Nicolaus Langhe an der Spitze einer bedeutenden Flotte vertrieb er sie im J. 1430 aus der Elbe. Die glorreichsten Kriegsthaten aber vollbrachte er in Ostfriesland, wo die Seeräuber nach wie vor eine willkommene Zufluchtsstätte fanden. Er war unterdeß zwischen 1431 (12. Juni) und 1432 (20. März) Bürgermeister geworden. Als solcher überwand er 1432 im Bunde mit den Bremern die im Solde des Häuptlings Sibet stehenden Räuber. Auch im folgenden Jahre war er unter den Führern der großen Flotte, welche die Aufgabe hatte, die festen Plätze in Friesland zu erobern. U. ward der Hauptantheil an der Einnahme der starken Sibetsburg beigemessen, welche erst nach hartnäckiger Vertheidigung sich ergab. Der errungene Erfolg war für den Handel der Hansa von so weittragender Bedeutung, daß Hamburg sich entschloß, Emden dauernd zu besetzen. — Von den zahlreichen Gesandtschaftsreisen Utrecht's kennen wir den näheren Zweck nur bei einem Theile. Wiederholentlich ging er im Auftrage des Raths nach Lübeck. Anfang März 1427 war er in Wismar und 1432 vertrat er seine Vaterstadt auf dem Hansetag zu Lübeck. Dann machten die friesischen Angelegenheiten vielfältige Reisen nöthig. Ihretwegen wurde er im Anfang des Jahres 1434 zusammen mit Herrn Hinrich van Berge nach Lübeck gesandt, ging dann nach Emden, um die wegen der Besetzung der Stadt mit Groningen entstandenen Streitigkeiten beizulegen, und unterbrach seinen dortigen Aufenthalt im Juni durch eine abermalige Reise nach Lübeck, wo er den versammelten Sendeboten der Hanse Bericht über die friesischen Unternehmungen abstattete. Noch einmal verhandelte er in Sachen Emdens 1436 auf einer Tagfahrt in Oldenburg mit dem Bischof von Münster. Mit dem Herzog von Schleswig und dem Grafen von Schauenburg traf er 1435 in Uetersen zusammen (es handelte sich vielleicht um den Frieden mit Dänemark), und noch 1437 war er als Rathssendebote thätig in Stade, Wildeshausen und Gammerort in den Vierlanden. — Am 14. October desselben Jahres starb er. Er hinterließ keine eigenen Kinder, sondern außer seiner Wittwe Tibbeke nur einen Stiefsohn, Nikolaus Holste. In seinem Testament stiftete er eine Almisse in der St. Gertrudscapelle und vermachte eine bedeutende Summe Geldes der Stadt mit der Bestimmung, daß ein Theil der Zinsen zum Bau von Kriegsschiffen (Barsen) verwendet werden solle. So bethätigte er noch im Tode sein lebhaftes patriotisches Interesse an der Sicherung seiner Vaterstadt und ihres Handels. Er wurde begraben in der Nicolaikirche, und ihm später dort ein noch jetzt erhaltener Denkstein gesetzt. Oben zeigt derselbe das Wappen Utrecht's (im Schild ein Schiff von einem Schwan gezogen, als Helmzier ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln), darunter steht die Inschrift: Piratas Stortbeck qui cepit Gotke Michael, Hic sita Simonis consulis ossa vides. Discat posteritas ma-

jorum fortia facta Sectari, patriae ne cadat urbis honos. Im J. 1566 wurde die Grabstätte von der Kirchenbehörde verkauft, allein sofort schritt der Rath dagegen ein in dankbarer Erinnerung an die vielfältigen Dienste, welche U. der Stadt erzeigt habe, und gestattete erst 1661 die anderweitige Verwendung des Grabes unter Vorbehalt der Rechte etwaiger Erben. — Der Name und die Thaten Utrecht's haben länger im Gedächtniß des Volkes gehaftet, als die mancher gleich hervorragender Männer seiner Zeit. Der Seeheld übte einen starken Zauber aus auf die Phantasie der seefahrenden Bevölkerung. Das Volkslied hat ihn besungen, und die Sage die Geschichte seines Lebens umrankt, ebenso wie beide seinen Gegner Stortebeker verherrlicht haben. Diesen soll er fast allein bewältigt haben mit seinem Admiralsschiff, der brausenden Kuh aus Flandern, und damals schon Bürgermeister und Anführer der Hamburger gewesen sein. Und wieder forderten seine friesischen Siege zur Ausschmückung heraus. Zum Lohn für seine Tapferkeit soll er im J. 1433 außerordentlicher Weise zum Bürgermeister gemacht sein, obwol die verfassungsmäßigen Plätze schon besetzt waren. So populär blieb sein Name, daß noch im J. 1706 der Dichter Barthold Feind die Verdienste der Capitäne Tamm und Voß nicht besser zu preisen wußte, als daß er sie mit U. verglich.

Laurent in d. Zeitschr. d. Ver. f. Hamb. Gesch. II, 86 ff. — Beneke, Hamb. Gesch. u. Sagen, S. 116 ff. — Koppmann in Hans. Geschichtsbl. III, 37 ff. — Nirrnheim, Hamburg u. Ostfriesland in d. ersten Hälfte des 15. Jahrh., S. 67 ff. — Mitth. des Ver. für. Hamb. Gesch. XV, 338. — An Quellen, außer den gedruckten, Archivalien des Staatsarchivs zu Hamburg. Vergeblich waren die zu Dank verpflichtenden Nachforschungen der Herren Staatsarchivare Dr. Müller und Gonnet in den Archiven zu Utrecht und Haarlem. Hermann Joachim.

Uttenhofer: Kaspar U., Geometer und Astronom, geb. ?, † zu Nürnberg am 31. Mai 1621. Von seinen Lebensumständen ist fast nichts bekannt. Nach Angabe des Altdorfer Mathematikers Schwenter war U., der sich ganz den Studien gewidmet hatte und deshalb auch unverheirathet blieb, Autodidakt, brachte es aber bald zu achtungswerthen Kenntnissen, denen er in verschiedenen Druckschriften Ausdruck gab. Sein „Pes mechanicus“ erschien 1615 zuerst in Nürnberg, hat dann aber noch vier weitere Auflagen (darunter drei posthume) erlebt; das Buch war dazu bestimmt, Anfängern, welche nur eben die ersten geometrischen Begriffe inne hatten, Anleitung zur Construction von Sonnenuhren zu geben, und scheint diesen Zweck sehr gut erreicht zu haben. Ein Komet, der 1618 im Sternbilde des Bootes erschien, veranlaßte U. zur Abfassung seines „Judicium de nupero Cometa astrologico-historicum“ (Nürnberg 1619). Das dritte Werkchen, welches U. zum Autor hatte, der „Circinus geometricus“, ist nicht mehr von ihm selbst, sondern erst nach seinem Tode von dem erwähnten Schwenter (mit einer Vorrede) herausgegeben worden (Nürnberg 1626). U. hatte das hier beschriebene Universalinstrument, welches hauptsächlich für das Entwerfen geometrischer, geodätischer und militärischer Pläne dienen sollte, nicht selbst erfunden, wohl aber von demselben eine sehr eingehende Beschreibung geliefert.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 167 ff. — Kästner, Gesch. d. Mathem., 3. Bd., Göttingen 1799, S. 385 ff. Günther.

Utzingen: Bernhard v. U. nennt sich der Verfasser von politischen Sprüchen auf den Würzburger Städtekrieg in der Mehrzahl der Handschriften. Bekannt ist mir nur ein Schweizer Geschlecht dieses Namens; der Dichter würde, wenn er wirklich so hieß, eher mit dem Dorfe Ützing bei Staffelstein in Ver-

bindung zu bringen sein. Doch steht der Name nicht fest. Ein beachtenswerther Zeuge, der Druck von 1527, schreibt Vssigheim (Ussigkheim): daß der Dichter zu dieser alten stiftmäßigen Rhönfamilie gehörte, entspräche seiner rückhaltlosen Parteinahme für Adel und Bischof vortrefflich: die Ussigkheims waren mit den in Utzingen's Versen stark hervortretenden Wolfskehls verschwägert. U. ist vielleicht nur durch den Reim: gelingen in die Handschrift gekommen, ebenso wie an anderer Stelle Windisen für Windesheim durch den Reim: prisen: der Dichter sprach wol Ussigken (oder gar Ussing), Windesen, Branten (für Branthein, daher Brandt im Drucke von 1527), Saunsm (: zoum; Seinsheim oder Sawnsheim: zoum ist kaum möglich). Den Namen Bernhard kann ich bei den Ussigkheims freilich nicht nachweisen; oft aber begegnet der ähnliche Eberhard v. U. (z. B. 1362, 1370, 1423). War der Dichter selbst Geistlicher? Verdächtig wenigstens klingen die Verse: 'halten sie (die Städter) die pfaffen in eren so möchte Got in glücke bescheren'. Daß er den Bischof 'min her' nennt, beweist nichts: die Wendung ist für U. bereits banaler Titel; obendrein ist ihre handschriftliche Beglaubigung zweifelhaft.

Die poetische Darstellung des Kampfes, den die Würzburger im Bunde mit 11 anderen fränkischen Städten 1397 bis 1400 gegen Bischof Gerhard von Schwarzburg führten, zerfällt, wie Liliencron richtig erkannt hat, thatsächlich in drei, zu verschiedenen Zeiten verfaßte Stücke, die aber in Gesinnung, Stil und Technik so übereinstimmen, daß sie alle drei demselben Autor, eben U., zugesprochen werden dürfen; er nennt sich nur in der zweiten Partie. Die gelungenste jener Dichtungen ist unzweifelhaft die erste (1—854). Sie ist erwachsen aus dem unmittelbaren Eindruck des Städteaufstandes und von einem grimmig verächtlichen Humor getränkt. U., der der ungerechtfertigten Ansicht huldigt, Gerhard habe seine Unterthanen durch Milde zum Aufruhr verwöhnt, urtheilt gewiß einseitig. Aber sein zorniger Widerwille gegen die Rebellen gibt den schlichten thatsächlichen Versen Kraft. Von dem kriegerisch aufgeputzten Bürger, der sich tüchtig Muth getrunken, entwirft er eine groteske Caricatur, und er weiß gar nicht entwürdigende Ausdrücke und Bilder genug zu finden, um die jammervolle Feigheit dieser Maulhelden zu verspotten, die beim ersten Nahen des Adels vor lauter Angst in den Main laufen, als sei er gepflastert. U. läßt uns hineinschauen in solch einen Demagogenconvent, der ihm eine Schule der deceptio ist, vergleichbar dem jüdischen Talmud; dem gefesselten Lucifer in der Hölle geht das Herz auf, als der Sansculotte Heinz Sensenschmidt seine Brandreden hält, und mit grimmigem Behagen berichtet U., wie übel dem Bourgeois, der im Trüben fischen wollte, zu Muthe wird, da der aufgeregte hungernde Straßenpöbel der Häcker, der Winzer, müde bloß das Werkzeug zu spielen, den Reichen einen Tanz aufführt. Als U. diese Bilder entwarf, bald nach dem 21. Januar 1398, aber vor der Schlacht von Berchtheim, da zweifelt er am baldigen Siege der rechtmäßigen Herren über die Neitharde nicht mehr. — Von erregter Parteilaune ist auch Utzingen's zweite Dichtung (in der Anordnung der Handschriften die dritte, V. 1989[1983?]—2178) dictirt, die den glänzenden Sieg der Bischöflichen über die Aufrührer bei Berchtheim (4. Januar 1400) feiert. Ihm ist Berchtheim ein Wildbad, bei dem der Bader, der Bischof, die Badenden böse striegelt: in den bittern, selbst rohen Späßen, die das Bild mit sich brachte, klingt noch die zornige Kampfesstimmung nach; für den überlegenen Humor der frühern Erzählung läßt sie wenig Raum. — Matter als beides ist endlich das dritte Gedicht (V. 855—1948), eine umständliche Fortsetzung des ersten, verfaßt nach dem Tode Bischof Gerhard's und der Absetzung Wenzel's, also frühestens Ende 1400, aber wahrscheinlich noch später. Von dem alten carikirenden Humor zeugt auch hier das eine oder andere Demagogenporträt,

das eine oder andere kräftige Bild: auch die melancholischen Betrachtungen des kaiserlichen Reichsadlers, der sich in dem rebellischen Würzburg sehr mal placé vorkommt. Aber die breite Lehrhaftigkeit mit frommer Färbung überwiegt durchaus: der Verfasser sieht die Ereignisse nicht mehr in der frischen Augenblicksfärbung, er zieht bereits allgemeine politische und sociale Lehren aus ihnen. Die Berchtheimer Schlacht erzählt er hier noch einmal in unbildlicher Ausführlichkeit und kann sich da gar nicht genug thun: vier große Ochsenhäute würden nicht ausreichen, um den Gegenstand erschöpfend zu behandeln.

Diese dritte Dichtung ist sichtlich von U. selbst an die erste angefügt worden; auch den daneben eigentlich überflüssigen Berchtheimer Badespruch mag er als bildliche 'Beschlußrede' und in dem Wunsche, nichts umkommen zu lassen, äußerlich angeleimt haben; dagegen sind die durch politischen Standpunkt, durch Sprache und Versbehandlung deutlich abstechenden Uebergangs- und Schlußzeilen (1949—1982, 2178a—n), die im Drucke von 1527 fehlen, Interpolationen von zwei demokratisch und bürgerlich gesinnten Poeten. U. selbst baut seine Reimpaare leidlich sauber; klingende Verse gestaltet er drei- und vierhebig; die eintönig typischen Reime zeigen fränkisches Gepräge. Seine Herrschaft über die Sprache ist gering; er neigt stark zu Selbstwiederholungen. Seine Fähigkeit, charakteristische Detailzüge in das Ganze wirkungsvoll hereinzuarbeiten, seine genaue Bekanntschaft mit den Vorgängen, der nur wenige Irrthümer unterlaufen, seine scharfe Beleuchtung der Motive und Zusammenhänge machen ihn zu einer werthvollen, wenn auch bei seiner Parteilichkeit vorsichtig zu benutzenden geschichtlichen Quelle. Auch Utzingen's poetische Kraft zeigt sich wesentlich in der lebendigen Erfassung der Einzelheiten. Von künstlerischer Gestaltung des Ganzen kann keine Rede sein. Aber darauf kam es bei solchen tendenziösen Augenblicksschöpfungen auch am wenigsten an.

Die historischen Volkslieder der Deutschen, hsg. von Liliencron, Bd. I (Leipzig 1865), S. 161—201, Nr. 40; leider konnte der Herausgeber hier den Druck von 1527 (Berlin Yh 301) nur in einer ganz unvollständigen Abschrift benutzen. Auf das Original wies er dann hin in den Sitzungsber. d. Kgl. Bair. Akademie d. Wissenschaften zu München. Jahrg. 1870, Bd. II, S. 373—385. — Biedermann, Geschlechtsregister der Ritterschaft zu Franken löblichen Orts Rhön und Werra (Bayr. 1749). Roethe.

Utzschneider: Josef v. U., Staats- und Volkswirth, 1763—1840, war das älteste von neun Kindern des Landwirths Andreas U. und dessen Gattin Maria Andree, einer Schwester des Secretärs und Zahlmeisters der Herzogin Maria Anna von Pfalzbaiern. Auf diese Schwester ging das väterliche Bauerngut zu Rieden am Staffelsee über, und hier wurde U. am 2. März 1763 geboren. Da der Vater wegen seiner Geschäfte oft vom Hause abwesend war, so blieb die Sorge für den Feldbau und die Erziehung der Kinder hauptsächlich der Mutter überlassen, einer braven verständigen Frau, von der U. sehr gerne sprach. Sie schickte den Knaben vom sechsten Jahre an in die Dorfschule zu Uffing, der er jedoch wenig mehr verdankte als körperliche Abhärtung, Folge des täglichen bei jedem Wetter sich wiederholenden Hin- und Herwanderns. Schon im achten Jahre kam er in die Lateinschule des Klosters Polling. Zu jung und unerfahren, wurde der Bauernknabe ein Gegenstand des Spottes der Söhne vornehmer Eltern, und da er die Neckereien nicht ertragen wollte, entlief er bald wieder nach Rieden. Hierauf gab ihn die Mutter auf Veranlassung und Kosten ihres Bruders dem Weltpriester Jakob Lampl zu München in Erziehung und Unterricht.

Dieser brachte ihn soweit, daß er vom Jahre 1773 an, das hiesige Gymnasium besuchen konnte, an dem er fünf Jahre blieb. U. selbst bekennt, daß er

hier, obwol immer unter den ersten, außer etwas Latein und Griechisch nicht viel gelernt habe; denn als er die Rhetorik verließ, waren ihm nicht einmal die Anfangsgründe der Mathematik und Geographie bekannt.

Darauf brachte der Oheim Andree, welcher das besondere Vertrauen der Herzogin Maria Anna genoß, seinen Neffen in das vom Kurfürsten Karl Theodor aufgehobene, von dieser hohen Frau aber unter dem Namen „Marianische Landesakademie" wiedererrichtete und größtentheils auch von ihr unterhaltene Kadettencorps, als dessen Zögling U. in den Listen der Jahre 1778 bis 1780 verzeichnet ist. Die Marianische Akademie bestand aus zwei dreijährigen Classen: der unteren oder humanistischen, die etwa unserer Lateinschule, und der oberen oder philosophischen, die unserem Gymnasium entsprach. Jedenfalls konnte man von dieser Anstalt aus an eine Hochschule übergehen, und U., dessen Studienerfolge an der Akademie ausgezeichnete waren, trat auch von hier aus an die Universität Ingolstadt über; allerdings nicht unmittelbar nach Abschluß seiner Vorstudien, da ihm die Herzogin Maria Anna inzwischen die Verwaltung ihrer Schwaige Anger übertragen hatte. Deshalb ist er auch in dem Matrikelbuch der Universität für das Jahr 1782/83 als „herzoglicher Verwalter" eingetragen, und als solcher wird er in den beiden Diplomen bezeichnet, die er sich am Schlusse jenes Jahrs, mit Dispensation von der erforderlichen Studienzeit, auf Grund von Prüfungen erworben hat, und wovon ihm das eine die Würde eines Licentiaten beider Rechte und das andere den Titel eines Doctors der Philosophie verlieh. U. war also in Bezug auf seine Fachstudien vorwiegend Autodidakt.

Schon während seines Aufenthalts an der Marianischen Akademie ist er auf Empfehlung seines Onkels in dem Cabinet der Herzogin Maria Anna als Geheimschreiber verwendet worden, dieses Wort in seiner eigentlichsten Bedeutung genommen. Den Anlaß hierzu gaben die überaus wichtigen politischen Verhandlungen, welche die eben so geistreiche als patriotisch gesinnte Herzogin mit Friedrich dem Großen führte, um mit dessen Hilfe die durch Oesterreich bedrohte Selbständigkeit Baierns zu erhalten. Es galt dem geheimen Staatsvertrag entgegenzutreten, welchen Kurfürst Karl Theodor am 3. Januar 1778, drei Tage nach seinem Regierungsantritt, mit der Kaiserin Maria Theresia abgeschlossen hatte, und demzufolge gegen Entschädigung in den Niederlanden der größte Theil Altbaierns an Oesterreich fallen sollte; einem Vertrage, dem die Ausführung auf dem Fuße folgte, indem schon nach vierzehn Tagen ganz Niederbaiern uud ein Theil der Oberpfalz von österreichischen Truppen besetzt ward. Hierdurch, und noch mehr durch das dunkle Gerücht, diese Besetzung sei mit Einwilligung des Kurfürsten geschehen, verbreitete sich in Baiern allgemeine Bestürzung, und einige der höchsten Beamten, wie der Kanzler v. Kreittmayr und die Geheimräthe v. Obermayr und v. Lori, welche von dem Vertrage keine Kenntniß hatten, baten die Herzogin um Vermittlung bei dem Landesherrn. Karl Theodor theilte seiner Frau Schwägerin mit, daß er in einem Vertrage die Ansprüche Oesterreichs auf bairisches Gebiet als gültig anerkannt habe, und an der Sache nichts mehr zu ändern sei.

Auf diese Nachricht hin hielt die Herzogin mit den genannten Staatsmännern und Patrioten eine Berathung, zu der sie auch ihren Secretär Andree und dessen fünfzehnjährigen Neffen U. berufen hatte. Man sandte sofort nach der Sitzung zwei Schreiben ab: eins an den muthmaßlichen Regierungsnachfolger, Herzog Karl in Zweibrücken, welches diesen bat, dem Vertrag vom 3. Januar nicht beizustimmen; das andere an König Friedrich II. von Preußen, die Bitte enthaltend, er möge hier helfen und Baierns Selbständigkeit gegen Oesterreichs Uebermacht retten.

Diesen zweiten Brief hatte der Geheimschreiber U. persönlich zu überbringen.

Die Gefahr, vom Feinde aufgehoben zu werden, war damals keine geringe; sie drohte auch dem Boten der Herzogin in einem sächsischen Nachtquartier, aber U. entzog sich ihr geschickt dadurch, daß er Wagen und Gepäck im Stiche ließ und den Weg nach Berlin zu Fuß vollendete. Hier sah er zum ersten Male den großen König, der schon den Schüler des Kadettencorps so begeistert hatte, daß er mit einigen gleichgesinnten Kameraden zu ihm entfliehen wollte.

Der Erfolg der politischen That der edlen Herzogin von Pfalzbaiern, welcher trotz des Verlustes des Innviertels noch immer glänzend genannt werden darf, ist aus dem am 13. Mai 1779 zwischen Maria Theresia und Friedrich II. abgeschlossenen Teschener Frieden bekannt, welcher dem bairischen Erbfolgekrieg ein Ende machte. Aber nicht bloß bis zu diesem Frieden, auch darüber hinaus hatte U. die politische Correspondenz der Herzogin mit ihrem königlichen Freunde zu führen. Die Gewandtheit ihres Geheimschreibers in der französischen Sprache, seine Geschicklichkeit in der Ausführung aller ihm ertheilten Aufträge, vornehmlich aber seine Treue und Verschwiegenheit in allen dienstlichen Verrichtungen, erwarben ihm die entschiedenste Gunst der Herzogin. Denn als solche mußte es angesehen werden, daß sie dem von Ingolstadt zurückkehrenden Licentiaten und Doctor sofort die Stelle eines Repetitors der Mathematik und Physik, und bald darauf auch die Professur der Cameralwissenschaften an der ihren Namen tragenden Militärbildungsanstalt verlieh, unbeschadet der Aufsicht über die Verwaltung des Gutes Schwaiganger, welche er fortzuführen hatte.

Obgleich das Lehramt unter dieser Verwaltung nicht zu leiden hatte, wuchs Utzschneider's Vorliebe doch mehr für die Landwirthschaft als für die abstracten Speculationen der Mathematik. Er sah zeitlebens in dem Betrieb der Landwirthschaft die schönste Beschäftigung eines freien gebildeten Mannes, während er von der Mathematik, weniger schmeichelhaft, behauptete, daß ihr ausschließlicher Betrieb zur Einseitigkeit und Unweltläufigkeit führe. Nur die allerwärts in der Mathematik waltende strenge Ordnung übertrug er frühzeitig auf alle seine Geschäfte.

Diese sollten aber bald eine andere Richtung nehmen. Der unter der Regierung des Kurfürsten Max Josef III. in Baiern angebahnte Umschwung, der sich in der Gründung einer Akademie der Wissenschaften (1759) und in der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) so prägnant äußerte, konnte in jugendlichen und sich überstürzenden Köpfen, denen im Vergleiche mit anderen Theilen Deutschlands die Aufklärung in der eigenen Heimath nicht rasch genug vorwärts schritt, leicht den Gedanken entzünden, daß vor allen sie zur Wegräumung hemmender Schranken und zur Verbreitung von Licht berufen seien. So erklärt sich wenigstens sehr natürlich die Stiftung des Illuminatenordens zu Ingolstadt (1776) durch Professor Adam Weishaupt, ohne daß damit die Einwirkung geheimer Machinationen anderer Art ausgeschlossen ist. Sonderbar genug bleibt es freilich, daß das, was man der Gesellschaft Jesu als verwerflichsten Grundsatz vorzuhalten nicht müde wurde, für die Mitglieder des erleuchteten neuen Bundes als selbstverständliche Pflicht zur Erreichung des entgegengesetzten Ziels gelten sollte.

U. war auf Zureden des Weltpriesters Cossandey, seines Collegen an der Marianischen Akademie, 1783 dem Orden in der Meinung beigetreten, es handle sich um eine Gesellschaft gelehrter patriotischer Männer, die durch Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntniß im Sinne des Kurfürsten Max Josef den Geist der Nation zu freier Bewegung wecken sollten. Aber gar bald wurde ihm klar, daß die Ehrgeizigsten unter den Illuminaten hinter dem Aushängeschild des Ordens ganz andere Ziele verfolgten: Durch Einschiebung der Ordensmitglieder in die Cabinette der Fürsten sollte „ein Wechsel der Macht“ herbeigeführt und der neue österreichische Plan, Baiern gegen ein für Karl Theodor zu schaffendes

Königreich Burgund einzutauschen, unterstützt werden. Unter dem Vorwande, daß man seine Ergebenheit gegen den Orden prüfen wolle, wurde U. aufgefordert, einen Theil der Correspondenz zwischen seiner Gebieterin und Friedrich II. auszuliefern. Entrüstet über eine solche Zumuthung, schickte er sofort (im December 1783) statt der Briefe seine Ordenszeichen, und gestand der von Friedrich II. auf den gefährlichen Orden aufmerksam gemachten und ihn drängenden Herzogin Maria Anna seine Beziehungen zu den Illuminaten, sowie er in dreistündiger, von der Herzogin veranlaßter Audienz dem Kurfürsten selbst die geheimen Absichten des Bundes darlegte, soweit er sie zu durchschauen vermochte.

Uebereinstimmende Geständnisse legten gleichzeitig auch andere Ordensmitglieder ab, darunter Professor Grünberger, Utzschneider's früherer Lehrer und damals College an der Marianischen Akademie, der Dichter Zaubser, die Priester Cossandey, Dillis und Vitus Renner. Damit hatte die Regierung Anhaltspunkte genug zum Einschreiten gegen den Illuminatenorden, das denn auch nicht lange auf sich warten ließ und unter manchen talentvollen Jünglingen auch den späteren Minister v. Montgelas traf. Von den Anhängern des Ordens gebrandmarkt, von der Gegenpartei gepriesen, erscholl der Name U. in ganz Deutschland, und es blieben diese Vorfälle der unversiegliche Quell maßloser Erbitterung gegen ihn.

Wenn U. auch zunächst von Seite des Hofes nichts zu fürchten hatte, so hielt er doch eine Umstimmung des Kurfürsten durch seine Gegner für möglich: war ja doch auch sein Onkel Andree wenige Tage nach der Unterzeichnung des Teschener Friedens und zur selben Stunde eingekerkert worden, als die Geheimräthe Georg v. Lori und Eucharius v. Obermayr den Befehl erhielten, ihre Tage fern von München (der eine in Neuburg, der andere in Amberg) zu beschließen. U. ging deshalb mit dem Gedanken um, in die Dienste Friedrich's II. zu treten, den er, wie wir wissen, fünf Jahre vorher persönlich kennen gelernt hatte. Die hierzu erforderlichen Verhandlungen konnten jedoch nicht so geheim betrieben werden, daß die Herzogin Maria Anna nichts davon bemerkt hätte. Das ihr bekannte noch unerbrochene Siegel eines Briefes aus Berlin veranlaßte sie, U. über seine Absichten zu befragen; und als er offen gestanden, was er zu thun im Begriff war, brachte ihn die Herzogin von seinem Vorhaben ab, und erhielt so Baiern einen seiner verdienstvollsten Männer. Schon am 9. Januar 1784 wurde U. auf ihr Betreiben zum kurfürstlichen Hofkammerrath mit Sitz und Stimme, jedoch vorläufig ohne Gehalt ernannt. Dagegen blieb ihm seine Lehrstelle für Cameralwissenschaften an der Marianischen Akademie, sowie die Eigenschaft eines Landschaftsgeometers, die er sich auf Grund einer von dem Vorstande dieser Akademie abgehaltenen Prüfung durch Landschaftliches Decret vom 20. Juni 1783 erworben hatte.

Der Eintritt in eine so bevorzugte Stellung wie die eines Hofkammerraths, war für den einundzwanzigjährigen U. eine Aufforderung, sich nunmehr auf das eingehendste mit dem Studium der Staats- und Volkswirthschaft zu beschäftigen, um für die praktischen Aufgaben des Staatsdienstes die besten Lösungen zu finden. Hierbei förderte ihn, wie er oft anerkannte, das acht Jahre vorher erschienene „kostbare und tiefdurchdachte Werk“ des berühmten Schotten Adam Smith „über die Natur und die Ursachen des Reichthums der Völker“ mehr als jedes andere, und er hat in seinem späteren Leben vorzugsweise nach den klar erfaßten Grund- und Lehrsätzen des Vaters der Nationalökonomie gehandelt.

Nächst Adam Smith's Hauptwerk legte er großen Werth auf die preisgekrönte Abhandlung des gelehrten Italieners Franz Mengotti „über den Kolbertismus oder die Freiheit des Commerzes“, welche er (1793) ins Deutsche übersetzte und mit einer Vorrede versah, aus der ich folgende Stelle wörtlich

anzuführen mir nicht versagen kann: „So tief und gründlich Smith über die Nationalreichthümer eines jeden Landes schreibt, so deutlich entwickelt Mengotti seine vortrefflichen Grundsätze. Ich wollte nur wünschen, die deutsche Uebersetzung entspräche ganz dem Originale; allein meine Sprache ist noch rauh und hart, ich fand öfters Anstand und fühlte es nur zu sehr, daß ein Cameralist durch den Canzleistil und durch Actenlesen seine Sprache nicht ausbilde. Ich hätte mich freilich nicht zum Uebersetzer aufwerfen sollen, allein durch Mengotti's Deutlichkeit im Ausdrucke hingerissen, wagte ich mich voll Eifer für die Wahrheit und die gute Sache ans Werk."

In den ersten Jahren nach seinem Eintritte in das Hofkammercollegium (von 1784 bis 1786) war U. hauptsächlich bei der Forstdeputation beschäftigt, und auf sein Betreiben wurden in dieser Zeit mehrere Moosgründe in Oberbaiern cultivirt, die bis dahin ganz und gar keinen Nutzen gewährten: so das Schwattacher Moos bei Weilheim und Raisting von einigen Tausend Tagwerk Flächengehalt, das nach der Cultur gegen tausend Fuder Heu abwarf; ferner das Moos bei Habach und Königsdorf, wo derselbe glückliche Erfolg ohne wesentlichen Kostenaufwand erzielt wurde u. a. m. Ein Bericht des Präsidenten der Hofkammer, Grafen Törring-Seefeld, vom 28. Januar 1786 beantragt für U., der nun zwei Jahre umsonst gedient hatte, den statusmäßigen Gehalt eines Hofkammerraths und rühmt unter anderen Leistungen auch dessen Vorschläge zur Ausnutzung der Waldungen bei Ettal, Benedictbeuern und Dachau.

Von 1786 bis 1791 führte U. bei der Hofkammer das Oberforstcommissariat, und es beweisen alle Acten aus jener Zeit, wie systematisch und eifrig er für die Hebung dieses seit Menschengedenken sehr vernachlässigten Zweiges der bairischen Finanzverwaltung arbeitete. Als Grundbedingung des Gedeihens und der nachhaltigen Blüthe der Forstwirthschaft betrachtete er aber die Gründung einer Forstschule, „weil ihm ohne geschickte und brauchbare Geschäftsleute in der ganzen lieben Welt nichts möglich schien". Auf seinen Antrag erhielt er die kurfürstliche Erlaubniß, die hierüber erforderlichen Verhandlungen einzuleiten.

Da es zu jener Zeit gute Lehrbücher für technische Schulen nicht gab und nicht geben konnte, so ging U., sobald die Errichtung einer „Schule für Förster" im Princip genehmigt war, darauf aus, solche Bücher zu beschaffen. Zwei ihm genau bekannte Lehrer der Mathematik und Naturlehre, Professor Georg Grünberger an der herzoglichen Marianischen Akademie, und Professor Anton Däzel an der kurfürstlichen Pagerie, wurden schon am 12. Mai 1787 als Lehrer der später zu errichtenden Schule ernannt und gleich nachher beauftragt, zwei Lehrbücher für die Forstlehranstalt zu entwerfen und die Entwürfe an die Hofkammer einzusenden. Dem Prof. Grünberger ward das Lehrbuch der reinen und angewandten Mathematik, und dem Prof. Däzel das der Forstwissenschaft, worunter die Lehre von der Forstbotanik, der Holzzucht, der Forstpflege und Forstnutzung verstanden wurde, übertragen, während U. laut Entschließung der Forstdeputation die Durchsicht der Manuscripte zu besorgen hatte.

Anfangs beabsichtigte U., an der Försterschule außer den zwei dafür bereits ernannten Professoren nur Forstmeister für den Unterricht in der Theorie und Praxis des Forstwesens zur Anstellung vorzuschlagen; seine Absicht scheiterte aber an dem Widerstande der Betheiligten, so daß er seinen Plan ändern und im März 1790 dem Kurfürsten Karl Theodor berichten mußte: „Diese Forstmeister haben nicht Zeit, sich mit dem theoretischen Unterricht abzugeben, weil die Forstgeschäfte bei der bestehenden Unordnung zu wichtig, weitläufig und anhaltend sind." Im weiteren Verlaufe seines Berichts entwickelt er dann die Ansicht, daß statt einer Försterschule eine ordentliche „Forstschule" zu errichten und für

den praktischen Theil mit Lehrern zu besetzen sei, die zwar die Forstpraxis geübt hätten, aber während ihrer Verwendung als Lehrer davon befreit sein sollten.

Der Lehrcurs war auf drei Jahre berechnet, und es sollten dem Unterrichte auch ältere Personen beiwohnen dürfen; damit aber nicht bloß die kurfürstlichen „Jägerjungen" Unterricht erhielten, sollte von Zeit zu Zeit mit den Jägers- und Förstersöhnen abgewechselt werden. Die absolvirten Schüler hätten bei den Forstämtern in Praxis zu gehen und darin so lange zu verbleiben, bis sich eine schickliche Vacatur zu ihrer Versorgung ergebe. Alle Forstdienststellen seien in Zukunft nur auf Grund bestandener Prüfungen zu verleihen und Niemand zum Forstmeister zu wählen, der nicht als Förster von unten auf gedient habe.

An der Forstschule sollten wöchentlich nur 12 Stunden theoretischer Unterricht in der Mathematik, sowie in Natur- und Forstwissenschaften gegeben und die übrige Zeit auf Uebungen in diesen Wissenschaften, im Zeichnen, Säen, Pflanzen und auf Ausflüge in benachbarte Waldungen verwendet werden. Als Unterrichtsmethode forderte U. eine streng wissenschaftliche, weil mit bloßem Auswendiglernen nichts gedient sei, und die meisten Vorurtheile in der Welt nur von oberflächlichen Kenntnissen herrührten. Besonderes Gewicht sei auf die Geometrie zu legen, deren richtiges Verständniß zu allen übrigen Wissenschaften geschickt und brauchbar mache.

Eine kurfürstliche Verordnung vom 2. December 1790 genehmigte die von ihm entworfenen Bestimmungen über die Forstschule mit einigen Abänderungen, die aber, weil sie auf Kosten des Oberstjägermeisteramts hätten ins Werk gesetzt werden sollen, niemals zur Ausführung kamen. So blieb es mithin bei der von U. geschaffenen ersten Forstschule in Baiern, aus der tüchtige Techniker und zugleich bessere Grundsätze für Forst- und Landwirthschaft hervorgingen; und als er noch im J. 1791 das Oberforstcommissariat niederlegte, konnte er sich mit gutem Gewissen das Zeugniß geben, daß er zwar guten Samen zu einer besseren Waldwirthschaft in Baiern ausgestreut habe, aber nicht daran schuld war, wenn die Früchte ausgeblieben seien.

Eine der wohlthätigsten, wenn auch nicht glücklichsten Unternehmungen des Kurfürsten Karl Theodor war die Cultur des Donaumooses bei Schrobenhausen, einer unabsehbaren Wildniß, welche dem Vieh nur kärgliches Futter gewährte und durch ihre Ausdünstungen beständige Krankheiten, Gewitter und Hagelschlag veranlaßte. Mit der Entwässerung von nahezu zwanzigtausend Hectaren sumpfigen und moorigen Grundes verband der Kurfürst die Anlage einer Colonie, indem er den Ansiedlern das trocken gelegte Land fast umsonst als Eigenthum überließ. Ueber eine Million Gulden war auf das Unternehmen bereits verwendet, und noch wollte sich kein Gedeihen zeigen, sei es in Folge fehlerhafter Anlage der Canäle und Gräben, oder wegen Ungeschicklichkeit und Armuth der Anbauer, oder weil die anstoßenden Grundbesitzer Klagen über Eingriffe in ihren uralten Besitzstand erhoben und Processe führten: die Arbeiten im Donaumoose geriethen vielmehr in solche Unordnung und dessen Bewohner in so hohe Aufregung, daß ein Mißlingen des ganzen Unternehmens zu fürchten war, wenn nicht bald Hilfe geschaffen wurde. U. sollte sie im Auftrage des Kurfürsten bringen. Während eines längeren Aufenthalts an Ort und Stelle untersuchte er mit Sachkenntniß, Wohlwollen und Gerechtigkeitssinn alle Beschwerden; half, wo begründete Klage vorlag, soweit es ihm möglich war, und brachte die armen Ansiedler zu einer ruhigeren zufriedeneren Stimmung. Als er persönlich hierüber bei Hof Bericht erstattete, gab ihm der Kurfürst seine volle Anerkennung und zeigte sich so gnädig, daß U. ein bittendes Wort für seinen noch immer verbannten Oheim wagte. Die Bitte blieb unerfüllt, aber die Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit des Hof-

kammeraths hatte das Vertrauen Karl Theodor's gewonnen, der ihm bald darauf einen neuen wichtigen Auftrag ertheilte.

Es handelte sich nämlich um Beilegung der Differenzen zwischen den kurfürstlichen Salinen in Reichenhall, den erzbischöflichen zu Salzburg und denen des Fürstpropsten Konrad zu Berchtesgaden. U. begab sich nach diesen Orten, berichtigte vor allem die Grenzen der Salinenwaldungen und stellte einen guten Plan von Berchtesgaden und seiner Umgebung her, womit die Grundlage für die später mit dem fürstlichen Reichsstift Berchtesgaden abgeschlossenen Verträge gewonnen war, nämlich des Waldverlackungsrecesses vom 30. December 1793 und des Salinenpachtvertrages vom 15. Mai 1795.

Der Fürstpropst Konrad und sein Capitel, welche den Werth ihrer Salinen und ausgedehnten Waldungen sehr wohl kannten und namentlich wußten, welche Vortheile Baiern für den schwunghafteren Betrieb seiner Salzwerke zu Reichenhall daraus zu ziehen im stande sei, wiesen mehrmals die vom bairischen Commissär U. an sie gestellten Zumuthungen auf pachtweise Ueberlassung der Salinen Frauenreuth und Schellenberg zurück, bis sie sich überzeugten, daß der angebotene Pachtschilling ungleich höher sei als die Rente, welche sie aus ihrem Besitz zu ziehen vermochten.

Kurfürst Karl Theodor hatte die hierauf bezüglichen Verhandlungen einer Commission übertragen, an deren Spitze der verdienstvolle Hofkammerpräsident Graf Törring-Seefeld stand, aber die bewegende Kraft war U. Nach anderthalbjährigen Bemühungen kam endlich der schon erwähnte Vertrag zu stande, kraft dessen das Nutznießungsrecht der Salinen Frauenreuth und Schellenberg mit ihren Waldungen gegen eine jährliche Pachtsumme von fünfzigtausend Gulden an Baiern überging, unter der weiteren Bedingung, daß bei einer zweihunderttausend Centner beträchtlich übersteigenden Production noch eine geringe Entschädigung hinzutreten solle. Diese Pacht rief mancherlei Einreden und Beschwerden des Erzstifts Salzburg hervor und dauerte infolgedessen nur neun Jahre, von 1795 bis 1804. Gleichwohl war sie für Baiern höchst vortheilhaft, nicht bloß wegen der beträchtlichen Rente, die sie an sich durch die von U. eingeführte bessere Bewirthschaftung abwarf, sondern mehr noch wegen des ausgedehnteren Betriebs der Saline Reichenhall, die jetzt ihre Soole mit Steinsalz verstärken konnte, ohne es von den Reichsstiften Salzburg und Berchtesgaden kaufen zu müssen.

Aus Veranlassung des so wichtigen Pachtvertragabschlusses ernannte Karl Theodor am 9. Juli 1795 seinen Hofkammerrath U., „welcher sich bei diesem schweren Geschäfte zur ganz besonderen höchsten Zufriedenheit ausgezeichnet hat", zum ersten Administrator des neu errichteten kurfürstlichen Hauptsalzamts Berchtesgaden mit einer beträchtlichen Zulage an Geld und Naturalien zu seinem statusmäßigen Rathsgehalte, und mit der Bestimmung, daß ihm für den Fall seines Wiedereintritts in das Hofkammercollegium sein Rang nach dem Dienstalter vorzubehalten und „zum fortwährenden Merkmale landesfürstlichen Dankes" außer der Rathsbesoldung ein lebenslänglicher Extragehalt von 575 Gulden jährlich auszubezahlen sei.

U., der gleichzeitig als bairischer Geschäftsträger beim Fürstpropst Konrad beglaubigt wurde, blieb nun bis kurz vor dem Tode des Kurfürsten in Berchtesgaden und arbeitete während dieser Zeit unermüdlich an der Verbesserung des Salzbergbaus, des Sudwesens und der Forstwirthschaft. Ueber seine Thätigkeit dort wurde nie eine Klage laut, und er selbst bezeichnete sie gegen Bekannte wiederholt als die angenehmste seines ganzen Lebens. Aus dieser Stellung hatte er gemäß kurfürstlicher Entschließung mit Ende des Jahres 1798 zu scheiden, „weil es für den höchsten Dienst zuträglich befunden worden, den auf unbestimmte Zeit in Berchtesgaden gewesenen Geschäftsträger und Hauptsalzamtsadministrator U. zu

ferneren ersprießlichen und eifrigen Dienstleistungen zu dem Gremium der Hofkammer einzuberufen". Der Grund dieser Rückberufung scheint indessen in einer Eingabe gelegen zu haben, in welcher U. den Kurfürsten bat, ihm den Zutritt zu dem Salz-Gnadenbrunnen in Reichenhall zu gestatten, um diese Salzquelle aufmerksam und anhaltend beobachten zu können. Er würde sich in die dortigen Salinengeschäfte nicht im geringsten einmischen, aber jede etwa zu machende nützliche Entdeckung höchsten Orts pflichtschuldigst zur Anzeige bringen. Der damalige Salinenadministrator in Reichenhall mochte vielleicht dafür gesorgt haben, seinem Wirkungskreise einen solchen Beobachter ferne zu halten.

Kaum war U. in seine frühere Stellung zurückgekehrt, da starb Kurfürst Karl Theodor am 16. Februar 1799 und Maximilian Josef bestieg den Thron. Von dem neuen Landesherrn mit gleichem Vertrauen wie von dem verstorbenen beehrt, wurde U. am darauffolgenden 23. April zu einem der sieben Directoren bei der neu errichteten Generallandesdirection, und zwar zum Vorstande der Mauth- und Commerzdeputation ernannt, am 8. Juli aber schon als geheimer Referendär in das Finanzministerium versetzt und dort mit dem Referat über landständische Angelegenheiten oder sog. Landschaftssachen betraut. Dieses Amt umfaßte eigentlich nur die Ordnung von Geldangelegenheiten, da es schon lange nichts anderes mehr mit der Landschaft zu verhandeln gab; gleichwohl war es für U. eines der wichtigsten und verhängnißvollsten. Er trat es mit einer für das Gesammt-Staatsministerium bestimmten Erhebung des bairischen Finanzzustandes an, dessen Zerrüttung durch nichts schlagender bewiesen wird als durch die Thatsache, daß man vor U. weder die wahre Größe der Staatsschulden noch den wirklichen Ertrag der Staatsgefälle kannte. Eine Kriegssteuer war zu bezahlen, aber der Staatsschatz leer, das Steuerwesen ungeordnet, das Land diesseits des Rheins voll österreichischer, jenseits voll französischer Truppen, und die bairische Armee für den bevorstehenden Krieg nichts weniger als gerüstet. Zur Deckung des augenblicklichen Geldbedürfnisses ward eine Anleihe gemacht, für die U. bessere Bedingungen als die in der Generallandesdirection vorgeschlagenen zu erreichen verstand.

Aber nicht bloß Geldnoth und schwere Steuern lasteten auf dem Lande als Max Josef I. die Regierung antrat, auch der obersten Leitung des Staatswesens fehlte Kraft und Einheit: Ober- und Niederbaiern wurden nach anderer Verfassung regiert als die Oberpfalz, und diese anders als das Herzogthum Neuburg. Die nothwendige Centralisation, die mit der Generallandesdirection erreicht werden sollte, fand bei den Landständen heftigen Widerstand, den heftigsten bei denen von Pfalz-Neuburg. Eine Deputation von acht angesehenen Männern dieses Landestheils kam an das Hoflager zu München, um die Rechte Neuburgs zu wahren, und erst nach längeren Verhandlungen erfolgte am 5. October 1799 der „Pfalzneuburgische Deputationsabschied", in welchem zwar einige Befugnisse der Generallandesdirection zurückgenommen, dagegen auf den übrigen um so entschiedener bestanden wurde. Obgleich von allen Bevollmächtigten unterschrieben, befriedigte der Abschied die pfalzneuburgischen Unterthanen in keiner Weise, und die Unzufriedenheit erhielt in der mit scharfem Urtheil verfaßten anonymen Flugschrift „Erläuterung des Pfalzneuburgischen Deputationsabschieds über die Neuburgischen Landes- und Regierungsverhältnisse" einen unzweideutigen Ausdruck. Alle ängstlichen oder im persönlichen Interesse befangenen Stände des Herzogthums sahen im Referenten U. den wahren Urheber der im Deputationsabschied entwickelten neuen Grundsätze, und wenn man ihn nicht mit Namen nannte, so schloß man sich mit um so frischerem Hasse seinen alten Gegnern an. Als er am 3. Februar 1800 an die Generallandesdirection Vortrag über die Einberufung eines allgemeinen Landtages erstattete, welche die Landstände wenige Tage vorher

selbst gefordert hatten; als bald darauf ein Gegner diesen Vortrag mit Anmerkungen versehen hat und nebst dem von U. sämmtlichen Ministern vorgelegten „Entwurf einer neuen Erklärung der Landesfreiheit in Baiern“ abdrucken und so im großen Publicum die freisinnigen Anschauungen des kurfürstlichen Referendärs verbreiten ließ, der schon früher einen Landtag als den einzigen Weg bezeichnet habe „die häufigen und tiefliegenden, die Regierung immer lähmenden Staatsgebrechen radikal zu heilen“: da wuchs die Zahl der kurzsichtigen Widersacher fast zauberhaft und mit ihr die Machinationen, einen solchen Patrioten um jeden Preis aus seiner einflußreichen Stellung hinauszudrängen. „Man suchte ihn“, sagt ein Zeitgenosse, „als einen Revolutionär zu verdächtigen, der den Staat aus allen Fugen reißen wolle, und trug sogar in der Stadt mit erkünstelter Heimlichkeit ein Gerücht herum, der geheime Referendär U. stehe in Verbindung mit der französischen Republik und sei vorläufig zum Präsidenten von Süddeutschland bestimmt.“ So widersinnig dieses Gerücht für jeden Mitlebenden war, der U. aus persönlichem Umgang kannte, man scheute sich nicht, Verdächtigungen auszustreuen, die an der Wende des Jahrhunderts während der französischen Kriegsstürme und bald nach der Illuminatenverfolgung ganz anders klangen als heute oder schon vor vierzig und fünfzig Jahren: Utzschneider's Stellung wurde unhaltbar und Kurfürst Max Josef fand sich bewogen, ihn am 10. Juni 1801 mit Beibehaltung seines vollen 2500 Gulden betragenden Gehalts bis zu anderweitiger Anstellung in den Ruhestand zu versetzen, angeblich, weil nach der getroffenen neuen Vertheilung der Geschäfte, der Hauptvortrag über Landschaftssachen, als eine staatsrechtliche Angelegenheit, dem (vom ehemaligen Illuminaten Montgelas verwalteten) Ministerium des Aeußeren zuzuweisen und hierdurch die Stelle eines eigenen Referendärs in landschaftlichen Fragen überflüssig sei.

Was U. nach dieser Verfügung nicht mehr als Beamter wirken konnte, wollte er als Privatmann thun, und er wählte sich hierzu das Gebiet der Industrie. Alles was ihren Aufschwung fördern und den Interessen seiner Mitbürger dienen konnte, ergriff sein scharfblickender und energischer Geist: reiche Quellen nützlicher Arbeit zu schaffen und die Befähigtsten durch sein Beispiel zu Gleichem zu ermuntern, war das Loosungswort des Mannes, welcher „den Wohlstand Aller, nicht den Reichthum Einzelner“ wünschte, und dem Geldgewinn ferne lag. Wie der Forscher von Wahrheit zu Wahrheit, so schritt U. von Unternehmen zu Unternehmen. War das eine geglückt und zum Ertrag einer Rente gebracht, so überließ er es andern Händen und ein neues trat aus der Idee in die Wirklichkeit.

Sein erstes Unternehmen galt der Errichtung einer Ledermanufactur, die er für ein dringendes Bedürfniß hielt, da in und außerhalb Münchens ein solcher Ueberfluß von Rohhäuten war, daß die Polizei zur Schadloshaltung der Metzger nicht selten die Fleischpreise erhöhen mußte. Ferner fehlte es in der Umgegend nicht an der zur Gerberei nöthigen Eichenlohe, wenn nur die Schälwaldungen richtig angelegt und behandelt würden. Weiter lehrte die Zollstatistik, welche Quantitäten feinen und gewöhnlichen Leders aus Oesterreich, Belgien und England nach Baiern eingeführt wurden. Endlich stand ein ausgedehnter Bauplatz mit Wasserkraft zur Verfügung, und es gab viele junge und kräftige Leute, die Arbeit suchten. Alle Bedingungen zur Anlage einer Fabrik waren also gegeben, und U. hatte bereits am 7. August 1801 die Concession erhalten — zwei Monate nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienste.

Während vor U. alle Münchener Lederfabriken, auch die von der Landesregierung unterstützten, zu Grunde gingen, gelang es seiner Einsicht und Thätigkeit eine Anstalt ins Leben zu rufen, die sich in kurzer Zeit vortrefflich ent-

wickelte, und später unter dem Namen „Streicher'sche Lederfabrik“ zu vollster Blüthe kam, in der sie sich auch bis in die neuere Zeit erhielt.

Während seiner unfreiwilligen Muße wurde U. mit zwei Männern bekannt, die Baiern heutzutage seine größten Techniker nennt: mit Georg Reichenbach und Josef Fraunhofer. Folge war die Gründung zweier Institute, welche auf die Wissenschaft im allgemeinen und auf ausübende Astronomie und Geodäsie insbesondere den wichtigsten Einfluß hatten. Sie wurden theils in München, theils in den Klosterrealitäten zu Benedictbeuern errichtet, die U. zunächst in der Absicht angekauft hatte, eine systematische Cultur der dortigen Moose durchzuführen. In seiner „Lebensgeschichte Fraunhofer's“ (München, 1826) berichtet U. über das Entstehen dieser Institute wie folgt: „Der bairische Artilleriehauptmann Georg Reichenbach, der Sohn eines sehr begabten Bohrmeisters in pfalzbairischen Diensten, war vom Kurfürsten Karl Theodor auf Antrag des berühmten Grafen Rumford zu seiner weiteren Ausbildung nach England geschickt worden. Nachdem er dort auch große Werkstätten für die Verfertigung mathematischer Instrumente kennen gelernt hatte, faßte er bald nach seiner Rückkehr den Entschluß, durch Errichtung einer solchen Werkstätte in Baiern sein Glück zu versuchen. Er verband sich zu diesem Zweck mit Josef Liebherr, einem fähigen Uhrmacher und Mechaniker, der bereits eine kleine Werkstätte besaß. Nach dieser Verbindung äußerten mir Reichenbach und Liebherr den Wunsch, ihrer Werkstätte eine größere Ausdehnung zu geben und ein ordentliches Institut zur Erzeugung großer und kleiner Instrumente und Maschinen mit ihnen zu gründen. Ich nahm um so weniger Anstand auf ihren Wunsch einzugehen, als aus einem solchen Institute seiner Zeit tüchtige junge Mechaniker hervorgehen könnten, woran Baiern großen Mangel hatte. Der Gesellschaftsvertrag kam am 20. August 1804 unter uns zu Stande, und das mathematisch-mechanische Institut „Reichenbach, Utzschneider und Liebherr“ begann seine Geschäfte mit großer Rührigkeit.“ Die Seele desselben war Reichenbach (s. A. D. B. XXVII, 656). Dieses Institut wurde in der That die Pflanzschule für Feinmechanik, welche U. bei Abschluß des Gesellschaftsvertrags im Sinne hatte. Denn schon wenig Jahre nach seiner Gründung ließen sich im In- und Auslande jüngere Mechaniker nieder, um sogen. „Reichenbach'sche Werkstätten“ einzurichten, die sich seitdem über ganz Europa verbreitet haben, England nicht ausgenommen. Anfangs aber hatte das Institut mit bedeutenden Hindernissen zu kämpfen: es waren mehrere große Meßinstrumente bis auf die Glaslinsen vollendet, welche damals auch nicht annähernd so hergestellt werden konnten, daß sie zu der feinen Theilung der Kreise im richtigen Verhältnisse gestanden wären, es fehlte an brauchbarem Flint- und Kronglas ebenso sehr, wie an einem fähigen Optiker. Das Institut mußte unterliegen, hätte U. nicht verstanden Rath zu schaffen. Er machte Reisen an alle Orte, wo er wußte, daß Optiker sich aufhielten, oder Glas für optische Zwecke geschmolzen wurde. Das Ergebniß seiner Reise war die wenig tröstliche Gewißheit, daß dem Institute nichts anderes übrig bleibe als Kron- und Flintglas selbst zu erzeugen und den Optiker selbst heranzubilden. Doch wurde durch die Begegnung Utzschneider's mit dem Glasschmelzer Guinand bei Neuenburg in der Schweiz ein wenn auch unsicherer Praktiker für die Glasfabrikation gewonnen.

Den gesuchten Optiker führte ein Unglücksfall der Anstalt zu. Am 21. Juli 1801 stürzten im Thiereckgäßchen zu München plötzlich zwei Häuser ein. In einem derselben wurde der vierzehnjährige Glaserlehrling Josef Fraunhofer aus Straubing (s. A. D. B. VII, 323) unter den Trümmern begraben. Ein gütiges Geschick fügte es, daß er infolge glücklicher Lagerung von zusammengestürzten Kisten und Balken Kopf und Brust so weit frei behielt, daß er rufen konnte, und dadurch wurde es möglich, ihn nach vierstündiger angestrengter und gefähr-

licher Arbeit zu retten. Kurfürst Maximilian Josef, immer bereit den Unglücklichen zu helfen, kam wiederholt an die Stelle, wo Fraunhofer lag, und ermunterte durch Zuspruch sowohl ihn als seine Retter. Nach der Rettung sorgte der Kurfürst für die Heilung des Knaben, und später ließ er ihn zu sich rufen, um ihn über seine Verhältnisse zu befragen, seines ferneren Wohlwollens zu versichern und mit einem Geldgeschenke zu unterstützen.

U. sah den Verunglückten zum ersten Male, als er eben aus dem Schutte herausgezogen worden war. Später besuchte er ihn wiederholt und gab ihm bei seinen Gegenbesuchen mathematische und optische Lehrbücher, damit er aus ihnen die theoretischen Lehren schöpfe, welche allein im Stande waren, ihn zum Schleifen brauchbarer Glaslinsen zu befähigen, das er an Sonn- und Feiertagen betrieb. So schwer es ist, gerade die Anfangsgründe der Mathematik ohne Lehrer sich anzueignen, Fraunhofer brachte es doch zuwege; als ihm aber sein Lehrmeister Nachts Licht zu brennen verbot und den Besuch der Feiertagsschule verkümmern wollte, verwandte er den Rest seines vom Kurfürsten erhaltenen Geschenks dazu, dem Meister das letzte halbe Jahr der Lehrzeit abzukaufen und sich eine Schleifmaschine anzuschaffen, mit der er eifrig arbeitete.

Auf seinen Besitzungen sehr in Anspruch genommen, konnte sich damals U. um Fraunhofer persönlich nur wenig kümmern, er bat aber seinen gelehrten Freund, Professor Schiegg (s. A. D. B. XXXI, 180), den jungen Fraunhofer bei seinen mathematischen und optischen Studien mit Rath und That zu unterstützen. Auf Schiegg's Empfehlung wurde Fraunhofer in das math.-mechanische Institut aufgenommen und der Aufsicht dieses seines Lehrers unterstellt, welcher die optischen Rechnungen für das Institut besorgte und deshalb fast täglich ins Haus kam.

Fraunhofer, ein Jüngling von seltener Genialität, entwickelte sich unter der Leitung Schiegg's und im Umgange mit Reichenbach und Liebherr ungemein schnell: nach kurzer Zeit berechnete und schliff er aus den von Guinand gelieferten Glasstücken die Linsen für alle optischen Instrumente, deren die wissenschaftliche Beobachtung bedurfte. U. fand sich hierdurch, und weil die Bestellungen täglich zunahmen, veranlaßt, den optischen Theil des mathematisch-mechanischen Instituts nach Benedictbeuern zu verlegen und unter Fraunhofer's Leitung zu stellen. Demgemäß wurde am 7. Februar 1809 ein neuer Gesellschaftsvertrag über das optische Institut „Utzschneider, Reichenbach und Fraunhofer“ unterzeichnet, und von da ab erst erhielt das mechanische Institut in München seinen großen Aufschwung.

Fraunhofer's Aufgabe in dem neuen Geschäfte bestand zunächst bloß in dem Berechnen und Schleifen von Glaslinsen; katoptrische Arbeiten waren ihm durch Vertrag untersagt, obwohl er auch darin weit vorangeschritten war. Um eine vollendete Ausführung der Linsen zu erreichen, erfand er eine Polirmaschine, welche die durch das Schleifen erzeugten sphärischen Flächen nicht bloß nicht zu beschädigen, sondern sogar noch zu verbessern gestattete. So wichtig aber auch die Form der Oberflächen ist, so steht ihr doch die innere physikalische Beschaffenheit des zu einer Linse verwendeten Glasstücks an Wichtigkeit kaum nach. Alles zu optischen Zwecken dienende Glas muß nämlich von Streifen und Wellen frei sein, weil diese das Licht unregelmäßig brechen und zerstreuen und deshalb keine scharfen Bilder geben. Fraunhofer fand mit einer ihm eigenthümlichen Methode der Untersuchung, daß das vor ihm in Benedictbeuern erzeugte Flintglas sehr häufig an diesem Fehler litt, und daß noch überdies bei einer und derselben Schmelze das Brechungsvermögen der einzelnen Glasstücke sehr verschieden war. Infolge dieser Nachweise erhielt er auch die Leitung der Glasfabrikation, welche schon bei der zweiten Schmelze den Beweis lieferte, daß ein Stück vom

Boden der zwei Centner schweren Glasmasse nicht nur streifen- und wellenfrei sein, sondern auch dasselbe Brechungsvermögen besitzen könne, wie ein Stück von der Oberfläche.

Mit den praktischen Arbeiten wußte Fraunhofer stets auch theoretische zu verbinden, so führte ihn z. B. die Bestimmung der Brechungscoefficienten des Glases zu der epochemachenden Entdeckung der fixen Linien im Farbenspectrum des Sonnenlichts. Seine Abhandlung hierüber nahm die hiesige K. Akademie der Wissenschaften in ihre Denkschriften auf, deren Verfasser selbst aber ehrte sie dadurch, daß sie ihn im J. 1817 (16 Jahr nach seiner glücklichen Rettung) zu ihrem ordentl. Mitgliede wählte. Fraunhofer's weitere wissenschaftliche und technische Verdienste sind in seiner Biographie (s. A. D. B. VII, 323) besprochen; hier genügt es, gezeigt zu haben, wie wesentlich Utzschneider's Einfluß auf die Entfaltung der eminenten Geisteskräfte und die Conception wissenschaftlich bahnbrechender Gedanken eines Mannes war, der so viel beigetragen hat, die beiden von U. gegründeten Institute zu wahren Werkstätten mathematischen Scharfsinns und durch allgemeine Verbreitung der daraus hervorgegangenen Präcisionsinstrumente München zum vornehmsten Sitze mechanisch-optischer Technik zu machen. Josef v. Fraunhofer erlag leider schon am 7. Juni 1826 im neununddreißigsten Lebensjahre einer Brustkrankheit, zu welcher die Katastrophe im Thiereckgäßchen und die vorausgegangene kärgliche Ernährung, sowie die folgende anstrengende Beschäftigung mit Glasschleifen den Grund gelegt haben mochten. U. ehrte seinen edlen Freund und Genossen durch ein einfaches Denkmal des südlichen Kirchhofs in München mit der würdigen Inschrift: Approximavit sidera.

Das optische und mechanische Institut standen in erfreulichster Entwicklung und die Ledermanufactur brachte soviel Gewinn als nöthig war die kostspieligen Versuche über Erzeugung wellen- und streifenfreien Flint- und Kronglases von gleichförmiger Brechung durchzuführen — da ward am 8. Februar 1807 Josef U. durch König Max Josef von neuem in den Staatsdienst berufen, und zwar in der doppelten Eigenschaft als Geheimreferendär des Finanzministeriums und als Generaladministrator der Salinen. Man trug sich damals mit dem Gedanken einer Salinenverpachtung, um aus den Geldverlegenheiten zu kommen, welche die fortwährenden Kriege erzeugt hatten. U. bot sein ganzes Ansehen auf, diesen Plan nicht zur Ausführung gelangen zu lassen, und erörterte in der überzeugendsten Weise die Mittel, durch welche Baiern eine erhöhte Rente aus seinen Salinen ziehen könne, nämlich durch Vergrößerung und Verbesserung des Betriebs. Ein vermehrter Betrieb erschien um so unbedenklicher, als es damals in Süddeutschland keine anderen als die bairischen Salzwerke gab, von denen Württemberg, Baden und die Schweiz ihren Bedarf beziehen mußten; und ein verbesserter Betrieb ließ sich nach den Erfahrungen, welche U. in Berchtesgaden gemacht hatte, leicht einführen. In der That gelang es ihm, den schon vom Bergrath Flurl in seinen Briefen über die bairischen Gebirge und Bergwerke (1792) ausgesprochenen Gedanken, die Salzsoole von Reichenhall nicht bloß nach Traunstein, sondern auch nach Rosenheim zu leiten und dort zu versieden, durch einen Salinenbau zu verwirklichen.

Dieser Bau, dessen wichtigster Theil die Soolenleitung von Reichenhall über Siegsdorf und längs des Chiemsees bildete, wurde in einem Jahre (1809) vollendet, und ist namentlich durch die Art der Soolenhebung merkwürdig geworden. U. hatte die Herstellung der Soolenleitung seinem Genossen vom mechanischen Institute, Georg Reichenbach, übertragen, der aus dem Militärverband trat, um Salinenrath zu werden. Die neue Aufgabe regte Reichenbach's Erfindungskraft mächtig an, und in kurzem war sein Entschluß gereift, an die Stelle der bisher durch Wasserräder betriebenen Druckwerke, welche die Soole bis zur

höchsten Terrainstelle der Leitung heben müssen, Wassersäulenmaschinen mit verbesserter Construction zu setzen. Ihre Anwendung war im bairischen Hochgebirge besonders angezeigt, weil dort die bewegende Kraft des auf den Höhen gesammelten Wassers mit geringen Kosten beschafft werden konnte. (Näheres über die Leistungen dieser Wassersäulenmaschinen in Reichenbach's Biographie, A. D. B. XXVII, 656.)

U. hat sich im Jahre 1809 nicht bloß das Verdienst erworben, den vielfach angefochtenen Bau der Saline Rosenheim mit größter Energie der Vollendung zugeführt zu haben, ehe Krieg oder andere Ursachen ihn zu unterbrechen vermochten; er hat vielmehr in jenem Jahre die bairischen Salinen sozusagen zum zweiten Male gerettet. Denn als die österreichischen Salzwerke zu Hallein und Berchtesgaden unter französische Verwaltung kommen sollten, erkannte U. sogleich den großen Verlust, der den bairischen durch Beschränkung sowohl ihrer Productionsfähigkeit als ihres Absatzgebietes bevorstand. Er reiste, da Gefahr im Verzuge war, ohne Vollmacht und Paß nach Wien und schloß dort mit dem französischen Generalintendanten Daru einen sehr vortheilhaften Vertrag ab, wonach die genannten Salinen mit allen Vorräthen an die bairische Verwaltung übergingen. Frohen Muths kehrte er nach München zurück, war aber höchlich erstaunt, daß ihm das gleichfalls von Montgelas verwaltete Finanzministerium Vorwürfe über Eigenmächtigkeit machte und den Vertrag nicht genehmigen wollte. Auf seine bestimmte Erklärung aber, er werde den einmal geschlossenen Vertrag für seine Person halten und sogleich in Wien die erforderlichen Abänderungen der Vertragsbestimmungen erwirken, erfolgte endlich die Genehmigung.

Die Dauer dieses Vertrags betrug allerdings nur fünf Vierteljahre, da vermöge einer mit Frankreich geschlossenen Uebereinkunft die Krone Baiern im Jahre 1810 die Fürstenthümer Salzburg und Berchtesgaden in Besitz nahm; gleichwohl steht actenmäßig fest, daß in dieser kurzen Zeit die Salinenrente sich um 258 668 Gulden erhöhte, und daß infolge des geordneten Uebergangs der Salinen Hallein und Berchtesgaden an Baiern die gleiche Summe erspart wurde, welche sonst für Anschaffung von Betriebsmaterialien und anderen Gegenständen hätte aufgewendet werden müssen. Ohne den von U. geschlossenen Vertrag wären die Kosten des Rosenheimer Salinenbaus verloren gewesen und der Salzhandel hätte vielleicht andere Richtungen genommen.

So groß aber auch Utzschneider's Verdienste um die Erhaltung und Leistungsfähigkeit der bairischen Salinen sind, sie werden noch übertroffen durch sein Verdienst um die Gründung und Organisation der K. Steuerkatastercommission, die ohne Zweifel sein schönstes Denkmal bleibt.

Der Gedanke, die Grundsteuer durch Vermessung, Bonitirung und Liquidirung zu regeln, ist schon in den „Beiträgen zur Land- und Staatswirthschaft" zu finden, welche der auch im Ruhestande nicht ruhende Geh. Referendär U. im J. 1804 durch den Druck veröffentlichte. Er behandelt in denselben die allezeit und auch heutzutage noch schwierige Frage der Besteuerung, indem er freisinnig und geistreich alle Arten von Steuern bespricht. Kaum vier Monate nach seinem Wiedereintritt in den Staatsdienst brachte er das alte bairische Steuerwesen zu Falle, das auf den Normen der Jahre 1594, 1612 und 1721 beruhte und in Bezug auf den Steuerfuß, die Steueranlage und Steuerbefreiung sehr mannichfaltig und ungleichartig war. Am 8. Juni 1807 wurde nämlich die Steuerbefreiung aufgehoben und eine eigene „Steuerrectificationscommission" eingesetzt, welche eine systematische Steuerregulirung auszuarbeiten, und dabei namentlich auf die Verbesserung des Steuerfußes und die Steueranlage der bisher steuerfreien Güter des Adels und der Geistlichkeit ihr Augenmerk zu richten hatte.

Das auf die Currentwerthe der Epoche von 1594 bis 1612 sich stützende und von der oben genannten Commission begutachtete „Provisorium momentanum"

erschien am 20. November 1807; weitere Forschungen dieser Commission führten indessen zu dem Ergebnisse, daß nur eine Parzellenvermessung und Bonitätsbestimmung die Grundlage eines brauchbaren Grundsteuerkatasters bilden könne. Darauf hin wurde durch königliche Entschließung vom 27. Januar 1808 das Steuerrectificationsgeschäft in zwei besondere Zweige gespalten, von denen der eine durch allgemeine und besondere Vermessungen den Grund zur definitiven Steuerrectification zu legen, der andere die Festsetzung eines vorerst nur die wesentlichsten Ungleichheiten der Besteuerung ausgleichenden allgemeinen Steuerprovisoriums anzustreben hatte. Für die erstgenannten Geschäfte wurde eine „Steuervermessungscommission“ mit U. als Vorstand und vortragendem Referenten im geheimen Finanzministerium aufgestellt, während die Ausmittelung des Steuerprovisoriums statt einer mehreren über alle Provinzen zu vertheilenden Steuerrectificationscommissionen vorbehalten blieb.

In die Vermessungscommission traten auf Utzschneider's Vorschlag mehrere als tüchtig bekannte Gelehrte und Techniker, unter ihnen der bereits oben (S. 430) erwähnte Professor und Astronom U. Schiegg. Im Sommer 1808 schritt man zur Aufnahme der in dem Burgfrieden der Städte München und Augsburg und im Amte Dachau gelegenen Grundstücke nach ihrer Fläche und Bonität, und zur Erhebung der Häuser-Miethzinse. Auf solcher Grundlage verfertigte dann U. ein Modell des Grundsteuerkatasters, wie es ihm vorschwebte. Es fand den Beifall nicht bloß der Regierung, sondern auch der Steuerpflichtigen; die aufgestellten Grundsätze und Methoden der definitiven Katastrirung und Besteuerung erhielten am 13. März 1811 die königliche Genehmigung und die Vermessungscommission wurde in eine „Unmittelbare Steuerkatastercommission“ umgewandelt.

Utzschneider's Verhältniß zu dieser Centralstelle blieb dasselbe wie zur Vermessungscommission: er war ihr Vorstand und Vertreter im Ministerium. Das Personal wurde wesentlich vermehrt, doch hat es hier nur Interesse, die Beiziehung des Astronomen Johann Soldner und des Lithographen Alois Senefelder zu erwähnen (s. A. D. B. XXXIV, 557 u. 8). Es mag auffallend erscheinen, daß U. Vorstand der Katastercommission und zugleich Referent über dieselbe im Finanzministerium war: der Grund hiervon lag darin, daß sich U. die Durchführung seines wohldurchdachten Plans weder von der Commission noch vom Ministerium stören lassen wollte. Dasselbe System hatte er bei der Salinenadministration bereits durchgeführt, und bei der Staatsschuldentilgungscommission wendete er es bald darauf an. Er beanspruchte jedoch für keine dieser drei Vorstandschaften eine besondere Gehaltszulage, ihm genügte der anständige Gehalt, den jeder andere Geheimreferendär bezog. Bei der Durchführung der Landesvermessung entwickelte U. dieselbe rastlose Thätigkeit wie beim Salinenbau in Rosenheim, und er wußte für jede Arbeit den rechten Mann und die zweckmäßigsten Hilfsmittel zu finden. So verwendete er, um nur eines zu nennen, die eben erfundene Lithographie im Dienste der Katastermessung, indem er durch Senefelder und Mettenleiter die Einrichtung treffen ließ, daß alle Originalaufnahmen der Geometer genau auf Stein übertragen und so nicht nur unveränderlich, sondern fortwährend abdruckfähig erhalten würden. Dreißigtausend lithographirte Platten liegen gegenwärtig im Kellergeschosse des königlichen Katasterbureaus. Aber noch einen anderen ihm sehr am Herzen liegenden Zweck erreichte U. mit dieser Anordnung, nämlich die Verbreitung der lithographirten Pläne unter das Volk und damit die Förderung der Landwirthschaft. Denn aus den bildlichen Darstellungen der Lage und Größe der Ortschaften und der Gemeindegründe springen dem gemeinen Manne die Vortheile der Güterabrundung und Zusammenlegung am greifbarsten in die Augen.

Um für die auf die Triangulation folgende Detailvermessung des Landes die nöthige Zahl von brauchbaren Geometern zu haben, erwirkte U. die königliche Genehmigung zur Errichtung von Geometerschulen, von denen eine mit der Universität Altdorf, eine andere mit der Universität Landshut und eine dritte in Ermangelung einer Universität oder eines Polytechnicums mit der Steuerkatastercommission in München verbunden wurde. Diese drei Schulen zog man wegen Mangels an Mitteln zur dreifachen Anschaffung von Instrumenten ꝛc. bald in eine einzige bei der königlichen Steuerkatastercommission verbliebene zusammen und gab ihr — entsprechend dem Organisationsprincip, das U. auch bei der Gründung der Forstschule geleitet hatte — zum Hauptlehrer den Professor der Mathematik Späth von der Universität Altdorf.

Der Feldzug des Jahres 1809 hatte die bairischen Finanzen sehr erschöpft. Ihnen aufzuhelfen wurde ein Finanzausschuß niedergesetzt, dessen Mitglied U. war. Sein Antrag, die alte und die neue Staatsschuld von den Ausgaben für den laufenden Dienst zu trennen, um Besoldungsrückstände zu vermeiden und mit Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld nach einem festen Plane zu verfahren, fand Annahme bei dem Ausschuß. So entstand die „Staatsschuldentilgungscommission“, zu deren Vorstand U. am 10. August 1811 ernannt wurde, unter Beibehaltung seiner Stellen im geheimen Finanzministerium, bei der Generalsalinenadministration und bei der Steuerkatastercommission.

Bis zum unglücklichen russischen Feldzuge, dem bekanntlich fast das ganze bairische Heer zum Opfer fiel, wickelten sich die Geschäfte der Commission gut ab. Nun mußte aber die Armee wiederholt auf einen achtungswerthen Stand gebracht werden, wenn man den Ereignissen gewachsen sein wollte. Niemand wirkte eifriger für dieses Ziel als U., und ihm ist es wesentlich mit zu danken, daß Baiern in kürzester Zeit wieder ein schlagfertiges Heer besaß. Ein freiwilliges Lotterie-Anlehen, das er schuf, mußte einen Theil der Mittel, den anderen die Staatsschuldentilgungscommission aufbringen. Damit war aber der bisher eingehaltene Schuldentilgungsplan gründlich gefährdet, wiewohl selbst dieser Griff in die Cassen der Commission sich hätte ertragen und ausgleichen lassen, wenn ihr nur nach dem Pariser Frieden der Finanzminister Graf Montgelas die erforderlichen Mittel zugewendet hätte, um die unterdessen ausgesetzte Schuldentilgung wieder aufnehmen zu können. Aber alle hierauf gerichteten Anträge Utzschneider's blieben unerledigt, so daß er hieraus und aus anderen Vorkommnissen schloß, der Widerstand gelte mehr seiner Person als seinen Anträgen. Er fand es mit seinem Ehrgefühle nicht vereinbar, öffentlich gegebene Zahlungsversprechen ohne die dringendste Noth unerfüllt zu lassen, und in der Hoffnung, wenigstens den Fortbestand der von ihm geschaffenen Staatsstellen für Schuldentilgung und Steuerkataster zu retten, wenn er seine Person davon trenne — entschloß er sich am 6. September 1814 seine sämmtlichen Aemter in die Hände seines gütigen Königs zurückzulegen.

„Gerne hätte ich“, so spricht er in seinem Entlassungsgesuch, „die Geschäfte der Staatsschuldentilgung, der Steuerkatastercommission und der Salinenverwaltung zu den von Eurer königlichen Majestät beabsichtigten Zielen geführt, und es wäre mir dieses auch nicht schwer gefallen, wenn ich die erforderliche Unterstützung gefunden hätte; allein ich vermag nichts, wenn das Ministerium gegen mich und die von mir verwalteten Stellen ist. Ohne aufrichtiges Zusammenwirken kann kein großes Geschäft im Staate gedeihen. Ich bitte demnach Eure Majestät mich zu entlassen und die von mir mit allem Eifer verwalteten Aemter Jemand zu übertragen, der das Zutrauen Allerhöchstdero Finanzministers Grafen v. Montgelas besitzt.“

In einem Schreiben vom 9. September gibt U. dem Minister Nachricht

von seinem Entlassungsgesuche und sagt unter Anderem: „Nichts wäre mir erwünschter gewesen, als bis an mein Lebensende Sr. Majestät und meinem Vaterlande nützlich zu dienen. Dieses Glück wird mir aber nicht zu Theil, denn ich hielt mich für verpflichtet, bei Sr. Majestät um meine Entlassung zu bitten. Die in meinem Gesuche angegebenen Beweggründe sind wahr. Es ist die Sache Eurer Excellenz, die Ihrem Ministerium untergeordneten Stellen zu unterstützen. Ich bin nicht im Stande, die ministerielle Kraft zu ersetzen, und kann unter diesen Verhältnissen nicht mehr fortdienen. Ich bitte daher, Eure Excellenz mögen bis zum 12. d. Nachfolger auf alle meine Stellen bestimmen; sie werden Alles in Ordnung finden. Ich empfehle Eurer Excellenz wiederholt die Staatsgläubiger. Das Publicum wird seinerzeit meine Vorschläge als die besten erkennen."

Utzschneider's Entlassungsgesuch wurde selbstverständlich dem Grafen Montgelas zur Berichterstattung zugeschlossen, und diese fiel, wie zu erwarten, nicht zu Gunsten des untergebenen Beamten aus, dem Ueberhebung und Eigenmächtigkeit vorgeworfen wurden. Auf den Wunsch des Königs, U. wenigstens in seiner Stelle als Generalsalinenadministrator zu belassen, erwiderte Graf Montgelas, daß es für dieses Geschäft allerdings wünschenswerth wäre, von Utzschneider's Kenntnissen und Erfahrungen länger Gebrauch zu machen, daß aber dann der Minister um Enthebung von allen Finanzgeschäften bitten müsse, da er nicht ferner in amtlichen Beziehungen mit einem Manne stehen könne, der oft zu unstatthaften Absprüngen und subordinationswidrigen Ausfällen seine Zuflucht nehme, wenn seine an sich gut gemeinten, jedoch nicht immer wohldurchdachten Pläne der verantwortliche Minister nicht unbedingt billige.

Bei solcher Sachlage blieb dem König nichts übrig als dem Geheimrathe die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste nach den Vorschriften der Dienstespragmatik zu gewähren, wonach U. Standes- und Dienstgehalt, Titel und Functionszeichen verlor. Es hing nur von ihm ab, statt der Entlassung die Pensionirung sich zu erbitten, er würde sie sicher erhalten haben. Aber er that es nicht, sondern verzichtete auf ein jährliches Einkommen von viertausendvierhundert Gulden. Seine Handlungsweise erregte Erstaunen, Lob und Tadel, je nach den Beweggründen, die man ihr unterschob. Er folgte jedoch seinem Grundsatze „Nur Arbeit verdient Lohn" und wollte sich die Freiheit bewahren, eine etwa sich wiederholende Aufforderung zum Eintritt in den Staatsdienst anzunehmen oder abzulehnen, was mit der Pensionirung unter Vorbehalt der Wiederverwendung unverträglich gewesen wäre. Noch heute seit ihrer Gründung besteht die Staatsschuldentilgungscommission in voller Wirksamkeit und gibt von dem wohldurchdachten Plane ihres Organisators das glänzendste Zeugniß.

Zum zweiten Male ins Privatleben zurückgetreten, überließ Josef v. U. das mechanische Institut seinem Genossen v. Reichenbach allein, von dem es sechs Jahre später (1820) an Traugott Ertel überging. Mit dem optischen Institute blieb er bis kurz vor seinem Tode verbunden, wo es an Merz und Mahler überging; die Lederfabrik führte er noch einige Jahre auf seine Rechnung fort. In solcher Einschränkung fühlte sich jedoch der fünfzigjährige Mann mit dem Wahlspruche: „Ich will nicht glänzen, sondern nützen und glücklich sein" ohne genügende Beschäftigung. Er errichtete deshalb eine Tuchmanufactur, über die er schon seit zwölf Jahren Erhebungen und mit sachkundigen Männern Berathungen gepflogen hatte, und wofür er englische Spinnmaschinen kommen ließ. Bald darauf entstand auch das „Utzschneider-Brauhaus" und später eine Essigfabrik, welche ganz Baiern mit vorzüglichem „Geistessig" versah. Diese und noch einige andere minder bedeutende Unternehmungen will ich, um U. noch auf anderen Schauplätzen seiner Thätigkeit folgen zu können, mit der Bemerkung

übergehen, daß die Tuchfabrik ihrem Gründer mehr Verdruß bereitete als seine übrigen Fabriken zusammengenommen.

Schon 1805 hatte U. die Realitäten des aufgelösten Klosters Benedictbeuern gekauft, um die von der Loisach in der Umgebung erzeugten ausgedehnten Moose trocken zu legen und anzupflanzen, in den Gebäuden und auf den schon urbar gemachten Gründen eine landwirthschaftliche Musteranstalt zu errichten und für das Bedürfniß des mechanischen Instituts zu München, wenn nöthig, Kron- und Flintglas zu schmelzen. Nebenbei lief die Absicht, die schönen Klostergebäude vor Zerstörung zu bewahren und so einen lebhaften Wunsch der dortigen Landleute zu erfüllen. Zu den Rechten des Klosters Benedictbeuern gehörte auch die Gerichtsbarkeit über vier Ortschaften; U. mochte sie nicht selbst ausüben, sondern überließ sie dem Landgerichte Tölz, die angefallenen Taxen aber wendete er den Schulfonds der verwalteten Gemeinden zu. Auch Scharwerks- und Zehntrechte hatte das Kloster, da sie aber auf den Käufer der Realitäten desselben nicht übergingen, mußte er auf den vortheilhaftesten Anbau der Felder und Wiesen bedacht sein, um die weitläufigen Stallungen zu bevölkern und das Vieh mit selbstgebautem Futter zu nähren. Dieses Futter lieferten zum Theil die moosreichen Gründe, nachdem sie durch Ent- und Bewässerung in gute zweimädige Wiesen verwandelt worden waren.

Niemand mehr als U. war davon überzeugt, daß Wohlstand und Glück eines Volkes wesentlich von seiner Bildung abhängen. Er ließ deshalb auf seine Kosten mehrere der Werktagsschule entwachsene junge Leute, welche Talent und Neigung hatten, auf seine Kosten in Benedictbeuern in Mathematik, Physik, Naturgeschichte und anderen für den Feldbau oder die Gewerbsthätigkeit wichtigen Gegenständen unterrichten. Lehrer fand er in einigen Benedictinern des aufgelösten Klosters, denen er im Gebäude eine Freistätte und außerdem noch einen kleinen Geldbeitrag zu ihrer Pension gewährte.

Die von Napoleon I. gegen England verfügte Verkehrssperre kam in mehrfacher Hinsicht der festländischen Industrie zu statten. Auch U. sah sich dadurch veranlaßt, in seiner musterhaft betriebenen Oekonomie zu Benedictbeuern Versuche zur Herstellung von Stärkezucker aus Kartoffelmehl zu machen, welche guten Erfolg hatten. Aber die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben gewann bald die Oberhand über jene aus Kartoffeln, und U. selbst führte sie auf seinem inzwischen erworbenen Bauernhofe zu Obergiesing ein, weder Mühe noch Kosten scheuend, um die sicherste und beste Methode der neuen Zuckerbereitung ausfindig zu machen. Es gelang ihm auch, und noch manche erinnern sich der Freude, mit welcher er Besuchern seine Vorräthe an Syrup und Zucker aller Art vorzeigte.

Eine große Ausdehnung konnte er der Runkelrübenzuckerfabrikation aber erst dann geben, als die ehemals bischöfliche Schwaige Erching angekauft war. Zwischen Freising und Ismaning am rechten Ufer gelegen und fünfzehnhundert Tagwerk Grund und Boden umfassend, von denen jedoch nur der zehnte Theil brauchbares Acker- und Wiesenland war, mußte das neuerworbene Besitzthum größtentheils erst entwässert und cultivirt werden. Aber so rationell war Utzschneider's Verfahren, daß schon nach wenig Jahren eine Fläche von einigen Hundert Tagwerk mit Runkelrüben bebaut und an die Errichtung einer landwirthschaftlichen Lehr- und Erziehungsanstalt in Verbindung mit einer Armencolonie gedacht werden konnte. Als jedoch in einem gedruckten Programm vom 15. Januar 1830 zur Theilnahme eingeladen wurde, meldeten sich so wenige Schüler und Ansiedler, daß man auf die Durchführung des Unternehmens verzichten mußte. Die Theilnahmslosigkeit mag ihren Grund darin gehabt haben, daß zu jener Zeit die an Erching anstoßende Colonie „Hallbergmoos“ des bekannten „Eremiten von Gauting“ gegründet, infolge verfehlter Anlage im

Absterben begriffen und das gerade nicht beneidenswerthe Loos der Ansiedler des Donaumooses noch in Erinnerung war. Die Erchinger Armencolonie hätte übrigens ein solches Schicksal kaum zu befürchten gehabt. Denn nach seinen im Donaumoose und an anderen Moosen gesammelten Erfahrungen würde U. fürs erste die Cultur nur im Verhältniß zu der auf dem cultivirten Boden erzeugten Düngermenge ausgedehnt; zweitens würde er mit einer rationellen Entwässerung auch eine für alle Grundstücke der Colonie bestimmte Bewässerungsanstalt verbunden, und drittens jedem Ansiedler nicht bloß zehn Tagwerk ohne alle Rücksicht auf Lage und Bodenbeschaffenheit, wie in Hallbergmoos, sondern mindestens zwanzig Tagwerk trockengelegten und bewässerbaren Grundes zugetheilt haben, welche zum Unterhalt einer arbeitsamen Familie genügend und nothwendig sind.

In zehn Jahren hatte U. über die Hälfte des ihm gehörigen Erchinger Mooses in fruchtbares Land umgewandelt, sodaß noch etwa sechshundertfünfzig Tagwerk der Cultur bedurften und bedürftig blieben, da nach Utzschneider's Tode das Gut Erching wieder einer gewöhnlichen Bewirthschaftung anheimfiel. Bis zu seinem Lebensende war der edle Mann darauf bedacht, die Landwirthschaft durch Lehre und Beispiel zu heben, und noch einen Tag vor seinem Unglücksfalle, am 28. Januar 1840, schrieb er folgende Worte auf ein landwirthschaftliches Gedenkblatt: „Bayerns größter Reichthum liegt in seinem Grund und Boden. Die Cultur und verständige Bearbeitung desselben ist die Hauptaufgabe für die bairische Nation. Bei zweckmäßigem Unterrichte und gut geleiteter Arbeit ist es nicht schwer, diese Aufgabe zu lösen."

Die Verkündigung der bairischen Verfassungsurkunde und die ihr folgende erste Ständeversammlung neuer Ordnung führten U. in die Stellung eines zweiten Bürgermeisters und eines Abgeordneten von München. In der ersten sah er ein Ehrenamt und deshalb vertheilte er seinen Gehalt jeden Monat an gering bezahlte Bedienstete des Magistrats, die im voraus darauf angewiesen wurden. Seine Thätigkeit als Bürgermeister erstreckte sich besonders auf das Schulwesen, Vermehrung und Hebung der Volksschulen und auf Errichtung einer viercursigen Bürgerschule, zu welcher er einen guten Plan entwarf; dann auf Verbesserung des städtischen Gesundheitsstandes durch Anlage von Abzugscanälen und energische Fürsorge für das allgemeine Krankenhaus, das er bei seinem Amtsantritte dem gänzlichen Verfalle nahe fand, aber in Verbindung mit zwei Oberärzten und einigen Magistratsräthen in wenigen Jahren in eine Musteranstalt umwandeln half.

In seine Bürgermeisterzeit fiel der Brand des k. Hoftheaters. Uebelwollende benützten den traurigen Fall, durch unwahre Berichte, als habe sich die Bürgerschaft weder beim Löschen betheiligt, noch zu einem erheblichen Beitrag zum Wiederaufbau des Theaters bereit erklärt, in König Max Josef eine gereizte Stimmung gegen die Bürger seiner Residenz hervorzurufen. U. widerlegte zwar die dem König hinterbrachten Angaben in einem Schreiben an den in Würzburg residirenden Kronprinzen Ludwig, und stellte auch einen nicht unerheblichen Beitrag der Stadt für den Neubau in Aussicht; allein der im Gemüthe des Königs einmal erzeugte üble Eindruck ward nicht verwischt, und als U. bald nachher sein sechzigstes Lebensjahr vollendete, legte er, von der gesetzlichen Befugniß Gebrauch machend, sein Amt nieder. Die k. Regierung des Isarkreises sprach ihm am 27. Mai 1823 ihr Wohlgefallen über seine Leistungen aus, wodurch er sich um die Haupt- und Residenzstadt wiederholt verdient gemacht habe, und gleiches geschah von den beiden städtischen Collegien, als er sein Amt dem Nachfolger übergab.

Durch das öffentliche Vertrauen wurde U. als Bürgermeister von München in die erste und zweite, und als Gutsbesitzer ohne Gerichtsbarkeit in die dritte bis achte Ständeversammlung berufen; er war also von 1819 bis 1840 ununter-

brochen Abgeordneter, und als solcher stets Mitglied des zweiten Ausschusses. Wenn er auch in der Kammer nur wenig sprach, so verriethen doch alle seine Referate und Anträge, daß er mit Ueberzeugung einem ruhigen gemäßigten Fortschreiten zum Besseren in allen Fragen des geistigen und materiellen Wohls huldigte. Seine Aeußerungen bezogen sich namentlich auf Gegenstände der Landwirthschaft, des Gewerbewesens und der Volksbildung; an der Steuergesetzgebung des Jahres 1828 hatte er wesentlichen Antheil, und sein Antrag vom 9. März 1831, betreffend „die Beförderung des Unterrichts in den bairischen Schulanstalten, für welche die Stände des Reiches Geld bewilligen“, ist besonders deshalb merkwürdig, weil er uns den intellectuellen Urheber der Königlichen Verordnung vom 16. Februar 1833 über die Gewerb- und polytechnischen Schulen und den Erfinder der in der Instruction zu dieser Verordnung abgedruckten „schematischen Darstellung des Systems der in Baiern zu errichtenden öffentlichen Unterrichtsanstalten“ zu erkennen gibt.

In dem von U. vorgeschlagenen System von Unterrichtsanstalten gewähren die allgemeine und die technische Hochschule die höchste Stufe der Ausbildung. Der Universität werden die bestehenden fünf Facultäten belassen, dem Polytechnikum aber außer den mathematischen und Naturwissenschaften das Ingenieur- und Hochbaufach, die Land- und Forstwirthschaft, das Berg-, Hütten- und Fabrikwesen zugetheilt. Für Philologie und Pädagogik, für Archäologie und Kunst, sowie für Kriegswissenschaft sollen höhere, der Universität und dem Polytechnikum parallel laufende Specialschulen errichtet werden. Die Vorbildung für alle diese Hochschulen soll eine gemeinsame sein und durch die „Allgemeine Bürgerschule“ oder das „Gymnasium“ in der Zeit vom zehnten bis fünfzehnten Lebensjahre, und durch die „Allgemeine wissenschaftliche Vorschule“ oder das „Lyceum“ vom fünfzehnten bis achtzehnten Lebensjahre gewährt werden. Von Utzschneider's Anträgen, die er als Abgeordneter gestellt hat, wurden mehrere nicht genehmigt, die später Gesetz oder Verordnung wurden; er war also auch in dieser wie in mancher anderen Hinsicht seiner Zeit voraus.

Während er als Landwirth und Mitglied der Ständeversammlung wirkte, erging an ihn durch den Minister Graf Armansperg eine ehrenvolle Aufforderung Königs Ludwig I., von neuem dem Staate zu dienen. U. folgte dem Rufe, galt es ja doch einer Schule, und zwar der höchsten technischen Bildungsanstalt des Landes, der ehemaligen „Polytechnischen Centralschule“. Er übernahm die Stelle eines ersten Vorstandes, welche im wesentlichen dem an mehreren auswärtigen Universitäten bestehenden Amte eines Curators gleichkam, verzichtete aber wiederum auf jedes Gehalt für seine Person und vertheilte ihn unter gering besoldete Lehrer und Bedienstete der Anstalt in ähnlicher Weise wie früher den Bezug als Bürgermeister.

Die polytechnische Centralschule war vom Jahr 1827 bis 1833 im Grunde nicht viel mehr als eine Realschule der Neuzeit, da für sie keine Vorschule bestand; mit dem Jahre 1833 aber kamen die von U. in seinem schon erwähnten allgemeinen Unterrichtsplane gemachten Vorschläge über die Organisation der polytechnischen Schule in den Hauptpunkten zur Ausführung. Der Name „Polytechnische Centralschule“ mußte fallen, da durch die k. Verordnung vom 16. Februar 1833 drei gleichmäßig organisirte polytechnische Schulen in München, Nürnberg und Augsburg errichtet wurden. Sie schlossen sich an die gleichzeitig errichteten Gewerbschulen und umfaßten wie diese drei Curse mit Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen als Hauptlehrgegenständen. Sie entsprachen also, auch dem Umfange dieser Lehrgegenstände nach, der allgemeinen Abtheilung der gegenwärtigen Münchener Technischen Hochschule. Fachschulen gab es bis zum Jahre 1840/41 nicht. Erst in jenem Studienjahre trat an der Münchener

polytechnischen Schule ein einjähriger „Ingenieurcurs“ ins Leben, der nach siebzehn Jahren zu einer zweicursigen „Bau- und Ingenieurschule“ sich erweiterte. Aus der damals fünf Jahrescurse umfassenden Münchner technischen Bildungsanstalt entwickelte sich die „Technische Hochschule“, die noch jugendliche Tochter der polytechnischen Centralschule.

Geheimrath v. Utzschneider's thatenreiches Leben endigte durch einen Unglücksfall. Als er am 29. Januar 1840 mit dem Pfarrer Silberhorn von Obergiesing, seinem Collegen im Ständehaus, zur Sitzung fahren wollte, wurden am oberen Ende des Giesinger Berges die Pferde scheu, gingen durch und schleuderten, unten angelangt, den Wagen so gewaltsam gegen eine Hausecke, daß U. eine starke Gehirnerschütterung erlitt und vier Rippen brach. Er wurde bewußtlos nach München gebracht und schon am folgenden Tage war jede Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens verschwunden. Kein Zeichen wieder erwachten Bewußtseins stellte sich ein und U. verschied am 31. Januar Nachts 11 Uhr. Die Nachricht von diesem Unglücksfalle und Tode verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt und erregte die allgemeinste Theilnahme, die sich auch bei der am 3. Februar erfolgten Beerdigung aussprach. Sechzehn angesehene Bürger trugen den Mann, der über sechzig Jahre unter ihnen gelebt und gewirkt, dessen Vorzüge und Mängel sie kannten, abwechselnd auf ihren Schultern zu Grabe; eine Auszeichnung, die vor ihm niemand zu theil wurde. Unter den Tausenden von Menschen aus allen Ständen, welche zum letzten Geleite den hiesigen Kirchhof füllten, befanden sich königliche Minister und Staatsräthe, Deputationen der beiden Kammern des Landtages, der städtischen Collegien, des polytechnischen und landwirthschaftlichen Vereins und sämmtliche Professoren der polytechnischen Schule. „Dem edelsten Vaterlandsfreunde“ wurde das Grab in der Nähe der Ruhestätten seiner Ruhmesgenossen Reichenbach und Fraunhofer bereitet.

Geheimrath v. U. war ein großer schöner Mann von würdiger, fast militärischer Haltung. Ein unglücklicher Fall auf der Stiege seines Wohnhauses in Erching hatte erst in den letzten zwei Jahren seinen Gang etwas verändert. Obwol er in früher Jugend durch unvorsichtigen Gebrauch einer Windbüchse das linke Auge verloren hatte, erschien sein Gesicht dadurch doch nicht entstellt. Sein Körper, abgehärtet und jeder Anstrengung fähig, wies noch bei der Obduction durchaus normale und eine längere Lebensdauer verbürgende Organe nach. U. stand immer früh auf und schätzte diese Eigenschaft auch an anderen, namentlich Personen seiner Umgebung. Dieser Gewohnheit und der Gabe leichter Conception verdanken wir seine mannichfaltigen Leistungen. Die Freuden der Tafel hatten für ihn keinen Reiz, er war stets mit einfacher Hauskost zufrieden. Von einem beschaulichen Leben mag er, der Mann der That, kaum eine richtige Vorstellung gehabt haben. Seine Gespräche, oft von heiterer Laune erfüllt und immer belehrend, drehten sich stets nur um concrete Dinge. Alle Unternehmungen erwog er reiflich und nach allen Seiten: fand er die verfügbaren Mittel ausreichend, so schritt er rasch und energisch zum Handeln, genügten sie ihm aber nicht, so war er wie kein anderer geschickt, eine Sache hinauszuziehen. Es fiel ihm leicht, anzuordnen und auszuführen, das Hergestellte aber zu erhalten und mit Vortheil auszubeuten, ließ seine Uneigennützigkeit nicht zu. So erklärt sich, warum er der ihn überlebenden Gattin und den Kindern seiner Tochter kein nennenswerthes Vermögen hinterließ. Eine reichbegabte seltene Natur, gehört U. für sich allein nur Baiern, im Bunde mit Reichenbach und Fraunhofer aber der Welt an.

Vgl. des unterzeichneten Verfassers Rede: Josef v. Utzschneider und seine Leistungen auf staats- und volkswirthschaftlichem Gebiete. München 1880, bei G. Franz (J. Roth). — Ferner: Desberger, Zum Andenken an den

Geheimrath Josef v. Utzschneider. Kunst- und Gewerbeblatt 1840, S. 137 u. ff. — Den in den Memoiren des Ritters v. Lang enthaltenen unwürdigen Angriff auf Utzschneider's Charakter haben wir im Hinblicke auf die verdiente Zurechtweisung, welche er in Prof. K. Th. Heigel's Schrift: Aus drei Jahrhunderten, S. 214 ff., Wien 1881, erfahren hat, ganz übergangen. Wer jedoch den Lang'schen Vorwurf gelesen hat, U. habe ihn, den Archivar, zur Legalisirung falscher Urkunden verleiten wollen, den bitten wir dringend, auch Heigel's Aufsatz: Die Memoiren des Ritters v. Lang, aufmerksam durchzugehen.

Bauernfeind.

Uxkull: Karl Friedrich Emich Freih. v. U.-Gyllenband (er selbst schrieb sich Ixküll), Kunst-Sammler und -Schriftsteller, geboren in Stuttgart am 4. August 1755, † zu Ludwigsburg am 23. Februar 1832, war der Sohn des württembergischen Staatsministers und Oberhofmeisters Friedrich Emich v. U. und der Freiin Susanne Elisabeth v. Palm. Nach einem mangelhaften Jugendunterrichte, in dem er aber doch die lateinischen Classiker im Original lesen lernte und fürs ganze Leben liebgewann, führte ihn sein Studiengang als Jurist auch nach Göttingen. Hier wurde durch Heyne's Vorlesungen, die er nebenbei hörte, eine dauernde Begeisterung für Kunst und Alterthum in ihm geweckt. Im württembergischen Staatsdienste stieg U. rasch bis zum „adeligen Regierungsrath" und Präsidenten des Tutelarrathes, seit 1795 mit dem Titel Geh. Rath, auf. Kränklichkeit und Schwerhörigkeit, die zuletzt in völlige Taubheit überging, veranlaßten ihn in den besten Mannesjahren (1806) zur Niederlegung seiner Aemter. Er widmete sich nun ganz dem Studium der Litteratur und Kunst. Auf drei Reisen in Italien, in den Jahren 1804, 1805 und 1810—1811 erweiterte und vertiefte er seine Kenntnisse durch Anschauung alter und neuer Kunstwerke, sowie durch freundschaftlichen Verkehr mit Künstlern, wozu die Maler Schick, Koch, Wallis d. Ae., Reinhart, der sogen. Teufelsmüller und die Bildhauer Thorwaldsen, Wagner, Eberhard und andere gehörten. Seine Tagebücher, aus denen Strauß (s. u.) Auszüge gibt, sind eine reiche Fundgrube für die Geschichte der classicistischen Kunst. Als ein Mann von antik einfachem und nüchternem Sinne blieb U. mit seinen Sympathien dieser Richtung mit Vorliebe zugethan, obwohl er auf seiner letzten Romreise auch das Aufblühen der Romantik und des Nazarenerthums aufmerksam beobachtete. Eine besondere Freundschaft verband ihn mit dem Maler Eberhard Wächter, dem er sich in schweren Zeiten als ein hilfreicher Gönner erwies. Seine Gedanken über Kunst hat U. auch in einigen Schriften niedergelegt, wie in den „Fragmenten über Italien. In Briefen an einen Freund." (Anon. 1811), in dem „Entwurf einer Geschichte der Fortschritte der bildenden Künste in Württemberg von H. Schickard's Zeiten bis 1815" (als 3. Nachtrag angehängt an die von ihm im J. 1821 herausgegebene Lebensbeschreibung des Baumeisters Schickhardt von Eberh. von Gemmingen) und in den „Fragmenten über einige neuere Kunstwerke in Briefen eines reisenden Layen" (Anon. 1825). — Den Wohnsitz Stuttgart vertauschte U. erst mit seinem Schlosse Eschenau bei Weinsberg; später zog er nach Heilbronn, wo Schiller's Jugendfreund Oberst Scharffenstein und der Dichter Karl Mayer zu seinen Hausfreunden gehörten, und zuletzt nach Ludwigsburg. Aus dieser Stadt hatte er sich noch spät Sophie Elisabeth Hardegg, einen Gegenstand langjähriger Neigung, als Gattin heimgeholt, nachdem sein Vater, der diese Verbindung nicht zugeben wollte, im J. 1810 gestorben war. — Seine mit viel Glück und Verständniß angelegte Sammlung von Kupferstichen, Holzschnitten, Handzeichnungen und Gemälden ging durch Erbschaft auf seinen Neffen, den Oberforstrath Freih. v. U. in Karlsruhe, und von ihm auf die Freih. v. Marschall'sche Familie daselbst über.

Vgl. Mayer, Erinnerungen an Scharffenstein und von Ixküll (Schiller-

Buch. Dresden 1860). — Strauß, Der Freih. K. F. E. von Uexküll und seine Gemälde-Sammlung und Zur Erinnerung an den Maler Eberhard Wächter. (Kleine Schriften und Ges. Schriften II.) — Haakh, Briefe von E. Wächter. Aus seiner Correspondenz mit dem Freih. K. F. E. von Uexküll (Beiträge aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte). — Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausg. von W. Vollmer (s. d. Reg.). — Wintterlin, Württ. Künstler in Lebensbildern (s. d. Reg.).

A. Wintterlin.

Uytenbogaert: Johann U. nimmt unter den Anhängern des Arminius unbezweifelt die wichtigste und einflußreichste Stelle als Hauptführer der remonstrantischen Partei, ausgezeichneter Prediger und bedeutender Theologe ein. Mit großer Besonnenheit und Mäßigung, unermüdetem Eifer und hohem Ernste lenkte er Jahre lang die remonstrantische Sache durch zahlreiche Schwierigkeiten hindurch, welche ihr zunächst auf kirchlichem, dann aber auch auf politischem Gebiet erwuchsen. Den 11. Februar 1557 zu Utrecht als Sohn des Augustin U. und der Helena oder Heylwich Hamel geboren, erhielt er seine erste wissenschaftliche Erziehung an der vorzüglichen Hieronymusschule seines Geburtsortes und trat danach in den Dienst erst eines Rechtsanwaltes und dann eines Secretärs des Statthalters von Geldern, Johann v. Nassau. Seine religiösen Ansichten hatten sich schon damals einigermaßen der katholischen Kirche entfremdet; als er aber die Predigt des Huibert Duifhuis gehört und das Büchlein des Johann Anastasius, „Der leken Wechwyser“ gelesen hatte, beschloß er um 1578 zum Protestantismus überzutreten. Um sich für das Predigtamt auszubilden ging er 1580 nach Genf, wo er sich weit mehr von Perrot und Goulart als von Beza angezogen fühlte. Nach vollendetem Studium kehrte er 1584 über Zürich und Basel nach Utrecht zurück, wo er noch im selben Jahre eine Predigerstelle erhielt. Dort wirkte er neben Helmichius, Sopingius und Modet, welche unter Leicester's Regierung die Aufhebung der den Consistorialen sehr anstößigen St. Jacobigemeinde durchzusetzen wußten. So erhielt denn auch U., ungeachtet seiner milden Gesinnung, nach der Aenderung des Regimentes 1588 den Abschied. Bald kam er nun im Haag in Berührung mit dem Prinzen Moritz und Oldenbarnevelt; 1589 zum Prediger berufen, gelangte er allmählich zu großem Ansehen und Einfluß als bevorzugter Prediger der Aristokratie und Lehrer des Prinzen Friedrich Heinrich. In noch engere Verbindung trat er zu dem ihn besonders hochschätzenden Statthalter, als er diesem seit 1599 als Feld- und bald hernach als Hofprediger jährlich ins Lager folgte. Darüber ward er unvermerkt in die vielen damaligen Streitfragen über das Verhältniß von Staat und Kirche verwickelt. So trat er vermittelnd und rathgebend auf in den kirchlichen Händeln, welche sich besonders zu Utrecht erhoben hatten, bei der Wahl des Arminius als Professor zu Leiden und hat bei fast allen kirchlichen Fragen seiner Tage mitgewirkt. Mit lobenswerther Mäßigung und versöhnender Klugheit arbeitete er zur Förderung des Friedens innerhalb der Kirche, wurde aber den streng calvinistischen Predigern immer mehr als freisinniger Theolog und als Diplomat verdächtig, besonders als die Streitigkeiten über die Praedestinationslehre zwischen Gomarus und Arminius zum Ausbruch gekommen waren. Umsonst versuchte er die sich immer mehr verbitternden Zwistigkeiten zu beschwichtigen, um sie der Entscheidung durch eine Nationalsynode zuzuführen. Aber seine öffentliche Erklärung, daß ein allgemein bindendes Glaubensbekenntniß unzuläßig sei, und sein freundschaftliches Verhältniß mit Oldenbarnevelt, welcher sich der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate stets energisch widersetzte, vereitelten jeden wohlgemeinten Friedensversuch. Als Arminius 1609 gestorben war, trat U. noch mehr als Führer der Partei in den Vordergrund. Er war im

folgenden Jahre der Urheber der vielberufenen und angefochtenen Remonstration, welche die Arminianer zur Vertheidigung ihrer Lehren den Staaten einreichten. Diese Vertheidigungsschrift erhöhte nur noch den Zorn der streng Kirchlichen; keinen geringeren Anstoß nahmen diese an Uytenbogaert's „Tractaet van de macht der Overheid in kerkelyke zaken“. Ein wüthendes Geschrei erhoben sie wider ihn wegen seiner Bemühungen für die Wahl des Konrad Vorstius zum Professor an der Leidener Hochschule, nachdem er selbst dieses Amt abgeschlagen hatte. Zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens führte auch die Haager Conferenz nicht, an welcher U. einen bedeutenden Antheil hatte. Die Contraremonstranten widersetzten sich vielmehr fortwährend jeder Revision des Glaubensbekenntnisses und fuhren fort, gegen den Hofprediger wie gegen Oldenbarnevelt, Hugo de Groot und alle freisinnigen Prediger und Staatsleute zu lärmen. Besonders widerlich wurde U. von dem Haager Prediger Rosaeus verleumdet und angefochten. Um 1616 änderte sich auch das bisherige Wohlwollen des Prinzen Moritz gegen ihn, wohl weil der Hofprediger ihm seinen nicht tadellosen Lebenswandel ernsthaft vorgehalten hatte. Als nun in den nächstfolgenden Jahren der Prinz sich den Contraremonstranten anschloß, Oldenbarnevelt's Macht und Einfluß abnahm, die von U. geförderte zweite Remonstration ohne Erfolg blieb, die Nationalsynode bewilligt und zu Dordrecht zusammenberufen wurde und der Landesadvocat verhaftet war, kam auch für den Hofprediger die Zeit, auf seine eigene Sicherheit bedacht zu sein. Heimlich zog er nach Rotterdam, sandte von dort aus sein Abschiedsgesuch an den Haager Kirchenrath und entzog sich der ihm drohenden Verhaftung im September 1618 nach Antwerpen. Am 29. October wurde er von der südholländischen Synode seines Amtes entsetzt und bald nachher von den Staaten unter Confiscation seiner Güter verbannt. Inzwischen führte er von Antwerpen aus einen unausgesetzten Briefwechsel mit den nach Dordrecht geladenen Remonstranten und nach ihrer Verbannung war er die Seele der auf eine Organisation der Gemeinde gerichteten Bewegung, welche von der Versammlung seiner Parteigenossen zu Walwyk und Antwerpen ins Werk gesetzt wurde. Vielbeschäftigt blieb er in Antwerpen bis zum Ende des zwölfjährigen Stillstands, ging aber dann nach Frankreich, wo er sich in Rouen niederließ. Umsonst natürlich versuchte die katholische Geistlichkeit ihn in Güte für ihre Partei und Spanien zu gewinnen; seiner Religion und seinem Vaterlande treu, fuhr er fort, mit Wort und Schrift der remonstrantischen Sache unausgesetzt und mit höchster Hingabe zu dienen. Nach dem Tode des Prinzen Moritz kehrte er im September 1626 heimlich nach Rotterdam und Haag zurück, da Friedrich Heinrich den Remonstranten besser gesinnt war, sodaß ihre Lage sich hoffnungsvoller gestaltete. Wiewol nun auch fast alle ihre Prediger nach Holland zurückkehrten und die Magistrate an manchen Orten ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte stillschweigend duldeten, war es U. doch wider den Sinn, daß vorsichtige politische Klugheit dem Prinzen nicht erlaubte, die Mandate wider die Remonstranten sofort aufzuheben. Gleichwol besserte sich allmählich die Lage der Remonstranten. Im J. 1629 wurden Uytenbogaert's Wohnung und Güter zurückgegeben und seit 1631 konnte er sich im Haag, Rotterdam, Utrecht und anderwärts frei bewegen. Unermüdlich blieb er als Director mit den Angelegenheiten der remonstrantischen Brüderschaft beschäftigt, arbeitete eifrigst für die Errichtung eines Seminars, förderte die Berufung des Episcopius zum Professor der Theologie zu Amsterdam und predigte noch bisweilen mit großem Beifall zu Rotterdam, Delft und im Haag, zum letzten Male 1637. 1640 starb ihm seine treue Gattin Maria Petitpas und 1643 raffte der Tod auch seinen Freund Episcopius hinweg. Am 4. September 1644 schloß ihm selbst der Tod die Augen. Im Dom zu Utrecht ward er be-

stattet, tief beweint von seinen vielen Freunden als der tüchtige, arbeitsame, gemäßigte, fromme und gelehrte Streiter und Leiter der remonstrantischen Partei. Zahlreich sind seine meist anonym erschienenen Apologieen und Streitschriften, unter welchen besonders hervorragen sein „Tractaet van het ambt der overheid in kerkelyke Zaken" (1610), „Naerder Bericht" (1612), „Oprecht en noodtwendigh bericht" (1614), „Noodighe antwoordt op der Contra-Remonstranten Tegenvertoogh" (1617), „Schriftelyke verantwoordinghe" (1619), „Achabs biddagh" (1619), „Rymoedigh Underzoeck" (1619), „Oprecht verhael" (1628), „Vorstant van de vryheyt der Conscientie" (1639) u. a. m. Von großer Bedeutung sind auch seine „Onderwysinge in de Christelicke religie" (1640), die „Kerkelicke Historie" welche 1646 zu Rotterdam erschien, und die von ihm hinterlassene Autobiographie.

Dr. H. C. Rogge, Johannes Uytenbogaert en syn tyd, Amsterdam 1874—76, 3 Bde. (eine treffliche Arbeit). Kürzere Nachrichten bei Van der Aa, Biogr. Wordenb. und Glasius, Godgel. Nederl.

J. C. van Slee.

Uytenbroeck: Moses van U., auch Uitenbroeck, Uijtenbroeck oder Vijtden-Broeck geschrieben, war um das Jahr 1590 oder noch früher im Haag geboren. Er ging noch jung nach Rom, wo er sich eng an Elsheimer anschloß. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt trat er im J. 1620 als Meister in die dortige Lucasgilde ein, deren Decan er im J. 1627 war. Er starb im J. 1648. In seinen älteren Bildern aus dem Jahre 1622 und noch früher behandelte er Landschaften aus der Umgebung Roms in Elsheimer's Manier und mit Elsheimer'schem Schmelz. Seine späteren umfangreicheren Bilder, in denen sich der Einfluß Poelenburg's bemerklich macht, wirken wegen ihres trockenen Tones und ihrer fahlen Farbe meist unangenehm, namentlich aber erscheint die Staffage der Landschaft, die U. gern aus der Tobiassage und aus der antiken Mythologie entlehnte, wegen ihrer ungenügenden Zeichnung oft höchst unerfreulich. Bilder Uytenbroeck's findet man in den Galerien zu Wien, Prag, Augsburg, Kassel, Braunschweig, in den Uffìcien zu Florenz, in der Galerie Arenberg in Brüssel, in Kopenhagen und anderswo. U. hat sich auch als Radirer und Stecher versucht und erfreut sich als solcher eines gewissen Rufes. Auch in seinen Stichen pflegte er Scenen aus der Bibel oder aus der Sagengeschichte, sowie Idyllen aus dem Hirtenleben als Staffage für seine landschaftlichen Hintergründe zu verwenden. Aber auch in ihnen vermißt man die Correctheit der Zeichnung und die nöthige Vornehmheit der Auffassung, während die geschickte Anordnung der einzelnen Gruppen und die vortreffliche Behandlung des Hell-Dunkels gefallen. Im ganzen kennt man 67 Blätter des Künstlers, die in dreierlei verschiedenen Techniken ausgeführt sind.

Vgl. A. Bartsch, Le peintre-graveur. V, 79—119. — W. Bode, Studien zur Geschichte der holländischen Malerei. Braunschweig 1883. S. 337—340. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte I, 91; II, 162, 213—215. Berlin 1882. — A. Woltmann und Karl Woermann, Geschichte der Malerei III, 809, 810. Leipzig 1888. — Ch. Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes. IV, 77—79. Paris 1890.

H. A. Lier.

Uz: Johann Peter U., Dichter, am 3. October 1720 als Sohn eines früh verstorbenen Goldschmieds in Ansbach geboren, besuchte das heimische Gymnasium und verrieth außer anderen künstlerischen Neigungen, wie er denn zeitlebens ein Musikfreund blieb, früh Talent zur Dichtung, das sich von 1739 auf der Universität Halle, wo U. Jura und schöne Wissenschaften studirte, reicher entfaltete. Im Buchladen einer Bodmer'schen Schrift nachfragend, machte er Gleim's Be-

kanntschaft und schloß mit diesem munteren anakreontischen Preußen, dem Pfälzer Götz, dem Danziger Rudnik einen Bund, wie früher in Halle Pyra und Lange sich zu reimloser, „erhabener“ Poeterei vereinigt hatten. Rudnik starb, Gleim zog im August 1741 nach Berlin, im September des nächsten Jahres ging Götz ab, Ostern 1743 kehrte U. in sein Onolzbach heim, das er auch später, trotz Gleim's Wünschen, nicht mit der preußischen Hauptstadt vertauschte. Die Mutter und zwei Schwestern theilten sein zufriedenes, kleinstädtisches Stillleben; reichliche, auch auf französische, englische, italienische Werke ausgedehnte Lectüre und heiterer Verkehr bei Wein und Rauchtabak füllten seine Muße aus, so weit sie nicht eigenem dichterischen Schaffen gehörte. In dem Ländchen, dessen Fürst Geld genug für gewisse Demoisellen übrig hatte, wurde U. 1748 unbesoldeter Justizsecretär. Was ihn 1751, in der Zeit einer Spannung mit Gleim, nach Braunschweig u. s. w. führte, ist unbekannt (Sauer, Kleist II, 199). Ein alter Rechtshandel der coburgischen und meiningischen Herzoge über das Amt Römhild zog 1752 auch ihn als Commissar dorthin. Die liebliche Landschaft beglückte den Menschen und begeisterte den Dichter; in dem Advocaten Grötzner gewann er einen gleichgestimmten Herzensfreund, zu dem nach etwa anderthalbjährigem Beisammensein viele liebenswürdige, joviale und gescheite Briefe wanderten. Auch Frl. Grötzner ward ihm theuer, doch um sie, von der er erst scheidend einen Kuß erbat und deren Hochzeit mit dem Coburger Gruner er warm begrüßt, zu werben oder gar in unerwiderter Liebe zu schmachten, lag dem behaglichen Junggesellen fern, der auch in Ansbach eine „Chloe“ ohne tiefere Anfechtung besang, ja erst lange nach ihrer Verheirathung ansprach. Mit der litterarischen Welt hielten ihn Correspondenten, wie Gleim, Kleist (der ihn 1753 in A. verfehlte), dann Weiße, in Verbindung. Der jähe Tod seines jungen Freundes v. Cronegk, dessen Andenken er durch Verse und eine Ausgabe feierte, war für ihn ein großer Verlust. Lessing schätzte ihn früh und schützte ihn gern, als der friedfertige, wackere Mann sinnlicher Spiele wegen verfolgt wurde. Er hatte das Aufsteigen des Berliner Criticus von Anfang an klug beobachtet, während er Klopstock's und seiner Genossen Wege nicht einschlagen konnte. Daß der noch dazu so früh Isolirte der Gefühlsreaction und Geniezeit, sowie den Gaben Goethe's und Schiller's fremd gegenüberstand, ist begreiflich; aber er blieb ruhig, wenn Weiße's Feigheit insgeheim schimpfte und hetzte. Thümmel, dessen „Wilhelmine“ er mit tristigen Besserungsvorschlägen versah, und Wieland nach dem „famosen Descensus“ aus dem gewaltsamen Platonismus waren ihm die letzten Nachbildner der sogenannten schönen Natur. Viel bescheidener und kritischer als Gleim nahm U. die rechte Zeit abzutreten wahr. Die spärlichen Besucher, 1791 auch Goethe's Zögling Fritz v. Stein, fanden einen heiteren, gefälligen Mann, der nach dem Tode seiner greisen Mutter (1779) und der einen Schwester mit der andern in stillem Frieden hauste, sich mit Blumen umgab und gern an Musik erlabte. Auf äußere Ehren gab er wenig. Alle Gunstbuhlerei blieb ihm fremd. Wo Neukirch einst den Hofpoeten gemacht, ließ sich U. nur ein paar Gelegenheitscarmina und eilige Opernverslein für die verhaßte Lady Craven abringen: „Meine Muße ist nicht gewohnt, sich vor durchlauchtigen Ohren hören zu lassen.“ Er wollte lieber kaiserlicher Landgerichtsassessor (seit 1763) als Herr Rath heißen, und verbat sich auch 1790 als Director den Geheimrathscharakter von Seiten des spät auf Uzens litterarischen Ruhm hingewiesenen Markgrafen. Das Patent als Geh. Justizrath der neuen preußischen Regierung erreichte ihn kurz vor seinem Tode. Er erlag am 12. Mai 1796 den Folgen eines Schlagflusses. Der Erwähnung des „Uzischen Denkmals“, das Onolzbach zeige, läßt Platen in der „Verhängnißvollen Gabel“ die Verse folgen:

In demselbigen Jahr, als Uz wegstarb, und zwar im erfreulichen Weinmond,
Ward dort überdies noch ein zweiter Poet höchst würdigen Eltern geboren;
Doch löst er dem Uz sein Schuhband kaum und war ein geringer Ersatz bloß.

Mit gesuchter Bescheidenheit huldigte so der junge Ansbacher Odenmeister dem alten.

Rückblickend sagt U., in der Blüthezeit Hagedorn's, Gellert's, Gleim's sei auch er erweckt worden „mit zu scherzen, mit Schalkheit in dem Mund und Unschuld in dem Herzen". Aber er war und blieb kein bloßer Anakreontiker, sondern begehrte mehr als „Lieder, die mein Chaulieu sang", obwohl er den Bereich der Lyrik und der Epopöe nicht überschritt und sein Anlauf zum Trauerspiel nur durch ein Gleim'sches Gerücht (Briefe der Schweizer S. 53, April 1747) bezeugt ist. Er schwor Hagedorn die Treue im Sinn heitrer Lebensweisheit und eines andächtigen Classicismus: „Die schreiben schön, die gleich den Alten schreiben". Nach schülerhaften Anfängen daheim unternahm er in Halle einen Commentar der Anacreontea und mit Götz eine gemeinsame Uebersetzung, welche dieser 1746 herausgab: „Die Oden Anakreons in reimlosen Versen", abscheulich gedruckt, ohne Revision, „stammelnd und höckerig", zum Aerger Uzens, den auch eine reuige Selbstkritik des Hauptautors nicht versöhnen konnte. Er hatte ihm für die Hälfte der Nummern Hülfe geliehen, das Ganze durchgesehen, drei Lieder allein verdeutscht (Schüddekopf, Götz-Briefe S. 7), aber keine solche unreife Publication vorgesehen, wie er denn auch später, da das Band zerrissen blieb, der neuen Auflage seine sonst so unermüdliche Feile nicht zuwandte. Dieses Streben nach sauberer Form, gemäß dem Stilgesetz: polissez-le sans cesse et le repolissez, läßt Ramler's gewaltthätige, in Klotzens Deutscher Bibliothek gerügte, von U. mißachtete Eingriffe (Lieder der Deutschen 1766) um so unnützer erscheinen.

Seine erste Sammlung „Lyrischer Gedichte" brachte Gleim 1749 saumselig ans Licht. 1754 erschien die zweite Ausgabe, vermehrt um zwei Bücher und die Briefe; „Der Sieg des Liebesgottes" war 1753 zunächst allein ausgegangen, wie 1760 „Die Kunst stets fröhlich zu sein". 1768 (wiederholt 1772) kam die Ausgabe letzter Hand, mit zwei neuen Büchern der Oden. Seitdem schickte U., der sich nur noch ein paar unbedeutende Gedichte abdrängen ließ, aber die alte Habe immer wieder lüftete, seine Varianten an Weiße, der 1804 Prachtausgaben in Quart und Octav auf den Wiener Markt brachte, wo auch etwas abgestandene Waaren noch regere Nachfrage fanden. Eine Edition mit allen Lesarten und großer Einleitung hat A. Sauer in den Deutschen Litteraturdenkmalen 1890 überaus sorgfältig geliefert, um die litterarhistorische Würdigung E. Petzet 1893 in einer Münchener Dissertation (Zeitschr. für vergleichende Litteraturgeschichte) sich verdient gemacht.

Vorn stehen gleich zwei bedeutsame Gedichte von 1742: die Ode „An Herrn Secretär Gleim" mit einer Verherrlichung König Friedrich's, nicht des Kriegers, sondern des erhofften Friedefürsten und Mäcens, an den U. schon 1741 französische Verse gerichtet (S. 395); ferner der 1743 ohne Uzens Wissen in den „Belustigungen" gedruckte „Lobgesang des Frühlings", wichtig nicht wegen der ziemlich steif den Thomson und Genossen nachconstruirten Lenzfreude, sondern durch die Odenform des zweiten Theils, eine der ersten Archilochischen und der Alkmanischen verwandte Strophe, die zwei Hexameter mit der Vorschlagssilbe (wie der Feder Gottsched's einer entschlüpft war), eigentlich verkappte Alexandriner, und zwei iambisch-anapästische Kurzzeilen verschränkt, bei den Bremer Beiträgern und weiterhin sehr beliebt wurde und den unglücklichen Vers für Kleist's „Frühling" hergab. U. aber ist dann, auch allen Mahnungen seines Verehrers Kleist zum Trotz, geschworener Anhänger des Reims und den „reimlos ametrischen" Versen

spinnefeind wie Kästner, seine Anakreontik schon der Form nach sehr verschieden von Gleim's scherzhaften Enfiladen der „Dreiquerfingerzeilen". Auch ihm gaben die sogenannten Anacreontea Stimmung und einzelne Motive. Er kannte und liebte die französischen Lyriker vom alten Marot an, den er freilich nicht stilgerecht nachbilden konnte (S. 62), bis zum fröhlichen Chaulieu und zur Gegenwart; die englischen Liederdichter, aber auch Thomson und Pope. Er entsetzte sich über Voltaire's Pucelle, las jedoch gern lüsterne Lafontaine'sche Contes. Er bewunderte Richardson, fand aber eine Clarissa nicht menschlich genug, und erholte sich offenbar von so viel Tugend gern beim Roman comique Scarron's und beim Peregrine Pickle des derben Smollet. Ihm selbst waren solche Farben nicht gegeben. Wie er später die naturalistische Formlosigkeit der Genies und Bürger's Princip des volksmäßigen Wurfs von sich abwehrte, suchte er früh emsig eine reine geklärte Sprache und wandte mannichfache, nicht immer glücklich gewählte Strophen an; schon als er, mehr um den schwarzen Feinden freier Lyrik ein Schnippchen zu schlagen und aus angenehm kitzelnder Observanz, denn aus erotischen Erfahrungen heraus, sein Saitenspiel nur dem frohen Wein und der Chloe weihte, Amor, den Vater süßer Lieder, und den Amorino pries, die „Liljenhügel" des Mädchens besang, nachlässig ruhende Schönen und eheliche Freuden indiscreten Blicken preisgab oder von derlei „schlauer Lust" träumte, dagegen den Magister Duns als schlechten Küsser durch Damöt ausstechen ließ und neben sinnlichem Getändel lustige Klänge von Liebesorakeln, Nachtwächterwünschen, Hahnreischaft zum Besten gab. Dabei wahrte er, obwol ihm Rost's Schäfergedichte gefielen, die Grenzlinie des Anstands und Geschmacks und empfahl sparsamen Genuß statt wilder Trunkenheit. Die schablonenhafte Anakreontik war ihm zuwider: „Wie lang", so ruft er im 2. Buch die Venus an, „soll jeder rauhe Mund im Ton Anakreons dich zu besingen wagen"; diese beim Wasser sich heiser schreienden Affen Gleim's möge die Göttin strafen. U., im Venusreich kein Held, sitzt nicht beim Wasserkrug, sondern hat dem vielbesungenen „Lyäus" auch im Leben froh gehuldigt, in der Tafelrunde und auf der Weinlese (S. 54), ein Genosse Hagedorn's. Das Quo me, Bacche, rapis tui plenum erschallt in wahrhaft dithyrambischem Schwung wieder. Er kriecht seinem Horaz und Pindar nicht nach, obgleich die leidige, uns bei Klopstock mehr als bei dem Schulversifex Ramler störende Mode, horatianische Anleihen treulich einzuspicken, auch von U. mitgemacht wird. Ein Eudämonist, feiert er „Die fröhliche Dichtkunst". Zwischen Hagedorn's Gedicht „Freude, Göttin edler Herzen" und Schiller's überschwänglichem Hymnus „Freude, schöner Götterfunken" steht nicht zufällig Uzens Gesang: „Freude, Königin der Weisen" . . . das ist recht Hagedornisch formulirt, und die Anrede allein beweist neben vielen andern Stellen der Oden, daß U. keineswegs in sinnlicher Hedone das Heil hienieden fand, wenn er auch in der ersten Periode Rosen, Wein und Mädchen verherrlichte.

Während andere — in Ansbach dann Cronegk — sich mit Young in trübselige Nachtgedanken vertieften, sann U. mit Pope, dem Lehrer des Essay on man, und scherzte mit Pope, dem Gaukler des Rape of the lock. Die Theorie und Geschichte des komischen Heldengedichts in Deutschland hat Dr. Rosenbaum darzustellen versprochen. Hier nur soviel, daß U. selbst 1751 brieflich den dann in Römhild beendeten „Sieg des Liebesgottes" „nach Art des Popischen Lockenraubes" gedichtet nennt und anderseits Lessing, Beifall spendend, an Zachariä's Urheberschaft dachte. Freilich hat der Verleger wider Uzens Willen das englische Vorbild auf dem Titelblatt genannt und damit die langwierigen und öden Beschwerden von Dusch (1758) über Verstöße gegen die Gattungsgesetze einigermaßen herausgefordert; worauf es gar nicht ankommt. U. behandelt in vier Alexandrinergesängen das dem Lockenraub verwandte Thema, wie eine

Spröde, vom Schutzgeist erotisch unterwiesen, durch Cypripor besiegt wird, als eine episodenreiche, kokette Liebesgeschichte. Mit einem großen Gleichniß schielt er auf das heroische Epos hinüber, und wie Boileau im „Pult“ die Eris Homer's auf seine Weise einführt, so personificirt er allegorisch die Wollust. Ein französelnder Stutzer kommt aus der Komödie in die Epopöe; Amor als Valet mit Lisette schäkernd aus der Porzellanmanufactur. Sinnliche Liebesscenen werden sehr gewandt in jenem halb frivolen, halb schmachtenden Stil ausgemalt, den Eichendorff so ergötzlich parodirt hat („Sonst“: „Es glänzt der Tulpenflor“). Später hat U., obwol er Duschens Tadel abwies, doch auch auf dieses Vielschreibers Bemängelungen hin manches geändert, gestrichen, erweitert. Die erste Fassung war reicher an litterarischer Satire. Die tiefe, nicht nach Lessing's Art zwischen Genie und Nachahmer scheidende Abneigung, die Uzens Briefe oft genug gegen die verstiegenen Dichter Uranias bezeigen, fand am Schlusse des dritten Buches einen Niederschlag: der Henker möge Cleanth's unsinnigen Oden zum Mond nachfliegen; ohne Handlung und Helden werde ein Epos geschaffen mit Hülfe einer cherubinischen Vision, einiger Beschreibungen und einer Anleihe bei Milton und Virgil — „Ein Patriarch vielleicht“, das traf unmittelbar Bodmer's greulichen Noah und seine Sippen.

Diese Polemik bieten am stärksten die 1753—1755 in Römhild und Ansbach im beliebten genre mêlé gedichteten „Briefe“. Die ersten sind ein harmloses wortreiches Geplauder mit einem Römhildschen Gnomen über die Landschaft, mit dem unglücklichen Heirathscandidaten Gleim über die Ehe, mit Grötzner über das Joch der Würden, aber der vierte an Christ behandelt die „Rottirungen“ auf dem Parnaß, indem U., angeregt durch Pope und Pyra, einen Tempel der Dichtkunst und die Pfade dahin schildert. Ein blumiger Weg führt zu den ehrwürdigen Alten; die ihn ziehen, singen in verständlichem, wohlgereimtem Deutsch. Die Waller auf dem rauhen Steig dagegen beräuchern eine schwarze britische Statue — Milton's — unter uranischen Lobgesängen voll Olymp und mizraimischer Finsterniß. Eine Dichterrevue leitet von dem überlaut gepriesenen Opitz ohne weitere Namensnennung zu Canitz, Brockes, Haller, J. E. Schlegel, zum „alten Freund, Berlins Anakreon“ Gleim und zum „Vater holder Kleinigkeiten“ Lessing — es ist kein Klopstock da. U. haßt „die Elegie, die stets in Thränen schwimmt“ und begehrt „schlauen Scherz“, „weise Lust“, nicht „unzufriedne Pein“. Was sein Gott des Geschmackes lehrt, ist großentheils alte Gottschedianerweisheit und Boileau's flach aufgefaßtes Gesetz, nur das Wahre sei liebenswürdig. Klopstock's Schwung hat U. nie begriffen, doch gegen Bodmer und den jungen, in eine Zwangsjacke eingepreßten Wieland war er im Recht.

Hatte 1751 Bodmer im Crito U. und Gleim gelobt („Als unsre Scherze selbst die strenge Schweiz erhob“), so ging er nun 1755 und 1757 mit unermüdlichem Grimm in den „Freimüthigen Nachrichten“ ins Zeug, und Wieland, damals ein befangener Schwärmer, der die Musen nur als Aufwärterinnen der Tugend anerkannte und irdische Schönheit für Würmerfraß erklärte, secundirte noch eifriger, bis hin zu der berüchtigten „Zuschrift“ an den Oberconsistorialrath Sack; Händel, von Sauer mit aller Breite dargestellt. Der zelotische Verfasser der „Sympathien“ und der „Empfindungen eines Christen“ empfahl das Ungeziefer, die anakreontischen Sperlinge, die sardanapalischen Dichter, die schwärmenden Anbeter des Bacchus und der Venus, die Bande epicurischer Heiden einer strengen Ahndung der geistlichen Behörden, die dem gefährlichen durch solche leichtsinnige Witzlinge gegebenen Aergerniß steuern möchten. Das war denn dem guten U. doch zu viel: er hat sich im offenen (5.) Brief an Gleim mit Laune und Ruhe vertheidigt, auch glücklich ein verdächtiges Element des späteren Wieland bei dem jungen aufgestochen. Lessing, von den Zürchern aus Furcht, wie Gleim und U.

triftig bemerkten, aus dem Spiel gelassen, deckte U. mit sichern scharfen Hieben. Wieland, der bald eine gründliche Umwandlung als Mensch und Schriftsteller durchmachte, ließ es nachher an Einschränkungen und Widerruf nicht fehlen und gedachte eigner Jugendsünden, als er 1775 das Gepolter Vossens so überlegen beschwichtigte. Damals schrieb Lichtenberg, nichts sei lächerlicher als der Kampf der Nonsenssänger gegen die Wollustsänger, der Gimpel gegen die Nachtigallen. U. schätzte den freigewordenen Wieland sehr hoch, und er hat endlich auch mit Vater Bodmer freundliche Versöhnungsgrüße ausgetauscht.

Bodmer warf U. empfindliche Mängel im „Hauptstück der Morale“ vor. Selbst Geßner, kein Splitterrichter, fand die Sittenlehre zu frei und tadelte die Polemik des „Liebesgottes“ (den Gottsched's „Neuestes“ rückhaltlos pries). Unläugbar hat U. bisweilen sehr frei gespielt, aber eben nur gespielt. Welche Hedonistik die rechte sei, ist von ihm, nach flüchtiger Anregung des Sarasa (S. 215 bei Sauer), 1760 in den schwachen und herzlich langweiligen Alexandrinerbriefen „Die Kunst stets fröhlich zu sein“ so unsinnlich, fromm und tugendhaft gepredigt worden, daß Zürich höhnte, seine Muse hülle sich ins altväterliche Käppchen der Betschwester.

Schon 1754 erklärt U. brieflich, er sage sich von der muthwilligen Dichtkunst los und verlasse den Bacchus sammt dem lieben Bruder Amor als Poet; seinen Wein wolle er wie andre wackre Leute trinken ohne davon zu reden. Oder er rühmt 1755 seinen angenehmen Zustand fröhlicher Sorglosigkeit, „obgleich keine Lieder des Scherzes mehr aus meinem Munde erschallen“. Also die juvenum curae et libera vina entschwinden allgemach als Hauptthema. U., der sogar die Tabaksreimerei zu adeln wußte (S. 114), hob das Gelegenheitsgedicht an Personen und fand, eigner „schlauer Lust“ in üppigen Versen zuwider, auch starke patriotische Töne „An die Deutschen“ („entkräftet vor der Zeit in Amors Myrtensträuchen“) oder an „Das bedrängte Deutschland“: „Wie lang zerfleischt mit schwerer Hand Germanien sein Eingeweide“. Auch er rief Hermanns Geist an und feierte trotz der anakreontischen Erklärung (S. 45), daß sein Saitenspiel nicht von Krieg und Sieg töne, und trotz Friedensschalmeien gelegentlich nicht bloß den bürgerlichen Patrioten (S. 176), sondern auch Preußens Schlachtfelder und Kleist's Tod fürs Vaterland.

Als er das Recht der Lebensfreude gegen die Eiferer verfocht, fragte er unter anderem, ob denn auch seine Theodicee weich und lyrisch sei, und erhärtete mit einigen tugendsamen Schnörkeln, daß er auch in Zeiten der Weinpoesie sein Saitenspiel der Gottheit glänzend Lob gelehrt habe. Diese „Theodicee“ beschließt das 4. Buch der Lyrischen Gedichte als erhabenster „heiliger Gesang“: „Mit sonnenrothem Angesichte flieg' ich zur Gottheit auf“ lautet der üble Anfang. Sie zeigt alle Schwächen, wie sie solchen damals gangbaren gereimten oder prosaischen Apologien der besten Welt anhaften — eine Uebersicht giebt Petzet —, und bringt pathetisch Gedanken Haller's, Pope's, Shaftesbury's, besonders aber wie natürlich Leibnizens auf die Bahn: „Es öffnet Leibniz mir des Schicksals Heiligthum; und Licht bezeichnet seine Pfade“. Gleichwol gewann U. mit diesem Lobgesang überschwänglichen Beifall, auch von Lessing, der meinte, die Ode müsse jeden philosophischen Kopf entzücken, und im Stillen von Schiller, der ein Pendant bedachte, während Uzens nimmer müder Lobredner Herder von seinen „goldenen philosophischen Oden“ in dem halb spinozistischen „Gott“ gerade die „schön versificirte treue Theodicee des Leibniz“ bestreitet. Und die Ode „Das Erdbeben“ (S. 149) führt von einem starken Einsatz „Die Erde hat gebebt und ihr geborstner Grund die Königin am Meer verschlungen“, unbekümmert um Candide's Lissaboner Katastrophe, zu einer herzlich schwachen biederen Freude und Tugend hin. In den letzten Jahren seines Dichtens ließ U. nicht ab das

Lob der Gottheit, Gott im Frühling, Gott im Ungewitter zu feiern. Das ganze sechste Buch ist, manchmal mit würdevollem psalmartigem Schwung, solchen heiligen Vorwürfen gewidmet. Es fällt auf, daß Christus von U. erst in einem ihm durch Göckingk abgenöthigten Nachzügler des Jahres 1783 angerufen wird. Aber der „Sardanapalische Dichter", 1771 unter die Scholarchen gewählt, besorgte 1781 im höchsten Auftrag mit dem Generalsuperintendenten Junkheim voll Hingebung, ohne Klopstock'sche Mißgriffe, ein neues Ansbachisches Gesangbuch, und der „Anakreon" erreichte, was nie erreicht zu haben Goethe launig bedauert: das Volk sang auch eigene Verse des verehrten „Gesangbuchmachers" in der Kirche. Bis zuletzt erbauten ihn seine geliebten Alten, Horaz, Pindar, Theokrit, allein oder im Freundeskreise. 1772 und 1775 gab er mit Junkheim und dem Juristen Hirsch aus den Acta Venusina ihres 1760 gestifteten Mittwochkränzchens „Die Gedichte des Horaz" in zwei Bänden heraus, eine sinngetreue Prosaübersetzung, die trotz „rauher Begegnung" mancher Recensenten 1785 und, von dem überlebenden Hirsch mit Anmerkungen ausgestattet, 1797 wieder aufgelegt wurde. U. hatte früh und unrichtig die Möglichkeit einer poetischen Dolmetschung seines Lieblings bezweifelt. Das dieser Prosa recht fremde Gebet (S. 164) „Sieh auf drei Freunde nieder, o Flaccus, denn sie flehn: sie glühn, die Muse deiner Lieder in ihrem Reiz zu sehn" weist aus den sechziger Jahren in die Hallischen Jugendtage gemeinsamer antikisirender Lyrik zurück. Obwol U. seit 1767 geschwiegen hatte, erweckte die Nachricht seines Todes 1796 weithin Bedauern über den Verlust eines tüchtigen Veteranen, so daß Schiller sogar überlegte, ob nicht der Xenienalmanach zum Zeichen der „Honnêteté" gegen die grausam mitgenommene alte Garde ein Bildniß des Verstorbenen bringen solle. Knebel, Uzens Landsmann und Bekannter, sollte es besorgen. Wir besitzen einen trefflichen Stich von Bause. 1801 protestirt Schiller heftig gegen das „erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Litteratur" in der Adrastea Herder's; allerdings hatte dieses Rühmen des goldenen Zeitalters einen stumpfen Stachel gegen die classische und romantische Gegenwart, aber Herder faßte nur seine älteren Urtheile treu zusammen, wenn er nach griechischer Weise für Uzens Grabmal als Ehrenzeichen eine Lyra, mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunst, der Weisheit und des thätigen Verdienstes umwunden, beantragte. —

Handschriftliches verwahrt das Halberstädtische Gleimstift; Grötzner's Familie die freundschaftlichen Briefe, schon in Schlichtegroll's „Nekrolog auf das Jahr 1796" theilweis abgedruckt, 1866 von Henneberger und von Trapp ungleichmäßig herausgegeben. Weiße an U.: Morgenblatt 1840 Nr. 282 ff., vgl. Minor. Was aus dem übrigen Nachlaß geworden ist, steht dahin. Die Bücher sind, laut einer Notiz im Nekrolog, nach Erlangen gekommen.

Erich Schmidt.

Uhse *): **Erdmann U.**, Polyhistor, ist am 1. December 1677 als der Sohn eines Handwerkers in Guben geboren, besuchte seit 1695 die Universität in Leipzig, wo er die Vorlesungen von Carpzov, Olearius, Günther, Mencke u. A. hörte, und wurde 1698 zum Magister der Philosophie promovirt. Am 3. Juni 1711 trat er sein Amt als Rector des Merseburger Domgymnasiums an, nachdem er vorher eine Berufung an das Rectorat in Thorn abgelehnt hatte. Hier lebte er in eifrigster Hingabe an seinen Beruf und widerstand selbst der Versuchung Professor an der Universität Leipzig zu werden. Nach 19-jähriger Amtsthätigkeit starb er am 5. September 1730.

*) Zu S. 173.

U. war einer jener, im ausgehenden siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhundert so häufig vorkommenden, Vielschreiber, deren reiche schriftstellerische Production im umgekehrten Verhältnisse zum litterarischen Werthe des Geleisteten stand. Es ist die Zeit, wo neben den in ihren Mußestunden schaffenden Poeten und den vom Bettel lebenden Casualdichtern sich ein Berufslitteratenthum zu entwickeln begann, ein Stand, dem es damals weniger um selbständiges Schaffen als um Massenveröffentlichungen compilatorischer Arbeiten zu thun war. Erdmann U. ist ein typischer Vertreter dieser Schriftsteller, die sich Namen und Nebenerwerb durch rastlose Beschäftigung der Druckerpressen zu schaffen bemüht waren. Von seinen frühesten Veröffentlichungen ist die „Kirchen-Historie des XVI. und XVII. Jahr-Hunderts“ (Leipzig 1710) für diese Art litterarischer Thätigkeit besonders bezeichnend. v. Seckendorff's Historia Lutheranismi, die Memorabilia ecclesiastica seculi XVII von Carolus, Jäger's Historia ecclesiastica und Gottfried Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie werden rücksichtslos ausgeplündert, was allerdings zeitgenössische Recensenten nicht hindert, das Werk „einiger wohlgerathener Zusätze“ wegen, sehr warm zu empfehlen. Von gleichem wissenschaftlichem Werthe waren sein „Leben der berühmtesten Kirchen-Lehrer und Scribenten“ (Leipzig 1710) und das „Leben der Röm. Kayser, Historie von Julio Caesare bis auf Carl den VI“ (Leipzig 1712) oder das „Leben der Könige in Frankreich“ (Leipzig 1710). Eine Reihe lexikalischer Arbeiten ohne selbständiges Gepräge schließt sich an, die aber alle nicht den nachhaltigen Erfolg hatten wie sein „Wohl-informirter Redner worinnen die Oratorischen Kunst-Griffe vom kleinesten bis zum größten durch kurze Fragen und ausführliche Antwort vorgetragen werden“, von dem 1727 die neunte Auflage erscheinen konnte. Hier werden in katechetischer Form Anweisungen zur Abfassung von Reden gegeben, aber von dem banausischen Geiste, der das ganze Werk durchweht, legen schon die beigefügten Musterreden Zeugniß ab, unter denen sich eine „Weihnachts-Andacht ohne R“ und eine „Leichen-Abdanckung ohne R“ für die „von Natur schnarrenden aber durch die Kunst lieblich-redenden Prediger“ finden. Auch sein „wohlinformirter Poet“ (Leipzig 1724) steht auf gleicher Höhe künstlerischer Anschauung und unterscheidet sich in nichts von den geistlosen öden Poetiken, denen U. in seinem Büchlein nachgestrebt hat. Eine Art praktische Beispielsammlung zu diesem theoretischen Werke, das in Form und Ausführung sich an den wohlinformirten Redner anschließt, lieferte U. in der, gegen 1400 Seiten umfassenden Anthologie „Des neueröffneten Musen-Cabinets aufgedeckte Poetische Wercke“ (Leipzig 1715), wo Gelegenheitsdichtungen jeder Art, für Hochzeiten sowol als für „Erbauung neuer Börsen, Zucht- Waisen- und andere Häuser“ für „Beziehung neuer Logementen“, „erlangte Majorennität“ u. dgl. veröffentlicht werden. Einzelne dieser Reimereien stammen wol von U. selbst, namentlich die von Merseburg datirten, aber die meisten flossen aus der Feder reimender Gelehrter, die sich U. durch den Abdruck ihrer Poesien zu verbinden wußte. Nur solchen Beziehungen hatte es U. zu danken, daß seine zahlreichen Veröffentlichungen so wohlwollende Aufnahme und er selbst so häufig ehrende Anerkennungen erlangen konnte, zu denen ihn seine mannichfachen litterarischen Leistungen ebensowenig berechtigen wie sein meist für den augenblicklichen Zweck zusammengerafftes Wissen, das er mit polyhistorischer Oberflächlichkeit ebenso rasch zu erwerben als zu verwerthen wußte.

F. Witte, Geschichte des Domgymnasiums zu Merseburg. II. Theil. Merseburg 1876.

Max v. Waldberg.

V.

Vacano: Emil(e) Mario (eigentlich Emil Alois Ferdinand) V., in den letzten Jahren bisweilen Emil V.-Freiberg, Romanschriftsteller, geboren am 16. November 1840, während einer Reise seiner Eltern zu Schönberg an der mährisch-schlesischen Grenze, ist eine der seltsamsten Litteratengestalten des 19. Jahrhunderts. Sein Vater, ein schlichter und zunächst zurückhaltender Mann, war Catastraloberinspector für Galizien und die Bukowina, und hier hat V., dem die ganze Liebe der Eltern gehörte, wohl auch seine Kindheit verlebt. Ihnen verdankt er die Grundlage seiner reichen Gemüthsbildung, und auch für Wissen zeigten sie stets viel Sinn, so daß der Knabe, der übrigens auch das Gymnasium absolvirt haben soll, auch da im Hause allerlei Eindrücke gesammelt haben muß. Ob er den humanistischen Unterricht bei den Capuzinern genossen hat, steht dahin. Jedenfalls hat er bei ihnen Schulstunden besucht und dabei zuerst der, Zeit seines Lebens uneindämmbaren Sehnsucht nach der Atmosphäre des Klosters Genüge gethan. Sicher ist nur, daß er seine Jugend theils in Galizien, theils in St. Pölten bei Wien zugebracht hat. Im Kloster fesselten die lateinischen Kirchenväter seine leicht erregbare und sofort zu Meditation neigende Einbildungskraft, als ihn aus ernsten religiösen und patristischen Studien ein Zufall herausriß und plötzlich den frühreifen, jedoch kaum vollwüchsigen Burschen in die Moldau in ein lustiges Circusleben mitten hinein versetzte. Erst Seiltänzer bei verschiedenen Truppen durchzog er dann als Milo Vanozza, mit dem Circus Guasso Rumänien und Oberitalien und trat darauf, etwa 15—16 Jahre alt, als Schulreiterin Sangumetta im Venetianischen in eines gewissen Henri Gesellschaft auf, bis gar bald dieses „Miß Ella“-thum entdeckt ward und V. infolgedessen als Kostgeher ins Kloster zurückkehrte. Auf den Landsitzen wallachischer Bojaren vagirte er damals, betrat die Bretter auf verschiedenen kleineren Bühnen, soll auch im November 1859 Statist am Wiener Hofburgtheater gewesen, aber aus Anlaß eines Conflicts bei der Schillerfeier weggegangen sein. Auch eine schwere Krankheit hat er Ende der fünfziger Jahre durchgemacht, und danach, seine Mißerfolge auf den Gebieten der darstellenden Kunst erkennend, endgiltig zur Feder abgeschwenkt.

Alle ersten Veröffentlichungen Vacano's wie auch etliche spätere entnehmen den Stoff jenen abenteuerlichen Erlebnissen des Jünglings und scheuen sich nicht, ohne jede Hülle Personen und Zustände widerzuspiegeln. Durch den Beifall

des sensationslüsternen Publicums und die entschiedene Aufforderung des Verlegers wurde V. bei dem halb unfreiwillig ergriffenen Berufe festgehalten. Selbständig als Buch traten zuerst die „Mysterien des Welt- und Bühnenlebens“ (2 Bände, 1861) hervor, dann sämmtlich 1863: „Quitte ou double. Ein historischer Miniaturroman“, nach drei Monaten confiscirt, da die Hauptperson eine kaiserliche Prinzessin sei (1868 in „Frivolitäten“ höchst romantisch aufgewärmt), „Die Töchter der Schminke. Abenteuerroman. I. Die Mondschein-Cavaliere“, ebenfalls beschlagnahmt und darob in Berlin, wo der Oesterreicher V. wohlweislich seine Schriften dazumal noch erscheinen ließ, viel besprochen, „Moderne Vagabunden. Humbug-Reise eines Abenteurers. Seitenstück zu C. v. Holtei's ‘Vagabunden’“, bei dessen erstem Band der Autornamen von dem Verleger als ohne weiteres errathbar weggelassen wurde. Die „Blätter für litterarische Unterhaltung“, in denen R. Gottschall und auch andere seitdem die Arbeiten Vacano's genau besprochen haben (treffend 1886 Marius Stein, d. i. Maria Janitschek, „König Phantasus“) hielten ihm vor, daß der letztgenannte Roman, an den seine Beurtheilung als eines litterarischen Originals anknüpfte, in maßgeblichen Abschnitten Edgar Allan Poe's Novelle „The facts in the case of Mr. Valdemar“ ausschreibe. Anderntheils laufen viele Erzeugnisse seines Stils unberechtigterweise unter der beliebten Flagge E. M. Vacano. Dies war um so leichter möglich, als er leider seine schönen Gaben infolge des Drängens gewissenloser Bekannten durch übertriebenes Ausnützen seiner Erlebnisse und Einblicke verzettelte, ohne dabei, er, der nirgends dauernd Seßhafte und Wohnort wie Datum stets fast ängstlich Verbergende, sein Autorenrecht nach Gebühr zu wahren. Die ausgelassenen Schilderungen jener ersten Erzählproben, deren autobiographische Ingredienzien kaum auszusondern sind, fanden so in blendenderen, nun nicht mehr aus der Erfahrung geschöpften Skizzen Nachfolge, wo die Sinnlichkeit nicht das knabenhafte Antlitz von ehedem zeigte. Später huldigte V., von gelegentlichen Rückfällen und begleitenden kleinen Auswüchsen abgesehen, maßvollem Realismus, mit dem sich der zweite Grundzug seines Wesens, die Mystik, immer wieder kreuzte. Vgl. die abfälligen Urtheile Blätt. f. lit. Unt. 1862, S. 661 f.; 1863, S. 92.

In kaum glaublicher Mischung beobachtet man in ihm „Patriarch und Gigerl“ (so unterschrieb er sich einmal). Nachts schwärmte er fast wie ein Roué in frivolen Ballokalen umher und am Tage kniete er verzückt in heißer Andacht vor dem Altar der Kathedrale. Seine mystische Art war aber mehr mysteriös und ergänzte die sonstigen Bizarrerien seines Charakters, die ihn zugleich Weltkind und Weltmann sein ließen. Salonmenschen freilich verabscheute er und zog sich stets vollständig aus dem Getriebe der Gesellschaft zurück. Seine Leute, die wandernden Künstler, errichteten ihm 1893 in Karlsruhe ein Denkmal.

So nimmt es nicht wunder, daß für sein ferneres Leben die Nachrichten sehr lückenhaft fließen und von eingreifenden Begebenheiten gar nicht die Rede ist. Seit dem Beginn regelmäßiger Schriftstellerei, Anfang der Sechziger, wohnte er gewöhnlich mit seinen Eltern zusammen, so im Sommer und Herbst 1865 in Brünn mit seiner Mutter, mit der er nach dem 1866 erfolgten Tode des Vaters in St. Pölten sich niederließ, wohin er bis Ende der Achtziger, auch nach ihrem Ableben, immer wieder zurückkehrte. Vorübergehend ging er in den beiden Jahrzehnten seit 1866 auch nach Wien hinein, oder er verschwand plötzlich ganz und gar, um auf Streifereien in dem „Halb-Asien“ zwischen Pruth und Elbe irgendwo aufzutauchen oder, wie 1861, 1866, 1870 (als die „Historischen Studien“, „Die Heiligen“, „Die Gottesmörder“, „Die Töchter Babels“ herauskamen), 1874, die Menschen glauben zu machen, er habe die Mönchskutte (in der er sich gern abbilden ließ, um dies Porträt einer — Angebeteten zu schenken) endgiltig gewählt. 1872 begab er sich einmal nach Berlin,

um auf Einladung von Freunden im Woltersdorff-Theater Vorlesungen zu halten: Heiserkeit und Ohnmacht unterbrachen diesen neuen und letzten Versuch in die Oeffentlichkeit zu treten. Seitdem wohnte er am liebsten ganz in St. Pölten. Denn mit seiner, sicher erst nach 1865 geheiratheten Gattin, der italienischen Sängerin Speranza, unter deren Namen einige Schriften Vacano's gehen, war er 1872 zweifellos schon auseinandergegangen, und das dann uneingelöst gebliebene Verlöbniß mit der bekannten Miß Adah Isaacs Menken kam wohl noch nicht in Betracht. 1883 ist er noch in St. Pölten als ständig wohnhaft nachzuweisen. Aber in intimen Briefen — wir kennen solche an Rosegger — macht sich schon damals seine Klage über Anlässe zum Lebensüberdruß Luft: ein Herzfehler und nimmer weichende Müdigkeit nagen an dem natürlichen Humor dieses großen Kindes, und in der von Sentimentalität zu Hypochondrie überspringenden Stimmung entringt sich der Brust unter Todesgedanken die quälende Einsicht: „man kann nicht mehr schreiben“. „Die G'schicht von einer traurigen Seel'“, in der er dem „lieben theuren Lex“ (eben Rosegger) demnächst seinen Zustand schildern will, fußte wohl auch auf greifbarer materieller Drangsal. Der wie mühelos seine farbigen Lebensbilder und flüssigen Plaudereien aus dem Aermel schüttelte und den unablässig anfeuernden Verlegern schöne Reingewinne abwarf, er, der vielgelesene Verfasser zahlreicher einschlagender Histörchen, hat in den letzten Jahren beinahe darben müssen und noch kurz vor dem Tode gute Freunde gebeten, ihm einen leidlichen Lohnschreiberposten, bei einer Zeitung, in einem Bureau zuzuschanzen. Dann folgte er dem Rufe des treuen Karl Plock nach Karlsruhe und in der Familie dieses liebenswürdigen Künstlers fand er, noch einmal journalistisch thätig, eine zweite Heimath. Am 9. Juni 1892 ist er daselbst gestorben.

Daß er durch den Geschmack seines Leserkreises, sowie der Buchhändler tendenziöses Schieben in die Sucht nach dem Sensationellen, in prickelndes Ausmalen heikler Situationen in Liebe und Ehe, im Verbrechen hineingetrieben wurde, daß sein bewegliches Talent in den beiden letzten Jahrzehnten verflachte, soll nicht bemäntelt werden. Immerhin bewährte er bis zum Schlusse seine nie verlegene Erfindungsgabe und wurde so, ohne sich auffällig zu wiederholen, in seinen vielen Skizzen aus dem Theaterleben aller Schattirungen, namentlich des vielgestaltigen Artistenvölkchens, aus der mannichfaltigen Fäulnis des internationalen High-life, die Beute einer Schaar von Nachahmern, die das Flimmernde und Graciöse seines, freilich öfters manierirten und sprachlich unsauberen Stils doch niemals erreicht haben. Dazu kommt nun noch der Vacano's (der denn doch viel ernster zu nehmen ist als ein sogenannter wunderlicher Kauz) Leben wie sein Dichten wieder und wieder überdeckende Schleier des Ueberspannten und Geheimnißvollen, das bei der Stoffwahl gern an spiritualistische Probleme rührt; wie in dem „Zukunftsromane 'Vom Baume der Erkenntniß'“ (1865), wo ähnlich dem chinesischen Märchen die Seele wandernd in die Körper untertaucht, oder politische Räthsel mit blendenden Abenteuern umspinnt, wie im „Geheimniß der Frau von Nizza“ (1869), einer Giftmordgeschichte aus Ludwig's XIV. Tagen, und der Apotheose „König Phantasus. Roman eines Unglücklichen“, die 1886 des Baiernfürsten Ludwig II. Ausgang sofort mit der Gloriole der untergegangenen Genialität krönte. Die mit Graf Emerich Stadion (geb. 1838) veröffentlichten drei scharf gewürzten Romane aus der österreichischen Aristokratie „Dornen. Erinnerungen und Ahnungen“ (1869) athmen denselben Geruch, wenn schon mehr im Rahmen eines objectiveren Culturbildes.

Die lange, bei alledem unvollständige Reihe von Erzeugnissen, die Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserth. Oesterreich, Bd. 48 (1883), S. 164—171 aufzählt, bis 1892 fortzusetzen, kann hier nicht beabsichtigt werden; übrigens verlieh

die seitdem meist erzwungene Schnellfabrikation der Mehrzahl den Charakter der „Leichten Waare“, wie ein Bändchen von 1887 heißt. Das beweisen auch Vacano's letzte beiden Arbeiten (1892): der aus dem Czechischen (dessen er wol seit früher Jugend mächtig war) übersetzte Roman M. A. Simacek's „Die Sünden der Väter“ und „Im Banne der Chambrière. Hinterlassene Künstler-Novelletten. Herausgegeben von Signor Saltarino“ [d. i. H. W. Otto]. Eine zehnbändige Ausgabe seiner „Schriften“ unternahm 1894 der Verlag Alfred H. Fried und Co. in Berlin-Schöneberg. Wurzbach a. a. O. liefert auch den gründlichsten, mit der nöthigen Kritik verfaßten Lebensabriß. Zu seinen Quellen (S. 170) sind hinzugekommen: Brümmer's revidirter Artikel im Lex. dtsch. Dicht. u. Pros. d. 19. Jhs. II, 420 f. u. 604; Meyer's Conversations-Lex.[4] XVI, 31; Pierer's Conversations-Lex.[7] XII, 647 (äußerlich); „Eine Erinnerung an Vacano. Mitgetheilt von Paul Andow“ (spiritualistische Beichten einer 1865 von V. absichtslos visionärisch gefesselten Verwandten), in „Sphinx. Monatschrift f. Seelen- und Geistesleben. Hg. von Hübbe-Schleiden“ XV, 165—176; „Emil V.“ in „Gute Kameraden. Von P. K. Rosegger“ (vorher in dessen „Heimgarten“), S. 154 bis 173 (mit bezeichnenden, die äußere Biographie wenig fördernden Briefen); L. Salomon, E. M. V.: Illustr. Ztg. 98, 699; Wilh. Schlang, Auch Einer vom Parnaß: „Nicht rasten und nicht rosten! [4.] Jahrbuch des Scheffelbundes für 1894“, S. 108—110. In den üblichen litterargeschichtlichen Handbüchern erhielt V. kein Bürgerrecht; die Behandlung in Gottschall's Dtsch. Nationallit. des 19. Jhs. (6. Aufl. IV, 544; vgl. 564) übersah Wurzbach. Später erschien: „Das schöne Limonadenmädchen. Erzählung. Aus dem Nachlasse von E. M. Vacano“, „Gartenlaube“ 1893 Nr. 36—38. Vacano's Miß-Ella-thum hat sein Freund Leop. v. Sacher-Masoch frei behandelt in „Falscher Hermelin. Harmlose Geschichten aus der Bühnenwelt“, F. W. Hackländer in der Circusgeschichte „Bella Orsaniga“. Uebrigens ließ sich V. gern in entsprechendem Kostüm photographiren, z. B. als Signora Sangumetta, und schenkte solche Bilder Bekannten. Ueber V. als Artisten bietet Signor Saltarino (H. W. Otto), Pauvres Saltimbanques (1891) manches, auch Otto's Zeitschrift „Der Artist“ (1892, 1893, 1895; bes. Nr. 536 vom 19. Mai 1895). L. Fränkel.

Vadder: Lodewyk de V., Maler und Kupferstecher, wurde im J. 1605 in Brüssel geboren und am 8. April dort getauft. Im J. 1628 wurde er Mitglied der Brüsseler Malergilde und starb in Brüssel im August 1655. Ueber seinen Bildungsgang sind wir nicht unterrichtet. Von seinen Gemälden sind nur wenige bekannt. Sicher gehören ihm an zwei Bilder in der Sammlung der Würzburger Universität, von denen das eine „einen Weg am Waldrand“, das andere, skizzenhaft gehaltene „ein Dorf hinter Bäumen“ darstellt, ferner der „Waldweg“ im Stockholmer Museum und die „Dünenlandschaft“ in englischem Privatbesitz zu Hadzor bei Droitwich. Diese vier Bilder sind bezeichnet, während die in den Galerien zu München, Lille, Darmstadt und Innsbruck (?) unter seinem Namen bekannten Gemälde keine Bezeichnung tragen. Leider sind die acht großen Landschaften, mit denen sich V. an der Ausschmückung des Refectoriums der Peterabtei zu Gent betheiligte, nicht mehr erhalten. V. läßt in allen diesen Bildern eine breite und flüchtige Behandlung namentlich der Bäume erkennen und bevorzugt die Wolken mit gelbem Sonnenschein, die das besondere Merkmal der Brüsseler Landschaftsmalerei bilden. Als Radirer steht V. an der Spitze der auf dem Gebiete der Landschaft besonders ausgezeichneten niederländischen Schule. Sein Werk, soweit es bis heute bekannt ist, beläuft sich auf nur 11 Blätter, unter denen sich eine zusammengehörende Folge von 8 Blättern befindet.

Vgl. A. Bartsch, Le peintre-graveur V, 57—71. A Vienne 1805. — Christ. Kramm, De levens en werken der hollandsche en vlaamsche

Kunstschilders VI, 1665. Amsterdam 1863. — A. J. Wauters, La peinture flamande. Paris 1884. S. 320. — Kunstchronik XXI, 523. Leipzig 1886. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 526. Leipzig 1888. — Ch. Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes VI, 79. Paris 1890. — H. Semper, Die Gemäldesammlung des Ferdinandeum in Innsbruck I, 71. Innsbruck 1886. — Repertorium für Kunstwissenschaft XIII, 357. Berlin und Stuttgart 1890. H. A. Lier.

Vaerst: Friedrich Christian Eugen Freiherr v. V., Schriftsteller, ward geboren am 10. April 1792 zu Wesel als Sohn eines Officiers, mütterlicherseits als Enkel des Generallieutenants v. Wolframsdorf. Seine in Wesel begonnene Schulbildung ward in Baireuth fortgesetzt, wo V. zu Jean Paul in nahe Beziehungen trat, die ihn später noch manchmal in das Haus des Dichters zurückführten. Nachdem V. seine weitere Erziehung und Schulbildung im Cadettencorps zu Berlin genossen hatte, trat er in das stehende Heer ein. Er kam 1810 zu dem damaligen 2. westpreußischen Infanterie-Regiment nach Breslau und ward im folgenden Jahre zum Officier befördert. Seine militärische Laufbahn war kurz, aber inhaltreich. Er nahm nicht nur in dem unter dem Befehle des Generals York stehenden preußischen Hilfscorps 1812 an dem russischen Feldzuge Theil, sondern kämpfte auch in den Freiheitskriegen mit und ward für seine außerordentliche, in den Feldzügen von 1813—15 bewährte Tüchtigkeit durch hohe Ordensauszeichnungen, sowie durch Versetzung in die Garde belohnt. Trotzdem nahm er bereits 1818 mit dem Charakter eines Capitäns seinen Abschied, nachdem er schon vorher einen längeren Urlaub zur Fortsetzung seiner Studien benutzt hatte. Die folgenden Jahre, während welcher er seinen Aufenthalt mehrfach wechselte, brachten ihn an verschiedenen Orten mit den litterarischen Kreisen seiner Zeit in enge Berührung. In Berlin genoß er die Freundschaft E. T. A. Hoffmann's, während er sich im Anfang der zwanziger Jahre zu Breslau an Männer wie Holtei, Schall, K. Witte anschloß. Aus den Anregungen, die er hier erhielt, ist seine erste litterarische Leistung, eine Reihe formvollendeter Sonette, hervorgegangen, die er zusammen mit denjenigen zweier Freunde 1825 drucken ließ. („Hundert Sonette von Eugen Baron v. Vaerst und zwei Freunden", Breslau 1825.) Auch in Weimar, wo ihm die Wege durch Empfehlungen Jean Paul's geebnet waren, knüpfte er Beziehungen an. 1825 sicherte er sich Mitbesitz und Mitredaction der „Breslauer Zeitung", ließ sich aber hierdurch nicht an Breslau fesseln; vielmehr benutzte er die folgenden Jahre zu ausgedehnten Reisen im westlichen Europa. Nach einjährigem Aufenthalt in Dänemark besuchte er Paris, kam nach England, Holland und hätte vielleicht in Italien, wo er drei Jahre lang lebte, sich für immer niedergelassen, wenn nicht die Rücksicht auf seine betagte Mutter ihn 1830 in die Heimath gerufen hätte. Im folgenden Jahre veröffentlichte er eine politische Flugschrift „Politisches Neujahrsgeschenk", Breslau 1831. Bald aber führten ihn alte Beziehungen von neuem nach Paris, wo er, mit großartigen, schon früher begonnenen Börsenspeculationen beschäftigt, nunmehr einige Jahre verblieb. „Mancherlei Erlebnisse aus jener Zeit hat er in seiner Cavalier-Perspective („Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender vom Chevalier de Lelly", Leipzig 1836) niedergelegt, einem Buche, in welchem ein Epicuräismus geltend gemacht wird, der als das höchste Gut materiellen Besitz und eine genußreiche Lebensweise zu betrachten scheint, wobei der Verfasser nicht selten mit satirischer Laune mehrfache Gebrechen der Gegenwart aufdeckt." Nach Schall's Tode kehrte V. 1834 nach Deutschland zurück, um gewisse Schwierigkeiten, die sich hinsichtlich seines Verhältnisses zur Breslauer Zeitung ergeben hatten, zu ordnen, ging aber nach einiger Zeit wieder auf Reisen, und zwar zunächst nach

England. Anfang 1838 besuchte er von Paris aus die baskischen Provinzen und hielt sich eine Zeit lang im karlistischen Hauptquartier, in der nächsten Umgebung des spanischen Thronprätendenten auf, der ihm Gunst und Vertrauen schenkte und es sich mit seinen Anhängern gerne gefallen ließ, daß man den deutschen Journalisten als diplomatischen Agenten einer europäischen Großmacht betrachtete. Doch hatte die Reise durchaus nicht, wie ein Theil der französischen und deutschen Presse annahm, irgend welchen amtlichen Charakter. Nur eine Mission des Herzens hatte V., wie er selbst sagt, zu Don Carlos geführt, um von hier aus durch seine von den gelesensten französischen, englischen und deutschen Zeitungen aufgenommenen Berichte das Publicum über die politische Lage in Spanien sachgemäß zu unterrichten. Im Jahre 1840 übernahm V. die Leitung des Breslauer Theaters, von der er jedoch, durch Gesundheitsrücksichten genöthigt, schon 1847 zurücktrat. Er zog sich nach Herrendorf bei Soldin auf das Gut seines Bruders zurück, wo er, von schweren körperlichen Gebrechen heimgesucht, am 16. September 1855 starb. Aus dieser letzten unglücklichen Periode seines Lebens stammen noch zwei größere Publicationen, die, wie alles, was er geschrieben, den Stempel eines vornehmen, vielseitig gebildeten und viel erfahrenen Geistes tragen: 1. „Die Pyrenäen“ (2 Bände, Breslau 1847), eine durch umfängliche historische und politische Excurse erweiterte Schilderung seiner wiederholten Reisen nach Südfrankreich und den baskischen Provinzen; 2. „Gastrosophie oder die Lehre von den Freuden der Tafel“ (2 Bände, Leipzig 1851), eine Sammlung geistreicher, sehr interessante historische Notizen enthaltender Aufsätze über unsere Nahrungsmittel und Getränke.

Max Hippe.

Vaet: Jacob V., ein Niederländer des 16. Jahrhunderts und hervorragender Componist, der vom 1. December 1564 bis zu seinem Tode den „obersten Capellmeister“-Posten an der Hofcapelle zu Wien mit monatlich 30 fl. und Naturalien bekleidete. Er starb am 8. Januar 1567. In früher Zeit wurde er oft mit Jacob Wert verwechselt, der auch ein Niederländer war, aber als Capellmeister in Mantua diente und auch dort starb (s. diesen). Die Quellen über sein Vorleben fließen äußerst sparsam, denn man kann nur aus dem Vorhandensein von zahlreichen Compositionen, die sich in Joanellus' großem Sammelwerke von 1568 befinden und einer dort befindlichen Motette auf den Erzherzog Ferdinand schließen, daß er sich schon früher als Sänger am kaiserlichen Hofe oder an dem vom Erzherzoge befunden haben muß. Die Schlüsse, die Fétis in seiner Biographie universelle, 2. Ausg., zieht, sind unbewiesene Behauptungen und haben gar keinen Werth. Von seinen Compositionen läßt sich bis jetzt keine eigene Sammlung nachweisen und nur in alten Sammelwerken und Manuscripten ist er reichlich vertreten. So sind in meiner Bibliographie 63 Gesänge von ihm verzeichnet und an Mscr. finden sich etliche in der Staatsbibliothek in München, in der bischöflichen Proske'schen in Regensburg und in der Ritterakademie in Liegnitz. Sein Stil schließt sich den besten Werken der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an, in der sich die Härten und Spitzfindigkeiten der Niederländer im Gebrauche contrapunctischer Kunststücke durch den Umgang mit den Italienern abgeschliffen hatten und ihre Compositionen sich bei aller Freiheit jeder einzelnen Stimme dennoch in Wohllaut auflösen. In neuen Ausgaben hat Fr. Commer in seiner Collectio operum musicorum Batavorum Bd. 2, 4, 5 und 9: zwanzig Motetten u. A. veröffentlicht, macht aber auch das Versehen, zwei weitere Motetten, die Wert angehören, V. zuzuschreiben (s. mein Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke).

Köchel's kaiserliche Hofmusikcapelle in Wien. Wien 1869. Nr. 104.

Rob. Eitner.

Vagedes: Heinrich V., geboren zu Driburg im Bisthum Paderborn, studirte in Marburg, wo er zur reformirten Lehre übertrat (disputirte 1666 und 1667 und wurde am 22. Februar 1670 Magister). Am 14. April 1675 wurde er in Rinteln a. o. Professor der Geschichte, im März 1676 ord. Prof. der Beredsamkeit und Ephorus der Stipendiaten und im Juni 1690 ord. Prof. der Geschichte. Er starb am 26. Februar 1698 und vermachte der Universitätsbibliothek daselbst, deren Vorstand er 1679—87 gewesen war, seine Bibliothek. Sein litterarischer Nachlaß wurde auf Befehl des Landgrafen Karl von Hessen zurückbehalten und kam zum Theil ebenfalls in die Rinteler Universitätsbibliothek (vergl. J. N. Funccius, publica Rint. Acad. bibliotheca, Rint. 1733: Theol. S. 157; Jur. S. 54; Phil. et Hist. S. 29, 88 und 111), zum Theil nach Cassel. Seine gesammelten Werke (opera academica) erschienen 1703 zu Rinteln in 4°. (Vergl. Strieder, hess. Gel.-Geschichte XVI, S. 257.)

Außer den oben genannten Quellen: F. G. Bierling, hist. jubil. acad. Rint. 1721, S. 26. — J. N. Funccius l. c. Vorrede S. 39. — Acten des Marburger Staatsarchivs. Kretzschmar.

Valck: Unter dem Namen V. begegnen uns in der holländischen Kunstgeschichte mehrere, zum Theil untereinander verwandte Maler und Kupferstecher, deren Leben und Wirken noch nicht näher erforscht ist, so daß Verwechselungen und Irrthümer nicht ausgeschlossen sind. Der bedeutendste unter ihnen war jedenfalls Gerard Valck oder de Valck, ein Kupferstecher, der, im J. 1626 in Amsterdam geboren, Schüler von A. Blooteling war und 1680, nach anderen Angaben etwa 1720 in Amsterdam starb. Er zeichnete sich namentlich durch Anfertigen von Blättern in schwarzer Manier aus und war auch als Kunsthändler thätig. Neben ihm werden zwei Valcks mit dem Vornamen Pieter genannt, die möglicher Weise in dem Verhältniß von Vater und Sohn zu einander stehen. Der ältere Pieter V., ein Kupferstecher, dem drei Blätter zugeschrieben werden, stammte vermuthlich aus Leeuwarden und lebte um 1575 in Venedig. Im J. 1584 muß er wieder in Leeuwarden gewesen sein, falls es richtig ist, daß der in diesem Jahre daselbst geborene jüngere Pieter V., ein Maler, sein Sohn war. Dieser jüngere Pieter V. bildete sich unter dem Einfluß von Abraham Bloemaart aus, ging dann zu seiner Vervollkommnung nach Italien und lebte nach der Rückkehr in seine Heimath als Maler am Hofe des Prinzen von Leeuwarden. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Vgl. die auf Houbraken und Descamps zurückgehenden Notizen bei Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon XIX, 304—307. München 1849. Ferner die Angaben bei Immerzeel, De levens en werken der hollandsche en vlaamsche Kunstschilders III, 153, 154. Amsterdam 1843. Und die Ergänzungen dazu bei Christ. Kramm, De levens en werken VI, 1669, 1670. Amsterdam 1863. — Ch. Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes IV, 85—87. Paris 1890. — M. Bryan, Dictionary of painters and endgravers II, 603—604. London 1889. H. A. Lier.

Valcke: Jacob V., niederländischer Staatsmann, war im J. 1579 Pensionär der seeländischen Stadt Goes, als er anfing diese Provinz, in deren Staaten er als solcher Sitzung hatte, in den Regierungsausschüssen, zuerst der Utrechter Union, später der Generalität (der gesammten Provinzen) zu vertreten. Später wurde er Rath und Schatzmeister der Provinz, welche er aber immer fortfuhr, in den Generalitätscollegien zu vertreten. Schon bei den endlosen Unterhandlungen mit Wilhelm von Oranien und den holländischen Staaten über die höchste Regierungsgewalt in den beiden eng verbundenen Provinzen, hat er eine Rolle gespielt. Doch erst nach dem Tode des Oraniers scheint er in seiner Provinz die Stellung eines Führers eingenommen zu haben.

An fast allen Unterhandlungen mit Frankreich und England nahm er einen, wie es scheint, hervorragenden Antheil; er gehört fast immer zu den aus Vertretern der verschiedenen Provinzen zusammengestellten Gesandtschaften, indem er fortwährend im Staatsrath Sitzung behielt. In den Leicester'schen Wirren und in den ersten Jahren nach dessen Abgang trat er meistens vermittelnd zwischen den Parteien auf, nicht allein in den Verhandlungen zwischen den Staaten und dem General-Gouverneur, sondern auch an unterschiedenen Orten wie z. B. in Utrecht. Auch später ist er öfter als Gesandter in England und Frankreich verwendet worden selbst noch im hohen Alter. Leider ist, wie bei so vielen niederländischen Staatsmännern der Fall ist, eigentlich bloß sein officielles Wirken bekannt und wissen wir sehr wenig von seiner Persönlichkeit. Er wurde sehr reich und erwarb sich ansehnliche Güter in seiner Provinz, namentlich die Herrschaften Cats und Wolphaertsdyk und scheint sich den Ruf eines äußerst gewandten Diplomaten, wenn auch nicht eines ganz unbescholtenen Charakters erworben zu haben. 1623 ist er gestorben.

Vgl. außer den gewöhnlichen Quellen des Zeitraums (Bor, van Meteren u. s. w.) wie auch Wagenaar, v. d. Spiegel, Bundel van onuitgegeven stukken, Groen van Prinsterer, Archives de la Maison d'Orange und einige speciell die Provinz Seeland berührende Werke, wie Smallegagee's Chronyck, De La Rue's seeländische Biographien und einen Aufsatz Swalue's in der Zeeuwsche Volksalmanak 1845. P. L. Müller.

Valdarfer: V. oder Waldarfer (die erstere Schreibweise ist von dem Träger des Namens zwar sicher nur mit Rücksicht auf seine italienische Umgebung bevorzugt worden, doch ist sie nun einmal die gebräuchliche): Christoph V. aus Regensburg, einer der Deutschen, welche im 15. Jahrhundert die Buchdruckerkunst in fremde Länder getragen haben. Nicht als der erste, aber als einer der allerfrühesten Vertreter der Kunst kommt er 1470 und 1471 in Venedig und 1473—1488 in Mailand vor. Ersterer Stadt schreibt man mit mehr oder weniger Sicherheit 9, letzterer 29 Erzeugnisse seiner Presse zu. Darunter sind große Foliowerke, wie das Missale Ambrosianum und die juristischen Werke eines Bartholomäus de Saxoferrato, Baldus de Ubaldis u. a. Im einzelnen ist unter Valdarfer's Venediger Drucken die erste (datirte) Ausgabe von Boccaccio's Decamerone (1471) zu nennen, die zu den seltensten und zugleich höchstbezahlten Büchern gehört (bis zu 2260 Pfd. Sterl. wurden schon dafür bezahlt, vgl. darüber Brunet, Manuel du libraire, 5. éd, col. 994); unter seinen Mailänder Drucken sei des Bartholomäus de Chaimis Interrogatorium s. Confessionale (1474) hervorgehoben, weil es von einer Reihe anderer Drucker nachgedruckt worden ist unter wörtlicher Wiedergabe der Valdarfer'schen Disticha, was früher Veranlassung gegeben hat, auch diese Drucke unserem Meister zuzuschreiben. In einem andern Drucke des letztern, den Heroides Ovids von 1486, soll sich ein Druckerzeichen finden, doch ist derselbe uns nicht vorgelegen und Kristaller in seinen „Italienischen Buchdrucker- und Verlegerzeichen" (1893) führt keines von V. auf. In Venedig scheint Ludovicus Carbo (L. Kohl aus Regensburg?) ihm Correctordienste geleistet zu haben, in Mailand kommt in manchen Drucken als Corrector und Verleger Pierantonio de Burgo de Castelliono vor. Früher noch hat er ebendaselbst für Filippo de Lavagna und Cola Montanus gedruckt; der Vertrag zwischen beiden Theilen vom 8. October 1473, worin unter anderem bestimmt wird, daß V. zwei Pressen für Lavagna und Cola in Thätigkeit erhalten solle, ist noch im Wortlaut bekannt (s. einen Abdruck desselben z. B. bei Bernard, De l'origine de l'imprimerie en Europe II, 1853, p. 228 sq.) und für die Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels von Wichtigkeit. Ob wol Lavagna und Cola überhaupt den Anlaß zu der immerhin etwas auffälligen Uebersiedlung

Valdarfer's von Venedig nach Mailand gegeben und diese also erst 1473 stattgefunden hat? Wir wissen es nicht und ebenso wenig ist uns über die Schicksale dieses Druckers vor 1470 und nach 1488 irgend etwas bekannt. Noch immer ist man inbetreff desselben auf die bei Hain aufgeführten Drucke angewiesen, die übrigens vollzähliger als die mancher andern Drucker verzeichnet zu sein scheinen, wenngleich das in Vorbereitung befindliche Supplement zu Hain noch diese und jene Ergänzung bringen dürfte.

Vgl. außer Hain's Repertorium bibliographicum (mit Burger's Register) nur etwa noch die Verhandlungen des Histor. Vereins für den Regenkreis 3. Jahrg., 1836, S. 189 ff. K. Steiff.

Valenti: Ernst Joseph Gustav de V., Arzt und Theologe, wurde zu Lobeda bei Jena als der Sohn des Lectors der italienischen Sprache an der Universität A. G. de Valenti und der Ernestine v. Göchhausen am 27. März 1794 geboren. Der Eltern früh beraubt, verlebte er gleichwohl eine ungewöhnlich freundliche Kindheit, von innig liebenden Seelen in ländlicher Stille erzogen. Der Jurisprudenz, zu der Familienverhältnisse ihn bestimmten, sowie der Philologie entsagte er, um dem Studium der Medicin sich zuzuwenden, getrieben von natürlicher Liebe zur leidenden Menschheit und von seiner Neigung zur Naturphilosophie, die ihn in den Tannzapfen der Harzbäume das keimende Urlicht, in dem Granit den schlummernden Seraph suchen ließ. Nachdem er 1813 als Freiwilliger mit in den Freiheitskrieg gezogen, setzte er zurückgekehrt sein Studium fort. Nach seiner vor dem Collegio medico in Weimar ausgezeichnet gut bestandenen Prüfung wurde ihm 1818 die Erlaubniß zur Ausübung der ärztlichen Praxis mit dem Wohnsitz in Stadt-Sulza bei Schulpforte ertheilt. Bald hatte er Brot und Ehre die Fülle. An den „romantischen Zauber einer lieblichen Kindheit" schloß sich die „Rosen- und Blüthezeit" seines männlichen Alters. Noch aber war seine Sehnsucht nach höherer Weisheit ungestillt. Kanne's (s. A. D. B. XV, 77) „Leben merkwürdiger und erweckter Christen" klärte ihn auf, daß er immer noch ein Sklave der Welt und der eigenen Liebe war. Da hört er, spät von einem Krankenbesuch heimkehrend, den Nachtwächter singen: „Seele, geh' nach Golgatha" und wird bekehrt. „Jesus hat mich mit dem Blitz und Donner seines heiligen Gesetzes vom Schlafe der Sünden aufgeweckt und mich mit dem Strome seines heiligen und unschuldigen Blutes begossen und gereinigt." Von jetzt an gab es für ihn keine Philosophie und keine Philosophen mehr. „Staunend sah ich nach Gethsemane und Golgatha, wo der Held mit Teufel, Sünd' und Hölle ringt. Die Geschichte that sich auf vor mir wie ein großes Buch, und das Lamm, das erwürget ist, löste ein Siegel um das andere." Aus dem praktischen Arzte wird jene „höchst eigenthümliche Erscheinung im Reiche Gottes, von unbeschreiblicher Beweglichkeit, Frischheit, Herzlichkeit, von in ihrer Art einzigen praktischen Gaben für den geistlichen Umgang mit Menschen, allen unwiderstehlich, mit denen er in Berührung kommt" (R. Rothe). Er singt oft geistliche Lieder auf der Straße, erlaubt sich auch religiöse Territionen der Kranken und beginnt „das wahre Volk Gottes" in Conventikeln zu sammeln. Seine ersten Bekehrten waren Professionsverwandte, die Hebamme, der Todtengräber und ein Barbiergeselle, denen sich allmählich noch etwa 50 Andere zugesellten. (Vgl. de Valenti's Schriften: „Vorläufiger Bericht von der Geschichte des sogen. mystischen Vereins in Stadt-Sulza" (1822); „Einige Blicke in unsere Zeit mit Hinsicht auf die innere Geschichte des sogen. mystischen Vereins in Stadt-Sulza" (1824) und das den lieben Bewohnern von Stadt-Sulza gewidmete „Feierabendbüchlein für Alle, die sich nach der wahren Ruhe sehnen" (1822, 4. Aufl. 1840). Diese „religiöse Quacksalberei" brachte ihm, als Verwirrung stiftend, den Frieden der Familien

störend und die Wirksamkeit des Pfarrers untergrabend, zunächst eine Citation vor das Oberconsistorium in Weimar. Er hat infolge davon seiner Schrift „über den Verfall der protestantischen Kirche" (1821, 2. Aufl. 1828) ein friedsames Dedicationsschreiben an den Generalsuperintendenten Röhr vorangeschickt. Denn „ein Jünger Jesu steckt das Schwert in die Scheide, wenigstens braucht er es gegen niemand anders, als gegen sich selbst". Ueber Antrag des Oberconsistoriums wurden auf Grund des Landesgesetzes von 1714, das Conventikelwesen betreffend, alle Betversammlungen, welche die Grenzen einer einfachen Hausandacht überschreiten, untersagt. Da de V. sich nicht fügen wollte, ward er als unruhiger und die Staatsgewalt injuriirender Bürger mit vierzehntägigem Gefängniß bestraft. Aber erst als die Conventikel der „Valentinianer" mit zehntägigem Gassenkehren zur Strafe bedroht wurden, nahmen sie in Sulza ein Ende. De V. folgte, nachdem er seine geisteskranke Frau, Ernestine v. Trebsdorf († 1842), in Gotha zurückgelassen, 1823 einem Rufe nach Düsselthal unweit Düsseldorf als Hausarzt an die Rettungsanstalt des Grafen Adelbert v. der Recke-Volmerstein (s. A. D. B. XXVII, 500). Hier gelangte er zu der Ueberzeugung, daß physische Gesundheit mit der moralischen innig zusammenhängt, diese aber mit dem Evangelio, dem Wort vom Kreuz. Erfüllt von diesem Gedanken entschloß er sich, analog dem Verhältniß von Theologia naturalis und revelata, der klinischen Medicin ein „System der höheren Heilkunde" (2 Th. 1826 f.) an die Seite zu stellen, worunter er die Wissenschaft von der Gesundheit versteht, welche die entfernten Ursachen der Krankheit aus der Sünde herleitet und die radicalen Heilmittel dagegen aus der h. Schrift entlehnt. Die Jenaische Litteraturzeitung glaubte nicht anders, als daß der Verfasser dieses sogenannten Systems an einem religiös-phantastischen Schnupfen laborire. Seine enge Zugehörigkeit zu den pietistischen Kreisen bezeugte er damit, daß er den 1. Theil in kindlicher Liebe „Herrn A. T." (August Tholuck), den zweiten dem Pastor Uhle in Helbra zueignete. Er hat damals auch das christlich angeregten Personen gastlich sich öffnende Herrenhaus in Radensleben besucht und Bekanntschaft mit Hengstenberg gemacht (Bachmann, Hengstenberg I, 279). Als Tholuck (s. A. D. B. XXXVIII, 55) 1829 von Rom nach Halle zurückkehrte, war er nicht wenig überrascht, daselbst den ihm von seiner pietistischen Rundreise her bekannten de V. vorzufinden, und noch dazu in dem von ihm selbst bewohnten (Stegmannschen) Hause. „De Valenti's Anwesenheit, schreibt er, erregt viel Aufsehen und Lästerung. Vor meinem Hause rufen sie: wo wohnt denn der verrückte Doctor? Gott gebe, daß er nicht Collegien lese. Sonst im Umgang ist er mir herzlich lieb, obwol ich glaube, daß er noch immer sich sehr gern hört." Der Justizcommissar Weidemann in Halle entwirft von ihm, als dem Stiel des pietistischen Kleeblattes Tholuck, Guerike, v. Gerlach, folgendes Signalement: ein kleiner Mann mit hageren Wangen und blinzelnden, stechenden Augen, die List und Scharfsinn, Geist und Schwärmerei verrathen. Der Grund, der ihn aus dem „sittlichen Lazareth" in Düsselthal in die Stille des Privatlebens zog, war das Bedürfniß der inneren Sammlung für litterarische Arbeiten. In Halle führte er sich zunächst durch seine Schrift ein „Gotthold Salzmann, der verständige Hallore oder Gespräche über die Umtriebe der Rationalisten namentlich in Halle" (1830), ein Gegenstück zu Weidemann's „Bericht über die Umtriebe der Frömmler in Halle", worin es heißt: mit dem Verfall der christlichen, namentlich der protestantischen Kirche sei es jetzt so arg geworden, daß sie entweder aufs neue die Irrlehrer von sich hinausthun oder selbst untergehen müsse. In manchen Gemeinden sei der geistliche Steuermann theils todkrank, theils berauscht, theils wahnsinnig, ja er steht wohl gar mit Seeräubern in Verkehr, um die Mannschaft für ein Judasgeld dem Feinde in die Hände zu spielen. Ueberall aber wo dieses der Fall ist, müssen die Schiffs-

fähnriche, ja selbst die älteren erfahrenen Matrosen auftreten und im Namen Gottes die Leitung des Schiffes selbst übernehmen. „Haben eure Söhne es für gut befunden, die Schlacht bei Leipzig mitzumachen, so eröffnet sich jetzt ein Kampfplatz für sie, wo es noch wichtigere d. h. geistliche Siege zu erfechten gibt." Angesichts eines „allerliebsten modernen Heidenthums mit allen seinen ästhetischen Schlechtigkeiten" und der unaufhaltsam um sich greifenden „mörderischen Seuche der Gräko- und Göthomanie" ließ er in demselben Jahre, den Neugriechen das Christenthum, den Altchristen das Heidenthum zu zeigen, sein Buch „Sokrates und Christophorus" folgen, endlich sein bekanntestes und in mancher Hinsicht grundlegendes Werk „Medicina clerica oder Handbuch der Pastoralmedicin" (2 Th. 1831 f.), die weitere Ausführung und Vollendung des Systems der höheren Heilkunde, mit der Bestimmung, die Predigt und Lehre des Evangeliums mit denjenigen Lehrsätzen der Natur- und Heilkunde, welche zur Erreichung des Berufszweckes der Seelsorge wesentlich nöthig sind, zweckmäßig zu vereinigen. Einem Rufe Chr. F. Spittler's (s. A. D. B. XXXV, 208) folgend, ging de V. 1831 als schriftstellerischer Gehilfe der Deutschen Christenthumsgesellschaft nach Basel. Er hielt sonntägliche Andachtsstunden in der St. Martinskirche, schrieb für seine Anhänger den „Grauen Mann" (1830—33), Fortsetzung der gleichnamigen Zeitschrift Jung-Stilling's, sowie ein Blättchen „Licht und Recht in Israel", und gründete 1834 zu Riehen eine Pilgermissionsschule. Seinen neuen Landsleuten, denen er nicht bloß wie David vor Saul auf der Harfe spielen wollte, hielt er vor: „Euer Kuhreigen weckt euch nicht auf von dem Todtenschlafe des Unglaubens," und stellte ihnen das Hegen hochverrätherischer Flüchtlinge aus. De Wette (s. A. D. B. V, 101, woselbst de V. aber unrichtig als „orthodoxer Pfarrer" bezeichnet wird), der ihn wegen dieser Aeußerung vor Gericht zog, jedoch, weil nur gemeint und nicht genannt, erfolglos, erklärte: „Wer so, wie er, zweideutige, verleumderische Worte drechselt, der kann nicht Christi Diener sein und entweiht die Kanzel, die er besteigt" (Ueber den Angriff des Grauen Mannes gegen Lehrer der hiesigen Universität, Basel 1834). Mit Spittler wegen der Pilgerschule entzweit, zog de V. 1836 auf Einladung der evangelischen Gesellschaft nach Bern, legte daselbst, was ihm weder in Berlin noch in Basel gelungen war, ein förmliches theologisches Examen ab und gründete, den alten wahren Christenglauben der Apostel und Reformatoren nicht in der Heidenwelt, sondern vorzugsweise in der Christenheit, wo es nöthig ist, ins Leben zu rufen, eine Evangelistenschule „zur Hoffnung in der Engi bei Bern", mit welcher auch eine von dem Arzte J. E. Niehans errichtete Heilanstalt für chronische Krankheiten, besonders Nervenübel, in Verbindung stand. Er verband sich hier in zweiter Ehe mit der Pfarrerstochter Jucunde v. Brunn. Eine große Anzahl Schriften ascetischen, dogmatischen und polemischen Inhalts hat de V. in dieser Zeit ausgehen lassen. Der Erbauung dienten seine Erklärung der Parabeln des Herrn (2 Th. 1841 f.) und der Bergpredigt (1844), und „das selige Abbarufen der Kinder Gottes" (1840). Seinen dogmatischen Standpunkt hat er dargelegt in seinen „Thesen über die Lehre von der Kirche" (1841), in dem „Neuen Leben im Geiste" (1842), in der „Eschatologie" (1840), endlich in seiner „Christlichen Glaubenslehre" (von welcher das vierte Buch, die Soterologie, 1844 erschien, während die Anthropologie 1847 und die Bibliologie 1849 nachfolgten), einer Reproduction der altlutherischen Dogmatik im Gegensatz zu der ungesunden Weltverklärungstheologie der Bileamiten dieser Zeit. Sein Lutherthum war und blieb doch immer pietistisch temperirt. Er wollte, dem Separatismus abhold (vgl. seine „Beantwortung einiger Grund- und Lebensfragen, die neuesten kirchlichen Ereignisse im Canton Waadt betreffend" (1846), kein Zionswächter, kein Sectenhaupt werden weder bei den Stephanischen, noch

bei den schlesischen Lutheranern, und hat die reformirte Kirche für eine wahre protestantische Schwesterkirche gehalten, wenn er auch an ihrem Abendmahl Antheil zu nehmen Bedenken trug. Wie in seiner Glaubenslehre, so hat er in gleichzeitig veröffentlichten Broschüren („Hegel-Strauß und der Christenglaube“ 1843; „Das Kleeblatt der Wissenschaft: Schleiermacher, Marheineke und de Wette“ 1844; „Sendschreiben an meine Freunde, meine Schrift, das Kleeblatt der Wissenschaft, sowie mein Verhältniß zu de Wette betreffend“ 1844; „Das Kleeblatt der Heiligkeit: Möhler, Schleiermacher, Nitzsch“ 1845) einer ungezügelten Polemik freien Lauf gelassen. So gegen den Rationalismus, ihm nichts anderes als die Erbsünde, mit Mantel und Kragen behängt, gegen die Branntweinpest der Speculation, gegen Schleiermacher und Hegel als geistliche Hurer und Ehebrecher, unverschämte Lügner und Narren, gegen Marheineke als widerlichen Affen eines gottvergessenen Selbstanbeters, gegen Baur als lasttragenden Gibeoniten im Reiche Gottes, gegen de Wette's Wissenschaft als einen abgeschmackten, unlogischen Wortschwall, gegen die Tholuck-Nitzschische Irrlehre von der Gott versöhnenden Lebensgemeinschaft mit Christo, gegen Beck als einen verstiegenen, im hohen Grad überspannten und unklaren Menschen, gegen den von fleischlicher Ehre aufgeblasenen Lücke u. s. w. Da die Pietisten an derlei Auslassungen keinen rechten Gefallen fanden, sie vielmehr zu überhören schienen, so fiel er nun auch über die „Salemspilger“ her. Schon in den beiden Schriften „Nicodemus und Phronimus“ (1833) und in seinem frei nach Bunyan's Christenreise bearbeiteten „Wanderbüchlein für Alle, die sich nach der Heimath sehnen“ (2 Th. 1833 und 46) hatte er auf die Einseitigkeiten und Verirrungen der Kainsheiligen hingewiesen und vor den Täuschungen apokalyptischer und prophetischer Schwärmerei gewarnt. Unter dem Titel „Das Mysterium der Bosheit“ (1841) enthüllte er eine schwärmerische Gräuelgeschichte aus der neuesten Zeit, richtete „Worte der Klage und Ermahnung an die Basler Mission“ (1844), ihren Inspector Hoffmann und ihren Lehrer Ostertag (s. A. D. B. XXIV, 520), sowie ein „Sendschreiben an den Obersthelfer Linder in Basel“ (1849), den herrschsüchtigen Tyrannen und falschbekehrten, frommen Schalksnarren. Zuletzt kam er auch mit dem befreundeten und selbst dann, als schon Vieler Herzen gegen ihn erkalteten, noch treuen Christoph Blumhardt, Pfarrer in Möttlingen, als der ihm zugemuthet hatte, sein Noth- und Hülfsbüchlein über „die Ehe“ (1843, 2. Aufl. 1885) aus dem Buchhandel zu nehmen, oder doch etliche Bogen zu ändern, auseinander. Als vom Teufel am Narrenseile herumgeführter geistlicher Don Quixote von ihm verschrieen und sogar bei seinem Consistorium verklagt, sah Blumhardt sich zur Herausgabe einer „Vertheidigungsschrift“ (1850) gedrängt, worin es von de V. heißt, daß er's mit der Wahrheit wie mit der Verleumdung leicht nehme und blind sei gegen die Satansschlingen, je mehr er die Leute dem Teufel, als des Herrn Christus Schäferhund, zuwerfe. Die Pietisten sahen nachgerade in de V. den Satansengel, der auch die Gläubigen mit Fäusten schlägt. So mit Allen zerfallen, zerfiel er zuletzt auch mit sich selbst. In Geistesnacht, Gewissensnoth, ohne Glaube und Hoffnung, ein zweiter Francisco Spiera, (dessen schreckliches Lebensende er selbst im 3. Buche seiner Dogmatik mitgetheilt hatte), dazu ökonomisch bedrängt, lebte er viele Jahre in tiefster Zurückgezogenheit vor den Thoren Basels. Von Spittler getröstet und durch die treue Geistespflege eines jüngeren Seelsorgers, der ihm selbst von früher her Vieles verdankte, wieder aufgerichtet, beschloß er vereinsamt und vergessen, am 8. Februar 1871 sein friedeloses Leben.

Vorstehender Artikel ist zumeist aus de Valenti's Schriften geschöpft. Die Lebensskizze in der Zeitschrift „der treue Eckart“ (1878) von Brandt ist dem

Unterzeichneten nur im Auszuge zugänglich gewesen. J. Kober hat in seiner Biographie Spittler's (1887) de V. einen Abschnitt (S. 102—8) gewidmet.

G. Frank.

Valentin, der h. V., Abt und Bischof beider Rätien im 5. Jahrhundert, eine den letzten Zeiten der Römerherrschaft in den Donauprovinzen Rätien und Noricum angehörende Persönlichkeit, welcher vielleicht für Rätien ein ähnliches Apostolat zugeschrieben werden darf, wie kurz darauf dem h. Severin für Noricum. So unbedingt an V. als einer historischen Persönlichkeit festzuhalten ist, so sind die wirklich beglaubigten Nachrichten über ihn doch sehr dürftig; sie bestehen aus kurzen Angaben in Eugippius' vita Severini, in des Venantius Fortunatus vita S. Martini, und später in Arbeo's vita S. Corbiniani. Darnach wirkte er um die Mitte des 5. Jahrhunderts als Bischof beider Rätien, und zwar wird als Hauptschauplatz seines Wirkens Mais bei Meran genannt, wo er ein Kloster leitete und auch sein Grab fand. Als dann in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts die Langobarden den südlichsten Theil von Baiern für längere Zeit besetzten, brachten sie die Leiche nach Trient, bis schließlich der letzte Agilulfinger Tassilo III. dieselbe 768 nach Passau übertragen ließ. Hier wurde sie in späteren Jahrhunderten wiederholt erhoben, u. a. im J. 1120, und eine angeblich bei dieser Gelegenheit im Sarge gefundene Bleitafel bietet nun allerdings in einer uns noch überlieferten Inschrift nähere Nachrichten über V., nach welchen Papst Leo I. (440—61) ihm die bischöflichen Vollmachten übertragen habe, und sein Wirken hauptsächlich an Passau geknüpft erscheint. Die Glaubwürdigkeit dieser ganzen Sache ist immerhin zweifelhaft, obschon sie in neuester Zeit nicht ungeschickt vertheidigt wurde. In jedem Falle aber, mag diese Passauer Localtradition echt oder unecht sein, steht V. in keinem directen Zusammenhang mit der Bischofsreihe auf dem Stuhle von Passau, bezw. von Laureacum (Lorch), wo dieser Sitz sich vorher befand. Seine Verehrung in den bairischen Stammlanden war übrigens eine zeitlich weit zurückreichende und viel verbreitete. Als Todestag gilt der 7. Januar.

Vgl. (Dr. Nirschl), der Hl. Valentin, erster Bischof von Passau und Rhätien. Mainz 1889 (wo auch weitere Litteraturangaben sich finden).

Henner.

Valentin: Gabriel Gustav V., berühmter Physiolog, wurde am 8. Juli 1810 von jüdischen Eltern (als Sohn eines Goldschmieds) zu Breslau geboren. Er besuchte das Maria-Magdalenen-Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er schon als 17jähriger Jüngling einen in griechischen Distichen geschriebenen Glückwunsch zum Geburtstage des Rectors Kluge im Druck erscheinen ließ. 1828 begann er gleichfalls in seiner Vaterstadt das Studium der Medicin und Naturwissenschaften und widmete sich mit besonderer Vorliebe physiologischen und mikroscopischen Studien unter Purkinje. 1832 erlangte er mit der Dissertation: „Historiae evolutionis systematis muscularis prolusio“ die Doctorwürde. Ein Jahr später ließ er sich als Arzt in Breslau nieder, setzte zugleich seine unter Purkinje begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten fort und machte erst 24 Jahre alt gemeinsam mit diesem die berühmte Entdeckung der Flimmerbewegung. Eine bald darauf vollendete Abhandlung „Histiogenia comparata“ über die Entwicklung der Pflanzen und Thiere, ein Manuscript von 1050 Seiten mit 40 Tafeln eigener Zeichnung und 50 Seiten Erklärung, erwarb ihm neben schmeichelhaftester Anerkennung Alexander v. Humboldt's den großen Preis von 3000 Francs für Experimentalphysiologie seitens des „Institut de France“, sodaß V. dadurch in die Lage kam, die Kosten für ausgedehnte wissenschaftliche Reisen zu bestreiten. Fortab widmete er sich ausschließlich wissenschaftlichen, besonders physiologischen Studien, als deren Ergebniß er eine Reihe geradezu bahnbrechender Arbeiten,

theils in Gestalt von kleineren Abhandlungen theils als umfangreiche Werke veröffentlichte. Wir heben daraus u. a. hervor: „Handbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen mit vergleichender Rücksicht der Entwicklung der Säugethiere und Vögel“ (Berlin und Paris 1835); „Ueber den Verlauf und die letzten Enden der Nerven“ (Bonn 1836); „Ueber Mechanik des Blutumlaufs“ (Leipzig 1836). Diese Schriften verschafften ihrem Autor einen solchen Ruf, daß er fast gleichzeitig an drei Universitäten, Lüttich, Dorpat und Bern, Berufungen als ordentlicher Professor der Physiologie erhielt. Die beiden ersteren schlug er aus, weil er in die daran geknüpfte Bedingung des Confessionswechsels nicht willigte und entschied sich für Bern, wo er von 1836 ab in ununterbrochener Folge 45 Jahre lang in segensreicher Weise als Lehrer und Forscher wirkte. Hier bekleidete er einige Jahre lang noch das Lehramt der Anatomie, feierte 1876 sein 40jähriges Amts- und 1882 sein 50jähriges Doctorjubiläum, mußte aber, an einem Schlaganfall erkrankt, im Herbst 1881 seine Aemter niederlegen und starb am 24. Mai 1883. — V. gehört zu den bedeutendsten Physiologen des 19. Jahrhunderts. Seine glänzenden Leistungen, die fast alle Gebiete dieser Specialdisciplin betreffen, stempeln ihn zu einem Gelehrten und Forscher ersten Ranges. Die Lehre vom Blut und der Blutbewegung, von der Athmung, die Muskel- und Nervenphysiologie verdanken ihm wichtige Neuerungen und Bereicherungen; er entdeckte 1844 die diastatische Rolle des Bauchspeichels bei der Verdauung der Kohlehydrate, verwendete das polarisirte Licht bei der Mikroscopie, wodurch er zur Verfeinerung der Technik derselben nicht wenig beitrug, lieferte eine große Reihe von Arbeiten zur Physiologie der Sinnesorgane, namentlich des Gesichts, des Geschmacks, des Geruchs und der Tastempfindung, ferner zahlreiche Aufsätze toxicologischen Inhalts u. v. a. Die Titel einiger der bezüglichen Schriften sind: „De functionibus nervorum cerebralium et nervi sympathici libri IV“ (Bern und St. Gallen 1839); „Beiträge zur Anatomie des Zitteraales (gymnotus electricus)“ (Neufchâtel 1841); „Anatomie du genre Echinus“ (ebd.); „Die Untersuchung der Pflanzen- und Thiergewebe im polarisirten Licht“ (Leipzig 1861); „Beiträge zur Anatomie und Physiologie des Nerven- und Muskelsystems“ (ebd. 1863); „Versuch einer physiologischen Pathologie der Nerven“ (ebd. 1864); „Versuch einer physiologischen Pathologie des Blutes und der übrigen Körpersäfte“ (ebd. 1866); „Die physicalische Untersuchung der Gewebe“ (ebd. 1867). Am bekanntesten ist Valentin's werthvolles „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“ (Braunschweig 1844, 2 Bände; 2. Aufl. ebd. 1847—50), sowie ein Auszug daraus unter dem Titel: „Grundriß der Physiologie des Menschen“ (ebd. 1846; 4. Aufl. 1854). — Von 1836—43 gab V. ein „Repertorium für Anatomie und Physiologie“ heraus. Außerdem rühren von ihm zahlreiche kleinere Journalartikel, Abhandlungen und Aufsätze in größeren Sammelwerken her, z. B. im Berliner encyklopädischen Wörterbuch der med. Wissenschaften, in Schmidt's Jahrbüchern, Joh. Müller's Archiv f. Physiologie, Wagner's Handwörterbuch der Physiologie, Hecker's Annalen der Heilkunde u. a.

Vgl. noch Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte VI, 56 und die daselbst genannten Quellen. Pagel.

Valentiner: Christian August V., evangelischer Theologe, geboren am 26. Juni 1798 in Flensburg, wo sein Vater seit 1797 Diakonus, seit 1825 Hauptpastor an St. Marien, als origineller Prediger bekannt, † am 17. November 1836. V. studirte Theologie seit 1818 in Kiel und Jena und bestand das theologische Amtsexamen auf Gottorf 1822. Nachdem er dann in Dresden Hauslehrer gewesen, ward er 1824 Katechet an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen, 1828 Hauptpastor in Heiligenhafen in Holstein und ward dann 1837 zum Nachfolger des Vaters als Hauptpastor an der St. Marienkirche in

Flensburg gewählt. 1850 theilte er das Schicksal mit so vielen deutschgesinnten Geistlichen Schleswig-Holsteins von der wieder zur Herrschaft gelangten dänischen Regierung von seinem Amte entlassen zu werden. Er zog nun nach Hamburg und lebte fortan hier als Privatlehrer bis an seinen Tod, 27. März 1864. Er galt als ausgezeichneter Prediger und geistreicher, origineller Mann. Von seinen Schriften nennen wir: „Von der Liebe guter Menschen zu den Bäumen". Eine Predigt, (1829), nebst anderen Einzelpredigten. „Erinnerungen aus Kriegs- und Friedenszeiten" (1851); „Kleine Monologen über die Religion unserer Zeit. Aus der Mystik und dem Leben, nebst Beiträgen aus bekannten und unbekannten Mystikern" (1854); „Wahl und Führung auf dem Wege nach der Religion der Zukunft" (1856). Unter dem Pseudonym Petersen: „Zufallende Gedanken auf dem Wege zur Jenaer Jubelfeier und dem Hamburger Kirchentage (1859); „Tagebuch eines christlichen Platonikers" (1861); „Plotin und seine Enneaden" in Theol. Studien und Kritiken (1864, H. 1). Aus dem Italienischen übersetzte er F. D. Guerazzi, Beatrice Cenci. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert (1853), 2 Theile. Außerdem lieferte er viele Journalartikel.

Lübker-Schröder II, 644. — Alberti II, 494. — Hamburger Schriftstellerlex. VII, 480. — Von Valentiner selbst: Meine Absetzung vom Amte als Hauptpastor zu St. Marien in Flensburg im Altonaer Merkur 1850, Nr. 266.

Carstens.

Valentiner: Friedrich V., Mathematiker, geboren am 25. August 1756 zu Boren in Angeln (Schleswig-Holstein), wo sein Vater Prediger war. Er studirte Mathematik und promovirte 1783 in Kiel zum Dr. philos. (Diss. inaug.: „Commentatio in muniendi formam a Montalembert excogitatam. Pars prior"). 1784 habilitirte er sich dann als Privatdocent an der Universität daselbst und ward dann Adjunct der philosophischen Facultät, 1787 prof. extraord. der Mathematik und Astronomie, 1797 ord. Im Nebenamt war er zugleich königl. Branddirector für die Aemter Kiel, Bordesholm und Cronshagen, worin er sich viel Verdienst erworben. 1797 ward er auch Aedil der Universität. Er starb am 29. Juli 1813.

Von ihm erschienen: „Beschreibung der Sternbilder" (1785); „Berechnung über den Werth der Zinsen des Vermögens" (1787); „Ueber das Studium der mathematischen Wissenschaften" (1797). Seine Concurrenzabhandlung: „Ueber die zweckmäßigsten Brandanstalten in großen Städten" (Hamburg 1797) ward von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen mit dem ersten Preis gekrönt. In Niemann's Blättern für Polizei und Cultur 1789 ist von ihm ein Artikel: „Ueber die Feuersgefahr bei öffentlichen Fackelzügen".

Kordes S. 368. — Lübker-Schröder II, 645. — Schl.-Holst. Provinz.-Ber. 1814, 2, 141. — F. Volbehr, Kieler Professoren S. 59. Carstens.

Valentini: Georg Wilhelm Freiherr v. V., königlich preußischer Generallieutenant, am 21. August 1775 geboren und im Cadettencorps zu Berlin erzogen, aus welchem er als einer der vorzüglichsten Zöglinge dem Jägerregimente überwiesen wurde, dem sein als Oberstlieutenant und Gouverneur des Berliner Invalidenhauses im Jahre 1807 gestorbener Vater damals als Stabsofficier, später als Commandeur, angehörte. Mit diesem Regimente nahm er von 1792 bis 1794 am Kriege gegen die französische Republik theil; in einem der Gefechte vor Landau, welche den Feldzug vom Jahre 1793 beendeten, ward er verwundet. Als das Regiment in seine kleinen Friedensgarnisonen in der Mark zurückgekehrt war, beschloß V. seine während des Krieges gemachten Erfahrungen zu Nutz und Frommen seiner Kameraden schriftstellerisch zu verwerthen; er verfaßte eine „Abhandlung über den kleinen Krieg und über den Gebrauch der

leichten Truppen mit Rücksicht auf den französischen Krieg von einem preußischen Officier", das erste Buch, welches im vergangenen Jahrhundert über den Gegenstand erschienen ist. Um auch für die Verwendung der Cavallerie bei den von ihm geschilderten Dienstverrichtungen sachgemäße Anleitung geben zu können, setzte er sich mit einem Officier dieser Waffe, dem Major v. Brenkenhoff, in Verbindung, dieser versah Valentini's Arbeit mit Anmerkungen. Der ersten 1799 erschienenen Auflage folgten bald mehrere. Auch mit Berenhorst, welcher als militärischer Schriftsteller sich eines großen Rufes erfreute, trat er in Verbindung und besuchte ihn von seiner Garnison Belitz aus in Dessau (Allgemeine Militärzeitung Nr. 96, Darmstadt 1893). Bis zum Jahre 1812 blieb er mit ihm im Briefwechsel. Aus der Zeit der Zugehörigkeit zu den Jägern und des Aufenthaltes in der Mark stammen auch Valentini's Beziehungen zu Yorck, seinem in Mittenwalde wohnenden Commandeur, der ihm bis an sein Ende gewogen blieb und den V. noch nach den Befreiungskriegen in Klein-Oels besuchte. Des Letzteren wissenschaftliche Bestrebungen, von denen auch eine ohne Nennung seines Namens veröffentlichte Schrift „Militärische Fragmente vorzüglich in Beziehung auf den kleinen Krieg und leichte Truppen" (Berlin 1802) zeugt, veranlaßten, daß er im J. 1804 als überzähliger Quartiermeister-Lieutenant nach Potsdam in den Generalstab versetzt wurde. Im J. 1805 rückte er zum wirklichen Quartiermeister-Lieutenant und zum Stabscapitän auf, bei der stattfindenden Mobilmachung war er der in die fränkischen Besitzungen vorgeschobenen Avantgarde zugetheilt. Bei dem nämlichen Heerestheile befand er sich 1806, machte in der Umgebung des Prinzen Louis Ferdinand das Gefecht bei Saalfeld mit, welches er später, um den Prinzen gegen seine Angreifer zu vertheidigen, ohne Nennung des eigenen Namens, in einer kleinen Schrift (Das Gefecht bei Saalfeld, Germanien) geschildert hat, befand sich in der Schlacht von Jena beim Fürsten Hohenlohe, kam auf dem Rückzuge zu Blücher, entging, da er nicht zu dem Capitulationscorps gehörte, der Kriegsgefangenschaft und gelangte über Kopenhagen und Helsingfors nach Königsberg. Auf dem Kriegsschauplatze in Preußen leistete er gute Dienste und wurde zum Major befördert. Als 1809 Oesterreich den Kampf gegen Napoleon aufnahm, trat er in das k. k. Heer, wohnte als Adjutant des Prinzen von Oranien, des nachmaligen Königs der Niederlande Wilhelm I., den Schlachten von Aspern und Wagram und dem Treffen von Znaim bei, vertauschte sodann den österreichischen Dienst mit dem russischen, nahm in diesem an zwei Feldzügen gegen die Türken, namentlich an dem langwierigen Kampfe um Rustschuk im J. 1810, Theil und ward 1811 mit dem erworbenen Oberstlieutenantsrange von neuem in Preußen angestellt, wo er dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich von Preußen Unterricht ertheilte und eine Zeitlang die Erziehung des Prinzen Friedrich von Oranien leitete.

Als zu Anfang des Jahres 1813 König Friedrich Wilhelm III. nach Breslau ging, begleitete V. ihn dorthin, bei Beginn der Feindseligkeiten kam er als Oberquartiermeister zu Yorck, mit dem er im besten Einvernehmen stand; von einem Einflusse auf die Entschließungen seines Generals war freilich wenig die Rede, dieser befahl und seine Untergebenen gehorchten. Valentini's Gabe, die Weisungen seiner Vorgesetzten aufzufassen, sie durchzuarbeiten und weiterzugeben, machte ihn indessen zu einem werthvollen Gehülfen für seinen General; seine eigene, mehr ausgleichende als entschiedene, mehr vermittelnde als selbstwillige Sinnesart verhalf manchem ärgerlichen Vorfalle im Hauptquartiere zu einem leidlichen Abschlusse. Dieser Verhältnisse ungeachtet kam V. in die Lage, für Yorck's Handeln eintreten zu müssen, wodurch er in einen Zwist mit Gneisenau gerieth (H. Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von

Gneisenau, 4. Band). Dieser sprach sich zu Golsen am 3. September 1813 V. gegenüber in solcher Weise über York's Rückzug vom 23. August aus, daß V. ihn am 5. jenes Monats von Görlitz aus in starken Ausdrücken aufforderte, seine Aeußerungen zurückzunehmen. Schon am 6. empfing er von Gneisenau eine ebenso heftige Erwiderung und nur die kriegerischen Ereignisse wie die Entfernung, welche die Streitenden von einander schied, verhüteten einen Zweikampf. Die räumliche Trennung der beiden Widersacher rührte daher, daß V. zu Bülow versetzt worden war. Der Befehl war schon während des Waffenstillstandes ergangen, die Ausführung wurde aber mit Rücksicht auf York's Wünsche bis zum September verschoben. Bei Bülow fühlte V. sich sehr wohl. Es war ein anderer Geist, der in diesem Hauptquartiere waltete, als der im York'schen herrschende; man konnte auf die Jagd gehen und einen Landedelmann besuchen, lebte ungenirt und in guter Eintracht. Es waren das Zustände und Verhältnisse, die Valentini's Eigenart mehr zusagten als das Leben mit York. Schroffheit, Härte und rücksichtsloses Daraufgehen paßten nicht für seinen Charakter, welchen Reiche (L. v. Weltzien, Memoiren des Generals v. Reiche, II, 20, Leipzig 1857) bei seiner Besprechung des Angriffes auf Arnheim (December 1813) „etwas peinlich“ nennt. Im Beginne des Jahres 1814 kehrte V. indessen zu York zurück. Seit Oberstlieutenant v. Zielinsky dort an seine Stelle getreten war, hatte sich das Verhältniß zwischen York und dem Blücher'schen Hauptquartiere so verschlimmert, daß ein Wechsel unter den Persönlichkeiten nothwendig erschien. Als V. die Nachricht erhielt, daß er ausersehen sei Zielinsky zu ersetzen, trug er Boyen, dem Generalstabschef des Generals von Bülow, vor, daß er bei seiner Stellung zu Gneisenau nicht der richtige Mann zu sein glaube, der ein besseres Einvernehmen zu Wege bringen könne. Boyen sah sich dadurch veranlaßt, am 31. December von Bommel aus an Gneisenau zu schreiben, worauf dieser antwortete, daß er die Streitfrage bis nach Beendigung des Krieges auf sich beruhen lassen werde. In einem aus Dormans vom 9. Februar 1814 datirten Briefe bot darauf V. Gneisenau unmittelbar die Hand zum Frieden. Gneisenau's Antwort ist nicht bekannt; bei seiner zugleich heftigen und edelen Sinnesart ist anzunehmen, daß die Streitaxt endgiltig begraben wurde. York empfing V. mit alter Freundschaft, ihr Zusammensein dauerte aber nicht allzulange, denn bald nöthigte eine Verwundung Letzteren, den kriegerischen Ereignissen eine Zeitlang fernzubleiben. Er empfing sie durch einen Schuß in das Bein am 28. Februar bei Méry, als er mit Blücher und Gneisenau auf Erkundung ausritt. Als York die Nachricht von seines Generalstabschefs Unfalle erhielt, wetterte und schalt er, „das seien Husarenstreiche“, und V. mußte ihm in der Stille recht geben, aber er hatte geglaubt, sich von dem Ritte nicht ausschließen zu dürfen. (J. G. Droysen, Das Leben York's, neue Ausgabe, Berlin 1852, 2. Th., S. 501.) Den Einzug in Paris konnte er schon wieder zu Pferde mitmachen, zu dieser Zeit wurde er zum Generalmajor befördert.

Während des Feldzuges vom Jahre 1815 war er Bülow als Chef des Generalstabes beigegeben und ihm mißt Gneisenau die Schuld daran bei, daß Bülow mit dem ihm unterstellten 4. Armeecorps am 16. Juni bei Ligny nicht zur Stelle war, denn V. hätte dafür sorgen müssen, daß der Stab des Armeecorps wie am 14. angeordnet war, nach Hanut verlegt wurde; dann würde er dort nicht vergeblich gesucht sein, aber das Wohlleben in Lüttich habe V. gefesselt. Auch Bülow war mit den Leistungen seines Stabschefs nicht zufrieden. Am 25. Juni schreibt Gneisenau an Boyen: „Meine Pflicht ist es, zu sagen, daß es mit V. als Chef des Generalstabes bei einem künftigen Kriege nicht mehr geht und auch in diesem gegen einen gefährlichen Feind hätte er nicht gewählt werden dürfen.“ Bülow selbst habe es nun eingesehen und gebeten, V. einen

Generalstabsofficier von Rang zuzuordnen. Lützow (s. A. D. B. XIX, 722) sei bereits hingeschickt, vorgeblich wegen Valentini's Erkrankung. Gneisenau's Schlußurtheil über V. lautet, daß er die Art habe, die Truppen weit auseinander zu legen um sie bequem ernähren zu können, daß er sie nicht anstrengen wolle, daß er zuviel den Förmlichkeiten huldige und das Erlernte nicht zu vergessen wisse. (Delbrück a. a. O.) Clausewitz pflegte V. den Schulmeister zu nennen.

Die nachfolgende Friedenszeit gewährte Letzterem die Muße, ganz seinen Neigungen zu leben. Er ward zunächst Commandant in Glogau und, nachdem er 1824 zum Generallieutenant aufgerückt war, im J. 1828 General-Inspecteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens. Damit kam er in eine für seine Eigenart sehr passende Stellung. Ein genauer Kenner der Verhältnisse, der spätere General v. Holleben sagt über ihn (Militär-Wochenbl. 1892, 1. Beiheft, S. 24): „V. war durch seine Bildung, sein Verständniß und sein humanes Wesen im hohen Grade für die Stellung eines Generalinspecteurs geeignet. Wäre er dies längere Zeit und frischer gewesen, so hätte er die nothwendigen Reformen schon zu jener Zeit ins Leben gerufen, nur besaß er nicht die Kraft den Widerstand zu brechen, welcher sich erfahrungsmäßig jeder Reform entgegenstellt.“ Einen Theil der ihm vergönnten Muße füllte er mit schriftstellerischen Arbeiten aus. Nachdem er zunächst den „Versuch einer Geschichte des Feldzuges von 1809 an der Donau“ (Berlin 1818) veröffentlicht hatte, erschien seit 1820 sein mehrfach aufgelegtes Hauptwerk „Die Lehre vom Krieg“. Dasselbe besteht aus drei Theilen. Der 1. bringt unter dem Titel „Der kleine Krieg und die Gefechtslehre“ den Inhalt von Valentini's oben erwähnter Erstlingsarbeit; der 2. behandelt in zwei Bänden den großen Krieg; der 3., der Türkenkrieg genannt, schildert diesen unter besonderer Bezugnahme auf des Verfassers eigene Erfahrungen; die späteren Auflagen ziehen auch die Ereignisse der Jahre 1828 und 1829 in Betracht. Ohne Nennung seines Namens ließ er noch „Erinnerungen eines alten preußischen Officiers aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794 in Frankreich und am Rhein“ (Glogau und Leipzig 1833) erscheinen. Eine Lebensbeschreibung seines Gönners York, welche er zu schreiben begonnen hatte, blieb unvollendet. V. starb am 6. August 1834 zu Berlin.

Militär-Wochenblatt Nr. 949, Berlin 1834. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 12. Jahrgang 1834, Weimar 1836 (Lobrede). B. Poten.

Valentini: Michael Bernhard V., Arzt und Naturforscher, in Gießen am 26. November 1657 geboren, studirte daselbst seit 1675, wurde, nachdem er 1680 die Licenz zur ärztlichen Praxis erhalten hatte, 2. Garnisonsarzt in Philippsburg, kehrte aber 1682 zu weiterer Vervollkommnung nach Gießen zurück, machte 1685 längere wissenschaftliche Reisen, auch nach dem Auslande, Frankreich, Holland und England, erwarb 1686 in Gießen die Doctorwürde und übernahm 1687 daselbst den Lehrstuhl der Physik, den er 10 Jahre später mit einer Professur der Medicin vertauschte. Er entwickelte in dieser Eigenschaft eine so außerordentlich erfolgreiche schriftstellerische und praktische Thätigkeit, daß er als das angesehenste Mitglied der medicinischen Facultät galt, und ihm 1720 das Seniorat und Oekonomie-Inspectorat der Universität übertragen wurde. 1728 wurde er zum kaiserlichen Leibmedicus, später noch zum Comes palatinus und Director ephemeridum der k. k. Leopoldino-Karolinischen Akademie ernannt, deren Mitglied er seit 1683 war. V., der auch seit 1704 Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und seit 1717 der Royal Society war, starb am 18. März 1729. Er hat sich sowohl als Arzt, wie als vielseitiger Naturforscher einen Ruf erworben. In der Medicin ist er bekannt als vorzüglicher Bearbeiter verschiedener gerichtlich-medicinischer Gegenstände unter den Titeln:

„Pandectae medico-legales seu responsa medico-forensia ex archivis academiarum et celebriorum medicorum desumpta“ (Gießen 1701); „Corpus juris medico-legale“ (Frankfurt 1722); ferner als einer der ersten, die die Chinarinde in Deutschland therapeutisch verwendeten, die er in der Schrift: „Discursus academicus de china-china“ (Gießen 1697) empfiehlt, wie er denn überhaupt das Gebiet der Therapie bezw. der Arzneimittellehre durch einige gediegene schriftstellerische Leistungen förderte, so durch sein Hauptwerk, das umfangreiche „Musaeum musaeorum oder Schaubuch aller Materialien und Specereien“ (Frankfurt 1704—1714, 3 Bde.; lat. von J. C. Becker, ebd. 1716; Gießen 1723; Offenbach 1733), ferner durch die Schriften: „De Ipecacuanha, novo Gallorum antidysenterico“ (Gießen 1698); „Historia moxae cum adjunctis meditationibus de podagra“ (Leyden 1686); „De herniis arcano regis Galliarum absque sectione curandis“ (Gießen 1697). — Bezüglich seiner nicht unbedeutenden naturwissenschaftlichen Leistungen verweisen wir auf die erste der unten genannten Quellen und bemerken nur im allgemeinen, daß die Arbeiten Valentini's das Gebiet der Physik, Meteorologie und der beschreibenden Naturwissenschaften, namentlich der Mineralogie, betreffen.

Vgl. Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch II, 1166, sowie Biogr. Lex. VI, 57. Pagel.

Valerius: Cornelius V. (eigentlich Wouters, Waltheri oder Gualtheri), Philolog, wurde 1512 in Oudewater geboren, einer kleinen Stadt Hollands, südwestlich von Utrecht. Caspar Burmann hielt mit Unrecht für seine Geburtsstadt Utrecht und Oudewater für seinen Familiennamen. Valerius' Erziehung wurde von dem leichtlebigen Vater vernachlässigt, daher besuchte er erst im späteren Alter die Schule zu Utrecht, die der berühmte Dramatiker Georg Macropedius leitete. Nach drei Jahren begab sich V., etwa 20jährig, nach Löwen, wo er sechs Jahre Konrad Goclenius († 1539) zum Lehrer im Lateinischen und Rutger Rescius (Ressen † 1545) zum Lehrer im Griechischen hatte am Collegium trilingue Buslidianum. Dieses von Busleiden, dem bei Karl V. beliebten Kanonikus, gegründete und von Erasmus begünstigte Institut machte sich um die Kenntniß der lateinischen, griechischen, hebräischen Sprache hochverdient. Die Geschichte des Collegium trilingue ist von der Geschichte der Philologie nicht zu trennen. Bald erhob sich Löwen über die Stellung, die Deventer im 15. Jahrhundert eingenommen hatte und wurde ein Mittelpunkt aller philologischen Studien in Belgien. Zwar litt die streng katholische Schule in den Bürgerkriegen, so daß Lipsius im J. 1605 schreiben konnte: nunc iacent ibi omnia et silent: heu tempora, an et heu iudicia dicam? sed refraeno. Aber derselbe Lipsius gab ihr später wieder neuen Glanz; ihm folgten Erycius Puteanus und Vernulaeus (s. d.).

Nach Vollendung seiner Studien in Löwen wurde V. Lehrer der Rhetorik an der Schule zu Utrecht unter Macropedius. Erst nach 6 Jahren kehrte er nach Löwen zurück und übernahm dann die Erziehung einiger vornehmer Jünglinge, mit denen er Frankreich bereiste. Nach seiner Rückkehr wurde er, als Petrus Nannius (s. A. D. B. XXIII, 245) starb, im Herbst 1557 sein Nachfolger in Löwen: er siegte über seinen Mitbewerber, den Arzt und Philologen Johannes Boschius. Ein Jahr darauf starb sein Lehrer Macropedius; V. widmete ihm lateinische Verse, die auf des Freundes Grabstein standen. V. wurde ein beliebter Lehrer in Löwen: Jünglinge aus allen 17 Provinzen strömten ihm zu; nur wer ihn selbst habe vortragen hören, meint Suffridus Petrus, habe auch seine Schriften recht verstanden. Nach Art seiner Vorgänger lehrte er auch privatim; eine Bestimmung im Testament Busleiden's gab dazu die Erlaubniß: die öffentlichen Vorträge wurden nicht bezahlt und das Gehalt war gering.

V. wird als ein gütiger und heiterer Mann geschildert. Seine Beobachtungen theilte er gern mit; so benutzte seine Bemerkungen zu Lucrez Giffen (Obertus Gifanius) in seiner Ausgabe des Lucrez, die 1566 zu Antwerpen erschien und öfter wieder gedruckt wurde, so 1595, 1597 und 1611. Sie gehört zu den besten derartigen Arbeiten der damaligen Zeit, wie Schirmer (s. A. D. B. IX, 182) bemerkt, aber J. Scaliger warf dem charakterlosen Giffen dreistes Plagiat vor. Cicero und Vergil, die Lieblinge Valerius', waren auch die Vorbilder für seine eigenen Schriften und lateinischen Gedichte. Er schrieb klar und bestimmt im Gegensatz zu der affectirten Kürze und anspruchsvollen Dunkelheit der Nachahmer von Lipsius. In seine Vorlesungen flocht V. gern Bemerkungen aus der Ethik und Physik ein, denn für seine Zeit war er in der Naturkunde nicht unbewandert. Lipsius, von dem drei Briefe an V. vorhanden sind, urtheilt über V., ihn mit Nannius vergleichend, studio non impar, quamquam ingenio fortasse inferior.

Wie Macropedius verfaßte auch V. Schulbücher über lateinische Grammatik, Logik, Rhetorik, Ethik, die einer vernünftigeren Methode zum Siege verhelfen sollten, auch ein astronomisches Hilfsbuch „de sphaera et primis astronomiae rudimentis“ Antv. 1593. Die meisten seiner Schriften wurden wiederholt gedruckt, nicht blos in der Heimath, sondern in Basel, Frankfurt, Marburg, Straßburg, Köln, Venedig. So erschien die lateinische Grammatik 1567 zu Antwerpen und öfter; 1574 zu Dillingen; das 4. Buch besonders unter dem Titel prosodia zu Jena 1580. Die Physik 1567 zu Antwerpen; 1591 zu Marburg; 1597 zu Frankfurt. Von seinen lateinischen Dichtungen sei erwähnt, daß er Karl's V. Anwesenheit in Utrecht 1540 und 1546 feierte. Die letzte Zeit seines Lebens öfter von Gicht geplagt, starb V. in Löwen 11. August 1578, 66 Jahre alt. In der Hauptkirche wurde er beigesetzt; erst im Jahre 1610 ließ ihm Georg von Oesterreich, der natürliche Sohn Georg's, der selbst ein natürlicher Sohn Maximilian's I. war, in dankbarer Erinnerung an seinen einstigen Lehrer, ein Epitaph mit feierlicher Widmung setzen. Auch andere Schüler gedachten seiner dankbar: in einem Briefe sagt Lipsius ductore omnium nostrum Cornelio Valerio et quasi chorago; in einem Epigramm des Miraeus auf ihn heißt es omnis Belgica nobilitas est venerata ducem. Ich nenne noch W. Canter, der wie V. Schüler des Macropedius war und V. sehr jung in Löwen hörte, weite Reisen machte und drei Jahre vor V. an der Schwindsucht starb; Franc. Haraeus (Verhaer) (s. A. D. B. X, 313), der ebenfalls Schüler des Macropedius war und 1632 starb; den Philologen und Juristen Carrion † 1595 (s. A. D. B. IV, 27); den Philologen Fr. Modius † 1597 (s. A. D. B. XXII, 46); den Philologen und Juristen Delrio † 1608 (s. A. D. B. V, 44); Andreas Schottus † 1629 (s. A. D. B. XXXII, 392). Von Giffen war oben die Rede.

Sweert, Athenae Belgicae p. 197 f. — Caspar Burmann, Traiectum erud. 1738 p. 377 f. — Georg Macropedius, Programm N. 63. 1886, vom Unterzeichneten p. 8 und 10. — J. Lipsi Lovanium. Antv. 1605 p. 99. — F. de Nève, Mémoire hist. et litt. sur le Collège des trois-langues. 1856 p. 156 f. — Suffr. Petrus de script. Frisiae 1699 p. 199. — Lipenii bibl. realis ph. 1682, index. — Draudii bibl. classica 1625, index. — Paquot, mém. 1768. 12, 145 f.

Daniel Jacoby.

Vallensis: Andreas V. (André Delvaux), geboren zu Andenne (Grafschaft Namur) im J. 1569, † zu Löwen am 26. December 1636. Nachdem er in Lüttich und Douai Philosophie studirt hatte, lehrte er diese durch sieben Jahre im Colleg zu Marchienne, während er zugleich die Rechtswissenschaft betrieb, war Fiscus und Decan des Collegs der Baccalauren, erhielt im J. 1598

den Ruf als Lehrer der Philosophie am Hofgymnasium zu Löwen. Hier las er seit 1609 canonisches Recht, erwarb am 28. September 1610 die Würde eines Dr. iur. utr., im J. 1621 die ordentliche Professur des canonischen Rechts neben Heinrich Zoes. Zugleich war er dreizehn Jahre lang Präfect des Collegium Winckelius. Er wurde begraben in St. Peter. Außer einer Schrift „De beneficiis libri IV“, welche sein Neffe gleichen Namens zu Mecheln 1646. 4. herausgab, verfaßte er: „Paratitla sive summaria et methodica explicatio Decretalium d. Gregorii P. IX.“, Lovan. 1628, 1632, ein auf die Decretalen Gregor's IX. sich stützendes Lehrbuch des canonischen Rechts, dessen neue nach dem Tode des Verfassers in verschiedenen Ländern erschienene Auflagen die weite Verbreitung beweisen. Neben diesen Werken gab er Werke von H. Zoesius heraus.

Witte, Diarium ad a. 1636. — Foppens, Bibl. I, 60 (giebt noch handschriftlich vorhandene Werke an). — Van der Meersch in Biogr. nat. V, 492. — Meine Gesch. III, 693. v. Schulte.

Valvasor: Johann Weikhard Freiherr v. V., Historiker, Topo- und Ethnograph, geboren zu Laibach (Krain) am 28. Mai 1641, † am 19. September 1693, stammt aus einer um 1530 aus Bergamo (Italien) nach Krain und Untersteiermark eingewanderten Adelsfamilie. Seine krainischen Vorfahren erscheinen zuerst auf Schloß Gallenegg*) bei Sagor (Oberkrain) seßhaft und führte er auch daher das Prädicat „zu Gallnegkh“ sowie die weiteren: zu Neudorff, Herr zu Wagensberg und Liechtenberg, von diesen seinen selbst erworbenen Besitzungen. Er war von 24 Kindern seines Vaters Bartholomäus das zwölfte aus dessen zweiter Ehe mit Anna Maria Freiin von Rauber. Bis zur Vollendung des philosophischen Curses studirte Joh. W. an dem Collegium der Gesellschaft Jesu seiner Vaterstadt, um dann gar bald (1666) der Sitte der Zeit entsprechend, seine Bildungsreise anzutreten, und „er reiste“, wie ihm ein zeitgenössischer Poet (Christoph Wegleiter) nachrühmt, „wie nicht viel von seinem Stande reisen“. V. durchzog Italien, Frankreich, wiederholt Deutschland, ja er ging (1669) bis nach Afrika. Hier war es, daß ihm (am 15. Juli) ein vornehmer und gelehrter Mohamedaner, Namens Ali Haisa, der in hohem Ansehen stand, die Bereitung eines starken Giftes und dessen Wirkung als ein Geheimniß gegen Mittheilung anderer, den Afrikanern nicht bekannter, Geheimnisse anvertraute. Heimgekehrt um die Angabe dieser Giftbereitung wiederholt ersucht, verweigerte aber V. dieselbe, „denn“, sagte er, „mein Gewissen will mir nicht erlauben, eine so hochschädliche Sache zur Gefährdung vieler Menschen Lebens gemein zu machen und dem höllischen Mordgeist oder dessen Creaturen und Werkzeugen damit einen Vorschub zu thun.“ Abgesehen davon, daß er von diesen Reisen sich im allgemeinen einen reichen Wissens- und Erfahrungsschatz mitgebracht, der sich dann in seinen Schriften spiegelte, so lag der größte Gewinn, den er selbst, beziehungsweise seine engere Heimath (Krain) daraus zog, in der wehmüthigen Erkenntniß, daß er überall unter den Gebildeten seiner Tage die „falsche Meinung“ vorgefunden, „als wäre dieses Herzogthum (Krain) ein schlechter, kleiner, unbeträchtlicher Winkel der europäischen Erde, gänzlich von lustbaren Städten und prächtigen Schlössern leer und also andern Ländern nicht gleich schätzbar“. Diese falsche Meinung zu widerlegen und zugleich auch, „weil viele von den Krainern einem Durchreisenden wenig von ihrem Lande zu sagen wissen“, faßte er den großartigen Entschluß, in einem umfassenden und auf mehrere Folianten berechneten Prachtwerke Land und Leute in Krain, die Ge-

*) Heute im Besitze des Herrn Franz Praschniker, der auf dem Vorplatze des von ihm errichteten, schon von Valvasor als heilkräftig geschilderten Warmbades Gallenegg dem Andenken des unvergeßlichen Patrioten einen Gedächtnißobelisken gewidmet hat.

schichte und Culturgeschichte, die Volkswirthschaft, Trachten und Sitten, alle Raritäten des Landes an Grotten und Höhlen und anderen Naturmerkwürdigkeiten in Wort und Bild dem Auge der Mit- und Nachwelt vorzuführen. Doch sollte dies auf Grundlage weiteſtausgedehnter Autopsie, möglichst gründlicher Studien der Geschichtsquellen und erreichbarst vielseitiger Beiträge von gleichdenkenden Heimathgenossen und Freunden ausgeführt werden. Zu dem Ende unternahm er unausgesetzt „Fahrten", besser gesagt, Ritte kreuz und quer durch das Land, zeichnete mit eigener Hand die Abrisse von Burgen, Schlössern, Ortschaften u. s. w. in sein (noch heute erhaltenes) Skizzenbuch, maß mit seinen mathematischen Instrumenten die Höhen der heimathlichen Alpen, drang der Erste in der heute weltberühmten Tropfsteingrotte von Adelsberg so weit vor, wie früher noch Niemand, beschrieb dieselbe auch zuerst und geleitete Fremde hinein (so 1684 einen Engländer und zwei Holländer); er copirte in den Archiven der heimathlichen Städte und Märkte, auf den Schlössern seiner Adelsgenossen und in den geistlichen Häusern die Urkunden der Vorzeit, erließ schwunghafte Aufrufe um Unterstützung in gleichem Sinne, unterhielt Correspondenzen mit hervorragenden Gelehrten des In- und Auslandes so, um nur einige zu nennen, mit dem Engländer Thomas Gale, dem Secretär der „Englischen Societät der Wissenschaften in London" (der heutigen Royal Society), mit dem Franzosen Henry Garbusat, dem Deutschen Erasmus Francisci, den gelehrten Prälaten, dem Fürsterzbischof Grafen Khüenburg von Salzburg, dem Abte Albert Reichardt von St. Paul in Kärnten u. v. a. Inzwischen hatte sich V. (1672) ein eigenes Heim erworben, das Schloß Wagensberg (Unterkrain), heute im Besitze des k. und k. General Fürsten Hugo Windisch-Grätz, nachdem er sich kurze Zeit vorher (10. Juli 1672) mit Anna Rosina von Grafenweg vermählt, aus welcher Ehe von 1674 bis 1686 9 Kinder, 4 Töchter und 5 Söhne, entsprossen, von denen den Vater eine Tochter und 3 Söhne überlebten; aus der zweiten Ehe (20. Juli 1687) mit Anna Maximilla Freiin von Zetschker hatte er eine Tochter, die ihn gleichfalls überlebte. Als V. das Material über die topographischen Verhältnisse von Krain beisammen hatte, ging er zunächst an die Herstellung einer „Topographia Ducatus Carnioliae modernae", die in der 1678 von den Krainer Ständen auf Anregung J. L. Schönleben's (s. d.) in Laibach errichteten Buchdruckerei von J. B. Mayer (aus Salzburg) 1679 gedruckt wurde und zu der die Abbildungen in dem von V. auf seinem Schlosse Wagensberg eigens eingerichteten Kupferstichatelier durch den bekannten Künstler und Illustrateur auch von Vischer's steiermärkischem Schlösserbuch Andreas Trost in Kupfer gestochen wurden. Außer dem ebengenannten Künstler beherbergte V. in seinem durch großartig angelegte Sammlungen (Naturaliencabinet, Münzcabinet, — aus dem er einem Freunde in Frankfurt allein „an die 8000 Stücke" mitgetheilt —, reichhaltige Bibliothek [heute in der f. e. Metropolitanbibliothek in Agram], Raritätensammlung) ausgezeichneten Tusculum ab und zu mehrere Zeichner M. Greyscher, J. Koch, Paul Ritter, P. Werex, die theils schon für dieses erste, theils für die später gefolgten topo- und ethnographischen Arbeiten thätig waren. Dieses kostspielige Künstlerheim, das er, obschon für seine vaterländischen Werke von den Krainer Ständen wiederholt materiell unterstützt, doch zumeist aus Eigenem mit großem Aufwande unterhalten mußte, lieferte nun rasch nacheinander eine Topographie der gräflich Lamberg'schen Schlösser (Topographia arcium Lambergianarum), Kupfertafeln, eine „Topographia Archiducatus Carinthiae Modernae, Kupfertafeln (Laibach 1681) — bei welchem Werke V. auch schon der touristische Zweck vorschwebte, indem er es betont, „wie die zu jetziger Zeit sehr in Schwung kommende Abzeichnung von Gegenden, Städten und Gebäuden, sowol zum Vortheil der Reisenden sowie zum Nutzen der Länder gereiche, die

dadurch mehr bekannt werden" —, eine „Topographia Salisburgensis", Kupfertafeln, dann in Kupfer gestochene Karten von Krain, Kärnten und Kroatien, zwischendurch eine Metamorphosis Ovidiana (Kupfertafeln) und ein Theatrum mortis humanae (Todtentanz), lateinische und deutsche Verse mit eingedruckten Kupfertafeln (Laibach 1682). Das nächstfolgende Jahr der zweiten Türkenbelagerung Wiens (1683) zeigt uns den edlen Freiherrn von einer bisher nicht erwähnten Seite, als Krieger; es entführt unsern Gelehrten, der getreu den Jahrhunderte alten Traditionen der Krainer Ritterschaft auch zum Stande der landschaftlichen Miliz zählte und für den Ernstfall die Rolle eines Hauptmanns des Fußvolkes im unteren Viertel (Unterkrain) bekleidete, plötzlich seinem „Museum" und sah ihn, der schon in seinen jungen Jahren von kroatischen Grenzvesten aus unter tüchtigen Führern manchen „Partheigang" in die Türkei mitgemacht, an der Spitze einer den benachbarten Steiermärkern zugesandten Hilfstruppe von 400 Mann zur Abwehr der Türken und Ungarn von der Ostgrenze Steiermarks durch Wochen rühmlich thätig, wofür er und die Seinen auch, nach Beseitigung der Gefahr, seitens der steiermärkischen Stände mit ansehnlichen Ehrengeschenken ausgezeichnet wurden. Wieder ward von V. das Schwert mit Zeichengriffel und Schreibfeder vertauscht und außer den rastlos weiterfortgesetzten umfassenden Vorarbeiten für das Hauptwerk: „Die Ehre des Herzogthums Krain" war es ein ausführlicheres topographisches Werk über Kärntens Einst und Jetzt, das ihn nun hauptsächlich beschäftigte und das 1688 als „Topographia Archiducatus Carinthiae antiquae et modernae" zu Nürnberg im Verlage von Wolfg. Mor. Endter erschien und das zu den Kupfertafeln auch längere und kürzere erklärende Texte über das schöne Nachbarland enthält.

Auf dem Titelblatte dieses Werkes nennt er sich zum ersten Male „Mitgenosse der königlichen Societät in England", als welcher er unterm 14. December 1687 war aufgenommen worden; das Archiv der heutigen Royal Society bewahrt unter anderen Briefen von Valvasor's Hand, die Verfasser nach (1893) an Ort und Stelle vorgenommener Copirung eben zum Abdrucke in der beabsichtigten umfassenden Biographie desselben vorbereitet, eine ausführliche physikalisch-technische Beschreibung des „wunderbaren" ob der Merkwürdigkeit seines Verschwindens und wieder zu Tage Kommens, sowie des periodischen reichen Fischsegens, Waidmannsheils und Ernteergebnisses in ein und demselben Jahre schon von Torquato Tasso besungenen Zirknitzer Sees in Innerkrain, gleichwie einen detaillirten sachmännischen Bericht über seine Erfindung des verfeinerten Erzgusses, der auch aus dem lateinischen Original in das Englische übersetzt worden, um ihn bei den Fachmännern cursiren zu lassen. Diese letzterwähnte Erfindung erprobte V. bei der von ihm modellirten, im Laibacher Gußhause gegossenen und noch gegenwärtig den St. Jacobsplatz in Laibach schmückenden Marienstatue.

Sein mehrseitiges technisches Geschick hatte unser Freiherr auch durch sein der Zeit gewaltig voranschreitendes Project eines Tunnels durch den Krain von Kärnten trennenden Loiblberg — und zwar am Fuße desselben, nicht wie der später ausgeführte Einschnitt an der Spitze des Berges — in kunstreicher Weise bewähren wollen, welcher geniale Plan von der kaiserlichen Regierung bereits gutgeheißen war — man wollte ihm und seinen Nachkommen das Mauthrecht an den Ausgängen des Tunnels zugestehen — aber wegen der 1679 in diesen Ländern eingefallenen Pestseuche nicht zur Ausführung gelangte. Durch die Realisirung dieser seiner damals so überaus kühn erschienenen Idee hätte sich V. in der Geschichte der Technik einen der hervorragendsten Namen für alle Zeiten gesichert.

Nachdem er die zweite ausführliche Topographie von Kärnten beendigt, ging er an die schließliche Vollendung des mehrgenannten Hauptwerkes,

des großen Buches über Krain, sein Lebensziel, mit dem er sich ein litterarisches Denkmal errichtet hat, das ihn für immer zur unumgänglichen Quelle alles und jeden Schriftthums über Krain gemacht hat. „Die Ehre des Herzogthums Krain" Laybach Anno 1689, zu finden bei Wolfgang Moritz Endter, Buchhändler in Nürnberg, welches Werk der Freiherr durch den Hochgräflich Hohenlohe'schen Rath Erasmus Francisci (s. A. D. B. VII, 207) „in reines Teutsch bringen und mit Erklärungen, Anmerk- und Erzälungen" (öfters wol nicht zum Vortheil des Ganzen) versehen ließ, ist in vier Foliobände getheilt, deren erster L und 696, der zweite 836, der dritte 396 + 730 = 1126 und der vierte 610 und 62 Seiten (Register) zählt; das ganze Werk enthält also 3320 Seiten und ist mit 533 Abbildungen in Kupfer geschmückt. Der mit dem Porträt des Verfassers (als Krieger) gezierte erste Band wird durch eine Reihe deutscher, lateinischer und slovenischer Begleitgedichte eingeleitet, unter den deutschen solche von Katharina Regina von Greiffenberg (s. A. D. B. IX, 633), von Joh. Ludwig Prasch (s. A. D. B. XXVI, 505), Erasmus Francisci, Christoph Wegleiter u. a. Bringt das erste Buch des, im ganzen 15 Bücher zählenden, Werkes nach dem heutigen Stande der Wissenschaft antiquirte etymologische Excurse über die alten Namen der Bewohner Krains, so enthält doch schon gleich das zweite die schätzenswerthe zeitgenössische Topographie des Landes mit den wichtigsten Hinweisen auf das culturhistorische Moment in Wort und Bild, eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntniß des alten Volksthums. Das dritte und vierte Buch geben die Beschreibung der „Naturraritäten", wobei wol auch im Geiste der Zeit Hexen- und Gespenstergeschichten mit unterlaufen, jedoch nicht ohne öfters recht drastische humoristische Auffassung dieses und jenes Histörchens. Geradezu groß steht aber V., der zwar selbst in jüngeren Jahren zu Wien Alchymie betrieben, in seiner Verdammung der Suche nach dem „Stein der Weisen" da, indem er seinen Zeitgenossen das Trügerische und Nutzlose der Alchymisten und Sucher nach dem „Lapis Philosophorum" nachgewiesen und sich, wie Francisci dies rühmlichst an ihm hervorhebt, durch die in diesem seinem Werke namentlich den hohen Herrn vorgehaltene Warnung vor den alchymistischen Betrügern um die also Gewarnten das höchste Verdienst erworben hat. Der zweite Band handelt im fünften Buche von den ältesten und alten Bewohnern Krains und führt die Beschreibung derselben bis einschließlich auf die Franken herab, im sechsten Buche von der krainischen (slovenischen) Sprache, von den Trachten, Sitten und Gebräuchen des krainischen Volkes, im siebenten von der Religion und den religiösen Gebräuchen mit besonderer Hervorhebung der Geschichte der Reformation in Krain und der Hauptträger derselben, Primus Truber's, des „Reformators Krains" (des „krainischen Luther)", Nicodemus Frischlin's, des Rectors an der Laibacher evangelischen Landschaftsschule u. a. m.; im achten von den Landesheiligen, dem Laibacher Bisthum und den anderen katholischen Häusern des Landes, sowie von jeder einzelnen Pfarre, wobei V. als Statistiker auftritt, indem er sich aus jeder Pfarre die Durchschnittszahl der jährlichen Geburten und Todesfälle zu verschaffen wußte. Der dritte Band umfaßt drei Bücher; das neunte handelt von den Landesämtern und Würden, sowie von den einzelnen Adelsfamilien mit Beibringung aller Wappen, wozu ihm als Quelle das für ihn angefertigte — heute in der k. e. Bibliothek in Agram erliegende — handschriftliche Wappenbuch Raumschüssel's diente, noch gegenwärtig ein unentbehrlicher Rathgeber für die krainische beziehungsweise österreichische Adelsgeschichte; das zehnte von den Landesfürsten und von der Landesgeschichte bis auf seine Tage (1689); das elfte Buch mit separater Paginirung bildet das sog. „Schlösserbuch", jener Theil des Valvasor'schen Werkes, der dieses zum wahren und echten Hausbuch des Volkes gemacht hat und noch heute

den Schülern in den Bibliotheken der heimathlichen Lehranstalten als Gegenstand eifriger Wißbegierde und ernsten Studiums dient, denn es enthält in seiner Schilderung und Abbildung aller Städte, Märkte, Schlösser, Burgen, Klöster u. s. w., die reichste Fülle topographischen und historischen Materials für die Localkunde der Heimath.

Der vierte und Schlußband bietet im 12. Buche ein getreues Bild der in den jahrhundertelangen Kämpfen mit dem „Erbfeind der Christenheit", den Türken, so hochwichtigen „kroatischen, windischen und Meergrenzen" (an der Adria) und der daselbst stattgehabten größeren und kleineren Kriegsvorfälle, Streifzüge, Ueberfälle u. s. w., wobei auch die ruhmreichen Thaten der reichsdeutschen Hilfsvölker und Kriegsobersten stets die gebührende Hervorhebung finden. Im 13. und 14. Buche werden chronikartig die Jahrgeschichten des Landes in vorrömischer und römischer Zeit und den nächstfolgenden Jahrhunderten geliefert, um dann das 15. (letzte) ausschließlich den Jahrgeschichten Krains unter der Herrschaft des Hauses Habsburg von 1282/3 an zu widmen. Noch im Jahre ihres Erscheinens ward „Die Ehre des Herzogthums Krain" in den Schriften der Leipziger Gelehrten mit Betonung ihrer hervorragenden Bedeutung rühmend besprochen; die Acta Eruditorum 1689 enthalten von S. 549—559 die Besprechung des ersten Bandes, die von 1690 S. 105—115 die der weiteren drei Bände; außerdem brachte die genannte gelehrte Publication des Freih. v. V. Abhandlung über den Zirknitzer See (mit zwei Tafeln Abbildungen) S. 634—645. Im Manuscript hinterließ V.: Die Satyren des Ovid (mit Kupfertafeln), Lumen Naturae (6 Bde.), Flos Physico-Mathematicus (3 Bde.).

Joh. Weikhard Freih. v. V. überlebte die Herausgabe seines Hauptwerkes, dessen Herstellung nahezu sein ganzes Vermögen verschlungen, nicht lange; er starb nach Veräußerung seiner Güter in sehr dürftigen Verhältnissen am 19. September 1693 zu Gurkfeld in Unterkrain, wo er sich wenige Monate vor seinem Hinscheiden ein bescheidenes Haus erworben, an welchem jüngst erst eine Gedenktafel an sein Weilen daselbst enthüllt worden.

Seine nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung für die Heimath Krain, aber auch für die Nachbarlande und für ganz Oesterreich liegt vornehmlich in seinen ethnographischen und culturgeschichtlichen, sowie in den volkswirthschaftlichen Schilderungen, während er als Landeshistoriker erst in zweiter Linie in Betracht kommt, obgleich er auch auf diesem Gebiete durch die von ihm gelieferten Vorarbeiten und durch Beibringung von massenhaften Materialien bei Beobachtung der nöthigen Kritik in der Benutzung immer ein unumgänglicher Führer und Wegweiser, ja in vielem die einzige Stütze bleibt. In gerechter Würdigung der hohen Verdienste Valvasor's nicht allein um das Land Krain, um Oesterreich und um die Wissenschaft hat das gegenwärtige k. k. österreichische Ministerium für Cultus und Unterricht vor kurzem den Beschluß gefaßt, zu seinem Andenken in der Landeshauptstadt Laibach durch einen heimathlichen Künstler ein würdiges Standbild zu errichten!

Mein Valvasor, Biogr. Skizze, Graz 1866. — Meine biogr. Einleitung und Schluß zu J. Krajec' Neuausgabe des Valvasor'schen Hauptwerkes: „Die Ehre des Herzogthums Krains", Laibach 1877—79. P. v. Radics.

Vanckel: Johann Koelner de V. Er war, wie die Drucke ergeben, artium liberalium magister und utr. iuris doctor an der Universität zu Köln. Seine Werke: „Summarium textuale et Conclusiones super Sexto, Clementinis" und „Summarium et effectus extravagantium Johannis XXII", zu Köln „in edibus suis lecte", zu Köln gedruckt 1484 (Druckfehler am Schlusse 1465), 1488, 1493, 1494 (Hain n. 9786—9788) und Paris (M. Durand Galier) 1509; „Notata super usibus feudorum" s. l. 1486 (Hain 9789).

Hartzheim, Bibl. p. 184 (durch Druckfehler Koelver de Wanckhom), der andere anführt. — Meine Gesch. II, 384. v. Schulte.

Van-Espen: Zeger Bernhard van E., Kanonist, geboren zu Löwen am 9. Juli 1646, † zu Amersfoort am 2. October 1728. Nachdem er bei den Vätern des Oratorium in Tamise die Vorstudien gemacht, widmete er sich den philosophischen Studien in Löwen als Zögling des collège du Porc, dann den theologischen und kanonistischen, wurde zum Priester geweiht und Dr. iur. 1673. Im folgenden Jahre beauftragte der Magistrat ihn mit der sog. Sechswochenvorlesung — diese fand während der Ferien statt, um die Studenten in Thätigkeit zu halten — gegen ein Jahresgehalt von 30 Thalern; er behielt diese bei. Im J. 1677 zog er in das collège du Pape, wo er auch Privatvorlesungen hielt, welche vorzugsweise von Doctoren besucht wurden, vor allem wissenschaftlichen Arbeiten sich widmend. Sein Ansehen im Inlande wie im Auslande infolge seiner Schriften war enorm. Er kannte bei seinen Forschungen nur einen Leitstern: die Wahrheit; rückhaltslos tritt er ein für das, was er als recht erkannt hat. Hierdurch machte er sich viele Feinde. Durch seine Ausführung, daß es unerlaubt sei, von den in einen Orden Eintretenden Geld anzunehmen, stach er in ein Wespennest; ein Augustinereremit trat ihm entgegen, worauf er sich durch eine besondere Schrift vertheidigte und insbesondere den ihm gemachten Vorwurf des Jansenismus abwies (1684). Indem er aber gegen die Willkürlichkeiten, welche der Erzbischof von Mecheln, Humbert de Precipiano, sich gegen die Geistlichen erlaubte, welche zu den angeblichen condemnirten Sätzen des Jansenius sich bekennen sollten, sich offen erklärte, machte er sich den fanatischen Prälaten und den ihm huldigenden Klerus zum Feinde, der fanatischeste war der Augustiner Désirant. Dieser hatte schon im J. 1694 der Inquisition eine Denunciation überreicht, worin sechs Sätze Van-Espen's aus einer noch ungedruckten Abhandlung vorkamen, jedoch keine Condemnation erreicht. Einen anderen Erfolg hatte die seitens des Generalvicars van Susteren im J. 1702 eingereichte Denunciation, durch ein besonderes Decret der Inquisition vom 22. April 1704 wurde sein „Jus ecclesiasticum universum“ condemnirt. Ermuthigt durch solches Resultat versuchte Désirant einen Hauptstreich. Er ließ durch einen jungen Menschen, Nic. Tourteau, einen Brief fabriciren, worin Van-E. an van de Nosse die Aufforderung richtete, die Freunde zu veranlassen die beigefügte Erklärung zu unterzeichnen, worin den Generalstaaten Gehorsam gelobt, die Ausweisung der römischen Delegaten verlangt, die Annahme und Vertheidigung der Sätze des Jansenius erklärt und der Schutz der holländischen Regierung angesucht wird. Dieser Brief mit anderen gefälschten und einigen harmlosen echten Briefen wurden von Désirant dem Erzbischof und Nuntius vorgelegt und kam dann an den Rector der Universität. Nach fünfzehnmonatlichem Verfahren, das anfänglich zu einem Competenzconflicte zwischen der Universität und dem Rath von Brabant führte, erkannte am 18. Mai 1708 der Gerichtshof auf Verbrennung der Actenstücke durch Henkershand — sie erfolgte am 16. Juni 1708 —, Absetzung des P. Désirant und immerwährende Verbannung aus den königlichen Staaten. So endete diese mit dem Namen Fourberie de Louvain bezeichnete Sache. Désirant versuchte die Restitution zuletzt im J. 1717, wo er Kaiser Karl VI. eine Bittschrift überreichte, die der Kaiser dem Staatsrath zum Gutachten überwies. Dieser bezeichnete sie als von vorn bis hinten voll von Betrügereien. Nunmehr ging der saubere Patron nach Rom, wo ihn Papst Clemens XI. zum Professor an der Sapienza ernannte, er starb im selben Jahre mit Van-E. Die Inquisition hatte schon 1707 die für den abgesetzten Pfarrer von St. Katharina in Brüssel, W. van de Nosse, von Van-E. verfaßte Berufungsschrift „Motivum juris“ cet. condemnirt, im

J. 1714 seine Tractate „de promulgatione legum ecclesiasticarum speciatim bullarum et rescriptorum curiae romanae“ und „de placeto regio“. Hierfür fand er aber eine große Anerkennung durch die Annahme seiner Lehre, welche in der 1722 vorgeschriebenen Erforderniß des königlichen Placet für alle Erlasse des päpstlichen Stuhles liegt. Im selben Jahre verurtheilte der große Rath von Mecheln am 22. Februar ein Mitglied, den P. Govarts zur Ausmerzung der Van-E. beleidigenden Stellen in seiner Kritik von dessen Schriften. Espen's Lebensabend sollte nicht ungetrübt verlaufen. Das Utrechter Capitel hatte am 17. April 1723 den Capitelsvicar von Haarlem, Cornelius Steenoven, zum Erzbischof gewählt, dessen Consecration, nachdem alle Versuche seine Bestätigung in Rom zu erlangen, gescheitert waren, am 15. October 1724 stattfand. E. hatte die Rechtmäßigkeit der Wahl und der Consecration in mehreren Schriften, insbesondere der „Responsio epistolaris de numero episcoporum ad validam ordinationem episcopi requisito“ (1725) vertreten. Diese war seitens des Nuntius dem Staatsrath übergeben, ihre öffentliche Zerreißung wurde ohne die Vertheidigung des Verfassers zuzulassen, angeordnet, weil sie verletzend bezüglich des Breves Benedict's XIII. sei. Es wurde beim Staatsrath und der Universität ein Proceß gegen ihn eingeleitet, er wurde am 1. Februar 1728 suspendirt und aufgefordert, die Schrift zurückzuziehen, der Erzbischof forderte ihn auf, das Formular Alexander's VII. (gegen die 5 condemnirten Artikel von Jansenius) und die Bulle Unigenitus zu unterschreiben. Die Schritte des conseil souverain und der Stände von Brabant bei der Regentin waren fruchtlos, Van-E. gewann die Gewißheit, daß ihm nur das Aufgeben seiner Ueberzeugung oder die Flucht übrig bleibe. Er entzog sich seinen Verfolgern durch die Flucht nach Mastricht und nach kurzer Zeit nach Amersfort, wo er im Seminar nach einigen Monaten starb. Kurze Zeit vor seinem Tode hatte er erklärt, daß seine Flucht nur durch die Furcht veranlaßt worden sei, daß es den Feinden gelingen könne, ihn durch Gewalt bei der Abnahme seiner Kräfte zu einem seiner Ueberzeugung widersprechenden Widerrufe zu zwingen. — Außer den bereits erwähnten Schriften hat er mehrere große Werke über Quellen des canonischen Rechts, sowie eine Anzahl von Abhandlungen über eine Reihe von Materien des kirchlichen Rechts verfaßt; sämmtliche Schriften sind durch Decret vom 17. Mai 1734 auf den Index gesetzt worden. Trotzdem wurden sie gerade in Rom viel gebraucht; es genügt hinzuweisen auf Papst Benedict XIV., der in seinem Werke: De synodo dioecesana, das er als Papst veröffentlicht und nach eigener Angabe fast ganz neu bearbeitet hat, Van-E. nicht nur regelmäßig anführt zum Zeugen für die Besonderheiten in Belgien (z. B.: L. III. c. 3 n. 2; IX. c. 2 n. 4, c. 9 n. 6 u. 7, c. 15 n. 9), sondern auch für nothwendig findet, bisweilen eine Ansicht desselben ausführlich zu widerlegen (z. B.: L. X. c. 1 n. 6 und L. XI. c. 6 n. 3 ff., hier seine Ansicht der Unerlaubtheit einer Mitgift beim Eintritt in einen Orden, dessen Einkünfte genügen). — Die Schriften Van-Espen's sind doppelter Art. Die den Quellen gewidmeten sind, soweit die Geschichte in Betracht kommt, weder hervorragend noch eine Bereicherung, wol aber gut bezüglich der Interpretation und der an die einzelnen Capitel geknüpften Erörterungen. Was die der Darstellung des positiven Rechts gewidmeten anbelangt, so gehören sie zu den besten seit dem Mittelalter, durch quellenmäßige Forschung, volle Beherrschung des Stoffes, ausgezeichnete Darstellung und reichen Inhalt; für die particulare Rechtsbildung namentlich in Belgien sind sie unübertroffen. Sein kirchlicher Standpunkt ist der eines gemäßigten Gallicaners. Er hing mit Liebe an seiner Kirche und ihrem Rechte, aber ebenso warm an seinem Vaterlande, er vertrat die Freiheit des Gewissens und die Rechte des Staates, er trat ein für die Aufrechthaltung jedes Rechts in der Kirche, bekämpft darum die

Anmaßungen der Curie wie der Bischöfe. Als Schriftsteller wie als Mensch verdient Van-E. einen Ehrenplatz.

Vie de M., Van-Espen par M. *** licencié de droit. Louvain 1767 (Verfasser ist Dupac de Bellegarde) im Supplementum 1768, lateinisch in der Ausg. Colon. 1777. T. 5. — Forts. des Allgem. histor. Lex. I, 455. — De Bavay, Van-Espen, jurisconsulte et canoniste belge. Brux. 1846. — F. Laurent, Van-Espen. Etude historique sur l'église et l'état en Belgique. Brux. 1860. — Fél. Stappaerts in Biogr. nationale VI, 699 ff. — Wolf, Gesch. der römisch-kathol. Kirche unter Pius VI. II, 303 ff. — Die Actenstücke in Causa Espeniana (Opp. Col. 1777. T. 5). — Fr. Nippold, Die altkath. Kirche des Erzb. Utrecht S. 49 u. ö. Heid. 1872. — Reusch, Der Index I, 427, II, 647, 650, 717, 720 ff., 857, 945. — Meine Gesch. III, 701 ff. (besonders über die Schriften). v. Schulte.

Vangerow: Karl Friedrich V., preußischer Kriegs- und Domänenrath, Stifter der nach seinem Namen genannten Realschule in Stargard, geboren am 26. December 1723 in Stettin. Die Eltern waren der Kriegs- und Domänenrath Friedrich V. und Barbara Charlotte Müller, † 1727, Tochter eines seiner Zeit viel gesuchten Arztes Bonaventura Müller. Im Hause des Großvaters, Archidiakonus Löper in Stralsund, erhielt der Knabe die erste Erziehung, später genoß er den Privatunterricht des Rectors der Stargarder Stadtschule, M. Büttner, und ging 1741 nach Halle, um die Rechte zu studiren. Im J. 1746 wurde er als Kriegs- und Domänenrath bei der königlichen Regierung in Stettin eingeführt, legte die Stelle aber nach wenig Jahren wegen Kränklichkeit nieder. Am 19. December 1749 machte V. eine letztwillige Bestimmung, durch welche er außer seiner gegenwärtig dem Stadtgymnasium gehörenden Bibliothek noch 1000 Thlr. zur Besoldung von Lehrern an einer zu errichtenden Schule, sowie zur Beschaffung von Lehrmitteln bestimmte. Unter dem 6. März 1756 erhielt die Stiftung die königliche Bestätigung mit der Bedingung, daß die Schule nach dem Muster der Hecker'schen Realschule in Berlin (s. A. D. B. XI, 208) eingerichtet werden solle. Die Oberaufsicht führte außer der städtischen Behörde Hecker's Bruder, der Archidiakonus Andreas Petrus Hecker von der Marienkirche in Stargard und nach ihm dessen Söhne Jacob und Gotthilf Samuel Hecker. Die Schule sollte für das Bürgerschulwesen beider Geschlechter der Stadt das werden, was einst Gröning (s. A. D. B. IX, 720) für die Gelehrte-Schule daselbst angestrebt hatte. Der Zudrang, auch von außerhalb, wurde bald sehr groß, die anfänglich nur auf den Elementarunterricht berechnete Anstalt mußte auch räumlich erweitert werden und streifte den Charakter einer Volksschule immer mehr ab. Bei den öffentlichen Prüfungen traten die Knaben mit Vorträgen in den classischen und neueren Sprachen auf, die Mädchen mit Gesprächen über das Spinnen, Kaffeetrinken, über Geistererscheinungen ꝛc. Schon unter dem älteren Hecker hatte die blühende Anstalt die Blicke berühmter Pädagogen, z. B. Basedow's, auf sich gezogen, und unter dem jüngeren Hecker wurde die Gütersberg'sche Armenschule und die Zierold'sche Waisenhausschule mit derselben verbunden, was neuen Aufschwung brachte. Dagegen fehlte es nicht an Reibungen mit dem in ziemlichen Verfall gerathenen Gröning'schen Collegium, die im J. 1812 zu einer Vereinigung beider und der Rathsschule führten. Ueber die weiteren Schicksale der Stargarder Schulanstalten vgl. die unten angeführte Litteratur. V. starb am 4. Januar 1750 in Stargard an der Auszehrung.

Nachrichten von der Vangerow'schen Realschule in Stargard, 1—12. Stettin 1759—1770. — Teske, Gesch. der Stadt Stargard. Stargard 1843. — Heyn, Die allg. Stadtschule in Stargard. Stargard 1846. — Falbe, Gesch. d. Gymn. zu Stargard. Stargard 1831. v. Bülow.

Vangerow: Karl Adolf v. V., Jurist, wurde geboren am 5. Juni 1808 zu Schiffelbach bei Marburg und verlebte dort die ersten Jahre, während sein Vater als Officier in Spanien weilte. Nach des letzteren Heimkehr machte er dessen häufige Garnisonwechsel mit, besuchte so die Gymnasien in Fulda und Marburg, und ging 1824 zur dortigen Universität über. Hier hörte er außer fachwissenschaftlich-juristischen auch philosophische und historische, ja selbst mathematische Vorlesungen, nahm lebhaften Antheil am Studentenleben und bereitete sich schließlich, nach vierjährigem Studium, durch fast halbjährige Zurückgezogenheit auf dem einsamen Hof Görzhausen für das Examen vor. Mit dem Entschlusse, sich dem akademischen Berufe zu widmen, zog er Herbst 1828 für sieben Monate nach Heidelberg, um sich an Thibaut, Zachariae, Mittermaier, Schlosser vorzubilden; am 18. Juli 1829 bestand er zu Marburg das mündliche Doctorexamen, promovirte am 23. Januar 1830 und habilitirte sich zu Ostern desselben Jahres in der dortigen juristischen Facultät; neben seinen Vorlesungen hielt er damals zahlreiche Repetitorien, durch welche er sich in angestrengtester Arbeit zugleich Lebensunterhalt und seltene Stoffbeherrschung erwarb. Am 6. September 1833 wurde er außerordentlicher, am 14. Juni 1837 ordentlicher Professor der Rechte in Marburg. Der Ruf seiner außergewöhnlichen Lehrbegabung aber, unterstützt von dem ersten Bande seines Pandektenwerkes, dehnte sich weithin aus und stand 1840 bereits so fest, daß, als es sich damals darum handelte, der großen Stütze und Anziehung Heidelberg's, dem im März verstorbenen Pandektisten Thibaut, einen Nachfolger zu geben, die Wahl auf ihn fiel. Am 14. Juni 1840 zum ordentlichen Professor des Römischen Rechts in Heidelberg ernannt, übernahm er die Lehrthätigkeit dortselbst im Herbst dieses Jahres und hat sich diesem Lehrberufe von da ab dreißig Jahre hindurch ununterbrochen gewidmet, ohne an anderen Bewegungen des öffentlichen Lebens wenigstens irgendwie hervortretenden Antheil zu nehmen. Besonders nahe stand ihm von den Heidelberger Collegen Häusser. Der plötzliche Tod seiner seit Jahren leidenden Frau, der ihn Herbst 1857 von Rom zurückrief, "brach die Freudigkeit seines Lebens" (Stintzing a. a. O.). Unter schweren Leiden erreichte er noch den Anbruch des großen französischen Kampfes, stellte seine Vorlesungen Juli 1870 ein infolge des Aufgebots zum Kriege, erlebte noch den mächtigen Aufschwung der deutschen Siege und ist während derselben, am 11. October 1870, gestorben.

Vangerow's litterarische Leistungen sind nicht sehr zahlreich. Zunächst ist zu nennen seine Doctordissertation: „Comm. ad leg. 22 § 1 C. de jure deliberandi“, Marburg 1830. Darauf folgte die Abhandlung „Ueber die Latini Juniani“, Marb. 1833, mit welcher er dem historisch-antiquarischen Hang der Zeit in der Stoffwahl Rechnung trug, in der Ausführung aber in seine natürliche dogmatische Richtung zurückfällt und namentlich den eigenthümlichen Satz aufstellt, daß Freilassung eines Sklaven seitens seines Herrn als eine Art von Uebertragung des Eigenthums an dem Sklaven von dem Herrn auf den Sklaven selbst aufzufassen sei. Aehnliche historische Arbeiten späterer Zeit sind die „de furto concepto ex lege XII Tabularum“, Heidelberg 1845; und über die „lex Voconia“, Heidelberg 1864. Außerdem schrieb er eine nicht unbeträchtliche Reihe von Aufsätzen in das Archiv für die civilistische Praxis (in den Bdn. 22, 25, 30, 33, 35, 36, 37 desselben), dessen Mitherausgeber er seit 1841 war. Der Hauptnachdruck jedoch ist zu legen auf das große Lehrbuch der Pandekten. Dasselbe erschien zuerst unter dem Titel eines Grundrisses zu den Pandekten, Bd. 1 zu Marburg 1838, Bd. 2 und 3, nachdem der Verfasser nach Heidelberg übergesiedelt war, 1842 und 1846. Die Ausgaben folgten einander so rasch, daß Anfangs vielfach schon durch die Nothwendigkeit, die früheren Bände neu aufzulegen, während der Autor noch an der ersten Gestaltung der letzten Bände arbeitete,

eine gründlichere Umformung der späteren Editionen ausgeschlossen wurde. Dagegen ist wesentlich verbessert und vermehrt die sechste Auflage, deren erster Band von 1850, der zweite von 1854, der dritte von 1856 datiren. Die siebente Auflage, welche die letzte geblieben ist, stammt aus 1863, 1866, 1868; ein Neudruck derselben aus 1875. Schon diese Daten beweisen, um ein wie erfolgreiches und um ein wie sorgfältig gearbeitetes umfassendes Buch es sich handelt. Dasselbe ist von ganz besonderer Anlage, weder ausgeführtes Lehr- oder Handbuch, noch bloßer Grundriß, sondern ein Mittelding zwischen beiden. Von letzterem entnimmt es das Schema, die Aufstellung der einzelnen Paragraphen in der Reihenfolge eines Pandektensystems mit trockener Angabe der Quellen und der Litteratur zu jedem Abschnitt, und unter wörtlichem Abdruck der für diesen Abschnitt entscheidenden oder streitigen Quellenstellen. Dann aber setzt es fast zu jedem Paragraphen eine Reihe von Anmerkungen hinzu, viele von so ausführlich-ergiebiger Entwicklung, daß sie gleich einer besonderen Abhandlung erscheinen; dieselben erörtern die hier einschlägigen Controversen, unter engstem Anschluß an die abgedruckten Quellenstellen. Hierdurch charakterisiren sich Schwächen und Vorzüge des Werkes fast wie von selbst. Die Schwäche liegt nicht bloß in der barocken Systematik, welche z. B. das Obligationenrecht ans Ende, in den dritten Band, hinter das Erbrecht des zweiten Bandes setzt, sondern namentlich in der Zusammenhangslosigkeit, welche das, was sonst Hauptaufgabe eines derartigen Lehrbuches ist, Herstellung eines einheitlichen, in Ober- und Untersätzen klar ineinandergreifenden Ganzen nicht etwa nicht erreicht, sondern von vornherein ganz auf die Seite schiebt, wodurch dann zugleich jedes Problem als vereinzeltes, für sich stehendes, namentlich ohne Rücksicht auf die organischen Bedürfnisse des Rechtslebens und der Rechtsentwicklung auftritt und gelöst werden kann. Während man aber Vangerow studirt, kommen diese Unvollkommenheiten kaum zur Geltung, so sehr werden sie überwältigt von den leuchtenden Eigenschaften, der Kunst, der Klarheit, der Quellenmäßigkeit, dem Scharfsinn, der überlegenen Stoff- und Litteraturbeherrschung in jeder Anmerkung. Was uns hier an Darstellung und Beurtheilung des jus controversum geboten wird, ist ein Schatz, aus dem zu schöpfen der Civilist nicht müde werden kann, so reichen Genuß und so allseitige Belehrung gewinnt er dabei; von allen abstracten Constructionen, von den nach Gesetzesänderung schielenden ökonomischen oder socialen Betrachtungen, vom aprioristischen Streite um Principien, Definitionen, Wörter wird man da durch V. stets zurückgeführt zum Kern der Frage, zu der Interpretation der Quellen und zur unmittelbaren Verwerthung der Ergebnisse der Interpretation. Indem V. sich so aufs engste an die Texte anschließt, an ihnen die Controversen der Litteratur entwickelt und mißt, indem er seine besondere Freude an der Verfolgung aller quellenmäßig gegebenen national-römischen Eigenheiten hat und sich durch die veralteten Subtilitäten derselben so wenig abschrecken läßt, daß man das Erbrecht als seine Lieblingsmaterie bezeichnen möchte, erinnert er lebhaft an die großen alten Glossatoren, welchen wohl keiner der Moderneren so wesensähnlich sein mag. Dem entsprechend dürfte es schwer fallen, ihn irgend einer Richtung unseres Jahrhunderts einzuordnen; weder hat er den geschichtlichen, noch den systematischen Zug Savigny's, weder Puchta's constructiven Scharfsinn, noch die freiere Auffassung der späteren historischen Schule; ebensowenig aber tritt er der praktisch orientirten, die Territorialrechte heranziehenden Gruppe Wächter's nahe; sondern sein Lehrbuch der Pandekten steht als ein ganz selbstherrliches Ergebniß der Quellenauslegung und Litteraturverarbeitung da, fast zeitlos in seinem Grundwesen, für den Litterarhistoriker, der jedes Werk als Kind seiner Zeit zu erklären verpflichtet ist, ein schwer zu lösendes Problem; wenn man nicht eben annimmt, daß es gewissen Aufgaben innerhalb der Rechts-

wissenschaft gibt, welche zu allen Zeiten Bearbeitung beanspruchen dürfen, diese Bearbeitung dann aber jedesmal finden nach dem Maaße der sonstigen wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der Epoche: und insofern gehört Vangerow's Leistung mit in die Glanzperiode der deutschen Jurisprudenz.

Den Zeitgenossen freilich trat seine Bedeutung als Schriftsteller noch zurück hinter die als akademischer Lehrer. In Heidelberg, wo er diese seine Wirksamkeit voll entfaltete, las er regelmäßig im Sommer Römische Rechtsgeschichte und Institutionen, im Winter, 3—4stündig täglich, zu Ende des Semesters noch unter Zufügung mehrerer Stunden, die Pandekten ganz. Dieses letztere, das große Pandekten-Colleg, war das weitaus berühmtere, zu ihm strömten die Juristenschüler aus ganz Deutschland während mehr als eines Vierteljahrhunderts allwinterlich zusammen, um zu mehreren Hunderten die Bänke zu besetzen und ohne Wanken noch Weichen, bis zur letzten Stunde, auszuharren, von Mitte October bis Mitte März, eine Leistung, welche uns Epigonen als eine beiderseitig überwältigend-heroische erscheint. Erst wenn man dieses Colleg, wie es mir, in trefflicher Nachschrift seitens eines hiesigen Collegen mitgearbeitet, vorliegt, mit dem Pandektenlehrbuche verbindet, kann man beiden gerecht werden. Das Lehrbuch ist gefertigt als fortlaufende Stütze für den mündlichen Vortrag, dem es die Uebersichtlichkeit zuwendet, die Last des trockenen Details und der zuweit abführenden Sondererörterungen aber abnimmt; die Vorlesung gibt das Rechtsganze, das wir im Buche vermißten, in sorgfältigster Gliederung und Zusammenstellung. durchaus nicht die Einzelheiten verschmähend, aber doch stets solche wählend, welche gleichzeitig didaktisch besonders werthvoll sind und es gestatten, den Faden der Entwicklung festzuhalten; diese Einzelheiten sind dann regelmäßig im Lehrbuche ausgelassen oder anders behandelt. Offenbar war die gewiegte Kunst, mit der so V. wußte, was dem Druck, was der Rede zuzuweisen, einer der Hauptgründe seines Lehrerfolges; dazu kam die grandiose Stoffbeherrschung, ferner die Art des Vortrages, welcher frei daherfloß und ein Mitschreiben nur durch fleißiges Mitdenken gestattete, außerdem etwa noch das Bewußtsein der Hörer, ein vollständiges, auf zeitlebens nutzbares und gedruckt nicht beziehbares Heft davonzutragen; all dies aber kann zur Erklärung nicht ausreichen. Wie viele Juristen habe ich noch gesprochen, sonst vertrocknete alte Praktiker, deren Auge auf einmal frisch aufleuchtete, in denen eine unter der Asche begrabene Begeisterung neu aufflammte, wenn man sie auf ihr großes Heidelberger Wintersemester, auf die Vangerow'schen Pandekten brachte. Und wie viele bedeutende Theoretiker, jetzt Vertreter der verschiedensten Fächer, haben mir gerühmt, was sie Vangerow's Vortrag verdankten, wie sie durch ihn erst eigentlich in die Rechtswissenschaft eingeführt wurden. Aber mir genau und greifbar anzugeben, woran das lag und liegt, dazu ist niemand imstande gewesen, das vermochte ich auch nicht den noch so sorgfältig geschriebenen Collegienheften zu entnehmen; das ist eben die höchste und großartigste Wirkung einer hohen und großartigen Persönlichkeit, welche für diese Aufgabe ihre ganze Kraft eingesetzt hatte, ebenso unzerlegbar in einzelne Züge und in einzelne Wörter wie die Persönlichkeit selbst, es handelt sich um das alte Problem der Individualität — und dieses Problem ist thatsächlich, ungleich dem für Vangerow's Lehrbuch aufgeworfenen, unlösbar.

Von dem großen Gesammtkunstwerk, das V. hergestellt hatte, seinen Pandekten in Druck und in Rede, ist der eine Theil unrettbar mit ihm gestorben. Der überlebende Theil ist nur noch ein ausgebrochenes, an den Stellen der früheren Verankerungen klaffende Sprünge aufweisendes Werkstück. Aber dasselbe genügt, um dem Werkmeister dauernd die Stellung eines der ersten deutschen Civilisten zu sichern.

v. Stintzing in v. Weech, Badische Biographien II, 382 fg. — Marquardsen in der „Kölnischen Zeitung“ v. 27. October 1870 Morgenausg., sodann wieder abgedruckt in: K. A. v. Vangerow und R. v. Mohl. Zwei Erinnerungsblätter zur fünfhundertjährigen Stiftungsfeier Heidelbergs. Erlangen 1886.

Ernst Landsberg.

Vannius, Suebenkönig (a. 20—50 n. Chr.). Katwalda, der Nachfolger des Marbod (s. A. D. B. XX, 291), war im J. 20 aus seinem Königreich in Böhmen durch seine westlichen Nachbaren, die Hermunduren, unter Führung des Vibilius vertrieben worden. Die Römer besorgten Beunruhigung ihrer Provinz Noricum durch die Gefolgschaften und Anhänger Marbod's und Katwalda's: sie faßten deshalb beide Schaaren zusammen, zogen sie aus Böhmen und verpflanzten sie in ein Gebiet zwischen den Flüssen March bei Preßburg und Gran (oder zwischen Gran und Waag: „Cusus“: bei Komorn). Sie errichteten hier einen kleinen Staat, dem sie den Quaden V. zum König gaben: er war nicht Markomanne, wie jene, daher wol nicht in den früheren Kampf verflochten, andrerseits aber als Quade ihr nächster ebenfalls suebischer Stammesvetter. Anfangs beliebt bei den Sueben, ward er — ähnlich Marbod und Italicus, dem Neffen Armin's (s. A. D. B. XIV, 641), — allmählich verhaßt, als er, wol nach römischem Vorbild, als Selbstherrscher auftrat: noch war für solche Umgestaltung germanischen Königthums nach imperatorischem Muster lange nicht die Zeit gekommen: noch gar mancher von den Römern rechts vom Rhein eingesetzte Germanenkönig ward von dem Volk in Wahrung seiner Freiheit gegen den Herrscher und in Abwehr der römischen Einwirkung in den folgenden Jahrhunderten vertrieben: erst auf altrömischem Boden mit weit überwiegender Provinzialenbevölkerung, über welche mittelst der vielfach beibehaltenen römischen Aemter die überkommene imperatorische Gewalt fort und fort geübt ward, gelang es allmählich, auch die germanischen Reichsangehörigen an ein römisch gestaltetes Königthum zu gewöhnen. Die Feinde des V., seine eigenen Schwestersöhne, Vangio und Sido, scharten sich um den benachbarten Hermundurenkönig, der früher Katwalda vertrieben hatte. Dem lange hin und her wogenden Kampfe sah Rom wieder einmal vergnügt an der Selbstzerfleischung der Germanen zu, verweigerte dem Schützling wiederholt die erbetene Hülfe und versprach nur Zuflucht für den Fall des Erliegens: die Grenztruppen standen beobachtend bereit, angewiesen, keine Partei völlig vernichten, zumal aber römisches Gebiet nicht beunruhigen zu lassen. V. hatte in den 30 Jahren seiner Herrschaft, wol nach dem Vorbild des gewaltigen Marbod, durch Beute und Schatzung einen Hort gehäuft, der damals bereits dem Königthum unentbehrlich war, schon zur Erhaltung der starken Gefolgschaft und der „Leibwache“, die vielleicht von den Römern mit der germanischen Gefolgschaft verwechselt ward. Die Gier nach diesen Schätzen zog zahlreiche Schaaren lugischer und anderer Völkerschaften als Helfer der Hermunduren und der empörten Neffen heran. Andrerseits warb V. mit diesen Schätzen sarmatisch-jazygische Reiter, da es ihm an dieser Waffe gebrach. Vor der Uebermacht in seine Wallburgen zurückweichend, mußte er aus diesen doch zuletzt hervorbrechen, diese Reiter zu retten, die wegen des Futters ihrer Gäule draußen in der Ebene hatten zurückbleiben müssen: er mußte die offene Feldschlacht wagen: er verlor sie, aber erst nachdem er, durch Brustwunden im Nahkampf empfangen, auch bei den Feinden sich Ruhm errungen. Er flüchtete auf die beobachtend entgegen fahrende römische Donauflotte, die ihn mit vielen Anhängern behufs Ansiedelung nach Pannonien brachte. Vangio und Sido theilten sich in sein Reich, sie traten sofort in tiefste Abhängigkeit von Rom: vielleicht darf man hiernach vermuthen, daß die römische Staatskunst wie bei Marbod's Sturz auch diesen schon allzu selbständig gewordenen gern durch zwei schon vermöge weiter

Machtspaltung minder gefährliche verdrängt sah: auch diese Könige von Imperators Gnaden wurden bald ebenso verhaßt wie sie anfänglich beliebt gewesen waren, vermuthlich gefürchtet wegen imperatorischer Anwandlungen und zugleich verachtet wegen der Knechtschaft (servitium sagt Tacitus) unter Rom. Noch 19 Jahre später wird Sido als König dieser Donausueben genannt, neben ihm Italicus, vermuthlich der Sohn und Nachfolger des Vangio, dem Erziehung in Rom wol denselben Namen wie dem Neffen Armin's eingetragen hatte. Der kleine künstlich von Rom geschaffene Suebenstaat ist alsbald spurlos untergegangen: wie hätte er sich vollends in den gewaltigen Wogen des Markomannenkrieges in jenen Gegenden, da nach Hunderttausenden zählende Volksheere wider Rom anstürmten, halten können. Desto verkehrter ist es aus diesem Häuflein den nach Millionen zählenden Stamm der Bajuwaren hervorzaubern zu wollen, wie Quitzmann in den unten angeführten Schriften: — eine Gefolgschaft zählte nie mehr als höchstens ein paar Hundert Helme — das ist geschichtlich ebenso unmöglich wie sprachlich die Erklärung des Namen „Baju-vari als Beid-Männer“ Männer aus beiden Gefolgschaften!! wohin war die Dentale im Inlaut gerathen? Die Baju vari sind die Männer aus Baja, d. h. Boia, Bojuhemum, Böhmen.

Quellen und Litteratur: Tacitus, Annalen II, 63; X, 29, 30. — Dahn, Könige der Germanen I, 186. — A. Quitzmann, Die älteste Rechtsauffassung der „Baiwaren“ S. 18 ff. und die darin angeführten andern Schriften desselben Verfassers. Dagegen Dahn, Bausteine I. 1879. S. 316. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker II. 1881. S. 102, 113. — Dahn, Deutsche Geschichte, I. A. 1883. S. 389, 402. Dahn.

Vannius: siehe **Wannenmacher**.

Vannius: Valentinus V. oder Wanner, reformatorischer Theologe, † 1567. Als der erste evangelische Abt des Klosters Maulbronn in Württemberg hat V. einen geachteten Namen in der Reformationsgeschichte seines Vaterlandes. Geboren zu Beilstein in Württemberg, widmete er sich als Jüngling dem Studium der Theologie und trat in den Cistercienserorden und zwar im Kloster Maulbronn. Nach Anbruch der Reformation beriefen die päpstlich gesinnten Domherren von Konstanz den herangereiften Mann als vertrauenswürdigen Nichtlutheraner zu sich als ihren Domprediger. Aber durch Luther's Schriften wurde er dem mönchischen Leben und dem gesammten Katholicismus entfremdet und begann das Evangelium mit großer Kraft zu verkündigen. Kaufbeuren hat er evangelisirt und 1526 auch in Mindelheim evangelisch gepredigt; wir finden ihn sodann als evangelischen Pastor zu Leonstein unter den dortigen Grafen Friedrich und Ludwig bis 1532, sodann bis 1535 in Kulmbach. In diesem Jahre rief ihn Herzog Ulrich von Württemberg in die Heimath zurück und machte ihn zum Pastor in Beilstein. Nach anderthalbjähriger Thätigkeit in diesem Amte wurde er 1537 Pastor in Backnangen und 1538 Spitalgeistlicher in Stuttgart, wo er einem Erhard Schnepf und den anderen schwäbischen Reformatoren im Reformationswerke hülfreichst zur Hand ging. Da brachte die Einführung des Interims auch in sein Leben einen jähen Umschwung. Als nämlich der Herzog Ulrich 1548 ihn neben anderen Vertrauensmännern dazu gebrauchen wollte, die schwäbischen Geistlichen zur Annahme des Augsburger Interims zu bewegen, lehnte V. seine Mithülfe ab, wurde aber deshalb seines Amtes entsetzt. Erst nach Beilegung der Wirren, welche durch das Interim entstanden waren, bekam er 1550 wieder eine feste Anstellung und zwar als Pastor und Decan in Cannstatt bei Stuttgart. In dieser Stellung traf ihn 1552 der ehrenvolle Auftrag des Herzogs Christoph von Württemberg, neben Brenz und anderen am Trienter Concil theil zu nehmen und dort die württembergische Confession öffentlich zu vertheidigen. Die Gesandten erhielten

diese ihre Anweisung vom Herzoge am 24. Februar, trafen am 18. März in Trient ein, erreichten aber nicht, daß das Concil sie zu einer Sitzung zuließ. Am 7. April erklärten sie daher bestimmt ihre Abreise, die sie auch antraten, nachdem sie erkannt hatten, daß das Concil es mit der Einigung der Protestanten und Katholiken nicht ernst nahm. 1558 wurde V. von seinem Landesfürsten zum evangelischen Abte von Maulbronn eingesetzt. In dieser Stellung starb er 1567, am 27. August.

Von Konstanz ausgegangen, hatte V. anfangs als Reformator zwinglischer Observanz gewirkt, war aber je länger desto mehr dem Lutheraner Brenz nahe getreten. Er hat sich zwei Mal verheirathet; von seiner ersten Ehefrau, mit welcher er sechzehn Jahre verheirathet war und welche 1548 in Stuttgart starb, hatte er fünf Kinder (zwei Söhne und drei Töchter); die zweite, Anna Rieler, Ulrich Majer's Wittwe, starb 1557.

Schriften von V.: „Bedencken, was von der Meß zu halten“ (1558, 1557); „Historia von der Meß in zwey Theilen wider Johannem Fabri“ (Tübingen 1557, 1567). Fischlin (s. unten) fügt zu diesen Titeln noch die Bemerkung hinzu: „De scriptis ejus conferatur Biblioth. König p. m. 830, qui tamen in nomine hallucinatur, Valerium pro Valentino nominans. . . — Sylva locorum communium Theologicorum. Argentorati 1563. — Epistola ad Marbachium ap. Fecht., Epl. Theol. P. I, p. 5.“

Vgl. Ludw. Melch. Fischlin, Memoria Theologorum Wirtenbergensium. Pars I (Ulmae 1710), p. 14—18. — (Zedler,) Universallexikon, 52. Theil 1747 fol.) sub voce „Wanner“. — K. Th. Keim, Schwäbische Reformationsgeschichte (Tüb. 1855), S. 19, 26, 37, 57, 71. — Am ausführlichsten die Württembergische Kirchengeschichte. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Calw und Stuttgart 1893, S. 263, 376, 382, 391.

P. Tschackert.

Vanotti: Johann Nepomuk (v.) V., Dr. theol., württembergischer katholischer Geistlicher und Geschichtsforscher, wurde geboren zu Freiburg i. Br. am 28. December 1777. Seine erste Ausbildung erhielt er in seiner Vaterstadt. Nachdem er aus Gesundheitsrücksichten den Vorsatz sich dem Klosterleben zu widmen hatte aufgeben müssen, studirte V. in Freiburg Philosophie und Theologie, auch orientalische Sprachen und wurde am 6. April 1801 zum Priester geweiht. Er promovirte hierauf noch zum Doctor der Theologie und wurde im J. 1804 von der Universität Freiburg zum Stadtpfarrer in Rottenburg a. N. ernannt. Hier erwarb ihm seine treffliche Persönlichkeit und seine reiche Gelehrsamkeit allgemeines Vertrauen und Ansehen unter seinen Pfarrgenossen, sodaß ihn die Capitelgeistlichkeit im J. 1808 zum Decan wählte. Im J. 1814 kam er als Decan und Stadtpfarrer nach Ehingen. Von 1814 bis 1828 war er als damals ältester Decan Mitglied der württembergischen Ständeversammlung, an deren Arbeiten er sich lebhaft betheiligte. Verdienste erwarb er sich hier um das Zustandekommen der württembergischen Verfassung von 1819 und besonders um die Angelegenheiten der katholischen Kirche und Schule. Seine rege Thätigkeit hatte bald seine Wahl in den sogen. ständischen Ausschuß zur Folge, wie er auch vielfach Mitglied von Commissionen war. — Ein besonders lebhaftes Interesse widmete V. stets historischen Studien und entwickelte einen verdienstvollen Fleiß auf diesem Gebiete. Neben verschiedenen Aufsätzen in Zeitschriften, z. B. dem Constanzer Archiv, Lang's Kirchenblättern, den württemb. Jahrbüchern, verdient besonders Erwähnung eine „Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg“ (Bellevue bei Constanz 1845). Außerdem betheiligte er sich bei den vom württembergischen statistisch-topographischen Bureau herausgegebenen Oberamtsbeschreibungen. Zu einer derselben, Ehingen, schrieb

er den geschichtlichen Theil. Bei einer Reihe von anderen unterstützte er die Bearbeiter durch Mittheilungen von ihm gesammelten reichhaltigen Materials. Mehr seiner politischen Wirksamkeit gehört an die Schrift: „Ueber die Verwaltung und Verwendung des kath. Kirchenguts im Königreich Württemberg an d. landständische Versammlung“ (Stuttg. 1816). Im J. 1828 kam V. als Domcapitular wieder nach Rottenburg zurück, wo er am 21. November 1847 starb. V. war ein Mann von stark ausgeprägtem Charakter aber liebenswürdigen Umgangsformen, allgemein hochgeachtet und geehrt wie bei seinem König — der ihm u. a. das Commenthurkreuz des Ordens der württ. Krone verlieh — so bei seinen Mitbürgern.

Nekrolog in der Schwäbischen Kronik Nr. 327 vom 29. Nov. 1847. — Felder, Gelehrten- u. Schriftstellerlex. S. 390. — Neher, Statistischer Personalkatalog des Bisthums Rottenburg. Schw. Gmünd 1878, S. 19.

Friedrich Wintterlin.

Vanselow: Amandus Karl V., geboren am 27. August 1699, † am 5. Juli 1771 als Bürgermeister in Plathe in Hinterpommern sowie Justitiar der Aemter Naugard, Massow und Gülzow, verfaßte einige zur pommerschen Geschichte brauchbare Sammelwerke: „Adeliches Pommern“, 8°, ein alphabetisches Verzeichniß kurzer Biographien von Staatsmännern, Militärs und Gelehrten aus pommerschen adelichen Geschlechtern; „Gelehrtes Pommern“, 21 Bogen 4°. Stargard 1728. Eine neue Ausgabe, zu der Matth. Heinr. v. Liebeherr's Theatrum eruditor. Pom., 4 Bände in Folio, und desselben Theatrum externorum in Pom. clarorum, 2 Bände in Folio, mit Beiträgen von Oelrichs benutzt worden sind, der das Werk als „ungedrucktes großes pommersches Gelehrtenlexikon“ zu citiren pflegt, ist unvollendet geblieben. Auch die „Nachrichten von den Generalsuperintendenten, Präpositen 2c. seit der Reformation bis 1765 in Hinterpommern“, Stargard 1766, 4°, sind nicht fortgesetzt. V. war seit 20. Februar 1733 vermählt mit Margarethe Louise Ventzke, geboren am 4. Februar 1705 als Tochter des Pastors Mag. Johann Ventzke in Plathe und † daselbst am 16. Februar 1769. Sein einzig überlebender Sohn Wilhelm Karl V. starb 1801 als Acciseinspector in Plathe.

Oelrichs, Beiträge z. Gelahrtheit und Kirchenbuch in Plathe.

v. Bülow.

Varel: Edo Hilderich v. V., evang. Theologe und Mathematiker † 1599. — V. stammte aus einer ostfriesischen Adelsfamilie, deren Schloß und Herrschaft Varell sein soll; sein Vater Friedrich Hilderich hatte 1509 in Altdorf disputirt. Ihm wurde unser V. 1533 zu Jever in Friesland geboren. Zum Jüngling herangewachsen, widmete er sich zunächst seit 1554 in Wittenberg philosophischen und mathematischen Wissenschaften, promovirte nach zwei Jahren als Magister, wandte sich dann aber den Sprachen und der Theologie zu, wurde 1559 Adjunct der dortigen philosophischen Facultät und docirte daselbst bis 1564. In diesem Jahre erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Mathematik nach Jena; in dieser von ihm übernommenen Stellung verblieb V. bis 1567. Da zog es ihn wieder nach Wittenberg zurück. Hier hielt er erst private Vorlesungen; doch erscheint er schon 1570 als Decan der philosophischen Facultät in der Matrikel dieser Universität. 1573 bis 1575 fungirte er als Rector des Gymnasiums zu Magdeburg, zog aber darauf nach Frankfurt a. d. Oder, wo wir ihm als Professor publicus der Historie und der hebräischen Sprache begegnen. Indeß war auch hier seines Bleibens nicht. 1587 folgte er einem Rufe nach Heidelberg, wo er eine dort vacante Professur der Theologie und hebräischen Sprache übernahm und sich zugleich zum Doctor der Theologie creiren ließ. Da er sich dort aber unter den damaligen kirchlichen Wirren in der Pfalz weigerte, die Concordien-

formel zu unterschreiben, so mußte er dieses Amt aufgeben und folgte 1580 einer Vocation des Nürnberger Rathes an die Universität Altdorf, wo er ebenfalls eine Professur der Theologie und hebräischen Sprache bekleidete, aber auch seine Liebe zur Mathematik durch schriftstellerische Arbeit bethätigte. In dieser Stellung verblieb er bis an seinen Tod am 12. Mai 1599. Nach seinem Epitaphium ist er fromm und sanft („pie et placide") gestorben.

Schriften: „Oratio de vita Demosthenis" (Wittebergae 1562); „Elegia in Orationem Henrici Paulini Aemdani" (Witteb. 1563); „Logistice astronomica" (Wittenberg 1568); „Oratio de politia et hierarchia populi iudaici" (Witteb. 1570); „Carmen de Philippo Melanchth. optime de scholis . . . merito" (Basil. 1580); „Propositiones de veritate et certitudine doctrinae christianae" (Altdorph. 1582); „Propositiones de secundo et glorioso adventu filii Dei etc." (Altdorph. 1586); „Aeschinis et Demosthenis orationes duae contrariae etc." (A. 1581): „Γεμίνου εἰσαγωγὴ εἰς τὰ φαινόμενα, Gemini, probatissimi philosophi et mathematici, elementa astronomiae graece et latine, interprete Edone Hilderico D." (Altorf 1590); (Geminus v. Rhodus war ein griechischer Mathematiker aus dem ersten Jahrhundert vor Christus, dessen Schrift V. hier im Urtext herausgegeben und zugleich aus dem Griechischen in das Lateinische übersetzt hat.) „Theses de rerum creatione" (Altd. 1592); „Theses de angelis" (A. 1595).

Vgl. Dan. Omeisii Glor. Altdorf Academ. p. 24 sqq. — Pauli Freheri Theatr. Viror. erud. p. 307. — Joh. Casp. Zeumeri vit. philos. Jenens. p. 17. 18. — Gust. Georg Zeltner, Vitae Profess. Theol. Altdorff. p. 26—42 (enthält eine ausführliche Biographie Varel's). — Joh. Gabr. Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis u. s. f. Nürnberg 1730 (folio), S. 81 f. — (Zedler), Universallexikon, Bd. 46 (1745 fol.), Sp. 561. Sein Bild mit seinem Wappen befindet sich bei Zeltner a. a. O. nach S. 26. P. Tschackert.

Varenius: August V., lutherischer Theologe † 1684. Unter den Rostocker orthodoxen Theologen des siebzehnten Jahrhunderts nimmt V. als dogmatischer Streiter gegen Romanismus, Calvinismus und Socinianismus eine nicht unbedeutende Stelle ein. Er wurde geboren am 20. September 1620 zu Uelzen im Lüneburgischen, wo sein Vater Heinrich V. († 1635) lutherischer Superintendent war (von welchem eine Apologie für Joh. Arndt's wahres Christenthum 1624 in 8° zu Lüneburg erschien). Seine gelehrte Vorbildung bekam V. zu Hamburg, wo er schon im zwanzigsten Jahre seines Alters in hebräischer Sprache disputirte; zu Königsberg und Rostock studirte er und erhielt hier schon im dreiundzwanzigsten Lebensjahre eine Professur der hebräischen Sprache. 1649 wurde er Licentiat, zwei Jahre darauf Doctor der Theologie. In die theologische Facultät rückte er für das Fach der katechetischen Theologie ein, welche er neben dem Hebräischen lehrte. Seine Gaben und seine Gelehrsamkeit wurden aber auch außerhalb seines engeren Berufskreises anerkannt, so daß er 1667 einen Ruf an die zu Lund in Schonen neu aufgerichtete schwedische Akademie als erster Rector und erster Professor und 1677 einen nach Greifswald als erster Professor und Generalsuperintendent in Pommern erhielt. Aber Dank der Hochachtung, die der Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg ihm zu theil werden ließ, blieb V. stets in Rostock, bis der Tod ihn am 15. März 1684 abrief.

Als seine wichtigsten Schriften dürfen seine polemischen angesehen werden, nämlich: „Anti-Calvinismus orthodoxus, reciproca opponendi et respondendi collatione in Acad. Rost. exhibitus" (Rostock 1668); „Anti-Socinismus orthodoxus" (Rostock ohne Jahreszahl, aber nach der Reihenfolge der Schriften bei Fecht (s. unten) 1668 oder 1669. Walch, Rel.-Streitigkeiten außer der luth. Kirche IV,

S. 632 hat die Jahreszahl 1679); „Antipapismus orthodoxus in praecipuis christianae religionis articulis et dogmatibus, ecclesias inter Augustanae Confessionis invariatae addictas et Pontificios controversis“ (Rostock 1673). — Dazu kommen zahlreiche andere, meist exegetische und dogmatische Werke, so „De Targumim vel paraphrasibus Chaldaicis Onkelos in Legem, Jonathanis in Prophetas et illa quae extat in Hagiographos Lectionum Academicarum prima“ (Rostock 1644); „Pax Germaniae“ (ebendas. 1650); „Trifolium sacrum, de primogenitis eorumque iuribus in Vet. Test. etc; de primitiis paschalibus et pentecostalibus; de decimis“ (ebendas. 1648); „Paulus Evangelista Romanorum sive Analysis epistolae ad Romanos“ (ebendas. 1656); „Disputationes in XII capita priora Esaiae“ (ebendas. 1658); „Decades Mosaicae in Genesin et Exodum“ (ebendas. 1659); „Gemmae Salomonis“ (ebendas.); „Theologia controversa“ (ebendas. 1660); „Decades biblicae in Leviticum“ (ebendas. 1662); „Trifolium propheticum“ (ebendas. 1663); „Decades biblicae in Numeros“ (ebendas. 1668); „Breviarium theologicum controversiarum“ (ebendas. 1675); „Rationarium theologicum de scriptoribus ecclesiasticis saeculi I“ (ebendas. 1669); „Exegesis Augustanae Confessionis“ (ebendas.); „Collegium in Danielem, Haggaeum etc.“ (ebendas. 1667); „Collegium theologicum controversiarum inter ecclesias Augustanae Confessionis invariatae et praecipuas huius saeculi sectas“ (ebendas. 1683). — Nach seinem Tode erschien „Commentarius in prophetam Isaiam A. Varenii“ von Joh. Fecht besorgt, (Rostock und Leipzig 1708). — — Aus Varenius' Feder stammen endlich sehr viele theologische Disputationen in lateinischer Sprache. Ihre Titel bei Fecht (s. unten) und Zedler (s. unten). Vor der von Fecht besorgten Ausgabe des Jesaia befindet sich ein Index Operum Varenianorum.

Zu vgl. Fecht's Praefatio in der eben genannten Jesaia-Ausgabe Varenius' von 1708. — Witte, Memoria Theologorum p. 2138 sqq. — Heinsius, Kirchenhistorie VIII. Theil S. 414. — Zedler, Universallexikon 46. Band (1745 in fol.) Sp. 563 ff. — B. Joh. Krey, Die Rostockschen Theologen seit 1523, Rostock 1817, S. 32 f. P. Tschackert.

Varenius: Bernhard V. (Varen), theoretischer Geograph, 1622—1650. Dem aus Herford in Westfalen stammenden Heinrich V., braunschweigisch-lüneburgischem Hofprediger, wurde 1622 zu Hitzacker a. d. E. (im Lüneburgischen) ein Sohn geboren, Bernhard, der mit seinem Vater 1627 nach Uelzen übergesiedelt ist, weshalb er sich später Ulzensis nannte. 1635 starb sein Vater. 1640 wird er in Hamburg am Gymnasium als Ulzensis Luneburgicus immatriculirt und disputirte dort 1642 De definitione motus Aristotelica. 1643 bezog er die Universität Königsberg. Er war wenig bemittelt, und scheint durch Dr. Jungius, den Rector des hamburger Gymnasiums Unterstützungen genossen zu haben, die ihm das Studium ermöglichten. Er fand das Leben in Königsberg theuer und die Mathematik, der er sich widmen wollte, vernachlässigt. So ging er nach 2 Semestern nach Leiden, wo er am 6. Mai 1645 immatriculirt wurde und die in Königsberg begonnenen medicinischen Studien fortsetzte, zugleich aber im Verkehr mit den Mathematikern Pell in Amsterdam und Golius in Leiden die mathematischen eifriger aufnahm. Er hatte beständig mit Mangel zu kämpfen, zumal die Kriegsleiden seiner Vaterstadt ihn um sein kärgliches Erbe gebracht hatten. Darin lag wol auch die Ursache seines Verzichts auf die Fortsetzung seiner Studien in Paris, die er 1646 ins Auge gefaßt hatte. 1646 hat er eine Hauslehrerstelle in Amsterdam annehmen müssen, die ihm wenig Zeit zu Studien übrig ließ. Doch stand er im Verkehr mit den wissenschaftlichen Kreisen, nannte Blaeu seinen Freund und wurde von Gerhard Johann Vossius ermuntert, sich um den durch den Weggang Pell's frei gewordenen Lehrstuhl der

Mathematik am Amsterdamer Gymnasium zu bewerben. Von Pell haben wir ein gutes Lob über V. in einem Brief von 1645. Er hatte, wahrscheinlich mit auf den Rath des Vossius, eine Arbeit über die krummen Linien und die krummflächigen Körper vollendet, für die er nun aber vergebens einen Verleger suchte. Er hoffte, daß sie ihm den Weg zu jenem Lehrstuhl bahnen werde, sah sich aber auch darin getäuscht, da der ihm günstige unter den Amsterdamer Bürgermeistern vorher starb und überhaupt keine Neigung bestand, einen Lutheraner anzustellen. V. war in dieser Zeit in trüber verbitterter Stimmung. Er schwankte, ob er sich der Medicin oder Mathematik hinfort widmen solle. Er ernährte sich kümmerlich von Privatunterricht in Mathematik, worauf sich wol die Klage im Tractatus de religione Japonicorum C. VI beziehen mag: quam vilis et tenuis eruditorum sit conditio, quando annuam aliorum liberalitatem prensare et praestolare coguntur. Dr. Jungius, dem er seit dem Verlassen Hamburgs, wie einem Vater seine Studien, Erfahrungen und Leiden mitgetheilt hatte, beantwortete die Briefe des V. nicht mehr, sei es daß er V. die Ablehnung eines Anerbietens verübelte, ihm in Hamburg eine Stellung zu verschaffen, die ihm wenigstens Brot und Kleidung böte, oder daß er übel seine Bitte vermerkt hatte, ihm zur Veröffentlichung in seiner Curvenlehre die von Jungius entdeckte Quadratur der Hyperbel mitzutheilen. Er nahm nun seine medicinischen Studien mit erneutem Eifer auf und erhielt am 22. Juni 1649 in Leiden den medicinischen Doctorgrad, scheint aber nicht prakticirt, sondern sich auch ferner mit litterarischen Arbeiten beschäftigt zu haben, denn sein Name ist in die Liste der Amsterdamer Aerzte jener Zeit nicht mit eingetragen. Wenige Tage nach seiner Promotion schloß er ein Werkchen über Japan ab, von Tafeln der Universalgeschichte meldet er, sie seien fertig und Mitte 1650 hatte er das Werk beendet, das ihn unsterblich machen sollte, die „Geographia Generalis“. Seine Beschreibung Japans widmete er am 1. Juli 1649 dem Bürgermeister und Rath der Stadt Hamburg in dankbarer Erinnerung an das Gymnasium, wo er seine Bildung empfangen hatte, den Tractatus de religione Japonicorum am 1. August 1649 der Königin Christine, die viele Gelehrte an ihren Hof zog und möglicherweise auch sein Leben erleichtern konnte; und am 1. August 1650 unterzeichnet er die Widmung der Geographia Generalis an die Bürgermeister, Gymnasialcuratoren und Kämmerer der Stadt Amsterdam, die durch Wahl andere geworden waren und von denen er nun die Förderung erhoffte, die ihre Vorgänger ihm versagt hatten. Wenn er sich auch in früheren Briefen bitter über Amsterdam ausgesprochen hatte, wo Mercur der regierende Planet sei, preist er nun doch sein Geschick, das ihn nach dem Unglück, das sein Vaterland betroffen, in diesen Mittelpunkt des Weltverkehrs geführt habe, an dem allein er seine allgemeine Geographie habe schreiben können. Wenn schon der Tractatus Spuren flüchtiger Arbeit zeigt, so haben die ersten Ausgaben der Geographia generalis entschiedene Lücken und Versehen, die anzeigen, daß V. den Abschluß nicht mehr mit vollen Kräften bewirkt hat. Als die Geographia generalis bei Ludwig Elzevir erschien, war ihr Schöpfer nicht mehr; er ist gegen Ende 1650, kaum achtundzwanzig Jahre alt, zu Amsterdam gestorben. Ueber die näheren Umstände seines Todes ist nichts bekannt. Die letzte Erinnerung eines seiner Mitlebenden ist eine kurze Bemerkung des Jungius in einem Briefe an Chytraeus von 1655, wo jener ihn seinen besten Schülern zuzählt, die der Tod schon weggenommen habe. In den Niederlanden ist seine Spur von seinem Tode an verloren, in Deutschland scheint auch selbst seine Geographie kein großes Aufsehen gemacht zu haben. Nicht so in England und Frankreich. Während in Amsterdam dem ersten Druck der „Geographia Generalis in qua affectiones generales Telluris explicantur. Autore Bernhardo Varenio Med. Dr. 1650“

(786 S.) zwei nur von einigen Druckfehlern befreite, sonst unveränderte 1664 und 1671 folgten, unternahm Isaac Newton die Vervollständigung und auch an einigen Stellen (die Berichtigung dieser Ausgabe; 1672 erschien in Cambridge: „Med. D. Bernhardi Varenii Geographia Generalis in qua affectiones generales Telluris explicantur, summa cura quam plurimis in locis emendata et XXXIII schematibus novis aeris incisis, una cum Tabb. aliquot quae desiderabantur aucta et illustrata.“ Eine 2. Auflage erschien 1681, davon ein Abdruck 1693 in Jena. 1712 erschien in Cambridge eine weitere Ausgabe mit 55 Seiten Nachträgen von Jacob Jurin auf Anregung des großen Richard Bentley; Breusing bezeichnet sie als die schönste und vollständigste von allen. Ein Abdruck von ihr ist eine 1715er Ausgabe von Jac. Jurin und nach ihr ist eine englische Uebersetzung von Dr. Shaw (1733), eine niederländische (1750), eine französische (1755) gemacht. Der von Desmarest geschriebene Artikel: Géographie in der Encyclopédie méthodique ist wesentlich auf V. gegründet, dessen wissenschaftliche Bedeutung der berühmte d'Anville hervorhob, und noch ehe A. v. Humboldt im Kosmos (I, 60—74) V. als den Begründer der vergleichenden Erdkunde feierte, bezeichnete P . . . ot in der Biographie Universelle (1827) die Schrift des V. als die schönste und gelehrteste Darstellung der Geographie, die eine vollständige Revolution hervorgebracht und das Angesicht dieser Wissenschaft umgestaltet habe. Bezeichnend bleibt aber dabei für die Dunkelheit, in der V. gelebt hat, die Unsicherheit über seine Herstammung und den Gang seines Lebens. Noch bei A. v. Humboldt liest man: nach Jöcher ward er in England, nach der Biographie Universelle in Amsterdam geboren . . . es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser scharfsinnige Geograph ein Deutscher und zwar ein Lüneburger war. A. v. Humboldt's Anerkennung war entscheidend für das Wiederaufleuchten des Ruhmes des V., aus dessen Geographia Generalis so mancher leitende Gedanke in Humboldt's geographisches System übergegangen ist. Es war erst unserer Zeit vorbehalten, durch eingehende Studien über das Leben und das Werk des V. von Breusing (1880) und Blink (1887) ihn und sein Verdienst neu ins Licht zu stellen.

In der Geographia Generalis hat V. eines der seltenen wissenschaftlichen Werke geschaffen, die wie Grenzgebirge zwischen zwei Zeitaltern sich erheben. Die Auffassungen der tellurischen Erscheinungen in ihrer Gesammtheit und Allgemeinheit, mit Gedankenkraft und -reichthum durchgeführt, macht aus ihr die erste umfassende und systematische physische Erdbeschreibung. Gebraucht er auch das Wort Geographia comparativa in einem ganz anderen, beschränkteren Sinn als Karl Ritter, so ist doch der Haupttheil des ganzen Werkes, die Pars absoluta, eine vergleichende Erdkunde, wie sie erst nach einem Jahrhundert wieder ans Licht getreten ist. Mit Recht rühmt Knight's Cyclopaedia of Biography (1858) gerade das an ihm, daß er weitere und wissenschaftlichere Ideen (über die Naturgeschichte der Erde) ausgesprochen habe als das ganze Jahrhundert nach der Veröffentlichung des Buches. In dem Haupttheil, den er als Pars absoluta bezeichnet, bespricht er in zwei Abschnitten die Form, Größe und Bewegung der Erde, die Stelle der Erde im Weltraum und ihre stoffliche Zusammensetzung, in einem dritten Abschnitt die Vertheilung von Land und Wasser, die Gebirge, die Bergformen, die Wälder und Wüsten; in einem weiteren die Meere, Flüsse, Seen und Quellen; in einem fünften die Veränderungen im Verhältniß des Wassers und Landes; in einem sechsten den Luftkreis und die Winde. In diesem Theile findet man die meisten neuen Gedanken, die die Keime so mancher bedeutenden Entdeckung umschließen. Die Gebirgssysteme und ihre Beziehung zur Gestalt der Erdtheile, die Vulkane, das System der Inseln, die Beziehung zwischen Meerestiefe und Küsten-

gestalt, der Meeresspiegel, die Entstehung der Meeresströmungen sind besonders hervorzuheben; V. zeigt hier eine große, seiner Zeit vorauseilende Auffassung und auch die Beschreibung einiger Meeresströmungen ist vortrefflich. In der Pars respectiva werden die Erscheinungen behandelt, die aus den Beziehungen der Erde zu den anderen Weltkörpern hervorgehen: Länge und Breite, Tagesdauer und Jahreszeiten, Licht und Wärme, Zeitunterschiede u. a. Endlich in der Pars comparativa kommen die Vergleichung der Lage der Orte und die Ortsbestimmung zur Darstellung, die endlich in die Elemente der Steuermannskunst übergeht. Besonders in diesem Theil, wie auch in dem 4. Abschnitt des ersten zeigt V. die Vertrautheit mit oceanischen Erscheinungen, Seekarten und den Bedürfnissen der Nautik, die das Leben in einem Mittelpunkt des Seeverkehrs an die Hand geben mußte. Uebrigens ist V. Anhänger des Copernicus und hat ohne Zweifel schon Ahnungen Kant-Laplace'scher Auffassungen gehabt. Varenius' Beschreibungen von Japan und Siam („Descriptio Regni Japoniae cum quibusdam affinis materiae", zuerst 1649 in der Elzevir'schen Sammlung von Länderbeschreibungen und 1673 zu Cambridge veröffentlicht) ist weniger aus einem wissenschaftlichen Drang als aus Rücksichten des Fortkommens und Geldgewinnes geschrieben, wie er in den Widmungen an die Bürgermeister und Senatoren von Hamburg und an den Leser selbst ausspricht. Man muß zwar die Belesenheit des Verfassers und seine Fähigkeit der Zusammenfassung und Darstellung bewundern, aber nur an wenigen Stellen tritt uns wissenschaftliche Auffassung und eigenes Denken entgegen. Die Beschreibung Siams ist nur die Uebersetzung der 1636 erschienenen Schrift des Jodokus Schouten. Der angehängte der Königin Christine von Schweden gewidmete Tractatus de Japoniorum Religione ist hauptsächlich interessant durch den Versuch einer Classification der Religionen. Aehnliches ist in der Einleitung De Rebus publicis in genere für die Staatsformen versucht, aber bei weitem nicht mit der Kenntniß und dem Scharfsinn ähnlicher Versuche in der Geographia Generalis. Mancher Ansatz läßt glauben, daß ein ruhigeres Schaffen auch in der Länderkunde V. zu einer mindestens geistreicheren Behandlung als bei seinen Zeitgenossen üblich war, geführt hätte. Der Ruhm eines umfassenden und scharfsinnigen Geistes, eines Bahnbrechers in der classificatorischen Richtung, die durch folgerichtig aufgebaute Systeme Ordnung in einen verwirrten Zustand bringt, wird sich doch immer hauptsächlich auf die Geographia Generalis gründen.

Breusing, Lebensnachrichten von Bernhard Varenius. Geogr. Mittheil. 1880. — Blink, Bernhard Varenius. Tijdschr. Aandrijksk. Genotschap 1887. — A. v. Humboldt, Kosmos I, 74, 75. Friedrich Ratzel.

Varnbüler: Ferdinand Freiherr V. von und zu Hemmingen, königlich württembergischer Generallieutenant, am 5. December 1774 zu Ludwigsburg als Sohn eines am 8. August 1818 auf dem im Oberamte Leonberg gelegenen Gute Hemmingen verstorbenen Generals geboren, wurde schon am 5. September 1788 zum Standartenjunker beim Husarenregiment von Bouwinghausen ernannt, besuchte aber zunächst die herzogliche Karls-Akademie zu Stuttgart und verließ diese als einer der besten Schüler um am 26. August 1792 als Unterlieutenant bei der Gardelegion in den Truppendienst seines Heimathlandes zu treten. Als bald darauf die politischen Verhältnisse eine militärische Grenzbesetzung veranlaßten, kam er zu den Grenadieren des Kreisinfanterieregimentes und im folgenden Jahre mit den schwäbischen Kreistruppen unter den Befehlen des Generallieutenants Freiherrn v. Stain, dessen Stabsadjutant er wurde, zu dem am Oberrhein stehenden österreichischen Heere. Die matte Kriegführung gewährte ihm Muße mancherlei Aufnahmen zu machen; ein Plan des Forts Saint-Louis, bei dessen Belagerung und am 14. November 1793 ge-

schehener Einnahme er mitgewirkt hatte, wurde demnächst in Kupfer gestochen. Am 16. Januar 1795 rückte er zum Oberlieutenant auf. Viele Lorbeeren waren in den Feldzügen jener Zeit bei den Kreistruppen nicht zu gewinnen, V. erwarb jedoch die Anerkennung seiner Vorgesetzten, welche in seiner am 6. Mai jenes Jahres erfolgten Ernennung zum Flügeladjutanten des Schwäbischen Kreises Ausdruck fand. Sein Verhalten bei Moreau's am 24. Juni 1796 bei Kehl erfolgtem Uebergange über den Rhein ward später gewürdigt, als ihm der Militär-Verdienstorden verliehen wurde. Nach der Heimkehr schrieb er einen „Beitrag zur Geschichte des Feldzuges vom Jahre 1796, mit besonderer Rücksicht auf das schwäbische Corps“ (Altona 1797). In letzterem Jahre erschienen, von V. und Lieutenant v. Schnadow herausgegeben, „Auszüge aus Briefen über deutsche Staatssachen, betreffend die Organisation des Vaterländischen Militärs, an die Landesversammlung“. Am 29. September 1797 wurde er Quartiermeister-Lieutenant, am 12. September 1798 Hauptmann im General-Quartiermeisterstabe, am 19. Juli 1799, nachdem er kurz vorher mit einem diplomatischen Auftrage nach St. Petersburg betraut worden war, Flügeladjutant des Herzogs; dann leitete er den Durchmarsch der russischen Heeresabtheilung des Generals Korsakow durch die württembergischen Lande. Im September 1799 befand er sich bei den Truppen, mit denen General v. Beulwiz die Neutralität des herzoglichen Gebietes vor dem Betreten durch die Franzosen schützte, dann stand er mit den Oesterreichern gegen die letzteren unter General v. Phull und im Jahre 1800 als Chef des Generalstabes bei einer vom General v. Hügel befehligten 7000 Mann starken Division im Felde, beide Male ohne zu nennenswerther kriegerischer Thätigkeit berufen zu werden. Die Ereignisse des letztgenannten Jahres beschrieb er in einer Schrift „Ueber den Feldzug der teutschen und französischen Armee in Deutschland im Sommer und Winter 1800 von einem Offizier der alliirten Truppen“ (Stuttgart 1801); am 24. August 1800 war in Anerkennung seiner Leistungen in neuester und in früherer Zeit seine Ernennung zum Ritter des Militär-Verdienstordens erfolgt, dessen Commandeurkreuz er nach dem Feldzuge von 1815 erhielt. Sein Avancement war schon immer ein sehr gutes gewesen, in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts geschah seine Beförderung besonders rasch, die Anerkennung seiner Leistungen und das Wachsen der württembergischen Militärmacht trugen gleichmäßig dazu bei. Am 6. Januar 1801 wurde er Major, am 18. December d. J. Kreis-Generalquartiermeister, am 30. April 1803 Oberstlieutenant, am 23. Mai 1804 Oberst und Generalquartiermeisterlieutenant, am 13. September 1805 Generalquartiermeister. Als solcher ward er alsbald auf einem Gebiete thätig, welchem er zeitlebens seine Fürsorge mit besonderer Vorliebe gewidmet hat, auf dem des Militärerziehungs- und Bildungswesens: am 1. October wurde im Schlosse zu Stuttgart ein Militärinstitut zur Heranbildung von Officieren eröffnet. Zu der nämlichen Zeit rief ihn der Beginn des Herbstfeldzuges von neuem in den Krieg, an welchem er jetzt in Gemeinschaft mit den Franzosen gegen Oesterreich, den früheren Bundesgenossen, zu kämpfen hatte. Er empfing Napoleon an der Landesgrenze und stand dann dem württembergischen Höchstcommandirenden, dem Generallieutenant v. Seeger, als Chef des Generalstabes zur Seite. Aber im Laufe des Feldzuges erkrankte er, seine Gesundheit hatte überhaupt gelitten, dieser Umstand und die ungünstige Aufnahme, welche eine von ihm verfaßte Denkschrift über die heimischen Rekrutirungsverhältnisse bei seinem Kriegsherrn, dem nunmehrigen Könige Friedrich, fand, veranlaßte ihn um seinen Abschied zu bitten, welcher am 6. October 1806 bewilligt wurde.

V. hatte sich kurz vorher verheirathet und zog nun nach Eßlingen, wo die allgemeinen Handels- und Erwerbsverhältnisse des Landes ihn beschäftigten und

zu mannichfacher Thätigkeit anregten. Als die Befreiungskriege begannen, wünschte er von neuem Soldat zu werden. Sein Gesuch um Wiederaufnahme in das württembergische Heer ward abschläglich beschieden, er erhielt jedoch die Erlaubniß in fremde Kriegsdienste zu treten und wurde am 20. December 1813 als k. k. Oberst im österreichischen Generalquartiermeisterstabe angestellt, in welchem Erzherzog Karl ihn schon hatte verwenden wollen als beide zusammen gegen die Franzosen fochten. Nachdem er am Feldzuge in Frankreich theilgenommen hatte, begegnete er in Wien zur Zeit des Congresses seinem Landesherrn, welcher ihn in seinen eigenen Dienst zurückrief. Am 1. Mai 1815 wurde er als Generalmajor und Generaladjutant von neuem in Württemberg angestellt und mit dem Kronprinzen nahm er am Feldzuge jenes Jahres im Elsaß theil. Am 16. November 1815 erfolgte seine Ernennung zum Generalquartiermeister. In dieser Stellung unternahm er schon damals Generalstabsübungsreisen, bei denen die seiner Leitung unterstellten Officiere in zwei Parteien einander gegenüberstanden. Zur wissenschaftlichen Ausbildung vereinigte er, nachdem im Jahre 1817 das Militärinstitut, weil ein Ueberfluß an Officieren herrschte, eingegangen war, zunächst die jüngeren Officiere und zur Beförderung zu solchen geeignete Persönlichkeiten in Ludwigsburg und begründete sodann zum Ersatze jenes Institutes die am 1. October 1820 eröffnete Officierbildungsanstalt zu Ludwigsburg. Ferner betrieb er mit Eifer die seit 1821 mehrfach stattfindende Vereinigung stärkerer Truppenabtheilungen zu Uebungszwecken. Der Entwurf für eine solche Zusammenziehung, welche im Herbst 1830 vor sich ging, war seine letzte Arbeit. Am 28. September 1830 starb er zu Ludwigsburg. Am 8. Januar 1824 war er Generallieutenant geworden. Neben seiner sonstigen dienstlichen Thätigkeit hatte er in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens mehrfach Sendungen an fremde Höfe zu erfüllen, auch an den Verhandlungen der Bundes-Militärcommission zu Frankfurt am Main nahm er theil, der Kammer der Standesherren gehörte er als Mitglied an.

Württembergische Jahrbücher, herausgegeben von J. D. G. Memminger, Jahrg. 1830, S. 259, Stuttgart und Tübingen 1831 (Lebensbeschreibung durch Major v. Martens, einen Schüler Varnbüler's).

B. Poten.

Varnbüler: Friedrich Karl Gottlob Freiherr V. von und zu Hemmingen wurde geboren am 13. Mai 1809 auf dem Familiengut Hemmingen als Sohn des Freiherrn Karl v. V., eines Theilnehmers an den württembergischen Verfassungskämpfen und württembergischen Finanzministers von October 1827 bis zu seinem Tode im April 1832 (vgl. Adam, Freiherr Karl Eberhard Friedrich V. v. u. z. H., Stuttg. 1886) und der Friederike geb. Freiin v. Wöllwarth. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Stuttgart studirte V. in Tübingen und Berlin Rechts- und Staatswissenschaft. Von 1833 bis 1839 war er Assessor bei der württemb. Kreisregierung in Ludwigsburg. Dann widmete er sich der Bewirthschaftung seiner Güter und galt bald als einer der hervorragendsten Landwirthe Württembergs. Lange Jahre bis zu seinem Tode war V. Vorsitzender des landwirthschaftlichen Vereins seines Oberamts, stets bemüht die Berufsgenossen zu rationellen Verbesserungen des landwirthschaftlichen Betriebs zu veranlassen, worin er selbst mit bestem Beispiel voranging. Die Leitung einer von seinem Schwiegervater, Baron v. Süßkind, ererbten Maschinenfabrik in Wien in den Jahren 1849—53 verschaffte ihm auch eine genaue Kenntniß industrieller Verhältnisse, die viel später, im deutschen Reichstag, ihm zu einer hervorragenden Rolle verhalf. Von der Ritterschaft des Neckarkreises zum ritterschaftlichen Abgeordneten in den am 1. Februar 1845 eröffneten Landtag gewählt, gehörte V. von da ab bis zu seinem Tode ununterbrochen mit Ausnahme

der drei Landesversammlungen 1849—50, wo die Ritterschaft als solche nicht vertreten war, dieser Körperschaft an. Als gewandter Redner und Debatter wurde V. bald Mitglied aller wichtigern Commissionen, welche ihn öfter, namentlich in volkswirthschaftlichen Fragen, zum Referenten ernannten. Im Jahre 1846 erschien seine Schrift „Ueber das Bedürfniß einer Gewerbegesetzgebung" (Stuttg. 1846). Die Ausgestaltung des württemb. Eisenbahnsystems erregte sein besonderes Interesse. Im J. 1864 schrieb er über die Frage eines deutschen Heimathrechts, womit er sich bereits in Artikeln im Schwäb. Merkur beschäftigt hatte. Am 21. September 1864 berief der eben zur Regierung gelangte König Karl V. zum Minister des Auswärtigen, im J. 1867 ernannte er ihn auch zum Geheimrathspräsidenten. Schon im J. 1864 vereinigte V. die Verwaltung der Eisenbahnen mit seinem Ministerium und ließ sich die Erweiterung des württemb. Eisenbahnnetzes sehr angelegen sein. Allein es war nicht die Zeit zur ruhigen Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens. Als im J. 1866 der Conflict zwischen Oesterreich und Preußen ausbrach, glaubte sich V. für den Anschluß Württembergs an Oesterreich entscheiden zu müssen. Daß er den einmal eingenommenen Standpunkt mit Lebhaftigkeit vertrat, entsprach seinem Naturell. Bei den am 26. Juli zu Nikolsburg abgeschlossenen Präliminarien hatte Oesterreich nur den Einschluß der süddeutschen Verbündeten in den Waffenstillstand verlangt. Zur Einleitung definitiver Friedensverhandlungen schickte König Karl den Prinzen Friedrich und V. ins preußische Hauptquartier. Daß V. sich vorher an Napoleon gewandt habe, hat er stets bestritten. Am 29. Juli kamen die Abgesandten in Nikolsburg an. Wie v. Sybel (s. unten) erzählt, bot V. alsbald Bismarck den Eintritt Württembergs in den Nordbund an. Die Ablehnung begründete Bismarck mit der derzeit auf Frankreich zu nehmenden Rücksicht. Von Nikolsburg ging V. nach Würzburg, um selbst am Abschluß des mit General v. Manteuffel zu vereinbarenden Waffenstillstands theilzunehmen. Am 5. August stellte Bismarck den süddeutschen Staaten von Berlin aus anheim, zur Unterhandlung über den Frieden Bevollmächtigte in die preußische Hauptstadt zu schicken. V. begab sich sofort dahin, und schon nach Verlauf einer Woche am 13. August war als der erste der württembergische Friedensschluß mit Preußen perfect. Da V. der Idee des Südbunds grundsätzlich abgeneigt war und sich Süddeutschlands Schutzlosigkeit nach außen wohl vor Augen hielt, kamen bei diesen Verhandlungen auf Varnbüler's Initiative — wie ihm Bismarck später im Reichstag bezeugte — „Bismarck und V. überein, den vorgeschlagenen Artikel über Garantie des beiderseitigen Besitzes weiterzuentwickeln" zu einem besonderen einstweilen geheim zu haltenden Schutz- und Trutzbündniß. Rücksichtlich des Zollvereins, an dessen Erhaltung V. besonders viel lag, wurde wenigstens festgestellt, daß derselbe mit der Maßgabe wieder in Kraft trete, daß jedem Contrahenten sechs Monate nach erfolgter Kündigung der Austritt freistehe. Auf Grund dieser Clausel sprach die preußische Regierung die Kündigung des Zollvereins auf den 31. December 1867 aus und lud die süddeutschen Regierungen auf den 3. Juni zu Verhandlungen über die Neugestaltung ein. Der Zollverein durfte nicht in die Brüche gehen, das stand bei V. zweifellos fest. So hatte er sich schon am 4. Juni mit Bismarck über einen Präliminarvertrag zwischen Württemberg und Preußen zu einigen gewußt. Allein noch waren beide Verträge (da die Geheimhaltung des Bündnisses wegen des Luxemburger Handels inzwischen aufgegeben war) im württembergischen Landtag zu vertheidigen. Am 29. October 1867 stand das Bündniß in der 2. württemb. Kammer zur Verhandlung. Herr v. Mittnacht, der jetzige württemb. Ministerpräsident, damals Justizminister, hatte zuerst die juristische Seite des Bündnisses dargelegt. V. vertheidigte dasselbe nach seiner politischen Seite. Den inner-

und außerhalb des Hauses aufs heftigste erhobenen Vorwurf der Unbeständigkeit wies er durch den Hinweis auf den Machtspruch der Geschichte im J. 1866 zurück, der die deutsche Frage gelöst habe. Schonungslos wurde Süddeutschlands politische Situation den Abgeordneten vorgeführt. Zunächst gelang es, die Erklärung der Kammer zu erlangen, daß der Vertrag keine Verfassungsänderung in sich schließe, zur Annahme also die einfache Majorität ausreiche (anstatt einer sonst erforderlichen, nicht vorhandenen 2/3-Majorität). Mit 58 gegen 32 Stimmen genehmigte dieselbe den Allianzvertrag selbst. Am 31. October wurden die Zollvereinsverträge angenommen, nachdem V. auch diese gegen die hier allerdings schwächer auftretenden Angriffe vertheidigt hatte. „Nun aber", erklärte er im December 1867 in der Kammer, „habe die Regierung, nachdem sie beide Verträge abgeschlossen, nachdem sie damit ihre Pflichten gegen Deutschland erfüllt habe, keinen Grund, über diese Grenzen hinauszugehen". Ob man weiter getrieben werde, darüber könne man in der Kammer nicht berathen. „Da sind wir ganz einfach Kinder des Geschicks und müssen uns dem fügen, was das Geschick über uns bringt". Das Bestreben, die Competenz des Zollparlaments zu erweitern und wie es damals hieß, aus dem „Zollparlament" ein „Vollparlament" werden zu lassen, fand in V. einen entschiedenen Gegner. Bei den Zollparlamentswahlen unterlag die deutsche Partei in allen 17 württemb. Wahlkreisen. V. selbst wurde von Urach als Zollparlamentsabgeordneter gewählt. Er vertrat auch in den Sitzungen des Zollparlaments selbst den eben gezeichneten Standpunkt. Den von der demokratischen Partei verlangten Südbund lehnte er jedoch ebenso entschieden ab. Der Südbund, meinte er, sei nur möglich „als süddeutsche Republik in Verbindung mit der schweizerischen Eidgenossenschaft". Gleichzeitig betonte er die feste Absicht der württembergischen Regierung, die Verträge mit Preußen loyal zu halten, und die Nothwendigkeit der Heeresorganisation im preußischen Sinn, um „im Falle eines Conflicts mit dem Ausland kräftig zusammenwirken zu können mit den Brüdern im Norden und für dieselben". Noch im März 1870 — der Ansturm gegen das Kriegsdienstgesetz stand damals auf seiner Höhe — sprach er in der Kammer den festen Entschluß aus, „nicht zuzustimmen, daß Württemberg sich der loyalen Erfüllung seiner Verbindlichkeit entziehe, mit den übrigen deutschen Heeren einzutreten, wenn es sich um die Vertheidigung deutschen Gebietes handele". An Stelle dieser Kämpfe trat nun aber ein anderes Bild durch die französische Kriegserklärung. Am 21. Juli vertheidigte V. in der Kammer die Forderung der Regierung auf Verwilligung eines Kriegsdarlehens, indem er Namens des gesammten Ministeriums erklärte, daß es, „so wie die Dinge liegen, die Integrität Deutschlands für bedroht halte", deswegen müsse auf Preußens Anfrage, ob Württemberg in diesem Kriege ihm sich anschließen wolle, mit einem offenen Ja geantwortet werden. Die Siege der deutschen Waffen begleitete V. mit patriotischer Genugthuung. Seine Ministerlaufbahn aber kam nunmehr zu Ende. Am 31. August 1870 wurde er pensionirt. Die Gründe hiefür sind bis jetzt nicht authentisch bekannt geworden. — Varnbüler's Haltung in den Julitagen 1870 hat ihn in eine litterarische Fehde mit dem damaligen französischen Gesandten in Stuttgart Grafen St. Vallier verwickelt. Auf St. Vallier's Broschüre: La rupture de la France avec le Wurttemberg en 1870 antwortete V. in einem als Manuscript gedruckten Schreiben. In demselben weist er (das Folgende nach einem Auszug im Schwäb. Merkur, Hauptblatt 1890, S. 99 u. 104) den ihm gemachten Vorwurf, als habe er sich der Erfüllung der Allianzverträge entziehen wollen und mit dem französischen Gesandten in diesem Sinne verhandelt, zurück. Er habe jenem niemals darüber Zweifel gelassen, und noch am 13. Juli ausdrücklich hervorgehoben, daß nach seiner Ansicht das Verhalten

Frankreichs gegen Preußen nach dem Verzichte des Prinzen von Hohenzollern den Krieg zu einem nationalen mache und zwar mit für Frankreich ungünstigen Chancen. Andererseits habe er angesichts der nicht beendeten Rüstungen Süddeutschlands und einer allgemein als drohend angenommenen Invasion der Franzosen keinen Grund gehabt den formellen Bruch mit Frankreich zu beschleunigen. Die hinhaltenden Verhandlungen mit dem Grafen seien lediglich eine Art von Kriegslist gewesen, welche Bismarck, darüber verständigt, durchaus gebilligt habe.

Im J. 1873 wurde V. vom 2. württemb. Wahlkreis (Cannstatt-Ludwigsburg) in den Reichstag gewählt und gehörte demselben bis zum Jahre 1881 an, wo er dem Candidaten der süddeutschen Volkspartei unterlag. Im Reichstag Mitglied der deutschen Reichs-(freiconservativen)Partei, wußte er sich bald eine hervorragende Stellung innerhalb der Partei und des Reichstags zu erwerben, trat auch mehrmals als Redner auf, zeigte sich aber namentlich als Vermittler zwischen seiner Partei und der Regierung und andern Parteien thätig. Von schwerwiegender Bedeutung war sein jetzt durch v. Poschinger aufgehellter Einfluß auf den Umschwung der Bismarck'schen Zollpolitik im J. 1879. Nachdem er mittels eines mit seiner Chiffre v. V. gezeichneten Artikels in der „Post" vom 3. März 1877, Nr. 53 die Anstellung einer wirthschaftlichen Generalenquête von der Reichsregierung verlangt hatte, stellte er einen dementsprechenden übrigens abgelehnten Antrag auch im Reichstag und begründete denselben in der Sitzung vom 28. April 1877. In mehreren Artikeln in der „Post" entwickelte er zur selben Zeit seine Ideen über die seiner Ansicht nach einzuschlagende Zoll- und Steuerpolitik. Wie erst durch v. Poschinger bekannt wurde, erhielt Fürst Bismarck von ihm Mitte 1878 in Form einer Denkschrift einen vollständig ausgearbeiteten Plan über die Zoll- und Steuerreform überreicht, „von dessen allgemeinen Gesichtspunkten Fürst Bismarck, wie seine spätern Vorschläge zeigen, sich vieles angeeignet hat." (Urtheil v. Poschinger's, der die Denkschrift auf S. 306 ff. seines Werks im Auszug wiedergibt.) An den ins Ende des Jahres 1878 fallenden vorbereitenden Verhandlungen, welche zum Schreiben des Fürsten Bismarck an den Bundesrath vom 15. Dec. 1878, dessen neues Steuer- und Wirthschaftsprogramm enthaltend, führten, nahm V. den hervoragendsten Antheil. Als Schutzzöllner ging er zunächst sogar weiter als Fürst Bismarck, der den Hauptnachdruck auf den finanziellen Gesichtspunkt legte, während V. die bestehenden mäßigen Schutzzölle sogar durch Kampfzölle ersetzt wissen wollte, welche dann eventuell durch Handelsverträge beseitigt werden würden. Unter seinem Vorsitze trat die vom Bundesrath beschlossene Zolltarif-Commission am 2. Januar 1879 zusammen. In angestrengter Thätigkeit ward V. durch diesen Auftrag in Berlin festgehalten. Nach Beendigung der Arbeit der Commission legte V. das Ergebniß der Berathungen dem Bundesrath in einem von ihm verfaßten Berichte vor. Im Reichstag ward ihm während der Berathung mehrmals Veranlassung gegeben, das Wort zu ergreifen. Besonders seiner Thätigkeit war es zu verdanken, daß die Mehrheit der 204, der freien wirthschaftlichen Vereinigung, in der Hauptsache für die neue Zollpolitik gewonnen wurde. Nach Abschluß der Zolltarifreform wurde ihm der preußische Kronenorden I. Cl. verliehen. Auch nach dem Verluste seines Reichstagsmandats im J. 1881 verfolgte V. die Ereignisse auf dem Gebiete der Reichspolitik mit wärmstem Interesse und äußerte sich namentlich durch Artikel in der „Post" zu den Tagesfragen. Sonst nahm er bis wenige Monate vor seinem Tode an den Verhandlungen im württemb. Landtag lebhaftesten Antheil und widmete sich mit altem Eifer der Bewirthschaftung seiner Güter. Am 26. März 1889 starb er an einer Lungenentzündung zu Berlin, wohin ihn in seinen letzten Jahren theils ver-

wandtschaftliche Beziehungen — der 1880 gestorbene k. württemb. Gesandte am k. preußischen Hofe Freiherr v. Spitzemberg war sein Schwiegersohn —, theils politisches Interesse wiederholt geführt hatten. — V. war seit 1835 mit Henriette geb. Freiin v. Süßkind vermählt, welcher Ehe 3 Töchter und 2 Söhne entsproßten. Von den beiden Söhnen starb der ältere Konrad als k. württemb. Legationsrath a. D. vor dem Vater, der jüngere ist der gegenwärtige k. württemb. außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister in Berlin Geh. Legationsrath Dr. jur. Theodor Axel Frhr. V. v. u. z. H.

Nekrologe in der Schwäbischen Kronik v. 1889, S. 561 und im Stuttgarter Neuen Tageblatt vom 28. März 1889. — Protokolle der Verhandlungen der württemb. Kammer der Abgeordneten. — v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. München u. Leipzig. Bd. 4, 5, 6, 7 a. m. O. — v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier II a. m. O. Friedrich Wintterlin.

Varnbüler: Johann Konrad V., württemb. Staatsmann, wurde geboren zu Stuttgart am 26. November 1595. Seine Eltern waren Ulrich V., württemb. Oberraths- und Ehegerichts-Secretär (Sohn von Nikolaus V., s. u.), und Agnes geb. v. Königsbach. Im J. 1609 kam V. nach Tübingen, wo er zunächst seine allgemein humanistischen Kenntnisse vervollkommnete, sodann vom Jahre 1613—1617 Rechtswissenschaft studirte. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Wien, war dort einige Zeit als Advocat beim Reichshofrath thätig und übernahm im J. 1619 eine Stelle als Secretär bei der Vormundschaft der österreichischen adeligen Familie Weyß. Seine anerkannte Tüchtigkeit verschaffte ihm einen Ruf zum Secretär bei den Ständen von Oesterreich unter der Enns. Allein die Dinge ließen sich nunmehr in Oesterreich für die Augsburgischen Confessionsverwandten immer ungünstiger an und so kehrte V. im J. 1624 in die Heimath zurück. Der damalige vormundschaftliche Regent Württembergs, Herzog Julius Friedrich, ernannte ihn im J. 1632 auf die Stelle seines inzwischen gestorbenen Vaters. Mit dem folgenden Jahre (1633) begann für V. ein beinahe ununterbrochenes Wanderleben im Dienste seines Herzogs, in dessen Verlauf er sich hervorragende Verdienste um Württemberg und um die Herstellung des Friedens in Deutschland überhaupt erwarb. Zuerst begleitete er als Secretär die württembergischen Räthe zu den Verhandlungen, welche zum Heilbronner Bündniß vom 13. April 1633 führten. Auf den Wunsch Oxenstierna's und der übrigen Conföderirten überließ Eberhard III. V. der Heilbronner Conföderation als Secretär des dem schwedischen Kanzler von den Verbündeten als Kriegsrath zur Seite gestellten sog. consilium formatum. V. zog mit seiner Familie nach Frankfurt und trat in die engsten Beziehungen zu Schweden. Allein der Ausgang der Nördlinger Schlacht machte alle politischen und persönlichen Hoffnungen der Anhänger Schwedens zunächst zu nichte. Das consilium formatum löste sich auf. Rückkehr nach Württemberg war unmöglich, da der Herzog nach Straßburg geflohen war und das Land in den Händen der Kaiserlichen sich befand. So war nun V. während der nächsten Jahre an den verschiedensten deutschen Höfen unermüdlich thätig, die Wiedereinsetzung seines vom Prager Frieden (1635) ausgeschlossenen Herzogs in sein Land zu bewirken. Die seitens des restituirten (1638) Herzogs alsbald erfolgte Ernennung zum Regierungsrath, zwei Jahre später zum Geheimen Rath und das Geschenk eines Hauses in Stuttgart zeigen, daß der Fürst Varnbüler's Antheil an seiner Wiedereinsetzung nicht gering schätzte. Zu den Friedensverhandlungen, welche im J. 1643 zu Osnabrück und Münster begonnen hatten, sandte der Herzog von Württemberg seinen Kanzler Burkhard und V. Burkhard sollte in erster Linie in Münster, V. ebenso in Osnabrück thätig sein. Für die Gesandten der

kleineren Fürsten mußte zunächst die Zulassung zu den Berathungen erwirkt werden, worauf der Kaiser, der anfangs nur die Kurfürsten dabei haben wollte, erst Ende 1645 einging. Bei Württemberg handelte es sich insbesondere um die umfassende Wiedererlangung der von Oesterreich, seinen Ministern und Generalen, katholischen Prälaten und Mönchen in Besitz genommenen Herrschaften und Klostergüter. Hierfür war von Oesterreich keine große Geneigtheit zu erwarten. Auch Frankreich wollte den Katholischen nichts entziehen. Sich ganz offen an Schweden anzuschließen, hatte angesichts der noch im Lande befindlichen kaiserlichen Truppen ebenfalls seine Bedenken. Varnbüler's Verdienst ist es, daß er als den einzig möglichen Weg zum Ziel doch diesen Anschluß an Schweden erkannte. In solchem Sinne war er gegen den Versuch eines Separatabkommens seines Herzogs mit Oesterreich. Es gelang ihm, des schwedischen Gesandten Joh. Oxenstierna's, eines Sohnes des berühmten Kanzlers, persönliche Freundschaft zu gewinnen und ihn zu überzeugen, daß die volle Restitution des Württemberger Bundesgenossen eine Ehrensache für die Krone Schweden sei. Neben der Fürsorge für die speciell württembergische Angelegenheit entwickelte V. überhaupt eine umfassende Thätigkeit in ausgleichendem und vermittelndem Sinne und war stets bemüht den öfter drohenden Abbruch der Friedensverhandlungen zu verhindern, so daß auch der kaiserliche Bevollmächtigte Graf Trauttmansdorff ihm sein Zutrauen schenkte. Als endlich der Abschluß des Friedens gelungen war, konnte Pfalzgraf Karl Gustav mit Recht an den Herzog von Württemberg schreiben: „Wie vorsichtig und sorgfältig E. L. Restitutionssache Varenbüler auch noch bei den Westphälischen Friedenstractaten geführt, gibt das Instrumentum pacis zu erkennen, darin keinem einzigen Stand des Reichs mit solchen klaren deutlichen undisputirlichen Worten specialiter ja in individuo aller Orten wie E. Lbden. prospizirt worden", fand sich doch die volle Restitution des Herzogs in dem Instrumentum pacis, dessen Entwurf die Schweden V. vor der Uebergabe mitgetheilt hatten, damit er die Interessen seines Herrn wahrnehmen könne. Der letztere brachte durch Verleihung des erblichen Besitzes des Ritterguts Hemmingen V. gegenüber seine dankbare Anerkennung zum Ausdruck. Auch bei den Nürnberger Zusammenkünften, wo das Friedensvollstreckungsgeschäft betrieben wurde, vertrat V. seinen Herzog, hatte aber hier als Freund Schwedens unter dem Mißtrauen der kaiserlichen Abgesandten, trotz mannichfacher Anerkennung seiner Geschicklichkeit auch von dieser Seite, zu leiden. Krankheitshalber mußte er sich vor Abschluß der Verhandlungen abberufen lassen. Im November 1650 führte ihn der Auftrag, die Reichslehen für den Herzog zu erlangen, zusammen mit dem Landhofmeister Grafen Kastel nach Wien. Er wurde dort mit Auszeichnung behandelt, erhielt eine goldene Gnadenkette, Erneuerung des alten Adels mit dem Zusatz von und zu Hemmingen, worauf ihn (1652) die Reichsritterschaft in ihren Verband aufnahm, und wurde zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt. Im J. 1652 nahm ihn der Herzog Eberhard auf den Reichstag nach Regensburg mit. Nachdem V. unter mannichfachen Schwierigkeiten im Sinne der Erhaltung der Bestimmungen des Westfälischen Friedens mit Erfolg thätig gewesen, mußte er, abermals von Krankheit befallen, vor dem Ende des Reichstags nach Hause zurückkehren. Im selben Jahre (1652) ernannte ihn der Herzog noch zum Obervogt von Leonberg, was als besondere Auszeichnung galt. Seine letzten Lebensjahre waren durch eine schmerzhafte und langwierige Krankheit getrübt. Am 10. April 1657 starb er zu Stuttgart. — V. verheirathete sich in erster Ehe im J. 1624 mit Anna, der Wittwe des württemb. Raths Langjahr, einer geb. Buchner v. Buchberg aus Oesterreich, welche ihm nach dritthalbjähriger Ehe an den Folgen einer Geburt, gleichzeitig mit dem Kinde selbst, durch den

Tod entrissen wurde. Im J. 1628 schloß er eine zweite Ehe mit Susanna geb. Beck von Nürnberg, welche zwei Jahre vor dem Gatten (1655) starb. Dieser Ehe entstammten 6 Söhne und 5 Töchter, von welchen 5 Söhne und 4 Töchter den Vater überlebten.

Cippus bonae memoriae J. C. V. erectus a Magno Hesenthaler. Tubingae 1657. — Zwei Leichenpredigten v. Schübel und Weinmann. Stuttgart 1657. — Sattler's Geschichte v. Würt. unter den Herzogen. Thl. 7, 8, 9. — Pfaff, Wirtenbergischer Plutarch. Eßlingen 1830, S. 120 ff.

Friedrich Wintterlin.

Varnbüler: Nikolaus V., Professor der Rechtswissenschaft und herzogl. württemb. Rath, geboren am 5. December 1519 zu Lindau, † zu Tübingen am 20. August 1604, entsproß einer altadeligen, der Familienüberlieferung nach aus Graubünden stammenden Familie, deren Glieder im 14. und 15. Jahrhundert in St. Gallen einflußreiche Aemter bekleideten und zugleich Besitzer des festen Hauses Weinstein im Oberrheinthal waren. Ulrich V. († 1496), der die St. Galler in der Schlacht bei Granson geführt hatte, flüchtete, als Bürgermeister von St. Gallen im Streite mit dem dortigen Kloster unterlegen, vor der Rache des Abts und seiner Verbündeten nach Lindau, wo schon sein Sohn Johann Bürgermeister wurde. Dieser und Agathe, aus der Augsburger Patricierfamilie Meuting, sind die Eltern von Nikolaus V., der zu Hause und in den Schulen von Lindau seine erste Bildung erhielt. Im J. 1537 begab er sich zum Besuch der dortigen Akademie nach Straßburg, wo er drei Jahre verblieb, hier schon von seinen Lehrern wegen seiner guten Geistesgaben gerühmt. Im J. 1541 ging V. nach Löwen, wo ihn besonders Mudäus anzog, von da 1542 nach Köln. Hier schloß er sich eng an Oldendorp an. Hatte V. schon zu Straßburg neben den philosophischen Studien Institutionen gehört, so wandte er sich in Köln vollständig der Rechtswissenschaft zu und konnte schon am 23. Februar 1544 zu Tübingen, wohin er sich im Herbst 1543 begeben hatte, zugleich mit seinem Bruder Georg zum Doctor promoviren. Zunächst als Advocat am herzogl. Hofgericht zu Tübingen thätig, wurde V. noch im J. 1544 zugleich Professor der Pandekten. Wol im selben Jahr ernannte ihn Herzog Ulrich zum Rath, in welcher Eigenschaft er vier württembergischen Herzogen diente. Zum ersten Male im J. 1548 ward ihm Gelegenheit geboten, seine Befähigung zu politischen Geschäften an den Tag zu legen. Damals hatte Württemberg wie ganz Oberdeutschland schwer unter den spanischen Besatzungen zu leiden, welche Kaiser Karl, um seinen Maßregeln Nachdruck und Bestand zu verschaffen, überall einlegte. Um diese Last von Tübingen abzuwenden, wurde V. mit dem Bürgermeister Stammler abgesandt. Sie ritten in 27 Stunden von Tübingen nach Augsburg und es gelang wesentlich Varnbüler's Geschicklichkeit in den Verhandlungen mit dem Kaiser und Alba, die drohende Beschwerung von der Universitätsstadt abzuwenden. Indessen mehrte sich Varnbüler's Ansehen als Docent, so daß er im J. 1554 zum ersten Male zum Rector gewählt wurde, welche Würde er später noch wiederholt erlangte. Neben der Thätigkeit als Lehrer und beim Hofgericht, widmete sich V. mit besonderem Eifer der Ausarbeitung juristischer Consilien als Mitglied der Facultät. Im J. 1558 wurde er als Nachfolger des Gribaldus Professor des Codex. In diese Zeit fällt auch Varnbüler's Mitarbeit an der Entstehung des ersten und zweiten württembergischen Landrechts. Im October 1552 ließ Herzog Christoph die Entwürfe zum Landrecht, soweit solche aus der bisherigen Thätigkeit herzoglicher Räthe und einer Commission der Landschaft hervorgegangen waren, der Juristenfacultät, zu deren bedeutendsten Mitgliedern V. schon damals gehörte, zum „Fürnehmen und Deliberiren“ übersenden. Gegen Ende des Jahres 1553 war

ein vollständiger Landrechtsentwurf von der Juristenfacultät und dem ihr beigegebenen herzogl. Rath Beer ausgearbeitet in den Händen des Herzogs. Es spricht für das besondere Ansehen, dessen sich V. bei diesem erfreute, daß Christoph, als bald nach der Publication des Landrechts von vielen Seiten eine Declaration zweifelhafter Punkte (besonders im Erbrecht) verlangt wurde, erst nachdem er speciell mit V. hierüber conferirt und ein Gutachten von der Juristenfacultät sich hatte erstatten lassen, auf solche Wünsche einging. Auch an den weiteren Berathungen und Arbeiten, welche schließlich zum zweiten Landrecht von 1567 führten, nahm V. hervorragenden Antheil. Noch wiederholt wurde er auch zu Gesandtschaften verwendet. So wirkte er im J. 1555 bei Abschluß des Augsburger Religionsfriedens mit. So führte ihn das Jahr 1576 auf den Reichstag zu Regensburg, und muthete er im J. 1577 für seinen Herzog die in Folge des Todes K. Maximilian's neu zu empfangenden Tirolischen Lehen. Auch zu Kammergerichtsvisitationen wurde V. als württembergischer und (seit 1580) markgräflich-brandenburgischer Rath abgeordnet. Im J. 1594 legte er sein Amt als Professor nieder, blieb aber noch als Mitglied des Senats und der Facultät thätig. V. hat keine litterarischen Arbeiten publicirt. Seine Vorlesungen erfreuten sich wegen des klaren und eleganten Vortrags eines bedeutenden Rufs. Besonderes Ansehen verschaffte ihm aber seine Consulententhätigkeit, durch welche er für die Richtung der Tübinger Juristenfacultät bestimmend wurde. — V. war seit 1547 mit Regina, Tochter des Augsburger Patriciers Walter, verheirathet und feierte mit derselben umgeben von zahlreicher Nachkommenschaft am 30. August 1597 die goldene Hochzeit, welche E. Cellius durch ein gedrucktes lateinisches Gedicht verherrlichte. Er folgte seiner Frau wenige Monate im Tode nach.

Leichenrede von Sigwart. Tübingen 1605. — Harpprecht, Oratio de ortu, vitae cursu et obitu D. Nicol. Varenbüleri. Tubing. 1605. — Adami vitae p. 395 s. — Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft I, 687 ff. — Gütige Mittheilungen des Verfassers einer (ungedruckten) Geschichte der Familie v. Varnbüler, Herrn ständischen Archivars Regierungsraths Dr. Adam in Stuttgart.

Friedrich Wintterlin.

Varnier: Hans V., Name zweier Buchdrucker und Buchhändler des 16. Jahrhunderts, die in Ulm thätig waren. Der fremdklingende Name weist auf fremdländischen Ursprung hin und dieser wird auch dadurch bestätigt, daß man den älteren V. den „Wall“ oder „Walch“ (Welschen) nannte. Näher dürfte das Etschland die Heimath der beiden Männer, zunächst des älteren, gewesen sein; denn der Benedictus V., der 1554 in einem Verzeichniß der lateinischen Schüler von Ulm mit dem Beisatz: Athesinus (Athesia Etschland) vorkommt, gehörte offenbar zu dieser Familie. Wir möchten vermuthen, daß im Zusammenhange mit den Verfolgungen der Wiedertäufer in Tirol, also um des Glaubens willen, der ältere V. mit den Seinen die Heimath verlassen hat. Die Niederlassung gerade in Ulm ist dann leicht begreiflich; denn die Donaustadt war eben damals, in den dreißiger Jahren, den verschiedensten Glaubensrichtungen offen und dem Täuferthum insbesondere geneigt. Es war im J. 1531, daß H. V. der Aeltere, in Ulm als Bürger angenommen wurde und im gleichen Jahr, nicht erst 1532, begann er seine Druckerthätigkeit. Die eben angedeuteten Verhältnisse in Ulm spiegeln sich auch in den Erzeugnissen seiner Pressen; denn Männer wie Theophrastus Paracelsus, Kaspar Schwenkfeld und Sebastian Franck ließen bei ihm drucken. Der letztere war auch selbst in seiner Werkstatt beschäftigt (Sommer 1534), bis er es mit einer eigenen Druckerei versuchte (s. den Art. Seb. Franck A. D. B. VII, 216). Im übrigen nahm H. V. der Aeltere

in Arbeit, was sich ihm bot — vorwiegend sind es Schriften evangelischer Theologen —; es gelang ihm aber ebenso wenig, wie andern Ulmer Druckern jener Zeit, in gute Verhältnisse zu kommen. Aus dem Jahr 1547 stammt sein letzter bekannter Druck; dann geht er zum Handel mit Wachholderöl und Latwerge über! Wann er gestorben, ist unbekannt. Sein Druckerzeichen, bald größer, bald kleiner vorkommend, stellt den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen mit der Schlange dar, letztere hat aber statt der Frucht einen Todtenkopf im Maul und ebenso liegen Todtenköpfe und Gerippe auf dem Boden; am Fuße des Baumes liegt eine Axt. Um den Stamm schlingt sich ein Band mit Varnier's Namen. Erinnert man sich an die gleichzeitige, vielleicht von V. gedruckte Schrift Seb. Franck's: „Vom Baum des Wissens Gutz und Bößz, davon Adam den Tod hat geßen u. s. w.", so kann kein Zweifel sein, woher die Idee zu diesem Druckerzeichen stammt. — Hans V., der Jüngere, doch wol ein Sohn des Vorigen, erhielt im J. 1541 die Erlaubniß zu drucken. Seine Thätigkeit bewegte sich in denselben Geleisen wie die des älteren V. und mit nicht viel besserem Erfolg. 1547 hat er Schwenkfeldische Schriften auf Lager, die er ausliefern muß; 1549 muß er die Schriften gegen das Interim wegschaffen; 1559 wird er wegen der gegen die Katholiken und insbesondere gegen den Bischof von Augsburg gerichteten Schrift: „Vom Gejäg der Teufel" gar in den Thurm gelegt und nur auf eidliches Versprechen, nichts ohne Genehmigung der Kirchenpfleger zu drucken, wieder freigelassen. Auch sein Todesjahr ist zur Zeit unbekannt. Sicher kommt er noch 1564 vor; 1570 aber ist von seiner Wittwe die Rede aus Anlaß von Verhandlungen, die wegen Verkaufs der Druckerei an den Dillinger Buchdrucker Paul Hiebner gepflogen wurden.

Vgl. Veesenmeyer, Miscellaneen, 1812, S. 15—17, 48—73, an welch letzterem Ort Drucke des älteren V. aufgeführt sind (auch die S. 64 f. erwähnten Ausgaben des Gesangbuchs der böhmischen Brüder sind von ihm gedruckt). — Weyermann, Neue Nachrichten von Gelehrten u. s. w. aus Ulm, 1829, S. 560—562. — Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels IX, 1884, S. 170. K. Steiff.

Varrentrapp: Georg V., geboren zu Frankfurt am Main am 20. März 1809, als Sohn des damals ersten und angesehensten Arztes, Professor Dr. Konrad V., studirte von 1827 an in Heidelberg, Straßburg, Paris und Würzburg, woselbst er 1831 promovirte. In demselben Jahre legte er das Staatsexamen in Frankfurt am Main ab und wurde Assistent seines Vaters am Hospital zum heiligen Geist. In dieser Stelle blieb er 10 Jahre, 1832 und 1838 unternahm er zwei größere wissenschaftliche Reisen, die erste nach Deutschland und Oesterreich, die zweite nach Holland, Belgien und England. Ein Neubau jenes größten Hospitales Frankfurts, dessen Pläne und Einrichtungen er gemeinsam mit seinem Vater bearbeitete, lenkte ihn zuerst auf die Fragen der Hygiene und des gesammten Hospitalwesens, Fragen, die ihn auf der Reise 1838 in hervorragender Weise interessirten und beschäftigten. 1842 wurde er Oberarzt des Hospitals zum heiligen Geist und bekleidete diese Stelle bis 1872.

1834 gründete er mit Anderen die „Armenklinik", ein Ambulatorium, das später durch eine stationäre Klinik vergrößert wurde und Unbemittelten unentgeltlich ärztlichen Rath und Arznei gewährte. Bereits auf seiner Reise nach England fesselten Varrentrapp's Interesse die dortigen Reformen auf dem Gebiete des Gefängnißwesens. Er besuchte deutsche und schweizer Gefängnisse, studirte die neueren amerikanischen Systeme, sowie die reformatorischen Bestrebungen Ducpétiaux in Belgien und legte das Resultat seiner Studien 1841 in der Schrift „Ueber Pönitentiarsysteme" nieder, in welcher er sehr entschieden für getrennte Haft nach pennsylvanischem System auftrat. In demselben Sinne

wirkte er in einer in französischer Sprache geschriebenen Schrift: „De l'emprisonnement individuel sous le rapport sanitaire", in welcher er ebenfalls das von der französischen Regierung angenommene pennsylvanische System gegen die Angriffe von dessen Gegner vertheidigte, eine Schrift, die von der Société de médecine de Bordeaux preisgekrönt wurde. 1842 wurde er mit dem Juristen Nöller und Dr. Julius in Gießen Herausgeber der „Jahrbücher für Gefängnißkunde und Besserungsanstalten". Seiner rastlosen Bemühung gelang es 1846 die erste internationale Versammlung für Gefängnißreform nach Frankfurt zu berufen, die von den ersten Autoritäten dieses Faches und von Vertretern zahlreicher in- und ausländischer Regierungen besucht wurde. Er hatte die Genugthuung mit überwiegender Majorität die Ansichten, für welche er seit Jahren gekämpft hatte, als richtig anerkannt zu sehen.

Im Anschluß an den Besuch des zweiten Gefängnißcongresses in Brüssel (1847), unternahm er die zweite, 1852 nach der Theilnahme an dem ersten hygienischen Congreß in Brüssel, die dritte Reise nach England, die vorwiegend dem Studium der Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege galten. Mit dem lebhaftesten Interesse widmete er sich nunmehr der Hygiene. Seine ganze Lebensaufgabe ging auf Hebung des allgemeinen Wohles, auf Verbesserung der Volksgesundheit im weitesten Sinne des Wortes. Wie bedeutend hierin die Erfolge seiner Thätigkeit waren, beweisen die Worte John Simons auf dem letzten internationalen Congreß in London, der V. als den „Luther der Hygiene" feierte. Als äußerliche Marksteine seines Schaffens mögen folgende Daten dienen: 1860 gründete er die Frankfurter gemeinnützige Baugesellschaft zur Herstellung gesundheitsgemäßer, billiger Wohnungen. 1867 gemeinsam mit seinem Freunde Pettenkofer die Section für Hygiene auf der Naturforscherversammlung zu Frankfurt am Main, 1869 erschien auf seine Anregung die „Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege", deren Redaction er von 1871—75 allein, von da ab bis 1884 mit Dr. A. Spieß führte. 1873 wurde durch seine thätige Mithülfe in Frankfurt am Main der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege gegründet. 1878 gab er nach dem Vorbilde Zürichs in Deutschland die erste Anregung zur Bildung der Feriencolonien. Seit 1880 gehörte er dem kaiserlichen Gesundheitsamte als außerordentliches Mitglied an.

V. war in erster Linie praktischer Hygieniker und es gab kein Gebiet der praktischen Gesundheitspflege, das er nicht seinen Mitmenschen zu verwerthen suchte. Als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, später der Stadtverordnetenversammlung von 1842—1884 widmete er sich der Wohlfahrt seiner Vaterstadt. „Was in diesen 42 Jahren in Frankfurt Gutes und Gemeinnütziges geschehen ist, sind fast ausnahmslos Schöpfungen Varrentrapp's oder Werke seiner Mitarbeit" (Marcus). Ganz besonders sind seine Verdienste zu nennen in der Verbesserung des Schulwesens, der Schuleinrichtungen, der Fabriken, der Gefängnisse und Hospitäler, des Impfwesens, der städtischen Bauordnung, in der Wasserversorgung und Canalisation. Bei seinem 50jährigen Doctorjubiläum widmeten ihm Collegen und Freunde ein Prachtwerk: „Frankfurt am Main in seinen hygienischen Verhältnissen und Einrichtungen", worin alle auch nicht hier angeführten Seiten von Varrentrapp's Thätigkeit dargelegt sind. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften giebt der unten angeführte Nekrolog von Marcus. V. starb am 15. März 1886.

„Observationes anatomicae de parte cephalica nervi sympathici ejusque coniunctionibus cum nervis cerebralibus. Diss. inaug." Frankfurt a. M. 1831. „Tagebuch einer medicinischen Reise nach England, Holland und Belgien". 1839. „Ueber Pönitentiarsysteme, insbesondere über die vorgeschlagene Einführung des pennsylvanischen Systems". 1841. „Jahrbücher für Gefängnißkunde und

Besserungsanstalten 1842—1849". „De l'emprisonnement individuel sous le rapport sanitaire et des attaques dirigées contre lui par M. M. Charles Lucas et Leon Faucher". 1844. Preisgekrönt. „Die Bestimmung über das von Frankfurt zu liefernde Bundescontingent, geschichtlich und kritisch dargestellt." 1858. „Ueber Entwässerung der Städte, über Werth und Unwerth der Wasserclosette, über deren angeblichen Folgen; Verlust werthvollen Düngers, Verunreinigung der Flüsse, Benachtheiligung der Gesundheit". 1868.

Hirsch, Biograph. Lexikon VI, 72. — Marcus, Festrede beim 50jähr. Doctorjubiläum. Jahresber. über die Verwaltung des Medicinalwesens der Stadt Frankfurt 1881, S. 217. — Marcus, Nekrolog, ebendas. 1886, S. 262. — Spieß, Nekrolog, Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege XVIII. S. III—XXIV. — Stricker, Nekrolog, Jahresberichte des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik. 1885/86. S. 152. — Wasserfuhr, Berliner klin. Wochenschrift 1886. XIII, 213.

E. Roediger.

Vater: Abraham V., Arzt und Naturforscher und besonders ausgezeichnet als Anatom, wurde als Sohn von Christian V. (s. d.) am 9. December 1684 in Wittenberg geboren. Er studirte seit 1702 die Heilkunde an der Universität seiner Vaterstadt, wo er 1706 die philosophische Doctorwürde erlangte, und später auch in Leipzig, wo er 1710 den medicinischen Doctorgrad erwarb. Darauf machte er eine größere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, England und Holland mit längerem Aufenthalt in Amsterdam und Leyden, wo er unter Ruysch eingehendere anatomische Studien trieb und besonders sich mit der von diesem Autor kunstvoll gepflegten Injectionstechnik vertraut machte. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich 1712 als Docent in Wittenberg, wurde daselbst 1717 außerordentlicher, 1719 ordentlicher Professor der Anatomie und Botanik und lehrte diese Fächer gemeinschaftlich, von 1733 ab aber ausschließlich die Anatomie mit großem Erfolg, den er dadurch steigerte, daß er in verdienstlicher Weise ein reichhaltiges anatomisches Museum gründete. 1737 erhielt er auch die Professur der Pathologie, doch überließ er die Vorträge über dieses Gebiet dem Dr. Stenzel, während er selbst fortfuhr seine Kraft dem anatomischen Unterricht bezw. der Forschung anhaltend zu widmen. Nachdem er 1746 auch noch zum ersten Professor (der Therapie) an der Wittenberger Universität ernannt war, verblieb er zuletzt als Senior der medicinischen Facultät in dieser Stellung bis zu seinem am 18. November 1751 eingetretenen Lebensende. — V., der auch Mitglied der k. k. Leopold.-Carolinischen Akademie der Naturforscher war, ist ein außerordentlich vielseitiger Forscher gewesen. Seine zahlreichen Arbeiten betreffen die Botanik, Chemie, Pharmakologie, allgemeine und specielle Pathologie und Therapie, die Chirurgie, Gynäkologie und Staatsarzneikunde. Sie alle werden bei weitem überragt durch Vater's Leistungen in der Anatomie, die er durch hervorragende Forschungen von bleibendem Werth bereichert hat. Erwähnenswerth sind besonders die Abhandlungen über den Mechanismus der Schließung des foramen ovale (1714), über ein Divertikel an der Mündung des ductus choledochus im Zwölffingerdarm (1720), über einen Speichelgang in der Zunge (1720, 1723), über einen Ringmuskel am Gebärmuttergrunde (1723). In einer Dissertation von Lehmann „De consensu partium corporis humani" (Wittenberg 1741), beschreibt er ferner die unter seinem Namen bekannten, dann in Vergessenheit gerathenen und von Pacini im 3. Decennium dieses Jahrhunderts erst wieder entdeckten sogenannten Tastkörperchen als kleine ovale Anschwellungen, papillae nerveae, mit denen die Hautnerven der Handfläche und Fußsohlen beim Menschen nicht selten besetzt gefunden werden. Außer durch die bereits oben erwähnte Einrichtung eines anatomischen Museums hat sich V. um

die Hebung des bezüglichen Unterrichts in Wittenberg noch dadurch verdient gemacht, daß er auch anatomische Demonstrationen für Frauen hielt und für die Ablieferung der Leichen von Selbstmördern an die Anatomie Sorge trug. Ein ziemlich vollständiges Schriftenverzeichniß Vater's findet sich in der schon genannten Biogr. méd., Bd. VII, S. 400—403.

Vgl. außerdem Poggendorff's Biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 1180, sowie Biogr. Lex. u. s. w. VI, 74 und die daselbst genannten Quellen.

Pagel.

Vater: Christian V., Arzt und Professor der Medicin in Wittenberg, geboren 1651 in Jüterbog, erhielt seine Schulbildung in Torgau und Weißenfels, studirte von 1674 ab in Wittenberg und erlangte hier erst 1681 die medicinische Doctorwürde. Nachdem er sich hier als Arzt niedergelassen hatte, wurde er 1686 Landphysikus und erhielt 4 Jahre später die außerordentliche, 1692 die ordentliche Professur der Medicin, die er bis zu seinem am 6. October 1732 erfolgten Tode inne hatte. V. war Leibarzt des Fürsten von Anhalt-Zerbst und unter dem Namen „Nikomachus" Mitglied der k. k. Leopold.-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Seine Arbeiten bestehen zum größeren Theil aus unbedeutenden, kleineren akademischen Gelegenheitsschriften, Programmen und Dissertationen, etwa 87 an der Zahl. Von den größeren Arbeiten führen wir an: „Physiologia experimentalis et demonstrativa iconibus illustrata" (Wittenberg 1701; ebenda 1712); „Institutiones medicae" (ebenda 1722). — Von naturwissenschaftlichen Arbeiten Vater's nennen wir die „Physica experimentalis systematica" (Wittenberg 1734), wozu noch einige Dissertationen chemischen Inhalts kommen. — Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der, übrigens sämmtlich in Wittenberg verfertigten medicinischen Dissertationen gibt die französische siebenbändige Biographie médicale, Bd. VII, S. 403—405.

Vgl. ferner Poggendorff, Biogr.-litterarisches Handwörterbuch II, 1180 und Biogr. Lex. VI, 73. Pagel.

Vater: Johann Severin V. wurde als Sohn des Hofadvocaten und Stadtsyndikus Friedrich Severin Christian V. zu Altenburg am 27. Mai 1771 geboren, besuchte das dortige Gymnasium und von 1790—1794 die Universitäten Jena und Halle. An letzterer wurde er auf Grund seiner Abhandlung „Animadversiones et lectiones ad Aristotelis libros tres Rhetoricorum" (Lipsiae 1794), zu welcher Friedrich August Wolf ein „Auctarium" beisteuerte, am 2. Mai 1794 zum Dr. phil. promovirt und erwarb ebendaselbst 1795 mit den „Vindiciae theologiae Aristotelis" die Facultas legendi. Von dieser hat er jedoch in Halle nur wenig Gebrauch gemacht, denn schon am 29. April 1796 sehen wir ihn in Jena mit den „Animadversiones in locos quosdam ex Midiana Demosthenis oratione, Tacito aliisque" dieselbe Facultas erwerben. Dort in Jena, wo er bald zum Professor aufrückte, wandte er sich mehr und mehr dem Studium der orientalischen Sprachen und der Theologie zu und obgleich er noch 1797 in der Vorrede zu seiner „Hebräischen Sprachlehre" versichert, daß er „nur ungern seine eigentlichen Beschäftigungen mit griechischer und lateinischer Philologie eine längere Zeit abgebrochen habe", ist seine schriftstellerische Thätigkeit auf letzterem Gebiete auf die drei genannten Dissertationen beschränkt geblieben. Im J. 1799 erfolgte Vater's Ernennung zum ordentlichen Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen in Halle, von wo er 1809, durch den Umsturz der politischen Verhältnisse bewogen, nach Königsberg übersiedelte; an beiden Orten versah er auch die Stelle eines Universitätsbibliothekars. Im J. 1820 in seine frühere Professur nach Halle zurückgekehrt, starb er daselbst am 15. März 1826.

V. hat auf den weiten Gebieten der semitischen Philologie und biblischen

Wissenschaft, der Kirchengeschichte und praktischen Theologie, vor allem aber auf dem der allgemeinen Sprachwissenschaft eine rege und fruchtbringende Wirksamkeit entfaltet. Der ersten Kategorie gehört zunächst an seine „Hebräische Sprachlehre. Nebst einer Kritik der Danzischen und Meinerischen Methode in der Vorrede“ (Leipzig 1797, 2. Aufl. 1814), daran schließt sich ein „Hebräisches Lesebuch“ (Leipzig 1799, 2. Aufl. 1809). Umfassender ist das „Handbuch der Hebräischen, Syrischen, Chaldäischen und Arabischen Grammatik“ (Leipzig 1802, 2. Aufl. 1817) und im Anschluß daran ein „Arabisches, Syrisches und Chaldäisches Lesebuch“ (Leipzig 1802), zu dessen Bearbeitung er sich mit Friedrich Theodor Rink in Danzig vereinigt hatte. Mit seinem Antrittsprogramm in Halle, der „Commentatio de Jesaiae capite XI“ (1801), bethätigte er sich zuerst auf dem Felde der alttestamentlichen Exegese. Bald folgte der mit Benützung der Arbeiten des Engländers Alexander Geddes verfaßte, aber der Hauptsache nach auf selbständiger Forschung beruhende, dreibändige „Commentar über den Pentateuch“ (Halle 1802—1803), welcher in der Entwicklung der Pentateuchkritik eine geachtete Stellung einnimmt. Daran schließt sich eine Bearbeitung des Propheten Amos („Amos übersetzt und erläutert mit Beifügung des Hebräischen Textes und des Griechischen der Septuaginta nebst Anmerkungen zu letzterer“ Halle 1810), durch welche V. ebenso wie bald darauf durch das Programm „Lectionum versionis Alexandrinae Jobi nondum satis examinatarum specimen“ (Königsberg 1810) seine eingehende Beschäftigung mit dem Septuagintatexte in rühmlicher Weise kundgab; auch die Notiz „Pentateuch der Juden in Bochara (Auszug eines Schreibens an Herrn v. Hammer)“ in den „Fundgruben des Orients“ Bd. IV (1814) mag hier noch genannt sein. Auf neutestamentlichem Gebiet verdankt man V. ein „Spicilegium observationum ad usum Patrum Graecorum in critica Novi Testamenti pertinentium“ (Königsberg 1810), in welchem die Bedeutung der Kirchenväter, namentlich des Cyrillus von Alexandrien, für die Kritik des neutestamentlichen Textes in vorsichtiger Weise gewürdigt wird, und eine für seine Vorlesungen bestimmte Handausgabe des Neuen Testamentes mit Anmerkungen und anderen Beigaben („Novum Testamentum. Textum graecum Griesbachii Knappiique denuo recognovit etc. J. S. V.“ Halis 1824), welche aus tendenziösen Gründen mehrfach auf das heftigste angegriffen wurde.

Neben dem Studium der semitischen Sprachen hatte V. schon in Jena begonnen seine Aufmerksamkeit der allgemeinen Sprachwissenschaft zuzuwenden, zunächst allerdings in mehr theoretischem Sinne. Sein erstes hier einschlägiges Werk war das Buch „Pasigraphie und Antipasigraphie“ (Weißenfels und Leipzig 1799), in welchem er, in erster Linie an ein 1798 von einem in Paris lebenden Deutschen veröffentlichtes Werk anknüpfend, auch die früheren Versuche von Leibniz, Wolke u. a. heranzog und trotz aller Anerkennung des auf solche Versuche verwendeten Scharfsinns in sehr verständiger Weise die nothwendige Unzulänglichkeit und beschränkte Verwendungsmöglichkeit der Pasigraphie hervorhob; interessant und lesenswerth ist namentlich das der Schriftsprache Chinas gewidmete sechste Capitel, in welchem er das Chinesische sehr richtig als eine Art pasigraphischer Sprache bezeichnet. Diesem Buche folgte die mehr referirende Schrift „Uebersicht des Neuesten, was für Philosophie der Sprache in Deutschland gethan worden ist“ (Gotha 1799) und der „Versuch einer allgemeinen Sprachlehre, mit einer Einleitung über den Begriff und Ursprung der Sprache“ (Halle 1801; mit einer dankenswerthen „Litteratur der allgemeinen Sprachlehre“, welche man noch jetzt mit Nutzen nachschlagen kann), endlich die deutsche Bearbeitung von Silvestre de Sacy's „Principes de grammaire générale mis à la portée des enfans“ unter dem Titel „A. J. Silvestre de Sacy, Grund-

sätze der allgemeinen Sprachlehre in einem allgemein faßlichen Vortrage u. s. w." (Halle und Leipzig 1804). Einige Jahre später erschienen eine „Grammatik der Polnischen Sprache" (Halle 1807; auch in französischer Bearbeitung erschienen) und eine „Praktische Grammatik der Russischen Sprache" (Leipzig 1808; ein „Russisches Lesebuch" folgte Leipzig 1815), in welchen V. das in seinen grammatischen Arbeiten überall bewährte didaktische Geschick bekundete und sofort seine gründliche Kenntniß der slawischen Sprachen darthat. Schon in die Zeit der Vorarbeiten zum Mithridates fällt wol das von V. im Verein mit F. J. Bertuch herausgegebene „Allgemeine Archiv für Ethnographie und Linguistik" (Bd. I, Weimar 1808), denn der Band bringt u. A. neben einer von V. aus dem Russischen übersetzten Beschreibung des samojedischen Landes auch die erste Nachricht von seiner durch die Brüder v. Humboldt mächtig geförderten Beschäftigung mit den amerikanischen Sprachen. Wahrscheinlich hatten schon Vater's frühere Arbeiten Johann Christoph Adelung auf den jungen Gelehrten aufmerksam gemacht, so daß er vor seinem Tode diesen noch selbst zum Fortsetzer des Unternehmens bestimmte, von welchem kurz vorher unter dem Titel „Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten" (Berlin 1806) der erste Band, die asiatischen und australisch-oceanischen Sprachen umfassend, veröffentlicht worden war. Als V. das Werk übernahm, waren von dem zweiten, die europäischen Sprachen behandelnden Bande 10½ Bogen gedruckt und das Material für die Fortsetzung lag in z. T. weit vorgeschrittener Bearbeitung vor; trotzdem ist Vater's Antheil an diesem 1809 erschienenen Bande nach verschiedenen Richtungen hin gar nicht unbedeutend. Mit rastlosem Fleiße widmete er sich sodann der Fertigstellung des dritten Bandes, für den nur fragmentarische Notizen von Adelung vorlagen, und konnte schon im ersten Bande von Wieland's „Neuem Teutschen Merkur" für 1809 über den ungehemmten Fortgang des Werkes Bericht geben, wobei er aus Garcilasso de la Vega's bekanntem Werke über das Inkareich gleichzeitig zwei peruanische Lieder mittheilte und in Kürze erörterte. Unterstützt durch die Materialien, welche ihm durch die beiden Humboldt und C. G. v. Murr zugänglich wurden, sowie durch die von B. A. v. Lindenau ihm überlassenen Papiere des Reisenden Seetzen, vermochte er bis 1816 den dritten Band in drei Abtheilungen zu vollenden, die überwältigende Fülle des Stoffes in übersichtlicher Darstellung vorzulegen und in Afrika wie in Amerika eine große Anzahl charakteristisch unterschiedener Sprachgruppen endgiltig abzugrenzen; mit Vater's Eintritt in das Werk wächst gleichzeitig — so weit das damals möglich — die Berücksichtigung des grammatischen Elementes, dessen Bedeutsamkeit für Sprachverwandtschaft V. immer klarer erfaßte. Der vierte Band (1817) enthält außer W. v. Humboldt's berühmten „Berichtigungen und Zusätzen über die Cantabrische oder Baskische Sprache" Friedrich Adelung's und Vater's Nachträge zu sämmtlichen drei Bänden. Alles in allem genommen ist der Mithridates ein Werk umfassender Gelehrsamkeit und staunenswerthen Fleißes und enthält einen reichen Bestand wichtiger Thatsachen und verständiger Combinationen. Wer ihn von unserem fortgeschrittenen Standpunkt aus tadeln möchte, der bedenke auch die Spärlichkeit des damaligen Materials für heutzutage erfolgreich angebaute Gebiete, ferner, daß die bahnbrechenden Leistungen der Engländer für das Studium des Sanskrit, welches ja der ganzen Sprachwissenschaft ein neues Gepräge gegeben hat, infolge der Continentalsperre den Verfassern nicht zugänglich waren, und daß der vierte Band des Werkes schon im Jahre nach dem Erscheinen von Bopp's Conjugationssystem vollendet vorlag; bemerkt doch V. selbst in den Nachträgen, daß der ganze Abschnitt des Mithridates über das Sanskrit der Umarbeitung bedürfe.

Neben dem Mithridates gehen einher einige weitere ethnographisch-linguistische Publicationen, zunächst mit den Arbeiten für ihn in engster Beziehung stehend die „Untersuchungen über Amerikas Bevölkerung aus dem alten Kontinente" (Leipzig 1810), in welchen V. sich über diese Frage sehr zurückhaltend und besonnen ausspricht und schon auf das Baskische als das einzige wirkliche Analogon des amerikanischen Sprachbaues hinweist, und der Bericht über die Reise der Capitäne Lewis und Clarke den Missuri entlang bis zur Süd-See in H. K. Dippold's und F. A. Kothe's Allgemeinem historischen Archiv I, 2 (1811). Auch in dem Königsberger Archiv für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte I (1811—1812) hat V. über den Fortgang seiner afrikanischen und amerikanischen Studien mehrfach Nachricht gegeben, sowie u. A. einen Aufsatz „Waren die Stifter des Russischen Reiches Germanen?" und eine „Samojedische Originalerzählung mit ihrer Uebersetzung und grammatischen Bemerkungen über die Sprache der Samojeden" veröffentlicht. Ebenso erwuchs aus der Beschäftigung für den Mithridates die „Litteratur der Grammatiken, Lexica und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde" (Berlin 1815; auch mit lateinischem Titel), welche in der Neubearbeitung durch B. Jülg (Berlin 1847) noch jetzt zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln zählt. In die Königsberger Zeit fallen dann noch die „Proben deutscher Volksmundarten, Dr. Seetzen's linguistischer Nachlaß, und andere Sprachforschungen und Sammlungen, besonders über Ostindien" (Leipzig 1816), ein vielseitiges Sammelwerk (enthaltend Proben deutscher Dialekte, Mittheilungen über Litauisch, Lettisch u. s. w., rumänische Gedichte, das Apostolicum in karelischer Sprache, samojedische, kirgisische und nordostasiatische Wörtersammlungen, eingehende Nachrichten über die Sprachen Vorder- und Hinterindiens nach den „Asiatic Researches", endlich Wörtersammlungen aus afrikanischen und amerikanischen Sprachen), und die ähnlichen „Analekten der Sprachenkunde" (Heft I und II, 1—2. Leipzig 1820—21), aus welchen die „kurze, leicht faßliche Nachricht von der chinesischen Sprache", die „Samojedische Sprachprobe", der Bericht über die Seramporer Uebersetzungen aus der Bibel in die vorderindischen Sprachen, zwei Aufsätze über das Russische und die Mittheilungen über das Neu-Seeländische und verschiedene amerikanische Sprachen hervorgehoben sein mögen; auch entstand in Königsberg das Buch „Die Sprache der alten Preußen. Einleitung, Ueberreste, Sprachlehre, Wörterbuch" (Braunschweig 1820), in welchem die Ueberreste des Altpreußischen zum ersten Male zusammenfassend behandelt wurden. Dieser Specialarbeit folgte in Halle wiederum ein Sammelwerk „Vergleichungstafeln der europäischen Stammsprachen und süd-, westasiatischer: R. K. Rask über die thrakische Sprachclasse, aus dem Dänischen; Albanesische Grammatik nach Fr. Mar. de Lecce; Grusinische Grammatik nach Maggio, Ghai und Firalow; herausgegeben von J. S. V.; und Galische Sprachlehre von Christian Wilhelm Ahlwardt" (Halle 1822), aus welchem die geschickte Bearbeitung des Albanesischen und Grusinischen besonders erwähnt zu werden verdient. Die letzte der sprachlichen Arbeiten Vater's sind die „Bemerkungen über die neueste Auffassung langer Heldenlieder aus dem Munde des serbischen Volks, und Uebersicht des merkwürdigsten jener Lieder" in J. Grimm's Uebersetzung von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch's Kleiner serbischer Grammatik (Berlin 1824).

Für Vater's zweite Hallische Periode ist in erster Linie charakteristisch die eingehende Beschäftigung mit der Kirchengeschichte, der er allerdings auch schon früher nicht ganz fremd geblieben war. In dieses Gebiet gehören der „Grundriß der Kirchengeschichte zu Vorlesungen von H. Ph. K. Henke, beendigt und herausgegeben von J. S. V." (Braunschweig 1810) und Vater's Fortsetzung des sechsbändigen Henke'schen Werkes „Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeit-

folge“ (neue Aufl. Braunschweig 1795—1806), von welcher in den Jahren 1818 und 1823 der siebente bis neunte Theil, von der Reformation bis zu Vater's Zeit herabreichend, erschienen sind. Dazu kommen zwei Bände „Anbau der neuesten Kirchengeschichte“ (Berlin 1820 und 1822) mit urkundlichen Mittheilungen zur zeitgenössischen Kirchengeschichte, vier Bände des in Gemeinschaft mit K. F. Stäudlin und H. G. Tzschirner herausgegebenen „Kirchenhistorischen Archivs“ (Halle 1823—1826) und „Synchronistische Tafeln der Kirchengeschichte vom Ursprunge des Christenthums bis auf die gegenwärtige Zeit“, von welchen während Vater's Leben vier Auflagen erschienen sind (Halle 1803, 1809, 1819, 1824); die fünfte — einen unveränderten Abdruck der vierten — gab 1828 A. H. Niemeyer, die sechste — bis auf die damalige Zeit fortgeführt — 1833 J. C. Thilo heraus. Auch bei seinen kirchengeschichtlichen Arbeiten verdient Vater's Vielseitigkeit und sein Bestreben, selbst die entlegeneren Gebiete seines Studienkreises der Kirchengeschichte nutzbar zu machen, besondere Anerkennung. Von Vater's Leistungen in der praktisch-homiletischen Theologie nenne ich nur sein „Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens“ für die Jahre 1819—1824, seine Beiträge zum „Journal für Prediger“, an dessen Redaction er nach dem Rücktritt von Heinrich Balthasar Wagnitz (1824) in hervorragender Weise betheiligt war, und von Einzelpublicationen als für seine theologische Richtung besonders charakteristisch die „Friedlichen Worte im Kampfe des Zeitalters über Theologie und Religion, Kälte und Schwärmerei“ (Königsberg 1818) nebst den angehängten „Grundzügen der Geschichte der evangelischen Kirchen im merkwürdigsten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts“, welche später bedeutend erweitert in die Fortsetzung der Henke'schen Kirchengeschichte aufgenommen wurden, sowie das „Sendschreiben an Herrn Consistorialrath Dr. Planck über den historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums“ (Göttingen 1822). Die hier übergangenen sonstigen Schriften Vater's findet man in C. G. Kayser's Bücher-Lexicon VI (1836), S. 40 f.

In Vater's wissenschaftlicher Thätigkeit lebt etwas von der Polyhistorie der früheren Zeit; sein reger Geist umfaßt noch die verschiedensten Studien, welche heutzutage weit auseinander liegen. Freilich wußte er der Fülle seiner Gedanken und Kenntnisse nicht immer Herr zu werden, sie beeinträchtigte den Erfolg seiner Lehrthätigkeit und hinderte ihn auch, ein nach irgend einer Richtung hin abschließendes Werk zu vollenden; aber er war ein Bahnbrecher in vielem, was er in Angriff nahm. Als Theolog galt V. zwar als gemäßigter Supranaturalist, aber doch ist er in gewissem Sinne ein echter Vertreter des damaligen Rationalismus und dieser Rationalismus beruht bei ihm auf der in F. A. Wolf's Schule erworbenen philologischen Bildung. Er ist überzeugt, daß auch die Bibel durchaus philologisch als reine Quellenschrift ohne Rücksicht auf eine aus ihr gefolgerte Dogmatik erklärt werden müsse, und ist trotz seiner persönlichen Frömmigkeit durchaus nicht gewillt, sich das Recht der Kritik nach irgend einer Seite hin beschränken zu lassen. Seine linguistischen Werke verdienen, vom Standpunkt ihrer Zeit betrachtet, alles Lob; die Anfänge der deutschen Sanskrit-Philologie, von welchen er bei längerem Leben für seine sprachlichen Studien hätte Nutzen ziehen können, fallen wesentlich in die Zeit, da er, nach Halle zurückgekehrt, in seinen Schriften wie in seinen Vorlesungen sich mehr und mehr der neutestamentlichen Theologie und Kirchengeschichte zugewendet hatte. Wie seine Arbeiten zu ihrer Zeit geschätzt wurden, zeigt die Förderung, welche ihnen von allen Seiten und von den hervorragendsten Männern zu Theil wurde. Persönlich war V. nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Freunde ein liebenswürdiger und edler Charakter, dem auch in dieser Eigenschaft an der Universität Halle durch eine von ihm begründete Stiftung für bedürftige Theologen ein bleibendes Andenken gesichert ist.

Ein Sohn Vater's aus seiner Ehe mit Julie Heinigke, der Tochter eines Altenburger Arztes, war der Philologe Friedrich V.

J. H. Fritsch im Journal für Prediger Bd. LXVIII (1826), S. 389—401; im wesentlichen wiederholt im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. IV (1826), Th. I, S. 139—151; wichtige Nachträge dazu von Chr. Niemeyer im Journal für Prediger Bd. LXXIV (1829), S. 247—255 (mit einem Porträt Vater's). — Eberhard im Jahrbuch der häuslichen Andacht u. s. w., Jahrg. VII (1827). — A. H. Niemeyer im Vorwort zur 5. und 6. Aufl. von Vater's Synchronistischen Tafeln u. s. w. — Gérard Gley in der Biographie universelle (2. Aufl.) XLII, S. 690—692. E. Kuhn.

Vatke: Johann Karl Wilhelm V., Theolog hegelscher Richtung, geboren am 14. März 1806 zu Behndorf in der Provinz Sachsen, in der Nähe von Helmstedt, war der jüngste Sohn eines Pfarrers der kantisch-rationalistischen Weise, der schon 1817 starb. Die Mutter zog mit den Kindern nach Helmstedt, woselbst sie auch schon 1818 ihnen durch den Tod entrissen wurde. Von 1816—1820 war V. Schüler des Gymnasiums in Helmstedt, da es aber mit dem Unterricht in der Prima daselbst nicht gut bestellt war, siedelte er nach Beschluß des Vormundes nach Halle über, wo er in das Waisenhaus der Francke'schen Stiftungen aufgenommen wurde und die lateinische Schule bis zu seinem Abgang auf die Universität (Herbst 1824) besuchte. In dem Zeugniß der Reife wird ihm nachgerühmt, daß er vorzügliche Neigung zu den Wissenschaften bewiesen, den Werth mehrseitiger Geistesbildung anerkannt und über das Aufgenommene selbständig nachgedacht habe. Er widmete sich dem theologischen Studium aus voller Ueberzeugung und zwar zuerst zwei Jahre in Halle, wo er durch den Hebräer Gesenius, den Dogmatiker Wegscheider und den Kirchenhistoriker Thilo besonders angezogen wurde; hierauf studirte er drei Semester in Göttingen, wo er sich namentlich durch Ewald anregen ließ, auch den Philosophen Gottlob Ernst Schulze schätzen lernte, den er noch später für einen der schärfsten Kritiker der Kant'schen Philosophie hielt. Ostern 1828 ging V. nach Berlin, wo der Kirchenhistoriker Neander, Schleiermacher, Marheineke, aber vor allem Hegel Einfluß auf ihn gewannen; des letzten tiefen Geist bewunderte er bald und sagte von ihm, er verdiene mit Recht den Namen eines Philosophen. 1830 habilitirte er sich in Berlin als Privatdocent der Theologie auf Grund einer nicht gedruckten Dissertation: „De Platonicae philosophiae ratione ad doctrinam Clementis Alexandrini“ und nach besonderem Licentiatenexamen. Er ist damals überzeugt davon, daß er die ewigen Wesenheiten erkenne, wie sie seien; eine seiner Thesen, die er bei seiner Habilitation aufstellte, lautete: Deus cognosci potest, qualis est. Als Anhänger Hegel's und als scharfer Kritiker des Alten Testaments hatte V. die heftigste Gegnerschaft der orthodoxen Theologen, namentlich des Professors Hengstenberg, zu erfahren, der als Mitglied der Prüfungscommission auf alle mögliche Weise die Studirenden von dem Besuch der Vorlesungen Vatke's abzuhalten und diesen selbst in seiner Laufbahn zu hindern suchte. So pflegte er den Studirenden zu sagen: „Hören Sie bei mir und bei Vatke, so ist das gerade so, als wenn sie vor und hinter den Wagen ein Pferd anspannen, der Wagen kommt dann nicht von der Stelle“. Zum außerordentlichen Professor wurde V. zwar im J. 1827 ernannt, zunächst ganz ohne Gehalt, und zwar auch dies erst nach manchen Schwierigkeiten, und nachdem Marheineke und Nitzsch lange Gutachten über Vatke's wissenschaftliche Stellung hatten einreichen müssen; zu einer ordentlichen Professur hat er es nicht gebracht, obwol sein Einfluß auf die Studenten ein umfassender und tiefgehender war, und seine Vorlesungen zum Theil sehr stark, am stärksten die über biblische Theologie des Alten Testaments, in der er im Winter 1833 gegen 140 Zuhörer hatte, und fleißig besucht wurden. Eine in Anregung gebrachte Berufung zu

einem Ordinariat nach Königsberg zerschlug sich, weil das verlangte Gutachten der Berliner Facultät, trotzdem daß Marheineke sehr warm für V. eintrat, ungünstig ausfiel; eine viel später erfolgte Anfrage, ob er geneigt sei, als Ordinarius nach Bern zu gehen, verneinte er. Aus Anlaß seines 50-jährigen Docentenjubiläums wurde er von der Jenenser theologischen Facultät zum Ehrendoctor der Theologie ernant. Zuletzt bezog er ein Gehalt von 800 Thlrn., war aber durch seine Frau, Minna geb. Döring aus Berlin, in sehr gute Vermögensverhältnisse gekommen. Er starb in Berlin am 19. April 1882, nachdem er längere Zeit vorher leidend gewesen war. In, für beide Theile, sehr gewinnreichem Freundschaftsverhältniß stand er zu David Strauß bis zu dessen Tode, seitdem dieser 1831 nach Berlin zur Erweiterung seiner Studien gekommen war; mit ihm stimmte er auch namentlich in den früheren Jahren in der wissenschaftlichen Richtung meist überein und stand mit ihm in einem regen Briefwechsel. Von dem Minister v. Altenstein, von dem Ministerialrath für Universitätsangelegenheiten Johannes Schulze, von der Mehrzahl seiner Collegen, unter denen sich in den letzten Jahren von Vatke's Leben auch E. Zeller befand, auch von dem eine andere philosophische Richtung als er verfolgenden Trendelenburg, wurde er als Kritiker und Denker hochgeschätzt und erfreute sich als charaktervolle Persönlichkeit allseitiger Achtung. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß V. musikalisch sehr begabt war und namentlich große Vorliebe für Bach hatte, dessen Sachen er vorzüglich vorzutragen wußte. Der Kreis von Vatke's Vorlesungen war ein ziemlich umfangreicher. Er fing mit solchen über Hiob, alttestamentliche Theologie und Thessalonicherbriefe an, las dann bald über Psalmen und Einleitung ins Alte Testament, bei welcher er namentlich seinen Hegel'schen Standpunkt deutlich erkennen ließ, ferner über Genesis, Jesaias, über Epheser-, Colosser-, Philipper- und Römerbrief, über biblische Theologie des Alten wie des Neuen Testaments, Paulinischen Lehrbegriff, über Geschichte der neueren Theologie, sodann über Religionsphilosophie, Pantheismus und Theismus und über Wesen und Ursprung der Sünde. Der bekannte schwäbische Theolog Gerok urtheilte über seine Vorlesungen: „Von Theologen der hegelschen Schule profitirten wir am meisten bei V., dessen gründliches Wissen, besonnene Kritik und klare Darstellung uns besonders einleuchtete, während auch seine Persönlichkeit durch vielseitige Bildung, edle Humanität und feine Formen ansprach."

Ein fruchtbarer Schriftsteller ist er nicht gewesen, obwohl seine Gelehrsamkeit und eigene Gedankenarbeit ihn sehr dazu befähigten. Er scheute Veröffentlichungen, weil er fürchtete, späterhin das frühere nicht mehr vertreten zu können. Nur zwei größere Werke sind von ihm erschienen, zuerst „Die biblische Theologie, wissenschaftlich dargestellt. Bd. I.: Die Religion des Alten Testaments nach den kanonischen Büchern entwickelt" (Th. I, Berlin 1835), und dann „Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt" (Berl. 1841). Das erste dieser Bücher war eine wissenschaftliche Leistung, durch die er sogleich als Gelehrter bekannt und von den Unbefangenen in hohem Maaße anerkannt wurde. Wenn auch V. durch seinen Hegel'schen Standpunkt veranlaßt wurde, vielfach zu construiren, indem sich Thatsache und Begriff durchdringen sollten, und es ihm namentlich auf die Entwickelung des Hegel'schen Religionsbegriffs ankam, so hat er doch mit der Speculation geschichtlichen Forschungsgeist und Kritik in einer Weise verbunden, daß einer der hervorragendsten Gelehrten auf diesem Gebiete noch 1875 sagen konnte: „Vatke's Buch ist der bedeutendste Beitrag, welcher überhaupt je zur Geschichte des alten Israel geleistet worden ist". Das Werk über die menschliche Freiheit, das nicht nur diese, sondern eigentlich alle christlichen Dogmen behandelt und das Wesentliche derselben in die Dialektik aufzunehmen versucht, ist eines der

beachtenswerthesten aus der Hegel'schen Schule, obwohl es schon vielfach von den Ansichten des Meisters abweicht, namentlich darin, daß die Religion nicht mehr bloß theoretisch auf die Vorstellung bezogen wird, sondern eine „praktische Grundrichtung des Geistes, nämlich die praktische Vermittelung mit dem Göttlichen" sein sollte. Später wendete sich V. noch mehr von der Hegel'schen Lehre ab, indem er den Naturwissenschaften mehr Einfluß einräumte, auch Kant etwas mehr zur Geltung kommen ließ und nach concreterer Fassung des Systems trachtete. Er wurde infolge dessen von reinen Hegelianern als Pseudohegelianer bezeichnet, der wie Zeller durch Zurückgehen auf den Kriticismus Kant's die Hegel'sche Dialektik vernichten wolle. Von Werth ist es zu sehen, wie er sich zu seines Freundes Strauß „Altem und Neuen Glauben" stellte, woraus man zugleich erkennt, wie V. doch viel mehr Idealist blieb und auch noch spät viel enger mit Hegel zusammenhing als Strauß. In einem Briefe an diesen äußert er sich folgendermaßen: Die Frage: „Sind wir noch Christen?" verneint er, wenn man urchristliches oder orthodoxes Christenthum meine, er bejaht sie, sofern man das christliche Princip in dem Strom der geistigen Entwickelung verstehe, derselbe sei dann befreit von der früheren Schranke, aber der Weltgeist habe es nicht anders einführen können. Die zweite Frage: „Haben wir noch Religion?" beantwortet er ganz wie Strauß, stellt sich aber auf die Seite der Philosophie, welche ein Absolutes als wirksames, einheitliches und geistiges Princip annehme und dadurch den Mangel der religiösen Vorstellung ersetze. Er bete allerdings nicht zu einer Person, aber er versenke sich in den Gedanken und in das Gefühl eines intensiv Unendlichen, was inhaltreicher sei als das religiöse Gebet. Ein Gegner Darwin's sei er nicht, habe aber zu wenig Kenntniß von ihm, als daß er über seine Lehre eine bestimmte Ansicht aufstellen könne, nur verwerfe er den Materialismus, weil er die Einheit der Principien und der Elemente durchaus nicht erkläre. Zugleich fordert er Strauß auf, wenn es seine Ueberzeugung erlaube, in einer späteren Auflage den idealen Factor des Weltprocesses mehr in den Vordergrund zu ziehen.

Nachdem aus dem litterarischen Nachlaß Vatke's in der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1885 die Aufzeichnungen über Pentateuch Josua und die Gesammtansicht über die Bücher Samuelis und der Könige veröffentlicht waren, gab Hermann G. S. Preiß Vatke's ganze „Historisch-kritische Einleitung ins Alte Testament" (Bonn 1886), heraus. Von religionsphilosophischen Arbeiten veröffentlichte Hilgenfeld in der erwähnten Zeitschrift 1884: „Absolute oder relative Abhängigkeit?", gab Benecke in seiner Biographie Vatke's ein Stück aus dessen historischer Einleitung zur philosophischen Theologie nach einem Collegienheft heraus und endlich Hermann G. S. Preiß W. Vatke's: „Religionsphilosophie oder allgemeine philosophische Theologie" nach Vorlesungen, (Bonn 1888). Diese Religionsphilosophie hat einen reichen Inhalt, gibt im ersten Theil eine philosophische Vorbereitung für die Philosophie der Religion, deren erster Abschnitt eine empirische Entwickelung der Erkenntnißlehre mit umfaßt, im zweiten Theil eine Darstellung der Religion und Theologie, wobei die psychologische Erscheinung der Religion im menschlichen Selbstbewußtsein am eingehendsten behandelt wird, und im dritten ausführlichsten Theil die Darstellung der bestimmten einzelnen Religionen, die auf einem ausgedehnten und sicheren Wissen beruht.

Wilhelm Vatke in seinem Leben und seinen Schriften, dargestellt von Hnr. Benecke. Mit Vatke's Bildniß, Bonn 1883. Es ist dies eine ausführliche, mit großer Liebe geschriebene Biographie, für die namentlich eine große Anzahl von Briefen benutzt ist. — D. A. Hilgenfeld, W. Vatke, Zeitschrift für wissensch. Theol. 25, 1883, S. 194—215.

Heinze.

Vattel: Emerich v. V. (Emer de Vattel), sächsischer Diplomat und publicistischer Schriftsteller, geboren zu Couvet, im damaligen Fürstenthum Neuenburg (Neuschâtel), am 25. April 1714, † in Neuenburg am 28. Decbr. 1767. Emerich's Vater, David V., war 1706—1715 erster Seelsorger in Couvet, dann in Saint-Aubin, wo er 1730 einem Schlaganfalle erlag. 1726 reiste er an der Spitze einer Deputation neuenburgischer Geistlicher nach Berlin zu dem Könige von Preußen, als damaligem Fürsten von Neuschâtel. V. wurde bei diesem Anlasse zum königlichen Hauscaplan ernannt, und mit Diplom vom 11. Januar 1727 in den erblichen Adelstand erhoben. Verheirathet mit Marie, Tochter des Staatsrathes und Generalschatzmeisters M. v. Montmollin gingen aus dieser Ehe drei Söhne hervor, von denen der älteste, Johann Friedrich in französische, der zweite Karl in savoyardische Kriegsdienste trat, während der jüngste, Emerich, in die väterlichen Fußtapfen zu treten beabsichtigte, und daher in Basel humanistische und philosophische Vorlesungen besuchte. Nach glänzend abgelegtem Examen wandte er sich nach Genf, wo die philosophischen Studien — namentlich Moralphilosophie und Metaphysik — einen mächtigen Zauber auf ihn übten, und er sich mit seltener Gründlichkeit und Stoffbeherrschung in die Werke von Leibniz und Wolf vertiefte. — Seine „Defense du système Leibnitzien contre les objections et les imputations de Mr. de Crousaz etc.“, welche 1741 und 42 zu Leyden erschien, bildet einen sicheren Beweis seiner ernsten eingehenden Studien und seiner umfassenden Kenntniß der deutschen Philosophie, weshalb sich auch die Kritik über diese wissenschaftliche Leistung sehr anerkennend äußerte.

Als geborner Unterthan des Königs von Preußen wandte sich V. 1741 auf Einladung des Marquis de Valory, französischen Gesandten am preußischen Hofe, nach Berlin, um eine seinen Bedürfnissen zusagende Stellung zu finden. Nach vergeblichen Versuchen reiste er 1743 nach Dresden, wo er beim Grafen Brühl, dem ersten Minister August's III., günstige Aufnahme fand, und als Gesandtschaftsrath und Minister König August's nach der Republik Bern geschickt wurde, um die mannichfachen Angelegenheiten zwischen beiden Staaten zu erledigen. V. blieb jedoch ausreichende Muße, neben seinen Amtsgeschäften alljährlich die Seinigen zu besuchen und sich litterarischen Arbeiten zu widmen; so entstand damals neben kleinen Schriften sein in fließendem Französisch geschriebenes, berühmtes Hauptwerk: „Le Droit des Gens ou Principes de la Loi Naturelle appliqués à la conduite et aux affaires des nations et des souverains“, das sich durch Klarheit und Deutlichkeit der Darstellung auszeichnet. Das aus vier Büchern bestehende Werk erschien zuerst in Leyden 1758, eine 2. Auflage ebendort im nämlichen Jahre, ebenso ein Nachdruck in London. — Vattel's Völkerrecht steht mit dem von Wolf in innigem Zusammenhange. Von der Absicht geleitet, das Werk des letzteren einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen, glaubte er dasselbe auf einfache und leichte Weise volksthümlich gestalten zu können, fand aber bald, daß eine neue Bearbeitung des Stoffes unabweisbar sei, und so ist in der That Vattel's Buch, wenn auch genau auf der nämlichen Grundlage wie das Wolf's, von diesem wesentlich verschieden und macht V. mit Recht auf einen gewissen eigenthümlichen Charakter seines Werkes aufmerksam. Man hat nicht ohne Grund behauptet, das Buch sei „der ganze Vattel“, und kann man aus dem Schlusse der Vorrede wohl am verläßigsten den Geist ersehen, in dem das Werk geschrieben. In freimüthiger Weise bemerkt der Autor: „Seine unabhängige Feder vermöge nicht der Schmeichelei zu huldigen. Geboren in einem Lande, dessen Seele und Grundgesetz die Freiheit, sei er durch seine Geburt allen Völkern befreundet. Das Zusammentreffen dieser glücklichen Umstände hätte ihn ermuthigt, durch gegenwärtiges Werk sich den

Mitmenschen nützlich zu machen. Er fühle die Schwäche seines Talentes, die Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe, trotzdem würde es ihm zur Genugthuung dienen, wenn der ehrenhafte Leser dieser Zeilen den biedern, freien Mann (honnête homme et citoyen) durchfühlen würde". Vattel's Völkerrecht ist zwar ohne tiefere wissenschaftliche Bedeutung; man stößt bisweilen auf Widersprüche, gewagte Behauptungen und auf Mängel, welche der Abstractionsphilosophie des 18. Jahrhunderts überhaupt ankleben. Trotzdem genoß es — weitverbreitet — in der internationalen Rechtspraxis eine geradezu eminente Bedeutung. Keine Bearbeitung des philosophischen Völkerrechts hat so allgemeine Billigung und Benutzung gefunden als Vattel's „Droit des gens". Es gilt (wie Rob. v. Mohl in seiner Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften I, 387 ausführt) bei Diplomaten und namentlich Consuln selbst heute noch als eine Art Orakel, und bietet — nicht selten sogar in Staatsschriften eingeführt — das eigenthümliche Schauspiel eines fast zum positiven Gewohnheitsrecht gewordenen Lehrgebäudes. — Kaltenborn hat in seiner Kritik des Völkerrechtes (S. 81 bis 84) die mehrfachen Gründe dieser Erscheinung kurz zusammengestellt und hieran eine gediegene Beurtheilung des Werkes gereiht. 1758 wurde unser Publicist von Bern mit Titel und Rang eines geheimen Rathes nach Dresden zurückberufen. Hochgeehrt in den weitesten Kreisen hatte er den Gipfel seines Ruhmes erreicht; beglückt gab er in einem Briefe von 1763 an die Seinigen der Befriedigung Ausdruck über das Vertrauen und die Anerkennung, welche er sowol an den Höfen wie beim Publicum genieße. Allein er sollte sich dieser Erfolge nicht lange erfreuen; die angestrengte geistige Thätigkeit untergrub allmählich seine rüstigen Körperkräfte. Behufs Wiedergewinnung seiner Gesundheit begab er sich zu den Seinen nach Neuschâtel, von wo er gebessert nach Dresden zurückkehrte. Allein die Besserung war nur von kurzer Dauer; schon im Herbste 1767 sah er sich genöthigt, die Heimath aufs neue aufzusuchen, wo er am 28. December desselben Jahres an den Folgen der Brustwassersucht starb, tief betrauert von der Familie und dem großen Kreise der Freunde und Verehrer.

V. hat neben seinem Hauptwerke mehrere publicistische Arbeiten veröffentlicht, welche in Jeanneret, Biogr. neuchat. II, 414 aufgezählt sind; ebendort findet sich auch eine Liste der Ausgaben und Auflagen, welche vom Völkerrechte von 1758—1802 erschienen sind. Letzteres wurde außerdem von Mr. de Hofmanns (Paris 1835, I, II), dann von Comte d'Hauterive (Paris 1838/39, I, II) endlich von Pradier-Fodéré (Paris, I—III) mit verschiedenen Anhängen, Noten und Erweiterungen neu herausgegeben. Die weite Verbreitung und der große Einfluß des Werkes auf die Praxis veranlaßten zahlreiche Uebersetzungen in mehrere Sprachen. Eine deutsche von J. P. Schulin (Frankfurt und Leipzig 1763, 3 Bde.); eine italienische unter dem Titel „Il diritto delle genti, tradotto del francese" (Milano 1805, 3 Vol.); eine englische von dem im Handelsrechte bekannten Juristen J. Chitty „The law of Nations" (London 1834), dessen Bearbeitung namentlich in Amerika viel benutzt wurde und zu Philadelphia 1844 „in sixth American edition" erschien. Ferner bestehen drei Uebertragungen ins Spanische, die eine vom Licentiaten D. Manuel Pascual Hermandez (Madrid 1820), eine zweite von Mig. Otarena (Madrid 1822, I, II und Paris 1824, 4 Vol.), eine dritte „con una introducion por Sir J. Makintosh" (Paris 1806, I—IV). Endlich hat der portugiesische Staatsmann M. S. Peinhero-Ferreïra „Notes et table générale analytique" zu Vattel's Werk ausgearbeitet (Paris 1838).

V. verheirathete sich in vorgerückten Jahren am 27. Januar 1764 zu Dresden mit Marianne de Chesne, aus angesehener französischer Familie, in welcher Ehe ihm am 31. Januar 1765 ein Sohn — Charles Adolphe

Maurice V. — geboren wurde. Letzterer diente bis 1796 in der holländischen Schweizergarde, wurde 1816 vom König von Preußen als Fürsten von Neuenburg zum Staatsrath und Gefäll-Einnehmer (?) „receveur de parties casuelles“ ernannt, in welcher Eigenschaft er am 28. October 1827 starb. Charles Adolf besaß eine entschiedene poetische Begabung und veröffentlichte in französischer Sprache mehrere Dichtungen, unter diesen: „Guillaume Tell et la Suisse délivrée“ (Neuchatel 1798). Besonderen Beifall erntete er für die metrische Uebersetzung von Schiller's Glocke und dem Liede an die Freude (La Cloche und l'Hymne au plaisir, Zürich und Paris 1808). Durch den frühzeitigen Tod seiner beiden Söhne erlosch die Familie Vattel im Mannesstamme.

(Emerich Vattel,) Jeanneret, Biogr. neuchat. II, 409—416 und die dortselbst S. 416 aufgezählte zahlreiche Litteratur nebst erschöpfendem Schriftenverzeichniß. — Mohl, Geschichte u. Litt. der Staatswissenschaften I, 386. — Bluntschli's Staatswörterbuch X, 728. — Ompteda, Liter. d. Völkerr. § 99. — Kaltenborn, Kritik d. Völkerrechts, S. 78—85. — Pradier-Fodéré, Le Droit des gens etc. par Vattel (Paris 1863; Avant-Propos, pag. IX bis XIX). — Martens, Völkerrecht, S. 160—62. — (Charles Ad. V.,) Jeanneret a. a. O. — Biogr. univ. s. v. Vattel. — Allamand, Statistique du Val-Traverse. — Messager boiteux du Neuchatel 1828, 1840, 1851 etc.

Eisenhart.

Vaux: De V. Freiherr von Thiery, k. k. Feldzeugmeister, geboren zu Grandfailly in Lothringen am 4. Juni 1748, † zu Wien am 4. April 1820. Einem alten normannischen Adelsgeschlechte entstammend, studirte V. in Luxemburg und Verdun-sur-Meuse, besuchte die Ingenieurschule zu Sedan und trat am 20. September 1768 als Cadet in das Ingenieurcorps ein; er avancirte am 18. April 1773 zum Lieutenant, am 28. März 1778 zum Oberlieutenant und machte als solcher den bairischen Erbfolgekrieg mit; sein Muth und seine besonderen Kenntnisse, welche er beim Bau der Verschanzungen zu Möskirch gelegentlich der Anlegung einer Batterie an den Tag legte, hatten auf Fürsprache des FZM. Baron Stain nach Schluß des Feldzuges seine Beförderung zum Capitänlieutenant am 19. Juli 1779 zur Folge. V. wurde nun beim Bau der Festung Theresienstadt verwendet, rückte am 28. September 1786 zum Hauptmann vor, und wurde beim Ausbruche des Türkenkrieges 1788 beim Armeecorps des G. d. C. Fürst Liechtenstein in Kroatien eingetheilt; bei der Berennung von Dubica in der Nacht vom 20. auf den 21. April eröffnete er die 1. Parallele und entwarf und führte einen großen Theil der Angriffs- und Vertheidigungswerke unter Leitung des Ingenieurobersten Lauer aus; bei der zweiten Belagerung von Dubica in demselben Jahre zeichnete er sich durch besondere Unerschrockenheit und seltenen Muth aus, auch wurde er beim Fall von Dubica am 26. August 1788 durch eine Gewehrkugel am rechten Arme verwundet. Am 8. Mai 1789 zum Major befördert, that sich V. bei der Belagerung von Berbir hervor und bei der Belagerung von Belgrad im nämlichen Jahre wurde er abermals am rechten Arme verwundet; dessenungeachtet blieb V. auf seinem gefährlichen Posten und trieb mit dem Degen in der linken Hand die fliehenden Arbeiter zurück, bis der große Blutverlust und der ausdrückliche Befehl des Oberst Lauer ihn zwangen, seinen Platz zu verlassen; der Heldenmuth Vaux' wurde mit der Verleihung des Ritterkreuzes des Maria-Theresienordens am 21. December 1789 belohnt, infolge welcher Auszeichnung er am 15. October 1792 in den Freiherrnstand erhoben wurde. Im J. 1790 leitete V. die Belagerungsarbeiten von Cettin und wurde nach Beendigung derselben zum Local-Geniedirector in Prag ernannt.

Die folgenden Franzosenkriege eröffneten V. ein weites Feld der Thätigkeit. Gleich beim Ausbruche des Feldzuges bei der Armee eingetheilt, wurde er vor Thionville am 5. September 1792 so schwer verwundet, daß er bis Ende des Jahres dem Dienste entzogen blieb. Im J. 1793 leitete er die Verschanzung der Stellung vor Trier, betheiligte sich in hervorragender Weise am Sturme auf Valenciennes, nahm auch thätigen Antheil an der Belagerung von Quesnoy, dem Treffen von Saultain, den Schlachten von Famars und bei Wattigny und der Blokade von Maubeuge. Am 15. August 1793 zum Oberstlieutenant befördert, nahm er im J. 1794 beim Sturme auf Landrecy und den Schlachten bei Charleroi und Fleurus theil. Im Herbste 1795 griff V. den von den Franzosen bei Neuwied erbauten Brückenkopf an und zwang den Feind die Verschanzungen in der Nacht vom 31. October auf den 1. November ohne weitere Vertheidigung zu räumen, wobei 1 Oberst, 24 Officiere und 682 Mann in seine Hände fielen. Bei der Belagerung von Mannheim erwarb sich V. ein großes Verdienst durch seinen Vorschlag, auf dem Rheindamm und den alten Laufgräben Batterien zu errichten, durch deren intensives Feuer zu der am 22. November 1795 erfolgten Capitulation der Festung ein wesentliches beigetragen wurde. Der Entwurf und die Vollendung des verschanzten Lagers von Mainz sind ebenfalls eine von V. auf Befehl des Erzherzogs Karl ausgeführte Arbeit.

Am 13. März 1796 avancirte V. zum Oberst, machte das Treffen bei Bopfingen mit, leitete die Vertheidigungs-Instandsetzung von Ingolstadt und betheiligte sich an der Leitung der Belagerung von Kehl; das Mißlingen des Ausfalls des französischen Generals Moreau in der Nacht vom 21. zum 22. Novbr. und die Rettung des bei Sundheim placirten Artillerieparkes sind größtentheils seiner Energie und Umsicht zu verdanken; bei diesem Ausfalle wurde er nicht unerheblich am Kopfe verwundet, was ihn jedoch nicht hinderte, am 1. Januar 1797 an der Spitze seiner Colonne mit verbundenem Kopfe die Vorwerke von Kehl zu stürmen; nach der Capitulation von Kehl leitete er die Arbeiten bei der Belagerung des Brückenkopfes vor Hüningen, welcher nach wenigen Tagen, am 5. Februar, in Besitz genommen wurde. Hierauf zum Feldgeniedirector der italienischen Armee ernannt, wurde er kurz darauf ins Hauptquartier des Erzherzogs Karl beordert und leitete die Befestigungsarbeiten in Braunau, Passau und Burghausen. Im Feldzuge des Jahres 1799 war V. im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl; er wurde am 18. November 1799 zum Generalmajor befördert und im Mai des Jahres 1800 nach Donauwörth und Neuburg gesendet, um die auf dieser Strecke befindlichen Magazine gegen feindliche Streifereien zu decken, mußte sich aber, der feindlichen Uebermacht weichend, nach Ingolstadt zurückziehen. Hierauf erhielt er den Befehl, die Vertheidigungslinie am oberen Inn und der Salzach in Stand zu setzen; von allen diesen Befestigungsarbeiten ist der Entwurf des Brückenkopfes bei Mühldorf durch seine meisterhafte taktische Ausführung hervorragend; ferner vollzog er die Befestigung der Pässe und strategischen Punkte zur Vertheidigung Tirols; inzwischen zum Feldgeniedirector der Armee in Deutschland ernannt, machte er als solcher die Schlacht von Hohenlinden, am 3. December 1800 mit. Für seine in den verflossenen Feldzugsjahren an den Tag gelegten vielfachen Beweise von Heldenmuth und Tapferkeit und für seine hervorragenden Leistungen wurde ihm am 18. August 1801 das Commandeurkreuz des Maria-Theresienordens zuerkannt.

Nach Abschluß des Friedens ins Hauptgenieamt berufen, wurde V. dem Erzherzog Johann zugetheilt, mit welchem er Tirol, Kärnten, Krain und Venetien bereiste. Als der Feldzug 1805 ausbrach, befestigte er als Feldgeniedirector der italienischen Armee die Flitscher-Klause, Chiusa-Veneta und Prewald, ging dann nach Carlstadt, Sissek und Groß-Szigeth, an welchem Orte er

sämmtliche Abtheilungen des Ingenieur-, Mineur- und Sappeurcorps aus Tirol versammelte. Nach dem Preßburger Frieden wieder dem Erzherzog Johann zugetheilt, bereiste er mit diesem Steiermark und Oberösterreich. Am 31. Decbr. 1806 wurde V. das 45. Infanterieregiment verliehen, am 2. Mai 1807 erfolgte seine Beförderung zum Feldmarschallieutenant und am 20. Febr. 1809 die Ernennung zum Genieprodirector. Gelegentlich der Uebergabe Wiens an die Franzosen am 12. Mai 1809 gerieth V. in Kriegsgefangenschaft, wurde jedoch bald gegen den bairischen Generallieutenant Kinkel ausgewechselt und übernahm nach dem Schönbrunner Frieden als k. k. Commissär die Hauptstadt Wien vom französischen Generallieutenant Andreoßy. Im J. 1810 wurde V. gelegentlich der Auflösung des 45. Infanterieregimentes zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 25 ernannt; am 6. September 1813 erfolgte seine Beförderung zum Feldzeugmeister und wurde ihm am 28. Juni 1817 die geheime Rathswürde verliehen. Feldzeugmeister de V. starb nach einer mehr als 50jährigen Thätigkeit am 4. April 1820 in Wien. Er hinterließ viele Arbeiten und Entwürfe, von denen besonders die Denkschrift über die Wichtigkeit der Festung Komorn als Hauptwaffenplatz der Monarchie, sowie der Entwurf des in Komorn feldschanzenmäßig aufzustellenden doppelten Brückenkopfs (im J. 1809 ausgeführt) bemerkenswerth sind.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Acten der Fachrechnungs-Abthlg. des k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder. Bd. I. — Wurzbach, Biographisches Lexikon. Bd. III. — Oesterr. militär. Zeitschrift 1822, 9. Heft.

Palluа-Gall.

Vaz: Donat v. V., † 1337 (wahrscheinlich), rätischer Dynast. — In der Höhezeit des Mittelalters war das Bisthum Cur auch nach Hinsicht der weltlichen Herrschaft die Umrahmung des curischen Rätien gewesen, und indem die Vogtei durch Verleihung des Bischofs Egino an Kaiser Friedrich I. gegeben worden war, schien durch diese Erklärung des wichtigen Rechtes als Attribut des Reiches das Gotteshaus noch mehr gesichert zu sein. Aber König Rudolf versetzte die Vogtei an den Freiherrn Walter V. v. V., dessen Söhne Johann und Donat am Ende des 13. Jahrhunderts urkundlich in deren Besitz erscheinen. Bischof Sigfrid (1298—1321) entschloß sich demnach schon gleich nach seiner Wahl, die Pfandschaft der Vogtei an sich zu lösen; 1299 bestätigte König Albrecht den Vertrag. Doch trugen dabei die Freiherrn v. V. in der Hauptsache den Vortheil davon. Denn während der Bischof sich mit der Reichsvogtei über die Stadt Cur im wesentlichen begnügen mußte, gingen die übrigen Gerechtsame innerhalb des bischöflichen Besitzes, die hohen jurisdictionellen Rechte in Form einer Grafschaft, auf Donat, den abtretenden Pfandinhaber, über. — Der Namen gebende Besitz dieses Hauses, dessen Stammburg — an der Stelle Donal — jedoch gänzlich verschwunden ist, entspricht dem Dorfe Obervaz am oberen östlichen Ausgang des (alten) Schyn-Passes, an einer zur Beherrschung der Verbindungen von Cur nach dem Domleschg, sowie südwärts über den Albulafluß nach den Hochgebirgspässen, oder landaufwärts nach Davos, sehr günstigen Stelle. Das Haus vergrößerte seine Macht schon im 13. Jahrhundert mehrfach sehr geschickt durch Colonisation höherer rätischer Bergthäler mit deutschen Ansiedlern, und durch Erwerbungen verschiedener Art erwuchs ein ausgedehntes Territorium, dessen Bestandtheile sich aber erst aus den Erbschaftstheilungen nach dem Erlöschen des Geschlechtes im Mannesstamme — durch den Tod Donat's — ergeben. Es waren nebst der nächsten Umgebung von Vaz — Lenz, die Burg Belfort — die später im Toggenburger Besitz erscheinenden Stücke des nachherigen Zehngerichtenbundes — Davos, Prätigau, Schanfigg — und Burg

Straßberg mit Curwalden, sowie Maienfeld und Aspermont, dann die im Weiteren Werdenberg-Sargans zustehenden Gebiete im Domleschg und auf dem Heinzenberg, im Thal Safien, am Hinterrhein aufwärts in Schams, Rheinwald, nebst Avers, wovon gerade die letztgenannten, nebst Schanfigg und Langwies, bischöfliche Lehen waren. So stand Donat als der mächtigste Herr in Rätien da. Doch erwuchs daraus ein nothwendiger Conflict mit dem habsburgischen Hause, das sein Uebergewicht eben zu dieser Zeit auch nach Rätien hineinzuschieben begann. Vielleicht 1299, im Zusammenhang mit jener Ordnung der Vogteiverhältnisse, hatte König Albrecht einen Complex von Hoheitsrechten, großen Umfanges, durch das ganze curische Rätien, welche allerdings thatsächlich durch die großen die alte Landgrafschaft durchbrechenden Exemptionen sehr vermindert waren, als Reichslehen für sein Haus an sich gebracht; diese Rechte stehen im bald darauf aufgezeichneten habsburgischen Urbar als Amt Lags — „Grafschaft zu Lags“ — gebucht als „der herschaft lehen von dem riche“. Das mußte Donat auffordern, bei sich ergebendem Anlaß sich gegen Oesterreich zu stellen. Im Thronstreite nach Heinrich's VII. Tode ergriff Rudolf von Montfort, Bischof von Constanz, als Administrator des Bisthums Cur, die Sache des Königs Friedrich; Donat mit den Grafen Rudolf III. und Hartmann III. von Werdenberg-Sargans stand auf der gegnerischen Seite, und der Krieg gegen das Gotteshaus zog sich noch bis in die Zeit Bischof Johann's, des Nachfolgers Rudolf's, hinein, nachdem die Fehde schon 1322 und 1323 gedauert haben muß; 1324 verpflichteten sich die beiden Grafen dagegen wieder dem Herzog Leopold. Diese Kämpfe nahmen einen für Donat günstigen Verlauf, und Campell erzählt, Historia Raetica, Cap. 26, unter Berufung auf eine ältere Chronik und auf die Ueberlieferung, von einer für die Bischöflichen verderblichen Niederlage bei Filisur, nachdem schon vorher die von Engadin über den Scalettapaß in das Dischmathal eingedrungenen Leute des Bischofs von den Davosern zurückgeschlagen worden waren. Weniger günstig verliefen die Dinge für Donat, als 1333 und 1334 der Kampf nochmals ausbrach. Bischof von Cur war jetzt, seit 1331, Ulrich V., aus dem den Habsburgern ganz ergebenen Geschlechte der Schultheissen von Lenzburg (s. A. D. B. XIV, 200), und es ist ausdrücklich von Zeitgenossen Ulrich's bezeugt, dieser habe jetzt an dem Verfolger und Verwüster seines Gotteshauses vergolten, was Donat gegenüber dem Bisthum sich vorher habe zu Schulden kommen lassen. Auf Ulrich's Seite standen jetzt der Abt von Disentis, jene beiden Grafen von Werdenberg-Sargans, die nun also gegen Donat hielten, ferner Graf Albrecht I. von Werdenberg-Heiligenberg, die Brüder von Räzüns, und weitere rätische Herren, die sich am 15. April des erstgenannten Jahres verbanden. Donat hatte für sich Zuzug aus den Waldstädten, in ähnlicher Weise, wie schon sein Vater Walter V. sich einmal schwyzerischer und glarnerischer Söldner bedient hatte. Aus Schwyz und Unterwalden liefen 1500 Mann dem Freiherrn zu, doch zu ihrem Verderben. Die Verbündeten siegten über Donat, wobei auch die Burg zu Lags zerstört wurde; zweihundert von den Geworbenen fielen im Kampfe, und zahlreiche Andere kamen auf der Flucht auf den beschneiten Hochgebirgspässen um. Durch eine Urkunde vom 20. Februar 1334 ist bezeugt, daß eine Sühne der Unterwaldner und Schwyzer mit dem Abte Thüring von Disentis und dem Grafen Albrecht schon vorher erfolgt war. Donat muß nicht lange nachher gestorben sein. Denn während er am 3. October 1336 noch als lebend erwähnt wird, war er Anfang März 1338 sicher todt. Seine Erben waren die Gemahle seiner Töchter Kunigunde und Ursula, die Grafen Friedrich V. von Toggenburg und Rudolf IV. von Werdenberg-Sargans, dieser ein Bruder jener beiden schon erwähnten Grafen.

Donat's Bild ist durch den zeitgenössischen Geschichtsschreiber Johannes

Vitoduranus sehr schwarz gezeichnet. Der ohne Zweifel wegen seines die Kirche von Cur schädigenden Auftretens sehr verhaßte Freiherr soll nach diesem geistlichen Zeugen trotz seiner Rechtskenntniß ein sehr grausamer Gewalthaber gewesen sein, der mit Gefangenen greulich umgegangen sei, sie durch Hunger gequält, über ihr Jammergeschrei gespottet habe. Ebenso habe er auf dem Todtenbette, aufgefordert, seine Vergehen gegen das Gotteshaus Cur zu beichten, das abgewiesen, weil eine Beichte ohne Zerknirschung des Herzens doch vergeblich wäre. Eine besonders von dem Bündner Chronisten, Pfarrer Sererhard, 1742 in dessen „Einfalter Delineation“ aufgezeichnete Volkssage erzählt auch, Donat habe nach Entdeckung unsittlicher Vorgänge das Frauenkloster in Curwalden zerstören, die dortigen Mönche verjagen und ihr Kloster neu besetzen lassen. Jedenfalls tritt aus diesen Ueberlieferungen die Bedeutung dieses letzten ansehnlichen weltlichen Herrn im currätischen Lande hervor.

Die „Nachrichten über das Geschlecht derer von Vatz“, von J. U. v. Salis-Seewis (s. A. D. B. XXX, 248 u. 249), durch C. v. Mohr neu herausgegeben, Bündnerische Geschichtschreiber, Band V, S. 168 ff., denen C. v. Mohr selbst — Geschichte von Currätien — zumeist folgt, sind vielfach zu corrigiren, so für Donat nach Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde, Buch XII, S. 494 n. 2, oder nach E. Krüger in den St. Galler Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte, Heft XXII, S. 299 u. 300, die Angabe des Todesjahres.

Meyer von Knonau.

Vechner: Daniel V. wurde am 7., oder wie von anderer Seite berichtet wird, am 11. Januar 1572 zu Goldberg in Schlesien als ein Sohn des dortigen Bürgermeisters Georg V. geboren. Die Grundlage für seine ausgezeichnete Kenntniß der lateinischen und der griechischen Sprache gewann er auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, deren Name mit dem ihres ersten evangelischen Rectors, des berühmten Schulmonarchen Trotzendorf (s. A. D. B. XXXVIII, 661), unzertrennlich verknüpft ist. Unter seinen Lehrern ist vor allen Pancratius Crüger (Crugerius) aus Finsterwalde zu nennen, der 1589 an die Spitze der Goldberger Anstalt trat, nachdem er schon vorher von 1576—1581 an der neubegründeten Juliusuniversität zu Helmstedt als deren erster Professor der Poesie und der lateinischen Sprache, sodann als Rector zu Lübeck gewirkt hatte. Derselbe ging 1594 als Professor der griechischen Sprache an die Hochschule zu Frankfurt a. O. und ist in dieser Stellung 1614 gestorben. Mit welcher Hochachtung und Dankbarkeit V. seinem Lehrer ergeben war, hat er nicht blos durch einzelne gelegentliche Aeußerungen — er nennt ihn virum inter paucos doctissimum, virum aeterna laude dignissimum — zu erkennen gegeben, sondern vor allem dadurch, daß er ihm nach seinem Tode eine ehrenvolle Gedächtnißrede hielt. — Wann V. die Goldberger Schule verlassen, welche Universitäten er besucht, wo er die Magisterwürde erworben, liegt im Dunkel. Jedenfalls nahmen die Humanitätswissenschaften sein Interesse in ganz besonderem Maße in Anspruch. Im Alter von 26 Jahren wurde er Lehrer in Goldberg und legte hier ein so erfreuliches Lehrgeschick und eine so hervorragende Gelehrsamkeit und Redegabe an den Tag, daß er 1610 als Rector nach Jauer berufen wurde. Aber schon nach einer Zeit von nicht ganz 8 Jahren kehrte er als Professor und Prorector in seine Vaterstadt zurück. Diese Stellung, in die er am 24. Juli 1618 in Gegenwart seines Landesherrn, des Herzogs Georg Rudolf von Liegnitz, von dem gelehrten Superintendenten Simon Grunaeus feierlich eingeführt wurde, behielt er bei, bis Trotzendorf's Anstalt infolge des Religionskrieges am 4. November 1622 aufgehoben und das Lehrercollegium, der Rector Jonas Melidaeus und V. an der Spitze, entlassen wurde. V. blieb in Goldberg zunächst als Privatmann zurück, wurde dort 1625 Rathsherr und

zweiter Bürgermeister (proconsul) und verwaltete dieses Amt bis zu seinem Tode, der ihn am 23. Juni 1632 — nach andern 1631 — im Bade zu Hirschberg dahinraffte.

V. zählt zu den tüchtigsten Kennern der alten Sprachen, die zu seiner Zeit auf deutschem Boden vorhanden waren. Das Lateinische handhabte er, wie sein Lehrer Pancratius Crüger, nicht blos in Prosa, sondern auch in gebundener Rede mit großer Gewandtheit. Wegen seiner Gedichte wurde er — man weiß leider nicht, wann — zum Poeta laureatus Caesareus ernannt. Auch seine lateinischen Reden, von denen einige im Druck erschienen sind, erfreuten sich der Bewunderung der Zeitgenossen. Seine übrigen Schriften, die meist für die Zwecke des Unterrichts bestimmt waren, sind sehr selten geworden und theilweise vielleicht ganz verloren gegangen. Aus dem Titel der einen: „De adstruendo ianuae Comenianae latinitatis templo exempla, cum proplasmate liminis, atrii, ostii“, darf man schließen, daß V. als praktischer Schulmann auf Seiten des großen mährischen Schulreformers stand. Das bedeutendste von seinen Werken sind seine „Hellenolexia, sive Parallelismi Graecolatini libri duo“. Das Buch erschien zuerst 1610 zu Frankfurt. Eine Anzahl von Exemplaren dieser Editio princeps wurde im folgenden Jahre von dem Verleger mit dem schwerlich vom Verfasser herrührenden Titel in die Welt geschickt: „Illustres ac perpetui grammaticorum canones ac observationes linguae, tam Romanae, quam Graecae, quibus scholastica pubes tam quoad etymologiam, quam quoad syntaxin carere nequit: docens (!) utriusque linguae inflexiones, significationes, elegantias, imitationes, auctore M. Dan. Vechnero paedagogiarcha Goldbergense“. Eine 2., von V. noch selbst verbesserte und auf den doppelten Umfang erweiterte Bearbeitung trat 1630 zu Straßburg ans Licht. Zum dritten Male wurde das Werk 1680 von einem Ungenannten — er hieß Joh. Nicolaus Werner — herausgegeben, leider aber dabei durch viele theils werthlose theils unrichtige Einschiebsel verunstaltet. Dagegen zeichnet sich die vierte und letzte Ausgabe, die der gelehrte und scharfsinnige Joh. Mich. Heusinger (s. A. D. B. XII, 334 f.) mit einem Vorworte vom 7. October 1733 zu Gotha erscheinen ließ, durch große Sorgfalt, insbesondere auch durch zahlreiche Berichtigungen und lehrreiche Zusätze aus. So erstreckte sich die Einwirkung von Vechner's Hellenolexie weit über ein Jahrhundert hinaus. Es ist darin in reicher Fülle und in guter Ordnung zusammengestellt, was die Römer hinsichtlich des Wortschatzes, der Etymologie, der Syntax, sowie hinsichtlich der Figuren und Tropen und sonstiger Redewendungen, nach der Meinung des Verfassers von den Griechen entlehnt haben. Daß dabei auch manches, was zu dem ursprünglichen Besitzthume der lateinischen Sprache gehört, mit zu dem hellenischen Lehngute gerechnet wird, darf um so weniger auffallen, als zu Vechner's Zeit von einer Wissenschaft der Sprachvergleichung überhaupt noch nicht die Rede war und insbesondere die auch heute noch nicht zureichend aufgeklärten Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Griechen und Italiern noch völlig im Dunkel lagen. Jedenfalls ist es richtig, was Konrad Bursian bemerkt, „daß das ganze Buch für die feinere Kenntniß des griechischen sowohl als des lateinischen Sprachgebrauchs sehr förderlich geworden ist“. Und auch das darf dem Verfasser der Hellenolexie nicht vergessen werden, daß er durch sie die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der griechischen Studien für ein wirklich genaues und gründliches Verständniß des Lateinischen (non quisquam citra adminiculum Graecarum litterarum auctores latinos satis assequetur) in hohem Maße und in weiten Kreisen verbreitet und befestigt hat.

Vgl. Jo. Henr. Cunradi Silesia togata (Lignicii 1706, 4°), p. 319. — Heusinger, Vita Danielis Vechneri, vor dessen Ausgabe der Hellenolexie,

Bl. c 4 ff. — Jöcher, Gel.-Lexicon IV, 1485 f. — Bursian, Gesch. der class. Philol. in Deutschland, S. 300 f.

Friedrich Koldewey.

Veesenmeyer: Georg V. wurde geboren am 20. November 1760 zu Ulm, wo sein Vater Webermeister war. Die Familie stammt aus Augsburg, und Mitglieder derselben waren daselbst ins Patriciat gekommen. Vgl. Paul v. Stetten jr., Geschichte der adelichen Geschlechter in der freyen Reichs Stadt Augsburg. Augsb. 1762. 4°. S. 276. Das Wappen Taf. VIII. 7. Um 1730 ist die adeliche Familie erloschen. „Aber noch dermalen sowohl als vor Alters ist der Name unter der Kaufmannsschaft und gemeiner Bürgerschaft in einigem Ansehen.“ In Baiern schreiben sie sich Fesenmair. — Ein Frater Georgius Fesenmaier † 1450, Mönch im Kloster Wiblingen, qui labore indefesso plurimos codices scripsit eleganter admodum in pergamena. So steht es im Templum honoris ac monachorum Wiblingensium etc. Aug. Vindel. op. Jo. Casp. Bencard (1702). S. 52. §. VIII. — Ein Wilhelm Fesenmayr, Ord. Minor., schrieb ein „Betrachtung- und Exercitienbuch für die Klosterjungfrauen“. Augsb. 1715. M. 16 Kupfern. — Aber 1646, 1. 9., wird zu Halle getraut Ulrich Vesenmeyer, Bürger zu Halle, Balthasar Vesenmeyer's von Höchstett in der Pfalz Neuburg ehlicher Sohn. — Zwei Benedictiner werden angeführt im Diöcesanarchiv von Schwaben, herausgeg. von Dr. E. Hofele. 1891 Nr. 8. S. 31 u. 32: P. Franciscus Fesenmayr, Suevus ex Aug. Vind., biennio professor humaniorum Salisburgi, geb. 1643, † 1683; und P. Leonardus Fesenmayr, Suev. ex Aug. Vind. nat. 1645. Romam ad studia missus alumnus Collegii germanici, ibidem doctoratus redux statim parochus ad S. Udalricum 1670. prior 1674. obiit Salisburgi 1700.

Infolge der Religionswirren zur Reformationszeit waren nur die katholischen Veesenmeyer in Augsburg geblieben, die evangelischen zogen zuerst nach der freien Stadt Donauwörth, und von da, nach der Besetzung derselben durch den Herzog Maximilian von Baiern, nach Ulm. Sie waren fast alle Leineweber oder Kelschweber. Auch der junge Georg sollte ein solcher werden, und war bereits Lehrjunge bei seinem Vater geworden. Da bewog einer seiner Lehrer die Eltern, ihn wieder ins Gymnasium gehen zu lassen, wo er sich bisher stets als einer der begabtesten und fleißigsten Schüler gezeigt hatte: die Söhne der zünftigen Handwerker besuchten in der Reichsstadt fast durchweg das Gymnasium, wenigstens bis zum 15. Lebensjahre, wo sie Lehrjungen wurden. In seinem siebenzehnten Lebensjahre war er in der siebenten (obersten) Classe des Gymnasiums primus und custos.

Mit 17 Jahren trat er in das Collegium academicum des Ulmer Gymnasiums, und wurde in den numerum Studiosorum philosophiae aufgenommen, deren Namen in Tübingen deponirt wurden. Aus dieser Zeit seiner Ulmer Studien ist noch ein Quartbändchen vorhanden, eine Reihe von Aufsätzen enthaltend, welche zeigen, wie sich so frühe schon seine Eigenart, die Richtung auf Geschichtsforschung, und die Liebe zur Kleinforschung nach Einzelheiten, besonders auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte entwickelt hat. Alle diese Arbeiten des jungen Studiosus bekunden eine ganz ungewöhnliche Kenntniß der Litteratur- und Kirchengeschichte der Reformationszeit: daher konnte derselbe für Johann Herkules Haid's Beschreibung von Ulm mit seinem Gebiet (sie erschien Ulm, 1786) die Reformationsgeschichte Ulms liefern (S. 157—196).

Erst im J. 1786 konnte der Studiosus Ulmensis academicas Musas salutare und bezog die Universität Altdorf, im Gebiet der Reichsstadt Nürnberg. Auf dem Münsterplatz wurde, wie es gewöhnlich geschah, nach dem Morgengottesdienst ein feierlicher Abschied genommen von den Commilitonen, welche

mit Lehrern und Bürgern einen großen Ring bildeten. Es ist noch ein zierliches Aquarellbildchen vorhanden, mit humorvollen Anspielungen, einzelne Persönlichkeiten sind gut erkennbar. Es wurde ihm von einem guten Freunde zum Geschenk gemacht. In Altdorf waren seine hauptsächlichsten Lehrer Gabler, Jäger, Siebenkees, Will und Schwarz. Mehrere kleine Arbeiten aus jener Zeit, Gelegenheitsschriften, die er im Auftrage der societes latina Altdorfina herausgab, lassen erkennen, wie vielseitig seine Studien waren, wie aber das litterarische und historische Interesse das eigentlich theologische bei weitem überwog. (Unter anderen hat sein Sohn noch eine schön geschriebene Commentatio historica literaria de codice manuscripto, opuscula aliquot historica continente, cum observationibus et anecdotis ex illo codice conscripta a G. V., theol. Stud. Ulma-Suevo. Altorfi 1786. Der Codex enthielt annales Melanchthonis, ein Tagebuch Melanchthon's; einen Catalogus episcoporum Naumburgensium; eine Geschichte des Schmalkaldischen Krieges; Melanchthon's declamatio de oppido Witteberga; ein Diarium, in quo continetur brevis historiarum sui temporis consignatio, von L. W. Küchel, med. Dr. Ulmanus, aus einem Patriciergeschlechte.)

Am 19. October 1789 erwarb er sich die philosophische Magisterwürde durch Vertheidigung seiner Schrift „Vicissitudines doctrinae de sacra coena in ecclesia Ulmensi“, einer sehr gelehrten Arbeit, deren handschriftliche Quellen jetzt wohl nicht leicht alle aufzufinden sein dürften. Am 20. Februar 1790 wurde er magister legens. Zu diesem Zweck hatte er eine Abhandlung De recto et vario historiae reformationis sacrorum usu vorgelegt und vertheidigt, welche, wenn sie auch die Zweckmäßigkeit besonders betont, doch den weiten Blick ihres Verfassers und seine Begabung, auch größere historische Aufgaben zu erfassen, wohl bezeugt. (Kolde). Er las vom März 1790 an „über Schröckh's Compendium der christlichen Kirchengeschichte von der Reformation an“, und „über allgemeine Gelehrtengeschichte“ oder über deutsche Litteraturgeschichte mit Zugrundelegung von Koch's Handbuch, welches soeben in Berlin erschienen war. Unter den 16 Zuhörern waren 4 Ulmer. Seine akademische Thätigkeit war aber nur von kurzer Dauer; die Stipendien hatte er natürlich nicht mehr zu genießen, und als Privatdocent konnte er in Altdorf nicht leben. An Michaelis 1791 begab er sich in seine Vaterstadt zurück, wo er nach bestandenem Tentamen und gehaltener Probepredigt in den numerum candidatorum reverendi ministerii aufgenommen wurde. Am 13. März 1792 wurde er von dem „Religions- und Pfarrkirchenbau-Pflegamt“ nach erfolgter Prüfung zum Präceptor der 5. Classe des Gymnasiums ernannt und durch den Rector und Conrector in sein Amt am 23. März eingeführt: schon am 28. November wurde er zum Präceptor der 6. Classe und im Februar 1793 zum professor rhetorices befördert, womit auch das Programmatariat verbunden war, welches ihn verpflichtete, jährlich zwei, und später, als er die öffentlichen actus oratorios und Declamationen wieder einführte, vier Programme zu schreiben; auch die handschriftlichen Gelegenheitsanschläge hatte er abzufassen. In der langen Reihe dieser Programme legte er die Resultate seiner Specialstudien nieder, eine Anzahl derselben sind commentationes historico-litterariae mit besonderer Beziehung auf Ulmer. Merkwürdig ist, was in der Nationalzeitung der Deutschen, Jahrg. 1797. 8. Stück, v. 23. Februar steht: „Dem Dr. (so) Veesenmaier, welcher auf eine löbliche Art in den öffentlichen Schulschriften angefangen hatte, Beiträge zur Ulmischen Geschichte zu liefern, ist der Wink gegeben worden, er möchte doch lieber über andere Gegenstände schreiben.“ Woher kam dieser Wink? — Auch sonst war er in seinem Amte eifrig thätig. Es liegt vor mir, von seiner Hand geschrieben, ein Plan für eine Verbesserung des Gymnasiums 1799. 130 Folioseiten, beginnend mit einer Ver-

handlung am 4. Juli 1798, von Rector Widenmann, Conrector Juzi, und Prof. Veesenmeyer. Es handelte sich um eine Trennung des Gymnasiums, welches aber wie bisher, ein Ganzes bleiben soll, in eine Gelehrtenschule und eine Bürgerschule (so nannte man lange vor dem deutschen Sprachverein die spätere Realschule). Allein auf dem Titel ist bemerkt: „Die eingetretenen Kriegsereignisse und politische Veränderung mit der Stadt Ulm 1802 haben die Beachtung und Ausführung dieses Plans gehindert.“ Daß in der Biographie Joh. Christoph Schmid's, des späteren Prälaten, welcher 4 Jahre älter war als V., der damalige Zustand des Ulmer Gymnasiums ein gänzlich verrotteter genannt wird, ist wol zu stark. Schmid war schon 1786 Lehrer der 6. Classe geworden, dann 1792 Diakon an der Dreifaltigkeitskirche, unter Beibehaltung seiner Lehrstelle der Moral am Gymnasium academicum, welche er 1797 mit dem Lehramt der Geschichte vertauschte. Er war sein Leben lang mit V. befreundet, beide tauschten vielfach die Erfolge ihres Sammeleifers und ihrer Studien miteinander aus, wovon zahlreiche Billete von Schmid, zum Theil auf Maculaturpapier, Zeugniß ablegen.

V. verblieb in seiner Stellung an der obersten Classe des Gymnasiums, von seinen Schülern geschätzt, und unermüdlich schriftstellernd, unter den wechselvollen Schicksalen seiner Vaterstadt, welche auch in die Verhältnisse des Gymnasiums tief einschnitten und ihm manche Zurücksetzung eintrugen. Das hing vielfach damit zusammen, daß er, der an der alten Herrlichkeit Ulms sich erfreute, und das Bewußtsein des Reichsstädters in sich trug, sich nur schwer in die neuen und zwar besonders schließlich in die württembergischen Verhältnisse finden konnte. Ganz anders verhielt sich zu diesem Wechsel sein Freund Joh. Christoph Schmid. Als Ulm 1802 unter baierische Herrschaft kam, war letzterer der vierte Stadtgeistliche, vor ihm waren angestellt Senior Vetter, Weller, Joh. Martin Miller, der Siegwartdichter, lauter Ulmer. Aber der gewandte Nichtulmer Schmid wußte alsbald den kurfürstl. bairischen Landesdirector v. Hertlin so zu gewinnen, daß Schmid Oberprediger im Münster, und dazu erster geistlicher Consistorialrath und Landesdirectionsrath wurde. Jene drei glaubten sich zurückgesetzt, am meisten der empfindsame Miller. Ferner: als unter der baierischen Regierung Rector Widenmann pensionirt wurde, hoffte Conrector Juzi Rector zu werden, und V. Conrector. Aber Schmid empfahl keinen von beiden, und ein mit den Ulmer Einrichtungen und Verhältnissen gänzlich Unbekannter, Goes, erhielt die Rectorstelle. Bei einer Conferenz mußte Schmid von Röhnlen, dem Professor der Physik am Gymnasium den Vorwurf hören, daß er eines rechtlichen Mannes unwürdige Wege gemacht habe, um zu werden, was er jetzt sei. Dafür wurde Röhnlen bald darauf versetzt auf eine Landpfarre. Auch sonst wurde Schmid, der in Württemberg Prälat und Beisitzer im ehegerichtlichen Senat im Donaukreis wurde, von vielen Ulmern der Parteilichkeit und des Nepotismus beschuldigt und vertheidigte sich mit geringem Erfolge selbst im Ulmer Intelligenzblatt, 1810, 10. October. Auch in Veesenmeyer's Papieren finden sich darüber sarkastische Andeutungen. Aber obgleich V. es nicht bis zum Rector brachte, blieb er doch mit Schmid in freundschaftlichem Verhältniß und in stetem Austausch der Ergebnisse ihrer gelehrten Forschungen. Im J. 1808 wurde ihm nach Afsprung's Tode die Professur der griechischen Sprache von dem kgl. baierischen Oberschulcommissariat übertragen, 1809 die Functionen des Conrectorats des verstorbenen Juzi. Vom Juli 1817 bis October 1819 war er Assistent des Münsterpredigers Karl Gustav Weller, mit Predigen und Ertheilung des Abendmahls. Auch vorher und nachher hat er öfters gepredigt im Münster, im Kirchle, und in der Dreifaltigkeitskirche, und in Dorfkirchen, in Bermaringen, Urspring, auch im Städtchen Geislingen. Im J. 1826 wurde er in den Ruhe-

stand versetzt, und diente dann noch bis an sein Ende als fleißiger Stadtbibliothekar. Er war seit 1802 Mitglied des Pegnesischen Blumenordens zur Beförderung der deutschen Sprache und Geschichte: seit 1820 Ehrenmitglied der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, 1827 correspondirendes Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichtskunde in Freiburg im Breisgau. Im Juni 1830 erhielt er in Anerkennung seiner Verdienste um den Anbau der Kirchengeschichte von der theologischen Facultät in Jena die wohlverdiente Würde eines Dr. der Theologie. Bis dahin war er stets Mag. Georg Veesenmeyer gewesen.

Obgleich er ein Polyhistor war, wie wenige unter seinen Zeitgenossen, gehörte seine Neigung doch immer vorzugsweise der kirchengeschichtlichen Forschung. Sein Leben war das eines emsig und in aller Stille forschenden Gelehrten, der nur sachliche Interessen kannte, unbekümmert um das Lob und den Tadel der Zeitgenossen. Von seiner Jugend an war er ein Sammler; das blieb er, aber nicht um seine Schätze zu vergraben oder in stiller Selbstgenügsamkeit allein sich an ihnen zu erfreuen, sondern um sie zu nutzen und nutzbar zu machen, nach der Weise der Altdorfer Schule etwas gleichgültig gegen die Form, in der er die Resultate seiner Studien kund gab. An den theologischen Kämpfen seiner Zeit, und an der allmählichen Ueberwindung des Rationalismus, der sog. Aufklärung, hatte er keinen Antheil. Seine Betrachtung der theologischen Gegensätze seiner Zeit war eine historische, z. B. in der Symbolfrage, wie man u. a. aus seinen Bemerkungen in der oben erwähnten Abhandlung de recto usu etc. ersehen kann. „Irre ich nicht“ — so sagt Dr. Th. Kolde, in dem oben citirten Artikel der protest. Real-Encyclopädie — „so vertrat er je mehr und mehr einen warmen Pectoralismus, und voll Glaubenszuversicht sah er unter den Gebrechen des Alters dem Tode entgegen. Gerade ein Jahr vor seinem Abscheiden schrieb er an einen alten Nürnberger Freund in einem mir vorliegenden Briefe: „Alle Morgen denke ich an Psalm 71, V. 9, und dann ist mir, als sage Gott zu mir Jes. 46, V. 4, dann gehe ich getrost und ruhig in meiner Laufbahn und an meine Arbeit.“ Seine Söhne gedenken es wohl, wie er täglich stehend eine kurze Morgenandacht in seiner Familie, mit seines Freundes und Studiengenossen Witschel Morgenopfer in der Hand hielt, und dann sofort in seine Classe ging. Am 6. April 1833 wurde er aus dem Kreise der Seinigen abgerufen. Er hinterließ zwei Söhne, die ihm seine erst im J. 1881, im Hause ihres älteren Sohnes im Alter von 94 Jahren verstorbene zweite Frau, Katharina Elisabeth Juliane Weller, Tochter des Stadtpfarrers Karl Gustav Weller, geboren hatte. Seine kostbare Bibliothek und Handschriftensammlung, das Resultat mehr als fünfzigjährigen Sammeleifers, mußte, um seinen Söhnen das Studium zu ermöglichen, durch Verkauf zerstreut werden. Die Urkundensammlung zur Geschichte der Stadt Ulm hinterließ er jedoch der Stadtbibliothek, wo sie noch ist, seine kostbare Münzsammlung, namentlich die antiken Münzen, dem dortigen Gymnasium. Die Zahl seiner Schriften und Aufsätze, die meist nicht sehr umfangreich sind, ist eine sehr große. Trotz der localen Färbung sind sie der Bedeutung Ulms im Reformationszeitalter wegen für die Forscher noch heute, wie manches auch überholt sein mag, eine unschätzbare Fundgrube, welche leider die letzte Generation fast ganz vergessen zu haben scheint, was zum theil daran liegt, daß sie so vielfach zerstreut sind. „Wer wie ich“ (sagt Prof. Dr. Th. Kolde a. a. O.) „mit Bedauern zuweilen nachträglich bemerkt hat, daß ihm, wenn er Veesenmeyer's Arbeiten gekannt hätte, manches mühsame Suchen erspart geblieben wäre, wird es vielleicht dankbar begrüßen, wenn, abgesehen von Recensionen und ganz kleinen Notizen, der Versuch gemacht wird eine möglichst vollständige Zusammenstellung seiner Arbeiten zu geben.“ Diese Worte Kolde's führt wörtlich

an Prof. E. Nestle in Tübingen, in den Theologischen Studien aus Württemberg, Jahrg. X. 1889. Heft 4. S. 296, 297 und setzt hinzu: „Genau dieselbe Erfahrung wie Kolde habe ich vor zehn Jahren bei meinen Nachforschungen über Pellikan gemacht. Wenn mir Veesenmeyer's Arbeiten, seine Commentatio hist. litteraria von 1793, Ulmenses de re litteraria orientali bene meritos sistens, und noch mehr sein Programm von 1806 de Joanne Boemo Aubano bekannt gewesen: viel, viel Zeit und Mühe wäre mir erspart geblieben.“ Dann folgt ausführlich, was sich aus Veesenmeyer's Arbeiten als Ergebniß herausgestellt hat für des ebenso eifrigen Forschers und Spürers Nestle interessante Ziele. Hiernach dürfte es wohl gerechtfertigt sein, auf das sorgfältig zusammengestellte Verzeichniß der Schriften Veesenmeyer's zu verweisen, welches Prof. Dr. Kolde in seinem Bericht über V. in der schon oben angeführten Real-Encyclopädie für Theologie und Kirche, Leipzig 1877. VIII. S. 403 bis 405 gegeben hat. Karl Gustav Veesenmeyer.

Vega: Georg Freiherr v. V., Artillerieofficier und Mathematiker, geboren 1754 zu Zagoriza in Krain, † im September 1802 bei Nußdorf unweit Wien. Er war ein armer Bauernsohn, zeigte aber bereits im ersten Schulunterrichte eine so hervorragende Begabung, daß ihm die höhere Schule, das Lyceum in Laibach, sich öffnete, aus welchem er 1775 mit Auszeichnung herauskam, so daß er mit 21 Jahren sofort eine gut bezahlte Anstellung als Navigationsingenieur in Innerösterreich fand und an der Correctur der Save beschäftigt wurde. Vega's [vielleicht lautete der Name ursprünglich Veha-Spundloch] Neigung zog ihn zum Militär. Er gab 1780 die ihn nicht befriedigende Stellung auf und trat als gemeiner Kanonier in das 2. k. k. Feldartillerieregiment. Schon nach einem Jahre war er Unterlieutenant, 1784 Oberlieutenant, 1787 Hauptmann, 1793 Major, 1802 Oberstlieutenant, nachdem schon das Jahr 1800 ihm die Erhebung in den Freiherrnstand gebracht hatte. Diese ungewöhnlich raschen Beförderungen verdankte V. theils theoretischen, theils praktischen Leistungen. Als Unterlieutenant erhielt er 1782 die Ernennung zum Lehrer der Mathematik an den Schulen des österreichischen Artilleriecorps, und noch im gleichen Jahre erschien der I. Band seiner Vorlesungen über die Mathematik, welchem ein II., III., IV. Band in den Jahren 1784, 1788, 1800 folgte, während zugleich 1793 eine zweite, späterhin noch weitere Auflagen nöthig wurden, was bei der Stärke gleich der ersten Auflage mit 1500 Exemplaren ein günstiges Vorurtheil für jene Vorlesungen hervorrufen darf. Man war ja damals nichts weniger als verwöhnt und stellte an ein Lehrbuch kaum eine andere Anforderung als die der Faßlichkeit. Was mathematische Strenge sei, wußte man nicht, konnte sie mithin auch nicht verlangen. Faßlich aber waren Vega's Schriften in hohem Grade. Sie mußten es sein, wenn er überhaupt auf Verständniß bei seinen Schülern — Kanoniere und etliche Unterofficiere — sich Hoffnung machen wollte, und sie wurden es um so mehr, da er nichts versäumte, sich beim mündlichen Vortrage zu versichern, wo etwa noch Zweifel geblieben sein mochten, und diese Stellen alsdann für den Druck aber und abermals umarbeitete, eine Sorgfalt die er auch den späteren Auflagen, so lange er sie besorgen konnte, angedeihen ließ. Der Inhalt der Vorlesungen gliederte sich dahin, daß der I. Band Rechenkunst und Algebra enthielt, der II. Band Planimetrie, Stereometrie, ebene und sphärische Trigonometrie, praktische Geometrie, etwas analytische Geometrie der Ebene, Anfangsgründe der Differential- und Integralrechnung, der III. Band die Mechanik der festen Körper, der IV. Band eine Anleitung zur Hydrodynamik. Man muß gestehen, daß, wenn man diesen Inhalt mit dem Schülerkreise Vega's in Vergleich bringt, es immerhin eine sehr bedeutende Leistung war, einfache Kanoniere so weit zu bringen, und daß man

es begreiflich findet, daß eine so vorgebildete Artillerie eine Ueberlegenheit besaß, auf welche sie stolz war, wenn sie auch den Sieg nicht an die österreichischen Fahnen zu fesseln vermochte. V. bediente sich der von ihm herangebildeten Schüler bei Herstellung eines Werkes, welches zwischen dem I. und II. Band an die Oeffentlichkeit trat, seiner 7-stelligen Logarithmentafeln für die Grundzahl 10 von 1783. In dem Vorberichte sagte V.: „Durch den Beystand meiner Schüler, welche theils aus Kanonieren, theils aus einigen Unterofficieren des k. k. zweyten Feldartillerieregiments bestehen, durch den eyfrigsten Beystand dieser meiner Schüler unterstützet, und mit allen erforderlichen Hilfsmitteln versehen, wagte ich es, den Wunsch derjenigen einigermaaßen zu befriedigen, welche einer hinlänglich ausgedehnten, dabei so viel als möglich fehlerfreyen, und um einen mäßigen Preis zu verkaufenden Sammlung von mathematischen Hilfstafeln und Formeln schon lange vergebens entgegensahen." Was er hier zusagte, hat er auch geleistet. Die Vega'schen Logarithmentafeln vermehrt um 24 Abschnitte der verschiedensten Formeln aus Mathematik und Geographie sind in ihrer neuen Berechnung allen früheren ähnlichen Werken überlegen gewesen und haben sich nicht am wenigsten dadurch auf ihrer Höhe erhalten, daß von Anfang an der Preis eines Ducatens auf jede erste Anzeige eines entdeckten Fehlers gesetzt wurde, ein Preis der bis zum October 1784 nur zweimal auszuzahlen war. Um so mehr Fehler älterer Tafelwerke waren durch V. bemerkt und angezeigt worden. Bis dahin war Vega's Beschäftigung eine ausschließlich friedliche gewesen. Im Jahre 1788 begann der Krieg gegen die Türken. Der damalige Hauptmann V. sollte seiner Lehrthätigkeit in Wien nicht entzogen werden. Er bat aber selbst um die Vergünstigung dem Feinde begegnen zu dürfen und erhielt den Befehl über mehrere Mörserbatterien vor Belgrad. Hier ersann er eine neue Art die schweren Geschütze zu laden, deren Schußweite sich erheblich vergrößerte. Das Bombardement gestaltete sich dadurch, da alle Geschosse ihr Ziel erreichten, wesentlich erfolgreicher, und schon nach drei Tagen capitulirte die Festung. V. vergaß aber auch im Felde seine Rechnungen nicht. Es wird erzählt, er sei während der Belagerung vermißt worden, und als man ihn suchte, fand man ihn in einem Laufgraben in der Nähe einer geplatzten Bombe in die Berechnung von Logarithmen vertieft. Das waren Vorarbeiten zu den beiden Veröffentlichungen von 1794. Die eine: „Logarithmisch-trigonometrisches Handbuch, anstatt der kleinen Vlackischen, Wolfischen und anderen dergleichen, meistens sehr fehlerhaften, logarithmisch-trigonometrischen Tafeln für die Mathematik-Beflissenen eingerichtet", die andere: „Thesaurus logarithmorum completus, vollständige Sammlung größerer logarithmisch-trigonometrischer Tafeln nach Adrian Vlack's Arithmetica Logarithmica und Trigonometria artificialis, verbessert, neugeordnet und vermehrt". So waren also drei Logarithmentafeln vorhanden, das „Handbuch" von 1794, die „Tafeln" von 1783, der „Thesaurus" von 1794. Nach Vega's in dem Thesaurus ausgesprochener Absicht sollte das Handbuch dem nur oberflächlich in der Mathematik Ausgebildeten dienen, Tafeln waren für den Mathematiker von Fach bestimmt, der ihre Formelsammlung zu würdigen wissen werde, der Thesaurus mit seinen 10-stelligen Logarithmen sollte bei astronomischen Rechnungen und überhaupt bei solchen, welche große Genauigkeit fordern, benutzt werden. Das Handbuch hat in der That einen beispiellosen buchhändlerischen Erfolg gehabt. Von der 6. Auflage an stereotypirt ist es unter wechselnden Herausgebern bis zur 74. Auflage gediehen und hat erst dadurch an Verbreitung verloren, daß man kürzere 5-stellige, mitunter sogar 4-stellige Logarithmen in den Schulunterricht einführte. Die Einleitung zum Thesaurus schließt mit den Worten: „Geschrieben bei der kaiserlich königlichen Armee am oberen Rhein am ersten October 1794." Sie beweisen, daß V., jetzt Major V., wie 1788 im Osten

der Monarchie nunmehr im Westen activen Kriegsdienst leistete. An die Festung Lauterburg ritt er mit geringer Begleitung heran und forderte sie laut zur Uebergabe auf, die sofort erfolgte, und nun besetzte er die feindliche Stadt und behielt 14 Stunden lang den Befehl, selbst alle Patrouillen führend, bis von der Oberleitung die nöthigen Maßregeln getroffen werden konnten. Wichtiger noch war die Beschießung des Fort Louis, durch welche diese stark befestigte Rheininsel binnen 24 Stunden zur Uebergabe genöthigt wurde. V. erzielte dieses unerwartete, aber von ihm vorausverkündete Ergebniß dadurch, daß er seine Mörser nicht wie es üblich war, unter 50°—75°, sondern nur unter 15°—16° richten ließ. So kamen die Geschosse nicht in fast senkrechter Richtung von oben herab, sondern unmittelbar an ihr Ziel. Der Befehlshaber, General Lauer, hatte zugesagt, wenn Major V. sein Versprechen, das Fort in 24 Stunden zu überwältigen, löse, ihn für den Maria-Theresienorden vorzuschlagen. V. wurde diese höchste kriegerische Auszeichnung auch einstimmig zuerkannt, allein irgend ein niemals aufgeklärtes Mißverständniß hinderte die Ausfertigung, welche erst 1796 erfolgte, nachdem Vega's weittreibende Mörser sich bei der Belagerung von Mannheim bewährt hatten. Das war Vega's letzte Waffenthat. Von da an wirkte er in Wien an einer durchgreifenden Reform des Artilleriewesens. Im September 1802 war V. einmal bei einem Müller in Nußdorf, der einen schönen Schimmel besaß. V. kaufte diesen um einen hohen Preis. Als der Müller V. nun nach dem Stalle führte, mußten sie über einen Steg. Auf ihm schlug der Müller V. meuchlings nieder und warf ihn in die Donau, in welcher er am 26. September aufgefunden wurde. Damals glaubte man an einen allerdings ganz unbegreiflichen Selbstmord. Erst neun Jahre später 1811 kam der wahre Sachverhalt durch einen Zufall an den Tag.

Vgl. Andreas Wretschko, Georg Freiherr v. Vega. Wien 1885. — Karl Doelemann, Georg v. Vega in der Zeitschr. Math. Phys. XXXIX, Hist.-liter. Abthlg. S. 204—211. Cantor.

Vegeviur, mitteldeutscher Spruchdichter aus der Wende des 13. zum 14. Jahrhundert, von dem uns in einem Baseler Handschriftenfragment sechs vollständige Strophen und der Anfang einer siebenten erhalten sind. Schon der (Spitz-) Name lehnt sich deutlich an den gleichfalls mitteldeutschen Höllefeuer (s. A. D. B. XII, 757) an, und Vegeviur's zehnzeilige, größtentheils aus caesurlosen Langzeilen einförmig zusammengesetzte Strophenform, die nur in einem einzigen Spruche durch Caesurreime reicher gegliedert wird, ist dementsprechend lediglich eine Variante von Höllefeuer's ebenso schwerfälligem Ton. Das Fegefeuer taucht neben der Hölle in einer Strophe Vegeviur's auf, in der er die Welt in fünf Klöster eintheilt. Diese räthselnd umschreibende Manier macht sich auch sonst in seiner überwiegend religiösen Poesie fühlbar. Seiner ernsthaften Art ist der pessimistische Prophet Jonas ein angemessener Held. Mit Scheinfreunden hat er üble Erfahrungen gemacht, und mißgünstiges Geraune schädigt ihn bei den Herren, um deren Gunst er singt. Er aber, in seiner kirchlichen Denkweise, will die Singer den Mönchen gleichgestellt wissen: wie diese spenden sie geistige Nahrung, und sie tragen des Herren Lob noch über das Grab hinaus. Eine irgendwie interessirende, scharf sich ausprägende Persönlichkeit schimmert durch Vegeviur's Verse nicht hindurch: um das Bedürfniß des Augenblicks rasch zu ergreifen, wie es dem echten Spruchdichter Noth that, dazu war V. viel zu steif und unbeweglich.

Germania Bd. 25, 72—80. Roethe.

Veghe: Johannes V., niederdeutscher Prediger des ausgehenden Mittelalters. Im Anfang der dreißiger Jahre des 15. Jahrhunderts als Sohn eines bemittelten münsterischen Bürgers (Arztes oder Handwerkers) geboren, wurde

der nach dem Vater benannte Johannes V. im J. 1451 in das Fraterhaus der Brüder vom gemeinsamen Leben in seiner Vaterstadt aufgenommen. Gegen Ende der sechziger Jahre nach Rostock geschickt, trat er vorläufig an die Spitze der dort von Münster aus vor längerer Zeit gegründeten neuen Niederlassung, kehrte jedoch bald nach seiner Heimath zurück, wo er 1472 als clericus Monasteriensis publicus imperiali auctoritate notarius urkundet und seit c. 1475 die Stelle eines Rectors des dortigen Fraterhauses versah. Kränklichkeit halber vertauschte er im J. 1481 dies Amt mit dem leichteren eines Rectors an dem 1444 gegründeten münsterischen Schwesterhause Niesink, das unter Veghe's Leitung seine Blüthezeit erreichte. In dieser Stellung ist V. am 21. September 1504 gestorben. 'Die letzten Jahrzehnte seines Lebens fallen mit den ersten der geistigen Blüthe Münsters zusammen'. Das münsterische Fraterhaus war ein Lieblingsaufenthalt der holländischen und westfälischen Humanisten und auch der alte V. ist noch mit manchem von ihnen in freundschaftliche Berührung getreten, so mit Jakob Montanus, dem späteren Rector des Herforder Fraterhauses und Freunde Melanchthon's (s. A. D. B. XXII, 176), mit Hermann v. d. Busche (s. A. D. B. III, 637) und Murmellius (s. A. D. B. XXIII, 65). V. hat uns mancherlei suverlike leer unde schrift hinterlassen. Einblick in seine Thätigkeit als Prediger gewährt eine umfangreiche Sammlung von Predigten, die V. höchst wahrscheinlich im J. 1492 vor den Schwestern in Niesink gehalten hat, einige davon mögen einer früheren oder späteren Zeit angehören und in den nach dem Kalenderjahre geordneten Jahrgang eingeschaltet sein. Veghe's Predigten sind keine schulgerechten, nach einer bestimmten Schablone verfaßten Sermone, sondern Collazien, d. h. im 15. Jahrhundert so viel wie erbauliche Anreden in freierer, ungezwungener Form, und dadurch tritt die Predigtweise eines V. und verallgemeinert die der Brüder vom gemeinsamen Leben in Gegensatz zu der scholastischen. Während letztere die Kunst in systematischem Aufbau, im Anbringen schulmäßiger Gelehrsamkeit und einer oft bis ins Geschraubte sich versteigenden Spitzfindigkeit sucht, entbehrt Veghe's Predigt nicht selten einer genaueren Eintheilung, ohne jedoch deshalb weniger durchdacht zu sein. Sie zeichnet sich durch praktischen Sinn, durch Einfachheit, Natürlichkeit und große Klarheit aus, sie will allen verständlich sein, trägt also einen volksthümlichen Charakter. Damit ist nun nicht gesagt, daß V. die scholastische Philosophie verachtet, er zeigt sich vielmehr wohl mit ihr vertraut, aber er prunkt nicht mit seinem Wissen. Er citirt zahlreich Autoren, am häufigsten Augustinus 'unsern heiligen Vater und Patron', Bernhardus und Gregorius, demnächst Gerson, Ambrosius, Seneca, Hieronymus, Beda, Bonaventura, Thomas v. Aquin u. s. w., je einmal auch Gerhard Groote und Ruysbroek. Im Gegensatz zu sonstigem Gebrauch beruft er sich auf seine Gewährsmänner ausschließlich in deutscher Sprache, wie er denn überhaupt bestrebt ist, Fremdwörter möglichst zu meiden. Daneben verweist er auf das boick eghener undervyndinge oder eghener consciencien, auf das boick des levens und ganz besonders aus diesem hat V. geschöpft. Nicht minder aber unterscheidet sich V. und mit ihm die Brüder vom gemeinsamen Leben von den eigentlichen Mystikern, indem jene in ihren Predigten und Tractaten das Gefühl nicht bis übers Maaß steigern, sondern die Mittelstraße einzuhalten suchen. Einem V. waren bei aller geistigen Verwandtschaft die deutschen Mystiker doch zu speculativ, zu dunkel, zu wenig durchsichtig und selbst Ruysbroek, der Vermittler mystischer Ideen zwischen den oberdeutschen Mystikern und den Brüdern vom gemeinsamen Leben, wird V. zu wenig allgemein verständlich, zu abstract erschienen sein. Die kirchlichen Dogmen, zu denen sich V. mit einer einzigen Ausnahme gläubig bekennt, werden von ihm nicht speculativ, sondern durch Beispiele allgemeinster Art, die dem Leben entnommen sind, erläutert. Nur so konnte er mit seiner Lehre auf

die Schwestern, denen er predigte, wirken und aus demselben Grunde begreift es sich, wenn die Moral von V. überhaupt mehr berührt wird als die Dogmatik.

Man muß bedauern, daß Veghe's Predigt innerhalb des Niesinker Schwesterhauses verhallen sollte. V. war wie Berthold von Regensburg und Geiler von Kaisersberg eine Persönlichkeit ganz dazu geschaffen, auf weite Kreise zu wirken. Er war ein Mann, der die Welt und die Menschen genau kannte, ausgestattet mit einer feinen Beobachtungsgabe, vor allem aber mit reichem Gemüth und warmem Herzen, das für die, welche seiner Obhut anvertraut waren, um so inniger empfinden konnte, als ihm selbst Kummer und Schmerz, ja schwere Seelenkämpfe nicht erspart geblieben zu sein scheinen. V. ist kein strenger Sittenrichter, kein Eiferer wie Berthold, sondern mild, ruhig, freundlich und nachsichtig, ein Prediger, der lieber die Pfade zu Gott schildert als den Weg zur Hölle, der auf strenge Befolgung der Satzungen für das äußere christliche Leben weniger hält als auf Innerlichkeit und Christenthum der Seele. Und so schlicht und anspruchslos der Mann, so einfach, natürlich, schmucklos auch seine Redeweise. Schmucklos, aber durchaus nicht trocken und unpoetisch. Während die zeitgenössische insbesondere oberdeutsche Predigt den Mangel an Tiefe durch Einflechten von Märchen, Schwänken und Anecdoten, oft recht derben Inhalts, ersetzen zu können meinte, verzichtet V. auf alles Beiwerk, ja die Heiligenlegende wird nur äußerst selten von ihm herangezogen. Trotzdem weiß er zu fesseln, indem er an die Natur, auch an die heimathliche, anknüpft, bei den Menschen und ihren verschiedenen Berufsarten Einkehr hält, auf Dinge des täglichen Lebens hinweist oder aus dem alten Volksschatze der Sprüchwörter und Rechtsgebräuche schöpft. Dies alles ist die Stoffquelle für seine zahlreichen, oft bis ins kleinste ausgeführten Bilder und Vergleiche, durch die die seelischen Zustände des Menschen veranschaulicht werden sollen. Dabei ist das Maaß des Erlaubten und Geschmackvollen meistens gewahrt geblieben. Das tertium comparationis erscheint in Veghe's Bildern viel weniger verdunkelt als das sonst gerade in der scholastischen Predigt des 15. Jahrhunderts der Fall ist, die den Vergleich um so höher schätzte, je gesuchter er war, vorausgesetzt, daß er sich nur in ein scheinbar spitzfindig gelehrtes Gewand hüllte. V. verwendet seine mannigfachen Kenntnisse nicht, um mit ihnen zu glänzen oder seinen Zuhörerinnen zu imponiren, sie sind ihm lediglich Mittel, seine Gedanken gemeinverständlich zum Ausdruck zu bringen. Vom Aeußeren ausgehend versucht er die Deutung aufs Innere. Bei aller Volksthümlichkeit seiner Redeweise — auch der heitere, liebenswürdige Humor des Mannes kommt hierfür in Betracht — ist V. 'ein warmer Freund feiner äußerer Bildung und Gesittung', er wird nie derb und roh und auch das unterscheidet ihn vortheilhaft von den Berufsgenossen seiner Zeit. Mit Recht nennt Jostes Veghe's Predigten 'Zierden unserer alten Prosa und zum großen Theile wahre Perlen der Kanzelberedsamkeit'. Indem die Sammlung durch und durch heimathliche Luft ausströmt, erinnert sie in etwas an die alte Heilanddichtung, andererseits muthet sie uns wegen des Reichthums schöner, wahrhaft christlich-humaner Gedanken wie eine deutsche Imitatio Christi an, die jedenfalls das vor ihrer berühmteren lateinischen Namensschwester voraus hat, daß sie in deutscher Sprache zur Nachfolge Christi begeistern will.

Wenn auch gelegentlich in münsterländischen Litteratur- und Geschichtsdenkmälern auf V. aufmerksam gemacht worden war, so hat doch erst Franz Jostes durch die Veröffentlichung der Predigten diesen vorzüglichen Kanzelredner zu neuem Leben wieder erweckt. Demselben Forscher sowie Prof. Schulze in Rostock verdanken wir sodann die Auffindung weiterer suverliker leer unde schrift

Veghe's, dessen litterarhistorische Bedeutung dadurch von der des Predigers zu der des Schriftstellers emporsteigt. Von lateinischen Gedichten ist freilich bis jetzt nichts bekannt geworden und auch für zwei deutsche Gedichte geistlichen Inhalts steht seine Autorschaft nicht völlig fest, wol sicher aber dürfen ihm vier zum Theil umfangreiche Prosaschriften zugesprochen werden. Unter diesen bietet nur geringes Interesse der 'Marientrost', ein gewöhnliches Betrachtungsbuch, 'gut geschrieben, auch nicht ohne treffende Bilder und Vergleiche, aber doch im ganzen ohne den Stempel besonderer Originalität'. Während V. sein Publicum auch hier in Klosterkreisen sucht, wendet sich die 'geistliche Jagd' an eine den höchsten Kreisen entstammende Persönlichkeit, an einen jungen jagdliebenden Fürsten, den man auf Herzog Magnus II. von Mecklenburg gedeutet hat. Es ist eine mit trefflicher Sachkenntniß geschriebene Allegorie, in die viele geistliche Erzählungen und weltliche Fabeln eingeflochten sind, um das Interesse des hohen Lesers, dem V. freimüthige Lebensregeln giebt, nicht erkalten zu lassen. Gegen Schluß wird die Allegorie gesuchter und man fühlt sich an Geiler's 'Hasen im Pfeffer' erinnert. Beide Tractate werden an Werth weit überragt durch den vor 1486 verfaßten 'Geistlichen Weingarten' (auch Wyngarde der zele), eine umfangreiche Allegorie in 107 Capiteln, die unter Zugrundelegung einer Stelle des Hohenliedes: 7, 13 Mane surgamus ad vineas in drei Hauptabschnitten das Leben des beginnenden, fortschreitenden und vollkommenen Menschen schildert. Die Berührungen mit Ruysbroek's Chierheit der gheesteleker brulocht sowie mit der dem h. Bernhard fälschlich zugeschriebenen Vitis mystica sind durchaus äußerlicher und untergeordneter Art. Der dritte Haupttheil nimmt die Worte ad vineas zum Ausgangspunkt und behandelt den Weinberg des Judenthums, dem Maria entsprossen ist, den Weinberg Christi, den Weinberg der Kirche (die unwürdigen hierarchischen Zustände, die 'bösen Prälaten' werden mit scharfen Worten gegeißelt) und den Weinberg des geistlichen Lebens. V. zeigt sich hier auf das genaueste vertraut mit dem Weinbau, der damals noch in Westfalen betrieben wurde. Verführt ihn zuweilen auch diese seine Detailkenntniß zu allzu ausgeführten und dadurch gezwungenen Vergleichen und Bildern, so versteht er es andererseits die durch das Thema veranlaßten Wiederholungen geschickt zu verdecken, 'indem er bisweilen das Bild ganz verläßt und zu einer schlichten und einfachen Darstellung übergeht, oder, was in einem fort geschieht, andere höchst gelungene, kleinere Bildchen und Vergleiche einflicht. Daher freuen wir uns doch stets über das einzelne an sich, wo uns auch sein Verhältniß zum ganzen weniger ansprechend erscheint'. Wie seine Predigten so ist auch dieser Tractat reich an Betrachtungen von rührender Innigkeit und es ist dringend zu wünschen, daß der 'geistliche Weingarten' recht bald vollständig herausgegeben werde: sein erbaulicher Inhalt verdient es nicht minder als seine hervorragend lexikographische Bedeutung. Endlich ist noch das 'Geistliche Blumenbett' (een bloemich beddiken) zu nennen, eine sich an die Worte des Hohenliedes: 1, 16 Lectulus noster floridus anlehnende Allegorie von den drei Betten, die Maria, die Synagoge der Juden und die minnende Seele Christo bereitet haben.

Johannes Veghe. Ein deutscher Prediger des 15. Jahrhunderts. Zum ersten Male herausgegeben von Franz Jostes. Halle 1883; vgl. Strauch, Anzeiger für deutsches Alterthum X, 202 ff., Schröder, Göttinger Gelehrte Anzeigen 1883 Nr. 42. — F. Jostes, Drei unbekannte deutsche Schriften von Johannes Veghe, Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft VI (1885), 345 ff. — L. Schulze, Bisher unbekannte Schriften des Johannes Veghe, Zeitschrift für Kirchengeschichte XI, 596 ff. — Krause, Rostocker Zeitung 1885 Nr. 296.

Philipp Strauch.

Vehe: Michael V., geboren zu Biberach in Württemberg, trat im Kloster zu Wimpfen in den Dominicanerorden ein und bekleidete später daselbst das Amt des Priors. Im J. 1506 bezog er die Universität Heidelberg und wurde 1513 daselbst zum Doctor der Theologie promovirt. Zwei Jahre später ernannte ihn das zu Neapel abgehaltene Generalcapitel des Ordens zum Prior des Heidelberger Dominicanerconvents. Vor dem Jahre 1530 berief ihn der Cardinal Albrecht, Kurfürst von Mainz, als Propst an das neu gegründete Stift ad velum aureum in Halle a. d. S. und ernannte ihn zugleich zu seinem geistlichen Rathe. V. entwickelte hier eine ungemeine Thätigkeit, um das neue Stift zu Ehren und Ansehen zu bringen. Der Chordienst wurde regelrecht abgehalten und an bestimmten Tagen gepredigt. Außerdem hielt V. selbst täglich Vorlesungen über die paulinischen Briefe. So erwarb er sich bald einen großen Namen. Im J. 1530 war er auf dem Reichstage in Augsburg anwesend und gehörte zu den Theologen, welche vom Kaiser beauftragt wurden, das augsburgische Bekenntniß zu widerlegen. Vier Jahre später treffen wir ihn bei dem Colloquium in Leipzig, zugleich mit dem Weihbischofe von Halberstadt und dem Mainzer Kanzler Dr. Türk, welche im Auftrage des Cardinals Albrecht zur Theilnahme an der genannten Verhandlung berufen worden waren. Noch ist zu erwähnen, daß V. auch Inquisitor war. Da der Dominicanerorden die Geschäfte der Inquisition besorgte, so lag es nahe, daß ein so gelehrter Mann wie V. war, mit einem solchen Amte betraut wurde. In den Jahren 1531—1534 vertheidigte er die katholische Lehre in folgenden Schriften: 1) Im J. 1531 verfaßte er nach dem Zeugnisse des Cochläus mit einem andern Theologen seines Ordens eine Schrift gegen Melanchthon's Apologie der Augsburger Confession, die aber nicht gedruckt worden ist. 2) In demselben Jahre erschien jedoch eine Schrift im Druck, welche die Communion der Gläubigen unter einer Gestalt vertheidigte „Von dem Gesatz der nyeßung des heyligen hochwirdigen Sacraments in eyner Gestalt. Gedruckt zu Leiptzigk durch Nicolaum Schmydt ym 1531. Jahr. 16 Bl. 4.“ Eine andere Ausgabe erschien im J. 1532 daselbst. 3) Gegen Bugenhagen's Schrift: Wider die Kelchdiebe (Wittenberg 1532) schrieb V. „Errettung der beschuldigten kelchdyeb vom newen Bugenhagischen galgen“. Zu Leiptzigk hatt gedrugkt Melchior Lotter 1535. 96 Bl. 4. Die Vorrede ist unterzeichnet: Halle, 10. November 1532. 4) Für die Verehrung der Heiligen trat er ein in der Schrift „Wie vnderschydlicher weiss Gott vnd seine auserwelten Heiligen von vns Christen sollen geehrt werden“. Gedruckt zu Leiptzigk durch Michael Blum. Im Jahre 1532. 36 Bl. 4. Die Widmung ist unterzeichnet: Halle, 4. Dezember 1531. 5) Für seinen Bruder Nicolaus, Präfect der deutschen Ordenscommende Mergentheim, schrieb V. ein Buch in 15 Tractaten über die Unterscheidungslehren „Assertio quorundam axiomatum, quae a nonnullis nostri saeculi pseudo-phrophetis in periculosam rapiuntur controversiam.“ Excusum Lipsiae apud Michael Blum. A. D. 1535. 146 Bl. 4. Die Widmung trägt das Datum: 1. Mai 1535. L. Rosenthal in München führt in seinem Katalog XXII, Nr. 8348 neben der genannten Ausgabe eine frühere vom J. 1534 an, ohne Ortsbezeichnung und Benennung des Druckers. 6) Seine letzte Arbeit ist „Ein New Gesangbüchlein Geystlicher Lieder, vor alle gutthe Christen nach ordenung Christlicher kirchen“. Gedruckt zu Leiptzigk durch Nickel Wolrab 1537. Das Büchlein zählt 87 Bl. in kl. 8. Von Blatt 50 an ist die Paginirung unrichtig und bleibt um 10 Nummern im Rückstand. Das letzte numerirte Blatt muß statt 70 die Zahl 80 tragen. Dann folgen noch 7 nicht gezeichnete Blätter. Das Gesangbüchlein enthält 52 Liedertexte abgesehen von den doppelt gedruckten. Dieselben rühren theils

vom Herausgeber her, der nach dem Vorgange Luther's alte vorreformatorische Lieder erweiterte, andere sind von G. Wizel, S. Brant und Caspar Querhamer verfaßt. Melodien enthält das Buch, ohne die zwei Mal abgedruckten, 46. Es sind zum Theil alte vorreformatorische Weisen. Die neuen Melodien sind von Johann Hoffmann, Wolfgang Heintz und Caspar Querhamer componirt. V. war mit dem geistlichen Volksgesange wenig vertraut, denn er bringt alte katholische geistliche Lieder in der Fassung, in welcher sie in den schon früher erschienenen lutherischen Gesangbüchern vorkommen. (Näheres in meinem Werke: Das katholische deutsche Kirchenlied, Freiburg 1886, I, 124 ff.) Ein Nachdruck des Vehe'schen Gesangbüchleins erschien im J. 1567 in Mainz. Einen Neudruck (ohne die Singweisen) besorgte Hoffmann von Fallersleben (Hannover 1853). V. starb im J. 1539 und wurde in der Stiftskirche zu Halle begraben.

Katholik (Mainz) XII. Bd., 8. Heft, S. 366—375. — Historisch-politische Blätter (München) 110. Bd., 7. Heft, S. 469—489 (Aufsatz von N. Paulus). Wilh. Bäumker.

Vehse: Karl Eduard V., Geschichtschreiber, geboren zu Freiberg i. Sachs. am 18. December 1802, † in Neustriesen bei Dresden am 18. Juni 1870, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, kurze Zeit auch die dortige Bergakademie und widmete sich dann in Leipzig und Göttingen zugleich juristischen und historischen Studien, indem er vom Jahre 1820 an dort Vorlesungen bei Weiße, Pölitz und Haubold, hier bei Sartorius, Heeren und Saalfeld hörte. Nachdem er Baccalaureus juris geworden war und ein Jahr lang in Leipzig als Privatdocent gewirkt hatte, trat er im Februar 1825 bei dem königlichen Hauptstaatsarchiv in Dresden ein, erlangte im November desselben Jahres mit seiner in Leipzig gedruckten Dissertation: „De pacto confraternitatis Saxo-Hassiacae" die juristische Doctorwürde und erhielt am 1. Februar 1826 die Stelle eines Archivsecretärs, 1833 die eines Archivars. Rühmliche Proben seines auf umfassende Arbeitspläne gerichteten Fleißes legte er schon in jungen Jahren in den beiden Werken: „Das Leben und die Zeiten Kaiser Otto's des Großen" (Dresden 1829; 3. Aufl. Zeitz 1867) und „Tafeln der Geschichte. Die Hauptmomente der äußern politischen Verhältnisse und des innern geistigen Entwicklungsgangs der Völker und Staaten alter und neuer Welt in chronologischer und ethnographischer Ordnung" (Dresden 1834) ab. Seine Lebensverhältnisse hatten sich auf das glücklichste entwickelt; dennoch entschloß er sich aus Gewissensgründen dieselben aufzugeben und seine Heimath zu verlassen, als er zu Ende des Jahres 1838 zur Gründung einer deutschen Colonie mit dem bekannten Sectenstifter Martin Stephan (s. A. D. B. XXXVI, 85 ff.), dessen „Person er", um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „mit der guten Sache der lutherischen Kirche identificirte", nach Amerika auswanderte. Er selbst beschreibt in seiner Schrift „Die Stephansche Auswanderung nach Amerika" (Dresden 1840), wie er hierbei nebst vielen Anderen das Opfer eines geistlichen Betrügers wurde. Nachdem er zehn Monate in St. Louis in Missouri zugebracht hatte, ließ er sich zunächst wieder in Dresden nieder und hielt hier Vorlesungen, von denen in Druck erschienen: „Die Weltgeschichte aus dem Standpunkte der Cultur und der nationalen Charakteristik, 41 Vorlesungen im Winterhalbjahr 1841—1842 zu Dresden gehalten" (2 Bde., Dresden 1842, 1843) und „Ueber die gesellige Stellung und die geistige Bildung der Frauen in England, Amerika, Frankreich und vornehmlich in Deutschland. Zwei Einladungsvorlesungen zu einem geschichtlichen Cursus im Winterhalbjahr 1842—1843". Einige seiner späteren Lebensjahre brachte er dann auf Reisen in Deutschland und der Schweiz, zu Paris, London, Berlin, Sisach bei Basel, in mehreren italienischen Städten, seinem Geburtsorte Freiberg und wiederum in Florenz zu, war jedoch nach Sachsen

zurückgekehrt, als er starb. — In seiner „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation“ (48 Bde., Hamburg 1851—1858), demjenigen seiner Werke, wodurch er vorzugsweise bekannt geworden ist, tritt er uns gleich sehr als Publicist wie als Historiker entgegen. Denn obschon er auch in diesem Werke, der Frucht zehnjähriger Arbeit, seinen unermüdlichen Forscherfleiß bewährt und obschon das Buch der ausgesprochenen Absicht des Verfassers nach „keine Tendenz“ haben, sondern nur „die Facta, aber diese so speciell und individuell als möglich“ vorführen sollte, wurzelte doch Plan und Ausführung des Ganzen völlig in dem Geiste, der die politischen Bewegungen des Zeitalters beherrschte, und nicht mit Unrecht wird man die Fehler, die dem Werke anhaften: Vorliebe für das Pikante und Anekdotenhafte, Mangel an kritischer Schärfe in Sichtung der Quellen, mit Charaktereigenschaften des Verfassers, aber auch mit Einflüssen, welche die politische Gegenwart auf ihn ausübte, in Verbindung bringen. Beweist doch sein Schriftchen „Aus der Hölle heraus! Krieg oder Frieden mit Frankreich? Der Krieg der Armen und Reichen, die Geldmacht und ihr Sturz“ (Dresden und Leipzig 1848) hinsichtlich seines politischen Glaubensbekenntnisses auch direct, ein wie eifriger Gegner zwar nicht der monarchischen Institutionen überhaupt, aber doch dessen, was er „Hofmonarchie“ nennt, er gewesen ist. — Um seine schriftstellerischen Arbeiten vollständig anzuführen, bedarf es schließlich nur noch der Erwähnung seines unter dem Titel „Shakespeare als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter“ (2 Bde., Hamburg 1852) erschienenen Buches.

Angaben der Verwaltung des K. S. Hauptstaatsarchivs. — Varnhagen, Tagebücher, z. B. Bd. 10. Hamburg 1868, S. 123, 154 f., 178. — Conversations-Lexikon 12. Aufl. Bd. 15. Leipzig 1879, S. 2. — Max Ring, Berliner Leben. Leipzig 1882, S. 93.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Veiel: Elias V., lutherischer Theologe, † 1706. Als Zeitgenosse Spener's und in mancher Beziehung ihm nahestehend hat V. in der Reichsstadt Ulm durch tüchtige Kirchen- und Schulordnungen erfolgreich gewirkt. Er wurde am 20. Juli 1635 zu Ulm von armen Eltern geboren; sein Vater war Krankenwärter, und seine Mutter hatte lange als Magd gedient. Doch gelang es ihm, in seiner Vaterstadt nicht bloß die deutsche, sondern auch die lateinische Schule zu durchlaufen, so daß er daran denken konnte, „ein Prediger zu werden“. Zu Straßburg studirte er von 1655 an, promovirte nach zwei Jahren als Magister und besuchte darauf noch verschiedene deutsche Universitäten, Heidelberg, Jena, Wittenberg, Leipzig und noch einmal Jena. 1662 erhielt er einen Ruf als Prediger am Münster nach seiner Vaterstadt Ulm, dem er Folge leistete, und schon im nächsten Jahre wurde er auch Professor der Theologie an dem dortigen Seminarium ecclesiasticum. Im J. 1664 nahm er auf Wunsch des Ulmischen Rathes noch die Würde eines Doctors der Theologie an und wohnte darauf 1665 und 1666 den Kirchenvisitationen im ganzen Lande bei. 1671 wurde er noch Director des Gymnasiums und 1680 Bibliothecarius und Superintendent, in welchen Stellungen er sich in der oben charakterisierten Weise verdient gemacht hat. Verheirathet war V. mit Anna Maria Zämann, Tochter des Arztes Jakob Zämann in Ulm, von welcher er fünf Söhne und eine Tochter hatte. Durch Leutseligkeit seines Charakters war er bei Hoch und Niedrig sehr beliebt; aber auch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und Fruchtbarkeit auf dem exegetischen, historisch-theologischen und dogmatischen Gebiete hatten ihn so bekannt gemacht, daß man ihn zu Calov's Nachfolger in Wittenberg bestimmte, welche Ehre er aber aus Dankbarkeit gegen seine Geburtsstadt ausschlug.

Wichtigste Schriften Veiel's: „Exercitatio hist. theol. de ecclesia graecanica hodierna“ (Straßb. 1666); „Sylloge controversiarum quarundam papistica“

(Ulm 1664); „Consideratio anabaptismi monachalis“ (ebendas. 1670); „Disputatio Augustiniana, de reliquiis Pelagianismi in papismo latitantibus“ (ebendas. 1671); „S. Augustinus verifalsique in capitalioribus cum pontificiis doctoribus controversiis fidelis iudex“ (ebendas. 1678 und 1679); „De variis oeconomiae potissimum ecclesiasticae generibus“ (ebendas. 1688); „Dissertatio isagogica in selecta historiae ecclesiasticae capita Natalis Alexandri“ (ebendas. 1693); Historia et necessitas reformationis evangelicae per B. Lutherum institutae, ex scriptis Dn. Georgii, Principis Anhaltini, asserta“ (ebendas. 1692); „Romano-catholicus Dubitantius de conceptione B. Virginis Mariae“ (Frankf. 1677); „Urbani Rhegii memoria et merita in ecclesiam Dei“ (Ulm 1683). „Gründlicher Unterricht in der evangelischen Lehre durch alle Glaubensartikel aus Luther's Schriften zusammengetragen“ (Gotha 1675); „Disputatio inauguralis de errore apostolorum et discipulorum Christi circa regnum Messiae mundanum“ (Straßb. 1664); „Gülden Kleinod der schönsten und geistreichsten Betrachtungen und Andachten aus Lutheri Schriften zusammengefasset“ (Ulm 1669); „Kurze Anweisung, welcher Gestalten die evangelische Wahrheit nach Anleitung des Katechismi wider die päpstliche Falschheit bescheidentlich möge vertheidiget werden“ (ebendas. 1670); „Erklärung der sonn-, fest- und feiertäglichen Evangelien neben einem Anhang zehn absonderlicher Zeitpredigten“ (ebendas. 1673); „Ambrosii oratio de basilicis tradendis observationibus illustrata“ (Wittenb. 1674); „Erasmi epistola ad Franciscum I Galliae regem, i. Ejusdem diss. de bello annotationibus illustrata“ (1674); „Petrinischer Wegweiser in 2 Theilen“ (Ulm 1675 und 1700); „Sieben Zeitpredigten an Buß-, Christ-, Feier- und Neujahrstagen abgeleget“ (1677); „D. Jac. Andreä nothwendige Erinnerung von Evangel. Zucht sammt einem Beitrag an die bekannten pia desideria“ (Ulm 1673); „Religio Mariana“ (ebendas. 1683); „Disputatio de scriptoribus canonicis et apocryphis“ (ebendas. 1685); „Disquisitio de sententia Augustini, an haeretici et schismatici vi cogendi sint ad fidem“ (ebendas. 1689). Dazu zwei Schriften gegen Gottfried Arnold's unpartheiische Kirchen- und Ketzergeschichte unter den Titeln: „Erweisung, daß Gottfr. Arnold das Valentinianische Ketzerfragment Theodori weder verständlich noch treulich übersetzt hat u. s. f.“ (1701) und „Vorrede über die aufrichtige Vorstellung vieler fürsetzlichen Verfälschungen alter und neuer Scribenten und ärgerliche Vertheidigung der boshaftigen Ketzern, womit Gottfr. Arnold seine sogenannte unparth. Ketzerhistorie befleckt“ (ebendas. 1702). Außerdem eine Reihe von Predigten, erbaulichen Tractaten und Dissertationen, deren Titel bei Pipping, Zedler und Jöcher (s. unten).

Vgl. Pipping, Memoria Theologorum s. v. — Serpilius, Epitaph. Theol. Suevor. p. 75 sqq. — (Zedler,) Universallexikon Bd. 46, Sp. 988 ff. — Jöcher, Gelehrtenlexikon IV, 1496 ff. — Württembergische Kirchengeschichte, hrsg. v. Calwer Verlagsverein (1893) S. 529. P. Tschackert.

Veillodter: Valentin Karl V., protestantischer Prediger, † 1828. Seinem Berufe nach evangelischer Geistlicher in Nürnberg hat V. sich als asketischer und homiletischer Schriftsteller weit über die Grenzen seiner Heimath einen Namen gemacht. Er wurde am 10. März 1769 in Nürnberg geboren, wo sein Vater Kaufmann war, den er aber früh verlor. Anfangs ebenfalls für den väterlichen Stand bestimmt, konnte V. sich doch in seiner Vaterstadt für die Universität vorbereiten und bezog sie Ostern 1787 in Altdorf. 1789 siedelte er nach Jena über und studirte dort weiter bis 1791. Nach seiner Rückkehr in die Heimath (1791) wurde er hier im J. 1793 im vierundzwanzigsten Lebensjahre Mittagsprediger an der Kirche zum heiligen Kreuz. 1801 erhielt er eine Pfarrei, die zu Walkersbrunn, und 1809 die Districtsschulinspection im Landgerichte Gräfenberg. Nach diesem achtjährigen ländlichen Wirken konnte er 1809 als

Pfarrer an die St. Aegidienkirche nach Nürnberg zurückkehren, wo sich ihm nun ein weiter Berufskreis öffnete. 1810 wurde er Mitglied der Commission zur theologischen Aufnahmeprüfung. 1814 aber rückte er in die Stelle des Hauptpredigers an die Sebalduskirche zugleich als Decan und Districtsschulinspector der Vorstädte Nürnbergs ein. Die theologische Facultät der Universität Erlangen promovirte ihn 1817 bei Gelegenheit der Feier des Reformationsjubiläums zum Doctor der Theologie. Reich beschäftigt und hochgeehrt wirkte er in seinen Stellungen bis an seinen Tod, am 9. April 1828, nachdem er schon seit 1823 gekränkelt und fortwährend an Abnahme seiner Kräfte gelitten hatte.

V. war als Prediger gern gehört; seiner theologischen Richtung nach wird er den Rationalisten beizuzählen sein, aber derjenigen Richtung unter ihnen, welche den Offenbarungsglauben nicht geradezu verleugnen wollte, also zwischen Rationalismus und Supranaturalismus zu vermitteln suchte.

Schriften: „Predigten", Nürnberg 1794 (eig. 1793); „Predigten über die sonn- und festtäglichen Episteln" (ebendas. 1792. 2 Theile, 2. Ausg., Leipz. 1805); „An junge Christen bei der ersten Feier des Abendmahls" (ebendas. 1798. 3. Ausg. 1805); „Communionbuch für gebildete Christen" (ebendas. 1798. 7. Aufl. 1822); „Predigten über freie Texte auf alle Sonn- und Festtage des Jahres" (Leipz. 1799. 2 Bde.); „Ueber die Verminderung der Pfarreinkünfte und den Einfluß derselben auf Religion und Sittlichkeit" (ebendas. 1799. Zusätze dazu, ebendas. 1800); „Gebete am Morgen und Abend" (ebendas. 1801. Neue Aufl., ebendas. 1827); „Beicht- und Communionbuch für christliche Landleute" (ebendas. 1805. 2. Aufl., ebendas. 1819); „Summarische Erklärungen der Sonn- und Feiertagsepisteln zu Vorlesungen am Altar" (Leipz. 1808); „Ideen über Leben, Tod und Unsterblichkeit" (Nürnberg 1809. 3. Aufl., 1818); „Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien des ganzen Jahres" (Leipz. 1810—11. 2 Theile); „Sammlung einiger Predigten und Reden bei verschiedenen Veranlassungen im J. 1814 gehalten" (Nürnberg 1815); „Neue Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres" (ebendas. 1816—17. 2 Bde.); „Erinnerungen an die zweite Jubelfeier der Reformation im J. 1817" (ebendas. 1817); „Neue Sammlung von einzeln erschienenen Predigten und Reden in den Jahren 1817 und 1820 gehalten" (ebendas. 1820); „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahrs über erlesene Stellen der Psalmen" (ebendas. 1820—21. 2 Bde.); „Ist die Einführung von Kirchenvorständen für die Glaubens- und Gewissensfreiheit der evangelischen Glaubensgenossen gefährlich?" (ebendas. 1822); „Predigten auf die Sonn- und Festtage des Jahrs, größtentheils über Texte aus den Schriften des Apostels Johannes" (ebendas. 1828 bis 1829. 2 Bde.). Außerdem eine Reihe einzelner Predigten und minder bedeutender Publicationen, deren Titel bei Döring (s. unten). Ein Bildniß Veillodter's befindet sich vor der Schrift v. Götz (s. unten).

Vgl. Meusel, Joh. Georg, Das gelehrte Teutschland, 9. Band (1827), S. 197 f. — Michahelles, Leichenrede auf V., 1828. — J. A. Götz, V. C. Veillodter, Nürnberg 1829. — Döring, Heinr., Die deutschen Kanzelredner ꝛc., Neustadt a. d. Orla 1830, 556—563. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1828, I. Theil (Ilmenau 1830), Nr. 115, Seite 277—285.

P. Tschackert.

Veit: David V., Mediciner und Schriftsteller. Er wurde in Breslau am 8. November 1771 geboren, hing aber mit der Berliner Familie Veit zusammen, Simon V., der Gatte von Dorothea Mendelssohn, war sein Onkel. Er genoß eine gute, keineswegs confessionell jüdische Erziehung und gewann ästhetischen Sinn und die allgemeine poetische Empfänglichkeit, die in Schlesien überhaupt und bei den dortigen Juden besonders zu Hause war. Er kam

frühzeitig nach Berlin, wo er mit Rahel und ihrem Kreise in enger Beziehung stand. Er studirte Medicin in Göttingen, Jena und Halle von 1793—1796. Aus diesen Jahren stammt der Briefwechsel zwischen V. und Rahel, wol das interessanteste Document für Veit's Bildungsgang und geistigen Standpunkt. Lebhaftes vielseitiges Interesse, geistiges Schwelgen, philosophische Grübeleien, vermischt mit einigem Anekdotenkram, gibt sich hier kund. Die großen Angelegenheiten des Tages werden ebensowenig berührt wie Herzenssachen, auch das Confessionelle tritt nicht häufig hervor; das Litterarische steht durchaus im Mittelpunkt des Interesses; von den litterarischen Größen: Fichte, W. v. Humboldt ist vielfach die Rede. Goethe's Person und Werke stehen obenan, Veit's Schilderungen Goethe's, den er mehrfach sah, sind von großer Frische und Anschaulichkeit. Der Briefwechsel des jungen, sich zu einem Lebensberuf vorbereitenden Mannes mit der nur wenig älteren geistreichen Freundin ist durchaus ein Erzeugniß und ein Abbild des 18. Jahrhunderts in seinen kosmopolitischen, aufklärenden und geistigen Bestrebungen und Stimmungen. Am 23. Februar 1797 machte V. sein Doctorexamen. Seine Dissertation, A. v. Humboldt, viro de scientia naturali optime merito gewidmet — das mir vorliegende Dedicationsexemplar trägt eine handschriftliche Widmung des Autors an Reil —, eine recht ausführliche Arbeit (172 S.), hat den Titel: „De organorum corporis humani tam energia seu activitate interna quam cum organis sociis connexione seu sympathia“ (Halle 1797). Zu ihrer Beurtheilung fehlen mir die nöthigen Fachkenntnisse. V. wurde nicht alsbald praktischer Arzt, vielmehr benutzte er die folgenden Jahre zur Erweiterung seiner Bildung, zu Reisen nach Paris, schriftstellerischen und Uebersetzungsarbeiten. Zahlreiche Aufsätze aus jener und der späteren Zeit, in Journalen zerstreut, meist ohne seinen Namen erschienen, sind spurlos untergegangen. Zwei Uebersetzungen eines chemisch-medicinischen Werkes und eines biographischen Werks über Rousseau mit mannichfachen eigenen Zuthaten sind bei Meusel VIII, 192 verzeichnet. Zufällige Umstände bewirkten seine Uebersiedelung nach Hamburg, wo er seit Ende 1799 lebte. Er wirkte als Arzt, war vielfach als Schriftsteller thätig und verkehrte — anregend und angeregt — im Reimarus-Sieveking'schen Hause. Ein Zeugniß dieses Verkehrs ist seine Schrift: „J. A. H. Reimarus nach zurückgelegten Fünfzig Jahren seiner medizinischen Laufbahn. Ein biographischer Beytrag zur Feyer des 29. Aprils“ (Hamburg 1807). Das Buch, das auch einen Abschnitt von L. v. Heß, Briefe von Lichtenberg u. A. enthält, ist von freisinniger Anschauung getragen; die Biographie ist frisch und anziehend geschrieben. In den letzten Jahren war er als Arzt thätig; die überaus anstrengende Thätigkeit zu den Zeiten der französischen Occupation bewirkte seinen frühen Tod am 15. Februar 1814. V. war ein witziger, geistreicher, allseitig gebildeter Mensch, der durch Gespräche und Briefe mehr wirkte als durch Schriften, der in dem Kreise seiner Freunde sehr anregend und einflußreich war, während er nach außen wenig hervortrat.

Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. 2 Bde. Lpz. 1861 (hsg. von Ludmilla Assing). — Varnhagen, Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang. Lpz. 1836. Ludwig Geiger.

Veit: Johannes V., Sohn des Bankiers Simon V. und seiner Frau Brendel (Veronica, später Dorothea) geb. Mendelssohn (vgl. die Schilderung der Familienverhältnisse unter Philipp V., s. u.), geb. am 2. März 1790. Bei der Trennung der Eltern blieb der damals noch Jonas heißende ältere Sohn beim Vater in Berlin. Kurze Zeit war er als angehender Kaufmann bei Abraham Mendelssohn in Hamburg, widmete sich dann aber der Malerei und ging auf die Akademie in Dresden, wo Matthäi sein Lehrer war. Am 26. Juli 1810 trat er zur katho-

lischen Kirche über: bei der Taufe erhielt er den Namen Johannes. Gegen Ende des Jahres ging er nach Wien und arbeitete bei Professor Fischer, im Februar 1811 sodann, nicht wie er früher beabsichtigt hatte, nach Paris, sondern nach Rom: die von Frau v. Humboldt mitgebrachten Bilder von Schick bewogen ihn dazu. Aber schon in Venedig erfaßte ihn Giovanni Bellini so tief, daß er dieser „Kunst in ihrem schlichten Gewande“, deren bloßes Anschauen ihn mit himmlischem Trost erfüllte, sich mit Entschiedenheit zuwandte. Im April in Rom angelangt, findet er sich von Schick's Werken wenig befriedigt, um so mehr ist er von Overbeck begeistert, dem er sich aufs engste anschließt, so daß Schick's bald eintretender Tod ihm keine Lücke riß. Sein Studium wendet sich den Meistern vor Raffael, besonders Perugino zu: eine Copie nach einem Bilde dieses Malers ist die erste bedeutendere Leistung des langsam arbeitenden, nie mit sich zufriedenen Künstlers, dessen Begabung nicht mit den Anforderungen, die er sich stellte, gleichen Schritt hielt. Nach seines Vaters Tode verheirathete er sich mit der später katholisch gewordenen Flora Ries, kehrte nach Rom zurück und lebte dort bis zu seinem Tode (18. Januar 1854) in innigem Verkehr mit Overbeck. Von künstlerischen Leistungen ist nur sein Bild in der Hedwigskirche in Berlin, die Anbetung der Hirten, bemerkenswerth.

Litteratur: vgl. Philipp Veit. V. Valentin.

Veit: Moritz V., von jüdischer Herkunft, Schriftsteller, Buchhändler, Stadtverordneter, Politiker. Er wurde am 12. September 1808 in Berlin geboren und gehörte dieser Stadt bis zu seinem frühen Tode an. Er entstammte einer durch Bildung, Ansehn und Wohlstand ausgezeichneten Familie und hatte das Glück, sich seiner Eltern lange zu erfreuen; sein Vater, Philipp V., starb achtzigjährig 1838, seine Mutter, Karoline geb. Veit, in den Siebzigern 1857. Seinen Eltern war er in innigster Pietät ergeben. An seinen Geschwistern, einem Bruder und zwei Schwestern, deren eine frühe starb, sowie den Nachkommen dieser Schwester hing er mit rührender Liebe. Er erfreute sich einer ungetrübten Kindheit und Jugend. Den ersten Unterricht erhielt er in der Marggraff'schen Privatschule, dann wurde er im Joachimsthal'schen Gymnasium unterrichtet, das er mit einem glänzenden Abgangszeugniß am 3. October 1825 verließ. Seinen Entschluß, Medicin zu studiren, den das Zeugniß angibt, muß er bald aufgegeben haben; an der Universität Berlin, der er vom 14. October 1825 bis zum Ende des Wintersemesters 1832/33 angehörte, ohne freilich seit 1829 Vorlesungen zu besuchen, hörte er philologische, geographische, hauptsächlich geschichtliche und philosophische Collegien. Er schloß sich an Gans an, der auch zu den Besuchern seines väterlichen Hauses gehörte, wurde aber hauptsächlich wie die meisten seiner Altersgenossen durch Hegel beeinflußt. Unter seinen Papieren fand sich ein Aufruf an die Studirenden, Hegel's Uebergabe des Rectorats durch ein sinniges Geschenk zu ehren, mit Namen der beitragenden Studenten und der von ihnen gezeichneten Summen; er betheiligte sich bei der Feier von Hegel's hundertstem Geburtstag am 27. August 1849, an der nur 16 Personen theilnahmen und schloß sich später der von Hegelianern begründeten Philosophischen Gesellschaft an.

Zum Ergreifen eines bestimmten Lebensberufs wurde er nicht gedrängt. So verlebte er nach Ablauf eines akademischen Quadrienniums eine glückliche, arbeitsreiche, nicht durch die Sorgen für eine bestimmte Erwerbsthätigkeit beschwerte Zeit. Schon in den Vorlesungen Hegel's mag er die beiden gleichaltrigen jungen Männer kennen gelernt haben, mit denen ihn ein Lebensbund vereinigte: K. Werder (s. d.), den Dichter und Philosophen, Mich. Sachs (siehe A. D. B. XXX, 131), den Prediger und jüdischen Gelehrten. Die fast vierzigjährige Freundschaft mit beiden, die gleich ihm, dauernd in Berlin lebten —

nur Sachs weilte 10 Jahre fern von der preußischen Hauptstadt — blieb ungetrübt, ja sie wuchs, gefördert durch gleiches Streben und manche gemeinsame Schicksale zu einer unter Männern ungewöhnlichen Innigkeit. Sachs starb wenige Wochen vor dem Freunde, Werder, der ihn fast dreißig Jahre überlebte, blieb ein engverbundener Freund seiner Gattin. Werder's Lebenswerk und Schmerzenskind, sein Drama ‚Columbus' erschien im Veit'schen Verlage (1858); die Vorlesungen und Aufführungen des Dramas wurden von V. besucht; Bedeutung und Schönheit des Werkes in Briefen (an Haym) und Artikeln (Berl. Volkszeitung Mai 1858) vertheidigt und enthusiastisch gepriesen. An Werder's Vorlesungen classischer Werke besonders Shakespeare's erfreute sich V. sein ganzes Leben hindurch. Mit Sachs vereinigte sich V. zu einer poetischen Uebertragung („Stimmen vom Euphrat und Jordan", 1853, 2. Aufl. 1868); nahm seine Bearbeitung eines großen Theils der Bibel und der jüdischen Gebete, sein großes Werk über die religiöse Poesie der Juden in seinen Verlag und verfolgte das wissenschaftliche und praktische Wirken des Freundes mit dem lebhaftesten, durch die Jahrzehnte nicht geminderten Interesse.

Die schönen Jahre ungehinderter Freiheit benutzte er zu gelegentlichen Reisen nach Dresden, Heidelberg, mehrfach nach Weimar, wo er besonders in dem Hause des Hofbankiers Julius Elkan, dessen Frau Jeannette geb. Borchard aus Berlin ihm verwandt war, viele geistig und gemüthlich angeregte Stunden verbrachte. Dort lernte er Eckermann, Eberwein, Hummel kennen, von dort aus wurde er mit Goethe in Beziehung gebracht. Er fühlte sich in diesem Hause besonders wohl, trat dem Chef des Hauses, einem hochgebildeten Manne, der Hausfrau, einer Frau von anmuthiger und feiner Geistesbildung und deren Schwester „Tante Oppenheim", einer geistvollen, witzigen, poetisch begabten Dame nahe und fühlte schon früh eine zärtliche Neigung zu der Tochter Johanna. Den größten Theil der Zeit verlebte er aber in Berlin. Dort entwickelte sich in dem gastfreien Hause des Vaters ein reges geselliges Leben. Berühmt wurden die Donnerstag-Abende, an denen sich, wie erwähnt, Gans und, während seiner Berliner Zeit, H. Heine betheiligten. Meist waren es junge Leute, Veit's Altersgenossen, die sich mit der Abfassung einer handschriftlich cursirenden „Narrenzeitung" erlustigten, theilweise aber auch Schriftsteller der älteren Generation. Es war kein Zufall, sondern lag an der ehemaligen Abgeschlossenheit der jüdischen Kreise, daß die Theilnehmer an diesen Zusammenkünften meist Juden oder getaufte Juden waren. Eine Erwähnung verdienen Jos. Lehmann, Veit's Schwager, ein vielseitig thätiger Mann, Begründer und Jahrzehnte lang Leiter des „Magazins für die Literatur des Auslands", M. Moser, der bekannte Freund Heine's, Kaufmann, dabei gründlicher Philosoph und ein Idealmensch, nach übereinstimmender Meinung aller seiner Freunde, und der bekannte Dichter D. Leßmann (s. A. D. B. XVIII, 453). Den Tod der beiden letzteren hatte V. zu beklagen. Moser starb 1838; ihm widmete V. einen stimmungsvollen Nachruf (Bl. f. lit. Unterh. 1838); Leßmann's freiwilliger Tod (1831), an den V. nicht glauben wollte, gab ihm Veranlassung zu einer eine vortreffliche Charakteristik des Verstorbenen enthaltenden Denkschrift, durch die er die Verfolgung der vermeintlichen Mörder anzuregen wünschte (mitgetheilt in der Voss. Ztg. vom 23. Jan 1895). Kurz nach Leßmann schied ein andrer freilich einer frühern Generation angehörender Freund Laz. Bendavid (s. A. D. B. II, 318); auch diesen feierte V. durch einen Nachruf (Bl. f. lit. Unterh. 1832); er erbarmte sich seines sehr verwahrlosten Nachlasses und rettete Einzelnes daraus (vgl. Mittheilungen in der Voss. Ztg., 10. u. 11. April 1895).

Trotz solcher gelegentlicher schmerzlicher Erinnerung an die Vergangenheit freute sich V. seines Lebens und seiner Jugend. Für einen jungen vermögenden

Mann, der nicht alsbald nöthig hatte, einen bestimmten lohnenden Beruf zu ergreifen, ergab sich die Schriftstellerei von selbst. Als Kritiker ästhetischer, historischer, philosophischer Schriften, als Verfasser verschiedenartiger Skizzen, als Journalist in Vertheidigung seiner Glaubensgenossen gegen bedrückende Gesetzesvorschriften oder gegen litterarische Beschimpfungen trat er in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften auf. Außer für die Blätter f. lit. Unterhaltung war er regelmäßiger Mitarbeiter des Berliner Conversationsblattes, des Gesellschafters (gleichfalls Berlin), der von Hell-Winkler hsg. Dresdener Abendblätter, des „Eremit", hsg. von F. Gleich (Leipzig). Gelegentlich schrieb er in die Allg. Pr. Staatszeitung (24. Oct. 1835 Nekrolog von L. v. Voß), in den Corresp. von und für Deutschland, die Augsburger und Leipziger Allg. Zeitung.

Beweisen diese Artikel vielseitiges Interesse und journalistische Gewandtheit, so waren sie doch mehr Zeitvertreib als Lebensarbeit. Wahrhaft warme Begeisterung empfand er für die Dichtung und gab sich vielleicht kurze Zeit dem Wahne hin, als Dichter eine große Wirksamkeit zu entfalten. Jedenfalls verband er sich mit Werder und H. Stieglitz, dessen Gattin Charlotte ihm zeitlebens (sie tödtete sich schon 1835) eine liebe Freundin blieb, während der Dichter selbst nach anfänglicher Intimität ihm bald entfremdet wurde, zur Herausgabe des „Berliner Musenalmanachs" (1830) und gab den 2. Jahrgang (1831) ganz allein heraus. Er trug die Kosten des erfolglosen Unternehmens, hatte aber die Freude Goethe unter seinen Mitarbeitern zu haben und mit einer Schar älterer und jüngerer Dichter in Verbindung zu kommen. Zwar Heine, ergrimmt über Veit's Besprechung seiner „Reisebilder", betheiligte sich nicht, wol aber G. Schwab, Chamisso, Achim v. Arnim, Fouqué, von Jüngeren außer den Mitherausgebern des ersten Bandes, die als Mitarbeiter auch dem zweiten treu blieben: Simrock, Apollonius v. Maltitz und andere weniger bekannte. Als Hauptbeitragender dieser Almanache, die sich in Ausstattung und Inhalt wol neben ihresgleichen sehen lassen dürfen, trat V. selbst auf. Er war ein nicht unglücklicher, wenn auch in der Form ungelenker Poet. Er erinnert stark an Heine, ohne dessen Frivolität zu besitzen. Vielmehr war er ein durchaus ernst gesinnter Mann, der daher Epigramm, Spruch und Lehrgedicht bevorzugte. Daneben pries er wol Natur, Freundschaft und Liebe, aber nicht den flüchtigen Sinnesrausch, sondern als Jüngling die Sehnsucht, als älterer Mann die tiefe Beseligung durch echte Liebe. Er wandte den Blick gern nach fremden Ländern und entlehnte seine Balladenstoffe vorzugsweise dem Orient. Seine ausführlichsten Gedichte — Elias und Simson — lehnen sich an biblische Erzählungen an. Er bemühte sich den poetischen Gehalt der midraschischen und talmudischen Litteratur darzulegen. Duldung zu predigen, Glaubensfreiheit zu verkünden erachtete er als Aufgabe der oder doch wenigstens seiner Dichtung.

Außer den beiden Almanachen ist eine größere Anzahl Veit'scher Gedichte selbständig erschienen unter dem Titel: „Polenlieder" (Hamburg 1833, Brockhaus hatte den Verlag abgelehnt); „Gedichte" (1836 o. O., Abdruck aus den „Dioskuren"), ferner Beiträge (1853) in dem schon erwähnten Sachs'schen Sammelwerk, 1870 in dem am Schluß zu nennenden Neudruck der Wehrenpfennig'schen Biographie. Die letzterwähnten sind nicht ausschließlich gedruckten Quellen entnommen. Zu allen Zeiten, auf der Reise, in den spärlich zugemessenen Stunden der Muße dichtete V. Sprüche, Begleitworte zu Werken, die er Freunden und Freundinnen als Geschenk überreichte. Gelegenheitsgedichte, ernste und heitre, bei Familienfesten, bei allgemeinen, selbst politischen festlichen Veranstaltungen haben sich massenhaft erhalten, manche nur flüchtig mit Bleistift hingeworfen, andere sorgfältig gefeilt, keines wol zur Herausgabe bestimmt.

Durchzog die Thätigkeit des Lyrikers das ganze Leben, so waren dramatische Bestrebungen auf die Jugendzeit beschränkt. Außer manchem Fragmentarischen hat sich namentlich ein fünfactiges Trauerspiel „Die Zerstörung von Corinth“ in mehreren sauberen Abschriften erhalten. V. legte ursprünglich großen Werth darauf, die Freunde erkundigten sich noch in späteren Jahren nach seinem Schicksal; Jos. Lehmann feierte es in einem langen Gedicht, es wurde den Theatern in Berlin, Leipzig und Hamburg angeboten, überall ohne Erfolg. Vielleicht war diese Zurückweisung für den Verfasser ein Glück, denn sie hinderte ihn auf einem Wege auszuharren, der nicht der seinige war. Er selbst erkannte bald, daß er keine Begabung zum Dramatiker besaß. Das Drama ist eine der vielen Jamben-Tragödien, wie sie jungen, versgewandten, mit dem Geiste des Alterthums genährten Männern leicht gelingen. Bei seiner Schilderung der belagernden Römer und der belagerten Corinther steht er sichtlich auf Seite der letzteren; der Freiheitsenthusiasmus der dem Untergang Geweihten dünkt ihn größer als die Tapferkeit der Begründer einer neuen Weltmacht; das ersterbende Griechenthum erscheint ihm als bedeutendere Culturmacht, denn das Römerthum; unter den Römern ist ihm daher der griechenfreundliche Metellus lieber als der starre Römer Mummius; als schwankende Halbfigur wirkt der bei den Römern weilende Polybius unerfreulich. Es ist eine Männertragödie, in der Arete, die Gattin des Feldherrn des achäischen Bundes als einzige Frau erscheint. Wie bei ihrer Schilderung Homerische und Schiller'sche Reminiscenzen eingewirkt haben, so zeigt das Ganze gar zu sehr den Schiller'schen Einfluß; die Volksscenen bieten ein schwaches Abbild aus Goethe's „Egmont“ und Shakespeare's „Julius Cäsar“. Die beginnenden liberalen Anschauungen der damaligen Jugend wagen sich schüchtern hervor. Eine freie poetische Gestaltung wird ebensowenig versucht, wie eine selbständige Charakteristik der einzelnen Personen. Declamatorisches drängt sich unliebsam hervor, daher muß das Drama trotz einzelner schönen Stellen und packenden Situationen im ganzen als verfehlt bezeichnet werden.

Als V. dem Ende seines ersten Vierteljahrhunderts sich näherte, erkannte er wol selbst, daß er nicht zum Dichter berufen sei. Vielleicht sah er auch ein, daß ihm die Vorliebe für eine bestimmte Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit abging, um sich dieser ganz zu widmen, sicher ist, daß sein Bekenntniß, die Aussichtslosigkeit der akademischen Carrière für einen Juden, ihn dieser entzog. In einem Briefe vom 14. October 1832 schrieb er: „Ich glaube jetzt diejenige wissenschaftliche Manier ergriffen oder vielmehr fürs erste klar ins Auge gefaßt zu haben, die mir recht eigentlich zusagt. In der Philosophie konnte ich nichts leisten, nicht einmal etwas Secundäres, die Geschichtsschreibung konnte ich, wenn ich sie versucht, immer nicht von der Poesie trennen, ich konnte die Grenzmarken beider nicht scharf genug ziehen. Aber die philosophische Auffassung der Geschichte, eine Verklärung und Vergeistigung der Begebenheit, das ist ein Feld, worin sich noch viel thun läßt und wohin ich mich sehr hingezogen fühle. Ich hätte somit für die verschiedenartigen Bestrebungen, die mich bis jetzt beschäftigt haben, einen Mittelpunkt gefunden und ihre Verschiedenheit wäre nur scheinbar gewesen“. Aber gerade diese Stelle zeigt wol am besten, daß er bei aller Liebe zu wissenschaftlicher Arbeit nicht für eine akademische Disciplin sich berufen oder geeignet fühlte.

Jedenfalls wollte er die lange Studienzeit durch einen äußerlichen Abschluß beenden, erwarb daher am 3. Juni 1833 in Jena, wo er Marmier kennen lernte, die philosophische Doctorwürde. Die Arbeit, die er zu diesem Zweck einreichte, ließ er später (Leipzig 1834) im Druck erscheinen unter dem Titel: „Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Allgemeiner Völkerbund und ewiger Friede.“ (Ein Capitel daraus „Weltbürgerthum und ewiger Friede“ wurde 1870

nochmals gedruckt.) Da es das einzige größere Werk Veit's geblieben ist (331 S.), so verdient es eingehendere Betrachtung. Es ist eine fleißige, gewissenhafte Arbeit, die das Leben St. Simon's, seine Lehre, und die durch diese Lehre angeregte Idee vom allgemeinen Völkerbund und ewigen Frieden behandelt. Die Darstellung der eigentlichen Lehre macht den Haupttheil des Buches aus; charakteristisch für den damaligen Zustand der Kenntniß war, daß St. Simon's Werke, obwol erst wenige Jahre seit dem Tode des Mannes verflossen waren, dem Bearbeiter im Original nur theilweise vorlagen, Einzelnes nur aus deutschen Auszügen bekannt war. Die Beurtheilung ist ruhig und objectiv, sie sucht namentlich zwischen der ursprünglichen Lehre des Sectenstifters und den Uebertreibungen seiner Anhänger mit Geschick zu vermitteln.

Franz Horn, der bekannte Kritiker urtheilte in einem Brief an V. (27. Januar 1834) folgendermaßen: „Ich habe dem Werk bereits zwei Abende gewidmet und darf Ihnen mit Vergnügen Glück wünschen zur Vollendung einer solchen Schrift, die sich durch Kenntniß und Fleiß, Scharfsinn und Deutlichkeit so wie durch Kraft und Feuer der Darstellung auszeichnet. Das wirrwarrige Hin- und Hergerede in manchen Zeitblättern über einen so schwerwiegenden Gegenstand war mir zuletzt so fatal geworden, daß ich aufhörte davon Notiz zu nehmen; überzeugt daß hier nur das Quellenstudium selbst oder ein Werk wie das Ihrige zu genauer Ansicht verhelfen könne. Sie haben ohne Vorliebe und Vorhaß(!) sämmtliche Aktenstücke durchforscht, genau und wiederholt geprüft und dann ein durchgreifendes Urtheil gefällt. Ihr Buch regt vielseitig an und, während man den ruhigen Denker ehrend anerkennt, erfreut man sich nicht minder des für Wahrheit, Sittlichkeit und Schönheit begeisterten Jünglings." Aehnlich rühmte C. H. Weiße in den „Jahrbüchern f. wissenschaftl. Kritik" (Juni 1834, Stück 120) das gründliche Wissen, so wie die Universalität und geistvolle Gediegenheit des von dem Verf. eingenommenen Standpunkts.

Von Jena aus begab sich V. zu längerm Aufenthalt nach Weimar. Dort wurde das lange vorbereitete Herzensbündniß mit Johanna Elkan geschlossen, zuerst in geheimem Verspruch, dem nach Einwilligung der Eltern die officielle Verlobung folgte. Johanna Elkan, ein geistvolles, künstlerisch beanlagtes Mädchen hatte Goethe noch gesehen und gesprochen, war mit den Kindern Schiller's eng befreundet und mit Weimarischem Geiste so vertraut, daß sie diese Traditionen ihr Leben lang wahrte. Die Ehe wurde am 10. Juni 1834 in Weimar geschlossen.

In seiner Ehe, trotzdem sie nicht mit Kindern gesegnet war, fand V. volles Glück. Seine Gattin wußte durch Bildung und Tact, Liebenswürdigkeit und Humor sich in der Berliner Gesellschaft eine hervorragende Stellung zu erwerben, die sie noch Jahrzehnte nach dem Tode des Gatten (sie starb 1891) bis in ihr hohes Greisenalter bewahrte. Von dem Vollgefühl dieses Glückes sprechen zahlreiche Verse und Briefe, in denen auch zärtliche Ausdrücke und Liebkosungsworte nicht fehlen, die Ausdrücke weihevollen Ernstes aber häufiger sind. Als V. (1854/55) den Beginn des neuen Jahres nicht mit seiner Gattin feiern konnte, schrieb er: „Und nun zum Schluß wünsche ich Dir tausendmal Glück und Segen zum neuen Jahr und mir zu gleicher Zeit. Deine Philosophie, womit Du Dich tröstest ist aber die volle Wahrheit. Jeder Moment des Glücks ist ein Blick in die Ewigkeit und trägt die Bürgschaft unvergänglicher Dauer in sich. Solche Gefühle an bestimmte Tage zu binden, ist ein schönes Herkommen, eine liebe Gewohnheit und gewiß ein Bedürfniß für den Menschen, das ja den festlichen Zeiten aller Religionen zu Grunde liegt. Aber ich denke, Menschen, die ihrer selbst gewiß sind, können auch des Zeichens entbehren." Das Veit'sche Haus war Mittelpunkt einer frohen und geistig belebten Geselligkeit, an der außer

den Mitgliedern der Familie, Buchhändler, Politiker, Schriftsteller und Gelehrte theilnahmen. Mit vielen und gerade den an Geist und Stellung Bedeutendsten verband Hausherrn und Hausfrau innige, weit über das Maß des bloß gesellschaftlichen Verkehrs hinausgehende Freundschaft.

Schon bevor er den Ehebund schloß war V. über seinen künftigen Beruf einig. Er hatte sich entschlossen Buchhändler zu werden. Nachdem er am 30. November 1832 auf Grund eines ärztlichen Attestes vom Militärdienst befreit worden war, bemühte er sich um das preußische Bürgerrecht; am 22. August 1833 leistete er in der Synagoge den Bürgereid. Am 18. November erhielt er mit seinem Freunde, dem Oberlehrer Jos. Levy (später Lehfeldt) die Concession zum Buchhändler. Nach langen mit verschiedenen Firmen angeknüpften Verhandlungen wurde Ende 1833 der Verlag einer Wittwe Boike angekauft und im Laufe des Jahres 1834 in Gemeinschaft mit dem schon genannten Compagnon die Firma Veit & Comp. begründet. Der Hauptartikel jener Firma war ein Berliner Wohnungsanzeiger gewesen. Dieser, ein sehr einträgliches Unternehmen, wurde zwar fortgesetzt, sonst aber der Verlag auf einen wesentlich höhern Standpunkt gehoben. Geschichtliche und naturwissenschaftliche Werke und Zeitschriften wurden bevorzugt, W. A. Schmidt und J. G. Droysen, mit dem sich ein herzliches Freundschaftsverhältniß entwickelte, wurden Hauptautoren des Verlags; auch Einzelnes von K. W. Nitzsch und Ranke gehörte dem Verlage an; zu den medicinischen Autoren gehörte v. Gräfe; von größeren Sammlungen das Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften, Joh. Müller's Archiv. Dazu kommen forstwissenschaftliche, physikalische, militärische, juristische, einige sehr umfangreiche Verfassungs- und Verwaltungsarbeiten, philologische Werke, darunter auch manches von Boekh. Die Litteratur des Schachspiels wurde besonders gepflegt. Von größeren, vielversprechenden Unternehmungen, die nicht immer die darauf gesetzten Hoffnungen erfüllten, seien Leibniz' deutsche Schriften, Schiller's und Körner's Briefwechsel, bei dem V. geradezu als Herausgeber thätig war, Fichte's Werke wenigstens genannt. Eine für V. ganz besonders werthe Anknüpfung war die mit Leopold Schefer, dessen „Laienbrevier", wie ein Hauptartikel des Verlags, so ein Lieblingswerk Veit's war, der eine Zeit lang in Schefer den Dichter der Dichter, den Stifter einer neuen Religion sah, aber mit dessen „Ausgewählten Schriften", seiner und des Autors Lieblingsidee, kläglich Fiasko machte. Kurze Zeit (1839—1840) ward auch mit Bettina v. Arnim Verkehr und Briefwechsel unterhalten, durch deren Vermittlung eins ihrer Werke und die ersten Bände der Werke ihres Gatten im Veit'schen Commissionsverlag erschienen. (Die Briefe der Bettina sind mitgetheilt in der N. Fr. Pr. 8. Febr. 1895.) Dauernder war die durch die Genannte hergestellte Verbindung mit Savigny, dessen System des heutigen römischen Rechts (8 Bde., 1840—48) Veit's Firma trug. Die jüngere Litteratur war durch Th. Mundt vertreten, dessen „Dioskuren", an denen V. sich als Mitarbeiter betheiligte, in seinem Verlage erschienen, während das von Mundt herausgegebene „Denkmal der Charlotte Stieglitz", an dessen Schlußredaction er wol mitthätig war, von ihm nur vertrieben wurde. V. dachte die Briefe Schleiermacher's an H. Herz zu bringen, konnte sie aber von der Adressatin, mit der er freundliche Beziehungen pflegte, nicht erlangen. Auch eine Publication, die V. im Auftrage Varnhagen's unternehmen und verlegen sollte, der Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit, kam durch V. nicht zu Stande; er wurde 1861 von L. Assing herausgegeben. In der Zeit der politischen Erregung erschienen bei V. auch einzelne bedeutende, großes Aufsehen erregende politische Broschüren von M. Duncker, Samwer, Stichling, auch Veit's eigne politische Reden und Rechenschaftsberichte. Auch das Jüdische wurde von V. gepflegt; außer

von Sachs, dessen schon gedacht wurde, brachte er Einzelnes von Frankel und Zunz, dem er verehrungsvolle Freundschaft weihte, sowie einzelne Emancipationsschriften von Freund und Rießer. (Vgl. Allg. Ztg. d. Jud. 1895, Nr. 14 ff.)

Im Ganzen war der Verlag kein eigentlich großer, aber ein hochgeachteter und vornehmer. V. war ein fleißiger, geschickter Geschäftsmann und gewissenhafter Corrector seiner Verlagswerke, vor allem aber war er als hochgebildeter, vielseitig unterrichteter, tactvoller Mann wohlbefähigt, seinen Autoren guten Rath zu ertheilen; durch seine Verlagsthätigkeit wurde er vielen seiner Schriftsteller ein wahrer Freund.

Die hohe Stellung, die er als Buchhändler errungen hatte, kam am besten zum Ausdruck durch die Ehren, die ihm von seinen Geschäftsgenossen zu theil wurden. Mit vielen von ihnen z. B. Frommann in Jena — auch Alwine Frommann gehörte zu den Intimen seines Hauses — mit manchem Leipziger und Stuttgarter wurde er innig befreundet. Der regelmäßige Besuch der Leipziger Ostermesse galt nicht nur der Abwicklung von Geschäften, sondern der Pflege persönlicher Beziehungen und der Bearbeitung der Standesangelegenheiten. Veit's Thätigkeit für Buchhandel, Preßwesen war eine sehr ausgebreitete. Sie begann im J. 1839 mit dem Plan eines Wissenschaftsvereins, der in der Art der Kunstvereine die Herausgabe kostbarer wissenschaftlicher Werke in die Hand nehmen sollte. Seit demselben Jahre begann er in der Buchhändler-Corporation eine reiche Thätigkeit zu entfalten, arbeitete eifrig in den Commissionen, war seit 1853 Stellvertreter des Vorsitzenden, von 1853—61 Vorsitzender der Buchhändlerbörse — die längste statutarisch erlaubte Zeit. Zu dieser seiner Stellung befähigte ihn, wie einer seiner nächsten Freunde sich ausdrückte, „wissenschaftliche Bildung, geschäftliche Einsicht, Freude an corporativer Thätigkeit, politische Erfahrung, ausgebreitete Kenntniß der Gesetzgebung“. In seinen in der Generalversammlung gehaltenen Vorträgen feierte er den Verein als Schule des Gemeinsinns, gab Erinnerungsbilder an verstorbene Genossen, warnte vor Gefahren, die dem Buchhandel drohten. Im Auftrage oder auf Bitten der Genossen unternahm er es über besonders wichtige Vorgänge in öffentlichen Blättern zu berichten. Die meisten seiner Reden und Aufsätze sind im Buchhändler-Börsenblatt gedruckt; besondere Erwähnung verdient Veit's Rede bei der 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 28. Juni 1840. Als 1840 durch J. E. Hitzig in Berlin die „Allgemeine Preßzeitung“ begründet wurde, schrieb er die Vorrede dazu und betheiligte sich auch später gelegentlich als Mitarbeiter daran. Wie hier, so trat er auch sonst gegen die Beschränkungen der Preßgesetzgebung, für den Schutz der Autorrechte, gegen die Hinderung des freien Verkehrs in Leipzig auf. Namentlich in den Zeiten der Reaction kämpfte er, freilich nicht immer glücklich, gegen Zeitungsstempel und Postgesetz; Ende 1850 z. B. im Verein mit sämmtlichen Berliner Zeitungsverlegern gegen die drohende Entziehung des Postdebits. Von der Bedeutsamkeit seiner Stellung gibt ein Telegramm Kunde, das ihm 1861, da er der Versammlung nicht beiwohnen konnte, von den Genossen, denen sich Minister v. Beust anschloß, gesendet wurde. Seit 1848, seit dem Tode des Buchhändlers Besser, war er stellvertretendes, später ordentliches Mitglied der litterarischen Sachverständigen-Commission. Als solches wirkte er beim Abschluß der Verträge zwischen Deutschland und Frankreich, an dem in den Jahren 1855—57 gearbeiteten Entwurf eines deutschen Nachdruckgesetzes mit, nachdem er schon 1855 in der kleinen Schrift: „Die Erweiterung des Schutzes gegen den Nachdruck zu Gunsten der Erben verdienter Autoren“ 1855 gegen die nur 30jährige Frist aufgetreten war, die den Erben der Autoren zugestanden wurde. Diese Thätigkeit blieb ihm eine ungemein erwünschte, der er sich auch noch zu einer Zeit widmete, da er aufgehört hatte, Buchhändler zu sein. (1858 nach dem Tode seines

Freundes und Socius Lehfeldt verkaufte er sein Geschäft an einen Buchhändler in Leipzig.)

Seine Thätigkeit als Buchhändler zwang ihn, gelegentlich sich mit Politik zu beschäftigen. Aber diese Beschäftigung entsprach seiner Natur. Von 1848—1863 stand er in der vorderen Reihe der Berliner Politiker als Zeitungsverleger, Schriftsteller, Abgeordneter, meist in stillen aber einflußreichen Arbeiten als Comité- und Commissionsmitglied bei den verschiedensten Anlässen. Er war und blieb zeitlebens ein gemäßigter Mann. Er ersehnte die Einheit Deutschlands mit einem starken Preußen an der Spitze, doch wünschte er die Durchführung dieser Einheit nur auf friedlichem Wege. Er war ein überzeugter Monarchist und ließ sich in seiner Meinung von der Nothwendigkeit der Stärke der Monarchie auch durch den augenblicklichen Triumph der Revolution nicht erschüttern. Er hatte in der Politik wie in allen Dingen einen frohen Optimismus. In einem Blättchen, aus der Paulskirche geschrieben, die er zuerst an der Seite Ed. Simson's betrat, der ihm zeitlebens befreundet blieb, heißt es: „Wenn wir die Einheit des Vaterlandes werden begründet haben und dann darüber nachdenken, welche Kräfte durch Gefahr und Irrsal uns endlich doch zum Ziele getragen haben, so werden wir uns sagen dürfen: der Glaube an den Sieg hat uns zumeist zum Siege verholfen." Im deutschen Parlament, zu dem er vom 6. Berliner Wahlbezirk gesendet wurde, gehörte er dem Casino, einer der Fractionen des rechten Centrums an. Bis zum 20. Mai 1849, an welchem Tage er gemeinsam mit der Partei ausschied, die den König von Preußen zum deutschen Kaiser gewählt hatte und nach dessen Ablehnung ihre Existenzberechtigung verloren zu haben schien, wohnte er den Sitzungen regelmäßig bei. Oeffentlich ergriff er zwar nicht das Wort, doch arbeitete er fleißig in dem volkswirthschaftlichen Ausschuß; stellte Anträge auf ein deutsches Heimathsrecht, eine deutsche Gewerbeordnung und (im Verein mit zwei Collegen) auf Errichtung einer Reichsbibliothek; sein Bericht über die massenhaft eingelaufenen gewerblichen Petitionen wurde als sehr inhaltreich gerühmt.

Wie fleißig er den Sitzungen beigewohnt, beweisen zahlreiche Aufzeichnungen im Nachlaß z. B. ein Exemplar der Reichsverfassung, der alle Abänderungsvorschläge, die kurzgefaßten Resultate langer Debatten beigeschrieben sind. Auch einzelne Druckschriften rühren aus jener Zeit her: ein Brief an den damaligen Stadtverordnetenvorsteher Seidel (Spenersche und Nat.-Ztg. 30. August 1848) über die durch die vorzeitige Veröffentlichung eines Entwurfs der Reichsverfassung hervorgerufene Erregung, ein Flugblatt: „An meine preußischen Mitbürger" (19. November 1848), eine entschiedene Abmahnung gegen republikanische Gelüste; endlich eine große Erklärung, eine Art Separatvotum in der Kaiser-Angelegenheit, in der der streng preußisch-deutsche Standpunkt gewahrt wird. Nach der Rückkehr aus Frankfurt veröffentlichte er in dem „Sendschreiben an meine Wähler" einen ausführlichen Rechenschaftsbericht. Eine Zeit lang ohne Mandat wurde er 1851 bei einer Nachwahl in Trier in die erste Kammer gewählt, wo er im Verein mit der sehr zusammengeschmolzenen liberalen Partei den meist erfolglosen Kampf gegen die Bestimmungen des Preßgesetzes, der Stempelsteuer zu führen hatte. Das Jahr 1850 war in der politischen Schriftstellerei Veit's das fruchtbarste. Etwa ein Dutzend Journalartikel, von V. gesammelt, liegen mir vor, die in der „Constitutionellen Zeitung" 1850 erschienen. Diese Zeitung redigirte V. eine Weile nach Haym's Ausweisung; seine stets sachliche, überzeugungsvolle Thätigkeit und Kritik wurde mir von Aegidi, seinem Genossen in der Redaction begeistert geschildert. Eine Aeußerung aus einem seiner Briefe (23. 12. 50.) mag seinen Standpunkt verdeutlichen: „Ich stecke im Trouble bis über die Ohren. Uebrigens habe ich soviel gewonnen, daß ich die Zügel

bei der Redaction der Zeitung jetzt in meinen Händen fasse, und ich werde sie nicht wieder fahren lassen, so lange ich das Blatt vertrete. Ich hoffe, daß Niemand sagen kann, es sei der Position, in der wir uns befinden, das Geringste vergeben, es sei die Wahrheit nicht offen und ehrlich bekannt, aber das Aggressive, Herausfordernde, geradezu Beleidigende beseitige ich consequent und ernst und hoffe das Fahrzeug bis zum Zusammentritt der Kammern durch die Brandung zu führen und, was die Hauptsache ist, die Existenz desselben gerettet zu haben, wenn ich es wieder abgebe". Anfang October 1851 mußte die Zeitung, die manche Censurschwierigkeiten zu bestehen gehabt hatte, aufhören. V. selbst kam, theils wegen dieser Zeitung, theils wegen einiger muthiger in seinem Verlage erschienenen Broschüren in mancherlei Ungelegenheiten: der amtliche Wohnungsanzeiger, eins der wenigen gewinnbringenden Bücher des alten Verlages wurde ihm entzogen. Solche Quälereien trieben ihn weder zur Reaction noch zur Opposition. In jenen stillen Jahren, da eine neue Aera sich vorbereitete, blieb er der altliberalen, der „Gothaer Partei" treu ergeben. Alle Bemühungen und Ansichten jener Jahre wurden von ihm in Gesprächen und Briefen mit Lette, Rönne, Mathy, Becker, Droysen, M. Duncker durchgesprochen und erwogen. Nirgends stand er dabei in erster Reihe, aber sein verständiger Rath wurde freudig eingeholt, seine sachkundige Mitarbeit stets gern begehrt. Er war 1854 bei den Besprechungen in Gotha-Reinhardtsbrunn, wo außer einigen der Genannten, Freytag, Meibom, Samwer anwesend waren und schrieb über diese Tage einen sehr hübschen, der Mittheilung werthen Brief an seine Frau. 1862 nahm er mit Unruh u. a. an einer politischen Conferenz in Eisenach theil. Seit 1858 betheiligte er sich wieder an dem praktischen politischen Leben. Er wurde in Posen und Berlin für den Landtag gewählt. Er war ein eifriger Arbeiter in den Commissionen: es gelang ihm eine bessere Einrichtung des Cautionswesens, eine Beschränkung des Postzwangs durchzusetzen. Er entwarf zusammen mit H. Duncker eine Novelle zur Gewerbegesetzgebung; doch wurden nur einzelne Plackereien früherer Zeit gemildert. Er konnte dahin mitwirken, daß die Zeitungssteuer erleichtert wurde. Er ergriff das Wort in den Verhandlungen, durch welche die Abschaffung der alten für die Juden gültigen Eidesformel durchgesetzt wurde und versuchte auch sonst die Abstellung alter Unbilden gegen die Rechte seiner Glaubensgenossen zu erreichen. In einem sehr ausführlichen Berichte über die Thätigkeit der Landtagssession in den „Preußischen Jahrbüchern" hatte er die Hauptredaction: Er gehörte zum Ausschuß des Nationalvereins und hegte eine Zeitlang die Hoffnung, durch die Thätigkeit dieses Bundes die alten Träume deutscher Einheit und deutschen Kaiserthums verwirklicht zu sehen. Er gehörte (1861) im Verein mit manchen schon genannten Männern, auch mit G. Beseler, der ihm und seinem Hause sehr nahe stand, dem provisorischen Ausschuß zur Begründung der „Berliner Allgemeinen Zeitung" an. Correspondenzen, die sich darauf beziehen, Parteilisten die für die Geschichte der constitutionellen Partei in Preußen wichtig sind, Actenstücke und Briefe politischen Inhalts mannigfacher Art, aus den Jahren 1858—1863 sind im Nachlasse vielfach vorhanden, die das stille, sich nirgend hervordrängende, aber hochgeschätzte und einflußreiche Wirken eines patriotischen Mannes bekunden; wichtige Beiträge zur Geschichte der innern preußischen Politik jener Tage. Veit's äußere politische Rolle war ausgespielt, als er 1861 bei der Abstimmung über das Militärbudget für das Kühnesche Amendement stimmte; er folgte seiner Ueberzeugung, selbst auf die Gefahr hin unpopulär zu werden; seinen Gegnern hielt er das Wort entgegen, das man fast prophetisch nennen kann: „Ich will die Militärreform ohne — Ihr werdet sie mit einem conservativen Ministerium bekommen." Vorher war er als Vertreter des Landtags bei der Krönung in

Königsberg gewesen, wo er aus Simson's Anrede einen bedenklichen Passus entfernen half. Für die politischen Vorgänge bewahrte er bis zuletzt das lebhafteste Interesse, wenn er auch, unzufrieden mit dem Gang der Ereignisse — das Frankfurter Schützenfest betrachtete er als großen Humbug — die Niederlage der eigenen Partei beklagte.

Nicht minder lebhaftes Interesse wie für die politischen zeigte er für die religiösen Angelegenheiten. Läßt sich aber sein politischer Standpunkt mit dem einen Worte „altliberal" klar bezeichnen, so reicht eines der Schlagworte „orthodox" oder „freisinnig" zur Charakteristik seiner religiösen Ansicht nicht aus. Religion betrachtete er nicht wie ein Gläubiger, noch weniger wie ein Historiker, sondern wie ein Dichter einer-, wie ein moderner Mensch andrerseits. Er unterschied die Gedanken und die äußere Form. In jenen wollte er sich durchaus die Freiheit seiner philosophischen Ueberzeugung, die Selbständigkeit seines weltlichen Denkens wahren, für diese als eine durch Zeit und Gewöhnung geheiligte, verlangte er Respect; überlieferte, selbst abgelebte Formen wahrte er mit Pietät. Daher hatte er für die Reformbestrebungen innerhalb des Judenthums keinen Sinn, gegen die in Berlin hervortretenden verhielt er sich ablehnend; als Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Berlin wünschte er zwar einen wissenschaftlich hochstehenden, modern gebildeten Mann, aber einen conservativ angehauchten Geistlichen. Er fand ihn in seinem Freunde Sachs, den er 1844 nach Berlin brachte, nachdem die Rabbinerwahlangelegenheit dort Jahrzehnte lang acut gewesen war. Von 1839—48 war V. Aeltester (Vorsteher) der jüdischen Gemeinde, später Vorsteher des Repräsentantencollegiums. Zwei Jahrzehnte lang führte er in allen ihren Angelegenheiten ein entscheidendes Wort. Mit besonderer Liebe nahm er sich der Schule, des 1840 errichteten, 1858 reorganisirten Seminars an (die Rede bei der Einweihung 1840 erschien im Druck); an der durch das Gesetz von 1847 nothwendig gewordenen Organisation der jüdischen Gemeinde hatte er hervorragenden Antheil; das Statut für die jüdische Gemeinde ist im wesentlichen sein Werk, das Oberpräsident v. Flottwell persönlich mit ihm durchging; für Errichtung der neuen Synagoge war er unermüdlich thätig. Ebenso wie den inneren Gemeindeangelegenheiten widmete er der Stellung der Juden zum Staat lebhaftes Interesse, sein Gutachten wurde von den Behörden in manchen Fällen eingeholt; bei der schon erwähnten gesetzlichen Regelung wurde seine Stimme gehört. (Vgl. die kleine Schrift „Der Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden in Preußen und das Edict vom 11. März 1812" von M. Veit, als Manuscript gedruckt [1847. Neudruck, Leipzig Brockhaus 1847].) Galt es öffentlich durch Schrift und Rede Anschuldigungen abzuweisen, gegen Beschränkungen anzukämpfen: Eidesformel, Beschränkung der Militärpflicht, Vorwurf der Häufigkeit der Verbrechen, so stand V. in vorderster Reihe. Er hielt im Landtag wirkungsvolle Reden, durch die er sich einmal die Huldigung der Gemeinde seiner Vaterstadt verdiente, er verfaßte die Dankadresse an den rheinischen Landtag, er hatte Audienzen bei den Ministern, um den Standpunkt der von ihm vertretenen Gemeinde zu wahren. Nicht bloß für Berlin, sondern für die Juden ganz Preußens war er thätig; einmal erwirkte er durch A. v. Humboldt die Nichtausführung einer beabsichtigten Maßregel; länger als 30 Jahre, von 1831, seit er Gabr. Rießer kennen lernte und dessen Ideen zu den seinigen machte, — er widmete ihm später einen ausführlichen Nachruf (Pr. Jahrb. XI, 1863, auch separat gedruckt) — arbeitete er unermüdet für die Emancipation seiner Glaubensgenossen; ebenso wie durch Wort und Schrift wirkte er auf manche Unentschiedene durch die Reinheit seiner Persönlichkeit.

Endlich arbeitete er im Dienste der Stadt Berlin. Schon in den vierziger Jahren wurde er zum Stadtverordneten gewählt, und spielte als solcher eine

Rolle in den Scenen, die zur Abdankung des Oberbürgermeisters Krausnick führten, dann 1849 wurde er unbesoldeter Stadtrath; nach dem Ablauf seiner Amtsperiode zog er es vor, wieder als Stadtverordneter thätig zu sein, seit 1853 mit geringen Unterbrechungen, wurde aber 1863 durch das Vertrauen seiner Collegen zum Stellvertreter des Vorsitzenden gewählt. Mit dem Vorsitzenden Kochhann, mit dem er persönlich wohlbekannt war und auch politisch meist übereinstimmte, wurde er noch 1863 nach Leipzig geschickt zur Bildung eines Comités für die Nationalfeier des Tages der Schlacht bei Leipzig. Bis in die letzten Tage seines arbeitreichen Lebens widmete er den Interessen der Stadt Thätigkeit und Eifer. Besonders war es die Gewerbedeputation, die Angelegenheiten der Schul- und Waisenpflege, denen sein Interesse und seine Arbeitskraft zu Gute kam. Seine Thätigkeit war eine umfassende und von allen Seiten anerkannte. Kochhann, der ihm unmittelbar nach seinem Ableben Worte der Erinnerung spendete, bezeichnete ihn als „unersetzlich“ und charakterisirte ihn mit den Worten: „Seinen Freunden leuchtete er voran durch die Lauterkeit des Charakters, durch Ausharren im Hoffen und durch Beständigkeit in der Treue. Seine vermittelnde Natur war geeignet die Gegensätze auszugleichen und Eintracht herzustellen wenn Gefahr drohte, der Meinungen wegen auseinanderzugehen. In solchem Sinne hat er gewirkt mit jugendlicher Begeisterung für das Wohl unserer Stadt und für das Heil des Vaterlands. Deutschlands Größe und Zukunft lag ihm tief und innig am Herzen. Mit Bekümmerniß hatte er alle Rückschritte empfunden und gedacht und gerungen, um dazu beizutragen, unsrem Volke auf die ihm durch Sitte und Bildung gebührende Höhe zu verhelfen. Es war ihm nicht beschieden seine Hoffnungen auf eine bessere Zeit verwirklicht zu sehn, mit gebrochenem Herzen hat er die Welt verlassen.“

Nur die letzten Worte der Charakteristik passen nicht. V. war von einem zu starken und freudigen Optimismus erfüllt, um an dem Sieg seiner Ueberzeugung zu zweifeln. Er führte ein schönes gesegnetes Leben. Sein Haus war ein Sammelpunkt erlesener Gesellschaft. Er fühlte nie ein Ermatten der Schaffenslust und begegnete überall freudiger Anerkennung des von ihm Geleisteten. So lange er seinem Geschäfte vorstand, entfaltete er eine die Kräfte eines Einzelnen fast übersteigende Thätigkeit; durch das Aufgeben des Verlags etwas freier geworden, widmete er sich um so eifriger den allgemeinen Angelegenheiten. Er ergötzte sich an der Kunst und gab sich mit feinem Verständniß einer ausgewählten Lectüre hin. Durch mannigfache Bade- und Erholungsreisen nach Thüringen, Süddeutschland, der Schweiz, 1862 nach Paris, kräftigte er seinen Körper und schaffte dem Geiste neue Anregung. Er hatte ein Talent zur Freundschaft: wen er einmal in sein Herz geschlossen hatte, ließ er nicht los. Er war kein glänzender Schriftsteller, aber ein feingebildeter, an den besten Mustern erstarkter Stilist; seine Denkschriften, besonders seine Briefe sind klar, wohlgeordnet, anmuthig. Er hatte wenig Bedürfnisse und geringen Ehrgeiz: seine Liebe galt den Seinen, den Berufs-, Glaubens- und Stadtgenossen, dem Vaterlande. Mit kindlicher Genußfähigkeit und Bescheidenheit paarte er Wohlwollen und Uneigennützigkeit. Wohlthätigkeit war bei ihm nicht bloß Darreichung einer Gabe, sondern Förderung des Menschen und Anstachelung jedes echten Talents. Er war eine reine, vornehme Natur, seinen christlichen Freunden erschien er als der „weise Nathan“.

Nach kurzer Krankheit starb V. am 5. Februar 1864. Die erste Ehrung für ihn, nach kurzen Gedenkartikeln der Berliner Zeitungen, erfolgte durch eine außerordentliche Sitzung der Stadtverordnetenversammlung (6. Februar). Einer warmen innigen Rede Kochhann’s (vgl. oben) schlossen sich rührende Worte des

Stadtverordneten Marggraff an, in dessen Schule V. die erste Bildung erlangt hatte. Die Beerdigung (8. Februar), bei der M. Joel die Grabrede hielt, gestaltete sich zu einer großartigen Trauerkundgebung.

Außer kleineren Nachrufen z. B. „Die Frist“ Organ des Nationalvereins 1864 Nr. 8, Volkszeitung 10. Februar, Börsenblatt f. d. d. Buchhandel. 17. Februar — Grabrede des Dr. Joel. Berlin 1864. D. Rosin, Schulprogr. d. jüd. Religionsschule, 1865. M. Horwitz, M. Veit und das jüd. Schulwesen Berlins, 1868. Besonders Wehrenpfennig, Z. Andenken an M. Veit, Preuß. Jahrb. 1864, Bd. 13, auch sep. gedruckt; zweiter Abdruck mit Bild und einem Anhang Gedichte, Berlin 1870. Mir hat der gesammte Nachlaß Veit's durch die Güte seiner Erben vorgelegen. Auch hatte ich mich mündlicher und brieflicher Mittheilungen der HH. Aegidi, Haym, W. Hertz, R. Moritz, v. Simson zu erfreuen. Ludwig Geiger.

Veit: Philipp V. war der vierte Sohn und das jüngste Kind des Berliner Bankiers Simon V. und seiner Frau Brendel (Veronica), der Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn. Er wurde zu Berlin am 13. Februar 1793 geboren und starb im 85. Lebensjahre zu Mainz am 17. December 1877. Seine jugendliche Entwicklung wurde durch die eigenthümlichen häuslichen Verhältnisse stark beeinflußt, die der leidenschaftliche, seine Ziele rücksichtslos verfolgende Sinn seiner Mutter veranlaßte. Als 15-jähriges Mädchen war sie ungefragt und ohne Neigung verheirathet worden, ohne in der Ehe die rechte Nahrung für ihr reiches geistiges und seelisches Leben zu finden. Als Friedrich Schlegel 1797 in die geistreichen Berliner Kreise eintrat, die ihren Charakter von den damals tonangebenden jüdischen Frauen, wie Henriette Herz und Rahel Levin erhielten, drang die junge Frau darauf, daß ihre äußerlich durchaus friedliche Ehe getrennt würde und setzte ihren Willen durch: sie vermählte sich mit Friedrich Schlegel und nahm den Namen Dorothea an. Ihre Beziehungen zu Simon V. blieben bis zu dessen 1819 erfolgtem Tode freundschaftliche, die durch Briefe und die gemeinsamen Interessen für die Kinder — von 4 Knaben waren 2 am Leben geblieben, Jonas und Philipp — stets erhalten wurden. Auch seinen Kindern blieb er stets ein treuer Berather und nie versagender Helfer: er hat sich als trefflichen und tüchtigen Charakter bewährt. Bei der Trennung blieb der ältere Sohn Jonas beim Vater, Philipp folgte der Mutter, die mit Friedrich Schlegel zunächst von 1799 bis Anfang des Jahres 1802 in Jena lebte, dann aber mit ihm und dem Sohne nach Paris übersiedelte. Hier wurde Dorothea am 6. April 1804 protestantisch getauft. Philipp besuchte in Paris 1803 die Ecole polymathique: am Tage der Prüfung erhielt er vom Stadtpräfecten sechs Kränze als Auszeichnung in sechs Fächern: jedes Mal ward er vom Präfecten umarmt und von der Versammlung umjauchzt, während er still bescheiden, fast beschämt und bleich dastand. Im J. 1804 folgte er den Eltern nach Köln, wo er bis 1806 das Gymnasium besuchte. Dann kam er nach Berlin zum Vater zurück und wurde Schüler des Kölnischen Gymnasiums dort bis 1808, in welchem Jahre seine Mutter mit Friedrich Schlegel zum Katholicismus übertrat. Nun entschied sich Philipp dafür, wie sein älterer Bruder Jonas Maler zu werden. Er bezog die Akademie zu Dresden und arbeitete hier unter der Leitung des ernsten, strengen Matthäi. Diese von Mutter und Stiefvater zu Vater, von Ort zu Ort, von Bekenntniß zu Bekenntniß schwankenden Verhältnisse haben bei dem begabten und denkkräftigen Kinde wesentlich dazu beigetragen, daß es zu früher Selbständigkeit heranreifte und sich durch die Unruhe hindurch klar seinen eigenen Weg bahnte. Wohl sagte dem angehenden Künstler die innige religiöse Richtung seines Lehrers zu, aber keineswegs wollte ihm die herrschende Art des akademischen Unterrichts gefallen.

Ebensowenig befriedigte ihn seine religiöse Stellung: von früher Kindheit an war er in christliche Anschauungen eingeführt worden, während er äußerlich noch dem ererbten jüdischen Bekenntniß angehörte. Bei einem Besuche in Wien, wohin Mutter und Stiefvater übergesiedelt waren, als Friedrich Schlegel 1809 eine Stellung als Hofsecretär in der Staatskanzlei gefunden hatte, trat V. am 9. Juni, dem Tage vor Pfingsten, zum katholischen Christenthum über, dem er seitdem ein treuer, tief und wahr empfindender Anhänger blieb: dieser entscheidende Schritt besiegelte nur das, was schon lange in ihm lebte und reifte, so daß er kaum als Convertit zu betrachten ist, wie er denn auch vor dem den Convertiten leicht eigenen Fanatismus bewahrt blieb und stets eine freie, auch andere Ueberzeugungen respectirende Gesinnung bewährte. Er siedelte 1811 nach Wien über und ging nun in der Kunst seinen eigenen Weg, allein mit großen Mühen und Kämpfen, da er zwar das Ziel erkannte, dies aber mit eigener Kraft und ohne Anleitung nicht leicht erreichen konnte, während ein sicherer Geschmack und ein klares, schonungsloses Selbsturtheil ihn vor allzu früher Selbstzufriedenheit bewahrte: ein gewisser selbstquälerischer Zug, der für seine Jugendjahre charakteristisch ist und häufig sein sonst heiteres, zu Scherz und Neckereien aufgelegtes Wesen zurückdrängte, läßt ihn nur schwer eine Arbeit fertig bringen, da er immer noch zu bessern findet und durch das erstrebte Bessere manchmal das geschaffene Gute wieder zerstört. Eine bedeutsame und für die Bildung des Charakters wichtige Unterbrechung erfuhr Veit's künstlerische Thätigkeit durch die Erhebung des deutschen Volkes 1813. Dem vorangegangenen Körner folgt V. mit Eichendorff nach Breslau: er tritt zunächst bei den Lützowern ein, geht aber während des Waffenstillstandes zu den reitenden Jägern des brandenburgischen Cürassierregimentes im V. Kleistischen Armeecorps über. Mit seinem Lieutenant, dem Dichter de la Motte Fouqué, verbindet ihn bald innige Freundschaft. Er macht die Schlachten bei Dresden, Culm und Leipzig mit. Bei Wachau zeichnet er sich so aus, daß er zum Oberjäger und zum eisernen Kreuz vorgeschlagen wird: statt dessen wird er zum Lieutenant ernannt, und das eiserne Kreuz wird ihm, allerdings erst sehr viel später, 1838, dennoch zu theil. In seinen Briefen erscheint sehr bald Ueberdruß an dem Soldatenleben, soweit es friedlicher Natur ist: nur die Begeisterung für das Vaterland, nicht die Lust am Exerciren hatte ihm zeitweilig das Schwert in die Hand gedrückt. An der Spitze seiner Schwadron war er in Paris eingerückt, aber schon am 2. Mai 1814 erlangte er den in ehrenvollster Weise gewährten Abschied, reiste nach Neundorf zu Fouqué und zum Vater nach Berlin. Hier malte er die Prinzessin Wilhelm und kehrte erst Ende des Jahres zu der ihn ungeduldig erwartenden Mutter nach Wien zurück. Hier vollendete er das Porträt der Gräfin Zichy, malte ein in schwerer Stunde gelobtes Bild für die Kirche in Heiligenstadt bei Wien und folgt nun endlich dem Rufe nach Rom. Sein älterer Bruder war schon 1811 dorthin gegangen und hatte wiederholt geschrieben, V. solle nachkommen: aber in richtiger Selbsterkenntniß hielt dieser sich noch nicht für reif genug. Jetzt konnte er ebenbürtiger den großen Genossen gegenübertreten, die ihn dort erwarteten. Im August 1815 trat er mit dem Philologen H. Friedländer die Reise an, die ihn über München, Venedig, Florenz, Siena endlich Ende November nach Rom führte. Er kam eben zur rechten Zeit, um an der ersten großen Unternehmung mitzuwirken, die der neuen Richtung der deutschen Kunst das Daseinsrecht besiegeln sollte. Cornelius und Overbeck sehnten sich darnach, der ernsten gehaltvollen, auf fester scharfumrissener Zeichnung, mit gläubiger Innigkeit an Kirche und Mittelalter sich anschließenden, Heiligen und Helden sich zuwendenden Kunst, die die Natur sorgfältig studirte, dann aber frei schuf und sie als Unterlage, nicht als maßgebendes Vorbild verwendete, eine würdige

Bethätigung zu theil werden zu lassen. Das gemalte Werk soll nicht flüchtig wechselndem Geschmacke dienen; dies erreicht es am besten, wenn es nicht launenhaft seinen Platz ändert, sondern eine dauerhafte Stelle gewinnt, indem es mit dem Raum, für den es bestimmt ist, zusammenwächst. So ist es besonders bei dem Freskobilde der Fall: solche Werke zu schaffen, war der Wunsch der deutschen Maler der neuen Richtung. Da war es der preußische Generalconsul Bartholdy, der ihnen zuerst die Gelegenheit verschaffte, mit dem ganz klaren Gedanken, daß die Künstler an dieser Arbeit das Maaß ihres Könnens erproben sollten. Er läßt sie in der Casa Zuccari, obgleich er dort nur zur Miethe wohnte, das große Zimmer des zweiten Stockes ausmalen. Es ist die Geschichte Joseph's. V. erhielt zwei Bilder zugewiesen, die sieben fetten Jahre als Gegenstück zu den von Overbeck geschaffenen sieben mageren Jahren, und Joseph's Verführung durch Potiphar's Frau. Während dieses Bild, dessen Stoff schon der milden, frommen Richtung des Künstlers nicht zusagte, allzu zahm ausfiel, schuf V. in den sieben fetten Jahren ein bedeutendes Werk, das seine Fähigkeit des Schaffens in hellstem Lichte zeigt: sowohl die sinnvolle Composition wie der edle Schönheitssinn in der Formgebung zeigen sich in gleicher Höhe. In der Anwendung der Farbe herrscht in der ganzen Richtung der Grundsatz, den Fr. Pforr mit einseitigster Schärfe so ausdrückt: „Da die Pinselstriche nur nothwendige Uebel und Mittel zum Zweck sind, so fanden wir es lächerlich damit zu prahlen und einen Werth in die Kühnheit zu legen, mit welcher sie hingesetzt sind". V. freilich war zu geschmackvoll und hatte zu feines malerisches Empfinden, als daß er so weit gegangen wäre; immerhin gilt auch für dieses Werk, daß der Carton, der sich im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. befindet, den Künstler und die Höhe seines Werkes besser erkennen läßt als die Frescomalerei, deren Technik zudem von all diesen Künstlern erst bei diesem Werke neu gelernt werden mußte. Die sämmtlichen Bilder der Stanza Bartholdy sind vor kurzem von Preußen angekauft und sorgfältig losgelöst nach Berlin in die Nationalgalerie gebracht worden. Die nächste größere Arbeit Veit's war ein Frescobild im Museo Chiaramonti im Vatican, das die von Pius VII. befohlene Wiedereinweihung des Kolosseums zur Cultusstätte verherrlichen sollte. Inmitten des mit Altären geschmückten Kolosseums sitzt die schöne Frauengestalt der triumphirenden Religion, vor ihr kniet ein Pilger, dessen Kopf das Porträt des Priesters Noirlieu ist: mit diesem Freunde, dessen von V. meisterhaft ausgeführtes Porträt jetzt im Städel'schen Institut sich befindet, erwog V. in jener Zeit sehr ernstlich, ob er nicht selbst Priester werden sollte. Inzwischen hatten die Freunde vom Fürsten Massimi den Auftrag erhalten, die Dichtungen der drei größten italienischen Dichter durch die Ausmalung der drei Zimmer des im Garten gelegenen Casino der Villa Massimi zu verkörpern. Als aber Cornelius einem Rufe nach Deutschland folgte, trat V. an seine Stelle, um an die Decke des Dantezimmers das Paradies zu malen, eine Schöpfung, deren Unterschied von den Cornelius'schen Entwürfen sehr klar den ruhigeren, milderen, mehr lyrischen Charakter der Schaffensweise Veit's von dem großartigeren, mit der Kraft des entscheidungsvollen Augenblicks der Handlung gesättigten Charakter der Kunst des Cornelius erkennen läßt. In der ganzen Fülle der von ihm erreichbaren Schönheit läßt V. diese lyrische Stimmung in dem auf Goldgrund gemalten großen Oelbild, das sich in Sta Trinità ai monti in Rom befindet, hervortreten, die Krönung der auf Wolken schwebenden Maria: ohne knechtisch die von jener Richtung besonders hoch geschätzte vorraffaelische Zeit nachzubilden, drückt der Künstler in diesem Werke doch in Zeichnung, Ausdruck und Ausführung eine Stimmung aus, „daß man vor einem Werke alter beglückter Zeiten zu stehen meint". Eine wichtige

Wendung in Veit's Leben und Schaffen wurde seine Berufung zum Director und Lehrer an das Städel'sche Institut. Diese Schöpfung eines kunstsinnigen Frankfurter Bürgers hatte in den ersten Jahren einen langwierigen, schließlich durch Vergleich beendeten Proceß durchzumachen, der ihr Daseinsrecht in Frage stellte: nun endlich freier Entfaltung überlassen, glaubte es seine Aufgabe durch Berufung eines künstlerischen Directors zu erfüllen, der zugleich Leiter der neu zu gründenden Kunstschule würde. Durch die Berufung Veit's wurde das Städel'sche Institut eine Hochburg der neuen Richtung in der deutschen Malerei. V. siedelte 1830 mit seiner Frau, einer Tochter des römischen Bildhauers Pulini, und vier Kindern nach Frankfurt über, wo ihn seine Mutter, seit 1829 Wittwe, schon erwartete: sie lebte dort bei ihm bis zu ihrem Tode 1839. Bald sammelten sich tüchtige Schüler um V., selbst solche, die schon die Düsseldorfer Akademie besucht hatten und nun in V. den wahren Führer zu dem ihnen vorschwebenden Ziele der Malerei fanden. So kamen Ihlée, Lasinsky, Pose und Settegast, der später Veit's Schwiegersohn wurde. Besonders auffällig war es, als Alfred Rethel nach Frankfurt übersiedelte: gerade er fand in V. den Lehrer, der, vorurtheilslos und freimüthig gesinnt, den jungen Künstler auf den rechten Weg wies, auf dem er groß geworden ist, eine Thatsache, die Rethel stets anerkannt und hoch gepriesen hat. Von hervorragenderen Werken fallen in diese Frankfurter Zeit die „zwei Marien am Grabe Christi" auf Stift Neuburg und in größerem Formate wiederholt in der Nationalgalerie in Berlin, die Aussetzung Mosis im Besitze des Städel'schen Institutes, der heilige Georg, Altarbild in der Kirche zu Bensheim an der Bergstraße, die Bilder der deutsch-römischen Kaiser Karl der Große, Otto der Große, Friedrich II. und Heinrich VII. im Kaisersaal zu Frankfurt, das von der Stadt bestellte Altarbild „Mariä Himmelfahrt", das, ursprünglich für den Dom bestimmt, jetzt in der Liebfrauenkirche sich befindet. Daran reihen sich Porträte, besonders Frauenbildnisse, wie die der Frau von Bernus und der Frau Brentano. Am bedeutendsten aber zeigt sich V. in dem großen Frescobild, das er im Auftrage der Administration für das 1833 neu bezogene eigene Haus des Städel'schen Institutes auf der neuen Mainzergasse schuf: bei der Uebersiedelung in den Neubau in Sachsenhausen wurde das Bild auf Leinewand übertragen und so für die Sammlung erhalten. Es ist der echteste Ausfluß der auf monumentale Stellung des Gemäldes hinzielenden Bestrebungen der neuen Richtung jener Zeit: mit der Wand verwachsen sollte das Bild die Bedeutung der Bildkunst in der Culturentwickelung Deutschlands verkünden: sie steht und fällt nach Veit's Anschauung mit der Wirkung echter Religiosität, die allein durch das Christenthum vertreten wird. So schildert das Bild „Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum" und zwar von Italien, von Rom her, gefördert und gesichert durch die Vereinigung Deutschlands und Italiens durch die römisch-deutsche Kaiserkrone. In der Form eines Triptychons theilt es sich in ein Hauptbild und zwei Flügelbilder: von diesen zeigt das eine die Italia mit Rom im Hintergrunde, das andere die Germania über einem Sockel mit den Wappen der sieben Kurfürsten, der Wähler des deutsch-römischen Kaisers, und im Hintergrund den deutschen Rhein mit dem Kölner Dom und den Ritterburgen, den Stützen des mittelalterlichen Thrones. Auf dem Hauptbilde schreitet in der Mitte die Religion mit dem Evangelium heran, der Bischof predigt rechts neben der umgehauenen Eiche, an deren Stelle ein frischer Lebensquell emporsprudelt, den Germanen, deren Jugend sich ihm zuwendet, während die Aelteren scheu in den Wald zurückweichen. Neben dem Bischof sitzt zusammengebrochen der alte Sänger des Heidenthums mit der Harfe, deren Saiten zerrissen sind: ihm entspricht andrerseits der höfische Sänger mit dem Ritter und die Musik mit der Orgel. Im Hintergrunde wird ein Dom gebaut,

und ein Mönch unterrichtet Kinder. Links schließt das Bild mit der Krönungsstadt Frankfurt ab, zu der Ritter und Frachtwagen hinziehen. So stellt der Künstler in großen Zügen symbolischen Charakters eine historische Anschauung dar, wie sie seiner religiösen Ueberzeugung entsprach. Diese war aber mit seiner religiösen Ueberzeugung identisch: als diese Ueberzeugung verletzt wurde, setzte er lieber seine Stellung daran, als daß er von dem Kerne seines Wesens abgewichen wäre. In Düsseldorf war allmählich an Stelle der großen historischen Auffassung der Malerei und ihrer monumentalen Bedeutung die Richtung auf das in der Landschaft, dem Genrebild und der genrehaften Historie sich aussprechende Sentimentale zur Herrschaft gekommen, und schon war an das Städel'sche Institut Jakob Becker aus Worms, der Schöpfer des „vom Blitz erschlagenen Schäfers“, berufen worden. Nun sollte aber mit Lessing's „Huß vor dem Concil“ eine historische Richtung einziehen, die nicht auf dem Boden kirchlicher Religiosität sich aufbaute, sondern im Kampfe mit ihr die Kirche verspottete und den idealen Sieg auf die Seite der Streiter gegen die Kirche stellte. Wenn diese Richtung am Institut zu herrschen begann, so war für einen Mann wie V. dort kein Platz mehr: die Rücksichtslosigkeit der Administration, die das Bild ankaufte, ohne den Director um seine Zustimmung zu befragen, war der äußere Anlaß, die damit sanctionirte neue Richtung aber der wahre Grund davon, daß V. seine Stellung 1843 niederlegte: es war die Zeit, in der die realistisch-coloristische Richtung, wie sie damals besonders in Belgien blühte, die schon veraltende römisch-deutsche Richtung zu verdrängen begann. Veit schlug im Deutschherrenhause in Sachsenhausen sein Atelier auf, wohin ihn seine Schüler begleiteten, bis er 1853 einem Rufe nach Mainz folgte, wo er als Director an die Spitze der Gemäldegalerie trat. Dort war es ihm beschieden, die unter den Fenstern des Mittelschiffs des großen Domes befindlichen Nischen mit Bildern auszuschmücken. In diesem Cyclus stellt V. die ganze heilige Geschichte dar, zu der er auch specifisch katholische Motive heranzieht, wie das der Legende angehörige Arbeiten des Knaben Jesus in der Werkstatt Joseph's. Hier war der Künstler vor die Aufgabe gestellt, dramatisches Geschehen darzustellen: seine für Lyrischzuständliches hochbegabte Kraft konnte hier nicht ausreichen. Er selbst schuf die Cartons, die Gemälde wurden von Settegast und Lasinsky ausgeführt. In seinen späteren Werken der Oelmalerei zeigt sich ein starkes Bestreben den neuen Anforderungen der Coloristik gerecht zu werden. Mit vollem Erfolge hat er dies in seinem Selbstporträt in der Mainzer Galerie erreicht, das uns in dem greisen Antlitz das scharfblickende seelenvolle Auge des Meisters in ungebrochener Kraft zeigt. Minder gelungen ist das Streben in dem im Städel-schen Institut befindlichen Magnificat, in der Madonna mit dem schlafenden Kinde auf Stift Neuburg und der Madonna, die das Kind laufen lehrt, bei Herrn du Fay in Frankfurt. Veit's Beziehungen zu Frankfurt blieben dauernd erhalten: noch 1872 suchte man von Seiten des Städel'schen Instituts nach einer Möglichkeit, den Patriarchen der Frankfurter Künstler wiederzugewinnen: der Versuch scheiterte an der Feinfühligkeit des Meisters, der sich ohne Gegenleistung keine Pension zahlen lassen mochte. So blieb er in Mainz, wo er 1877 gestorben ist: die Frankfurter Künstlergemeinde gab ihm das letzte Geleite. Wie alle Künstler dieser Richtung war er im schriftlichen Ausdruck sehr gewandt: bei ihm aber kam eine gründliche Jugendbildung dazu, die es ihm ermöglichte, seinem Gedankenreichthum in Prosa und Poesie formvollendeten Ausdruck zu verleihen. (Ph. Veit, 10 Vortr. üb. Kunst, hg. v. L. Kaufmann. Köln 1891.)

Dohme, Kunst und Künstler des XIX. Jahrhunderts, Nr. 7 und 8: Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr, Führich von Veit Valentin (m. Illustr.). — Philipp Veit in: Ueber Kunst, Künstler und Kunstwerke, von Veit Valen-

tin. Frankfurt 1889, S. 147—171. — Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel hsg. von Dr. J. M. Raich. 2 Bde., Mainz 1881 (mit den Radirungen der Porträts Dorothea's und der Söhne sowie Fr. Schlegel's). — Friedrich Overbeck, von Margaret Howitt, hsg. von Franz Binder. 2 Bde., Freiburg 1886. — Alfred Rethel. Von Veit Valentin. Berlin 1892. — Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. 2. Aufl., Berlin 1875. — R. Haym, Die romant. Schule. Berl. 1870. — Das Städel'sche Institut von V. Valentin (mit 32 Radirungen von Eyssenhardt). Leipzig. — Frankfurter Künstleralbum, Frankfurt a. M. 1882. — Meisterwerke des Stifts Neuburg im Besitze des Freih. v. Bernus. In Lichtdruck nachgebildet v. Friedr. Bruckmann. München und London. — Die Geschichten der deutschen Kunst von Förster, Riegel, v. Reber, Rosenberg. V. Valentin.

Veit: Stephan V., Pädagog, geboren am 30. Januar 1687 zu Schaffhausen, trieb autodidaktisch lateinische, griechische und hebräische Studien um die Bibel im Urtexte verstehen zu können; 1710 bestand er sein Examen pro ministerio so glänzend, daß man ihm zum Besuche der Universität Heidelberg ein Stipendium von 200 Thalern verlieh. Bereits 1711 wurde er als Conrector an das Gymnasium zu Halle berufen, und 1713 nach Kassel als Rector des Pädagogiums (confirmirt am 18. Mai, kommt im August nach Kassel). 1719 übernahm er zugleich die Professur der Theologie und Ethik am Collegium Carolinum daselbst und starb am 2. Mai 1736.

Am bekanntesten ist er durch seine „Apologia in qua synodus Dordracena et reformata fides ab incriminationibus Moshemii . . . vindicatur" (Cassel 1726) geworden, eine sehr scharfe und derbe Schrift gegen die Lutheraner, der es an Erwiderungen nicht gefehlt hat. (Vgl. den ausführlichen Artikel darüber in Zedler's Universal-Lexik. s. v. Vitus, und Strieder, Hess. Gel.-Gesch. XVI, 281). Außerdem hat er philologisch-pädagogische („Tabulae ad verborum graecorum formationem docendam et discendam", 1729; „Rudimenta linguae latinae", 1730, etc.) und historische Schriften („Synopsis historiae universalis," 1733) veröffentlicht.

Zedler u. Strieder (s. o.). — F. C. Weber, Gesch. der städt. Gelehrtenschule zu Cassel, S. 265. — Hamburgische Berichte von Gelehrten Sachen 1736, Nr. 51 u. 53. Kretzschmar.

Veit: Wenzel Heinrich V., ein sehr begabter Musikdilettant, geboren am 19. Januar 1806 zu Czepnitz in Böhmen, † am 16. Februar 1864 zu Leitmeritz. Schon in seinem Geburtsdorfe erhielt er vom Schullehrer den ersten Musikunterricht, kam darauf aufs Gymnasium zu Leitmeritz, 1821 auf die Universität zu Prag um Jura zu studiren, pflegte aber dabei die Musik in jeder Weise und zeigte sich bald ebenbürtig jedem Fachmusiker. 1831 wurde er städtischer Magistratsbeamter in Prag und rückte 1850 bis zum Oberlandesgerichtsrath und 1861 zum Gerichtspräsidenten in Leitmeritz herauf, wo er sein thätiges Leben beschloß. Er muß ein ebenso guter Jurist gewesen sein, wie Musiker, sonst wäre er wol nie auf eine so hohe Rangstufe gelangt. Als Musiker zeichnete er sich besonders als Componist aus und brachte es mit der Veröffentlichung seiner Compositionen bis an 50 Werke, die zu ihrer Zeit sich der Anerkennung von Musikern und Laien erfreuten. In Augsburg wurde ihm sogar 1841 der städtische Musikdirectorposten angeboten, den er aber ablehnte. Schon im J. 1835 gab er drei Quintette für Streichinstrumente bei Hofmeister in Leipzig als op. 1 heraus, denen folgte als op. 20 ein 4. Quintett. 1839 erschien sein erstes Streichquartett op. 3, dann op. 5, 7 und 16 drei andere. In der Allg. Leipziger Musikzeitung werden zahlreiche Werke von ihm angezeigt

und besprochen, darunter eine Cantate, eine Ouverture, ein Schlachtgesang für 16 Stimmen mit Blasinstrumenten, 1 Violinconcert, mehrere Liederhefte und zahlreiche Clavierpiecen.

Schilling's Lexikon, Supplementband. Rob. Eitner.

Veith: Franz Anton V., Augsburger Buchhändler und Litterarhistoriker des 18. Jahrhunderts, hat sich durch seine Augsburger Gelehrtengeschichte einen Namen gemacht. Seine Geburt fällt in das Jahr 1731 oder 1732; denn 1791 nennt er sich ad sexagesimum vitae annum proxime accedens (praefatio z. VII. Bd. seiner Biblioth. Augustana). 1758 heirathete er und betrieb mit Eifer sein Geschäft, seine Mußestunden widmete er den auf dem Gebiete des Wissens hervorragenden Männern der Augsburger Geschichte. Dieser Thätigkeit verdanken wir sein Hauptwerk, das den Titel trägt: „Bibliotheca Augustana complectens notitias varias de vita et scriptis eruditorum, quos Augusta Vindelica orbi litterato vel dedit vel aluit. Congessit Franciscus Antonius Veith Augustanus bibliopola“ und ist in 12 Bändchen erschienen von 1785—1796. In fließendem Latein geschrieben und weit entfernt das geistige und litterarische Leben der Reichsstadt im Zusammenhange darzustellen, enthält das Werk eine große Anzahl von Einzelbiographieen, die unter sich in keine Verbindung gebracht sind. Jeder Band ist für sich alphabetisch geordnet; neben den hervorragenden Namen finden sich in willkürlicher Auswahl auch viele von recht untergeordneter Bedeutung, die ihre Aufnahme dem fast ausschließlich litterarischen und bibliographischen Interesse des Verfassers verdanken. Den Bekennern der evangelischen Lehren ist er nicht sonderlich geneigt, was ihm manchen Tadel seiner Zeitgenossen, auch den seines Freundes Zapf eintrug. Außer dem genannten Werke hat er geschrieben: „Diatribe de origine et incrementis artis typographicae in urbe Augusta Vindelica“ und hat das Leben Konrad Peutinger's von Lotter erneut und erweitert 1783 herausgegeben unter dem Titel: „Historia vitae atque meritorum C. Peutingeri“, nebst 51 unedierten Briefen von und an P. Sein Hauptwerk hat V. am 1. Januar 1796 mit folgenden Worten beendet: „Sic fessus laboribus, senio gravatus calamum pono meque aeternitati paro“ (Vorr.) In der That starb er bald. Das Sterberegister der Pfarrei S. Moriz enthält dd. 16. März 1796 folgenden Eintrag: depositus in crypta A. Veith bibliopola ex parochia S. Udalrici. Er ist also am 14. oder 15. März gestorben.

Veith's Werke. — Zapf, Augsburgische Bibliothek. — Archivalische Nachrichten. Wilhelm Vogt.

Veith: Johann Philipp V., Kupferstecher, geboren in Dresden (?) am 8. Februar 1768 (?) als Sohn eines Lohnbedienten, † ebenda am 18. Juni 1837, wuchs unter ärmlichen Verhältnissen auf, die ihn frühzeitig nöthigten dem Broterwerb nachzugehen, fand aber doch Gelegenheit, während er bei einem Stubenmaler als Gehülfe thätig war und als solcher manchmal den Zeichenstunden einer Dresdener Schule beiwohnte, Neigung sowol als Befähigung für eine höhere Laufbahn an den Tag zu legen. Sein Zeichenlehrer vermittelte ihm den Zutritt zur Dresdener Kunstakademie; der bekannte Kupferstecher Zingg nahm ihn als Schüler an und, nachdem er unter diesem Meister seine künstlerische Ausbildung vollendet hatte, war ihm sogar vergönnt Italien zu besuchen. Das speciellere künstlerische Fach, das er sich als Zeichner und Stecher wählte, war das landschaftliche. Man gibt die Zahl der Blätter, die allmählich unter seiner Hand entstanden, auf 206 an. Unter ihnen befinden sich neben wenigen figürlichen Darstellungen (z. B. einem Bildnisse des Kaisers Alexander von Rußland aus dem Jahre 1805) theils Landschaften nach eigenen Zeichnungen (z. B. zwei geätzte und mit dem Stichel vollendete Ansichten von Terracina, die zu seinen Hauptwerken gehören), theils Arbeiten nach Ruysdael, Berghem und

mehreren zeitgenössischen Landschaftsmalern. Als seine letzte Arbeit wird bezeichnet „Partie aus den Kaiserpalästen in Rom, rechts Leute in der Laube“. Eine kleine Anzahl von Blättern (z. B. eine Ansicht von Dresden und zwölf Ansichten von Herrnhut) wurde von ihm zwar gezeichnet, aber von fremden Händen gestochen. Er starb laut der von seinen Hinterlassenen veröffentlichten Todesanzeige im siebzigsten Lebensjahre und als „Mitglied“ der königlichen Akademie der bildenden Künste in Dresden.

Der Zweifel, ob das oben angegebene Geburtsdatum richtig ist, gründet sich darauf, daß es sich in den evangelischen Kirchenbüchern Dresdens nicht bestätigt findet und einige Quellen (z. B. Kläbe, Neuestes gelehrtes Dresden. Leipzig 1796, S. 174) 1769 als sein Geburtsjahr angeben. — Füßli, Allg. Künstlerlexikon, Th. 2, 10. Abschnitt 1818, S. 2057 f. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 15. Jahrg. 1837, Th. 2, S. 646 f. — Nagler, Künstler-Lexicon, Bd. 20, 1850, S. 6—9. — Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler, Bd. 2, 1873, S. 643. — Apell, Handbuch für Kupferstichsammler 1880, S. 441. — Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes T. 4 1889, S. 97 f. F. Schnorr von Carolsfeld.

Veith: Johann Emanuel V., katholischer Theologe und berühmter Kanzelredner, geboren zu Kuttenplan in Böhmen am 10. Juli 1787, † zu Wien am 6. November 1876. Er erhielt den ersten Unterricht zu Klattau, wohin seine Eltern, als er sechs Jahre alt war, verzogen, vorzugsweise von dem dortigen israelitischen Lehrer, da ihn sein Vater, Baruch V., zum Rabbiner bestimmt hatte, wurde aber auch von dem Director der Normalschule in den Gymnasialfächern unterrichtet. Im Herbst 1801 kam er auf das akademische Gymnasium zu Prag und nachdem er dasselbe absolvirt hatte, machte er von 1803 an den dreijährigen philosophischen Lehrcurs an der dortigen Universität durch. Anton Günther, mit dem er später so enge verbunden war, war dort sein Mitschüler, ohne ihm näher zu treten, 1807 begann er zu Prag das Studium der Medicin, das er von Herbst 1808 an auf der Universität zu Wien fortsetzte, wo er zugleich die Vorlesungen an dem Thierarznei-Institut besuchte, dessen Pensionär er 1811 wurde. 1812 wurde er Doctor der Medicin, 1813 Correpetitor an dem mittlerweile mit der Universität verbundenen Thierarznei-Institut, 1816 provisorischer Director und erster Professor, 1819 wirklicher Director desselben, 1814 veröffentlichte er den ersten Band eines „Grundrisses der allgemeinen Pathologie und Therapie“ (1815), eine deutsche Bearbeitung seiner Doctordissertation über die in Oesterreich wachsenden Arzneigewächse, 1817 ein „Handbuch der Veterinärkunde“, von dem 1840 die vierte Auflage erschien. Auch als Geistlicher setzte V. seine botanischen und medicinischen Studien und die ärztliche Praxis fort, seit 1823 als Homöopath. 1832 erschien von ihm ein Aufsatz über die „Heilung und Prophylaxis der asiatischen Cholera“ und 1834 ein „Abriß der Kräuterkunde für Thierärzte und Oekonomen“.

Am 4. Mai 1816 ließ sich V. taufen und entschloß sich nun unter dem Einflusse des Redemptoristen Clemens Maria Hoffbauer (s. A. D. B. XII, 565) Geistlicher zu werden. Er hörte von 1817 an theologische Vorlesungen, erhielt am 8. September 1820 die erbetene Entlassung als Director des Thierarzneiinstituts, wurde am 26. August 1821 zum Priester geweiht und erhielt am 17. September 1821 von der Regierung die Erlaubniß zum Eintritt in den Redemptoristenorden. Er wirkte als Redemptorist als Prediger und Missionar in Wien und Steiermark, trat aber am 10. April 1830 aus dem Orden wieder aus und wurde nun zunächst Cooperator an der Pfarrkirche zu den neun Engelchören am Hof. — 1819 bis 1823 arbeitete V. fleißig für die von ihm und seinem Ordensgenossen Anton Passy (s. A. D. B. XXV, 216) begründete erbauliche

Zeitschrift „Oelzweige", gab 1823 mit Zacharias Werner das Taschenbuch „Balsaminen" heraus, 1828 mit J. P. Silbert (s. A. D. B. XXXIV, 316) den „Boten von Jericho" und 1823 das „Denkbüchlein vom Leiden Christi", 1826 „Beherzigung des Wissenswerthesten vom Ablaß und Jubiläum", 1829 das Gebetbuch „Jesus meine Liebe", 1832 ein anderes, „Erkenntniß und Liebe".

Von 1826 an bis 1844 hielt V. regelmäßig in verschiedenen Kirchen Wiens Fastenpredigten, die er später in einer Serie von 15 Bänden veröffentlichte. 1826 behandelte er „Die Leidenswerkzeuge Christi", 1830 das „Vaterunser", 1831 „Die heiligen Berge" u. s. w. Im September 1831 hielt V. eine Predigt über „die Cholera im Lichte der Vorsehung". In demselben Monate wurde er zum zweiten Domprediger ernannt und hatte nun abwechselnd mit dem ersten Domprediger ein Jahr an den Sonntagen, ein Jahr an den Festtagen zu predigen. Um diese Zeit trat er in ein inniges Verhältniß zu Anton Günther, dessen theologische und philosophische Anschauungen nun auch vielfach in seinen Predigten zum Ausdruck kamen. Im Februar 1845 wurde V. wegen Kränklichkeit von dem Amte eines Dompredigers entbunden; die Regierung bewilligte ihm eine Pension von 800 Gulden. V. fuhr aber auch nach 1845 fort, fleißig zu predigen, hielt namentlich fast jedes Jahr in einer Wiener Kirche die Fastenpredigten.

Im J. 1834 erhielt V. einen Ruf als Professor der Theologie nach München. Er lehnte ab. Ebenso 1846 eine Stelle im Domcapitel zu Freiburg, die ihm Staudenmaier anbot. Im Februar 1847 wurde er auf den Antrag des Cardinals Schwarzenberg zum Ehrendomherrn in Salzburg ernannt, 1848 in Prag und 1851 in Wien zum Ehrendoctor der Theologie. Im J. 1848 betheiligte sich V. lebhaft an den Bestrebungen des Katholikenvereins in Wien, gab auch von Juli bis October im Verein mit M. A. Becker und J. P. Kaltenbäck ein Wochenblatt „Aufwärts" heraus. Im Herbst 1848 hielt er Predigten über „Die katholischen Grundwahrheiten", gegen die Deutschkatholiken, und 1849 die „politischen Passionspredigten". Am 21. October 1848 überreichte Sebastian Brunner an der Spitze einer Deputation der Wiener Geistlichen V. einen silbernen Pocal, mit der Inschrift: Praeconi verbi divini . . . . clerus Viennensis dedicat 1848. Im August 1850 siedelte V. auf eine Einladung des Cardinals Schwarzenberg nach Prag über, wo er bis 1855 seinen Wohnsitz behielt. Auch in diesen Jahren hielt er viele Predigten und Vorträge, seit 1853 auch Exercitien in vielen Mannes- und Frauenklöstern und geistlichen Lehranstalten.

Durch ein Decret vom 20. Februar 1857 wurden neun Werke A. Günther's, darunter die fünf 1849 bis 1854 erschienenen Bände von „Lydia. Philosophisches Taschenbuch als Seitenstück zu A. Ruge's Akademie, herausgegeben von A. Günther und J. E. Veith" in den Index gesetzt, das Decret wurde vor der Publication Günther mitgetheilt. Er richtete unter dem 10. Februar ein von Veith redigirtes Schreiben an den Papst, welches zur Folge hatte, daß dem Decrete statt der stereotypen Formel: Auctor laudabiliter se subjecit et opera reprobavit, die andere beigefügt wurde: Auctor datis literis ad Pium IX. ingenue, religiose ac laudabiliter se subjecit (ohne et opera reprobavit). Vgl. Reusch, Index II, 1113.

Am 28. Juni 1863 hielt V. seine letzte Predigt. Durch befreundete Damen wurde es ihm, obschon er in den letzten Jahren fast blind und fast taub war, möglich gemacht, seine Studien und seine schriftstellerische Thätigkeit in einem beschränkten Maaße fortzusetzen. Am 3. September 1871 feierte er sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. Er erhielt bei dieser Gelegenheit von dem Kaiser das Comthurkreuz des Franz-Josefordens, von dem Wiener Stadtrathe das Ehrenbürgerrecht (von demselben 1875 die große goldene Salvatormedaille). Noch 1874 erschienen von V. „Dikaiosyne. Die Epistelreihe des Kirchenjahres

in ihrem Verhältnisse zu den Evangelien", und „Wintergrün. Gedichte, Geschichten und Reime", — eine ähnliche Sammlung war unter dem Titel „Stechpalmen" in zwei Bänden, 1871 und 1873, erschienen, — und 1875 „Christus gestern, heute, ewig. Gebet- und Erbauungsbuch". In den letzten Monaten arbeitete er an einer Uebersetzung und Erklärung der Bücher Koheleth und Hoheslied. Die Arbeit war fast vollendet, als V. am 6. November 1876 an Altersschwäche starb. Sie wurde von den Domherren Gruscha (dem jetzigen Cardinalerzbischof) und Zschokke herausgegeben. V. wurde auf dem Matzleinsdorfer Friedhofe neben seinen Freunden A. Günther und L. Greif bestattet.

Von den Schriften Veith's, die noch nicht erwähnt wurden, sind zunächst drei Sammlungen zu nennen, die sich den Fastenpredigten anschließen: „Homiletische Vorträge für Sonn- und Festtage", 7 Bände, 1845—55; „Homilienkranz für das katholische Kirchenjahr", 5 Bände, 1837—44; „Homiletische Werke", 16 Bände. Zu der dritten Sammlung gehören u. a.: „Zwölf Stufenpsalmen", 1863; „Die Anfänge der Menschenwelt", 1865; „Prophezie und Glaube", 1865; „Meditationen über den 118. Psalm", 1866; „Hundert Psalmen", 1868. Neben den Erbauungsschriften ist noch zu erwähnen: „Die geistige Rose. Erläuternder Text zu den Federzeichnungen von Josef Führich", 1844 (s. A. D. B. VIII, 185). Sehr interessante Auszüge aus Briefen von V., in denen er sich entschieden gegen die Beschlüsse des Vaticanischen Concils von 1870 ausspricht, sind von Professor P. Knoodt in dem „Deutschen Merkur" 1877, Nr. 1 ff. veröffentlicht worden.

Lindemann charakterisirt in seiner Litteraturgeschichte V. als Prediger nur unvollkommen, wenn er sagt, er „vereinige in sich die gesunden Elemente eines Abraham a Sancta Clara in zeitgemäßer Erneuerung". Christlieb sagt in der Geschichte der christlichen Predigt (in der Realencyklopädie für protestantische Theologie XVIII, 652) von V.: „Im Stil rhetorisch, aber nicht überladen, natürlich, klar, mit hübschen Vergleichen aus der Geschichte, überhaupt bilderreich, dabei gewandter Polemiker, in der Disposition immer einfach, ist dieser Redner, der oft sagte: Das Evangelium muß ganz neu gepredigt werden [V. führt dieses wiederholt als Ausspruch Hoffbauer's an], vor vielen Neueren meist auch für uns Protestanten genießbar."

J. H. Löwe, Johann Emanuel Veith. Eine Biographie. Wien 1879. — Wurzbach L, 81. — M. Brühl, Geschichte der kath. Literatur Deutschlands. S. 402. Reusch.

Veith: Laurenz Franz Xaver V., Jesuit, geboren zu Augsburg am 3. December 1725, † ebenda am 7. October 1796. Er trat 1744 in den Orden, war in Ingolstadt Lehrer der Humaniora und 1760—65 Professor der Philosophie und der Theologie, ging nach der Aufhebung des Ordens nach Augsburg zurück, wo das Collegium St. Salvator noch Jahre lang thatsächlich fortbestand, und docirte dort von 1774 an Philosophie. Seine zu Augsburg gedruckten Werke sind: „Dissertatio theologica de primatu et infallibilitate Romani Pontificis" (1784 und nochmals 1791 und 1794, eine vermehrte Ausgabe von Fr. D. de Ram, Mecheln 1824); „Edmundi Richerii systema de ecclesiastica et politica potestate singulari dissertatione confutatum" (1785, verbesserte Ausgabe von de Ram, Mecheln 1825); „De gemina delectatione coelesti et terrena relative victrice" (1785, Mecheln [und Mainz] 1826); „Scriptura sacra contra incredulos propugnata", neun Theile, 1790—97, (der neunte als opus posthumum gedruckt), Mecheln 1824, Turin 1840; „Anleitung und Regeln zur nützlichen Lesung der h. Schrift", (1797). Für das zweite und das vierte Werk wurde V. von Pius VI. belobt.

Baader, Lexikon I, 2, 294. — de Backer I, 776. — Hurter, Nomenclator III, 333. Reusch.

Velaeda: Abgesehen von Thusnelda ist V. die einzige Germanin der Urzeit, über deren Persönlichkeit wir etwas genauer unterrichtet sind. Wollen wir auf diese beiden Gestalten alle jene Eigenschaften übertragen, die Tacitus der deutschen Frau überhaupt beilegt, so haben wir in V. das Urbild der schicksalskundigen Frauen zu erblicken, in denen das „sanctum aliquid et providum", „das Heilige und ahnende Etwas" sich zu prophetischem Geiste gesteigert hat. Gleich den Sibyllen Altitaliens genoß sie eine Art göttlicher Verehrung (Tac. Germ. 8). Näheres über ihre Person und Bedeutung hat uns nur Tacitus in seinen Historien überliefert.

Zu der Zeit, als der Bataver Civilis die Fahne des Aufstandes gegen die römische Herrschaft erhob, hauste sie im Bruktererlande in einem hochgelegenen Thurme an der mittleren Lippe. Zur Erhöhung ihres Ansehens trug ihre vornehme Herkunft sowie ihr zurückgezogenes Leben nicht wenig bei. Sie verstand es, durch die Macht des Geheimnißvollen auf ihre Stammesgenossen zu wirken. Der persönliche Zutritt zu der Seherin war nicht gestattet; sie entzog sich dem Anblick der Menschen, um den Zauber der Ehrfurcht zu erhöhen; ein Auserwählter ihrer Verwandtschaft trug gleichsam als Dolmetscher der Gottheit die Anfragen zu und überbrachte den Rathsuchenden ihre Entscheidungen und Weisungen (Tac. Hist. IV, 65). Derselbe Unterhändler, der den Verkehr Velaeda's mit der Welt vermittelte, empfing auch die Geschenke, die ihr von nah und fern gesandt wurden, sei es nun, um ihre Gunst zu gewinnen, oder für gute Dienste den schuldigen Dank abzustatten. Die Seherin übte in der That einen weit über die Grenzen ihres Stammes hinausgehenden Einfluß aus. Civilis suchte und fand an ihr einen kräftigen Rückhalt für seine großartigen Pläne (Hist. IV, 61). Sie hatte nämlich seinem Unternehmen Glück verheißen und den Untergang der römischen Legionen vorhergesagt. Und nun, da Vetera Castra gefallen, die Besatzung niedergehauen war, beeilte sich Civilis, eine Gesandtschaft mit Geschenken, darunter befand sich auch der Legat Munius Lupercus als Kriegsgefangener, an sie abzuordnen. Die Ubier riefen den Zumuthungen der ungebärdigen Tenkterer gegenüber V. als Schiedsrichterin an und suchten sich durch ihre Autorität gegen deren maßlose Forderungen zu decken (Hist. IV, 65). Selbst Petilius Cerealis, den Vespasian zur Bewältigung des germanischen Krieges entsandt hatte, fand es nicht unter seiner Würde, V. um ihre wirksame Unterstützung anzugehen. Um mit ihrer Hülfe des Aufstandes Herr zu werden, trat er durch Unterhändler mit ihr und ihren Verwandten in Verbindung und stellte das Ansinnen, sie möge dem Geschicke des Krieges, der durch so viele Schläge den Aufständischen seine Ungunst bewiesen, durch einen dem römischen Volke zur rechten Zeit erwiesenen Dienst eine andere Wendung geben (Hist. V, 24), mit andern Worten, V. solle jetzt ihren Landsleuten und Freunden von der Fortsetzung eines nutzlosen Widerstandes gegen die römischen Waffen abrathen. Daß Cerealis ihren Einfluß nicht unterschätzte, beweist der Umstand, daß das auf dem Rhein erbeutete Flaggenschiff der Römer von den Batavern den Lippefluß aufwärts V. als Geschenk zugeführt wurde (Hist. V, 22). — Welchen Werth Rom überhaupt auf die Verbindung mit diesen germanischen Seherinnen legte, mag man aus dem Berichte des Dio Cassius entnehmen, Masyas, der König der Semnonen, sei mit der Jungfrau Ganna, die nach Βελήδα im Germanenlande Orakelsprüche gegeben habe, nach Rom gekommen, um dem Kaiser Domitian seine Aufwartung zu machen. — Auf das fernere Schicksal der Seherin können wir nur aus einer Nachricht des Statius (Silv. 1, 4, 90) schließen: Als unter Vespasian einer seiner Legaten einen siegreichen Feldzug in das Brukktererland unternahm, ward V. als Gefangene nach Rom gebracht und vielleicht im Triumphe aufgeführt.

Die Schreibung des Namens steht nicht ganz fest. Bei Dio Cassius heißt sie *Βελήδα*. Der codex Mediceus des Tacitus hat an sechs Stellen Velaeda. Bei Statius hingegen erscheint die paenultima kurz. Ueber den Namen vgl. Bonner Jahrbuch XXXII, S. 11, über ihren Wohnort ebenda XXXVI, S. 51.

J. A.

Velde: Cornelius van den V., Rechtslehrer, geboren am 17. September 1670 in Hanau, † am 19. September 1731 in Marburg. Sein Vater, Johann Peter van den V., war Prediger der niederdeutschen Gemeinde von Hanau, seine Mutter, Elisabeth, eine Tochter des Kauf- und Rathsherrn Simon van Alphen. 1687 ging Cornelius als Rechtscandidat nach Marburg, und trat mit Professor Göddäus in nähere Beziehung, dessen Tochter, Christine Elisabeth, er später heirathete. Angezogen von dem großen Rufe, dessen sich Professor Heinrich Coccejus erfreute, wandte er sich 1689 nach Utrecht, und siedelte mit Letzterem im nächsten Jahre (1690) nach Frankfurt a/O. über, wo er bis 1693 verweilte. Auf kurze Zeit nach Hause zurückgekehrt besuchte er 1694 die Universität Straßburg, hauptsächlich um Johann Schilter zu hören; dort erwarb er im nächsten Jahre mit der Inauguraldisputation „de obligationibus, quae ex literis oriuntur“ (Argentor. 1695) die juristische Licentiatenwürde, und unternahm hierauf eine Reise nach Paris mit zehnmonatlichem Aufenthalte, während welcher Zeit er mit dem gelehrten Jesuiten Jean Baldouin und mit dem berühmten Urkundenforscher Jean Mabillon freundlichen Verkehr pflog. Nach dieser Reise hielt er in Marburg als Docent juristische Vorlesungen, wurde 1697 zum außerordentlichen, 1702 zum ordentlichen Professor der Rechte daselbst ernannt, heirathete 1704 die Tochter des vorerwähnten Professors Göddäus, und erwarb am 27. Mai 1706 den juristischen Doctorgrad. Van den V. starb nach eben zurückgelegtem 61. Lebensjahre an der Brustwassersucht, und hielt Professor Joh. Adolf Hartmann die Leichenrede. (Marburg 1731.) Seine litterarische Thätigkeit beschränkte sich auf einige kleinere Abhandlungen (1703—24), und auf eine alcäische Ode, welche er dem Landgrafen Friedrich von Hessen — als König von Schweden, widmete. . . . Ein jüngerer Bruder unsres Gelehrten, Jacob van den Velde (geboren 1. September 1676), war ein wissenschaftlich sehr gebildeter Arzt, der 1714 als erster ordentlicher Professor der „Arzneigelahrtheit“ an die Universität Marburg, und 1730 unter Ertheilung des Hofrathtitels als erster Leibmedicus an den Hof zu Kassel gerufen wurde, woselbst er am 28. Juni 1737 mit Tod abging.

(Van den Velde Cornelius) Strieder, Grundlage zu einer hess. Gelehrten-Gesch. B. 16. S. 285—88. — J. A. Hartmanni orat. fun. in obit. Corn. v. d. Velde, Marburg 1731. — J. Borelli, progr. fun. in obit. Corn. v. d. V., Marburg 1731. — (V. d. Velde Jacob) Strieder a. a. O. S. 288 und 89. — Jo. Adolfi Hartmanni or. fun. Jac. v. d. V. dicta. Marb. 1737.

Eisenhart.

Velde: Den Namen van de V. führen mehrere, sämmtlich derselben Familie angehörigen Künstler, die in der Entwicklungsgeschichte der holländischen Kunst zum Theil eine hervorragende Stelle einnehmen. Das Haupt der Familie, ein einfacher Nagelschmied, siedelte infolge der religiösen Verfolgungen, mit denen die Spanier nach ihrem Siege im J. 1576 gegen die Protestanten vorgingen, von Antwerpen, wo die van de Velde's eingeboren waren, nach Rotterdam über. Ihm folgte sein Sohn Jan van de V., der sich als Kalligraph und französischer Sprachlehrer bald in Rotterdam eine geachtete Stellung errang. Im J. 1604 gab er eine Sammlung von Musterschriften und Schreib-

vorlagen unter dem Titel: „Deliciae variarum insigniumque scripturarum“ heraus, die gleichzeitig in Haarlem und in Amsterdam erschien, und der im J. 1605 in Haarlem eine neue Ausgabe in holländischer Sprache, betitelt: „Spieghel der Schryfkonste“ folgte. Aus dem dieser Ausgabe beigefügten Porträt Jan's, das die Unterschrift „aetatis 36“ trägt, ersehen wir, daß Jan der Aeltere im J. 1569 geboren war, und müssen daher annehmen, daß Antwerpen seine Vaterstadt war. Jan war aber nicht bloß ein ausgezeichneter Kalligraph, sondern besaß auch entschiedene künstlerische Anlagen, was aus seinen Zeichnungen, mit denen er die großen Anfangsbuchstaben seiner Schreibvorlagen schmückte, deutlich hervorgeht. Seine persönlichen Verhältnisse scheinen nicht ungünstig gewesen zu sein. Seit dem Jahre 1605 besaß er ein Haus in Rotterdam, das er im J. 1620 verkaufte, um nach Haarlem überzusiedeln, wo er gleichfalls als Schreiblehrer thätig war. Er starb in Haarlem und wurde am 10. September 1623 in der Bavokirche daselbst begraben. Jan van de V. hinterließ vermuthlich drei Söhne:

Esaias, Jan II. und Wilhelm den Aelteren, von denen zwei, Esaias und Wilhelm, berufen waren, an die Spitze der holländischen Landschaftsmalerei zu treten, während sich Jan als Kupferstecher einen geachteten Namen machte.

Der Geburtsort des Esaias van de V. ist wahrscheinlich Amsterdam, wo sich sein Vater vorübergehend um das Jahr 1590 aufhielt. Seit dem Jahre 1610 aber finden wir Esaias in Haarlem. Im April dieses Jahres wurde er Mitglied der dortigen reformirten Kirche und ein Jahr darauf, am 10. April 1611, vermählte er sich, kaum einundzwanzig Jahre alt, mit Cattelijn Maertens, der Schwester seines Freundes Jan Maertens. Ihr ältester Sohn, der den Namen Jan erhielt, ward am 6. April 1614 getauft, während der zweite Sohn Esaias im J. 1615 und der dritte Antony im J. 1617 geboren wurde. Seit dem Jahre 1612 war Esaias van de V. Mitglied der Haarlemer Sanct Lucas-Gilde und im J. 1617 wurde er als Mitglied in die Rhetorikerkammer der Wijngaardranken daselbst aufgenommen, ein Beweis dafür, daß er über eine gewisse litterarische Bildung verfügte. Im J. 1618 siedelte er nach dem Haag über, wo er sich gleichfalls der dortigen Malergilde anschloß. Möglicher Weise fühlte er sich zu diesem Schritte durch die Gunst des Prinzen Moritz veranlaßt, der damals die Künstler im Haag durch zahlreiche Aufträge unterstützte. In noch höherem Grade war dies bei seinem Bruder und Nachfolger, dem Prinzen Friedrich Heinrich, der Fall, der die Entwicklung der holländischen Malerei auf das energischste förderte. Esaias van de V. gehörte zu den Günstlingen Friedrich Heinrich's. In einem leider verloren gegangenen Bild stellte er die Prinzen und Prinzessinnen des Hofes in Gegenwart Jan van Oldenbarneveldt's tanzend dar. Im J. 1625 folgte dann ein Bild, auf dem wir die Prinzen Moritz und Friedrich Heinrich mit großem Gefolge das Kirchweihfest zu Ryswyck besuchen sehen (das Bild ist im Privatbesitz von J. P. Six in Amsterdam); im J. 1629 malte er die Uebergabe der Stadt Herzogenbusch an Friedrich Heinrich und wußte in die Behandlung dieses Stoffes sein ganzes patriotisches Selbstgefühl zu legen, das ihn zu einem entschiedenen Anhänger der holländischen Unabhängigkeitsbewegung machte. Ein Jahr darauf starb er, kaum vierzig Jahre alt, und wurde am 18. November 1630 im Haag begraben. Im ganzen lassen sich bis jetzt ungefähr dreißig Bilder dieses Künstlers in öffentlichen und privaten Sammlungen Europas nachweisen. Davon besitzt das Rijks-Museum zu Amsterdam vier, das Museum im Haag eins, und ebenso das Museum Boymans in Rotterdam eins, während er in Holland sonst nur noch in Privatsammlungen zu finden ist. In Deutschland kann man ihn am besten in der Münchener Pinakothek, die eine „Belustigung auf dem

Eise", datirt 1618, von seiner Hand besitzt, in Kassel, Berlin und Wien kennen lernen. Den Gegenstand aller uns erhaltenen Bilder und Zeichnungen, zu denen noch einige Radirungen gleichen Inhalts kommen, bilden Jahrmarktsscenen, Gartenfeste, Reitergefechte, Jagdstücke und Volksbelustigungen auf dem Lande oder auf dem Eise. Sie sind sämmtlich flott gemalt, kräftig in der Farbe und verrathen vor allen Dingen einen entschiedenen Sinn für die Wirklichkeit und ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit.

Der zweite Sohn Jan van de Velde's des Kalligraphen war der gleichnamige Kupferstecher Jan van de V. Vermuthlich wurde er in Rotterdam zwischen den Jahren 1595 und 1597 geboren. Um seinem Sohne eine gute Ausbildung zu theil werden zu lassen, sandte ihn der Vater zu Jacob Adriaensz Matham in Haarlem, der zu den bedeutendsten Schülern des Goltzius gehört, in die Lehre, wo er so große Fortschritte machte, daß er schon im J. 1614 als Lehrling in die Sanct-Lucasgilde aufgenommen wurde. Er entwickelte sowol als Zeichner wie als Stecher und Radirer großen Fleiß und versuchte sich möglicher Weise auch als Maler, eine Vermuthung, die sich allerdings nur auf die eine Landschaft mit dem Tobias und dem Engel im Vordergrunde im Museum zu Braunschweig stützt, die, obwol ohne Bezeichnung, schon lange Jan van de V. dem Jüngeren zugeschrieben wird. Sein Werk beläuft sich auf 490 Blätter, die die verschiedenartigsten Vorwürfe behandeln: Bildnisse, Landschaften, Allegorien, Scenen aus dem täglichen Leben und Illustrationen für Bücher allerlei Inhalts. Seine Arbeiten, die zum Theil die Geschichte seiner Zeit betreffen, sind bei ihrer Mannichfaltigkeit von großem culturhistorischem Werth, daß sie als Quelle für die Kenntniß der Sitten, der Kunst und der Geschichte jener Zeit gelten können. Künstlerisch stehen sie nicht auf derselben Höhe wie die Gemälde des Esaias van de V., doch ist es schwer, sich ein Urtheil über die Leistungsfähigkeit Jan's zu bilden, da er nach sehr verschiedenen Meistern, namentlich in seinen Bildnissen arbeitete. Man hat behauptet, daß V. unter dem Einflusse A. Elsheimer's gestanden und Italien besucht habe, doch fehlt es an sicheren Beweisen, um die Wahrheit dieser Behauptung darzuthun. Jedenfalls stand V. bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen. Im J. 1635 war er Vorstandsmitglied der Sanct-Lucasgilde in Haarlem. Bald darauf verlieren wir seine Spuren, bis er im Juli 1641 in Enkhuizen auftaucht, wo er sich offenbar in schlechten Verhältnissen befand, da er sich gezwungen sah, seine Arbeiten zu Schleuderpreisen zu verkaufen und große Zeichnungen zur Deckung seiner dringendsten Schulden zu entwerfen. Er starb noch vor der Mitte des Jahres 1642. Jan van de V. liebte es gelegentlich in seinen Stichen brillante Lichteffecte anzuwenden, z. B. bei der „Kuchenbäckerin", dem „Stern der Weisen", dem „Faschingstanz" und der „Hexe". Am frischesten bewegte er sich in seinen Landschaftsradirungen, die zumeist ein entschiedenes originelles Gepräge besitzen. Unter seinen Werken erfreuten sich die Folgen der zwölf Monate, die je vier Blätter der Jahres- und der Tageszeiten, sowie die Folge von siebzehn Blättern: „Spiegel der Eitelkeit oder fruchtlose Ermahnungen der Eltern, ihren Sohn von der Ausschweifung zurückzuhalten", der größten Beliebtheit bei den Zeitgenossen. Sie wurden wiederholt neu aufgelegt und trugen nicht wenig dazu bei, den Geschmack an einfachen Kunstwerken im Publicum zu verbreiten.

Willem van de V. der Aeltere, der jüngste Sohn Jan van de V. des Aelteren, wurde vermuthlich in Leyden im J. 1611 oder 1612 geboren. Ueber seine Jugend sind wir schlecht unterrichtet. Wir wissen nur, daß er noch ziemlich jung nach Amsterdam kam und hier sehr bald Proben seiner Kunst im Anfertigen von Federzeichnungen nach Seeschiffen an den Tag legte. Er eignete sich große Kenntnisse im Schiffsbau an und wußte sich die Vergünstigung zu

verschaffen, die Kriegsflotte auf einer Jacht begleiten zu dürfen. Er verfolgte dabei die Absicht, ihre Bewegungen zu beobachten, um später den Generalstaaten Bericht erstatten zu können. Unter anderem nahm er in den Tagen vom 11. bis 14. Juni 1666 an den Seekämpfen Theil, die zwischen der holländischen Flotte unter de Ruyter und der englischen unter dem Admiral Monk ausgefochten wurden. Er bewies dabei große Kaltblütigkeit, da er sich gerade an diejenigen Stellen bringen ließ, wo der Kampf am heftigsten tobte. Offenbar erregten die Zeichnungen des Künstlers bei seinen Zeitgenossen großes Aufsehen. In England hörte man gleichfalls von seinen Leistungen, und Karl II. vermochte V., als Hofmaler in seine Dienste zu treten. Auch unter Jacob II. bekleidete er in London dieselbe Stellung. Er starb dort im J. 1693 und wurde am 16. Januar in der Pfarrkirche von St. James begraben. — In den niederländischen Museen sind Federzeichnungen Willem's nicht selten. Im Amsterdamer Museum sind gegenwärtig zehn ausgestellt und ebenso ein Oelgemälde, das die viertägige Seeschlacht vom 11. bis 14. Juni 1666 darstellt. Durch diese von Abr. Bredius vorgenommene Zuschreibung, würde, wenn sie sich beweisen läßt, die lange verbreitete Meinung widerlegt sein, daß es Bilder Willem's des Aelteren nicht gäbe, und daß alle ihm unterschobenen Gemälde als Werke seines Sohnes W i l l e m v a n d e V. d e s J ü n g e r e n anzusehen seien.

Dieser Willem der Jüngere wurde im J. 1633 in Amsterdam geboren und durch seinen Vater und durch Simon de Vlieger für die Kunst vorbereitet, in der er merkwürdig schnell wahrhaft bedeutende Leistungen aufzuweisen hatte. Denn schon seine frühesten uns bekannten Bilder, die Seestücke in Kassel und St. Petersburg, die die Jahreszahl 1653 tragen, also Werke eines zwanzigjährigen sind, lassen bereits die Meisterschaft des Künstlers deutlich erkennen. Schon ein Jahr vorher, am 23. März 1652, hatte er sich mit einem jungen Mädchen aus Weesp, Namens Pieternelle Lemaire, vermählt. Die Ehe scheint keine glückliche gewesen zu sein, da die Frau die Treue verletzte, sodaß sich V. von ihr trennte, um sich am 23. December 1656 in Amsterdam zum zweitenmale mit Magdaleentje Walrasens zu vermählen. Bei der Vorliebe seiner holländischen Landsleute für das Meer fehlte es ihm nicht an zahlreichen Aufträgen. Gemeinsam mit seinem Vater nahm er an der großen viertägigen Seeschlacht im Juni 1666 theil und verewigte die Ereignisse des 13. Juni in einem Gemälde, das heute zu den Zierden des Reichsmuseums in Amsterdam gehört. Als sein Vater nach England übersiedelte, zog er seinen Sohn Willem bald darauf nach sich. Durch eine Verordnung vom 16. Februar 1675 trat V. ebenso wie sein Vater als Hofmaler mit einem Gehalt von jährlich 100 Pfund Sterling in die Dienste Karl's II. und hatte die Genugthuung, daß sein Ruhm am Hofe und bei der englischen Aristokratie von Jahr zu Jahr wuchs. Er erhielt für seine Bilder die höchsten Preise, blieb aber trotz seines wachsenden Ansehens einfach und bescheiden. Aus Anhänglichkeit für seine Heimath kam er wiederholt zum Besuch nach Holland. Bei einem Aufenthalt in Amsterdam im J. 1686 malte er sein größtes Bild, das wir kennen, die heute im Reichsmuseum daselbst aufbewahrte Ansicht des Hafens von Amsterdam, das große Y-Bild (Het IJ voor Amsterdam). Es stellt das Panorama der Stadt mit ihrem Hafen, ihren Lagerplätzen und ihren hauptsächlichsten Gebäuden dar, während im Mittelgrunde das Kauffahrteischiff Holland, von einer Reise nach Ostindien zurückkehrend, einläuft. Das Bild ist eines der brillantesten des Künstlers, ausgezeichnet durch lebhaftes Colorit und flotte, breite Behandlung, die vollständig mit dem gewählten Gegenstand übereinstimmt. Auch unter Jacob II., dem Nachfolger Karl's II., behielt V. seinen Jahresgehalt bei. Er wohnte in Greenwich und hatte dort die beste Gelegenheit, seinen Studien nachzugehen. Er starb daselbst im Alter von

74 Jahren am 6. April 1707. — V. war ein ungemein fruchtbarer Künstler. Er hat mehr als dreihundert Gemälde hinterlassen, von denen die meisten in England geblieben sind. Indessen ist er auch in den holländischen Museen, vor allem im Reichsmuseum, das dreizehn Bilder von seiner Hand besitzt, gut vertreten. In Deutschland kann man ihn am besten in den Sammlungen zu Weimar und Kassel, aber auch in denen zu München, Berlin, Frankfurt a. M. und Dresden kennen lernen. In Wien ist er und zwar nur mit mäßigen Arbeiten in der Galerie der Akademie vertreten, während die Bilder in der Pester Galerie und namentlich die in der Eremitage zu St. Petersburg ihn trefflich repräsentiren. — Am besten gelang V. die Darstellung der ruhigen See. Dagegen war er nur selten glücklich, wenn er es unternahm, Sturm und wilde Meereswogen zu malen. Daß ihm jedoch gelegentlich auch hierbei ein guter Wurf gelang, dafür lassen sich aus der Zahl seiner Bilder einzelne hervorragende Beispiele anführen. Als seine Hauptwerke haben wir die Gemälde bei Sir Richard Wallace in London, den „Kanonenschuß“ aus der im Amsterdamer Reichsmuseum aufbewahrten Sammlung van der Hoop, den „großen Sturm“, der einst dem verstorbenen Baron James Rothschild gehörte, und die „Marine“ des Berliner Museums anzusehen. Seine Zeichnungen sind von jeher von den Sammlern sehr begehrt und mit den höchsten Preisen bezahlt worden. Die meisten davon, nämlich 624 Blätter, wenn auch nicht die besten, besitzt das Museum Boymans in Rotterdam, unter denen einige eine Länge von mehr als drei Metern haben. Zum größten Theil sind es Bleistiftskizzen nach Seeschlachten oder Nachbildungen einzelner bekannter Schiffe.

Adriaen van de V. war der jüngste Sohn Willem van de Velde's des Aelteren und der Bruder des eben behandelten Willem van de Velde's, des Jüngeren. Er wurde in Amsterdam im J. 1635 oder 1636 geboren. Von Jugend auf verrieth er eine entschiedene Neigung für die Kunst und soll nicht nur seine Schulbücher und -Hefte mit Zeichnungen bedeckt, sondern auch die Bretter seines Bettes mit einer Milchfrau bemalt haben, die später noch lange bewundert wurde. Da sich sein Vater bei seinen vielen Geschäften nicht um die Ausbildung seines Sohnes kümmern konnte, gab er ihn zu Jean Wynants in Haarlem in die Lehre, der sich seiner auf das wärmste annahm und mit ihm bis an sein Lebensende in nahen Beziehungen blieb. Durch Wynant wurde V. mit Philips Wouwermann bekannt und empfing auch von diesem entschiedene Anregungen und Einflüsse für seine Kunst. Er entwickelte eine große Vielseitigkeit und malte in der schönen Umgebung von Haarlem alles, was sich ihm darbot: das Meer und seine Ufer, die von Weiden oder Eschen beschatteten Flußläufe, die öden Dünen, die saftigen Wiesen und alten Bäume, die Bauernhöfe und Dörfer mit ihren Einwohnern, die Hirten und Matrosen, sowie das Vieh, das jenes wunderbare Land belebt. Wenn er so ganz und gar in der Natur aufzugehen schien, so gab es doch auch eine Periode in seinem Leben, wo er sich mit heute vergessenen historischen Darstellungen und Bildern aus der Heiligenlegende abmühte. Sie mögen damals entstanden sein, als er zur katholischen Kirche übertrat. Im ganzen aber fühlte sich V. zu sehr zur Natur hingezogen, als daß derartige Bestrebungen ihn hätten auf die Dauer beeinflussen können. Anfangs hauptsächlich Landschaftsmaler, verlegte er sich später mit besonderem Nachdruck auf die Schilderung der Menschen und Thiere, mit denen er seine Bilder auszustatten pflegte. Kein so gewissenhafter und strenger Zeichner wie Paul Potter, mit dessen Thierstücken die seinen verwandt sind, besaß er doch eine seltene Gabe für das Charakteristische, die ihn befähigte, in seinen Bildern den Eindruck des Lebens zu erreichen. Dieselben Vorzüge besitzen Velde's Radirungen,

von denen 25 Blätter bekannt sind. Fünf davon sind im J. 1653 entstanden, also in einer Zeit, wo V. erst siebzehn Jahre alt war. Eine Folge von zehn zusammengehörigen Thierstücken wurde von ihm in den Jahren 1657 bis 1659 ausgeführt, während fünf andere aus dem Jahre 1670 herrühren und in ihrer sicheren, breiten Ausführung den vollendeten Meister verrathen. Wer der Lehrer Velde's in der Kunst des Radirens war, wissen wir nicht. Wir brauchen aber nicht vergeblich nach einem solchen zu suchen, da bei ihrer einfachen technischen Anlage schon sein Zeichentalent zu ihrer Herstellung genügt haben dürfte. Unter seinen Bildern, die das Landleben behandeln, sind „die Kühe im Walde" bei Lord Overstone in London, die „rückkehrende Rinderheerde" in der Pinakothek zu München (1660) und „die flache Flußlandschaft" im Berliner Museum die wichtigsten. Indessen interessirte sich V. nicht nur für das Landleben; er malte auch Scenen aus dem Leben und Treiben der vornehmen holländischen Patricier seiner Zeit. Namentlich liebte er es, den Winter mit seinen mancherlei Belustigungen darzustellen und den echt nationalen Eissport auf den zugefrorenen Canälen wieder und wieder zu schildern. Bilder dieser Art findet man in dem Museum zu Antwerpen, in der Londoner Nationalgalerie und in der Dresdner Galerie, die jedoch sämmtlich von dem kleinen gefrorenen Canal im Louvre zu Paris (1668) übertroffen werden. Vielleicht aber ist V. in seinen Strandlandschaften am größten. Die Küste von Scheveningen sagte ihm besonders zu. Er malte sie wiederholt, z. B. im J. 1658 in dem heute in Kassel befindlichen Gemälde, dann 1660 in dem als „la Plage de Scheveningue" berühmt gewordenen Bilde des Louvre und noch einmal im J. 1665 in dem Bilde des Haager Museums. Die große Fruchtbarkeit Velde's — er hat gegen 200 Bilder hinterlassen — zeigt sich aber nicht bloß in seinen eigenen Gemälden, Zeichnungen und Radirungen, sondern auch in der Mitwirkung, die er den berühmtesten seiner Zeitgenossen zu theil werden ließ. Kaum ein zweiter Künstler begegnet uns so oft als Staffagenmaler in den Landschaften anderer, keiner aber hat so wie er es verstanden, sich ganz und voll der Art derjenigen anzuschließen, die seine Mitarbeiterschaft suchten. V. hat auf diese Weise J. van Ruysdael, Hobbema, Ph. de Koninck, J. van der Hagen, Verbom, G. Dubois, J. Hackaert und F. Moucheron unterstützt, am meisten aber ist er für seinen Lehrer Wynants und für van der Heyden thätig gewesen. Von Wynant's Gemälden können wir mindestens 150 aufführen, bei denen dies der Fall gewesen ist, und bei denen van der Heyden's kommen reichlich 100 zusammen. Höchst selten begegnen wir dagegen Adriaen's Mitarbeiterschaft in den Bildern seines Bruders Wilhelm, der ihm seinerseits vielleicht gelegentlich mit geholfen haben mag. Wir wissen nicht, unter welchen Bedingungen V. die Ausstaffirung fremder Bilder unternahm, müssen aber annehmen, daß er diese Hülfsleistung geschäftsmäßig betrieb. — Am 5. April 1657 verheirathete er sich mit der neunzehnjährigen Maria Oudekerk. Da er mittellos war, mußte er fleißig arbeiten, um sich und seine Familie zu erhalten und ein standesgemäßes Leben zu führen. Indessen erreichte er nur ein geringes Alter. Er war noch nicht 37 Jahre alt, als er im J. 1672 zu Haarlem starb. Am 21. Januar 1672 wurde er in der neuen Kirche daselbst begraben. Seine Bilder, die schon bei seiner Lebenszeit sehr gesucht waren, haben im Kunsthandel die höchsten Preise, die von Jahr zu Jahr gestiegen sind. Dasselbe gilt von seinen Zeichnungen, von denen das Museum Fodor in Amsterdam die meisten besitzt.

Das Hauptwerk über die van de Velde ist: Émile Michel, Les van de Velde. Paris 1892. (Aus der Sammlung: Les artistes célèbres.) Vgl. ferner: A. v. Wurzbach, Die niederländischen Landschafts-, See-, Thier- und Schlachtenmaler des XVIII. Jahrhundert bei Robert Dohme, Kunst und

Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Leipzig 1878. I, 2. S. 56, 69. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 619, 621, 746, 762, 764. — A. van der Willigen, Les artistes de Harlem. Édition revue et augmentée. Harlem, La Haye 1870. S. 302, 308. — A. Bartsch, Le peintregraveur. à Vienne 1803. I, 209—228. — Henry Havard, L'art et les artistes hollandais. Paris 1881. IV, 157—166. — D. Franken et J. Ph. van der Kellen, L'oeuvre de Jan van de Velde. Amsterdam 1883. — Eugène Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes. Écoles flamande et hollandaise. Paris, Londres 1885. III, 450—461. — J. E. Wessely, Geschichte der graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 165. — Viele kürzere biographische und chronologische Notizen findet man in der in Amsterdam erscheinenden, mit guten Registern versehenen Zeitschrift: „Oud-Holland". H. A. Lier.

Velde: Karl Franz van der V., Romanschriftsteller, stammte angeblich aus einem alten italienischen Geschlecht, dessen Ahnherr, ein Marchese del Campo, sich unter Kaiser Friedrich II. in Deutschland ansiedelte. Später soll die Familie nach den Niederlanden gekommen sein und hier ihren Namen in 'van der Velde' übersetzt haben. Demjenigen Theil des Geschlechtes, welcher im 16. Jahrhundert sich der reformirten Lehre zuwandte und deshalb nach Deutschland auswanderte, entstammt Karl Franz van der V. Er wurde geboren am 27. September 1779 zu Breslau, wo sein Vater als Kriegscommissar und Rendant der königlichen Stempelkammer lebte. Der Knabe besuchte zuerst das Gymnasium zu St. Maria-Magdalena, später das Friedrichsgymnasium seiner Vaterstadt. Die Erziehung, welche V. in dem Hause seiner in behaglichen Verhältnissen lebenden Eltern empfing, war eine sehr sorgfältige. Der rege gesellige Verkehr mit gebildeten, geistig angeregten Freunden, häufige Veranstaltung kleiner dramatischer und pantomimischer Aufführungen und fleißige, wenngleich nicht immer richtig geleitete Lectüre im Kreise gleichgesinnter Genossen wirkten schon früh befruchtend auf die Phantasie und das Vorstellungsleben des heranwachsenden Jünglings. Da der Vater früh (1792) starb und die Erziehung des Sohnes nun der milden, in allen Stücken nachgebenden Mutter zufiel, so legten schon die häuslichen Verhältnisse auch den Grund zu dem herrischen, rechthaberischen Zuge in Velde's Charakter und zu einer gewissen Reizbarkeit und Empfindlichkeit, die er auch in späteren Jahren nie verloren hat.

Als V. das Gymnasium durchlaufen hatte, bezog er, um die Rechte zu studiren, Ostern 1797 die Universität Frankfurt. Schon Michaelis 1799 kehrte er von hier zurück und ward als Auscultator am Stadtgericht zu Breslau beschäftigt. Nachdem er auch die zweite juristische Prüfung bestanden hatte, verheirathete er sich und ging 1804 als Stadtgerichtsdirector nach dem kleinen Städtchen Winzig. Hier verlebte er zunächst eine glückliche Zeit, da seine dienstlichen Obliegenheiten ihn befriedigten und es ihm bald gelungen war, eine Gesellschaft von Herren und Damen des Ortes um sich zu sammeln, mit denen er öfter Theaterstücke, namentlich von Kotzebue und Iffland, aufführen konnte. Bald aber lockerten sich, zum Theil gewiß infolge seiner herrischen Neigungen, die freundschaftlichen Bande, die er hier geknüpft hatte, und V. sah sich auf sich und seine Amtsgeschäfte allein hingewiesen. Das Gefühl der Vereinsamung und geistigen Oede, das den geselligen Mann überkam, schwand nur vorübergehend während der schweren Zeit der französischen Besetzung, die dem ersten Gerichtsbeamten des Ortes eine Fülle neuer Arbeit und reiche Gelegenheit zur Bethätigung seiner vaterländischen Gesinnung brachte. Mit den normalen Verhältnissen aber kehrten auch bei V. wieder der Unmuth über seine isolirte Lage und das Gefühl der Verlassenheit von gleichgesinnten und gleichstrebenden Freunden

ein. In dieser Zeit niederdrückenden und resignirten Stilllebens, die durch Krankheit und Kummer in der Familie noch schwerer wurde, hat V. zuerst schriftstellerisch zu arbeiten begonnen. Seine litterarischen Interessen waren von jeher sehr lebhafte; jetzt aber mochte er in ihrer nachdrücklichen Pflege den wirksamsten Trost und das Mittel zu ruhiger innerer Erhebung inmitten seiner äußeren Misere erblicken. Sein litterarisches Urtheil war damals noch nicht zur Reife gelangt. Ein vertrauter Freund, der sein ganzes Leben hindurch mit ihm in lebendigem Verkehr gestanden hat, erzählt, daß V. in jenen Tagen noch in bedingungsloser Ueberschätzung Kotzebue's und Iffland's befangen war, daß er besonders den ersteren Dichtern wie Goethe und Schlegel in allen Stücken vorzog, und daß er erst später auch Schiller nach Gebühr zu schätzen anfing. Was V. in Winzig schrieb, war jedenfalls nicht bedeutend; es waren Gedichte, sowie kleinere dramatische und erzählende Arbeiten, wie „Darthula“, „Liebespossen“, „Trude Hiorba“.

Im April 1814 wurde V. aus seinem Exil, wie er in den letzten Jahren seinen Aufenthalt in Winzig bezeichnete, befreit: er kehrte nach Breslau zurück und wurde als Assessor bei der Criminaldeputation des dortigen königl. Stadtgerichts angestellt. So glücklich er über diesen Wechsel war, und so wohl er sich in dem Kreise verständnißvoller Freunde fühlen mochte, mit denen er in Breslau ein litterarisches Kränzchen zum Zwecke gemeinsamer dramatischer Aufführungen und dichterischer Arbeiten gegründet hatte, so wenig konnten seine dienstlichen Verhältnisse, die den feinfühligen, für Kunst und Wissenschaft begeisterten Mann in seiner Eigenschaft als Strafrichter täglich zu Arbeiten zwangen, die ihm innerlich zuwider waren, ihn befriedigen. Er verließ deshalb nach vierjährigem Aufenthalt Breslau, wo er wiederum eine Reihe erzählender, beifällig aufgenommener Werke („Axel“, „Asmund Thyrsklingurson“, „Die Flibustier“, „Gunima“, „Die Tartarenschlacht“) veröffentlicht hatte, und ging im Sommer 1818 als Stadtrichter nach Zobten. Es war vorauszusehen, daß er an diesem Orte, der ihm nicht die geringste geistige Anregung bot, und wo er nach seinem eigenen Geständniß nicht eine einzige gleichgesinnte Seele fand, ebensowenig eine bleibende Stätte finden würde, wie dies vorher in Winzig der Fall gewesen war. Zwar arbeitete er hier neben seinen Dienstgeschäften fleißig auf litterarischem Gebiete: das Beste, was wir von V. besitzen, stammt gerade aus der Zeit seiner dichterischen Thätigkeit in Zobten, wo u. a. die Romane „Die Lichtensteiner“, „Die Wiedertäufer“, „Arwed Gyllenstierna“, „Das Liebhabertheater“ entstanden; aber er begrüßte es doch wie eine Erlösung, als er endlich — so schrieb damals sein Sohn — nach vielen vergeblichen Plänen sein ersehntes Ziel erreichte und Justizcommissarius in Breslau wurde, wohin er am 3. April 1823 nach fast fünfjährigem freiwilligem Exil freudig zurückkehrte. Nur eine kurze Spanne Zeit aber war es ihm vergönnt, das Glück einer ihn endlich befriedigenden Lebenslage zu genießen. Seinen Jahren nach gerade auf der Höhe des Lebens stehend, hatte er doch den besten Theil seiner geistigen und körperlichen Kraft in aufreibender erzwungener und freiwilliger Arbeit bei nimmer weichender seelischer Depression verbraucht, und als ein kranker Mann hielt er in seiner Vaterstadt den ersehnten Einzug. Am 21. December 1823 wurde er von einem Schlaganfall heimgesucht, von dem er sich rasch, aber nur für kurze Zeit erholte. Im März des folgenden Jahres entwickelten sich andere innere Störungen, und am 6. April 1824 wurde er durch einen neuen Schlaganfall von seinen Leiden erlöst. Auch während des letzten Breslauer Jahres hat V. fleißig gearbeitet. Er vollendete damals den „böhmischen Mägdekrieg“, schrieb „Das Horoskop“, „Königin Christina von Schweden und ihr Hof“, und brachte noch auf seinem Krankenlager „Die Gesandtschaftsreise nach China“, sein letztes Werk, zum Abschluß.

V. wird von seinen Zeitgenossen als ein Mann von großer Herzensgüte, umfassender Bildung, geradem Sinne und jenen zurückhaltenden, aber gewinnenden Lebensformen geschildert, wie sie aus dem Bewußtsein der eigenen geistigen Bedeutung und schlichter Bescheidenheit entspringen. Das Unglück seines Lebens war die aus einem hochentwickelten Rechtlichkeitsgefühl hervorgehende Empfindlichkeit und der starke Contrast zwischen seinen geistigen Interessen und der Natur seiner amtlichen Pflichten. Daraus ergab sich jene aufreibende Ruhelosigkeit und jenes völlige Unvermögen, sich in den einmal gegebenen Verhältnissen zurecht zu finden und unter verständigem Verzichte auf das schlechthin Unerreichbare mit einer beschränkten, aber in vieler Hinsicht auch erfreulichen Lebenslage vorlieb zu nehmen. Als Schriftsteller hat V. bei seinen Zeitgenossen große Erfolge errungen. Er gehörte zu den gelesensten und beliebtesten Erzählern seiner Zeit. Wiewol er von Anfang an für das Dramatische eine entschiedene Vorliebe hatte, hat er schon früh dem Rathe einsichtsvoller Freunde, dem erzählenden Genre seine ganze Kraft zuzuwenden, nachgegeben. Thatsächlich ist dies auch dasjenige Gebiet gewesen, dem er ausschließlich seinen litterarischen Ruf verdankt. Seine Romane und Novellen waren so gesucht, daß er trotz seiner außerordentlich ausdauernden und leicht schaffenden Arbeitskraft bei weitem nicht allen Wünschen, die von Verlegern und Redacteuren unausgesetzt an ihn ergingen, genügen konnte. Seine Arbeiten, von denen manche nicht lange nach ihrem Erscheinen auch in fremde Sprachen übersetzt worden sind, verrathen ein gutes Erzählertalent und zeichnen sich, ohne hinsichtlich der Charakterzeichnung und des geistigen Gehaltes sonderlich in die Tiefe zu gehen, durch die einfache lebendige Darstellung und energisch fortschreitende Handlung aus. Wegen seiner auffallenden Neigung zur dichterischen Behandlung historischer Stoffe hat man V. den „deutschen Walter Scott“ genannt, gelegentlich wol auch behauptet, der berühmte englische Romandichter habe auf V. wesentlichen Einfluß geübt. Beides mit Unrecht. Denn V. ist mit Walter Scott erst spät, nachdem er bereits einen großen Theil seiner Erzählungen geschrieben hatte, durch Uebersetzungen bekannt geworden. Andererseits reicht er mit seinen litterarischen Leistungen, wie er sich übrigens selbst nie verhehlt hat, an die Größe des schottischen Dichters nicht heran. Dazu fehlt den Werken Velde's, um nur dies zu erwähnen, nicht nur die wunderbare Farbenfülle und Plastik Scott'scher Schilderungen, sondern auch der große nationale Zug.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Zweiter Jahrgang, 1824. (Zweites Heft), Ilmenau 1826, S. 618 ff. — Sämmtliche Schriften von C. F. van der Velde. (Sechste Original-Auflage.) 10. Band, Leipzig 1858, S. 245 ff.

Max Hippe.

Veldeke: Heinrich von V., hervorragender Dichter des deutschen Mittelalters. Der Vater des deutschen Minnesangs stammt vom Niederrhein, aus jetzt unserm Sprachgebiet entfremdetem Lande; er gehört einem adeligen (nach Schulte, Zeitschr. f. d. A. 39, 187 freiherrlichen) Geschlechte an, dessen Stammsitz V., „bei dem heutigen Dorfe Spalbeke, in der Nähe von Maestricht, einige Meilen westlich von der Stadt“ lag. Gegenwärtig trägt nur noch eine Mühle den Namen des Dorfes Veldeke. Das Geschlecht stand in Beziehungen zu den Grafen von Los und der Abtei St. Trond. Dementsprechend kreuzen sich in V. selbst ritterliche und gelehrte Interessen; er war, wie wol kaum zu bezweifeln, ein Geistlicher, aber gerade der lebhafte Antheil an der neuen höfisch-ritterlichen Bewegung verschaffte seiner Epik und Lyrik tonangebende Bedeutung. Da es nicht feststeht, ob der Dichter der Eneide und der Minnelieder wirklich auch die Legende vom h. Servatius gedichtet hat, halten wir die chronologischen Angaben für beide auseinander.

Heinrich von V., der gepriesene Dichter des ersten größeren Kunstepos

von rein höfischem Charakter, war nach seiner eigenen Angabe 1184 bei dem großen Hoffest Kaiser Friedrich's I. in Mainz. Für die Entstehung seines Hauptwerks lassen sich mit großer Wahrscheinlichkeit folgende Daten erschließen. Bald nachdem der französische Dichter Benoit de Sainte More (nach 1160) seinen Roman d'Enéas verfaßt hatte, schritt der an der Grenze französischer und deutscher Cultur wohnende V. zu einer Bearbeitung dieses Gedichtes in seinem heimischen Dialekt. Um 1174 hatte er seine Dichtung bis zu der Stelle, wo Aeneas Laviniens Brief liest, d. h. bis etwa V. 10 930 geführt. Er lieh das unvollendete Werk seiner Gönnerin, der Gräfin Margarethe von Cleve, und bei dieser fand es ein Graf Heinrich, der es widerrechtlich nach Thüringen mitnahm; dies geschah bei Gelegenheit der Hochzeit jener Gräfin mit Ludwig III. von Thüringen. Neun Jahre mußte der Dichter seine Arbeit vermissen; während dieser Jahre durchzog er wahrscheinlich Deutschland, und kam schließlich an den Hof der thüringischen Fürsten. Diese Herren, die die Ueberführung romanischer Cultur in ihre Lande geradezu systematisch betrieben, hatten vermuthlich inzwischen das bedeutsame Werk „mit sehr genauem Anschluß an das Original und nur unter Umsetzung der Maestrichter in die thüringischen Formen" umschreiben lassen. Die Dichtung machte rasch Schule; schon Eilhart von Oberge, der nicht lange nach 1170 zu dichten begann, und der Baseler Bearbeiter des Alexanderliedes (1187) nahmen Entlehnungen vor, und Albrecht von Halberstadt spricht 1210 von dem Buch wie von einer allgemein bekannten Erscheinung. Vielleicht veranlaßte erst diese Wirkung eine directe Einladung Veldeke's auf die Wartburg. Hier hat er nun das Gedicht überarbeitet und seine Neuerung, den reinen Reim, durchgeführt, den Eilhart noch nicht vorgefunden hatte; vor 1190, wahrscheinlich 1186—88 dichtete er auch den Schlußtheil, nicht ganz ein Fünftel, hinzu. Ueber sein Lebensende läßt sich nichts ausmachen; mit Wahrscheinlichkeit hat v. Muth geschlossen, daß V. gegen 1200 gestorben ist, nachdem er bis zuletzt in hohem Ansehen am Thüringer Hof gelebt hatte. Er mag ein Alter von etwa sechzig Jahren erreicht haben. Auch diese Daten sind (bis auf das von 1184) unsicher. Vollends unwahrscheinlich ist, was man aus einer Stelle der Eneide (V. 8375) schließen wollte, daß V. mit dem Kaiser Friedrich 1155 in Rom gewesen sei.

Der Verfasser des Servatius hat für eine Gräfin Agnes von Los und einen unbekannten Herrn Hessel, Domküster von Maestricht, gedichtet. Jene Gräfin ist 1171 und 1174 nachzuweisen. Das Gedicht ward in zwei zeitlich getrennten Theilen gedichtet und wird erst 1462 von Püterich von Reichershausen erwähnt. Der Verfasser war unzweifelhaft geistlich und scheint die seinem Patron Servatius gewidmeten Gotteshäuser in Quedlinburg und Goslar selbst besucht zu haben. All diese Daten würden mit denen über den Autor der Enit wol zu vereinbaren sein; sie lehren aber auch für dessen Lebensgeschichte wenig Neues.

Wir besitzen von dem mit der größten Einstimmigkeit gepriesenen Dichter von sicher echten Werken: die Aeneide und eine Anzahl Lieder; ferner ein zweifelhaftes Werk: die Legende von Servatius; endlich unsichere Anspielungen auf ein unbekanntes Buch von Salomo und der Minne.

Das Hauptwerk ist die Umdichtung jenes französischen Roman d'Enéas in „die boec heiten Eneide" (es ist als Diphthong zu sprechen, da es auf wârheide reimt), 13527 Verse. Diese Dichtung hat die neue höfische Epik in Deutschland zwar nicht eröffnet (der „Floyris" und der „Graf Rudolf", auch die Anfänge von Eilhart's Tristan sind ihm mindestens gleichaltrig), wol aber ihr zu dauernder Geltung verholfen. Die außerordentliche Wirkung des Gedichtes ist schon durch jenen Manuscriptendiebstahl (für den man etwa an ähnliche

Vorgänge bei Schriften Voltaire's erinnern mag) bezeugt und konnte von Behaghel durch den Nachweis zahlreicher Entlehnungen und Anspielungen bis ins 14. Jahrhundert hinein belegt werden. Auch nennen ihn Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Rudolf von Ems mit höchstem Lobe unter den Epikern, während er als Lyriker zwar Schule machte, auch von mittelalterlichen Sammlern an die Spitze aller nicht fürstlichen Minnesinger gestellt wurde, aber nicht so oft wie andere Meister erwähnt wird. Im Epos lag also Veldeke's Hauptverdienst. Wenn man im Anschluß an einen Vers aus Rudolf's von Ems Alexandreis seine Bedeutung auf die Durchführung des reinen Reims zurückgeführt hat, so begab man sich doch wol in zu große Abhängigkeit von dem pedantischen Urtheil eines Epigonen. Allerdings gebührt V. auch jenes Verdienst; es tritt aber zurück neben jenem, welches der feinsinnige und kenntnißreiche Gottfried von Straßburg rühmt: daß V. das erste Reis der bald so reich aufgeblühten romantischen Epik in Deutschland dem alten Baum der legendarischen und nationalen Epik aufimpfte; seine Vorgänger kamen über Ansätze nicht heraus. Er schenkte damit der Neigung der Zeit, sich in höfischen Liebesgeschichten zu ergehen, eine neue Welt. Schon sein französischer Vorgänger hatte den Vergil im Sinne der ritterlichen Romantik modernisirt und die Erwähnung der Lavinia zu einem ganzen Roman ausgedehnt. Auf diesen Pfaden schritt V. in seiner sehr geschickten Bearbeitung weiter. Consequenter als sein Vorbild schiebt er die heidnische Götterwelt zurück, verweilt mit Behagen in der Ausmalung psychologisch-interessanter Zustände, der Liebe vor allem, aber auch der Furcht und der Hoffnung, der Ueberraschung, beschreibt bei jeder Gelegenheit höfischen Prunk und ritterliche Tapferkeit. Die socialen Verhältnisse, den Rechtsgebrauch, die Tracht übersetzt er in deutsche Art, wie einst der Helianddichter, wie später Wieland, mit dem er sich auch sonst mannigfach berührt. Auch auf die nationale Sage nimmt er (wie sein Verehrer Wolfram) gern Bezug, läßt den Schatten des Anchises beim Hahnenkrähen entschwinden, zählt sagenberühmte Schwerter auf und spielt vielleicht auf die wilde Jagd an, erinnert sich (in seinen Liedern) des mythischen Zusammenhangs zwischen dem Adler und dem Winde. Als charakteristisch für die naive Anpassung an alte Formeln hat man es mit Recht hervorgehoben, daß Aeneas, um die Stelle zum Burgbau auszusuchen, auf einen hohen Berg reitet, während es bei Vergil heißt: ipse humili designat moenia fossa. — Ueber den Werth des Gedichtes hat Gervinus mit einer Härte geurtheilt, die das Extrem unhistorischer Betrachtung darstellt. Es ist richtig, daß V. kleine „Fündlein“ überschätzt und z. B. das Buchstabiren des geliebten Namens, das sein lateinisches Vorbild nur Einmal hat, geschmacklos wiederholt, übrigens nicht ohne Verbesserung seiner französischen Quelle; es ist richtig, daß die heroische Dido bei ihm „zum unbedeutenden Backfisch“ wird und die Gestalten der Unterwelt alle düstere Größe verlieren, um sie gegen den Eindruck grotesker Zerrbilder einzutauschen. Aber das große Gespräch über die Minne zwischen Lavinia und der Königin versucht zum ersten Male in Deutschland, vage Allgemeinheiten durch eine Sammlung psychologischer Einzelzüge zu ersetzen, und Lavinia's Hangen und Bangen ist anmuthig geschildert; Scenen, wie die Rathsversammlung des Königs Latinus, (für die dem Dichter die alte Uebung deutscher Epiker in der Vorführung solcher Berathungen und vielleicht auch eigene Erfahrung zu Gute kam), sind anschaulich vor Augen gestellt und der Gegensatz des derben Kriegers und des schlachtscheuen Hofmannes (Turnus-Drances) ist mit einer den Franzosen übertreffenden Kunst, die dauernd weiterwirkte (Kingrimurzel-Liddamus bei Wolfram, Gawein-Keie bei Hartmann) ohne zu arge Uebertreibung gezeichnet. Ueberhaupt versteht sich V. leidlich auf die Abstufung der Charaktere, besser aber noch auf die Disposition der Handlung. Eine überlegt fortschreitende Erzählung mit gut-

gewählten Ruhepunkten, leichte moralische Einstreuungen, gelegentlich ein gutmüthiger Scherz zeigen völlig den Charakter jener guten rheinischen Erzählerkunst, die in Hebel ihren liebenswürdigsten Vertreter gefunden hat. Dazu ist die Sprache auch in der Wortwahl sorgfältig, der Reim ohne Pedanterie rein; Alliteration und Onomatopöie werden gelegentlich nicht ungeschickt verwandt. Der Fortschritt gegenüber keineswegs verdienstlosen Dichtungen wie Rolandslied und Alexander ist jedenfalls ein bedeutender, die Anpassung an die modernen Interessen auf dem Gebiet der inneren und äußeren Form eine wohlgelungene, und wir haben keinerlei Grund, so sachverständige Urtheile wie die Wolfram's und Gottfried's zu verwerfen.

Die Lieder Veldeke's sind wie die Enit in seinem heimischen Dialekt gedichtet. Ihr Charakter stimmt völlig zu dem unseres Epos. Auch hier ist „hovesch" das Schlagwort, ohne daß volksthümliche Anklänge und sogar Derbheiten ausgeschlossen wären; hier wie dort finden wir Betrachtungen über das Wesen der Minne, die im Grund mehr dem klaren Verstand des Dichters als seinem heiterkühlen Herzen entspringen. In der Verskunst tritt V. auch hier als Neuerer auf, besonders durch seine Vorliebe für den Halbvers von zwei Hebungen; gelegentlich zerspaltet er auch im Epos eine Zeile in zwei solche Halbverse. Auch seine Lyrik hat Schule gemacht; die Dichter Adelnburg, Botenlauben, Tiufen, Heinrich von Meißen, Hesso von Rinach, Toggenburg, Frauenberg, Otto von Brandenburg, vielleicht auch der bedeutendere Heinrich von Morungen scheinen Einfluß Veldeke's zu verrathen, womit seine Wirkung über das ganze dreizehnte Jahrhundert und fast über alle Provinzen des Minnesangs festgestellt wäre. Doch hat sein gleichzeitiger Nebenbuhler, der oberrheinische Sänger Friedrich von Hausen, noch stärker Schule gemacht; von beiden gehen zwei verschiedene Richtungen des höfischen Minnesangs aus, indem V. Anschluß an volksthümliche Dichtung und Denkart pflegt, Hausen sie vermeidet.

Scherer hat die Lieder Veldeke's zu einem kleinen Roman geordnet. Chronologische Folge der Entstehung ist damit wol schwerlich erwiesen; eher wäre anzunehmen, daß V. (wie Dietmar von Aist) seine Gedichte bei der Sammlung selbst zu einer Liebesgeschichte gruppirte, die Abstufungen und Schwankungen wie Lavinia's Roman zeigt. Er wäre dann ein Bahnbrecher auch für jene Neigung, „Poesie zu erleben", die in Ulrich von Liechtenstein sich selbst überschlug.

Aus diesen sicheren Werken ergibt sich ein deutliches Bild der Persönlichkeit. Ein älterer geistlicher Herr von nicht geringen Kenntnissen und vieler Weltgewandtheit, dessen halb schalkhafte, halb sentimentale Galanterie an der wiederholt ausgesprochenen Anschauung, jede Leidenschaftlichkeit sei eine Thorheit, ihre natürlichen Grenzen findet; eine realistische Natur, die Allegorien des französischen Vorbildes unter den Tisch fallen läßt und über Minne und Fröhlichkeit trockene Erfahrungssätze zum besten gibt; ein Freund der Natur, aber auch der Eleganz, und dennoch nicht ohne Reste schulmeisterlichen Wesens z. B. darin, daß er gern die Ruthe im Gleichniß gebraucht, daß er seine Helden und die Liebhaber seiner Zeit hofmeistert — so steht ein keineswegs genialer, aber liebenswürdiger, in seiner Kunst sicherer Mann vor uns. Will man in seiner eigenen Art seinen Charakter ins Neuhochdeutsche übersetzen, so mag man neben Wieland und Hebel J. H. Voß als einen Vertreter ähnlicher psychologischer Zusammensetzung (freilich mit Abzug der Eleganz) nennen. V. war sicher ein Mann, dessen Wissen sein Können überstieg; er kannte Ovid und Statius und war vielleicht im Stande, zur Verbesserung Benoit's auf Virgil zurückzugreifen; er war auch mit dem Bedeutendsten aus der älteren deutschen Dichtung vertraut. Vor allem kannte er die Welt und war allen Extremen abgeneigt. Daß man ihm mit Unrecht „exclusive aristokratische Haltung" vorwirft, beweist schon der halb

volksthümliche Charakter seiner Lyrik; und die oft verwerthete Stelle En. 6426 verliert völlig ihre Schärfe, wenn man bedenkt, daß „klagen" der officielle Kunstausdruck für das vorschriftsmäßige Jammergeschrei beim Tode eines vornehmen Mannes ist: „wäre es üblich, auch um Schildknechte ein Trauergeschrei anzustimmen, so wäre da viel Jammer zu hören gewesen". Selbst für den feigen Drances hat V. nur Ironie, keine rittermäßige Entrüstung; er begreift ihn immerhin, denn seine Helden in der Enit und er selbst in den Liedern versichern gern, welche Freude sie am Leben haben und wie ungern sie sterben möchten.

Zu diesem Charakterbild scheint nun der „Servatius" keineswegs zu stimmen, eine Legende, deren erster Theil (3254 Verse) das Leben des Heiligen erzählt und zuerst selbständig auftrat, während der zweite (2974 Verse) die Geschichte seiner Reliquien und die posthumen Wunder vorträgt. Dennoch gilt seit längerer Zeit der Servatius unangefochten als Bruder der Enit und der Lieder. Behaghel (S. CLXV) meint, neben ganz unbedeutenden Abweichungen herrsche auf allen Gebieten bis in die kleinsten Einzelheiten hinein vollständige Uebereinstimmung. Aber zunächst ist das nicht einmal für Sprache und Verskunst völlig richtig, da sich (besonders in der Wort- und Reimwahl) doch Abweichungen zeigen, die keineswegs ganz unbedeutend sind; so fehlen Lieblingsreime Veldeke's und der für ihn charakteristische häufige Gebrauch der Comparative und verwandter Formen im Versschluß der Legende fast gänzlich. Dann aber würde sogar die sprachliche und metrische Uebereinstimmung nicht allzuviel beweisen, da beide Autoren der gleichen Heimath und ungefähr derselben Zeit angehören müssen, da der berühmte Dichter von einem unbedeutenden Landsmann eifrig studirt werden konnte, da endlich Veldeke's Sprache und Verskunst sehr wenig individuelle Züge aufweisen. Von diesen wenigen aber hat die Legende fast nichts; eine Formel, deren gemeinschaftlichen Besitz Behaghel (S. CXXVI) als besonders wichtig hervorhob, ist nach Franck (bei Lichtenstein S. 19) auch in andern mittelniederländischen Dichtungen beliebt. Was aber Behaghel (S. CLXVI f.) von wörtlichen Uebereinstimmungen bringt, ist fast durchweg rein formelhafter Natur und läßt sich auch sonst durch die Annahme der Nachahmung (wie in den analogen Uebereinstimmungen z. B. bei Eilhard von Oberge) viel besser erklären. — Während nun aber in Sprache und Metrik V. regelrecht ist, ohne eigenthümlich zu sein, zeigen Stil und Haltung bei ihm sehr entschiedene Eigenart, und hier widersprechen die Lieder und die Enit der Legende geradezu. Der Dichter der Enit neigt überall zur Breite, auch zur Wiederholung, zu moralischen und humoristischen Ruhepunkten; die Legende schreitet in monotoner Dürre fort. Veldeke's Liebhaberei für kostbare Beschreibungen gab schon Wolfram und dem Autor des „Mauricius von Craûn" Stoff zu neckenden Anspielungen; die Legende läßt alle Gelegenheiten zu solchen Schilderungen fast absichtlich vorbeigehen, während eine gleichzeitige oberdeutsche Dichtung gleichen Inhalts sie eifrig benutzt. V. besitzt eine ruhige gehaltvolle Frömmigkeit, die sich mehr gelegentlich (z. B. in der Art, wie er über Dido's Selbstmord spricht) als in directen Aeußerungen verräth; der niederländische Servatiusdichter ist ein Zelot der z. B. bei dem Ketzergericht über Euphrates von Köln ausnahmsweise breit und scharf wird, während der Oberdeutsche sich kürzer und milder faßt. Hätte dieser für den Ruhm von Maestricht und seines Patrons entflammte Prediger es sich nehmen lassen, bei Erwähnung Christi am Schluß seiner Enit dessen angeblichen Verwandten Servatius zu erwähnen? Und hätte der Dichter der Enit, wenn er mit der lat. Vita von dem Adler zu erzählen hat, der seinem Heiligen Wind zuwehte, eine volksthümliche Anspielung versäumt? Fast möchte man sagen, die namenlose oberdeutsche Legende könne eher als die unserem Dichter zugeschriebene von ihm stammen: sie zeigt doch erzählerische Gewandtheit, bedeutende Gelehr-

samkeit, Freude an Schmuck und Prunk; auch Einzelheiten wie jene Comparativ-Reime und das häufige Thränenvergießen erinnern an die Enit. Doch verbietet schon die rein hochdeutsche Sprache eine solche Annahme, das Gedicht scheint in Baiern (etwa in Augsburg, wo Servatius einen Cultus besaß) entstanden. Aber es kann uns anschaulich machen, wie etwa der Dichter der Enit den Stoff behandelt hätte.

Da nun die Legende in ihren beiden Epilogen einen Heinrich als Autor nennt, der von Veldeke geboren war (wie der zweite hinzusetzt), so kann man sowol annehmen, daß dies ein anderer Angehöriger desselben Geschlechtes sei, als daß er nur dem gleichen Ort angehörte. Die Wiederkehr des Namens Heinrich ist umsoweniger auffallend, als die Verehrung der sächsischen Fürsten für Servatius diesen Namen im Gebiet von Maestricht beliebt machen mußte; und durch diese erklärt es sich auch, daß der Autor der Legende wie der der Enit nach dem Harz kam, etwa bei einer Pilgerfahrt zu allen Weihestätten seines Patrons. Eben wegen dieser Beziehungen des Heiligen zu Quedlinburg und Goslar würde aber auch unbegreiflich bleiben, daß die Thüringer Veldeke's Legende nicht ebenfalls hochdeutsch hätten umschreiben lassen, und daß sie in der höfischen Dichtung gar keine Spuren hinterlassen hätte. Entschließt man sich trotz all diesen schwerwiegenden Bedenken, nur e i n e n Heinrich von Veldeke anzunehmen, so müßte man den Servatius wol in sein Alter setzen, wo er müde und traurig, zelotisch und weltfremd geworden wäre. Einen leisen Fingerzeig auf zunehmende Orthodoxie könnte man auch schon in der Eneide darin sehen wollen, daß er gegen Ende des Epos mehr als sonst von den „Göttern“ zu reden vermeidet und auch die Heiden „Gott“ anrufen läßt. Die beiden Epiloge wären dann Nachahmungen der Schlußrede des großen Epos. Die umgekehrte Annahme scheint kaum möglich; auch der Versuch einer Erklärung durch Interpolation des ersten Epilogs ist abzuweisen und zur Verdächtigung aller Heinrich in der Legende nennenden Stellen liegt genügender Grund nicht vor.

Endlich erwähnt noch der belesene aber etwas confuse Verfasser des „Mauricius von Craûn“ ein Gedicht Veldeke's, in dem die Liebesnoth des K ö n i g S a l o m o geschildert werde. Ein solches Gedicht könnte für die, welche Servatius und Eneide demselben Verfasser zuschreiben, die Brücke von der frommen zur minniglich-höfischen Poesie bilden, wie das Hohe Lied wiederholt der weltlichen Liebeslyrik neue Geltung verschafft hat. Wahrscheinlich hat aber der unbekannte Dichter nur einen berühmten Liedvers Veldeke's (auf den auch Wolfram einmal anspielt) mit Situationen aus der Enit zusammengebracht. Eine Minnedichtung Heinrich's von V. wäre schwerlich verschollen. Zeugnisse für seine Bedeutung sind immerhin auch solche Stellen: König Salomo, auf seinem prachtvollen Bett sich in ruheloser Liebesqual wälzend, das war ein Motiv, dessen Behandlung man nur ihm zutraute. Wie die Malerschule seiner Heimath, so hat seine Dichtung durch ihre lang wirkenden Anregungen eine historische Bedeutung, die ihren objectiven Werth weit überragt; ohne V. wäre unsere höfische Dichtung nicht, was sie mit Hartmann, Wolfram, Gottfried geworden ist.

Text: Eneide (mit Einleitungen und Anmerkungen) hrsg. von O. Behaghel, Heilbronn 1882 (vgl. Edw. Schroeder, D. Lit. Z. 1882, Nr. 16. Kinzel, Zeitschr. f. d. Ph. 14, 106 f. Lichtenstein Anz. f. d. A. 9, 8 f). — Inhaltsübersicht: P. Piper, Höfische Epik I (Kürschner's D. Nat. Lit. B. 189) S. 244 f. Foá, Enrico di Veldeke. Parma 1892. — Lieder: Minnesangs Frühling, hrsg. von K. Lachmann und M. Haupt, IX (in der mittelhochdeutschen Umschrift des Hrsg.); Piper, a. a. O. S. 66 f. (im Dialekt). — Servatius, hrsg. von J. H. Bormans, Maestricht 1858; von Piper, a. a. O. S. 51 f. Bruchstücke

einer anderen Hdsch. W. Meyer, Zeitschr. f. d. A. 27, 146 f. B. Schulze, ebenda 34, 218 f. (Die oberdeutsche Legende, hrsg. von M. Haupt, Zeitschr. f. d. A. 5, 75 f., Bruchstücke einer anderen Hdsch. von Frommann, Zeitschr. f. d. Ph. 18, 458).

Zur Gestaltung und Erklärung des Textes: Für die Eneide Braune, Zeitschr. f. d. A. 16, 420 f.; für die Lieder: Paul, P. B. Beitr. 2, 421 f.; für den Servatius: Bartsch, Germ. 5, 406 f. Lambel, Germ. 23, 190 f.

Biographisches: Behaghel a. a. O. S. CLVIII f., wo auch weitere Lit. — R. v. Muth, H. v. V. und die Genesis der romantischen und heroischen Epik Sitzungsberichte des Wiener Akademie 1880 XCV, S. 613 f. — Zu dem Namen Veldeke: Litt. bei Piper, S. 58 Anm. 1. Culturelle Verhältnisse seiner Heimath: Lamprecht, Deutsche Geschichte 3, 189 f. — Allgemeine Würdigung: v. Muth, a. a. O. Behaghel, S. CLXXIV f., ferner besonders Uhland's Schriften 2, 101 f. Gervinus 1, 260 f., 452 f. Scherer, S. 145 f. — Sprache: Pfeiffer, Germ. 3, 499 f. Bartsch, Germ. 5, 421 f. Behaghel, S. XXXVIII f. Franck bei Lichtenstein S. 6 und besonders Braune, Zeitschrift f. d. Ph. 4, 249 f. — Stil: v. Muth, a. a. O. S. 645 f. Behaghel, S. CXXI f. Roetteken, Die epische Kunst Heinrich's v. V. und Hartmann's v. Aue, Halle 1887 (vgl. Lit. Bl. f. germ. u. röm. Phil. 9, 527). — Metrik: v. Muth, a. a. O. S. 643 f. Behaghel S. CXI f. — Chronologie der Werke: Lachmann zu Iw. 6943. Müllenhoff, Zeitschrift f. d. A. 14, 136. Lehfeld, P. B. Beitr. 2, 35. v. Muth, a. a. O. S. 623 f. Behaghel, S. CLX f.; andere Lit. bei Piper, S. 59 Anm. 1.

Zur Eneide: Veldeke und Virgil: Cholevius, Gesch. d. d. Poesie 1, 102 f. Wörner, Zeitschrift d. Ph. 3, 106 f. Foá, a. a. O. — V. und Bénoit de St. Marc: Alex Pey, Essai sur les romans d'Enéas, Paris 1856. Derselbe Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. 1860, 1 f.; vgl. auch Kauffmann, Zeitschr. f. d. A. 33, 251 f. (Ueber Bénoit: G. Paris, La litt. française au Moyen-âge S. 76 f.).

Zu den Liedern: Uhland, Schriften 5, 204 f. Scherer, Deutsche Studien 2, 121 f. Paul, P. B. Beitr. 2, 471 f. Burdach, Walter und Reinmar S. 33 f., 59 f. Wilmanns, Leben Walthers. S. 21.

Zum Servatius: Bartsch, Germ. 5, 406 f. Braune, Zeitschr. f. d. Ph. 4, 301 f. — Die Autorschaftsfrage: Jonckbloet, Gesch. d. niederländ. Lit. 1, 90 f. Martin, Anz. f. d. A. 1, 222 f. Behaghel, Germ. 25, 118 und in seiner Ausg. S. CLXIV f. (auch S. CXXVI, vgl. Lichtenstein a. a. O. S. 19). (Zum oberdeutschen Servatius: Greifeld, Servatius. Diss. Berlin 1887. Scherer, Gesch. d. d. Dichtung im 11. und 12. Jahrh. S. 100. v. Muth, a. a. O. S. 655 f.)

Zu Salomon und der Minne: Haupt zu M. F. 66, 16. Behaghel, S. CLXXIII. Kinzel, Zeitschr. f. d. Ph. 4, 110. Lichtenstein, Anz. f. d. A. 9, 21.

Verhältniß zu späteren Dichtern: Eilhart v. Oberge vgl. Lichtenstein in f. Ausg. S. CLXXXVII f. Behaghel, S. CLXXXVIII f., ferner Roediger, Anz. f. d. A. 1, 78. Lichtenstein, Zeitschr. f. d. A. 26, 13 f. Edw. Schroeder, a. a. O. Kinzel, a. a. O. S. 111. Lichtenstein, Zeitschr. f. d. A. 9, 27. — V. und Hartmann: Roetteken a. a. O. — Allgemein: v. Muth, S. 645 f. Behaghel, S. CLXXXVI f. Lichtenstein, a. a. O. S. 24 f.

Richard M. Meyer.

Veldener: Johann V., einer der frühesten Buchdrucker der Niederlande, der aber auch als Zeichner, Formschneider, Schriftgießer und Buchbinder in der Litteratur eine Rolle spielt. Ja noch mehr, auch der Utrechter Geschichtschreiber J. V. ist mit diesem Drucker identisch, wenn er, der erstere, wirklich existirt.

Aber so viel von demselben auch in der Geschichte der Historiographie und der Gelehrsamkeit die Rede ist — einen celeberrimus historiographus nennt ihn Burmann — er ist doch nur das Erzeugniß eines häufig vorkommenden Mißverständnisses. Die verschiedenen Geschichtswerke nämlich, die ihm zugeschrieben werden und z. T. in besonderer Ausgabe (von Boxhorn 1650) unter seinem Namen (Veldenaer) veröffentlicht worden sind, gehen auf ein in Utrecht 1480 gedrucktes „Boeck datmen hiet Fasciculus temporum“ zurück. Das ist aber nichts anderes als die niederländische Uebersetzung des bekannten Werkes von Werner Rolevinck und wenn in der Schlußschrift der Name Veldener's vorkommt, so geschieht es doch nur mit einer Wendung, die auch sonst bei den von ihm hergestellten Druckwerken sich findet. Verfasser und Drucker sind also verwechselt und nicht einmal dafür hat man einen Anhaltspunkt, daß man, wie S. de Wind thut, V. als den Uebersetzer der Chronik betrachtet. Besser steht es mit dem Buchbinder V. Denn wenn ein Einband der K. Bibliothek im Haag, der zu einem Drucke Veldener's von 1476 gehört und mit demselben gleichzeitig ist, in Lederpressung viermal den Namen: iohāes Veldener zeigt (s. die Abbildung bei Holtrop a. u. a. O. pl. 97 [33]), so ist diese Aufschrift nach Analogieen allerdings am ehesten dahin zu deuten, daß V. der Verfertiger des Einbands ist. Der reich verzierte Band ist dann zugleich eine schöne Probe von dessen Buchbinderkunst. Daß er auch Zeichner, Formschneider und Schriftgießer gewesen, das ist wenigstens die wahrscheinlichste Deutung einer — etwas phrasenreichen — Aeußerung von V. selbst, die in seiner Ausgabe der Epistolares formulae Maneken's von 1476 (Vorrede) zu lesen ist. Sonach hätte dieser Meister alle zur Herstellung eines Buches gehörigen Zweige der Technik in einer Vollständigkeit vereinigt, wie man dies in jener Zeit wol selten findet. Im Mittelpunkt stand aber auch bei ihm der Buchdruck. Da er seine Drucke nur selten genau datirt hat, so kennt man zwar wohl alle Orte, an denen er sich mit seiner Presse aufgehalten hat, aber nicht die Dauer seines jeweiligen Aufenthalts. Datirte Drucke gibt es von ihm aus Löwen vom Jahr 1476, aus Utrecht von 1479—81 und aus Culenborg (in Geldern) von 1483. Campbell läßt aber V. in Löwen schon von 1473 an bis 1477 und, doch nur vermuthungsweise, wieder von 1484—87, in Utrecht von 1478—81, in Culenborg von 1483—84 thätig sein und schreibt dem erstgenannten Aufenthaltsort 19, dem zweiten 9, dem dritten 5 Drucke Veldener's zu. Die frühere Annahme, daß dieser Meister ehe er in die Niederlande kam, in Köln gedruckt habe, ist durch Holtrop (a. u. a. O. S. 47) als irrig nachgewiesen. Zu der Zeit, in welcher man auf Grund eines Briefs, aber mit wenig Berechtigung, ihn sich glaubte in Köln denken zu müssen, 1474, war er nachweisbar schon in Löwen; denn er kommt schon 1473 in der dortigen Universitätsmatrikel vor. Letzteres ist auch der Grund, warum Holtrop Veldener's Buchdruckerthätigkeit von 1473 an datirt. Hat er damit Recht, und es ist kaum daran zu zweifeln, so ist V. vielleicht der Prototypograph von Löwen, wie er dies jedenfalls auch von Culenborg, nicht aber von Utrecht ist. Seine Drucke gehören den verschiedensten Gebieten der Litteratur an; religiöse und Schulbücher wiegen übrigens vor. Verhältnißmäßig zahlreich sind die Schriften in niederländischer Sprache. Veldener's Druckerzeichen besteht aus zwei Schilden, die von Laubwerk umgeben sind. Der linke Schild, bald weiß auf schwarzem Grund bald umgekehrt, zeigt ein Dreieck, das durch einen Quer- und einen senkrechten Strich getheilt und von drei Sternen umgeben ist, während an der Spitze drei griechische Kreuze sich finden. Der andere Schild enthält entweder das Wappen von Löwen bezw. Utrecht oder ist er, wie namentlich bei den Culenborger Drucken, leer. Noch völlig im Dunkeln sind die persönlichen Verhältnisse dieses Buchdruckers. Nur über seine Herkunft

hat man wenigstens eine Andeutung in dem oben erwähnten Eintrag der Löwener Matrikel, wo nämlich unter dem 30. Juli zu lesen ist: Johannes Veldener Herbipolensis dyocesis, in medecinis. Er stammte also aus der Würzburger Diöcese. Dort haben wir nun zwar in der Reichsstadt Schwäb. Hall den Namen V. gefunden und zwar als Name einer Patricierfamilie. Doch ist es zweifelhaft, ob unser Meister mit dieser zusammenhängt; sein Druckerzeichen hat wenigstens mit dem Wappen der Haller Veldener lediglich nichts zu schaffen. Nach der gewöhnlichen Annahme ist er mit der Erfindung Gutenberg's in Köln bekannt geworden oder wenigstens von dort in die Niederlande gekommen. Das mag sein; in der Kölner Universitätsmatrikel kommt er aber nicht vor. Er ist wol überhaupt keiner der gelehrten Buchdrucker gewesen; möglich, daß er ursprünglich die Formschneidekunst geübt hat und wie mancher seiner Kunstgenossen von da zum Buchdruck übergegangen ist.

Vgl. Holtrop, Monuments typogr. des Pays-Bas au XV^e^ siècle, 1868, p. 42 sq. 47. 109. 122 und die ebendort genannten planches sowie pl. 130. 132. — Campbell, Annales de la typographie néerland. au XV^e^ siècle, 1874 (Register); Suppl. I—III, 1878—89. — Bibliophile belge, année I, 1866, p. 57—59. — de Wind, Bibliotheek der nederl. geschiedschrijvers, deel I, 1835, p. 84 sq. — Nagler, Künstler-Lexicon, Bd. XX, 1850, S. 51. — Sotheby, Principia typogr. vol. I. III., 1858 (Reg.). — Geschichte des Deutschen Buchhandels, Bd. I, 1886 (Reg.). K. Steiff.

Vellinger: Benedict V., Pritschmeister des 16. Jahrhunderts, nennt sich selbst Bürger und Kürschner zu Steyer, worunter wol nicht das oberösterreichische Städtchen des Namens, sondern das Herzogthum Steiermark zu verstehen ist; doch war er nicht in Graz ansässig. V., ein anspruchsloser Mann, der ganz 'Narr' ohne Heroldsallüren sein will, war wol keiner der berufsmäßig von einem Schießen zum andern wandernden Pritschmeister; aber das Freischießen in der heimischen Hauptstadt am 8. September 1587 zog ihn natürlich nach Graz, und er übernahm sogar die poetische Beschreibung des Festes, obgleich unter seinen Collegen der im J. vorher zu Regensburg dichterisch bereits bewährte bairische Pritschmeister Casp. Lerff sich befand. Vellinger's Reimerei 'Freyschießn, Welchs den Achten September des verschnen Siben vnd Achtzigisten Jars, In der Fürstlichen Hauptstett Grätz, gehalten worden, mit allen vmbständten fein ordenlich in Teutsche Reimmen gebracht' erschien im Druck Gratz 1588. In grob silbenzählenden, meist stumpfen Verspaaren, ohne jede Reinlichkeit des Reimes und des Rhythmus roh zusammengestoppelt, steht sie selbst unter den Pritschmeisterdichtungen tief; dem Guten fehlt die Routine wie die Technik, und aller Eifer täuscht über das Ungeschick des Poeten um so weniger hinweg, als auch der Anlaß unbedeutend war. Von der 'nerischen fantasey' der Pritschbank läßt uns V. wenig merken: der wiederholte Spaß, Wein und Braten als Lieblingsgeschoß manches Schützen zu rühmen, und das Capitelchen 'der Schützen außred', das durch seine Aermlichkeit weit absteht von Joh. Heinr. Grob's reichhaltigem Gedicht über das gleiche Thema, erwecken kein günstiges Vorurtheil für Vellinger's Humor. Aber er kann sich wenigstens selbst zum Besten haben: er berichtet nicht ohne Behagen, wie man ihn, den Betrunkenen, einmal gründlich geprellt hat. Das ist der einzige etwas selbständigere Zug der Dichtung, die sonst lediglich den obligaten Inhalt, ja die stehende Einkleidung der typischen Pritschmeisterdichtung wiedergibt. Roethe.

Velpius (ursprünglich, aber selten vorkommend, Velpen), eine namhafte Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie der Niederlande im 16. und 17. Jahrhundert. Der erste Vertreter derselben war Reynier V. d. Aeltere, aus Diest gebürtig, der in Löwen als Drucker thätig war. Er kommt als solcher

jedenfalls schon 1545 und sicher noch 1573 vor. Anfangs arbeitete er z. T. gemeinsam mit Jakob Bathen, später allein. Doch waren es meist fremde Aufträge, die ihn beschäftigten, Aufträge sowohl der Löwener Buchhändler als namentlich der Universität, für die er eine große Menge von Dissertationen druckte. Sein Zeichen war ein Krieger mit einem Pferd; der Krieger zieht dem Pferde einige Haare aus dem Schwanz, was durch die Umschrift erläutert wird: Multa quae uno impetu superari non possunt paulatim superantur. — 1573, mit dem Verschwinden des älteren Reynier V., taucht ein Reynier V. d. Jüngere auf, ohne Zweifel ein Sohn des Vorigen. Er hatte seine Werkstätte anfangs im Hause („Engelborch") des gleich zu nennenden Rutger V., für den er damals auch arbeitete. Ihm werden aber auch die andern Drucke mit dem Namen R. V. zugeschrieben, die aus den Jahren 1573—77 uns überkommen sind. — Bedeutender als die beiden genannten ist Rutger V., der möglicher Weise gleichfalls ein Sohn des älteren Reynier, jedenfalls aber ein Verwandter desselben war. Denn auch er ist zunächst in Löwen thätig, doch weniger als Drucker denn als Buchhändler. In dieser Eigenschaft verlegte er eine große Zahl von Schriften, insbesondere solche, die für die Universität bestimmt waren. Sie zeigen als Marke, bald in dieser bald in jener Umrahmung, einen Thurm (Burg), auf demselben einen Engel und vor ihm die symbolischen Gestalten der Gerechtigkeit und des Friedens, die sich umarmen und küssen. Rutger's Löwener Thätigkeit fällt in die Zeit von — mindestens — 1553 bis 1580. Wenn Schwetschke, Codex nundinarius S. 6 Recht hat, wäre er dazwischen hinein in Lüttich gewesen; denn von dort sollen 1569 durch ihn Bücher zur Frankfurter Messe gebracht worden sein. Doch liegt hier vielleicht nur ein Schreibfehler vor. Von Löwen zog Rutger V. 1580 nach Mons, wo vor ihm noch nie eine Druckerei gewesen war. Wenn manche annehmen, daß er durch den Statthalter Alexander Farnese dorthin berufen worden sei, so hat dies viel für sich; gleich sein erster dortiger Druck war eine Flugschrift gegen Wilhelm von Oranien. Als Farnese 1585 Brüssel eroberte, siedelte Rutger V., nach sehr fruchtbarer Thätigkeit in Mons, dorthin über und zwar führte er nun den Titel eines königlichen (d. h. königl. spanischen) Buchdruckers. Gleichzeitig erfährt seine Büchermarke eine Abänderung, indem an die Stelle der symbolischen Figuren Christus am Kreuz tritt, worunter man einen Doppeladler erblickt. Von 1604 an erscheint auf den Büchern seiner Presse oder seines Verlags neben seinem Namen derjenige seines Schwiegersohns Huybrecht Anthoon, von 1615 an nur noch der letztere allein. Der Umstand, daß Anthoon, der bis gegen 1654 vorkommt, seinem Namen denjenigen seines Schwiegervaters beifügte und daß der Sohn Johann Theodor (thätig bis mindestens 1682) den Beinamen weiterführte, hat den Irrthum hervorgerufen, daß Anthoon Vorname sei und auch bei diesen Nachfolgern im Geschäft es sich um unmittelbare Nachkommen Rutger's, Träger des Namens Velpius handle. Andererseits haben letztere, unternehmende Männer wie sie waren, durch die Fortführung dieses Namens demselben neuen Glanz verliehen und dazu mitgewirkt, daß er in der Geschichte des Buchgewerbes anderthalb Jahrhunderte eine nicht unwichtige Rolle spielte.

Vgl. Bibliophile belge tome I, 1845, p. 9 sqq.; ebenda (Bulletin du bibliophile belge) t. IX, 1852, p. 313 sqq. 471 sqq.

K. Steiff.

Velschberger: Der V. (Velczberger), Schwankdichter des 15. Jahrhunderts. Sein Name, der gewiß nicht allegorisch gemeint ist, kann zu näherer Localisirung kaum helfen; von den beiden Gedichten, die ihm in Handschriften beigelegt werden, zeigt zwar der Streit zwischen Wolf und Pfaffen die charakteristischen Merkmale österreichischer oder steirischer Herkunft; aber gerade dieser Spruch wird in einer

andern Quelle dem sonst unbekannten Stephan Vohburg aus Oesterreich beigelegt. Die rohen Spottverse auf alte Weiber aber, in denen sich der V. selbst nennt, ergeben nur sprachliche Kriterien, die, ohne Oesterreich gerade auszuschließen, doch besonders gut an das bairisch-schwäbische Grenzgebiet hinpassen würden; dazu stimmt es, daß hier die Sitte des Klopfan als landesüblich vorausgesetzt wird. Beide Gedichte sind zu kurz, als daß sie sichere Entscheidung gestatteten; aber aus sprachlichen wie aus stilistischen Gründen halte ich es für richtiger, zur Beurtheilung des V. nur sein sicheres Eigenthum, den Altenweiberspruch des Cgm. 5919, zu benutzen. Es ist ein grobes, von Schimpfwörtern strotzendes Product, das auch formell sehr vernachlässigt scheint: doch mag da die Ueberlieferung Mitschuld tragen. Velschberger's hervorstechendes Kunstmittel ist eine lose, aber frevelhafte Parodie. In der Manier der Scherzpredigten Fröschel's von Laidnitz und ähnlicher knüpft er an die Passionen der vier Evangelisten an, ohne das Motiv übrigens tiefer wirken zu lassen: es gibt eigentlich nur den Refrain 'Das steht auch im Passion' her. In diesem Rahmen entwirft er groteske übertriebene Caricaturen von bösen Weibern, die er z. B. als Satans Schachfiguren anschaulich vorführt. Parodisch wieder läuft das Gedicht endlich aus in eine gröbliche Verzerrung der üblichen hübschen Neujahrswünsche des 'Klopfan', zur derb spöttischen Verwünschung. So vertritt der V. lediglich die Freude am plump Häßlichen, wie sie das 15. Jahrhundert allzureichlich besitzt, aber ohne daß etwa gesteigerte Kraft der Lebenswahrheit oder der sittliche Hintergrund der Satire den widerwärtigen Eindruck milderte; der Dichter speculirt auf den gemeinen Ungeschmack eines verrohten Publicums.

Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, gesammelt durch Adelbert v. Keller (Bibliothek des Stuttgarter Litterarischen Vereins Bd. XXXV, 192 ff. Stuttg. 1855). — Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit herausg. von Frz. Jos. Mone, vierter Jahrgang 1835 Sp. 181—183. Roethe.

Velsen: Gerhard Herr v. V., holländischer Edelmann, bekannt als der Mörder des Grafen Florens V (s. A. D. B. VII, 126), gehörte einem schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts unweit Haarlem und später auch bei Leiden angesessenen Geschlechte an, das auch Lehensgüter der Egmonder Abtei besaß. Gerhard scheint die Besitzungen seines Hauses, vielleicht durch Begünstigung des Grafen, so vermehrt zu haben, daß er unter den vornehmen holländischen Edelleuten genannt wird, welche sich bei der Unterwerfung des Herrn von Amstel für denselben verbürgten. Vielleicht zeigt dieses auch auf Verbindungen mit demselben. Allerdings ist es gewiß, daß er an der großen Adelsverschwörung, welche unter Führung der Herren von Woerden und Amstel, den Sturz des Grafen bezweckte, einen hervorragenden Antheil nahm. Melis Stoke nennt ihn gerade den Urheber derselben und des Verraths, ohne jedoch einen Grund anzugeben. Mehr Glauben, weil nicht mit den anderen Umständen in Streit, verdient seine Erzählung, V. habe bei der Verhaftung des Grafen am heftigsten verfahren und ihm später, als die Entführung mißlang, sowohl den ersten wie den Todesstoß versetzt. Vollkommen falsch ist aber gewiß die vom nämlichen Autor stammende Erzählung, welche nachher vielfach ausgeschmückt worden ist, er sei nach der Einnahme des Schlosses Kronenburg gefangen und vom Volke gerichtet worden. Die Urkunden weisen aus, er habe noch längere Zeit nachher, wenn auch in der Verbannung gelebt. Das Hervortreten Velsen's beim Tode des Grafen, ohne daß man irgend einen Grund für seinen Zorn angegeben findet, hat ihn zu einer Art legendarischer Persönlichkeit gemacht. Die spätere Dichtung hat sich seiner bemächtigt. So wie Vondel des Gisbert von Amstel, hat sich Hooft Velsen's angenommen und in einem nach ihm genannten Trauerspiel die im 14. Jahrhundert bekannte Erzählung ausgearbeitet, der Graf habe der Frau Velsen's

Gewalt angethan und letzterer habe also nur seine Ehre an ihm gerächt. Eigentlich ist Alles ungewiß. Die Urkunden im Oorkondenboek von v. d. Bergh und im Charterboek von v. Mieris bringen nur wenige dürftige Nachrichten und die Chroniken (Melis Stoke's Reymkroniek, L. v. Velthem's Spiegel Historiael, Wilhelmus Procurator und Beka sind entweder parteiisch oder wenig unterrichtet, oder auch beides zugleich. Das verspürt man auch in der historischen Litteratur. Vgl. Wagenaar, Bd. II., Arend, v. Rees u. Brill, Bd. II. 1. Bilderdijk, Wenzelburger, Blok, Geschiedenis v. h. Nederlandsche volk. Bd. I.

P. L. Müller.

Velser: Michel V. oder der V., der erste deutsche Uebersetzer von Mandeville's wundersamer Beschreibung seiner merkwürdigen Orientreise, hat sein Werk jedenfalls vor 1409 vollendet, da es schon in einer von diesem Jahre datirten Münchener Handschrift (Cgm. 332) sich findet. Ueber seine Heimath ist nichts bekannt; die beiden von mir eingesehenen Handschriften (Cgm. und Gött. cod. hist. 823) zeigen aber ausgesprochen bairischen Lautstand, und auch der ärmliche und wenig charakteristische Wortschatz deutet auf Baiern (z. B. das Adj. tenk = link). Dem gegenüber fällt es wenig ins Gewicht, daß V. nach eigner Angabe das 'erste puech das ist von diser materj' Herrn Hans v. Hornstein geschenkt hat, auch wenn der Beschenkte dem bekannten schwäbischen Geschlecht angehört haben sollte. Denn V. ist viel herumgekommen: in 'Pehemund' (Beaumont?) auf der Burg Ludwig Berton's hat er französisch gelernt; in Pavia hat er einen von dem Vogel Frakolos geborenen Hund gesehen, den der junge Herzog von Lancaster über Meer gebracht, und auch mit Genuesen ist er irgendwo in Berührung gekommen. Gerade den Vielgereisten mußte Mandeville's curiöse Reisebeschreibung besonders anziehen. Er benutzte einen französischen Text, dessen Anordnung offenbar ganz genau stimmte zu der von Halliwell publicirten englischen Handschrift; die unverkennbare Verwandtschaft ihrer Bilder mit den Holzschnitten, die den Druck der Velserschen Uebertragung schmückten, erlaubt vielleicht den Schluß, daß Velser's Vorlage illustrirt war, und er die Illustration beibehielt. V. übersetzt recht getreu; nur ganz geringfügige Kürzungen gestattet er sich, anfangs sehr schüchtern und selten, später etwas reichlicher, aber so daß, abgesehen von den fremdartigen Alphabeten, die Mandeville mittheilt, kaum eine thatsächliche Angabe unterdrückt wird. Er schreibt ein recht lesbares und schlichtes, aber freilich eintöniges und wortarmes Deutsch: kurze Sätze, die mit 'und' an einander gereiht werden; immer wieder dieselben Phrasen; namentlich die ständige, freilich durch das Original begünstigte Lieblingsformel 'Ihr sollt wissen' wird zu Tode gehetzt. V. arbeitet nicht mechanisch, sondern mit Aufmerksamkeit und innerem Antheil. Er hält Glossen nicht zurück; doch nennt er dabei meist ausdrücklich seinen Namen. Diese Glossen erklären zum Theil schwierige, zweideutige, fremdsprachliche Ausdrücke, wie Port (= Hafen), Leg (= wälsche Meile), Stadium oder gestehen zu, daß der Uebersetzer sie nicht zu verdeutschen wisse; einmal tragen sie eine Conjectur vor zur Besserung eines der meist arg verderbten Namen; besonders stützen sie Mandeville's Glaubwürdigkeit durch zuverlässige Zeugnisse und eigene Erfahrungen. Velser's saubere, durch Uebersetzungsfehler nur verschwindend selten entstellte Leistung fand Beachtung und Verbreitung: in München allein liegen 5 Handschriften; noch dem Augsburger Druck (Anton Sorg) von 1481 und seiner Sippe liegt sie zu Grunde. Dann aber wird sie durch die sowohl in Treue und Verständniß wie sprachlich durchaus tieferstehende Uebertragung des Metzer Domherrn Otto v. Diemringen ausgestochen; es entsprach nur dem Wandel der Mode, daß der schlichte Baier durch den Alemannen zurückgedrängt wurde.

Jenaische Litteraturzeitung, Mai 1810, Sp. 266. Roethe.

Velten: Johannes V., Schauspieler, dessen Namen aus einer Zusammenziehung aus Valentin entstanden und daher richtiger ohne das früher übliche h geschrieben wird — in den Acten finden sich die Formen: Velten, Velthen, Velthem und Veltheim — wurde am 27. December 1640 zu Halle an der Saale geboren. Die Familie V. stammte aus Bremervörde und war über Magdeburg nach Halle gekommen, wo wir zwei Brüder dieses Namens in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts antreffen. Der Vater unseres V., der in Halle eine geachtete Persönlichkeit war und sich dem kaufmännischen Berufe gewidmet hatte, war drei Mal verheirathet und hatte dreizehn Kinder, von denen Johannes das dritte Kind erster Ehe war. Er wurde schon in jungen Jahren für einen gelehrten Beruf bestimmt und den Magistern Reising und Keller zur Erziehung übergeben, die später durch den Pastor Barchius Hardt in Lohburg bei Magdeburg, einen Schwager Velten's, abgelöst wurden. Wir sind über diese Einzelheiten seines Bildungsganges, deren Kenntniß bei einem Schauspieler aus jener Zeit überraschen muß, durch ein bei Gelegenheit seiner Promotion auf ihn verfertigtes Lobgedicht unterrichtet und ersehen aus derselben Quelle, daß er sich zunächst nach Wittenberg wandte, um dort Theologie zu studiren. Er hörte dort theologische und philosophische Vorlesungen, unterließ es aber nicht, sich gleichzeitig mit der Poesie und Beredtsamkeit bekannt zu machen und überhaupt in den Geist jener Wissenschaften einzudringen, die man damals mit Vorliebe als die „schönen“ zu bezeichnen pflegte. Nach dreijährigem Aufenthalt in Wittenberg kam er im J. 1660 nach Leipzig, wo er als wohlhabender Student die für jene Zeit ziemlich hohe Immatriculationsgebühr von 24 Groschen zahlte und sich bei einem der angesehensten Professoren der Universität in Pension begab. In Leipzig traten die theologischen Studien Velten's mehr und mehr in den Hinter- und die philologischen in den Vordergrund. Gleichwohl wurde er der Theologie nicht untreu, denn wir hören, daß er Mitglied des Donnerstags-Prediger-Kränzchens war, eines Vereins von angehenden Theologen, die sich praktisch auf ihren zukünftigen Beruf vorzubereiten bestrebt waren. Velten's Studienzeit in Leipzig erreichte schon am 24. Februar 1661 dadurch ihren Abschluß, daß er an diesem Tage zum Magister und Baccalaureus promovirt wurde. Leider ist uns seine Dissertation nicht erhalten; wir wissen nicht einmal, worüber er disputirt oder geschrieben hat, doch besitzen wir wenigstens das bereits angeführte Lobgedicht, das von einem Magister Friedr. Rappoldi herrührt. Wenn nun V. auch noch einige Zeit in Leipzig geblieben sein wird, so ist doch nicht anzunehmen, daß er es dort ohne Beruf bis zum Jahre 1669 ausgehalten habe, in dem er der Ueberlieferung zufolge bei einer Studentenaufführung der Kormart'schen Bearbeitung von Corneille's „Polyeuct“ mitgewirkt haben soll. Einmal ist aus Leipziger Quellen der Termin dieser Aufführung überhaupt nicht festzustellen, da weder die Acten der Raths-, noch die der Universitäts- und Facultätsarchive etwas davon wissen, dann aber steht es fest, daß V. schon ein Jahr vorher, und zwar 1668 in Nürnberg als der Leiter einer Gesellschaft hochdeutscher Komödianten erwähnt wird. Innerhalb der Jahre 1661 und 1668 also ist er Schauspieler geworden; den genannten Termin aber vermögen wir nicht anzugeben, eben so wenig wie wir darüber unterrichtet sind, ob er sich sofort aus Studenten, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein bedeutendes Contingent für die Schauspielertruppen abgaben, eine eigene Bande gebildet hat, oder ob er sich einer bereits bestehenden Truppe anschloß. Immerhin ist die Vermuthung Brachvogel's, daß V. zuerst der Truppe der Principals Karl Andreas Paul oder Pauli beigetreten sei, nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen. Denn Paul war von Michaelis 1665 bis Michaelis 1678 acht Mal in Leipzig an-

wesend, und wenn Heine annimmt, daß V. erst nach dem Tode seines Vaters und Oheims, also post 1665, habe Schauspieler werden können, ohne einen öffentlichen Scandal zu erregen, so würde der Zeitpunkt für den Eintritt in die Paul'sche Truppe aufs genauste stimmen. Paul war nämlich einer der ersten Theaterleiter des 17. Jahrhunderts. Von den Jahren 1661 bis 1679 treffen wir ihn in den verschiedensten deutschen Städten, aber auch in Dänemark und in Schweden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die von Fürstenau erwähnten „Hamburgischen Komödianten", die im Februar 1674 und zur Karnevalszeit 1679 zum ersten Mal mit Molière'schen Stücken den Hof zu Dresden belustigten, unter Paul's Leitung standen, und daher die Vermuthung nicht ausgeschlossen, daß sich V. wenigstens das erste Mal, im J. 1674 bei dieser Truppe befunden habe. Im Juni 1675 war V. in Lübeck bei der Truppe eines gewissen Carl, dessen Familienname in den Acten nur durch ein verschnörkeltes Zeichen angeführt ist. Namentlich ist unter diesem Carl niemand anders als der bereits erwähnte Schauspieldirector gemeint. Um diese Zeit, oder kurz vorher — Heine nimmt die Jahre von 1671 bis 1673 an — muß sich V. verheirathet haben. Seine Frau führte den Vornamen Katharina Elisabeth, was u. a. durch ihre eigenhändige im Leipziger Rathsarchive aufbewahrte Unterschrift bezeugt ist (in den Dresdner Kämmereirechnungen heißt sie Marie Elisabeth). Ihr Vatername lautete wahrscheinlich Paul, da V. als Schwiegersohn jenes Carl erwähnt wird. Sie wirkte sehr bald bei Velten's Aufführungen mit, ebenso wie seine Tochter, die uns seit dem Jahre 1691 gleichfalls als Schauspielerin begegnet und ungefähr 1673, resp. im Mai 1675 geboren war. Jedenfalls besaß V. schon damals einen großen Ruf, da er um diese Zeit nach Rußland berufen wurde, indem er von dem Oberst Nicolas v. Staden den Auftrag erhielt, mit einer Truppe von 30 Personen in Moskau zur Belustigung der Zarischen Majestäten aufzutreten. Allerdings zerschlug sich die Sache, da V. vor der weiten Reise zurückschrecken mochte oder den gegebenen Versprechungen nicht traute. In der Mitte der siebziger Jahre versuchte V. wiederholt in Frankfurt a. M. eine Spielerlaubniß zu erhalten, er wurde aber zunächst regelmäßig mit seinem Gesuche abgewiesen. Eine Wendung in seinem Geschick trat erst im Jahre 1678 ein, wo sein Erscheinen in Dresden zum ersten Mal sicher bezeugt ist. In diesem Jahre fand nämlich eine Zusammenkunft des Hauses Sachsen statt, die Veranlassung zu großartigen Festlichkeiten darbot. Es wurden allerhand Aufzüge, ritterliche Exercitien, Schießen, Jagden, Maskeraden und Feuerwerke veranstaltet und vor allem auch Vorsorge getroffen, daß es an theatralischen Belustigungen nicht fehlte. Der damalige Dresdner Bürgermeister Gabriel Tzschimmer beschrieb auf Befehl Johann Georg's II. diese Zusammenkunft in einem dickleibigen Prachtwerk. Aus ihm ersehen wir, daß V. mit seiner Truppe damals in Dresden anwesend war, und daß er durch Tragikomödien und Komödien, an die sich in der Regel ein Ballet anschloß, viel zur Ergötzung des Hofes beitrug. Die Leistungen seiner Truppe gefielen so, daß er sich länger als ein Jahr in Dresden und Sachsen halten konnte, in welcher Zeit er nicht nur vor dem Hofe, sondern auch 20 Mal vor den Bürgern im Gewandhause und vorübergehend auch während der Neujahrsmesse auf dem Fleischhause in Leipzig spielte. Die wichtigste Errungenschaft aber, die V. damals von Dresden mitnahm, bestand in der Erlaubniß, sich und seine Leute fortan „die Kursächsische Komödiengesellschaft" schreiben und nennen zu dürfen. Als V. Anfang März 1679 Dresden verließ, wandte er sich zuerst nach Nürnberg, wo er bis zum Juli im großen Fechthause Vorstellungen gab. Dann war er vorübergehend in Worms und hatte hier die Ehre, vor Kaiser Leopold I. spielen zu dürfen. Auf der Rückkehr von Worms erhielt er vom Rath zu Frankfurt a. M. die Erlaubniß, während der Herbstmesse im

Krachbein seine Actiones präsentiren zu dürfen. Wie aus seinen in Frankfurt eingeschickten Bittschriften hervorgeht, machte er schon damals von der ihm ertheilten Erlaubniß Johann Georg's II. Gebrauch, indem er sich Kursächsischer Hofkomödiant nannte, und darauf hinwies, daß er von seinem fürstlichen Herrn die Erlaubniß auf Reisen zu gehen erhalten habe. In Frankfurt mußte sich V. mit Elenson in ein und dieselbe Bühne theilen: Er erwies sich bei dieser Gelegenheit als ein nobler Charakter, indem er den in Noth und Schulden gerathenen Collegen aus seiner Verlegenheit befreite, sodaß sich dieser noch zur Michaelismesse nach Leipzig wenden konnte. Wo sich V. in der Zeit nach Ablauf der Frankfurter Herbstmesse von 1679 bis zur Osterzeit 1680 aufgehalten hat, wissen wir nicht. Möglicherweise war er während des Carnevals in Torgau, wo damals der kursächsische Hof weilte. In einer Handschrift der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden (M. 91), die Nachrichten über die damaligen Hoffestlichkeiten enthält, werden eine Reihe von Schau- und Lustspielen, die dort von Ende Februar bis Anfang März gegeben wurden, erwähnt, und die Vermuthung liegt nahe, daß V. in ihnen mitgewirkt habe. Erst nach längeren Bitten erhielt er die Erlaubniß während der Ostermesse 1680 in Frankfurt spielen zu dürfen, wo er etwa drei Wochen blieb. Dann begab er sich nach Köln, gedachte aber im Herbst Frankfurt wieder heimzusuchen. Diesmal aber wurde er abgewiesen, da der Rath infolge der von Spener ausgehenden pietistischen Einflüsse es nicht wagte, der theaterfeindlichen Gesinnung der höheren Kreise Frankfurts sofort wieder entgegen zu handeln. Wir wissen nicht, wo er damals Unterkunft fand; jedenfalls vermied er es, nach Sachsen zurückzukehren, da sein Gönner Johann Georg II. gestorben war und die vermuthlich über das ganze Land sich erstreckende Landestrauer sein Auftreten verhindert hätte und außerdem ihn die in Leipzig herrschende Pest fern hielt. Er blieb in Süddeutschland, und versuchte sein Glück in Nürnberg, Regensburg, Augsburg und München, bis er nach anderthalbjähriger Abwesenheit zur Ostermesse 1682 wieder in Frankfurt a. M. ankam, wo er mit einer kurzen Unterbrechung, die ihn im Juli und August nach Mainz führte, bis Anfang October bleiben durfte. Wie beliebt er in Frankfurt war, sehen wir aus dem Umstande, daß „die Frauenzimmer", d. h. die Gemahlinnen der allhier anwesenden Gesandten und andere ihres Gleichen um die Fortsetzung der Velten'schen Komödie petitionirten. Trotz dieser Auszeichnung, die in der ganzen älteren Geschichte des deutschen Theaters ohne Seitenstück sein dürfte und die größte Anerkennung für Velten's unter dem Namen der „berühmten Bande" bekannte Truppe bedeutet, machte V. schlechte Geschäfte, da das Parterre wegen der gleichzeitigen Anwesenheit von Pulcinella-Spielern leer blieb.

Seit seinem Abschied aus Frankfurt a. M. im Herbste 1682 verschwindet V. ein ganzes Jahr lang unseren Blicken. Das erste Lebenszeichen, das wir seitdem wieder von ihm haben, ist jenes von Blümner in seiner Geschichte des Leipziger Theaterlebens mitgetheilte Schreiben an den Leipziger Magistrat, in dem er um Spielerlaubniß für die Michaelismesse 1683 bittet. Es ist undatirt, war aber von einem Empfehlungsschreiben eines gewissen Friedrich Adolf v. Haugwitz, das das Datum Dresden d. 8. September 1683 trägt, begleitet und wurde durch eine Resolution des Leipziger Rathes vom 18. September 1683 beantwortet, die V. gestattete, während der Messe täglich, außer Sonnabends und Sonntags, zu spielen. Wir erfahren daraus, daß V. aus Frankfurt a. M. kam, wo er jedoch das ganze Jahr hindurch nicht aufgetreten war, daß seine Gesellschaft aus 14 Personen bestand, und daß er seinen Anspruch auf Zulassung in Leipzig nicht nur mit der seiner Truppe verliehenen Bezeichnung der „Kursächsischen Komödiantengesellschaft" begründete, sondern daß er sich und die Seinen „als respective Landeskinder und Eingebohrene" angesehen wissen wollte,

wobei er versprach, „etliche gute, neue und ohntadeliche Schauspiele“ aufführen zu wollen. Ob V. in Leipzig Erfolg hatte, darüber sind wir nicht unterrichtet, aber berechtigt, es anzunehmen, da er von dieser Zeit ab fast regelmäßig bis zu Ostern 1692 jede Messe wieder nach Leipzig kam, freilich nicht mehr allein, sondern in Gemeinschaft mit Christian Starke und Johann Wolfgang Ries, auf deren Namen gleichzeitig mit den seinen die beiden uns erhaltenen Dresdner Reisepässe vom 29. December 1685 und 16. April 1686 ausgestellt sind. Das Compagniegeschäft mit Starke und Ries war aber V. nicht freiwillig eingegangen, sondern es war ihm in Dresden durch den Kurfürsten Johann Georg III. aufgedrungen worden. Vermuthlich hatte sich nämlich V. von Leipzig aus nach Dresden gewendet. Nach langjähriger Abwesenheit trat seine Gesellschaft während des Carnevals 1684 wieder hier auf, wo sie im Taube'schen Garten Komödien und Possenspiele aufführte, die bereits von Fürstenau erwähnt werden und über die erst vor kurzem Beutel an der Hand der Hofjournale in den Dresdner „Geschichtsblättern“ (III, 4. S. 155) gehandelt hat. In demselben Jahre spielte V. indessen auch ziemlich häufig auf dem Gewandhaus. In der Kämmereirechnung wird er erwähnt: 10 Tage bis 5. September 1684, desgl. 13 Tage bis 4. November, 5 Tage bis 14. November, 5 Tage bis 21. November, 5 Tage bis 28. November, 7 Tage bis 20. Februar 1685, 3 Tage bis 27. Februar, wofür er insgesammt 54 fl. 18 Gr. zu erlegen hatte. Er spielte also das ganze Jahr hindurch in Dresden und unterbrach seine hiesige Thätigkeit nur, um während der regelmäßigen Messen in Leipzig aufzutreten. Wir müssen annehmen, daß dem Kurfürsten die Darbietungen der Velten'schen Truppe ausnehmend gefielen, da er sich bewogen fühlte, im Herbste des Jahres 1685 V. und die besten Mitglieder seiner Gesellschaft in seine Dienste zu nehmen. Aber V. mußte sich entschließen, die Direction mit Ries und Starke zu theilen, von denen sich der erste schon seit dem Jahre 1669 in fester Anstellung befand, während das Engagement Ries' aus dem Jahre 1676 datirte. Außerdem trat seiner Truppe noch Franz Christian Paceli bei, der gleichfalls seit 1676 in kurfürstlichen Diensten stand, aber bereits im J. 1686 starb. Ferner gehörten der Truppe an Velten's Frau und deren Schwester, Gottfried Salzsieder, Christian Janetzschky und Reinhard Richter, Balthasar Brambacher und seine Frau, Johann Christian Dorsch (seit 1671 in Dresden angestellt) und seit 1686 die durch ihre Schönheit berühmte Sara v. Boxberg. Die Kosten dieses Engagements waren ziemlich gering. Im J. 1688 waren z. B. für die ganze „Bande der Komödianten“ nur 1771 fl. 9 Gr. angesetzt, welche Summe sich im J. 1689 auf 2000 fl. erhöhte. V. selbst bezog ein jährliches Gehalt von 200 Thlr., war aber nicht fest angestellt, was nur bei Ries und Paceli der Fall war, die ihren Gehalt aus der Kammer bezogen und Bestallungsdecrete besaßen. „Die übrige Bande Komödianten, so sich mehret und mindert, empfähet die Besoldung iedesmal auf Specification und Sr. Excellenz des Herrn Hofmarschalls Unterschrift und der 3 Directoren Quittung, so jedes mahl von den Agenten wieder in dem Hofmarschallamte quittirt werden“.

Uebrigens scheint V. auf die Dauer nicht genügenden Zulauf in Dresden gehabt und auch der regelmäßige Besuch der Messe in Leipzig seine Zeit nicht hinreichend ausgefüllt zu haben. Denn schon im September 1686 war er für kurze Zeit wieder in Frankfurt a. M., wo er diesmal gute Geschäfte machte, so daß er sich bewogen fühlte, für die Stadtarmen eine Summe zurückzulassen, die die vorgeschriebene Abgabe um ein Erhebliches überstieg. Er ist seit diesem Zeitpunkt nicht wieder nach Frankfurt zurückgekehrt, da der Einfall der französischen Truppen Ludwig's XIV. in der Pfalz dort so unruhige und unsichere Verhältnisse herbeiführte, daß in dem dortigen Theaterleben ein achtjähriger Still-

stand eintrat. Aber auch in Sachsen fand V. damals allerhand Hindernisse, die ihn und seine Leute in schwere Bedrängniß versetzten. Noch zu Neujahr 1687 konnte er in Leipzig während der Messe an 15 Tagen spielen und während des Carnevals durch häufige Vorstellungen im Schießhause und im Schlosse den Dresdner Hof erfreuen. Dann aber machte die infolge des Ablebens der Kurfürstin Mutter Magdalena Sibylla († 20. März 1687) eingetretene Hoftrauer seiner Wirksamkeit in Sachsen für längere Zeit ein Ende. Er versuchte daher in Berlin und an den Braunschweigischen Höfen sein Glück, wurde aber gleichfalls wegen „eingefallener Hohen Trauer“ abgewiesen. Dann setzte er seine Hoffnung auf Breslau und einige andere schlesische Städte, fand aber auch hier mit seiner Bitte um Spielerlaubniß kein Gehör, da die Türkennoth die Behörden bestimmte, sie zu verweigern. In dieser üblen Lage wandte sich V. in einem überaus würdig gehaltenen Schreiben an den Kurfürsten Johann Georg III. um volle Auszahlung des zweiten Quartals, während er nach den bestehenden Abmachungen nur die Hälfte hätte beanspruchen können, und erklärte sich bereit, sich für das dritte und vierte Winterhalbjahr „gern und willig mit dem halben Quartal“ begnügen zu wollen. Der Kurfürst gewährte ihm seine Bitte und gleichzeitig Urlaub bis zum Ablauf der Trauerzeit. Wie V. in dem angezogenen Schreiben an den Kurfürsten angedeutet hatte, hatte er einen „sehr weiten Weg zu reisen“, ehe er etwas verdienen konnte. Er wandte sich nach Norddeutschland, wo sein Auftreten in Hamburg für den Juni 1688 bezeugt ist. In demselben Jahre stattete er Leipzig seine regelmäßigen Meßbesuche ab. Insbesondere spielte er vom 7. bis 28. Mai daselbst. Es ist also nicht möglich, daß die vom 16. und 18. Mai (1688) datirten Bremer Theaterzettel, in denen von „sächsischen hochteutschen Comödianten“ die Rede ist, von Velten's Truppe herrühren. Im Herbste eröffnete V. seine Thätigkeit in Dresden aufs neue, wo wir ihn auch während eines Theils des Jahres 1689 zu suchen haben werden. Sicher ist es, daß er im August und September dieses Jahres in Danzig war, wo er jedenfalls bereits schon früher einmal aufgetreten war. Er spielte diesmal hier in der „großen Bude, auff dem Dominic-Plan hinter dem Zeughaus“ und gab dort z. B. am 21. September ein Stück Cicognini's betitelt: „Die Krafft und Würckung der wahren Freundschaft“. (Vgl. den auf der kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Velten'schen Original-Theaterzettel, der von Dr. Arthur Richter für Danzig bestimmt worden ist.) Während des Januar und Februar 1690 folgte er dem Hof nach Torgau und legte hier einen vollzähligen Beweis seiner großen Leistungsfähigkeit ab, da er in dieser Zeit (er war bis zum 17. Januar in Leipzig gewesen) nicht weniger als 42 Stücke zur Aufführung brachte, wobei Trauer- und Schauspiele mit ausgelassenen Possen wechselten. Das folgende Jahr führte den Kurfürsten auf den französichen Kriegsschauplatz, aber obwol der Kurprinz in der Heimath zurückblieb, so scheinen doch während dieses Jahres die Lustbarkeiten und damit auch die Spiele der kurfürstlichen Komödianten wesentlich eingeschränkt worden zu sein. Am 12. September 1691 starb Johann Georg III. Sein Nachfolger, Johann Georg IV. besaß zwar ein reges Interesse für die Musik und die Oper, war aber ohne Sinn für die Pflege der deutschen Litteratur und des deutschen Schauspiels, dessen geringe Kosten ihm schon zu hoch erschienen. Eine seiner ersten Verfügungen bestand darin, daß er sämmtliche von seinem Vater angestellten deutschen Komödianten entließ. Doch durften sie wenigstens den Titel „sächsische Hofkomödianten“ weiterführen und behielten die Concession für das Land. In einem Gesuch vom 4. Februar 1692 an den Kurfürsten erklärt „die sämmtliche Bande Komödianten“, daß sie den allerhöchsten Beschluß mit höchster Gemüthsalteration vernommen habe; sie bittet daher nur, da sie seit Ableben des hochseligen Kur=

fürsten, also seit einem halben Jahre, aus eigenen Mitteln habe leben müssen, daß ihr die rückständigen zwei Quartale zum Abschied in Gnaden ausgezahlt werden möchten. Wir erfahren nicht, ob der Kurfürst dieser Bitte Gehör schenkte.

V., der vielleicht die Gesinnung des Kurprinzen ahnte, hatte sich schon vor dem Tode Johann Georg's III. nach einem neuen Felde für seine Thätigkeit umgesehen. Er hatte sich an den Kurfürsten von Brandenburg gewendet und von diesem durch ein Köln, den 26. Juni 1690 datirtes Decret die Erlaubniß erhalten, in Berlin „bis auf fernere gnädigste Verordnung Komödien spielen“ zu dürfen. Er machte von dieser Concession, die er der Vermittlung des Statthalters Fürsten von Anhalt verdankte, nur zwei Mal im Jahre 1690 und 1692 Gebrauch, da er in Berlin den Italiener Sebastian di Scio vorfand, einen Marktschreier, Zahnausreißer und Quacksalber, der mit seinen Taschenspielerkünsten, seinen Pantomimen, Balletten und Puppenspielereien, neben denen er auch Seiltänzerei und andere gymnastische Künste übte, den Geschmack des Publikums und daher auch V. das Geschäft verdarb. V. wird daher wenig Freude an seinem Berliner Aufenthalte gehabt haben, zumal ihm dort eine persönliche Kränkung zu Theil wurde, die dem Manne, der nach allem, was wir von ihm wissen, stets auf seine Ehre hielt, sehr nahe gehen mußte. Es wird uns nämlich berichtet, daß er in Berlin mit demjenigen Mitgliede seiner Truppe, das die komischen Rollen des Pickelhering oder Hanswurst gab, zum Abendmahl gehen wollte, daß ihm aber die Geistlichkeit dasselbe verweigerte habe. An der Thatsache selbst ist wohl nicht zu zweifeln, da sie mit der durch den Pietismus genährten, von Jahr zu Jahr wachsenden Feindseligkeit der evangelischen Geistlichen gegen das Schauspiel vollkommen übereinstimmt. Ob aber die Zurückweisung in Berlin oder erst im J. 1692 in Hamburg erfolgte, von wo uns eine ähnliche auf V. bezügliche Anekdote überliefert ist, muß dahin gestellt bleiben. Für Berlin spricht vielleicht der Umstand, daß hier noch hinzugefügt wird, Kurfürst Friedrich, der nachmalige erste König von Preußen, habe von der Weigerung der Geistlichkeit erfahren und ihr einen strengen Verweis ertheilt, während von Hamburg eine derartige Meldung nicht vorliegt. Unter den Mitgliedern von Velten's Truppe, mit der er in Berlin erschien, wird uns auch ein gewisser Schernitzky, der den Courtisan spielte, genannt. Sein Name fehlt in dem von Fürstenau mitgetheilten Personalverzeichniß vom Jahre 1691, das auch im übrigen in Bezug auf die Nebenrollen von dem Berliner abweicht. Unsere Nachrichten über die letzte Zeit von Velten's Leben sind eben wiederum sehr dürftig. Die letzte sichere Angabe, die wir über ihn besitzen, führt uns nach Leipzig, wo er in der Ostermesse vom 18. April bis 9. Mai an 15 Tagen auf dem Fleischhaus spielte. Möglicher Weise zog er von dort aus nach Hamburg, wo er nach einer Notiz Löwe's erkrankt sein soll. Wir wissen aber nicht, ob er auch wirklich in Hamburg gestorben ist, da Kirchenbücher aus jener Zeit nicht mehr vorhanden sind und sein Name in den erhaltenen Begräbnißregistern nicht verzeichnet ist. Sicher ist nur, daß er zu Neujahr 1693 nicht mehr in Leipzig erschien, und daß die Brüder Christian und Gabriel Möller, die sich nach seinem Tode um die Spielerlaubniß in Leipzig bewarben, ihn am 8. April 1693 als gestorben bezeichnen. V. hat also kein hohes Alter erreicht, er ist im einundfünfzigsten Lebensjahre gestorben.

Fragen wir nun, worin die Bedeutung von Velten's Bühnenwirksamkeit besteht, und weshalb ihm in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst ein so hervorragender Platz eingeräumt wird, so wird sich die Antwort am besten unter drei Gesichtspunkten zusammenfassen lassen. Zum ersten gebührt ihm diese Auszeichnung wegen eines Verdienstes, das mit seiner Persönlichkeit auf das engste zusammenhängt. V. war, so viel wir wissen, der erste gebildete deutsche Schauspieler. Sein Studium und die Thatsache, daß er promovirt hatte, heben ihn

allein schon über das Niveau seiner Zunftgenossen. Haben wir auch keinen directen Beweis für die Annahme, daß er außer der lateinischen auch die französische, italienische und spanische Sprache verstand, so gibt doch ein Blick auf sein überaus reichhaltiges Repertoire dieser Vermuthung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Vor allem aber besaß V. einen entschieden sittlichen Halt und ein gewisses Selbstbewußtsein, Eigenschaften, die zu seiner Zeit den meisten seiner Collegen abgingen. Die verschiedenen Eingaben, die uns von seiner Hand erhalten sind, namentlich die Schreiben, die er an den Frankfurter Magistrat richtete, stechen vortheilhaft von den de- und wehmüthigen Bettelbriefen anderer Theaterprincipale ab; sie zeigen uns, daß V. von dem Werth seiner Bestrebungen überzeugt war, daß er gewisse künstlerische Grundsätze besaß, und daß er nach Kräften bemüht war, an ihnen festzuhalten. Selbstverständlich konnte er sich diese Grundsätze erst im Laufe seiner Thätigkeit erwerben. Als er zu spielen anfing, bestand sein Repertoire im wesentlichen noch aus Stücken, die zu dem der englischen Komödianten gehörten. Je länger er aber als Bühnenleiter thätig war, desto mehr emancipirte er sich von der damals herrschenden Richtung und vermochte dem Theater dadurch neue Reize zu geben, daß er auch in litterarischer Hinsicht Neues bot. Unter den von ihm gegebenen Stücken befinden sich drei, die wir zu der später namentlich in Wien zur Blüthe gelangten Gattung der „Haupt- und Staatsactionen“ rechnen müssen, d. h. Tragödien, in denen blutige Tyrannen, überhaupt Könige, Fürsten und andere Staatsmänner im Mittelpunkt der Handlung stehen und deren oft blutig ernster Inhalt durch eine nachfolgende meist tolle Burleske paralysirt zu werden pflegte. Das erste dieser Stücke ist die „Tragicomödia vom König Ludwig und seinem Bruder Friedrich“, in dem uns die Eifersucht König Ludwig's von Ungarn, der seinen Bruder, seine Frau und alle Personen des Stückes bis auf die lustige Person ermordet, vorgeführt wird und zwar in einer Handlung, die in vieler Hinsicht an Shakespeare's Wintermärchen erinnert. Als zweites dieser Dramen ist der „Wallenstein“ von Haugwitz zu nennen, den V. in Torgau aufführte, als drittes aber haben wir die im J. 1686 in Frankfurt von ihm gegebene Tragödie: „Der bestrafte Brudermord“ anzusehen, die nichts anderes ist, als eine ganz im Geist der Haupt- und Staatsactionen gehaltene Bearbeitung von Shakespeare's „Hamlet“ (Geneé). Bei dem Mangel an geeigneten Stücken verfiel aber V. in Frankfurt a. M., wo er bei seinem ersten Auftreten noch die Erinnerung an die italienische Commedia dell' Arte, in der sein unmittelbarer Vorgänger Johann Baptiste Pelcer (auch Pelcio genannt) Bedeutendes geleistet hatte, lebendig fand, auf den Gedanken, sein Glück gleichfalls mit der Stegreifkomödie zu versuchen, in der zwar das Schema für den Gang der Handlung gegeben war, der Dialog und alles Uebrige aber der Improvisation der Darsteller überlassen wurde. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Aufgabe in ihrer Art große Künstler zur Bewältigung verlangt, und wir wissen nicht, wie weit V. und seine Mitspieler in der Lage waren, die Concurrenz der gerade auf diesem Felde vorzugsweise begabten Italiener auszuhalten. Vermuthlich hat dieser Versuch V. große Schwierigkeiten verursacht und ihn veranlaßt, sein Augenmerk auf vollständig niedergeschriebene und ausgearbeitete Stücke zu richten, in deren Einrichtung und Bearbeitung den Schauspielern jener Zeit eine unbegrenzte Freiheit gelassen war. Da aber die deutsche dramatische Litteratur seiner Zeit, wenn wir von Gryphius, dessen „Peter Squenz“ V. aufführte, absehen, auf dem Nullpunkt angekommen, und der Bruch zwischen der Production der gelehrten Dichter aus der zweiten schlesischen Schule und den Bedürfnissen der wirklichen Bühne, die nach der Meinung jener, nur „von plebejischen und herumschweifenden Personen“ bedient wurde, bereits vollzogen war, erscheint es nur natürlich, daß V. sein Heil in der Einführung aus-

ländischer Dramen erblickte. Dabei bot sich ihm die französische dramatische Litteratur, die bis dahin nur vereinzelt in Deutschland bekannt geworden war, wie von selbst dar. So erklärt es sich, daß in seinem Repertoire französische Stücke oben anstehen, und daß sie, so weit wir darüber informirt sind, auch die größte Anzahl von Aufführungen erlebten. Von den französischen Tragödien bevorzugte V. Corneille; eine besondere Vorliebe aber scheint er für Molière's Lustspiele gehabt zu haben, denn er brachte im ganzen 10 davon auf die Bühne, von denen nur zwei: „l'avare“ und „l'étourdi“ schon vorher in Deutschland gegeben worden waren. Dieser Umstand hat zu der Vermuthung geführt, daß V. der Uebersetzer und Sammler der in Nürnberg im Jahre 1695 unter dem Titel: „Histrio Gallicus“ erschienenen Molière-Uebersetzung gewesen sei. Diese Vermuthung beruht jedoch auf einem von Löwe zuerst bekannt gemachten Irrthum Eckhof's und hat schon deshalb keinen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit, weil, wie wir gesehen haben, V. zur Zeit ihres Erscheinens bereits mindestens zwei Jahre todt war, ganz abgesehen davon, daß die Uebersetzung von 1695 nach Zarncke's Darlegungen nur eine Bearbeitung der ersten Nürnberger Ausgabe vom Jahre 1694 ist. Dagegen dürfen wir annehmen, daß V. jene 12 Komödien Molière's gekannt hat, die sich in der im J. 1670 zu Frankfurt a. M. erschienenen „Schaubühne englischer und französischer Komödianten“ befinden, und daß sie ihn angeregt haben, auch andere Komödien des großen Franzosen für die deutsche Bühne zu bearbeiten. War er also auch keineswegs der erste Molière-Darsteller seiner Zeit — in Dresden hatten die „Hamburgischen Komödianten“ schon 1674 Molière'sche Stücke aufgeführt —, so gebührt ihm doch der Ruhm, durch die häufige Darstellung dieser Lustspiele den auf die Gewinnung regelmäßiger Stücke abzielenden Bestrebungen Gottsched's vorgearbeitet zu haben und diese Erweiterung des deutschen Repertoire ist sein zweites großes Verdienst, das ihm unvergessen bleiben soll. Allerdings dürfen wir uns von seinen Bearbeitungen Molière'scher Stücke keine zu große Vorstellung machen. Sie waren wie die uns bekannten Uebersetzungen nicht in Versen, sondern in Prosa geschrieben und zeigten jedenfalls dasselbe Bestreben, nichts Wesentliches hinter der Scene vor sich gehen zu lassen, sondern möglichst viel Handlung auf die Bühne zu bringen. Damit aber berühren wir den letzten Punkt, der uns noch als ein drittes Verdienst Velten's zu besprechen übrig bleibt. Hand in Hand mit seiner Bestrebung für die Verbesserung und Erweiterungen des Repertoires gehen die Maßregeln, die er zur Umgestaltung und Ausdehnung des Bühnenwesens unternommen hat. Er nahm in Frankfurt a. M. eine Erweiterung der alten englischen Komödiantenbühne dadurch vor, daß er einen „doppelten Schauplatz“ anlegen ließ, d. h. eine Bühne, die aus einem vorderen und hinteren Theil bestand und durch eine „Tapete“, die nach Belieben in die Höhe gezogen oder niedergelassen werden konnte, geschieden war. Brauchte er nun für einen scenischen Vorgang einen größeren Raum mit weiterer Perspective, so ließ er die hintere Abtheilung öffnen, während sich alle einfacheren Scenen nur auf der Vorderbühne abspielten. Diese wieder war auf beiden Seiten mit Wänden aus Tapeten versehen, in denen wir die ersten Anfänge unserer Coulissen zu suchen haben, und konnte in den Zwischenpausen durch eine aufrollbare Gardine von dem Zuschauerraum abgeschlossen werden.

Nach Velten's Tode übernahm seine Wittwe zugleich mit dem auf sie übergegangenen Privileg die Leitung der Truppe. Sie war eine gebildete und federgewandte Frau und vertheidigte ihren Stand in einer „Zeugniß der Wahrheit vor die Schauspiele oder Comödien“ betitelten Schrift gegen die Angriffe, die der Diakonus Joh. Jos. Winkler in Magdeburg von der Kanzel herab gegen das Theater gerichtet hatte. Als Friedrich August I. im J. 1697 zum König von Polen erwählt worden war, wurde ihr Privileg auch auf Polen aus-

gedehnt. Sie nannte ihre Truppe seitdem „Königlich polnische und kursächsisch hochdeutsche Hofkomödianten“ und zog mit ihr in ganz Deutschland umher, bis sie sie im Jahre 1711 oder 1712 in Wien auflöste.

Die Hauptschrift über V. ist: Carl Heine, Johannes Velten. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im XVII. Jahrhundert. Inaugural-Dissertation. Halle a. S. 1887. Leider ist sie, wie schon G. Wustmann, Quellen zur Geschichte Leipzigs. Leipzig 1889. S. 473 (vgl. den ganzen Abschnitt: Zur Geschichte des Theaters in Leipzig 1665—1800. S. 457—493) gezeigt hat, ziemlich flüchtig gearbeitet und muß daher vorsichtig benutzt werden. Da die ältere Litteratur über V. dort angeführt ist, genügt es auf Alexis Wesselofsky, Deutsche Einflüsse auf das alte Russische Theater 1672—1756. Prag 1876. S. 13—15 hinzuweisen, dessen Bemerkungen über V. Heine übersehen hat. Seit dem Erscheinen seiner Dissertation hat Heine selbst Ergänzungen geliefert in seiner Abhandlung: Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched. Halle a. S. 1889. Vgl. ferner: Karl Theod. Gaedertz, Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert. Bremen 1888. — A. Ehrhard, Les comédies de Molière en Allemagne. Paris 1888. S. 70—77, 147. — Joh. Bolte, Molière-Uebersetzungen des 17. Jahrhunderts im Archiv für das Studium der neueren Sprachen. Braunschweig 1889. Bd. 82. S. 84—87. — Karl Trautmann, Deutsche Schauspieler am bayrischen Hofe, im Jahrbuch für Münchener Geschichte. Bamberg 1889. III, S. 320, 386, 411. — Internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen. Wien 1892. Fachkatalog der Abtheilung für deutsches Drama u. Theater. Wien 1892. (Siehe Register.) — W. Nehring, Eine unbekannte Episode aus dem Leben J. Velten's in der Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte. Berlin 1893. N. F. VI. S. 2, 5. — Die auf die Aufführungen im Dresdner Gewandhaus bezüglichen Angaben gründen sich auf Auszüge aus den im Stadtarchiv aufbewahrten Kämmereirechnungen. H. A. Lier.

Veltheim: August Ferdinand Graf v. V., Polyhistor, namentlich bedeutend auf den Gebieten der Mineralogie, Geologie, des Montanfachs und der Archäologie, war am 18. September 1741 zu Harbke bei Helmstedt im Braunschweigischen als Sohn eines Rittergutsbesitzers geboren. Behufs seiner Erziehung wurde er auf das Pädagogium zu Klosterbergen geschickt, das er 1758 verließ, um bei dem väterlichen Freunde Viceberghauptmann v. Heinitz, dem später berühmten preußischen Minister, in Zellerfeld sich praktisch für das Bergfach auszubilden. Nach etwa 2 Jahren bezog V. dann die damals noch bestandene Universität Helmstedt, wo er hauptsächlich unter dem Einfluße des Polyhistors Prof. Beireis vielseitigen naturwissenschaftlichen Studien oblag. Hierauf trat er als Kammerassessor in braunschweigische Dienste, verließ diese aber bald wieder, um mit seinem Vater größere Reisen zur Erweiterung seiner cameralistischen und bergtechnischen Kenntnisse zu machen. Zurückgekehrt trat V. 1764 als Kammerrath in hannöverische Dienste und wurde 1768 zum Vice-Berghauptmann am Harz befördert, in welcher Stellung er 31 Jahre lang mit großem praktischen Geschicke und Scharfblick bei der Leitung der Bergwerke mitwirkte. Mißverständnisse mit seinen Collegen veranlaßten ihn, 1795 von seinem Amt zurückzutreten, wobei er als Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen den Titel eines Berghauptmanns erhielt. Er zog sich auf sein Familiengut Harbke zurück, um von da an ganz unabhängig sich seinen Lieblingsneigungen widmen zu können. Wie hoch man seine Tüchtigkeit und seine Kenntnisse allgemein schätzte, geht daraus hervor, daß ihn der Herzog von Braunschweig auf einen Ministerposten berufen wollte und die Kaiserin Katharina von Rußland ihm

1796 das Anerbieten machen ließ, als Oberberghauptmann an die Spitze der russischen Bergverwaltung zu treten. V. zog es vor, beide Anerbietungen ablehnend, in gänzlicher Unabhängigkeit seine Zeit der Bewirthschaftung seiner Güter und der Wissenschaft namentlich der Geognosie, Mineralogie und Alterthumskunde zu widmen. Zuerst veröffentlichte er 1781 eine Schrift „Grundriß der Mineralogie“, mit welcher er zugleich eine Uebersicht über die Geognosie verknüpfte. V. unterschied darin 1: Granitisches Urgebirge; 2: Ganggebirge; 3: Flötzgebirge, unter welchem zum ersten Mal in Deutschland auch die Kreide erwähnt wird und 4: Vulkanisches Gebirge. Bald folgte eine zweite Publication: „Etwas über die Bildung des Basaltes und der vormaligen Beschaffenheit Deutschlands“ 1787 in 2 Bdn., in welcher der damalige Stand der geognostischen Wissenschaft scharf gezeichnet wird. Das Werk ist auch in 2. Auflage erschienen. In praktischer Richtung schrieb er 1790: „Ueber die Hauptmängel der Eisenhütten in Deutschland“. Vorwaltend kritisch gehalten ist die Schrift: „Ueber Werner's und Karsten's Reformen in der Mineralogie“, in welcher er sich mit Heftigkeit gegen deren System aussprach. Sie zog ihm eine erbitterte Erwiderung Werner's zu. Sein empfänglicher und beweglicher Geist führte V. von einem Gegenstand des Wissens zum anderen, ohne sich darin sehr zu vertiefen. So kam es, daß er infolge eines eifrigen Verkehrs mit Lessing sich später sehr verschiedenartigen archäologischen Untersuchungen hingab. 1791 schrieb er: „Ueber die Vasa murrina“; 1794: „Etwas über die Memnons-Bildsäule, Nero's Smaragd und die Kunst der Alten, Glas zu schleifen“; „Ueber den Hydrophan der Neuern und den Pantarbas der Alten“; 1797: „Etwas über das Onyxgebirge des Ktesias und den Handel der Alten nach Ostindien“; „Etwas vom Schießpulver bei Tyrus und das Feuersetzen der Alten“; 1801: „Ueber die Barberinische oder Portland-Vase“. Eine seiner letzten Publicationen: „Aufsätze historischen, antiquarischen und mineralogischen Inhalts“, 2 Bde. 1800 ist sehr gemischten Inhalts und wiederholt die Angriffe gegen Werner in heftiger Weise. V. war freisinnig, in politischen Dingen aber schwankend und leidenschaftlich. Zuerst voll Begeisterung für die französische Revolution verfiel er später in eine erbitterte Gegnerschaft, wie er denn schon früher immer dem französischen Wesen abhold war. Auch betheiligte sich V. als Landstandsmitglied eifrig an den Arbeiten des Provinzialgesetzbuchs des Herzogthums Magdeburg mit Beiträgen. An äußeren Ehrungen fehlt es V. nicht. 1798 ernannte ihn die Universität Helmstedt zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste und bei einer Deputation des Herzogthums Magdeburg zur Huldigungsfeier des Königs von Preußen wurde er am 6. Juli 1798 in den Grafenstand erhoben. Schon vorher hatte ihn die Gesellschaft der Wissenschaften in London zu ihrem Mitglied ernannt. Die letzten Jahre seines Lebens waren durch ein schweres Leiden verbittert, dem er auch am 2. October 1801 in Braunschweig, wo er zeitweise lebte, erlag.

Henke, Elogium Aug. Ferdin. Comitis de Veltheim. 1802. — Schlichtegroll, Nekrolog d. Teutschen I, 241. — v. Moll's Annalen der Berg- und Hüttenkunde II, 356. — Meusel, Gelehrt. Teutschl. 5. Aufl. VIII, 194.

v. Gümbel.

Veltheim: Franz Wilhelm Werner v. V., kgl. preuß. Oberberghauptmann, ein hervorragender Bergbeamter und Geologe, war am 10. November 1785 zu Rothenburg a/S. unfern Halle a/S. als Sohn eines Berghauptmanns geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung theils privatim, theils auf einem Gymnasium in Berlin. Die Eindrücke seiner Jugend bestimmten ihn, das Fach seines Vaters, das des Montanwesens, zu ergreifen. Nach Beendigung der vorbereitenden praktischen Beschäftigung in den Bergwerken der Umgegend seiner Vaterstadt und Schlesiens bezog V. 1805 die Bergakademie in Freiberg, wo

damals Werner auf der Höhe seines Ruhmes als Begründer der geognostischen Wissenschaft stand, während 2 Jahren und besuchte sodann zur Vervollständigung seiner Ausbildung 1808 die Universität in Göttingen, von wo er zur Uebernahme einer amtlichen Stellung als Divisionssecretär bei der Berghauptmannschaft seiner Vaterstadt berufen wurde. 1810 als Oberbergmeister nach Eisleben versetzt legte er durch unermüdliche Thätigkeit und große Sachkenntniß den Grund zum erneuten Aufblühen des berühmten Mansfelder Bergbaus. In den schweren Kriegszeiten griff er auch durch die Bildung eines freiwilligen Pioniercorps, das aus Bergleuten bestand, in den Gang der politischen Ereignisse ein. 1816 wurde V. zum Director und Berghauptmann an das Oberbergamt in Halle a/S. befördert, wo er 20 Jahre lang segensreich wirkte, namentlich den dem Erliegen nahen Steinkohlenbergbau von Wettin und Löbejün neu belebte. In diese Jahre fallen die meisten seiner sehr geschätzten geognostischen und montanistischen Publicationen, obgleich ihm die umfassende amtliche Thätigkeit hierzu wenig Muße gönnte. Unter diesen sind besonders hervorzuheben: „Mineralogische Beschreibung von Halle", 1820; „Ueber das Vorkommen von gangförmigen Lagerstätten" u. s. w. (Schweigger's Journ. 39, 1323 und 46, 1826); ferner „Betrachtungen einiger wichtigen Erscheinungen in dem Verhalten der Salzquellen von Schönebeck" (das. 40, 1824); „Ueber den Granit des Harzes" (das. 46, 1826); „Ueber metallische Fossilien des Mansfelder Kupferschiefers" (Karsten's Arch. f. Bergb. XV. 1827); „Geognostische Beschreibung des Regierungsbezirks Merseburg" (Karsten's Arch. f. Min. IX, 1836). Daran reiht sich eine spätere Schrift: „Ueber das Vorkommen von Bergtheer in N. Deutschland" (das. XII, 1839). Im J. 1835 wurde V. als Oberberghauptmann zur Leitung des gesammten preußischen Montanwesens nach Berlin berufen, in welcher Stellung ihm nur mehr wenige Jahre zur Förderung des Bergwesens in umfassender Weise thätig zu sein vergönnt war. Ein tiefes Leiden nöthigte ihn bald aus dem Staatsdienst zu scheiden und raubte ihm am 31. December auf dem Familiengut Schönfließ bei Berlin das Leben. V. war ein ebenso praktisch vortrefflicher wie wissenschaftlich gründlich gebildeter Montanist. Seine Brust zierten viele hohe und höchste Orden.

Voigt, Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1839, 1024. v. Gümbel.

Veltheim: Hans Graf v. V., dramatischer Dichter, geboren zu Braunschweig am 19. Juli 1818, † 1854, stammte aus der Harbke'schen Linie des alten Adelsgeschlechtes der v. Veltheim. Sein Großvater war der bekannte Mineraloge August Ferdinand v. V., hannoverscher Berghauptmann, der unterm 6. Juli 1798 in den Grafenstand erhoben wurde (s. o. S. 585). Sein Vater Graf Werner stand, als Hans v. V. geboren ward, als Forstmeister in braunschweigischen Diensten; nach der Vertreibung des Herzogs Karl wurde er 1830 an die Spitze des Staatsministeriums berufen, dessen Seele jedoch der Geheimrath Wilhelm Frhr. v. Schleinitz (s. A. D. B. XXXI, 459 ff.) wurde, während ihm selbst zumeist die Repräsentationspflichten zufielen. Seine humane und vornehme Geschäftsführung fand allgemeine Anerkennung; 1848 trat er vom Staatsleben zurück, da sein ehrlich aristokratischer Sinn sich in die neue Zeit und ihre Forderungen nicht finden konnte. Auch im Hofdienste bekleidete er als Oberjägermeister eine äußerst angesehene Stellung. Er war drei Mal verheirathet. Die erste Frau, Wilhelmine v. Adelebsen, die er am 24. September 1810 geheirathet hatte, starb schon im folgenden Jahre. Er vermählte sich darauf am 10. December 1812 mit deren Schwester Adelheid Melusine, die als vierten Sohn unsern Hans gebar. Von dessen Brüdern starben der älteste und der jüngste bald nach ihrer Geburt, nur der zweite, Bernhard (geb. 1. Nov. 1814), erreichte ein höheres Alter. Früh verlor Hans seine Mutter; sie verschied am

24. Februar 1823, und der Vater reichte darauf (3. Aug. 1824) Emilie v. Briesen die Hand, die noch drei Töchtern das Leben gab. Hans wurde mit seinem Bruder Bernhard anfangs durch Hauslehrer unterrichtet, seit dem Ende der zwanziger Jahre bis 1835 durch Eduard Völker, der später Pastor in Harbke wurde. Ostern 1833 kam er in die dritte Classe des Obergymnasiums in Braunschweig, rückte nach zwei Jahren in die erste Classe ein, ging dann aber nach einem Halbjahre (Michaelis 1835) auf das Collegium Carolinum über, das er zwei Jahre lang besuchte. Hier kam ihm die vielseitige Ausbildung, die diese Anstalt, ein Mittelding zwischen Gymnasium und Universität, damals gewährte, trefflich zu statten. Er trieb bei Petri, Emperius, Griepenkerl u. a. sehr ausgedehnte Studien in der alten classischen Litteratur, in Archäologie und Aesthetik, im Französischen, Italienischen und Englischen, in Völker- und Staatenkunde u. dergl. Außerdem hörte er auch Mineralogie bei dem damals noch außerordentlichen Professor Joh. Heinr. Blasius, mit dem er später eine enge Freundschaft schloß. Er erhielt bei seinem Abgange unterm 16. October 1837 ein vorzügliches Zeugniß, in dem nur seine mathematischen Kenntnisse sehr ungünstig beurtheilt wurden. Aus dieser Collegianerzeit wird auch die Bekanntschaft mit Ludw. Lemcke, dem späteren Professor der romanischen Philologie in Marburg und Gießen, herrühren, der bis Michaelis 1836 in Braunschweig war und dann nach Berlin ging. Dorthin folgte ihm V. ein Jahr später und hier traten beide Männer in sehr vertrauten Verkehr. V. bezog die Universität, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Die Wahl dieses Studiums war mehr durch äußere Verhältnisse als durch innere Neigung veranlaßt worden. In Berlin hörte er zwar bei Savigny, aber in Göttingen, wohin er im Wintersemester 1839 auf 40 übersiedelte, weist sein Vorlesungsverzeichniß keinen Namen der juristischen Größen auf; er hatte hier nur bei dem Dr. Rothamel belegt, der mehr ein ‚Einpauker' als ein wissenschaftlicher Lehrer war. Als er Ostern 1841 von der Universität nach Braunschweig zurückkehrte, war ihm das gemeine Recht, insbesondere das Privatrecht noch ganz fremd geblieben; er ließ sich daher auf diesem Gebiete in der folgenden Zeit von dem damaligen Notar Dr. E. Trieps, dem späteren Geheimrathe (s. A. D. B. XXXVIII, 601 ff.), unterweisen. Im October d. J. meldete er sich zur juristischen Prüfung, die er am 19. März 1842 nur mit der Note „hinlänglich" bestand. Unterm 20. April d. J. wurde er zum Auditor ernannt und zu weiterer Ausbildung dem Kreisgerichte zu Braunschweig überwiesen. Hier schloß er sich besonders an den damaligen Assessor Wilh. Bode an, dessen kräftiger, gemüthvoller Humor ihn ungemein ansprach. Während der Bureauzeit beschäftigte er sich meistens mit dem Entwerfen witziger Zeichnungen; seiner dienstlichen Thätigkeit selbst konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Am 1. Mai 1843 ließ er sich auf ein Jahr Urlaub ertheilen und diesen darauf noch um ein Jahr verlängern. Dann wurde er auf seinen Wunsch im November 1845 zu den Sitzungen und Geschäften der herzoglichen Kammer zugelassen; aber auch hier scheint seine Thätigkeit keine regere geworden zu sein. Zu einer Anstellung hat er es im Staatsdienste niemals gebracht; ohne förmliche Entlassung scheint er stillschweigend aus ihm geschieden zu sein. Mitgewirkt wird bei dieser frühzeitigen Aufgabe der Beamtenlaufbahn auch der Umstand haben, daß er nach dem frühen Tode seines älteren Bruders Bernhard († Juni 1842) als sicherer Erbe des Majorats galt. Seine Beschäftigung auf herzoglicher Kammer sollte ihn dazu vorbereiten, ihn mit der Land- und Forstwirthschaft vertraut machen. Dem gleichen Zwecke diente ein längerer Aufenthalt in Süpplingenburg bei dem Amtmann Cleve und in Harzburg bei dem späteren Forstmeister Geitel, mit dem er bald sehr be-

freundet wurde; der lebhafte Witz und die dichterische Begabung Geitel's waren ihm äußerst sympathisch.

Ebensowenig wie der Justiz- und Verwaltungsdienst sagte V. der Hofdienst zu, dem er sich als Sohn seines Vaters natürlich nicht entziehen konnte. Er wurde am 1. Januar 1843 zum Hofjunker, 1844 zum Kammerjunker, 1847 zum Kammerherrn ernannt. Veltheim's Anlagen und Neigungen lagen auf ganz anderen Gebieten, wie auf denen, auf die ihn Geburt und äußere Umstände führten. Er konnte so zu einer befriedigenden Thätigkeit nirgends gelangen. Das brachte von vornherein einen Zwiespalt in sein Leben, der durch andere widrige Verhältnisse noch sehr erweitert werden sollte. V. hatte das Glück eines stillen, innigen Familienlebens von Jugend auf entbehrt; das mußte bei einer tiefen, innerlichen Natur, wie der seinen, eine schmerzlich empfundene Lücke zurücklassen. Das Verhältniß zu Vater und Stiefmutter war ein kühles. Letztere war eine mehr äußerlich gerichtete Frau, deren peinlichem Ordnungssinne schon die geniale Unordnung des Sohnes nicht gefiel, der aber das richtige Verständniß für sein tieferes Wesen und gehaltvolleres Treiben vollends abging. Das besaß auch der Vater nicht. Es ist gewiß erklärlich, wenn dieser es ungern sah, daß der reichbegabte Sohn im Staatsdienste nichts leistete, bei Hofe nur mit Widerstreben sich sehen ließ. Für alle die Neigungen, die ihn selbst erfüllten, besonders die Jagd, besaß der Sohn nicht das geringste Interesse; er machte sich auch nichts aus Pferden, aus Tanz, aus Glücksspiel u. s. w., kurz er hatte keine der sogenannten noblen Passionen, in denen junge Männer seiner Stellung sonst so leicht sich gefallen. Gern hätte der Vater ihm hier wol eine Ausschweifung nachgesehen, wenn sie ihn nur aus seinen Lebensgewohnheiten herausgerissen hätte. Auffallend bevorzugte er daher den älteren Sohn Bernhard, der ein schönes Aeußere mit gewandtem leichtlebigen Wesen vereinigte. Hans lebte und webte in litterarischen und künstlerischen Interessen. Das fand nicht die Billigung des Vaters. War auch der Großvater wiederholt schriftstellerisch hervorgetreten, so konnte der Aristokrat vom alten Schlage sich doch nicht darin finden, daß der Sohn mit dramatischen Erzeugnissen und witzigen Zeichnungen vor die Oeffentlichkeit trat. Auch zu seinen Standesgenossen hatte dieser im allgemeinen wenig Beziehungen. Nicht daß er sich zu ihnen in Gegensatz gesetzt hätte. Er war und blieb Aristokrat im besten Sinne des Worts; dabei war er aber eine durchaus friedliche, fast scheue Natur, die Niemanden den Weg versperrte, alles Figuriren haßte und sich stets im Hintergrunde zu halten suchte, von hier aber die Personen und Vorgänge scharf beobachtete. Allgemein gerühmt wird die gewinnende Liebenswürdigkeit seines Wesens, die ihn, ohne daß er danach strebte, zu einer überall beliebten Persönlichkeit machte, der Niemand feind sein konnte. Ein inniges Verhältniß verband ihn mit seinen jüngeren Stiefschwestern, die begeistert zu ihm aufsahen, und bei denen er, während die Eltern meist ausgingen, gern die Abende mit Musik, harmlosem Spiel, Vorführung von Puppentheatern, zu denen er selbst die Texte dichtete, und dergl. verbrachte.

V. verlebte den Sommer meist in Harbke, den Winter in Braunschweig, wo er hauptsächlich in litterarisch angeregten Kreisen verkehrte. Eine Unterbrechung brachten in dieses Leben mitunter Reisen, obwol er auch davon, vielleicht bei dem Mangel an größeren Mitteln aus der Noth eine Tugend machend, kein übermäßiger Freund gewesen zu sein scheint. Im Sommer 1844 besuchte er mit seiner Familie Dresden und die sächsische Schweiz, wo er den Freiherrn Edmund v. Beaulieu-Marconnay kennen lernte. Im folgenden Jahre war er in Tirol und Triest. Dann machte er in Gemeinschaft mit Blasius von April bis September 1847 eine große Reise, die über Prag und Wien nach Dalmatien

ging, wo sie lange verweilten und insbesondere die Inseln besuchten. Dann durchzogen sie ganz Italien und Sicilien, wo eine Besteigung des Aetna zu den Glanzpunkten gehörte, fuhren zu Schiffe von Messina nach Genua und durchstreiften dann von Frankreich bis zum Salzkammergute die ganze Alpenkette. Eifrig nahm V. auf dieser Reise Antheil an den naturwissenschaftlichen Studien seines gelehrten Freundes; aber noch mehr als botanische und geologische Beobachtungen fesselten ihn künstlerische Interessen; er zeichnete nach der Natur Landschaftsbilder, Volkstypen u. s. w. In mannichfacher Weise scheint diese Reise eine anregende Wirkung auf ihn ausgeübt zu haben. Außer mit Blasius verband ihn auch ferner mit L. Lemcke eine innige Freundschaft, die sich dann auch auf dessen Frau übertrug. Als Freund war V. von bewährter Treue; er trug kein Bedenken, hier auch, wenn die Gelegenheit sich bot, Geldopfer zu bringen, obwol er finanziell keineswegs glänzend gestellt war. Gern veranstaltete er mit gleichgestimmten Männern Leseabende, an denen sich u. A. der damalige Husarenlieutenant Julius v. Unger, die Brüder Robert und Erich Griepenkerl — jener der bekannte Dichter des Robespierre —, sein Vetter Fritz v. Veltheim, jetzt Oberjägermeister auf Destedt, betheiligten. Bei solchen freundschaftlichen Zusammenkünften kam die Fülle seiner Talente, sein Humor, sein scharfer, aber nie boshafter Witz am schönsten zum Vorschein. Er war ein Meister auf dem Claviere, wo er durch tief melancholische und dann wieder wilde Weisen die Stimmung seines Gemüths am treffendsten zum Ausdrucke brachte; mit der Harfenkünstlerin Rosalie Spohr, der späteren Gräfin Sauerma, hat er viel musicirt. Daneben war er ein hervorragender Zeichner; da er die Schwächen der Menschen, die Komik der Situationen schnell erkannte und richtig erfaßte, so war er besonders ein guter Caricaturenzeichner. Als solcher geißelte er in seinem „Héliogabale XIX ou biographie du dixneuvième siècle de la France: dediée à la grande nation en signe de sympathie par un Allemand“ (Braunschweig 1843) in witziger Weise die französischen Verhältnisse der Zeit. Der Vater soll mit dieser Thätigkeit des Sohnes aber so wenig einverstanden gewesen sein, daß man sagt, er habe dieses Werk, so viel er konnte, aufkaufen und vernichten lassen. Mit Vorliebe behandelte er auch Tagesereignisse und Persönlichkeiten seiner Vaterstadt in witzigen Zeichnungen, die er öffentlich ausstellte. Ganz besonders während des tollen Jahres 1848, wo er seinen Widerwillen gegen die demokratischen Bewegungen der Zeit und ihre Wortführer, der schon 1846 in seinem „Seekönig“ in der Gestalt des Rathsherrn Thomasius hervortrat, wiederholt deutlich zu erkennen gab. So erschien damals in Steindruck eine Caricatur mit der Unterschrift „moderne Industrien“, die drei demokratische Volksredner (Aronheim, Holland und Lucius) um ein Mordgeschichtenbild als Orgeldreher u. s. w. gruppirt so unverkennbar zeigte, daß der Unwille ihrer Anhänger es den Künstler einige Fensterscheiben kosten ließ. Doch auch abgesehen von diesen Caricaturen liefern zahlreiche Studien, die von ihm erhalten sind, den Beweis, daß er es sehr ernst mit seiner Kunst meinte.

Weit wichtiger aber als alles dieses ist die dramatische Thätigkeit Veltheim's, die ihm allein eine bleibende Bedeutung sichert. Er hat nur vier Dramen herausgegeben, von denen zwei („Seekönig“ und „Splendiano“) 1846 als „dramatische Versuche“, die beiden anderen („Die Erben der Zeit“ und „End' und Anfang“) 1850 als „dramatische Zeitgemälde“ erschienen. Fanden sie auch bei der Kritik, wie z. B. in den Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrg. 1847 I, 673; 1851 II, 850) warme Anerkennung, so sind sie in weiteren Kreisen doch wenig bekannt geworden, vor allem wol weil sie sich zur Aufführung auf der Bühne nicht sonderlich zu eignen schienen. In Oldenburg suchte zwar 1847 ein Freund Veltheim's, der genannte Frhr. v. Beaulieu-

Marconnay, dem die „Zeitgemälde“ gewidmet sind, den „Splendiano“ auf die Bühne zu bringen; er gewann auch den Intendanten für den Plan, der dann aber doch an den Bühnenschwierigkeiten, die der Regisseur geltend machte, gescheitert zu sein scheint. Noch viel weniger als dieses Stück war die zweite Sammlung der Dramen, in denen die epische Breite noch mehr vorherrscht — der Verfasser nennt sie deshalb bezeichnend dramatische Zeitgemälde — auf Bühnenwirkung berechnet; V. bestärkte in dieser Richtung, wie er v. Beaulieu schrieb, seine „täglich zunehmende Scheu vor der Coulissenwelt und den trivialen Mittelchen der Bühnenreussite“. Ohne Zweifel ist er hierdurch eines großen Theiles des Erfolges, den er verdiente, verlustig gegangen. Das ist gewiß sehr zu bedauern. Denn in der That sind seine Dramen eigenartige Schöpfungen, die eine hohe dichterische Begabung klar erkennen lassen. Der Stoff zeigt in allen eine gewisse Verwandtschaft: es wird uns ein im Untergange begriffenes Volk geschildert, zu dem der Held des Stücks in bewußten Gegensatz tritt; in dem Zusammenstoße des individuellen Charakters mit dem allgemeinen Volkscharakter findet der Held ein tragisches Ende. Die unbefriedigte Stimmung des Dichters, der in den gährenden Unruhen und Wirren seiner Tage keinen frischen Frühlingshauch, sondern nur einen absterbenden Herbst verspürte, findet in ihnen einen deutlichen Ausdruck. So haben auch seine beiden letzten Dramen eine unverkennbare Beziehung auf seine Zeit; sie zeigen klar, wie er selbst sie auffaßte. Er war der Ansicht, daß seinem Vaterlande nur eine Herrschaft auf dem Gebiete des Geistes, die Pflege von Kunst und Wissenschaft übrig bleiben würde, wenn ihm eine politische Machtstellung versagt sei, daß jene aber nur errungen werden könne, wenn ein neuer Glaube die alte Welt durchdringe und innerlich umgestalte. Er spricht sich selbst darüber aus: „Das erste Stück (‚Erben der Zeit‘) führt die Schönheitsidee vor, die einzige, welche dem todten Italien geblieben ist, das zweite (‚End’ und Anfang‘) die Glaubensidee, welche eine verfallende Welt in ihren Schoß aufnimmt ... Die sittliche Idee muß entweder in der Schönheit oder im Glauben aufgehen; sie wird schönes befriedigtes Leben in den Zeiten des versöhnten Schicksals und Drang zum Jenseits, wenn dieses Schicksal seine Wetter über uns ausschickt .... Diese beiden Stücke sind denn auch, woraus ich kein Hehl mache, als eine Art ‚entweder, oder‘ intendirt — wenigstens für meine Zeit und mein Volk“. V. forderte für seine geschichtlichen Dramen einen doppelten Standpunkt, einen historisch-philosophischen und einen ästhetischen, legte aber das Hauptgewicht auf den letzteren. „Denn“, sagte er, „wenn Kunst nichts anders mehr sein sollte, als handwerksmäßiger Umsatz von Gelehrsamkeit in Allegorie, so würde ich dann freilich lieber der philosophische grand seigneur sein wollen, als sein künstlerisch galonnirter Lakai. Ich lege deshalb noch immer entschieden das Hauptgewicht auf den ästhetischen Theil solcher Schöpfungen“. Seine Dramen sind denn auch im vollen Sinne des Worts Kunstwerke und gerade wegen ihrer gewiß beklagenswerthen Abwendung von aller Bühnentechnik Kunstwerke eigener Art. Besitzen daher besonders die beiden letzten auch nicht die Einheitlichkeit, die man von einem wirklichen Bühnenstücke fordern muß, so sind doch alle die weitläufigen Schilderungen, die Figuren und Episoden, die den scenischen Auseinanderfall verursachen, aber für die Schilderung der Zeitverhältnisse im höchsten Grade charakteristisch sind, in der Idee des Ganzen begründet und künstlerisch ausgestaltet. Der Gedanke, daß man es hier mehr mit gelehrter Verstandesarbeit als poetischer Schaffenskraft zu thun habe, bleibt dem Leser vollständig fern. So aus einem Guß, so aus dem Vollen heraus sind alle Gestalten seiner Werke geschöpft und gebildet. Eine tiefe Geschichtsauffassung ist es, die der Dichter uns offenbart. Das gilt in ganz besonderem Grade von der zweifellos bedeutendsten seiner Schöpfungen,

dem Drama „End' und Anfang", wo der Verfall des weströmischen Reichs und der Aufgang des Germanenthums und der christlichen Kirche in wahrhaft großartiger Weise uns vor Augen geführt werden. Scharf und klar sind die Individualitäten der verschiedenen Völkerstämme und Lebenskreise umrissen, meisterhaft die Volksscenen. Dazu ein Reichthum origineller Gedanken, ein gesunder, schlagender Witz, eine anschauliche packende Sprache! Nirgends bewegt sich der Verfasser in ausgetretenen Geleisen. Ein frischer Jugendmuth führt ihn die eigene Bahn. Gewiß berechtigte ein Werk wie dieses letzte noch zu großen Hoffnungen, die sich leider nicht mehr erfüllen sollten.

Als Harald im „Seekönig" sich in das Meer stürzen will, sagt er: „Was ist das Glück eines Mannes, als das Bewußtsein seines ungeminderten Ich, als der Stolz, einem unverrückten Ziele seine edelsten Kräfte zu opfern". Diese Worte hat der Verfasser aus seiner eigenen Seele gesprochen und ebenso hätte er auch fortfahren können: „Dies Glück habt ihr nie gekannt; dies Glück ist mein, ich nehme es mit mir hinab!" Offenbar verzweifelte V., daß er sein Ziel erreichen würde; lieber als das wollte er sein Leben aufgeben. Außer der inneren Unbefriedigung, die wir im vorigen zu erklären versuchten, wird körperliches Leiden ihn in diesem Kleinmuthe wesentlich bestärkt haben. Er war schlank und schmächtig gebaut, von zartem, schwächlichem Körper; dem Eindrucke seines fein geschnittenen Gesichts that ein Hasenschart Eintrag; vor allem aber litt er sehr stark an der Hautflechte, einem Erbübel, das auch den Vater sehr quälte. Etwa im J. 1852 hatte er in Cannstatt mit sichtlichem Erfolge eine Cur durchgemacht. Als er sie aber im folgenden Jahre wiederholte, fiel sie sehr übel aus. Er kam schlechter nach Braunschweig zurück, als er fortgegangen war; die Cur schien auf Gehirn und Nervensystem sehr schädlich gewirkt zu haben, und das alte Leiden brach mit neuer Stärke wieder hervor. Mußte schon das schwer auf seinem Gemüthe lasten, so nicht minder die Entsagung, die das Leiden ihm, dem edelgesinnten auferlegte. Der Vater wünschte lebhaft die Verheirathung des Sohnes, auf dessen beiden Augen der ganze Mannesstamm der gräflichen Linie des Geschlechts stand. Aber er konnte sich nicht zu einem solchen Schritte entschließen, da er es für unverantwortlich hielt, ein Uebel, wie er es besaß, noch zu vererben. Es konnte nicht ausbleiben, daß mancherlei Erlebnisse in der Familie seine Gemüthsstimmung noch verdüsterten. Sein Bruder Bernhard hatte 1842 durch Selbstmord geendet; Hans war dadurch die sichere Aussicht auf das reiche Majorat eröffnet, eine Aussicht, die aber eine Natur wie die seine bei den Lasten und Pflichten, die solche Stellung mit sich brachte, eher niederdrückte als aufrichtete. Dann hatte infolge politischer Verstimmung am 27. März 1848 der damalige Majoratsherr, der ältere Bruder seines Vaters, Graf Rötger (s. u.), sich erschossen und am 12. November 1850 hatte Veltheim's jüngste Schwester am Hochzeitstage der zweiten in unaufgeklärter Weise im Parkteiche zu Harbke den Tod gefunden. Durch dies alles mußte sein Gemüth in eine krankhafte Erregung gerathen. Nur so ist es erklärlich, daß thörichte Gerüchte, die über ihn in Umlauf gebracht waren, ihn so gewaltig aufregten, daß sie ihm die Pistole in die Hand drückten. Der feste Halt eines überzeugungstreuen Christenglaubens fehlte ihm; seine mehr philosophische Weltanschauung war Schicksalsschlägen, wie sie ihn trafen, nicht gewachsen. Am Abend des 5. April 1854 machte er im Schloßparke zu Harbke seinem Leben ein Ende. Auf seinem Schreibtische fand man das Lied aufgeschlagen, das er in seinem „Seekönig" S. 106 Machiado in den Mund legt, und als letzte Züge seiner Hand ein Gedicht, in dem er in ergreifender Weise Abschied vom Leben nimmt. So fand ein reichbegabtes, groß und edel angelegtes Menschenleben seinen Abschluß, das unter günstigeren Verhältnissen unstreitig noch weit

Bedeutenderes hätte leisten können. — Sein Vater überlebte ihn bis zum 5. Juni 1860; mit ihm starb die gräfliche Linie der v. Veltheim im Mannesstamme aus. Das Gedächtniß Veltheim's hat später Hans Herrig in einem Aufsatze: „Ein unentdeckter Dramatiker“ erneuert, der in der „Station“, dem feuilletonistischen Beiblatte des Berliner Börsencouriers, erschien und in dem Braunschweiger Tageblatte, Nr. 3—6 vom 4.—8. Januar 1873, wiederholt wurde. Bald darauf wurde von dem damaligen Intendanten des Hoftheaters zu Gera (jetzt braunschweigischem Gesandten in Berlin) Burghard Frhr. v. Cramm der „Splendiano“ für die Bühne eingerichtet und mit entschiedenem Erfolge zur Aufführung gebracht. In den deutschen Litteraturgeschichten sucht man Veltheim's Namen so gut wie vergebens. Eine rühmliche Ausnahme macht hier Eduard Grisebach, der in neuerer Zeit wiederholt auf die Bedeutung Veltheim's aufmerksam gemacht hat. Hoffentlich erhalten wir bald einmal von berufener Feder eine volle Würdigung des Dichters, der gewiß auch noch manches aus seinem dichterischen Nachlasse anzuschließen wäre.

Nach Acten verschiedener Behörden, brieflichen und mündlichen Mittheilungen zahlreicher Verwandter und Bekannter Veltheim's, bezw. deren Nachkommen, insbesondere von dem Prof. Dr. Wilh. Blasius in Braunschweig.

P. Zimmermann.

Veltheim: Hans Freiherr v. V., Forstmann, geboren am 1. Juli 1798 in Braunschweig, † am 24. Juli 1868 im Badeorte Harzburg. Er war der dritte Sohn des Kammerherrn, Kammer- und Schatzrathes Friedrich v. V. zu Destedt. Schon im siebenten Lebensjahre durch den Tod seines Vaters heimgesucht, wurde er nebst fünf Geschwistern von der Mutter mit Ernst und Liebe erzogen. Nach dem Besuche des Gymnasiums zu Braunschweig erlernte er das Forstwesen praktisch bei dem Forstmeister Julius Heinrich v. Uslar zu Herzberg, dem Vater des nachmaligen herzoglich braunschweigischen Kammerpräsidenten, einem ausgezeichneten Praktiker, der überhaupt viele Forstwirthe für ihren späteren Beruf vorbereitet hat. Hierauf absolvirte er seine forstwissenschaftlichen Studien an der Forstakademie Dreißigacker und an der Universität Berlin und trat dann als Forstauditor in den herzoglich braunschweigischen Staatsforstdienst. Am 7. Februar 1823 zum Forst- und Jagdjunker ernannt, fungirte er einige Jahre als Adjunct des Oberforstbeamten zu Helmstedt, wurde aber schon am 14. Juli 1826 zum Forstmeister in Stadtoldendorf befördert. Am 18. November 1830 rückte er zum stimmführenden Mitgliede der herzoglichen Forstdirection in Braunschweig auf; in die Examinations-Commission daselbst hatte man ihn schon im Jahre zuvor, und zwar zugleich als Vorsitzenden, berufen. Am 10. September 1833 erhielt er den Titel als Kammerrath, nachdem ihm bereits am 17. April desselben Jahres die Charge eines Hofjägermeisters zu Theil geworden war. 1860 wurde er zum Viceoberjägermeister und wenige Monate darauf zum Oberjägermeister ernannt. 1862 übernahm er als „Finanzdirector“ das Präsidium in den drei Sectionen (Domänen, Forste, Berg- und Hüttenwerke) der Kammer, sowie in der Bauabtheilung. Diese Staatsämter bekleidete er bis zu seiner Pensionirung, die zu Anfang des Jahres 1866 erfolgte; seine Hofämter behielt er aber noch bei. Der Tod ereilte ihn in Harzburg, wohin er sich behufs Stärkung seiner leidenden Gesundheit begeben hatte.

V. war ein klar denkender, praktischer, vielseitig durchgebildeter Forstmann von eminenter Arbeitskraft, eisernem Fleiße, lauterem Charakter und gewinnendem Wesen. Als Mitglied der Kammer richtete er u. a. sein Hauptaugenmerk auf die Befreiung der Forste von lästigen Servituten. Hierbei verstand er es vorzüglich, die oft recht complicirten Geschäfte bei den bezüglichen Gemeinheits-

theilungen und Ablösungen einfach und glatt zu erledigen; die büreaukratische Vielschreiberei war überhaupt nicht seine Sache. Bemerkenswerth war sein ausgezeichnetes Personengedächtniß und sein vorzüglicher Ortssinn im Walde. Ein nur einmaliger Aufenthalt in einem Bestande genügte vollständig zu seiner Orientirung auch für später. Dem forstlichen Vereinswesen brachte er reges Interesse und warme Sympathien entgegen. Wiederholt wohnte er den Versammlungen der deutschen Land- und Forstwirthe bei, einige Male als deren erster Präsident. Auch der Verein für Land- und Forstwirthschaft in Braunschweig und der Harzer Forstverein wählten ihn häufig zum Vorsitzenden. Charakteristisch für seine ganze Richtung ist ferner, daß er bereits eine „Anweisung zu Versuchen über den vortheilhaftesten Grad der Durchforstungen in mittelwüchsigen Beständen“ (abgedruckt in Ganghofer's Schrift: Das forstliche Versuchswesen, 2. Band, 1884, S. 231 u. f.) verfaßte und auf Grund derselben comparative Durchforstungs-Versuche im Oberforste Königslutter ausführen ließ. In dem bezüglichen Arbeitsplan ist bereits die höchst zweckmäßige Numerirung sämmtlicher Stämme der Probefläche vorgeschrieben, weil es nur auf diese Art möglich ist, den infolge verschiedenen Grades der Durchforstung auch verschiedenen Zuwachs der einzelnen Stammclassen ermitteln und feststellen zu können. Für die zukünftige Praxis der Durchforstungen ist gerade diese Ermittelung, wie jetzt wohl allseitig anerkannt sein dürfte, von besonderem Werthe. V. kann hiernach mit als ein Prodromus des heutigen forstlichen Versuchswesens betrachtet werden, das in Bezug auf die Durchforstungsversuche noch nicht allenthalben so weit gehende Forderungen stellt.

Grunert, Forstliche Blätter, 16. Heft, 1868, S. 235. — Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1868, S. 454. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III, S. 95, Bemerkung 135. — Privatmittheilungen. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc. 1885, S. 383.

R. Heß.

Veltheim: Röttger Graf v. V., namhafter Hippologe, ein Sohn des gelehrten Grafen August Ferdinand v. V. (s. o. S. 585), wurde am 25. Januar 1781 auf dem im Magdeburgischen unweit der damaligen Universitätsstadt Helmstedt belegenen Gute Harbke, dessen Name vielfach dem seinigen beigefügt wird, geboren und durch den Verkehr seines Vaters mit den Professoren der Nachbarstadt von Jugend auf geistig angeregt. Durch den am 2. October 1801 erfolgten Tod des Vaters gelangte er, vor der gesetzlich bestimmten Zeit für mündig erklärt, schon im J. 1802 in den Besitz eines Vermögens, welches ihm gestattete, ganz seinen Neigungen zu folgen, die sich auf das Landleben und auf Reisen richteten und ihn bewogen, dem Staatsdienste fern zu bleiben. Namentlich hatte die Pferdezucht großes Interesse für ihn, welches Veranlassung wurde, daß er sich mit derselben sowol praktisch wie theoretisch vielfach beschäftigte. Außer zahlreichen Aufsätzen in englischen und deutschen Fachzeitschriften schrieb er ein Aufsehen erregendes Buch unter dem etwas undeutlichen Titel „Bemerkungen über die englische Pferdezucht mit Beziehung ihrer Grundsätze auf die Veredelung des Pferdegeschlechtes in Deutschland“ (Braunschweig 1820), in welchem er unter den Eindrücken einer im J. 1818 nach England und Frankreich unternommenen Reise sich dafür aussprach, die deutsche Pferdezucht nicht auf die Fortpflanzung durch das englische Vollblut zu begründen, sondern für die Zwecke derselben Gestüte zu errichten, in denen orientalische Hengste und Stuten aufgestellt werden sollten. Er trat dadurch in einen Gegensatz zu den in jener Zeit vorherrschenden Ansichten, welche auch jetzt noch die maßgebenden sind. Nachdem eine Ehe, welche er am 24. December 1802 mit einem Fräulein v. Lauterbach geschlossen hatte und aus welcher eine wieder mit einem V. vermählte Tochter hervor-

gegangen war, im J. 1806 getrennt worden, worauf die Geschiedene den Fürsten Malte Putbus heirathete, schritt V. am 26. März 1808 zu einer zweiten, kinderlos gebliebenen Ehe mit einem Fräulein v. Bülow. Wenige Stunden nach dem am 27. März 1848 erfolgten Tode der Letzteren erschoß er sich, da er ohne sie nicht leben mochte, am nämlichen Tage zu Braunschweig.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 26. Jahrg., 2. Th., Nr. 216, Weimar 1850.

B. Poten.

Veltheim: Valentin V. (Velthem, Velthemius), protestantischer Theologe, † 1700, bekannt als theologischer Gegner Pufendorf's. — V. stammte aus Halle an der Saale, wo er am 11. März 1645 geboren wurde. Sein Vater war ein angesehener Rathsherr daselbst, der seinem Sohne eine gründliche gelehrte Vorbildung zu theil werden ließ, so daß dieser die Universität beziehen konnte. Er wählte dazu Jena. Hier trieb der junge V. zunächst philosophische Studien, promovirte als Magister der Philosophie und widmete sich darauf theologischen Disciplinen, welche damals in Jena recht fruchtbar betrieben werden konnten. Denn hier stand ein Musäus, welcher zwischen Pietismus und Orthodoxie in besonnener Weise vermittelte, an der Spitze der Facultät und bewahrte die Theologie einerseits vor dogmatischer Schroffheit, andererseits vor unwissenschaftlicher Frömmigkeit. Dessen amtlicher und geistiger Nachfolger ist unser V. geworden, nachdem er erst seit 1672 eine Professur der Ethik und Politik, seit 1679 aber eine der Logik und Metaphysik innegehabt hatte. 1683 trat er an Musäus' Stelle in die theologische Professur und verwaltete sie mit rühmlichem Fleiße. Er genoß den Ruf eines gründlichen und besonnenen Lehrers. Auch war er fünf Mal Rector der Hochschule. So bildete er eine der Zierden der damaligen Universität Jena, welcher er ununterbrochen angehört hat. Im J. 1700 überfiel ihn eine Schwachheit, welche am Anfang ungefährlich erschien, aber doch zu seinem Tode führte, der ihn am 25. April d. J. ereilte.

Charakteristisch für Veltheim's Theologie ist der Streit mit dem großen Juristen Pufendorf, wodurch unser Theologe zugleich in weiteren Kreisen bekannt wurde. V. widersetzte sich nämlich der Pufendorf'schen Ableitung des Rechtes aus der Natur und nahm Anstoß daran, daß der Jurist das principium moralitatis scholasticorum verworfen hatte. Daher hielt V. eine Rede de laudibus scholasticorum und veröffentlichte zwei Disputationen gegen Pufendorf unter dem Titel „Vera et genuina fundamenta juris naturae contra Pufendorfium" (Jenae 1674), worin er die actus per se honestos et turpes vertheidigte. Als Pufendorf darauf geantwortet hatte, wiederholte V. seine Einwürfe gegen ihn in einer „Introductio ad Hugon. Grotii libr. de iure belli et pacis" (1676). Dieser wissenschaftliche Streit bekam zu Jena noch ein scandalöses Nachspiel, indem ein dortiger Anhänger Pufendorf's, der Magister Gottfr. Klinger aus Zittau unter dem Namen Joh. Rollettus Palatinus eine „Charteque" voll persönlicher Injurien gegen V. veröffentlichte. Dafür wurde der Verfasser in den Carcer gesetzt und seine „Charteque" confiscirt (1677); er hatte es nur der Fürsprache an den Höfen der Nutritoren der Universität zu verdanken, daß er einer weiteren peinlichen Inquisition entging.

Schriften Veltheim's: außer den oben genannten noch „Fontes universitatis theologiae" (Jena 1691); „Theologia acroamatica" (Jena 1697); „Institutiones metaphysicae" (1680); „Theologia moralis" (Jena 1690); „Decas disputationum theologicarum" (ebd. 1688), und einige andere, deren Titel bei Zedler (s. unten). Dazu veröffentlichte er eine große Anzahl lateinischer Disputationen aus den von ihm vertretenen Fächern, von welchen allein bei Zedler (s. u.) fünfundfünfzig Titel aufgeführt sind.

Vgl. Zeumer, Vitae professorum theol. Jenens., p. 254. — Pipping, Memoria theol. s. v. — Eccardi, Monatl. Auszüge, Ann. 1700. M. Maj. S. 237. — Heinsii Kirchenhistorie, VII. Theil, S. 399 ff. — (Zedler,) Universallexicon, 46. Bd. (1745), Sp. 1084 ff., wo noch weitere Litteratur über V. angegeben ist. — Gustav Frank, Geschichte der protestantischen Theologie, Leipzig 1865, S. 65 f. P. Tschackert.

Velthem: Lodewijk van V., brabantischer Dichter aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Der Name deutet auf Zugehörigkeit zu einem adeligen Geschlecht, wie er sich auch selbst Heer nennt. Nach seinen sonstigen Angaben war er Priester, kam um 1294 nach Paris, wahrscheinlich als Student, bekleidete 1304 in Sichem, westlich von Diest ein geistliches Amt, vermuthlich das des Kaplans und lebte 1313 und in den nächsten Jahren zu Velthem, westlich von Löwen, als Pfarrer. Seine dichterische Thätigkeit eröffnete er, soviel wir wissen, mit der Vollendung und Fortsetzung des Spieghel historiael von Maerlant. Die IV. Partie dieser Bearbeitung des speculum historiale von Vincenz v. Beauvais hatte Maerlant (s. d.) nur bis auf Kaiser Heinrich V. führen können. V. setzte sie zunächst bis 1256 fort, wobei ihm Vincenz bis 1250 (IV. P. 8. B. 44. Cap. V. 17) als Vorlage diente. Er verstand weder das Lateinische hinreichend noch war er in Sprache und Vers so sorgfältig, wie Maerlant und dessen früherer Fortsetzer Utenhove (s. d.), welcher die II. Partie des sp. hist. nachgetragen hatte. V. schrieb die IV. Partie auf den Wunsch und für den Lohn einer Gönnerin in Antwerpen, Marie van Berlaer; er war am 3. August 1315 damit fertig. Von dieser Dichtung ist nur ein Theil erhalten und im Druck erschienen: in der großen Ausgabe des Sp. hist. von M. de Vries und E. Verwys, Leiden 1857—63. Wichtiger und anziehender ist allerdings die selbständige Fortsetzung des Sp. hist., die V. Partie, welche V. schon am Schluß der IV. angekündigt hatte und welche er, rasch arbeitend, am 14. August 1316 abschloß. Er widmete sie einem Herrn van Borne, den er zwar nicht selbst kannte, von dem er aber zu Horne durch einen gewissen Jan Visier so viel Gutes gehört hatte, daß er wünschte, als Geistlicher in die Dienste dieses Herrn zu treten. Velthem's V. Partie des Sp. hist. ist bereits 1727 zu Amsterdam von Isaak le Long mit Anmerkungen in den Druck gebracht worden, unter einem sehr langathmigen Titel: Spieghel Historiael, of Rymspiegel; zynde de Nederlandsche Rym-Chronik, van Lodewyk van Velthem u. s. w. Seitdem ist mancherlei zur Textbesserung und Erklärung geschehen, insbesondere in den Beilagen zu der großen Ausgabe des Sp. hist. von Maerlant. Die V. Partie umfaßt gegen 30 000 Verse und zerfällt in 8 Bücher, von denen das erste mit Kaiser Wilhelm von Holland 1248 beginnt, das zweite mit Kaiser Richard von Cornwall 1258, das dritte mit Adolf von Nassau 1292, das vierte mit Albrecht von Oesterreich 1298, das fünfte mit Heinrich von Luxemburg 1308, während das sechste die Anfänge des Thronstreits zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich von 1314—1316 zum Gegenstande hat. Das siebente umfaßt mehrere Prophezeihungen, insbesondere auch die der h. Hildegard, in ihrer Beziehung auf die Gegenwart. Das achte endlich enthält eine Schilderung des Weltendes und des jüngsten Gerichtes und schließt den ganzen Sp. hist., der mit der Erschaffung der Welt begonnen hatte, würdig ab. Vor den Widmungsepilog stellt der Dichter noch ein Gedicht auf die Jungfrau Maria: 5 dreizehnzeilige Clausulen, dann mehrere Strophen von verschiedenem Umfange und wechselnder Reimbindung, auch mit Binnenreimen in den vierhebigen Zeilen, das Ganze also in Sequenzen- oder Leichform. So hatte V. auch in die IV. Partie einige lyrische Stellen eingefügt. Die Jahresgrenzen der einzelnen Bücher werden übrigens nicht genau beobachtet und die Zeitereignisse überhaupt nur soweit angeführt als sie den

Dichter interessiren. Mißgeburten, Stürme, Kometen und andere Wunderzeichen führt er ebenso eingehend vor als die großen Geschehnisse auf politischem Gebiete. Vor allem berücksichtigt er die Heimathsverhältnisse; aber auch die Kaisergeschichte und die französisch-englischen Streitigkeiten. Die Kämpfe Heinrich's III. und Eduard's I. gegen die Barone unter Simon von Montfort schildert er mit entschiedener Parteinahme für die königliche Sache. Er spricht sich, obschon Geistlicher, gegen die Päpste aus; daß Heinrich VII. mit der Hostie vergiftet worden sei, habe ihm dessen Hausgeistlicher erzählt. Auch spottet er über manche Gegenstände volksthümlicher Verehrung, z. B. eine Eiche in Kreuzform, vor welcher wunderbare Heilungen geschehen sein sollten. Seine Feindseligkeit gegen die geldstolzen Bürger trennt ihn von Maerlant; dagegen benutzt er für den Krieg Jan's I. von Brabant, der durch den Sieg bei Worringen 1288 entschieden wurde, in starkem Maaße das Gedicht Jan's van Heelu (s. d.). Als geschichtliche Quelle verdient sein Werk wohl nur für die letzten 20 Jahre Beachtung, da er hier vielfach nach Berichten von Augen- und Ohrenzeugen berichtet, ja sogar selbst wichtigen Gesprächen der niederländischen Großen beigewohnt haben will. Anderwärts beruft er sich auf lateinische Quellen, so B. II C. 15—20 bei dem Bericht über ein Tafelrundefest bei der Vermählung König Eduard's in London, auf welchem dieser seine Parteigenossen durch verkleidete Knappen, namentlich auch durch eine wunderhäßliche Gralbotin gegen seine Feinde unter dem englischen Adel aufgeboten haben soll. Auch erzählt er, daß Eduard in Wales die aus dem Jwein bekannte Zauberquelle und (3, 34) in einer Höhle die Waffen und Gebeine des Königs Artus aufgefunden habe, der von seiner Schwester in einem Schiffe dorthin geführt worden sei. Hier tritt ein romantischer Zug hervor, der es begreiflich macht, daß V. später auch Maerlant's Merlyn fortsetzte und vollendete, wobei er eine französische Prosaschrift benutzte, die nach P. Paris, Les romans de la table ronde II (1868) S. 99 ff. le livre du roi Artus betitelt war. Das ganze Gedicht ist als Jacob van Maerlant's Merlyn von J. van Vloten, Leiden 1880, herausgegeben worden. V. fügte zu dem etwa 10 400 Verse umfassenden Werke Maerlant's noch gegen 26 000 hinzu; er beendete seine Arbeit am Gründonnerstage 1326. Maerlant war bis zur Krönung des Königs Artur gekommen; V. führte die Kämpfe Artur's weiter bis zur Verzauberung Merlyn's durch seine Geliebte. Dem verworrenen Gang der Erzählung, wie sie in der französischen Prosa vorlag, haben beide Dichter keine Einheit und keine Klarheit zu geben vermocht. Velthem's Sprache ist noch weniger dichterisch als die Maerlant's; sein Versbau ist übermäßig durch Doppelsenkungen ausgeweitet. Merkwürdig ist, daß die Sammlung von allerhand Romanen, welche unter dem Titel Lancelot überliefert ist und als Roman van Lancelot von Jonckbloet, Haag 1848—49, herausgegeben wurde, in der Handschrift am Schluß die Bemerkung enthält: Hier indet boec van Lancelote dat heren Lodewijks es van Velthem. Ob V. die Romanserie nur gesammelt oder sie auch theilweise verfaßt oder interpolirt hat, ist eine Frage, welche Jonckbloet, Geschiedenis der nederlandsche Letterkunde, (1885) 2, 102 aufwirft, zu deren Lösung aber nur eine mühsame, zuletzt doch wohl unsichere Untersuchung führen könnte. Vgl. über V. noch Jan te Winkel, Geschiedenis der nederlandsche Letterkunde I, Haarlem 1887, S. 170 fg., 355 fg. Martin.

Velthusen: Johann Kaspar V., evangelischer Theologe, geboren am 7. August 1740 zu Wismar, als Sohn eines Kaufmanns. Von 1759 an bis 1764 studirte er in Göttingen Theologie und Philologie. Er war Mitglied des Seminars bei Heyne. In der Theologie war sein Hauptlehrer Walch. Seine erste Anstellung fand er 1767 als Diakonus in Hameln, aber schon 1770 ward er Hofcaplan und später zweiter Hofprediger an der deutschen Hofcapelle

in London. Seines Bleibens war hier jedoch auch nicht lange. 1773 ging er als Superintendent nach Gifhorn (Lüneburg) und 1775, nachdem er von der theologischen Facultät in Göttingen zum Dr. theol. creirt worden war, folgte er dem Ruf als ordentlicher Professor der Theologie an der Universität in Kiel. Er docirte hier mit außerordentlichem Beifall. 1778 folgte er dem Ruf an die Universität Helmstedt, 1787 ging er von hier als prof. primarius an die Universität Rostock, wo ihm zugleich die Generalsuperintendentur übertragen ward und 1791 wieder nach Stade als Generalsuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden. Er starb am 13. April 1814.

Es sind außer den Beiträgen zu Zeitschriften 80 Schriften von ihm verzeichnet, darunter eine große Reihe akademischer Gelegenheitsschriften in lateinischer Sprache. Wir nennen noch: „Das Hohelied. Begleitet mit einem vollständigen Kommentar und histor.-krit. Untersuchungen“ (1786); „Der Amethyst. Beitrag histor.-krit. Untersuchungen über das hohe Lied in näherer Beziehung auf die Geschichte der Menschheit“ (1786); „Catena cantilenarum in Salomonem duplici interpretatione, altera liberiore, strictiore altera expressit et modulationis hebraicae notas apposuit“ (1786); „Biblisches Handbuch für selbstprüfende Leser“ (1788, 2. A. 1791). Mit Kuinoel und Ruperti „Commentationes theol.“ (1794—99, 6 Vol.; „Religionsunterricht nach d. h. Schr.“ (3. A. 1790); „Zweiter Katechismus“ (5. A. 1799). Mehrere einzelne Predigten und eine Sammlung „Predigten, Homilien und Reden“ (1783).

Schüler's Gesch. der Veränderungen des Geschmacks im Predigen. Halle 1794. Bd. III, S. 264. — Meusel, Gel. Teutschland VIII, 195. — Thieß, Gelehrtengesch. d. Univ. Kiel, 1803. Bd. II, S. 127. — Köster, Gesch. d. Stud. d. prakt. Theol. in Kiel, S. 49. — Carstens, Gesch. d. theol. Facult. zu Kiel. 1874. S. 40. Carstens.

Veltwyk: Gerhard V., Gelehrter und Rath Karl's V., wurde um das Jahr 1505 zu Ravestein in den Niederlanden aus jüdischer Familie geboren, widmete sich den gelehrten Studien, wurde Magister und wirkte, der Ueberlieferung zufolge, vom Jahre 1528 an als Rector am Paedagogium Castri zu Löwen. V. erwarb seinen Ruf als Kenner der hebräischen und syrischen Sprache offenbar mehr im mündlichen und schriftlichen Austausch mit seinen gelehrten Freunden Widmanstadt, Masius, Langhe u. a., als durch litterarische Veröffentlichungen. Wir besitzen nachweislich von V. nur ein Gedicht in hebräischer Sprache mit dem lateinischen Titel „Itinera deserti, de Judaicis disciplinis et earum vanitate“, gedruckt bei Dan. Bomberg, Venedig 1539. Mit diesem Jahre schließt zugleich Veltwyk's gelehrte Thätigkeit ab.

Granvelle zog ihn, zunächst als Secretär, in kaiserliche Dienste. So finden wir ihn 1540 beim Religionsgespräch zu Worms. Seine Persönlichkeit tritt dabei immerhin so weit hervor, daß er unter diejenigen Politiker Karl's V. gezählt werden darf, welche die religiöse Frage durch ihr diplomatisches Geschick beseitigen zu können glaubten. Besser am Platze war V. als Gesandter im Ausland. Im November 1544 wurde er nach Ungarn abgefertigt, reiste mit König Ferdinand von Wien nach Prag und berichtete dem Kaiser von dem ungarischen Landtage zu Tirnau (Febr. 1545). Im März 1545 kehrte er nach Augsburg zurück, um seine Instructionen zur Werbung bei der Pforte entgegenzunehmen. Ueber Venedig und Ragusa reiste V. zusammen mit dem französischen Gesandten Montluc nach Konstantinopel; am 10. November wurde dann zu Adrianopel der Waffenstillstand abgeschlossen. Mitte Januar 1546 war V. wieder in Augsburg; aber schon am 22. Juli machte er sich von neuem auf; im September langte er krank in Konstantinopel an, blieb den Winter über in der Türkei und kehrte erst im Sommer 1547 wieder nach Regensburg zurück.

Eine dritte Gesandtschaft an die Pforte wurde 1551 geplant, jedoch nicht ausgeführt. Statt dessen hatte V. in den nächsten Jahren eine Reihe wichtiger Werbungen bei deutschen Fürsten anzubringen, so 1551 (Juni) bei Kurpfalz in Sachen der spanischen Succession, 1552 (April) bei Jülich und Köln wegen des Schutzes der Niederlande. 1549 war V. Schatzmeister des goldenen Vließes geworden. Seine letzten Lebensjahre gehörte V. der niederländischen Regierung an; er starb als Rathspräsident in der Nacht des 5/6. Januar 1555 zu Brüssel.

Instructionen und Berichte Veltwyk's in den Actensammlungen von Lanz, Druffel, Ribier &c. Vergl. außerdem die Briefsammlungen der Reformationszeit, die Venet. Depeschen und J. Chr. Wolf, Bibl. hebraica, III, 171. — Die bisherigen Biographien und Notizen gehen fast durchweg auf Foppens, Bibl. Belg. I, 361 zurück. Brandi.

Venator: Daniel V. Ueber diesen Juristen fehlen Nachrichten, welche über unbestimmte, von der Zeit des Erscheinens seiner Schrift hergenommene Angaben gehen. Nun war aber ein Daniel Jäger Dr. jur. und Professor der Rechte zu Mainz, wo er im J. 1502 starb. Dieser ist zweifelsohne unser Daniel V., der gewöhnlich Venatorius genannt wird. Damit stimmt gut, daß in Freiburg i. B. ein Professor Johann Venatorius vorkommt, welcher in der Matrikel als „Joannes Venatorius Culsanus Dioec. Mogunt. Laicus", dann als „Mag. Joh. Jaeger a Kültzen" angeführt wird und vielleicht Sohn, Enkel, jedenfalls Verwandter desselben war. Vom Daniel V. besitzen wir außer einem consilium in der Frankfurter Consiliensammlung (1648, II. 257) unter dem Titel „Analysis methodica iuris pontificii" ein rein theoretisches Lehrbuch des canonischen Rechts in der Legalordnung, welches von Arnold Corvin von Belderen als „Venatorius illustratus" zu Leiden 1656 verarbeitet herausgegeben wurde.

Knoodt, Hist. univ. Mogunt. II, 59. — Schreiber, Gesch. II, 361. — Meine Gesch. III, 141. v. Schulte.

Venatorius: Thomas V., protestantischer Theologe, † 1551. — Nicht bloß in der kirchlichen Geschichte Nürnbergs neben Osiander, Link und Veit Dietrich, sondern in der Geschichte der protestantischen Theologie überhaupt gebührt dem Thomas V. ein dankbares Gedächtniß. Zwar lagen seine Studien und seine Verdienste zunächst auf dem mathematischen und philologischen Gebiete, aber je länger desto mehr beschäftigte ihn die Theologie und in ihr ist er theoretisch und praktisch erst recht fruchtbar thätig gewesen. In der Geschichte der evangelischen Theologie hat er seine Stelle als erster Ethiker, indem er 1529 eine Schrift „De virtute christiana" in drei Büchern veröffentlichte. Nimmt man gewöhnlich an, daß die wissenschaftliche Darstellung der christlichen Sittlichkeit im Protestantismus erst mit Calixt in Helmstedt im 17. Jahrhundert beginnt, so wird der vorliegenden Schrift aus dem 16. Jahrhundert eine besondere Beachtung zu theil werden müssen. Nach E. Schwarz' Darstellung, welcher selbst der Geschichte der Ethik seine fachmännische Aufmerksamkeit gewidmet hat, war V. in seinem Werke vom Osiander'schen Glaubensbegriffe ausgegangen, hatte den Glauben als Kern und Inbegriff der christlichen Tugend aufgefaßt und in der Erfüllung der Pflicht nach ihren verschiedenen Seiten die Bewährung der vom Glauben erzeugten und getragenen christlichen Gesinnung darzustellen gesucht. So entstand die erste selbständige Bearbeitung der Ethik auf protestantischer Seite. Gehen wir den wichtigsten Nachrichten seines Lebens näher nach, so führt uns der Anfang desselben nach Nürnberg, wo er um das Jahr 1488 geboren wurde. Er hieß ursprünglich Gechauff (Jagauf), latinisirt Venatorius. Durch den Nürnberger Mathematiker Joh. Schoner vorgebildet, studirte er auf mehreren Universitäten Mathematik mit so gutem Erfolge, daß er fähig wurde, im

J. 1544 die Werke des Archimedes zum ersten Male herauszugeben. Philologische und dichterische Begabung zeigte er sodann durch lateinische Gedichte, durch eine 1531 erschienene metrische Uebersetzung von Aristophanes' Plutus und durch die Herausgabe von Pirkheimer's Uebersetzung der Anabasis. Sein Hauptfach war indeß längst die Theologie geworden, zu deren Betrieb er auch nach Absolvirung seiner Universitätszeit in den Dominicanerorden trat. Als Mönch hielt er sich in verschiedenen bairischen Klöstern auf, wurde aber 1520 durch seinen Freund Willibald Pirkheimer nach Nürnberg gezogen; hier, in seiner Vaterstadt, hat er von da an fast sein ganzes Leben zugebracht. Als er ankam, war gerade die Reformation in vollem Gange. V. schloß sich ihr eifrig an und blieb ihr treu bis an seinen Tod; anfangs theologisch wesentlich von Osiander beeinflußt, später mehr der symbolisch-lutherischen Dogmatik zugethan, wirkte er seit 1523 als Prediger der Hospital- und Dominicanerkirche, seit 1533 aber als Pastor zu St. Jakob. In diesen geistlichen Aemtern betheiligte er sich an allen wichtigen kirchlichen Verhandlungen Nürnbergs. Auch außerhalb dieses Wirkungskreises fand er Gelegenheit zu kirchlicher Wirksamkeit, als er 1544 zur Einführung der Reformation nach Rothenburg a. d. Tauber abgeordnet wurde und ein halbes Jahr diesem wichtigen Zwecke widmete. V. starb am 4. Februar 1551.

Schriften: „Ducum, Judicum, Regum populi Israelitici historica methodus per Barthol. Stenum. Praefatus est editor Th. Venatorius ad Joh. Hessum“ (Norimb. 1523); „Axiomata sacra rerum christianarum“ (1526); „Ein kurz Unterricht den sterbenden Menschen ganz tröstlich, geschrieben an Hartwig Gerell, Diener der Armen zu Nürnberg im N. Spital“ (1527), (auch zu Wittenberg 1529 mit Luther's Vorrede herausgekommen); „Monodia de morte Alb. Dureri et epitaphia duo, nebst dem Epicedium des Hel. Eob. Hessus“ (1528 gedruckt); „De virtute christiana libri III praeterea index additus praecipuas sententias complectens“ (Nor. 1529); „Eine kurze Unterricht von beiden Sacramenten, dem Tauf und Nachtmal Christi, durch Th. Venatorium, Prediger der Armen im Spital zu Nürnberg“ (Nürnb. 1530); „Ermahnung zum Creutz in der Zeit der Verfolgung“ (1520); „Draco mysticus, s. venatio“ (1530); „Aristophanis Plutus, graece, cum interpretatione lat. metrica Th. Venatorii etc.“ (1531); „Xenophontis graecarum rerum libri VII a Bil. Pirkheimero lat. redditi. Praefatus est editor Th. Venatorius ad Seb. et Ge. Gederos“ (Nor. 1532). Diese Vorrede Venatorius' steht auch in den Opp. Pirkheimer p. 248 sqq. (so Witt s. unten S. 86); „De sola fide iustificante nos in oculis Dei epistola apologetica“ (Nor. 1534 und 1556); „Epistola Theologorum Nor. W. Linkii, A. Osiandri, V. Theodori, Th. Venatorii ad Dom. Rup. a Mosham“ (1539), auch deutsch von demselben Jahre); „Archimedis opera etc.“ (Basileae 1544); „Epigramma in Ael. Donati . . . methodum ill. per L. Culmannium“ (Francof. 1545); „Enarratio psalmorum 88, 103, 104 etc.“ (1549); „Distributiones 20 in priorem Pauli Ep. ad Timotheum“. — 3 Briefe Venatorius' an Pirkheimer in dessen Opera p. 224 sqq. und 331 sqq.; 9 Briefe Venatorius' an Link in Verpoorten, Analecta superioris anni sacra, p. 149—173.

Vgl. Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon IV, 83—87, wo die ältere Litteratur über Venatorius verzeichnet ist. — E. Schwarz, Thomas Venatorius in Theol. Stud. und Krit. 1850, S. 79 ff. und dessen Artikel in Herzog, Realencyklopädie 2. Aufl. 16. Bd., 344 ff. P. Tschackert.

Venedey: Jakob V., Publicist, wurde am 24. Mai 1805 oder 13. Floreal des Jahres XIII, wenige Tage vor Aufhebung des republikanischen Kalenders, in Köln geboren. Die Familie war einst aus Erkelenz hier eingewandert, gehörte bis auf Venedey's Großvater zu den verarmten oder Kappesbauernfamilien, war auf einem Stadtbauernhofe in der Severinsstraße ansässig und wurde

„Finnendegen“ genannt, ein Wort das sich in eigenthümlicher Weise in Venedey abgeschliffen zu haben scheint. Der Vater Michel V., geboren 1770, war einer der eifrigsten deutschen Propagandisten für die von jenseits des Rheins herübergekommenen Ideen der Freiheit und in Köln hervorragend politisch thätig, sowol in den letzten Zeiten der geistlichen Herrschaft als auch namentlich zur französischen Zeit in der „Gesellschaft der Freunde der Freiheit“ und als „Moderateur“ des „constitutionellen Cirkels“; er wurde dann Polizeicommissar der „Section der Gleichheit“, später Oberleiter der städtischen Polizei, zuletzt vielbeschäftigter Anwalt und war vermählt mit Barbara Leisten, Tochter eines Bierbrauers in Aachen. Anhänger Rousseau'scher Erziehungsgrundsätze ließ er den Knaben vom fünften Jahre an in voller Freiheit aufwachsen in der Ländlichkeit des „Beckerader Hofs“ bei Mörs, wohin er sich zurückzog, als Bonaparte die Republik vernichtete. Des Vaters ganze Richtung als die eines edlen Freiheitsschwärmers und Patrioten wurde bestimmend für den unter Bauernkindern und Hirtenbuben aufwachsenden Knaben, dem er mit Begeisterung die Marseillaise und Schiller's Lied an die Freude vorzusingen pflegte. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Köln studirte V. von 1825—27 die Rechte in Bonn und Heidelberg, ein eifriger Burschenschaftler, ein begeisterter Schwärmer für deutsche Einheit und Freiheit, wie für die verbotenen Farben schwarz-roth-gold. Beherrscht vom Geiste Justus Möser's, widmete er sich sodann an der Seite des Vaters der Advocatur. Durch eine Schrift über die damals verhaßten Schwurgerichte benahm er sich 1832 jede Aussicht auf Anstellung im preußischen Staate, ja er sah sich genöthigt, das Land zu verlassen, wurde in Baden ein eifriger Mitarbeiter am Mannheimer „Wächter am Rhein“ und nahm am Hambacher Feste theil. Dieserhalb denuncirt, wurde er in Mannheim verhaftet. Ein Versuch, dem dortigen Gefängniß zu entfliehen, mißglückte, weil er sich bei einem Sprunge die Füße verrenkte, und ist von ihm mit vielen interessanten Einzelheiten geschildert in der „Freya“ von 1865, S. 16—58. Nachdem die preußische Regierung Venedey's Auslieferung verlangt hatte, wurde er zunächst nach Frankenthal geschafft, und hier gelang ihm ein kühner Fluchtversuch. Unter mancherlei Abenteuern und Gefahren gelangte er über die französische Grenze, hielt sich eine Zeit lang in Straßburg und Nancy auf und ließ sich dann dauernd in Paris nieder, wo er eine Monatsschrift „Der Geächtete“ herausgab. Hier polizeilich ausgewiesen, hielt er sich, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, längere Zeit in Montpellier und Havre auf, wo er sich mit der Wittwe des deutschen Kaufmanns G. Obermüller vermählte. Den Bemühungen der französischen Gelehrten Arago und Mignet, die seinem Werke „Römerthum, Christenthum, Germanenthum“ höchste Anerkennung zollten, gelang es, ihm die Rückkehr nach Paris zu ermöglichen. Hier lebte er fortan ungestört seinen politischen Bestrebungen und fand an den als Verbannte aus allen Ländern zusammengeströmten Demokraten und Republikanern viele Gleichgesinnte. Mit Börne ward er innig befreundet, mit Heinr. Heine jedoch gerieth er in ärgerliche Streitigkeiten, wobei er diesem als Zielscheibe einer kränkenden Satire diente. Neben politischen Arbeiten beschäftigte er sich mit geschichtlichen Studien und schrieb „Reise- und Rasttage in der Normandie“ (1838); „La France, l'Allemagne et les provinces rhénanes“ (1840); „La France, l'Allemagne et la Sainte-Alliance“ (1842); „Die Deutschen und Franzosen in Sprache und Sprichwort“ (1843); „John Hampdon. Nebst einem Nachtrage: Flüchtlingsjahre und Amnestie“ (1843); „Irland“ (1844); „England“ (1845); „Das südliche Frankreich“ (1846). In der Schrift „Vierzehn Tage Heimathluft“ (Leipzig 1847) trat er entschieden für Judenemancipation auf. (Hierüber „Grenzboten“ 1846, 2. Sem., Bd. 4, S. 289.) Außerdem war V. in Paris Correspondent für mehrere angesehene deutsche Zeitungen. Nach dem Umschwung

vom Februar 1848 erschien er wieder in Deutschland und gehörte zu den regsamsten Vorkämpfern der neuen Ideen. Er nahm Theil am Vorparlament und wurde in dessen Fünfziger-Ausschuß gewählt. Formell gehörte er mit R. Blum und J. Jacoby zur Linken, ohne aber, bei aller Treue zu den Idealen seiner Jugend, in den Radicalismus zu verfallen, dem die unverständige Menge zujauchzte. Als Bekämpfer der Bestrebungen Hecker's sandten ihn die 50 in dessen Lager im südlichen Baden, um ihn zu überreden, seine aufständische Truppe zu entlassen. Diese behandelte ihn auf rauhe Weise als Gefangenen und als er gegen Niederlegung der Waffen volle Amnestie versprach, gab man ihm zu verstehen, er solle machen, daß er fortkomme. Nachdem der besonnenere Theil des Ausschusses infolge von Venedey's Entsendung die Mehrheit erlangt hatte, wurde er wesentlich verstärkt durch die Darstellung, die der ehrliche und gutmüthige V. von dieser Mission entwarf. In die deutsche Nationalversammlung von der Bevölkerung des hessen-homburgischen Ländchens gewählt, gehörte er dem Club „Westendhall“ an und gab in Frankfurt „Die deutsche Wage. Deutsche Reichstagsschau“ heraus, in der er die Vorgänge im Parlament besprach. Jedem Hefte waren „Albumblätter aus der Paulskirche“ beigegeben, die viele Anzüglichkeiten enthielten. Sein damaliger Standpunkt ging u. A. aus Heft 5 hervor, in dem er sagte: „Wir glauben überhaupt nicht mehr an die Macht der Regentenhäuser gegenüber den Volkshäusern und deshalb suchen wir auch die Macht, auf die wir die Einheit Deutschlands bauen wollen, nicht in einer dynastisch-monarchischen Spitze, sondern in einer demokratisch-republikanischen Grundlage“. Von der Macht Preußens hielt er nicht viel und bekämpfte heftig die Erklärung Bassermann's, daß ihm das Zustandekommen eines einigen Deutschlands lieber sei als das starre Festhalten eines Princips. In Heft 16 forderte er Gerechtigkeit für Polen. Im Parlamente machte er sich dadurch bemerklich, daß er nach der Ablehnung des Welcker'schen Antrags eine vertrauliche Aeußerung v. Schmerling's auf die Tribüne brachte, wonach Preußen sich nun wohl nicht länger gegen eine gemeinsam mit Oesterreich vorzunehmende Octroyirung sträuben werde. Heftig trat er gegen v. Gagern's Programm auf, weil dadurch ein Theil Deutschlands hinausgeworfen und ein zweites Polen geschaffen werden solle. Als er mit diesen Ansichten am 10. Januar 1849 als Berichterstatter des Ausschusses auftrat, nannte ihn Haym (D. D. Nat.-Vers.) „den durchaus deutschen Mann in durchaus französischem Stil, das edle Herz, das immer mit dem Verstande durchgeht, den eitlen Liebenswürdigen, der weder mit seiner Tracht, noch mit seiner Politik dem Studentenkostüme entwachsen ist.“ Aehnlich ist das Urtheil aller Schriftsteller über das deutsche Parlament. So sagt Biedermann (Erinnerungen a. d. Paulsk. S. 389): „Thäte es der gute Wille und die aufrichtige Gesinnung allein, sicherlich hätte es V. zu Stande gebracht; so aber ward sein ewiges Mahnen und Belehren, sein Pochen auf 18jährige Erfahrung im Auslande, das Monopol der Ehrlichkeit und des Patriotismus, das er zu beanspruchen schien, auf die Länge nur unbequem und verdrießlich“. Laube (D. d. Parl. I, 87) sagt, man habe sich in Venedey's Fähigkeiten getäuscht und seine Politik bestehe nur aus aphoristischen Wallungen eines guten Herzens und einer manierirten Erfahrung. Endlich heißt es in den „Brustbildern a. d. Paulskirche“ S. 147: „Bei V. hat eine grenzenlose Sprechseligkeit die geistige Gebrechlichkeit über jeden Zweifel hinaus blosgelegt“. Nach F. Lewald (Erinn. a. d. J. 48, S. 258) hat V. unter schwerer Enttäuschung nach der Rückkehr aus dem Exile gelitten. Auch kränkten ihn die Angriffe K. Vogt's, sowie mancherlei Anfeindungen wegen seiner unvollkommenen Rolle als Demokrat. Am 29. Mai 1849 warnte V. entschieden vor Verlegung des Parlaments, als diese aber beschlossen war, ging er mit nach Stuttgart. 1850 stellte er sich der

Statthalterschaft von Schleswig-Holstein zur Verfügung. Daß man hier seine Feder nicht gebrauchen konnte, bereitete ihm neue Enttäuschung und sein Buch „Schleswig-Holstein im J. 1850“ (2 Bde. Leipzig 1851) legt von seiner Bitterkeit Zeugniß ab. Er führte aus, daß, wie opferbereit das Volk auch sei, die Führer ihrem Berufe in keiner Weise gewachsen gewesen seien, ja ihn nicht einmal erkannt hätten. Willisen hielt er für einen Verräther und in Beseler's Ansprachen sah er Lüge und Professorendeduction. Ueberall wollte er „gotha'sche Halbheit“ entdecken. Bezeichnend ist ein Aufruf, den V. am 27. Juli 1850 aus Kiel an Wrangel erließ: „Wie wäre es, wenn Sie sich an die Spitze einer Subscription des preußischen Heeres für Schleswig-Holstein stellten? Alle Tage 1/4 Ihrer und Ihrer Kameraden Löhnung würde genügen, das ganze schleswig-holsteinische Heer zu erhalten.“ Schließlich wurden seine Artikel selbst von demokratischen Blättern nicht mehr aufgenommen. Auf die Nachricht vom baldigen Einrücken der Oesterreicher erließ er aus Altona einen offenen Brief „an die Deutschen in Oesterreich“. Als sich V. nunmehr nach Berlin wandte, ließ ihn Hinkeldey ausweisen. In Breslau hatte er dasselbe Schicksal. 1850 erschien seine Schrift „Friedrich d. Gr. und Voltaire“, worin er aus des letzteren Briefwechsel mit Entrüstung nachwies, wie niederträchtig er sich gegen Friedrich benommen und wie es hieraus erklärlich sei, daß dieser ein Menschenverächter geworden. In demselben Jahre gab er, um „die politische Bildung in Deutschland fördern zu helfen“ ein Werk „Machiavel, Montesquieu, Rousseau“ heraus (2 Bde., Berlin). Die größten Staatslehrer der Neuzeit sollten damit dem deutschen Volke zugänglich gemacht werden, mit Rücksicht auf die Zeit, wo es seine Angelegenheiten noch einmal selbst in die Hand nehmen werde. 1852 nahm V. Aufenthalt in Bonn, wo Bd. 1 seiner bis 1862 auf 4 Bände gewachsenen „Geschichte des deutschen Volkes“ erschien. Die Darstellung ist anmuthend und leicht, enthält aber gleichwol mehr eine Uebersicht und entbehrt zu sehr der Angabe von Jahreszahlen. Das Werk wurde wegen ungenügenden Absatzes mit dem westfälischen Frieden abgeschlossen. 1853 siedelte V. nach Zürich über, wo er sich als Docent für Geschichte habilitirte. Da sich seine Hoffnung auf Anstellung am Zürcher Polytechnikum nicht verwirklichte, verzog er 1855 nach Heidelberg, wo er eine Zeit lang beim Chemiker Moleschott wohnte und vom spärlichen Ertrage schriftstellerischer Arbeiten lebte. 1858 kaufte er eine alte Bauernhütte in Oberweiler bei Badenweiler, die er sein „Rasthaus“ nannte. Hier schrieb er, während seine Frau eine Pension für Sommergäste eröffnete, eine Schrift „Der italienische Krieg und die deutsche Volkspartei“, worin er die Gründe angab, weshalb der Krieg für Oesterreich gegen Frankreich im deutschen Interesse geboten gewesen wäre. Diesen Aufenthalt unterbrach er eine Zeit lang, um als Berichterstatter der „Neuen Freien Presse“ nach Berlin zu gehen. 1861 folgte seine Schrift „G. Washington. Ein Lebensbild“; 1862 „Benjamin Franklin. Ein Lebensbild“ (Freib. i. Br.). 1863 suchte er in Sybel's histor. Zeitschrift die Widersprüche O. Klopp's als Lobredner Tilly's aufzudecken (s. Preuß. Jahrb. 1863, I, 321). Am 21. December 1863 nahm er am deutschen Abgeordnetentage zu Frankfurt in Sachen Schleswig-Holsteins theil. In seiner Schrift „Stein“ (Iserlohn 1868) gedachte V. dem deutschen Volke abermals das Bild eines Charakters zu liefern, wie er solche in der Gegenwart vermißte. Die Ereignisse von 1870—71 brachten ihn bezüglich seiner Grundsätze in ein Dilemma, insofern ihm die liberale Sache nicht gleiche Schritte machte wie die Einheit des Vaterlandes, und er schrieb einen Aufsehen erregenden Artikel „Vae victoribus!“ in die Wiener „N. Fr. Presse“, der ihm von vielen sehr verübelt wurde, ja er sah sich wegen dieser Anfeindungen veranlaßt, seinen Wohnsitz zeitweilig nach Stuttgart zu verlegen. Nach Oberweiler zurückgekehrt, arbeitete er wieder fleißig um die

Seinigen vor Noth zu schützen, seine Manuscripte wurden jedoch zurückgewiesen, es war eben keine Zeit mehr für bloße Idealisten. Sein letztes Werk war die mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters 1870 herausgegebene Schrift „Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik". Zum Schluß machte er sich neue Feinde in der Demokratie, indem er in einem Artikel über „die Friedensheulerei" den Führern derselben entgegentrat, die es mit Gambetta hielten. Damit wollte er einer Ansicht in Frankreich vorbeugen, als ob es eine Partei gebe, die um der Republik willen bereit sei, Deutschland an Frankreich zu verrathen. Hierüber sprach er sich am 28. Januar 1871 in einem Briefe an Gutzkow näher aus („Nat.-Ztg." Nr. 74 v. 12. Febr. 1871). Bald darauf wurde ihm zu seiner Freude ein Mandat zum Reichstag in Aussicht gestellt, aber in der Nacht vom 8. zum 9. Februar wurde er von einer Lungenentzündung dahingerafft. — V. vermochte lebenslang seine Ideale auch nicht vorübergehend gegen die Forderungen des Lebens zurückzustellen, er huldigte dem zur Verstocktheit führenden Idealismus, der praktischen Sinn nicht aufkommen läßt und sich mit schwermüthigen Seufzern in die Ruhe eines unnöthigen und übertriebenen Martyriums zurückzuziehen liebt. Im Nekrolog in „Unsere Zeit" (Leipzig 1871, S. 649) hieß es: „Das heißblütige und ungewiß hin- und hertappende idealistische Streben des Jahres 1848 fand in V. eine fast typische Incarnation. Sanguinisch und von leicht entzündlichem Temperament, schwamm er bei den fluctuirenden Strömungen seiner Zeit stets auf der höchsten Welle der politischen Ereignisse, um oft im nächsten Moment wieder auf das Niveau zurückzusinken, von dem die Fluth ihn eben erst hinaufgetragen". — Sonstige Nekrologe in „Ergänz.-Bl. z. Kenntniß d. Gegenwart" (Hildb. 1871, S. 327) und Gartenlaube 1871, S. 297 (von M. Ring). Vgl. auch v. Struve, Gesch. d. 3 Volkserheb. in Baden, S. 55. — A. Allg. Ztg. 1852 Nr. 319 und 1859 Nr. 226, Beilage. — Biedermann, D. Gesch. I, 249. Wippermann.

Venediger: Georg v. V., Superintendent im Stift Camin und Bischof von Pomesanien, entstammte einem alten preußischen Adelsgeschlecht und ward auf dem väterlichen Rittersitz Venedien bei Mohrungen in Ostpreußen als Sohn des Martin v. V. und der Katharina v. Rauschke geboren; die Großeltern waren der Hauptmann des deutschen Ordens zu Stuhm Thomas v. V. und Euphemia v. d. Mülbe. Das Familienwappen ist eine fliegende silberne Taube im rothen Schilde. Am 2. October 1550 wurde V. zu Wittenberg unter dem Decanat Bugenhagen's zum Dr. theol. promovirt und um Ostern 1556 vom Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg zum Pastor an der St. Marienkirche in Rostock und Professor an der Universität berufen, was zu Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Herzoge Ursache gab, indem V. ungerechter Weise beschuldigt ward, die Freiheiten der Stadt zum Vortheil des Herzogs beeinträchtigen zu wollen. Gleich im folgenden Jahre wurde er mit Tileman Heßhusius (s. A. D. B. XII, 314) zur Theilnahme an der Kirchenvisitation berufen, auf der es im Kloster Dobbertin und anderwärts zu den ärgerlichsten Auftritten kam. Noch in demselben Jahr erhielt V. von den Herzögen Philipp I. und Johann Friedrich von Pommern einen Ruf als Superintendent in das Stift Camin und traf am 3. Januar 1558 ein zur Bestätigung der bereits am 23. Juni 1557 von Colberg aus festgesetzten Gehaltsverhältnisse. Außer freier Wohnung wurden ihm jährlich 200 Thlr. aus den Colberger Stiftspräbenden und die üblichen Naturallieferungen zugesagt, ferner die Accidentien vom Consistorium und Zuschuß zum Studium eines seiner Söhne, sowie auf den Fall seines Todes der Wittwe freie Wohnung. Letzteres trat infolge seiner späteren Berufung nach Preußen nicht ein. In Pommern hat sich V. durch seine ernste Amtswaltung einen guten Namen gemacht. In Colberg, wo er als Mitglied des Consistoriums seinen

dauernden Aufenthalt hatte, fanden seine Vesperpredigten in der St. Marienkirche, die er ohne amtliche Verpflichtung hielt, stets zahlreiche und andächtige Zuhörer. Seine Hauptthätigkeit aber bestand im Abhalten von Kirchenvisitationen, eine Arbeit, der er mit allem Eifer oblag, doch mit milder Rücksichtnahme auf die dadurch mit mancherlei Lasten beschwerten Bauern, während er gegen Uebertreter kirchlicher Sitte und Ordnung mit Strenge vorging, weß Standes oder Ranges sie sein mochten. Auch an der Ausarbeitung der 1563 in Wittenberg gedruckten Pommerschen Kirchenordnung hat er mit Paul vom Rode (s. A. D. B. XXIX, 7) und Jakob Runge (XXIX, 689) theil genommen. Seine erste Kirchenvisitation im J. 1560 zeigt deutlich die Trostlosigkeit der Zustände in Kirche und Schule noch ein Menschenalter nach Einführung der Reformation in Pommern, und flößt Achtung ein vor dem Manne, der mit größter Hingebung und ohne die nöthige Unterstützung seitens der weltlichen Behörden seines Amtes wartete. So versagten ihm z. B. die Grafen von Eberstein den Zutritt zu ihrer Lehnsherrschaft Naugard, und es gelang ihm nicht, den Widerstand zu beseitigen. Andrerseits forderte der Herzogbischof Johann Friedrich (s. A. D. B. XIV, 317) jährliche Visitationen, die schon der Kosten wegen auf Schwierigkeiten stießen. Den Hauptnachdruck legten die Visitatoren auf die Verkündigung der reinen evangelischen Lehre und deren Bethätigung im Wandel. In den Dörfern wurde Jung und Alt in der Erkenntniß der Heilswahrheiten katechisirend geprüft. Auch Aeußerlichkeiten von geringerer Wichtigkeit wurden nicht vergessen; fanden sich Spinnweben oder andere Unreinigkeiten in der Kirche vor, so war dem Pastor ein Verweis gewiß, denn wer in kleinen Dingen unachtsam sei, auf den könne man auch in wichtigeren sich nicht verlassen. Die Bemühungen der Visitatoren hinsichtlich des Jugendunterrichts scheiterten besonders in kleineren Orten leider meist am gänzlichen Mangel der Mittel und der geeigneten Personen. Eine Berufung zum Nachfolger Paul's vom Rode als Superintendent im Stettinschen lehnte V. im Sommer 1563 ab, folgte jedoch vier Jahre später einem Ruf in seine Heimath und wurde am 6. September 1568 in Gegenwart des Markgrafen Friedrich Albrecht durch Joachim Morlinus zum Bischof von Pomesanien eingesetzt. Von seiner Gattin Sophia v. Tessmer hatte er zwei Söhne, Hans und Martin; die Nachkommenschaft des mit Anna v. Rauschke vermählten Hans wandte sich in das Anhaltische, Martin war auf Venedien und Drachenstein seßhaft und mit einer v. Grosdorf vermählt. V. starb den 3. November 1574. Sein Grabdenkmal wurde in der Kirche zu Liebemühl, der Residenz der pomesanischen Bischöfe nach der Reformation, aufgestellt. An Schriften hat V. eine Auslegung des Römerbriefes, Frankfurt 1599, 8°, und einen Commentar zur Genesis hinterlassen.

Vanselow, Nachr. von den Generalsuperintendenten &c. Stargard o. J. (Mitte des 18. Jahrh.) — Neue Preuß. Prov.-Blätter, Bd. 10. — Mecklenburgische Jahrbücher, Bd. 19 u. 22. — Baltische Studien, Bd. 32. — In Voigt's Namencodex der deutschen Ordensbeamten kommt Thomas v. V. nicht vor. v. Bülow.

Venne: Adrian Pietersz van der V., Maler, wurde im J. 1589 zu Delft geboren. Als Sohn eines vermögenden Vaters erhielt er eine gute Erziehung und sollte sich in Leyden für einen gelehrten Beruf ausbilden. Seine Neigung für die Malerei bestimmte ihn jedoch, sich unter Anleitung des Goldschmiedes Simon de Valk als Künstler zu versuchen und die Malerei als Lebenslauf zu ergreifen. Eine Zeit lang, vom Jahre 1618 bis 1624, lebte er in Middelburg; später siedelte er nach dem Haag über und wurde im J. 1625 Mitglied der dortigen Malergilde, als deren Decan er in den Jahren 1638, 1639 und 1640 erscheint. Im J. 1656 trat er mit zu der neubegründeten

Confrèrie über und starb im Haag am 12. November 1662. — In den Anfängen seiner Kunstübung stand V. noch unter dem Einfluß der Vlämen, indem er sich wenigstens in den figürlichen Theilen seiner Bilder an Jan Breughel d. A., Vinckbons und Genossen anschloß. Bilder dieser Art sind „der Sommer“ und „der Winter“ (1614) im Berliner Museum, das „Waffenstillstandsfest“ (1616) im Louvre, die „fröhliche Gasterei im Freien“ (1617) in der Kasseler Galerie und der „Besuch des Prinzen Moritz auf der Kirmeß zu Rijswijk“ (1618) im Rijksmuseum zu Amsterdam. Nach seiner Niederlassung im Haag fing er an grau in grau zu malen. Beispiele dieser Manier sind seine „Jagd des Königs von Böhmen“ (1627) im Rijksmuseum, eine komische Darstellung (1628) in der Pester Galerie, „Prinz Friedrich Heinrich mit Gefolge zu Pferde“ (1635) im Rotterdamer Museum und die „Bauernschlägerei“ in der Galerie Weber in Hamburg. Venne's größtes Bild ist die „Fürstencavalcade“ im Amsterdamer Rijksmuseum, von dem die Darmstädter Galerie eine bedeutend verkleinerte Nachbildung besitzt; sein interessantestes Werk aber ist die gleichfalls in Amsterdam im Rijksmuseum aufbewahrte „Seelenfischerei“, eine Allegorie auf das Thun und Treiben der protestantischen und katholischen Geistlichen. Weitere Bilder des Künstlers findet man in den Galerien zu Braunschweig, im Haag und in Stockholm. Seine kunstgeschichtliche Bedeutung beruht auf der vermittelnden Stellung, die er zwischen der älteren vlämischen Schule und der späteren frischeren holländischen Landschaftsmalerei einnimmt. V. hat sich auch als Dichter versucht und dabei seiner Neigung zu gelehrten Allegorien und moralischen Betrachtungen der Zeitverhältnisse freien Spielraum gelassen.

Vgl. J. Immerzeel, De levens en werken der hollandsche en vlaamsche Kunstschilders. Amsterdam 1843. III, 165. — Christ. Kramm, De levens etc. Amsterdam 1863. VI, 1696—1698. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. II, 207—209. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 816. — K. Woermann, Wissenschaftliches Verzeichniß der älteren Gemälde der Galerie Weber in Hamburg. Dresden 1892. S. 156. — Abr. Bredius, Catalogus van het Rijks-Museum van schilderijen. Amsterdam 1887. S. 177. H. A. Lier.

Vent: Hans Lorenz Andreas V., evangelischer Theologe, geboren am 10. April 1785 zu Hademarschen, Propstei Rendsburg (Schleswig-Holstein), wo sein Vater Prediger war († 1814), studirte Theologie und bestand 1809 das theologische Amtsexamen in Glückstadt. 1811 ward er gewählt zum Diakonus in Tellingstedt in Ditmarschen und nach des Vaters Tode ward er 1815 zu dessen Nachfolger ernannt. 1861 erhielt er den Charakter als Consistorialrath in Veranlassung seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums. 1863 emeritirt, siedelte er nach Itzehoe über und starb daselbst am 21. April 1879, 94 Jahre alt. — V. war in seiner Theologie entschieden orthodox. Er betheiligte sich an dem Harmsischen Thesenstreit für Harms mit der Broschüre: „An das Wahrheit suchende Publicum. Ueber die 95 Thesen des Pastors Harms“ 1818 und „Ueber Veranlassung und Nothwendigkeit der gegenwärtigen Glaubensfehde“ 1819. Von ihm ist ferner die im Perthes'schen Verlage erschienene, recht weit verbreitete Auswahl aus Luther's Schriften: „Luther's Werke in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl“ 1826. 10 Bde. Zweite Auflage 1827/28. Dritte Auflage 1844.

Für die Bibel- und Missionssache war V. sehr thätig. Unter anderem erschien von ihm „Nachricht und Erinnerung betreffend die Bibel- und Missionssache und deren gesegneten Fortgang in unseren Gegenden“ 1826. 248 S. Ferner gab er heraus: „Homiletisches Magazin über die evangelischen Texte des

ganzen Jahres" 1829. 2 Bde. D. Rehhoff bearbeitete in derselben Weise später die epistolischen Texte, 1833. Mehrere Einzelpredigten von ihm sind gedruckt und „Sechszehn Confirmationsreden", 1845; „Ein geistliches Taschenbuch für Dienende weiblichen Geschlechts", 1834, und mehrere Tractate. Von 1826 an gab er ein „Religionsblatt" in drei Jahrgängen heraus, dessen Redaction dann von den Flensburgischen Predigern Asschenfeldt, Volquardts und Callisen übernommen und viele Jahre hindurch fortgesetzt ward.

Lübker-Schröder, Schl.-Holst. Schriftstellerlexikon II, 649. — Alberti II, 504 und Forts. II, 338. Carstens.

Vento: Ivo de V., ein Componist der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Fétis nennt ihn einen Spanier, giebt aber nichts Genaueres an, worauf er diese Behauptung stützt. Die Quellen über V. fließen äußerst sparsam und selbst die Archive in München, wo er lange in herzoglich bairischen Diensten stand, schweigen über ihn, soweit sie bis jetzt untersucht sind. Nur aus Trojano's Dialoghi von 1569 erfahren wir, daß er Organist am Münchener Hofe war und mit zwei anderen abwechselnd eine Woche Dienst hatte. Auf den Titeln seiner Druckwerke nennt er sich anfänglich nur einen Musikus am bairischen Hofe, doch 1569 und im folgenden Jahre Capellmeister des Herzogs Wilhelm von Baiern, dann aber wieder nur Musikus. Diese Erscheinung läßt sich nur so erklären, daß uns von späteren Drucken nur die ferneren Auflagen bekannt sind, die sich aber als solche auf den Titeln nicht kennzeichnen. Es ist indessen auch möglich, daß er wirklich nur in den Jahren 1569 und 1570 den Capellmeistertitel führte und derselbe dann allein auf Orl. Lassus überging. V. schrieb viele deutsche Lieder zu 4 und mehr Stimmen, sowol weltliche als geistliche. Bis jetzt sind in diesem Fache sechs Sammlungen bekannt von 1569 bis 1573, deren Auflagen bis 1591 reichen, doch wie gesagt, sich nur durch einen Vergleich des Inhalts erkennen lassen.

Vento's Schreibweise reiht sich in ihrem Charakter denjenigen Leistungen im deutschen Liede an, wie sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von den Niederländern und Italienern, die in Deutschland eine hervorragende Stellung an den Höfen deutscher Fürsten einnahmen, seit den sechziger Jahren üblich geworden war, d. h. der Tenor als Cantus firmus verlor seine Stellung, das alte Volkslied, was einst oft im Tenor zur Geltung kam, war den Ausländern unbekannt. Der Text wurde durch unsinnige Wiederholungen verstümmelt, die einst langathmigen Melismen lösten sich in kurze Noten auf, Note und Text schritten tactmäßig zusammen fort, die Contrapunktik ging in Harmonik auf und die Oberstimme gewann die Oberhand. Dennoch sind Vento's Leistungen von dem neueren Standpunkte aus betrachtet, vortrefflich und zeigen uns einen tüchtigen, begabten und empfindungsreichen Künstler. 6 Lieder beider Gattungen, geistlich und weltlich liegen in neuen Ausgaben vor (s. Eitner's Verzeichniß). Außerdem sind noch 5 Sammlungen Motetten zu 4 und 5 Stimmen bekannt, die von 1569—1576 erschienen, von denen aber außer einem Gesange, der mir nicht vorliegt, Partituren noch nicht erscheinen sind. Die Originaldrucke sind reichlich auf den deutschen Bibliotheken zu Berlin, Liegnitz, München, welches auch noch mehreres im Manuscript besitzt, Nürnberg, Göttingen, Kassel, Königsberg und auch auf außerdeutschen vertreten. Rob. Eitner.

Venturini: Karl Heinrich Georg V., Theologe und Geschichtsschreiber, wurde am 30. Januar 1768 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater, Karl V. († am 3. Jan. 1801), damals Kammermusikus, später herzoglicher Hoffourier war; seine Mutter Charlotte Juliane Wilhelmine geb. Köchy war die Tochter eines Schneidermeisters in Braunschweig. Er besuchte die Schule in Schöningen und das Gymnasium Martineum in Braunschweig und kam hier 1786 auf das

Collegium Carolinum. Am 7. Januar 1788 ließ er sich in Helmstedt als Student der Theologie immatriculiren; am 3. October 1790 wurde er in das theologische Seminar aufgenommen. Er schloß sich hier besonders an den Professor Henke an, dem er auch im späteren Leben die dankbarste Anhänglichkeit bewahrte. Am 5. Juli 1793 bestand er vor dem Consistorium in Wolfenbüttel das theologische Examen. Bald nachher ließ er sich von der Universität Tübingen die Magisterwürde zuerkennen. Auf Grund derselben bat er im Mai 1794 in Helmstedt um die Erlaubniß, Privatvorlesungen halten zu dürfen. Doch wurde er auf die Statuten der Universität verwiesen, die zuvor die Einreichung und Vertheidigung einer Dissertation verlangten. Er verschob daher seine Absicht ein wenig, lieferte eine Abhandlung „De veritatis propagandae natura“ (Helmst. 1794) ein und hielt am 16. October d. J. die vorgeschriebene Disputation. Er bekam hierauf die venia legendi in der philosophischen Facultät und eröffnete sogleich seine Vorlesungen. Inzwischen war er, etwa zwei Monate vorher, bei dem Herzoge Karl Wilh. Ferdinand um eine Stelle als Adjunct bei der theologischen Facultät eingekommen; er erbot sich, eine Lücke der Universität auszufüllen, indem er Vorlesungen über Homiletik und Katechetik halten und durch praktische Uebungen tüchtige Prediger heranbilden wollte. Die Universität, die darüber befragt wurde, charakterisierte seine mit großem Selbstbewußtsein vorgetragenen Vorschläge als eine Anmaßung, der seine Kenntnisse und bisherigen Leistungen nicht entsprächen, die man aber dem jugendlichen Unverstande zu gute halten müsse; auch er selbst hat sein Vorgehen bald als „jugendliche Unbesonnenheit“ bezeichnet. Doch hat Henke ihm diese keineswegs nachgetragen. Vorderhand waren für V. die Aussichten in Helmstedt und damit bei der Beschränktheit seiner Vermögenslage für eine akademische Laufbahn überhaupt allerdings sehr mäßig; er mußte sich seinen Unterhalt zumeist selbst erwerben und sah sich dadurch früh zu einer regen schriftstellerischen Thätigkeit gezwungen. Sein Wunsch nach einer festen Stellung ist daher erklärlich. Da die Hoffnung auf eine Feldpredigerstelle sich zerschlug, so wurde er unter Henke's Vermittlung 1795 Mitarbeiter an dem von Staatsrath v. Schirach in Altona herausgegebenen politischen Journale. Er lieferte hier die historischen und statistischen Artikel, während die politischen v. Schirach sich selbst vorbehielt. Doch es litt ihn nur ein Jahr in dieser Stellung. Im April 1796 war er schon wieder in Braunschweig. Sein lebhafter Wunsch ist es noch immer, in der Heimath, womöglich in Helmstedt, eine Anstellung zu finden. Da sich hierzu aber eine Gelegenheit nicht bietet, so geht er im Mai 1797 zu seinem Schwager, dem Hofprediger Christiani, nach Kopenhagen. Von hier aus wandte er sich abermals mit Vorschlägen an Henke, man möge ihn zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt in Helmstedt machen und die sichere Anwartschaft auf eine ordentliche Professur oder eine Pfarre nach einer Reihe von Jahren ertheilen; dann wolle er sich im Auslande dazu in würdigster Weise vorbereiten. Im Braunschweiger Lande galt derzeit die Verlegung der Universität Helmstedt nach Braunschweig für so gut wie entschieden. Aber mancherlei Umstände traten der Ausführung des Planes noch immer hindernd entgegen und die Folge war, daß manche als wünschenswerth erkannte Maßregeln inzwischen aufgeschoben wurden und unterblieben. So erfolgte auch für V. keine bestimmte Entscheidung. Er übernahm daher vorerst an Christiani's Erziehungsinstitute eine Lehrerstelle in der Geschichte, Geographie und Statistik; auch leitete er, ein vorzüglicher Schüler des berühmten Helmstedter Fechtmeisters Kahn, die gymnastischen Uebungen. Ein Brief des Geheimraths Feronce v. Rothencreutz, der ihm lockende Aussichten eröffnete, veranlaßte ihn wieder in die Heimath zurückzukehren. Im J. 1799 traf er spätestens wieder in Braunschweig ein. Aber seine Hoffnungen fanden, da die er-

wartete Entscheidung noch immer ausblieb, keine Erfüllung. Er war genöthigt, seinen Unterhalt durch schriftstellerischen Erwerb sich zu gewinnen. Zumeist waren es theologische oder religionsgeschichtliche Stoffe, die er von einem äußerst freisinnigen Standpunkte aus behandelte; die von einem Ungenannten verfaßte „natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth“ setzte er in einem zweiten und dritten Bande fort (Jena [Bethlehem] 1800; 2., gänzlich umgearbeitete Auflage 1805). Die Gestalt Christi wurde hier in einer Weise behandelt und in den Staub gezogen, daß es das Aergerniß weitester Kreise erregte. Aehnlich verfuhr er in seiner „Geschichte des Urchristenthums nach Lukas’ Apostelgeschichte“ (2 Theile, Rom 1803, aber 1801 ausgearbeitet). Obwol der Name Venturini’s auf dem Titel nicht genannt war, so blieb seine Verfasserschaft doch kein Geheimniß. Auch der Herzog Karl Wilh. Ferdinand erhielt von dem ersteren Werke Kunde und unterhielt sich mit V., wie dieser selbst schreibt, „über diesen Gegenstand sehr gnädig und belehrend eine ziemlich geraume Zeit“. So vorurtheilsfrei der Fürst aber auch war: solch destructiven Tendenzen, wie sie V. vertrat, wollte er doch in der Kirche keinen Raum gewähren. Er würde ihn, äußerte er, in einem seiner Collegien gern anstellen und erwartete deshalb seine Vorschläge; nur möchte er die theologische Laufbahn verlassen. Um das Aufsehen und die Mißgunst, die seine Anstellung in einem Collegium hervorgerufen haben würde, zu vermeiden, entschied er sich, um die zweite Stelle an der Wolfenbüttler Bibliothek, die seit 1793 unbesetzt war, einzukommen. Unterm 7. März 1802 wandte er sich deshalb an den Bibliothekar Langer. Aber der Plan wurde nicht verwirklicht, vermuthlich weil der streng conservativ und orthodox gesinnte Langer den mit modernen Gedanken erfüllten Neuerer an seiner Anstalt nicht haben wollte. V. gab die theologische Schriftstellerei jetzt so ziemlich auf und wandte sich mehr und mehr der Geschichtsschreibung zu. Als Remer am 26. August 1803 in Helmstedt gestorben war, hoffte er dort auf den Lehrstuhl der Geschichte, der aber G. G. Bredow übertragen wurde. Eine sehr achtungswerthe Leistung ist Venturini’s „Handbuch der vaterländischen Geschichte für alle Stände Braunschw.-Lüneburgischer Landbewohner“ (4 Theile, Braunschw. 1805—1809), das insbesondere für die neuere Zeit noch immer seinen Werth besitzt. Zu manchem Werke hat ihn wohl hauptsächlich die Sorge um das tägliche Brot veranlaßt. Von dem Werke Chateaubriand’s über den Genius des Christenthums, das er in Uebersetzung mit Anmerkungen herausgab, sagte er selbst, daß er damit nicht einverstanden sei, aber guten Absatz in katholischen Landen erhoffe. Auch begann er in dieser Zeit schon die Abfassung geschichtlicher Romane.

Als nach der Schlacht bei Jena im J. 1806 das rechtmäßige Fürstenhaus des Landes verjagt wurde, schwand für V. die Hoffnung auf Verwirklichung der ihm einst eröffneten Aussichten; er sehnte sich endlich nach einer festen Stellung, die ihm gestattete, in Ruhe zu leben und seinen schriftstellerischen Neigungen nachzugehn. Eine solche bot ihm die Pfarre des kleinen Dorfes Hordorf, unweit Braunschweig, deren Patron der Graf Rötger v. Veltheim auf Harbke war. Dieser präsentirte V. zu der Stelle unterm 23. April 1807, aber wegen einiger Reisen, die er zum Zwecke wissenschaftlicher Arbeiten anzutreten hatte, ist er erst am 4. October dieses Jahres als Prediger hier eingeführt worden. Um dieselbe Zeit wird er sich mit Marianne Leisner aus Hamburg verheirathet haben, sie gebar ihm (am 15. November 1808) nur eine Tochter, die ihnen am 16. October 1811 schon wieder entrissen wurde. V. fühlte sich in den bescheidenen Verhältnissen in Hordorf so glücklich, daß er sich trotz glänzenden Anerbietungen, die an ihn ergingen, nicht daraus fortsehnte und so lange dort

blieb, wie die Kräfte zu seinem Berufe ausreichten. Er entfaltete hier eine sehr lebhafte schriftstellerische Thätigkeit. Das umfassendste Werk und zugleich die Hauptarbeit seines Lebens war die Fortsetzung der von Bredow begonnenen Chronik des 19. Jahrhunderts. Dieser hatte bis dahin zwei Bände herausgegeben, aber schon bei dem zweiten, der in zwei Abtheilungen die Jahre 1804 und 1805 behandelte, der Aengstlichkeit seiner Helmstedter Collegen, die nicht ohne Grund bei jeder für Napoleon ungünstigen Aeußerung für das Bestehen ihrer Hochschule bangten, so große Zugeständnisse machen müssen, daß ihm die Lust an der Arbeit vergangen war. Er suchte daher einen Nachfolger, der freier als er selbst gestellt, die gleiche unabhängige Gesinnung besäße. Er glaubte ihn in V. zu finden, „einem Gelehrten, der mit geistvollem Fleiß Offenheit und Freimuth verbinde". Diesem Urtheile werden wir auch jetzt uns nur anschließen können. Denn daß er mit großem Fleiße trotz seinem abgeschiedenen Wohnorte ein umfassendes Material zu verarbeiten und einem großen Kreise von Lesern mundgerecht zu machen verstand, daß er nach bestem Können Wahrheit und Gerechtigkeit suchte, daß er vor allem ohne Menschenfurcht seine Ueberzeugung sagte, wird niemand leugnen. Ihn bestärkte in der letzten Tugend sein wackeres, „liebevolles, starkmüthig-anspruchloses Weib", das ihn in der Zeit der Fremdherrschaft, als Besorgniß ihn beschleichen wollte und der Tod seines einzigen Kindes ihn niederdrückte, aufrichtete und ermahnte, er möge sich selbst treu bleiben, sie wolle alles, was komme, gern mit ihm tragen. Zunächst behielt sich Bredow, da die politischen Ansichten beider nicht unbedeutend auseinandergingen, das Recht vor, den von V. bearbeiteten Text mit Noten zu begleiten. So erschienen drei Bände (Bd. 3—5, die Jahre 1806/8 umfassend. Altona 1809/11) als „ausgearbeitet von Dr. Carl V., herausgegeben von G. G. Bredow". Dann trat letzterer von der Theilnahme an dem Werke gänzlich zurück. Dieses hatte inzwischen die Aufmerksamkeit der französischen Regierung erweckt, die die Beurtheilung, die das Continentalsystem hier erfuhr, übel vermerkte und daher die dänische Regierung anwies, dem Verleger des Werks, Hammerich in Altona, seine Fortsetzung zu verbieten. Trotzdem setzte V., als die Besorgung des neuen Verlags auf den Buchhändler Steinacker in Leipzig übergegangen war, das Werk, wenn auch vorsichtshalber unter verändertem Titel als „Geschichte unserer Zeit" unverdrossen fort. So erschienen die Jahrgänge 1809 und 1810 (Leipzig 1811/13), zur Ehre des Königreichs Westfalen sei es gesagt, unangefochten von der westfälischen hohen Polizei, obwohl der Verfasser sich keineswegs Zwang auferlegte und im J. 1809 die Heldengestalt des Herzogs Friedrich Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg-Oels mit offener Freude im günstigsten Lichte schilderte. Den Gewalthaber Hamburgs, den Marschall Davoust, erfüllte diese Darstellung mit so großem Unwillen, daß er auf die Nachricht, V. gedenke Hamburg zu besuchen, sogleich einen Verhaftsbefehl gegen ihn ausstellte, der nur deshalb wirkungslos blieb, weil der wackere Präfect Henneberg in Braunschweig V. vorher davon verständigte und dieser die Reise unterließ. Die folgenden Bände nahmen dann nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft den alten Titel: „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts" und die alte Verlagsbezeichnung mit Fortführung der alten Bändezahl (Jahr 1811 als Bd. 8 u. f. f. Altona 1814 ff.) wieder auf. Auch in der späteren Zeit sollte das Werk von Anfechtung nicht frei bleiben. Obwohl V. sich stets als ein begeisterter Anhänger des preußischen Staates gezeigt hatte, so zogen einige Aeußerungen, die er über die deutsche Bundesversammlung und über Preußen, wo jetzt die Chronik verboten wurde, im 16. Bande (1819) gemacht hatte, ihm 1823 sogar eine gerichtliche Anklage zu, die mit einer Verurtheilung zu einer geringfügigen Geldstrafe und zur Tragung der Untersuchungskosten endete. Er reichte gegen dieses Urtheil bei

denselben Richtern noch eine Vertheidigungsschrift ein, die aber keinen Erfolg hatte. Die Untersuchungskosten bezahlte V. sogleich, die Strafgelder aber hinter seinem Rücken seine Frau, um so seine Absicht, bei executorischer Beitreibung der Gelder, die Strafproceßacten zu veröffentlichen, in kluger Weise zu vereiteln und ihm so viel Aufregung und Verdruß zu ersparen. Im J. 1828 ging das Werk mit dem 23. Bande (1826) in anderen Verlag über, und es wurde dieser nur als erster Band einer neuen Folge, die auch unter dem Titel: „Die neuesten Weltbegebenheiten im pragmatischen Zusammenhange" oder (Bd. IX u. X), „Pragmatische Geschichte unserer Zeit" erschien, herausgegeben. Er vollendete 1837 noch den zehnten Band (1835); da nöthigte ihn ein Augenübel, die Arbeit für einige Zeit einzustellen. Als das Leiden gehoben war, wollte er sich nicht mehr dem Zwange, jedes Jahr einen vollständigen Jahrgang liefern zu müssen, unterwerfen, aber doch die Arbeit, die ihm durch lange Gewöhnung ans Herz gewachsen war, nicht ganz aufgeben. Er entschloß sich daher, „die merkwürdigsten Ereignisse der Zeit ausführlicher, als es in der Chronik geschehe, in der Form von Monographien mit pragmatischem Zusammenhange" auszuarbeiten. Dieses Werk erschien als „Neue historische Schriften, ein Beitrag zur Chronik des 19. Jahrhunderts" bei Venturini's altem Jugendfreunde G. C. E. Meyer in Braunschweig vom Jahre 1838—41, jedes Jahr noch ein Band. Da erst gab er dieses Werk endgültig auf. — Daneben verfaßte V. aber auch noch verschiedene andere historische Schriften und Romane, die in dem unten genannten Neuen Nekrologe aufgeführt werden. Auch auf andere Gebiete griff sein lebhafter Geist gelegentlich hinüber, einmal auch auf das kirchliche. Es veranlaßte ihn dazu die Verwerfung der einstimmig erfolgten Wahl des Dr. de Wette zum Prediger der Katharinenkirche in Braunschweig, ein Vorgang, den er natürlich sehr bedauerte und in dem ersten Hefte der „Beiträge zur neuesten Kirchengeschichte des Protestantismus in Deutschland" (Braunschw. 1822), das zugleich das einzige bleiben sollte, actenmäßig behandelte. Zahlreiche Aufsätze schrieb er für das Braunschw. Magazin; sie enthielten z. Th. praktische Rathschläge für Landwirthe über Kartoffelbau, Düngemittel und dergl., Fragen, die einem Landpfarrer der Zeit, der selbst etwas Ackerwirthschaft treiben mußte, nicht fern lagen. Allmählich machten sich die Spuren des Alters doch bei V. bemerklich. Gegen Ende des Jahres 1843 erklärte er, daß er seine Predigergeschäfte nicht mehr regelmäßig besorgen könnte; zu Johannis 1844 erfolgte seine Emeritirung. Er zog nach Schöppenstedt, wo eine Schwester seiner zweiten Frau an den Superintendenten Görtz verheirathet war. Auch jetzt blieb er nicht müßig; noch im J. 1847 erschien die dritte Auflage seines geschichtlich statistischen Werkes über das Herzogthum Braunschweig in wesentlich veränderter Gestalt. Am 25. Mai 1849 ist er dann gestorben. — Seine erste Frau war bereits am 19. December 1827 nach kurzer Krankheit am Schlagflusse verschieden. Er verheirathete sich am 21. April 1829 wieder mit Ernestine Eleonore Plage, einer Tochter des Lippischen Oberamtmannes Wilhelm Plage, die ihm nur einen todtgeborenen Sohn schenkte und in Schöppenstedt erst am 15. Januar 1876 gestorben ist.

Vgl. Annalen der Haupt- u. Residenzstadt Braunschweig 1830, Nr. 1. 2, S. 5—7. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 27. Jahrg. 1849. 2. Th. Weimar 1851. S. 1108—16. — Beste's Gesch. der Braunschw. Landeskirche, S. 541 f. — Venturini's Briefe an Abt Henke in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, Acten im Herzogl. Landeshauptarchive und Consistorium daselbst. — Nachrichten des Superintendenten Beste in Schöppenstedt und des Pastors Gerlich in Hordorf. — Vorbericht zum 23. Bd. der Chronik (1826).

P. Zimmermann.

Venusi: Johann Bernard Benedict V., Cistercienserabt, geboren zu Ossegg im nördlichen Böhmen am 2. Februar 1751, † daselbst am 13. Januar 1823. Er machte seine Studien an dem Jesuitengymnasium zu Mariaschein und an der Universität zu Prag, trat im November 1771 als Novize in das Cistercienserstift Ossegg ein, legte 1775 die Gelübde ab, wurde im April 1779 zum Priester geweiht und 1798 zum Abt gewählt. Zur Förderung der alttestamentlichen Studien unter den katholischen Geistlichen veröffentlichte V. zu einem sehr billigen Preise „Pentateuch oder die fünf Bücher Mosis, übersetzt und erklärt“ und dazu „Wörterbuch zu den fünf Büchern Mosis mit Berücksichtigung der arabischen und syrischen Ausgaben“, Meißen 1820, zwei Bände, zweite (Titel-) Auflage 1854, (a. u. d. T. Heilige Geschichte). V. war auch ein tüchtiger Orgel- und Violinspieler und hat mehreres für beide Instrumente componirt.

Wurzbach L, 110. Reusch.

Verbeeck: Pieter (Cornelisz) V. oder Verbeecq, holländischer Maler und Radirer, war der Sohn eines gewissen Cornelis V., der im J. 1610 als Mitglied der Haarlemer Malergilde erwähnt wird und wahrscheinlich um 1599 in Haarlem geboren. Im Jahre 1635 trat er in die Malergilde zu Alkmar ein und zehn Jahre später wurde er als Meister in die Haager Malergilde aufgenommen. Nach den Daten, die auf seinen Bildern vorkommen, war er hauptsächlich in den Jahren von 1638 bis 1650 thätig. Genauere Angaben über sein Leben und Wirken fehlen. Er malte Wirthshausscenen, Reiterkämpfe, Reiseabenteuer, Landschaften u. a. m., wie man es aus den Bildern Phil. Wouverman's kennt. Früher war im Berliner Museum ein Bild von seiner Hand, das „einen orientalischen Reiter im Gefecht“ darstellte, zu sehen. In dem neuesten Katalog aber findet sich dieses Bild nicht mehr verzeichnet. Im Stockholmer Museum befindet sich ein weiteres Bild Verbeeck's, ein „Schimmel im Stall“. Außerdem werden ihm zwölf Radirungen im Geschmacke Rembrandt's, die Nagler aufzählt, zugeschrieben. Uebrigens darf dieser V. nicht mit dem Pieter Verbeeck verwechselt werden, der als „Camerschilder“ im Jahre 1663 in die Lukasgilde im Haag aufgenommen wurde.

Vgl. Nagler's Künstlerlexikon. München 1850. XX, 78. 79. — J. Meyer, Königl. Museen zu Berlin. Beschreibendes Verzeichniß der Gemälde. Berlin 1883. S. 490. — G. Göthe, Nationalmusei-Taflelsamling. Stockholm 1887. S. 278. — M. Bryan, Dictionary of Painters and Engravers, edit. by W. Armstrong and R. Edm. Graves. London 1889. II, 653. H. A. Lier.

Verbiest: Ferdinand V., Astronom, geboren am 9. October 1623 in Pitthem bei Courtray, † am 28. Januar 1688 in China, trat am 2. September 1641 in Mecheln in den Orden der Jesuiten ein und wurde bald dazu bestimmt, als Missionar nach China zu gehen, wohin er sich, gründlich vorbereitet, 1659 einschiffte. Die Jesuitenmissionare für China waren längst regelmäßig unter den astronomisch geschulten Ordensmitgliedern ausgewählt worden. Am Ende des 16. Jahrhunderts war Mathias Ricci mit der vormals erblichen Würde eines Leiters des Kalenderwesens betraut worden. Julius Aleni, Johann Franz Gerbillon vereinigten gleich Ricci den Missionseifer mit der Verbreitung mathematischen Wissens. Adam Schall war, als V. in China landete, Präsident des Collegiums für Astronomie. Dieser ließ V., sobald er von dessen Fähigkeiten Kenntniß erhalten hatte, nach Peking kommen, um ihn sich selbst als Gehilfen beizugesellen. Aber nun trat während der Minderjährigkeit des Kaisers Kang-hi ein heftiger Rückschlag in der Gesinnung der regierenden Kreise ein, der sich bis zur vollständigen Christenverfolgung steigerte. Schall wurde abgesetzt, ein unwissender Mandarine erhielt seine Stelle, V. mußte ins Gefängniß wandern. Die Todesstrafe drohte ihm bereits, als man bemerkte, daß unter Schall's Nachfolger der Kalender außer

Rand und Band gerathen war, was in China als ein Staatsunglück betrachtet wurde. Nun ließ Kaiser Kang-hi den gefangenen V. holen, der den Fehler alsbald zu entdecken und zu verbessern wußte. Yang-Kang-Sien, der Führer der Jesuitengegner wurde zu ewigem Gefängnisse in einer fernen Grenzfestung verurtheilt, V. erhielt den Auftrag, die astronomischen Beobachtungen neu zu regeln und durfte dem Kaiser selbst Unterricht in der Sternkunde ertheilen. Auch in einem anderen Fache machte V. sich nützlich. Er stand seit 1681 an der Spitze der kaiserlichen Geschützgießerei, aus welcher binnen kurzem 300 Geschütze hervorgingen. Als er 1688 starb, wurde bei den Leichenfeierlichkeiten die denkbar größte Pracht entwickelt. Unter seinen Schriften ragt besonders der „Liber organicus astronomiae Europaeae“ von 1668 hervor, 125 Blätter mit Zeichnungen und geringem chinesischen Texte zur Erklärung der Figuren, lateinisch ist nur der Titel.

Vgl. De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. VII, 372—377 (Liège 1861). — Quételet, Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges p. 235—239 (Bruxelles 1864). — Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik I², 625—626 (Leipzig 1894).

Cantor.

Verbonet, ein Niederländer des 15. Jahrhunderts, der schon in Guillaume Crétin's Deploration neben Agricola, Josquin Despres, Brumel, Compère und anderen genannt wird, die vor und zur Zeit Okeghem's lebten. Sein Vorname ist unbekannt. Haberl muthmaßt (Jahrbuch für Kirchenmusik 1888 S. 49), daß er derselbe sei, der auch unter dem Namen Ghiselin oder Ghisling bekannt ist, denn im Codex Basevi zu Florenz (Istituto musicale) liest man über einem Gesange „Jo. Ghisling, alias Verbonet“. Dies ist bis jetzt das einzige Zeugniß, nach dem Jean Ghiselin und Verbonet eine Person wären. Davari in seiner Musica a Mantova, 1884, S. 14 fand in den Acten zu Ferrara, daß er um 1491 im Dienste des Herzogs daselbst stand und um 1503 nach Frankreich gesendet wurde, um Sänger für die Capelle anzuwerben. Unter anderen brachte er auch Josquin Despres mit. Straeten in Musique aux Pays-Bas Bd. 8 S. 526 theilt dasselbe Document mit. Petrucci druckte 1503 fünf Messen zu vier Stimmen, die mit Joannes Ghiselin gezeichnet sind, ebenso findet man unter diesem Namen in alten Sammelwerken 24 Gesänge, in neuen Ausgaben drei Gesänge und Weniges in Manuscripten. Unter V. sind in alten Sammelwerken nur drei Gesänge bekannt und zwei in Manuscripten zu München und Proske, Codex Prenner. Seine Schreibweise ist noch streng und im Stile der alten Niederländer gehalten. Ambros in seiner Musikgeschichte Band 3, 251 (255) sucht obige Annahme, daß V. und Ghiselin eine Person seien, zu widerlegen, theils durch einen Brief von Giov. del Lago an Spataro von 1523, theils durch die Prüfung der Compositionen beider Namen, unter denen ihm V. als der Jüngere erscheint. Vgl. auch Verdelot, Philippe u. S. 614. Rob. Eitner.

Verboom: Adrien H. V., früher Abraham V. genannt, holländischer Landschaftsmaler und Radirer, war wahrscheinlich im Jahre 1628 in Amsterdam geboren. Ueber sein Leben wissen wir so gut wie nichts. Im Jahre 1650 wird er einmal urkundlich als in Amsterdam lebend erwähnt, und da auch aus dem Jahre 1670 eine urkundliche Notiz über ihn aufgefunden worden ist, müssen wir seine Wirksamkeit in die Zeit von 1650 bis 1670 ansetzen. V. stand als Landschaftsmaler unter dem Einflusse Ruisdael's, den er jedoch niemals erreichte, obwol er sich gleichfalls mit einer gewissen Vorliebe auf die Schilderung von waldreichen Gegenden verlegte. Die Staffage für seine Bilder malten A. van de Velde, Wouwerman und Lingelbach. Proben seiner Art findet man in den Bildersammlungen zu Amsterdam, Brüssel, Schwerin, Dresden, Augsburg und

Kopenhagen. Als Radirer hat V. Tüchtiges geleistet, doch ist es noch nicht entschieden, welche der ihm zugeschriebenen Blätter ihm auch wirklich angehören.

Vgl. Schlie, Beschreibendes Verzeichniß der Werke älterer Meister in der Großherzogl. Gemäldegalerie zu Schwerin. Schwerin 1882. S. 647. 648. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 752. — Ed. Fétis, Musées royaux de peinture et de sculpture de Belgique. Catalogue descriptif et historique des tableaux anciens. 6. édit. Bruxelles 1889. p. 533. — Abr. Bredius, Catalogus van het rijks-museum van schilderijen. Amsterdam 1887. S. 178. H. A. Lier.

Verdelot: Philippe V. (Verdeloth, Verdeloto), ein Niederländer, am Ende des 15. Jahrhunderts geboren, kam jung nach Italien und wurde Sänger an S. Marco zu Venedig (Caffi, Storia della mus. sacra 2. Bd. S. 31), von da aus kam er an den Hof von Florenz und bekleidete die Capellmeisterstelle. Eine bestimmte Zeit ist nicht feststellbar, doch muß dies in die dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts fallen, vielleicht schon um 1525. Für den Aufenthalt in Florenz haben wir mehrfache Beweise: Canale in seinen Osservazioni p. 5 und Cosmo Bartoli in den Ragionamenti; letzterer führt ihn als seinen Freund in Florenz an. Fétis und Straeten 6, 321 ziehen die betreffende Stelle wörtlich an. Beachtenswerth ist ferner die Erscheinung, daß im Psalmenwerke von Petreius von 1542 Nr. 18 über dem Tonsatze zu lesen ist: „Lerithier alias Verdelot“. Einen ganz ähnlichen Fall findet man bei Verbonet, wo es heißt: „Jo. Ghisling alias Verbonet“. Da wir nun bei V. den Vornamen kennen und Lerithier ein anderer bekannter Componist ist, so trifft hier genau zu, was schon Ambros im 3. Bde. S. 251 sagt, daß die doppelte Anführung von Namen nicht immer bedeutet, daß es ein Nebenname des Autors sei, sondern daß der Herausgeber im Zweifel war, ob der Gesang diesem oder jenem zugehört, so daß hier das Wörtchen alias in anderem als dem gangbaren Sinne gebraucht wurde. V. war ein außerordentlich fruchtbarer Componist und obgleich er Compositionen in jedem damaligen Fache schuf: Messen, Motetten, Psalmen, Officien, Litaneien u. a., so war er doch in der Madrigalen-Composition all seinen Zeitgenossen überlegen und wohl eigentlich derjenige, welcher diese Form erst geschaffen hat, obgleich man nicht übersehen darf, daß Archadelt zu gleicher Zeit lebte und sich ebenfalls als Madrigalist auszeichnete, so daß es bis jetzt noch unbeweisbar ist, wem das Vorrecht gebührt. Eine selbständige Sammlung seiner Madrigale läßt sich bis jetzt noch nicht nachweisen; Willaert gibt zwar 1536 eine Bearbeitung für eine Singstimme mit Laute von 22 Madrigalen Verdelot's heraus, doch ist uns die Originalausgabe noch nicht bekannt. All seine Compositionen wurden von Gardane und Scotto in Venedig nebst anderen Verlegern in Paris, Antwerpen, Nürnberg und anderen Orten in Sammelwerken herausgegeben, worin V. immer nur ein Theil des Inhaltes zufällt, während sein Name auf dem Titel öfter nur allein genannt wird. In meiner Bibliographie sind 155 Gesänge verschiedenen Inhalts verzeichnet und Emil Vogel in seiner Bibliothek der gedruckten weltlichen Vocalmusik Italiens (Berlin 1892) beschreibt 24 Druckwerke, welche italienische Madrigale von V. enthalten. Verdelot's Madrigale sind nicht in dem Stile geschrieben, wie man sie bei Archadelt, Willaert, de Rore u. a. findet, daß sie nämlich die Motettenform auf das weltliche Lied übertragen. Verdelot's Madrigale sind echte Erzeugnisse des südlichen Himmels, und obgleich sie ernster und weicher im Ausdrucke gehalten sind als die Madrigale damals beim Italiener hervorsprudelten, verrathen sie doch in keiner Weise ihre Vorbilder. Die einst den Niederländern so unentbehrliche Contrapunktik ist bei ihm auf ein Minimum beschränkt. Einfache weiche harmonische Folgen herrschen bei ihm vor, mit einem ans Schwärmerische streifenden Ausdrucke. Sie unterscheiden sich so wesentlich

durch ihre Einfachheit, ihren Wohlklang, ihre treffliche Charakteristik des Textes von denen seiner Zeitgenossen, daß man sie in Anbetracht der noch so frühen Zeit, als wahre Phänomene betrachten kann. In neuen Ausgaben sind erst vier Gesänge veröffentlicht, drei Madrigale befinden sich in Ott's Liederbuch von 1544 (neue Ausgabe in Publication Bd. 1—3) und eine Motette in Maldeghem's Neu-Ausg. (siehe Eitner, Verz.). Rob. Eitner.

Verdonck: Cornelius V., auch Verdonec, Verdoneq und Verdoncq geschrieben, ein Componist des 16. bis 17. Jahrhunderts, der in Turnhout (Provinz Antwerpen) um 1563 geboren ist, denn das Epitaph, welches Straeten 3. Bd. S. 207 mittheilt, datirt seinen Tod mit dem 4. Non. Jul. anno 1625 und bezeichnet sein Alter mit 62 Jahren. Am 15. Juni 1572 kommt er als Knabensänger an die spanische Hofcapelle. Straeten 8. Bd. S. 93 u. 99 glaubt, in Madrid; doch da König Philipp II. auch in Brüssel eine Capelle hielt, so ist es wohl glaublicher, daß er dort als Sänger Verwendung fand. Straeten fand ihn in den Acten noch mehrfach wieder, so im J. 1584 als „moço de capilla", dann 1585 als „jornada" und 1590 und 93 wieder als moço de capilla, Aemter, die in der Capelle einen zu gleicher Zeit auch verwaltenden Dienst umfaßten. (Straeten Bd. 8 S. 111, 112, 161, 168 und 413 theilt das Namensfacsimile Verdonck's mit.) Im Bd. 3 S. 206 wird ein Document mitgetheilt, worin er als Musiker der Capelle der Gouvernante der Niederlande bezeichnet wird, datirt vom 29. Januar 1622. Fétis irrt darin, daß er ihn den größten Theil seines Lebens in Antwerpen zubringen läßt, anfänglich im Dienste des Schatzmeisters Corneille de Prun, dann beim Gouverneur Jean-Charles de Cordes. Möglich, daß sich V. hin und wieder besuchsweise bei den genannten Männern aufhielt, aber nach den oben mitgetheilten Documenten überhaupt in Antwerpen nie ansässig war, mit Ausnahme seiner letzten oder des letzten Lebensjahres, denn nach dem Epitaph wurde er im Carmeliterkloster zu Antwerpen begraben, so daß man annehmen kann, daß er sich in das Kloster nach 1622 zurückgezogen hat. Von seinen Compositionen erschien ein Magnificat auf einem großen Einzelblatte, Antwerpen 1584, und eine Sammlung Madrigale im J. 1603. Fétis verzeichnet noch eine zweite Sammlung Madrigale von 1604, doch ist sie bis jetzt nicht bekannt. In alten Sammelwerken befinden sich 20 Gesänge, die nur aus Madrigalen bestehen. In neuen Ausgaben sind acht erschienen: bei Maldeghem sechs, einer in Commer, musica sacra Bd. 21 und einer bei Lück nach einem Einzelblatt mit Abbildungen, beschrieben in den Monatsheften Bd. 8 S. 123. Leider liegt mir keiner der Tonsätze vor, um ein sicheres Urtheil fällen zu können und auch Ambros erwähnt ihn nicht.

Ein Jean V. war um 1572 Sänger an der Kathedrale zu Ypres und der Musikverleger Phalese in Löwen veröffentlichte von ihm im Sammelwerke von 1571 sieben niederdeutsche und französische zweistimmige Lieder.

Rob. Eitner.

Verdries: Johann Melchior V., Arzt und Naturforscher, geboren am 26. Juni 1679 zu Gießen, studirte seit 1694 in seiner Vaterstadt, sowie in Jena und Halle, erhielt 1702 an erstgenanntem Orte die Licenz zur Praxis, machte darauf eine wissenschaftliche Reise nach Holland, erlangte 1707 die med. Doctorwürde und in demselben Jahre die außerordentliche Professur für Physik in Gießen, 1710 die ordentliche Professur, wurde 1714 außerordentlicher, 1720 ordentlicher Professor der Medicin ebendaselbst, sowie 1727 zum Rath und Leibmedicus ernannt. V., der am 25. Juli 1735 gestorben ist, war Mitglied der k. k. Leopoldo-Karolinischen Akademie der Naturforscher, in deren Verhandlungen (Ephemeriden) er zum größeren Theil seine Arbeiten naturwissenschaftlichen Inhalts veröffentlichte. Ein Verzeichniß derselben gibt die unten erstgenannte Quelle.

Seine das Gebiet der eigentlichen Heilkunde betreffenden Arbeiten sind von keiner besonderen Bedeutung und bestehen aus fast durchweg lateinisch geschriebenen kleineren akademischen Gelegenheitsschriften, Programmen, Dissertationen u. dergl.

Vgl. Poggendorff's biogr.-litterarisches Handwörterbuch II, 1197, sowie Biogr. Lex. VI, 89. Pagel.

Verelst: Pieter V., Porträt- und Genremaler, dessen Todes- und Geburtsjahr unbekannt sind, läßt sich zwischen den Jahren 1638 und 1668 urkundlich nachweisen. Im ersteren Jahre wurde er in die Lukasgilde zu Dordrecht aufgenommen. Im J. 1642 zog er nach dem Haag, wo er gleichfalls der dort bestehenden Lukasgilde beitrat und sich im J. 1656 der neubegründeten Schildersconfrerie anschloß. Er hatte beständig mit Armuth und Schulden zu kämpfen und mußte im J. 1668 vor seinen Gläubigern die Flucht ergreifen, die sich aus seiner zurückgelassenen Habe bezahlt zu machen suchten. V. ist in seiner Kunst bis zu einem gewissen Grad Rembrandt verwandt; er liebt goldgelbe Fleischtöne und ist an seiner „weichen, fast wolligen Pinselführung" unschwer erkennbar. Das Berliner Museum besitzt zwei Frauenbilder von seiner Hand, von denen dasjenige einer alten Frau (1648) lebensgroß, das andere „die Nähterin" ein feines Cabinetsstück kleineren Formates ist. In der Dresdener Galerie findet man drei Gemälde Verelst's: einen „Alten am Kohlenfeuer", einen „lesenden Alten" und „Die alte Garnwinderin", von denen das letzte wiederum in Lebensgröße ausgeführt ist. In Wien kann man ihn in der Galerie der k. k. Hofmuseen sowol als Genremaler („Rauchende und zechende Bauern"), wie als Porträtmaler kennen lernen, und in der Casseler Galerie ist er gleichfalls mit einem lebensgroßen Brustbild einer älteren Frau (?) und einem kleinen Genrebild, „das Spielchen" genannt, vertreten. Das Museum in Haarlem besitzt eine große, aber unbedeutende Familiengruppe. Im Privatbesitz wird ein Bild von V. in der Sammlung des Marquis of Bute und ein weiteres in der Galerie des Consuls Weber in Hamburg erwähnt. — Unter den Söhnen Pieter Verelst's sind zwei, Hermann V. und Simon V., zu einem Namen gelangt. Hermann V., der nach dem Jahre 1640 im Haag geboren wurde, war ein Schüler seines Vaters. Im J. 1666 wurde er Meister der Haager Lukasgilde. In den Jahren 1667 bis 1670 hielt er sich in Amsterdam auf. Dann ging er über Italien nach Wien, wo er bis zum Heranzuge der Türken im J. 1683 geblieben sein soll. Hierauf wandte er sich nach England, wo er in London um das Jahr 1690 (oder 1700?) gestorben ist. Hermann V. war hauptsächlich Blumenmaler und erfreute sich als solcher eines guten Rufes. Im Amsterdamer Rijksmuseum werden zwei Bildnisse von seiner Hand aufbewahrt. Das eine stellt Johan d. Wit, den Rathspensionär von Holland, das andere seine Gemahlin, geb. Wendela Bicker, vor. Die Casseler Galerie aber besitzt eine bezeichnete Probe seiner Blumenmalerei. Auch der jüngere Bruder Hermann's, Simon V., der im Haag 1664 geboren war und im J. 1721 (nach anderen schon 1710) zu London starb, machte in England sein Glück als Blumenmaler, scheint sich aber auch durch seine Bildnisse bei dem vornehmen englischen Adel beliebt gemacht zu haben.

Vgl. v. Engerth, Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Wien 1884. II, 518—520. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 811. 812. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. II, 442. — G. Göthe, Nationalmusei Tafvelsamling. Stockholm 1887. S. 280. — Abr. Bredius, Catalogus van het Rijks-Museum van schilderijen. Amsterdam 1887. S. 178. — M. Bryan, Dictionary of painters. Edit. by W. Armstrong and R. Edm. Graves. London 1889. II, 654. 655. — K. Woermann, Wissenschaftliches Verzeichniß der älteren Gemälde der Galerie Weber in

Hamburg. Dresden 1892. S. 182. 183. — (Bode), Kgl. Museen in Berlin. Beschreibendes Verzeichniß der Gemälde. 3. Aufl. Berlin 1891. S. 300. H. A. Lier.

Verendael: Nicolaas van V. oder Veerendael, Blumen- und Früchtemaler, wurde am 19. Februar 1640 in Antwerpen getauft. Er war ein Schüler seines Vaters Willem van V. Als er siebzehn Jahre alt war, wurde er als Meister in die Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen. Am 20. März 1669 verheirathete er sich mit Katharina van Beveren, der Tochter des Bildhauers Matthijs van Beveren. Aus dieser Ehe gingen zehn Kinder hervor, die die an und für sich schon drückende Armuth des Künstlers vermehren halfen und ihn zu unausgesetzter Thätigkeit nöthigten. Trotzdem gerieth er in Schulden und starb in mißlichen Verhältnissen. Am 11. August 1691 wurde er begraben. V. gehört zu den besten niederländischen Blumenmalern, doch beschränkte er sich nicht auf dieses eine Fach, sondern malte auch Früchte, Thiere und Stillleben anderer Art. Häufig arbeitete er mit anderen Malern zusammen, z. B. mit Joh. Boeckhorst, Gonzales Coques und dem jüngeren David Teniers. Am besten ist er in Deutschland in der Dresdener Galerie vertreten, die außer dem Kirchenbild, das er mit David Teniers dem Jüngeren und mit Carstian Luckx oder Luyx gemeinsam malte, einen Blumenstrauß und den merkwürdigen „Affenschmauß“ (1686) von seiner Hand besitzt. Andere gute Bilder des Künstlers findet man in dem Berliner Museum, in der Liechtenstein-Galerie in Wien, in der Münchener Pinakothek, im Museum zu Köln, in der Schweriner Galerie und in der Eremitage zu St. Petersburg. In der Galerie Weber in Hamburg sieht man „Kämpfende Hähne“ in einer reichen Landschaft.

Vgl. F. Schlie, Beschreibendes Verzeichniß der Werke älterer Meister in d. Großherzoglichen Gemälde-Gallerie zu Schwerin. Schwerin 1882. S. 651, 652. — J. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool. Antwerpen 1883. S. 1141—1143. — A. Woltmann u. K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 545. — K. Woermann, Wissenschaftliches Verzeichniß der älteren Gemälde der Galerie Weber in Hamburg. Dresden 1892. S. 150. H. A. Lier.

Vergerius: Peter Paul V., Advocat, päpstlicher Nuntius, Bischof, dann Protestant, herzogl. württemberg. Rath. Aus guter alter Familie 1498 zu Capodistria geboren, studirte er die Rechte und doctorirte in Padua, ward Richter in Verona und in Padua und ließ sich 1524 als Advocat in Venedig nieder. Hier heirathete er 1526 Diana Contarini, welche aber schon 1527 starb. Im J. 1529 ging er nach Rom, wo sein Bruder Aurel päpstlicher Secretär war, und ward hier dem Papst Clemens VII. bekannt. Dieser schickte den talentvollen, kenntnißreichen und geschäftsthätigen Mann 1530 mit seinen anderen Gesandten zum Reichstag nach Augsburg, und beließ ihn dann als Nuntius bei König Ferdinand, der ihm außerordentlich gewogen ward. Von Papst Paul III. ward er 1534 nach Rom berufen und 1535 als Nuntius an die deutschen (katholischen und protestantischen) Fürsten gesendet, um sie zu dem (vorgeblich) beabsichtigten Concil einzuladen. Mit einem glänzenden Gefolge kam er nach Wien, reiste nach Salzburg, München, Heidelberg, Augsburg und Regensburg, dann nach Mainz, Köln, Trier, Berlin, Halle, Wittenberg (wo er am 6. November eine Besprechung mit Luther hatte), Dresden, Prag (wo er mit dem Kurfürsten von Sachsen zusammentraf) und zurück nach Wien. Dies war der Glanzpunkt im Leben des weltlich eiteln und ehrgeizigen, ruhelosen und vielgeschäftigen, die Bekanntschaft hochstehender und berühmter Persönlichkeiten suchenden Mannes. Im folgenden Jahre (1536) eiligst nach Rom zurückberufen, gab er seine Nuntiatur auf und ward (obschon noch nicht Priester) zum Bischof

von Modrus (Kroatien) und bald darauf zum Bischof von Capodistria, seiner Vaterstadt, ernannt. Seine eifrige bischöfliche Thätigkeit ward 1540—41 durch eine längere Reise nach Frankreich (Margarethe v. Navarra) unterbrochen, von wo zurückkehrend er am Religionsgespräch zu Worms und dessen Fortsetzung zu Regensburg (1541) Theil nahm. Nach seiner Rückkehr nach Capodistria (Justinopolis) erfuhr er bald, daß er in Rom der Hinneigung zum Protestantismus verdächtig geworden sei und beschloß, um sich von diesem Verdachte zu reinigen, ein Werk gegen denselben zu schreiben. Allein während noch eine Untersuchungs-Commission seinem reinen und eifrigen Katholicismus Lob ertheilte, führten die Vorarbeiten zu seinem Buche ihn immer mehr dem Evangelium zu, so daß er 1546 mit seinem ebenfalls evangelisch gesinnten Bruder Giovanni Battista Bischof von Pola (der bald darauf unter Verdacht einer Vergiftung in Italien starb) Istrien verließ und sich nach Mantua zum Cardinal Herkules von Gonzaga begab. Hier bemühte er sich um die Erlaubniß, sich vor dem Concil von Trient zu rechtfertigen; es ward ihm nicht gestattet. Einer Vorladung vor den päpstlichen Inquisitor in Venedig leistete er keine Folge. In sein Bisthum ließ man ihn nicht zurückkehren. Bei einem Besuche in Padua 1548 war er Zeuge des verzweifelnden Sterbens des evangelisch gewordenen und gegen seine Ueberzeugung in die katholische Kirche zurückgetretenen Advocaten Francesco Spiera. Dies entschied seinen eigenen völligen Uebertritt zum Protestantismus. Am 13. December 1548 richtete er eine Abschieds- und Vertheidigungsschrift an den Weihbischof von Padua und flüchtete dann sofort über Bergamo nach Graubünden, ins Veltlin nach Poschiavo. Hier betrieb er die Errichtung einer Buchdruckerei; hier und in der Umgegend predigte er das Evangelium, und ward (am 3. Juli 1549 vom Papst seines Bisthums entsetzt und excommunicirt) evangelischer Pfarrer zu Vicosoprano im Val Bregaglia. Das stille Leben in diesen Alpenthälern genügte jedoch seinem Wesen nicht. Er reiste daher 1550 in die Schweiz nach Zürich, Basel, Bern und Genf (bei Bullinger, Pellikan, Calvin u. A.), fand aber hier keine ihm passende Stellung. Er knüpfte zu diesem Zwecke Verhandlungen in England an, doch ohne Erfolg. Nach Graubünden zurückgekehrt, entwickelte er hier 1551—52, umherreisend, predigend, sich in die kirchliche Verwaltung mischend, eine unruhige kirchliche Thätigkeit, nicht weniger eine politische zu Gunsten Frankreichs. Er gewann acht Gemeinden für die Reformation und bestrebte sich, die italienischen evangelischen Gemeinden des Cantons in einer eigenen Synode zu constituiren; er selbst wollte zum Kirchenvisitator ernannt sein. Beides mißlang. Im April 1553 reiste er nach Württemberg, wo er sich die Gewogenheit des Herzogs Christoph und des Reformators Brenz dadurch erwarb, daß er deren Bekenntnißschriften ins Italienische übersetzte und so veröffentlichte. Als er aber, calvinistisch gesinnt, in Graubünden die dortige neue, zwinglisch geartete Confession zu unterzeichnen sich weigerte, mußte er aus dieser Kirche austreten. Angefeindet von der reformirten Geistlichkeit, verfolgt von der katholischen, bat er im September 1553 den Herzog Christoph von Württemberg um seiner Sicherheit willen um ein Asyl in seinem Lande, welches ihm gern gewährt wurde. So kam V. Anfang November d. J. nach Tübingen und ward am 16. November 1553 vom Herzog zu seinem Rath mit einer auskömmlichen, später noch erhöhten Besoldung ernannt. Hier setzte nun der bereits alternde Mann nicht nur seine äußerst fruchtbare Schriftstellerei zur Bekämpfung des Papstthums fort (selbst seine Lehrschriften entsprangen dieser polemischen Quelle), sondern auch seine ruhelose und in alles sich mischende Reisethätigkeit (wobei er unterwegs seine Schriften verbreitete). So besuchte er 1554 Sleidan in Straßburg und gab ihm Beiträge zu seinem berühmten kirchengeschichtlichen Werk. Im Januar 1555 traf er in Ulm mit Primus Truber, dem aus seinem

Vaterlande vertriebenen Reformator Krains und Begründer der slovenischen Litteratur, nun Pfarrer in Kempten, zusammen (s. A. D. B. XXXVIII, 669), und suchte sich mit einer von diesem zu verfertigenden, aber als von ihm selbst ausgehend erscheinenden slovenischen Uebersetzung der Bibel an die Spitze dieser neuen Litteratur zu stellen, trotz seiner Unkenntniß dieser Sprache. (Er ward jedoch von Truber schon 1557 wieder beseitigt). Im Frühling desselben Jahres (1555) durchreiste er die Schweiz. Im Juni 1556 unternahm er eine größere Reise über Frankfurt a. M., Jena und Wittenberg (bei Melanchthon und Flacius), wo er sich in den Adiaphoristen-Streit mischte, nach Königsberg zum Herzog Albrecht von Preußen, wo er mit dem Osiandrischen Streit sich zu thun machte, dann nach Polen zu Fürst Radzivil in Wilna (bei Hof, mit den Grafen Tarnow und Ostrorog), zum Reichstag nach Warschau, wo er gegen den päpstlichen Nuntius Lipomani und für das calvinistische Bekenntniß (dem er selbst noch angehörte) arbeitete; dann zurückreisend über Soldau, wo er die böhmischen Brüder kennen lernte, mit ihren Angelegenheiten sich beschäftigte, und sie unter seinen Schutz nahm, und über Leipzig, wo er den edeln, wegen seines evangelischen Glaubensbekenntnisses aus Oesterreich ausgewanderten Freiherrn Hans Ungnad (s. oben S. 308) antraf, kehrte er im Frühjahr 1557 nach Tübingen zurück. Aber bald darauf war er schon wieder unterwegs, traf in Göppingen mit Beza und Farel zusammen, ging nach Basel, Genf und Graubünden, und kehrte am 17. Juni 1557 heim. Nun wandte er sich dem Augsburgischen Bekenntniß zu, und im October beabsichtigte er nochmals, und zwar eine Zürcherin, zu heirathen; es ward nichts daraus. In den ersten Tagen des Jahres 1558 reiste er nach Wien zu König Maximilian, um von diesem Zustimmung zu einer Gesandtschaft nach Polen in Religionsangelegenheiten zu erhalten, was er jedoch nicht erreichte. Er verließ Wien mit dem Abenteurer Paul. Skalich (s. A. D. B. XXXIV, 443); allein anstatt sofort heimzukehren, machte er ohne Genehmigung und Vorwissen seines Fürsten heimlich, in persönlichen, mit Religionsinteressen verknüpften Angelegenheiten eine Reise durch Steiermark, Krain, Istrien, Görz, Gradisca und Kärnten, und kam erst am 19. April 1558 nach Tübingen zurück. Dann begab er sich nach Wildbad, im December nach Heidelberg, um vom Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz einen Geldbeitrag zur slovenischen Bibelübersetzung (mit der er jedoch nichts mehr direct zu thun hatte) zu erbitten, mehr wol noch, um mit den dort weilenden englischen Diplomaten Verbindung anzuknüpfen. Infolge dieser schrieb er an die eben erst zum Thron gelangte Königin Elisabeth, bot ihr seine Dienste an, und wagte es sogar ihr Rath ertheilen zu wollen, allein Lord Cecil wies den Mann gänzlich ab, so wie Herzog Christoph seinen Vorschlag, ihn nach England zu senden, ablehnte. Mit solcher ruhelosen Vielgeschäftigkeit verbrachte V. die letzten Jahre seines Lebens. In 1559 ging er nach Lauingen, wo er mit einem englischen, französischen und polnischen Gesandten verkehrte; im Winter 1559—60 war er wieder in Preußen und Polen, wo er sich zugleich mit fürstlichen Heirathsverhandlungen beschäftigte, wie früher (1553—57) mit solchen in Ferrara; — 1561 wollte er gern zum Concil nach Trient reisen, auch zum Religionsgespräch nach Poissy gesendet werden, woraus jedoch nichts ward; hingegen war er in Graubünden; — 1562 war er wiederum, und zwar unter mancherlei Fährlichkeiten, in Graubünden, dann in Wildbad; — 1563 reiste er über Zürich nach Graubünden, ins Veltlin, nach Sondrio und in die Bäder von Bormio; im December ging er nach Straßburg, Basel, Solothurn, Zürich, um sich wieder nach Graubünden zu begeben, kehrte aber wegen der Pest, vor der er sich (nach seinem eigenen Geständniß) nicht wenig fürchtete, im Januar 1564 von Zürich nach Hause zurück; — 1564 im April reiste er dennoch nach Graubünden, wo er in Chur

einen unangenehmen Auftritt mit dem spanischen Gesandten hatte, kehrte aber schon am 6. Mai nach Tübingen zurück; am 13. September begab er sich nach Schaffhausen, um einen durchreisenden französischen Gesandten zu sprechen; obgleich er seitdem bis Ende dieses Monats an Podagra litt, bereitete er doch noch eine größere Reise vor, als deren Ziel er zuerst Villach (Kärnten), dann Villach und Laibach (Krain), zuletzt Triest, nahe bei Laibach und bei seiner Heimath Capodistria, als deren Zweck er die Verheirathung einer Nichte und Religionsangelegenheiten angegeben hatte. Ungern ertheilte ihm Herzog Christoph die Erlaubniß zu dieser Reise, die aber wol nicht mehr ausgeführt wurde, da V. zögerte, um erst noch sichere Nachrichten über den Stand der Pest in den zu durchreisenden Gegenden abzuwarten, und dann ein außerordentlich kalter Winter eintrat. Im folgenden Jahre ward der reiselustige Mann kränker und starb am 4. October 1565, umgeben von seinem Neffen Ludwig V., seinem Arzt Professor Gabler (der später katholisch wurde) und seinem halben Landsmann Primus Truber, der ihm bis zum letzten Athemzug mit geistlichem Trost beistand. Jakob Andreä hielt ihm die Leichenpredigt. Herzog Christoph ließ ihn in der Stiftskirche zu Tübingen neben Herrn Hans Ungnad bestatten und ihm ein Grabmonument errichten (das jetzt nicht mehr vorhanden ist). Crusius schrieb ihm eine schöne Grabschrift in lateinischen Distichen. — V. war ein hochgewachsener, schöner Mann, dessen kräftiger Körper jedoch später häufig rheumatischen Leiden unterworfen war; auch das Podagra quälte ihn; 1560 war er von Rheumatismen so gelähmt, daß er sein Testament dictirte, und dann genesend von seinen Dienern in einem kleinen Handwagen umhergefahren werden mußte; von 1554—64 gebrauchte er wenigstens acht Badecuren, vier Mal in Baden-Baden, zwei Mal in Wildbad, ein Mal in Göppingen, ein Mal in Bormio. Als ihn deshalb der Herzog einmal freundlich von einer Reise abmahnte, erwiderte er: das Reisen sage seiner Natur zu und bekomme ihm besser als die Muße. Außerdem aber pflegte er dem Herzog gegenüber seine vielfältigen Reisepläne und sonstigen Einfälle und Gedanken häufig als Eingebungen Gottes oder des heiligen Geistes zu bezeichnen. Mit dem Gelde verstand er nicht umzugehen. Schon in Italien und der Schweiz hatte man ihm nachgesagt, daß er stets nach Geld strebe, — er brauchte eben viel. Das großartige Auftreten, an das er sich gewöhnt hatte (er hatte in Tübingen ein Mal sieben Pferde und fast ebensoviele Diener), seine vielen Reisen und Badecuren, die Verlagskosten seiner Bücher, die Unterstützung seiner Neffen, u. A. standen mit seinen Einkünften in schlechtem Verhältniß, und daher bat er oft und immer öfter den Herzog Christoph um Unterstützung, so daß er diesem endlich überlästig ward. Selbst den ihm sehr wohlwollenden Herzog von Preußen bettelte er an. Bullinger nannte ihn einen schlechten Haushalter und Schuldenmacher. Vielgeschäftig suchte er sich in alles zu mischen. Der venetianische Gesandte in Wien sagte 1535 ihm, dem päpstlichen Nuntius, geradezu ins Gesicht: er solle sich nicht in Dinge mischen, die ihn nichts angehen. Calvin schrieb 1550 (10. November) von ihm an Farel: ich fürchte nur, er macht sich gar zu viel zu schaffen; du kennst ja das unruhige Wesen dieses Volkes. Bullinger sagte ihm 1560: er solle sich nicht weiter mit Dingen abgeben, zu denen er keinen Auftrag habe. Fast mit allen bedeutenden, durch Rang oder Ruf hervorragenden Persönlichkeiten suchte und stand er in Verkehr, außer den Genannten auch mit dem Herzog von Mecklenburg, der Herzogin Renata von Ferrara und ihrem Gemahl, mit Vittoria Colonna, Tizian, Pietro Aretino, und vielen andern mehr. V. war talentvoll, kenntnißreich und witzig, eifrig und stets seiner eigenen Ueberzeugung folgend, dienstfertig und gastfrei, in Leiden geduldig und gottergeben, dabei aber auch sich selbst überschätzend, eitel und ehrgeizig, auch nicht immer lauter und offen der Wahrheit treu. —

Die erste Hälfte seines Lebens gehörte dem Dienste des Papstes, die andere dem Kampfe gegen den Papst. Auch als Schriftsteller hat er seine Bedeutung nicht gerade als Theolog, sondern als kirchlicher Polemiker. Charakteristisch dabei ist seine Liebe zur Pseudonymität; er selbst nannte sich 1549 Don Giovanni da Cremona, 1552 Valerius Philargus, 1553 Lodovico Rasoro, auch: Gieronymo da Pola, 1553, 54, 56, 59 Atanasio, 1555 Anton Segnianin (von Segnia), 1560 Hilarius, auch: Fortuna; bei acht seiner Schriften sind falsche oder fingirte Druckereien angegeben.

Gian Rinaldo Conte Carli, Opere, Milano 1796; Tom. XV p. 7—184: Notizie compendiose intorno P. P. Vergerio. — C. H. Sixt, P. P. Vergerius, Braunschweig 1855; N. (Titel-) Ausg. 1872 (voll Vorliebe, daher mitunter unrichtig; bezüglich des slov. Bücherdruckes confus und vielfach irrig). — Ed. v. Kausler und Th. Schott, Briefwechsel zwischen Christoph Herzog von Württemberg und P. P. Vergerius, Litter. Ver. in Stuttgart 1875 (mit einer kurzen, aber guten Biographie Vergerius' von Th. Schott als Einleitung). — Vgl. auch Ottmar Schönhuth, P. P. Vergerius (in Studien der evang. Geistlichkeit Württembergs, Stuttgart 1842, S. 3—79). — Schnurer, Slav. Bücherdruck in Württemberg, Tüb. 1799, S. 9 ff., 40, 42 u. s. w. Daraus in Hanka-Dobrowsky's Slavin, Prag 1834, S. 189 ff. — Th. Elze, Die slov. prot. Bibelbücher (in Jahrbuch der Gesellsch. f. d. Gesch. des Protestantism. in Oesterreich, Wien und Leipzig 1894). — Das bisher vollständigste Verzeichniß der Schriften Vergerius' gibt Weller im Serapeum, Jahrg. 19. Th. Elze.

Verhaegt: Tobias V. oder Verhaagt, Verhaecht, van Haecht, Landschaftsmaler, wurde in Antwerpen im J. 1561 (nicht 1566) geboren. Nach Beendigung seiner Kunststudien, die er möglicherweise unter Anleitung seines Vaters Cornelis van Haecht machte, unternahm er die damals übliche Reise nach Italien. Während seines Aufenthaltes in Florenz zog er die Aufmerksamkeit des Großherzogs von Toscana auf sich. Er soll dort einige bedeutende Gemälde geschaffen haben, u. a. einen Thurmbau zu Babel, welchen Gegenstand er nach einer Notiz Sandrart's wiederholt behandelte. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt im J. 1590 wurde er Mitglied der dortigen Lukasgilde und verheirathete sich mit Suzanna van Mockenborch. Nach ihrem Tode im J. 1595 schloß er eine neue Ehe mit Esther Pamphi, die ihm eine ansehnliche Mitgift ins Haus brachte, mit deren Hülfe sich seine Verhältnisse verbesserten. Trotzdem starb er in ziemlicher Armuth im J. 1631. Der größte Ruhm Verhaegt's besteht darin, daß er zwei Jahre hindurch der erste Lehrer von Rubens gewesen ist. Neben Rubens hat er noch eine lange Reihe tüchtiger Künstler gebildet. Leider besitzen wir von seinen eigenen Werken nur noch eines, „Das Jagdabenteuer Kaiser Maximilian's I." (1613) im Museum zu Brüssel, eine phantastische Berglandschaft, die noch ganz im Stil der älteren Landschaftsmalerei gehalten ist.

Vgl. F. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool. Antwerpen 1883. S. 383—389. — Carel van Mander, Le livre des peintres. Traduction, notes et commentaires par Henri Hymans. Paris 1885. II, 288. — A. Woltmann u. K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 91. H. A. Lier.

Verhas: Theodor V., Maler, geboren am 31. August 1811 in Schwetzingen (bei Heidelberg). Durch den Landschaftsmaler Ernst Fries angeregt, besuchte V. die Akademie zu München, wo er sich seinen Landsmann H. Heinlein zum Vorbild wählte. Eine 1835 ausgestellte Waldlandschaft, ein ernstes Bild voll Phantasie und in naturalistischer Auffassung, lenkte zuerst die

Aufmerksamkeit auf sein Talent. Nach beendeter Lehrzeit siedelte V. nach Heidelberg über, wo ihn zunächst Aufträge für Aquarelle und Zeichnungen zu Kupferstichen, Illustrationen und Albumblättern beschäftigten. Ein wiederholter Aufenthalt in München förderte dann zahlreiche kleinere Oelgemälde, welche in Kunstvereinen und bei Privaten Käufer fanden. Im J. 1856 abermals nach Heidelberg zurückgekehrt, entfaltete V. nun eine eifrige Thätigkeit theils künstlerisch producirend, theils unterrichtend. Aus dieser und der folgenden Zeit stammen neben vielen Oelbildern und Aquarellen auch jene vielen feinen Bleistiftzeichnungen mit Heidelberger Motiven, welche seinerzeit eine große Beliebtheit besonders in der Heidelberger Fremdenwelt erlangten. Bei seinem am 1. November 1872 erfolgten Tode gaben neben vielen Skizzen und Zeichnungen gegen 400 vorhandene Oelgemälde Zeugniß seines unermüdlichen Fleißes und rastloser Thätigkeit. Correctheit der Zeichnung, Geschmack und Geschicklichkeit sichern seinen zahlreichen Veduten einen bleibenden Werth.

Nagler's Künstlerlexikon XX, 104. — Fr. Pecht in den badischen Biographien, hsg. v. F. v. Weech II, 386/7. Rieser.

Verhelst: Egid V. I. (Verelst), Bildhauer, geboren 1696 zu Antwerpen, wurde schon als junger Mann an den Bildwerken des Nymphenburger Hofgartens bei München beschäftigt und erhielt bald umfangreiche Aufträge für die Klosterkirche in Ettal; der prächtige Altar mit Mariä Heimsuchung und die zwölf kolossalen Apostelfiguren, welche V. hier ausführte, sind leider bei dem großen Brande im J. 1733 zerstört worden. Nach Augsburg übergesiedelt, fand er auch für dort und die Umgebung vielfache künstlerische Beschäftigung, so für die Kirchen zu Baier-Dissen, Egling, Ochsenhausen, Haimhausen, Kempten und Steingaden. Er starb zu Augsburg 1749. Von seinen vier Söhnen waren die beiden älteren: Ignatz, geboren 1726 zu München, und Placidus, geboren 1727 zu Ettal, gleichfalls Bildhauer, geschickte Künstler in ihrem Fache; Ignatz starb 1792 zu Augsburg als Hofbildhauer und Mitglied des Raths seiner Heimathsstadt Augsburg, Placidus siedelte nach Beendigung der Arbeiten, welche er mit seinem Bruder für Augsburger Kirchen ausführte, nach Petersburg über, wo er 1778 gestorben ist. Die zwei jüngeren Söhne Verhelst's, Egid (geboren 1742), (s. unt. Eg. V. II) und Aloys (geboren zu Augsburg 1747), widmeten sich der Kupferstecherkunst.

Nagler's Künstlerlexikon XX, 92/96. Rieser.

Verhelst: Egid V. II. (Verelst), Kupferstecher, geboren 1742 zu Ettal als dritter Sohn des Egid V. I. (s. oben), kam zuerst bei einem Augsburger Kupferstecher Stärkel in die Lehre und ward dann Schüler des berühmten Stechers J. G. Wille. Vom Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz 1765 zum Akademieprofessor nach Mannheim berufen, entfaltete er hier eine große Thätigkeit in seiner Kunst, von der eine reiche Auswahl fein und wirkungsvoll gestochener Blätter Zeugniß gibt. Besonders im Porträtfache hat er vorzügliches geleistet. Die von Nagler aufgezählten 57 Nrn. Stiche und Stichfolgen sowie Vignetten enthalten noch nicht das gesammte Werk Verhelst's. Er starb zu München 1818. Seine Tochter Maria Theresia versuchte sich gleichfalls in der Kunst des Vaters, hat aber nur wenige Blätter hinterlassen.

Nagler's Künstlerlexikon XX, 92/96. Rieser.

Verkolje: Johannes V., Maler und Kupferstecher, wurde im J. 1650 zu Amsterdam als Sohn eines Schlossers geboren. Da er als Knabe drei Jahre hindurch infolge eines Unfalls an das Bett gefesselt war, vertrieb er sich die Zeit durch das Betrachten von Kupferstichen. Diese Beschäftigung führte ihn der Kunst zu. Nachdem er sich anfänglich ohne fremde Anleitung im Zeichnen und Oelmalen geübt hatte, wurde er Schüler des Jan Lievensz. Im J. 1672

ließ er sich in Delft nieder, wo er am 8. Mai 1693 begraben wurde. V. gehört zu den durch ihre Eleganz und Feinheit ausgezeichneten holländischen Kleinmeistern. In seinen Compositionen verräth er Geschmack, seine Malerei, namentlich die Behandlung der Stoffe ist vortrefflich und ein feiner Silberton seine Specialität. Als sein bestes Werk gilt der „Courrier“ im Besitz des Baron G. v. Rothschild. Vorzüglich ist auch die „Versuchung“ der Dresdner Galerie, in der wir den Künstler gleichmäßig als geschickten Erzähler wie als tüchtigen Maler kennen lernen. Weitere Bilder von V. findet man im Museum zu Rotterdam (Jägerbildniß“, 1672), im Rijksmuseum zu Amsterdam („Musicirende Gesellschaft“, 1673), in der Schleißheimer Galerie („Scene am Clavier“, 1674) und in der Eremitage zu St. Petersburg („Eine Unterhaltung“). Etwas anders geartet ist die Darstellung von „Vertumnus und Pomona“ im gotischen Hause zu Wörlitz (1678.) Außer durch seine Bilder hat sich V. durch seine Schabkunstblätter ausgezeichnet, von denen uns 50 bekannt sind. Weniger Gutes läßt sich von Nicolas V. (1673—1746), dem Sohne des Johannes, behaupten, der bereits als ein Künstler der Verfallzeit angesehen werden muß.

Vgl. Henry Havard, Histoire de la peinture hollandaise. Paris 1882. — Abr. Bredius, Catalogus van het Rijks-Museum van Schilderijen. Amsterdam 1887. S. 178. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 188. — M. Bryan, Dictionary of Painters and Engravers. New Edition, edited by W. Armstrong and R. Edm. Graves. London 1889. II, 656, 657. — Ch. Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes. Paris (1890) IV, 107—109. H. A. Lier.

Verlohner: Lorenz Albert V. Er war zu Wolkenstein in Tirol geboren, wurde im J. 1692 außerordentlicher Professor mit 200 fl. Gehalt, im J. 1695 Titular- und im folgenden Jahre wirklicher Ordinarius zu Ingolstadt, obwol die Facultät gegen ihn als Ausländer Einspruch erhob. Er wird als Docent wegen Fleißes nicht gerühmt, dagegen offen getadelt, weil er niemals ein Referat in den von der Facultät geforderten Rechtsgutachten übernahm. Als ihn im J. 1720 ein Schlaganfall traf, ging die Facultät damit um, ihn zu emeritiren, und schrieb für seine und des verstorbenen Chlingensberg Stelle Bewerbungen aus, die ihn bis zum J. 1727 fortgesetzt bewogen, um die Professur für „eines seiner Kinder“ bittlich zu werden, nämlich seinen wiederholt als „incapabel“ abgewiesenen Sohn, oder für seine Tochter, sobald sich als deren Gatte ein „taugliches Subject“ finden würde. Im J. 1726 wurde er mit Belassung der Emolumente emeritirt und starb zu Ingolstadt am 22. December 1732. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich auf bürgerliches, Straf- und Proceßrecht, ist jedoch in keiner Beziehung hervorragend.

Mederer III, 186 (wo die Schriften angegeben sind) u. ö. — Kobolt, S. 750. — Prantl, Gesch. I, 491, 526, II, 504. — Baader II, 296.

v. Schulte.

Vermehren: Johann Bernhard V. hat die kurze vom Schicksal ihm gegönnte Lebensfrist nicht mit hervorragenden selbständigen Werken, nur als treufleißiger Anhänger der Romantiker durch emsige Kärrnerthätigkeit ausgefüllt. Weder die Schlegel noch die Arnim und Brentano haben ihn jemals als einen Ebenbürtigen betrachtet oder auch nur in den engeren Kreis ihrer Bestrebungen hineingezogen. Die Frage muß offen bleiben, ob bei längerer Lebensdauer Vermehren's Begabung ihm gestattet hätte, über die engen Grenzen bescheiden-ehrlicher Maklerthätigkeit hinauszukommen. In die Arme der Romantik scheint nicht innere Verwandtschaft, nicht congeniales Temperament, lediglich vielmehr das Jenenser Milieu ihn geführt zu haben. 1774 in Lübeck geboren, debütirte er mit Gedichten in Schiller's Musenalmanach und im Berlinischen Archiv der

Zeit (November 1800, S. 339 ff.), dann mit einem versificirten Panegyricus auf Schiller's „Maria Stuart". Den weiten Weg von diesem Kunstwerke zu Friedrich Schlegel's „Lucinde" führte ihn fremder Antrieb, nicht schrankenlose Begeisterung für das vielumstrittene und vielgescholtene Werk des im Kampfe gegen lahme Decenz alle Schranken eines sinnenfreudigen Sensualismus niederwerfenden romantischen Heißsporns. Dreimal — er bekennt es selbst mit rührender Offenheit — dreimal mußte V. die Lucinde lesen, um den Eindruck schamlosester Frechheit zu verwinden. Die reine Natur, die er in dem schönen Symbol der Liebe verehrt und angebetet hatte, fand er in dem Romanfragmente auf die schändlichste Art entweiht. Allein das stärkere Temperament eines ungenannten Freundes, der nur die Form der Dichtung verurtheilte, ihrer Absicht aber Gerechtigkeit widerfahren ließ, zwang ihn, dem Buche von neuen Gesichtspunkten aus näher zu treten. Und so entstanden Vermehren's zehn „Briefe über Friedrich Schlegel's Lucinde zur richtigen Würdigung derselben" (Jena, Stahl, 1800), ein dicker Band von dritthalbhundert Seiten. Sichtlich ist V. bestrebt an der „hohen Gluth der leuchtenden Lucinde" durchzuführen, was Wilhelm v. Humboldt für Goethe's „Hermann und Dorothea" gethan hatte. In langen und breiten, übermäßig ausführlichen Deductionen construirte er sich ein moralisches und ästhetisches Formelgebäude, von dem aus die „Lucinde" zu retten wäre. Komisch berührt die ans Philisterhafte streifende Trockenheit, mit der V. das verfängliche Thema erörtert; fühlte er sich doch, der ehrliche Pedant, sogar bewogen, Friedrich Schlegel des breiteren gegen den Vorwurf geschäftlicher Speculation auf die niedrigen Instincte des Publicums zu wahren. Komisch mußten Sätze wirken, wie dieser: „Man könnte zwischen (F. H. Jacobi's) Woldemar und Lucinde gewissermaßen eine Parallele ziehen. Woldemar gibt uns das von oben hinein, was Lucinde uns von unten herauf gibt, oder: Woldemar steigt von der Höhe herab in die Tiefe, Lucinde aus der Tiefe in die Höhe" (S. 213*). Unbilligen Recensenten gaben solche ungewollte Zweideutigkeiten einer falsch angewendeten abstracten Schulsprache zu hämischem Spotte reichlichen Anlaß. Knapp zusammengefaßt lautete Vermehren's These, alles Anstößige des Romans verschwinde, sobald man annehme, F. Schlegel habe die Geschichte der Liebe von der ersten rohen Sinnlichkeit bis zu ihrer höchsten Läuterung darstellen wollen, dabei aber stillschweigend den Menschen in seiner Vollendung, den Zustand vor Augen gehabt, „wo wir durch Bildung wieder in Arkadien angelangt sein werden". Seine These zu erhärten, kämpfte V. mit den Waffen der Fichte'schen Philosophie und spricht von griechischer Sinnenfreude in jenem Ton schrankenloser Griechenverehrung, den seine beiden Meister und Muster Schiller und Fr. Schlegel angeschlagen hatten. Die Recensenten des Buches, an sich schon Gegner der Romantik, sprangen mit Vermehren's hülflosem Werkchen böse um. Der Wolfenbüttler Bibliothekar Langer höhnt in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" (59, 351 ff.) den „bekehrten Aristarch"; schärfer noch urtheilt der anonyme Kritiker der Jenaischen „Allgemeinen Litteraturzeitung" (1800 3, 692—694; L. F. Huber?, vgl. Koberstein 3⁴ 2481, Anm. 22). Er trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er V. einen sittlich gestimmten, bescheidenen jungen Mann nennt, der noch nicht fähig sei, in Kunstsachen ein Urtheil zu fällen. Flittergold könne seinen Verstand bestechen, sein Herz aber nicht verderben. Selbst im romantischen Lager hatte V. mit seiner Apologie wenig Erfolg, und in Schleiermacher, der dem Romanfragmente schon vor dem Erscheinen der „Briefe" Vermehren's eine kurze Anzeige gewidmet hatte, erstand ihm bald ein siegreicher Concurrent. Schleiermacher's „Vertraute Briefe" über die Lucinde drängten den Vorläufer völlig in Schatten (vgl. Dilthey's Leben Schleiermacher's I, 494 ff.). Allerdings,

Friedrich Schlegel's Zuneigung war gewonnen. Schon bei seiner Docenten-Disputation nahm er den eifrigen Schildknappen zum Opponenten (vgl. Haym's Romantische Schule, S. 677*) Wirklichen Nutzen brachte seine Unterstützung, als V. sich anschickte, einen romantischen Musenalmanach zu schaffen. Er trat gleichzeitig mit dem Schlegel-Tieck'schen Almanach hervor, brachte es zu zwei Jahrgängen (Leipzig 1802, Jena 1803), und gehört zu jener Gruppe ephemerer Anthologien, in der neben Seckendorf's „Ostertaschenbuch" der „grüne" Musenalmanach des Berliner Nordsternbundes anzutreffen ist (vgl. die Einleitung meiner Chamisso-Ausgabe S. XVII ff.). Fr. Schlegel's Beistand war um so wichtiger, als Goethe und Schiller ihre halben Zusagen bald zurücknahmen, Wilhelm Schlegel und Tieck jede Mitwirkung energisch ablehnten. Freilich behandelte auch Fr. Schlegel die Sache sehr von oben herab und schrieb etwa an den Bruder: „Was V. und Seckendorff betrifft, so ist das eine ganz unschädliche Art von kleinen Filzläusen. Ich denke, 500 solche schaden der Poesie nicht so viel als Schiller ... Mein Glaubensbekenntniß ist eben: Nicht die Englischen Blättchen schaden der Kunst, wol aber die Propyläen" (S. 464). Thatsächlich gab er fünfzehn Gedichte in den Almanach Vermehren's. An seinen Namen reihen sich aus dem romantischen Kreise an: Brentano's spätere Gattin Sophie Mereau, der durch Brentano's „Godwi" uns nahe gebrachte August Winkelmann, W. Schlegel's Schützling Neubeck, Novalis' Bruder Karl v. Hardenberg-Rostorf, der Philologe Ast. Die Schiller'sche Partei ist vertreten durch Louise Brachmann und Knebel. Aus Schwaben stellten sich Conz und Haug ein. Hoch über all dies Gelichter ragen Klopstock und Hölderlin empor. Vermehren's eigene Beiträge zeigen keine charakteristische selbständige Note. Gern producirt er sich in den malerischen Kunststücken der Romantik, nicht nur im Sonette, das sich freilich überhaupt stark in beiden Jahrgängen vordrängt. Gern bewegt er sich auch in Form und Gedankenwelt der Schiller'schen lebhaften Distichen, behandelt auch gelegentlich romantische Lieblingstheorien in dieser Form, so das Verhältniß von Mann und Weib, die Emancipationsidee. Er huldigte Monarchen wie Karl August und Friedrich Wilhelm III.; Goethe bekommt gleich fünf Sonette dedicirt, und natürlich wird Fr. Schlegel von ihm und von anderen angesungen. Herzlich ungeschickt, oft bombastischem Schwulste verfallend, beschreitet V. das Feld der Romanze. Von den großen Errungenschaften der neunziger Jahre scheint er wenig gelernt zu haben, doch auch an Bürger und Stolberg gemahnt er nicht immer, eher an Gleim's ernsteren Romanzensingsang. Seiner Gattin sind mehrere Gedichte gewidmet. Henriette V., die älteste Tochter des Juristen und Geheimen Hofraths Johann Ludwig v. Eckardt, war in erster Ehe mit dem Postrath Eber verbunden gewesen. V. heirathete die Wittwe, die schon zwei Jahre nach seinem frühen Abscheiden zum dritten Gatten den Mathematiker Joh. Heinr. Voigt (1751—1823) nahm. Ihrer Ehe mit V. entstammte der Geheime Oberappellationsgerichtsrath B. V., dessen Sohn als Professor am großherzoglichen Gymnasium zu Jena im J. 1893 starb. Henriette V. verschied den 5. December 1842. Ihre Beiträge zum Musenalmanache wandeln die Wege, die der Gatte ihr vorgezeichnet hatte; auch sie lieferte einige Sonette und eine in ihren allzu zarten Gefühlsäußerungen herzlich unklar gerathene Ballade. Ihr Gatte wurde schon den 29. November 1803 von einem tückischen Scharlachfieber dahingerafft. Goethe schrieb (an Schiller am 2. December) ihm mit einem ironischen Seitenblick auf den ersten Gatten Henriettens folgenden Nekrolog: „Der arme V. ist gestorben. Wahrscheinlich lebte er noch, wenn er fortfuhr mittelmäßige Verse zu machen. Die Postexpedition ist ihm tödtlich geworden". Sein früher Tod ließ ihn auch auf dem Gebiete der akademischen Wirksamkeit

keine Erfolge ernten; er hatte sich als Privatdocent an der philosophischen Facultät in Jena habilitirt. 1803 gab er noch ein romantisches Mährchen „Schloß Rosenthal“ heraus. Die Familientradition, der die vorliegende Skizze manchen Wink dankt, schreibt ihm noch eine anonyme populäre Darstellung von Jesu Leben zu, die sich in den Bahnen des gemäßigten Rationalismus Niemeyer's bewegt („Jesus, wie er lebte und lehrte“, Halle 1799).

Eine zusammenfassende Charakteristik ist V. bisher nicht zutheil geworden; einzelne Notizen finden sich bei Koberstein 3 [4], 2267, in Haym's Romantischer Schule, S. 518 f., in dem Schiller-Cotta'schen Briefwechsel, S. 416 f., 421, 427 und in meiner Ausgabe der Briefe Fr. Schlegel's an seinen Bruder Wilhelm (Register). Goedeke 2, 55 gibt unvollständige und zum Theil falsche Daten. Proben aus Vermehren's Almanach liegen in Mendheim's Sammlung Lyriker und Epiker der classischen Periode vor. (Kürschner's Deutsche National-Litteratur 135, 3, 170 ff. 223—257.) Oskar F. Walzel.

Vermeyen: Jan Cornelisz V., Maler, wurde im J. 1500 zu Beverwijk bei Haarlem als Sohn des Malers Cornelis geboren. Ueber seine Jugend und über seinen Studiengang sind wir nicht unterrichtet; doch lehrt uns ein Blick auf seine Werke, daß er Raphael's Arbeiten gekannt haben muß, weshalb angenommen wird, daß er Italien besucht habe. Sicher ist, daß er sich im J. 1529 in Cambray im Dienste der Statthalterin Margaretha von Oesterreich, der Tochter Kaiser Karl's V. befand, und in ihrem Auftrage an drei Grabdenkmälern arbeitete, die noch in der Kirche zu Brou vorhanden sind. Er war Hofmaler dieser Regentin und malte als solcher die Bildnisse Karl's V., der Kaiserin und zahlreicher Personen des Hofes, die dann als Geschenk an verschiedene Höfe versandt wurden. Einige Zeit später wurde V. von der Königin Maria von Ungarn beschäftigt. Dann trat er in die Dienste Kaiser Karl's V. und begleitete diesen im J. 1535 auf seinem Zug nach Tunis. Nach der Rückkehr von diesem Feldzug entwarf V. einige kleine Entwürfe, die die Kämpfe der kaiserlichen Heere in Afrika darstellten. (Jetzt im Besitz der Königin von England.) Da sie dem Kaiser zusagten, erhielt V. im Juni 1546 den Auftrag, zwölf große Cartons zu zeichnen, nach denen der Brüsseler Tapetenfabrikant Wilhelm Pannemacker für die Königin Maria von Ungarn Gobelins in Gold, Silber, Seide und Sapette ausführen sollte. Diese Originalcartons haben sich erhalten und gehören gegenwärtig zu den interessantesten Stücken der kaiserlichen Gemäldesammlung in Wien. Sie sind mit Kohle auf Papier gezeichnet und mit Wasserfarben colorirt. Die von Pannemacker mit großen Kosten im J. 1554 vollendeten Gobelins kamen nach Madrid, wo sie heute noch zu suchen sind. Im J. 1712 aber gab Kaiser Karl VI. den Befehl, bei dem Brüsseler Tapetenfabrikanten Jodocus de Vos ein zweites Exemplar anfertigen zu lassen, das dieser im J. 1721 ablieferte. Diese Tapeten, zehn an der Zahl, werden bis auf zwei, die an das k. k. Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie abgegeben sind, in Schönbrunn aufbewahrt und sind mit lateinischen Inschriften versehen, die von dem gelehrten Inspector des Münz- und Antikencabinets Heraeus verfertigt sind. Im übrigen ist von den Arbeiten Vermeyen's nur Weniges bekannt. Wir wissen von drei Bildern, die A. J. Wauters in der Galerie des Marchese Mansi in Lucca entdeckt hat. Sie stellen dar die Schlacht bei Pavia, die Einnahme von Tunis und die Einnahme von Rom. Einige ähnliche Bilder findet man im Schlosse zu Coburg, während von den einst so zahlreichen Gemälden in Arras sich nur ein „Christus im Grabe“ im dortigen Museum erhalten hat. Das einzige bezeichnete Bild Vermeyen's besitzt die königliche Bibliothek zu Brüssel, ein Gouachegemälde, das an die Verzeihung erinnern soll, die Kaiser Karl V. den Gentern im J. 1540 gewährte. V. hat sich auch in der Radirung versucht und auf diesem Gebiete

zwar nur weniges, aber hochbedeutendes geschaffen. Er starb zu Brüssel im J. 1559.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexicon. München 1850. XX, 121—124. — Albert Ilg im Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. IX, 318—323 und 329—334. Leipzig 1874. — Eugène Müntz, La Tapisserie. Paris (1883). S. 217. 218. — A. J. Wauters, La peinture flamande. Paris (1884). S. 138—140. — Carel van Mander, Le livre des peintres. Traduction, notes et commentaires par Henri Hymans. Paris 1884. I, 223—231. — E. R. v. Engerth, Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Wien 1884. II, 22—531.

H. A. Lier.

Vernickel: Wilhelm V. (Fernucken, Vernucken, Vernicken, Vermogen), Kölner Bildhauer und Baumeister aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Da der Name desselben, wie angegeben, zwar in verschiedener Schreibweise sich vorfindet, die Protokolle des Kölner Rathes ihn aber Vernucken nennen, so führt der Kölner Stadtarchivar Ennen, dem wir die ersten ausführlichen Nachrichten über den Künstler verdanken, ihn auch in dieser Form an. Dieselbe ist gleichfalls in der Neubearbeitung und Erweiterung der Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler von Merlo, hsgg. v. E. Firmenich-Richartz unt. Mitw. v. H. Keussen, Düsseldorf 1894, bevorzugt worden. Er selbst schreibt sich Wyllem van Fernucken; sein Vater heißt Henrick Vermeykken, wie ein im Archiv zu Borbeck befindliches Tagebuch des Rütger von Horst angibt, das Aufzeichnungen über die beim Bau und der Ausschmückung des Hauses Horst beschäftigten Arbeiter und Künstler enthält. (Vgl. Clemen, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. 3. Bd. I. Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Düsseldorf. Düsseldorf 1894. S. 125.)

V. ist durch den im J. 1571 fertig gestellten Neubau des Portals des Kölner Rathhauses bekannt geworden. Ursprünglich indes ist er wol nicht Baumeister sondern Bildhauer gewesen, da er bei der Steinmetzenzunft vereidet war. Wie uns sein Hauptwerk ersichtlich macht, dürfte er seine künstlerische Ausbildung und Richtung in den Niederlanden empfangen haben, welche gerade zu jener Zeit das Hauptcontingent zu Künstlern aller Art stellten. Aus Belgien stammt ja auch zum Theil das Material des Baues, vor allem der schwarze marmorartige Kalkstein der Säulentrommeln für Friese und Sockeln. Nach den im historischen Archiv der Stadt Köln befindlichen Rathsprotokollen entschloß sich der Rath am 23. Juli 1567, das baufällige und in hohem Maaße reparaturbedürftige Portal, welches etwa zwei Jahrhunderte gestanden, niederzureißen und durch ein neues zu ersetzen. Dieses sollte sowol als Aufgang zu dem Hansa- und Rathssaale dienen als auch eine Halle darbieten, von wo aus wichtige Beschlüsse der Bürgerschaft mitgetheilt werden konnten. Infolge einer Concurrenz, die der Rath nunmehr ausschrieb, reichten außer V. mehrere niederländische Meister Entwürfe ein, die noch heute erhalten sind. Sie sind zum Theil abgebildet in dem Werke Köln und seine Bauten. Köln 1888, S. 126, 127 u. 128. Derjenige Vernickel's indessen übertraf die der Concurrenten in dem Maaße, daß er mit dem Beifalle des Rathes zur Ausführung bestimmt wurde. Eine Vergleichung der Entwürfe zeigt, wie recht die Stadtväter daran thaten, dem Meister Wilhelm die Ausführung des Werkes zu übertragen; denn sein Entwurf übertrifft bei weitem diejenigen der Mitbewerber an „Pracht, Zier und genialer Auffassung". Lübke, Geschichte der Renaissance in Deutschland, sagt, daß von allen derartigen Rathhauslauben der Renaissancezeit die Kölner ohne Frage die prachtvollste sei, und Dohme, Geschichte der deutschen Baukunst, nennt sie das unübertroffene Prachtstück aller Hallenbauten an deutschen Rathhäusern. Am 30. März

1569 wurde der Bau endgültig beschlossen. Es würde hier zu weit führen, an der Hand der Rathsbeschlüsse, die jede Einzelheit genau angeben, die Geschichte des Baues in seinen einzelnen Phasen zu verfolgen. Man lese nur den unten citirten Aufsatz Ennen's, der gewissermaßen von Stein zu Stein das Werk vor unsern Augen entstehen läßt. Nachdem am 3. Mai 1570 der sofortige Abbruch des alten Portals festgesetzt war, gedieh der Neubau, wenn er auch unter manchen Schwierigkeiten zu leiden hatte, die sogar im Januar des Jahres 1571 in dem Meister Wilhelm den Entschluß reifen lassen wollten, die Sache ganz aufzugeben, dennoch in erfreulicher Weise und ward noch in demselben Jahre in allen seinen Einzelheiten vollendet. Die lateinischen Inschriften allerdings, welche den Bau verschwenderisch schmücken, wurden erst später angebracht; sie rühren von dem Licentiaten Johann Helman, dem gelehrten Freunde des classischen Alterthums und eifrigen Sammler Kölnischer Antiquitäten, her. Der Rath selbst stellte Meister Wilhelm V. unter dem 4. Mai 1573 das Zeugniß seiner vollsten Zufriedenheit aus und brachte damit dessen Neider und Widersacher, deren sich jedenfalls in der Stadt der Gothik eine ganze Menge befanden, endgültig zum Schweigen. Ueber weitere Kunstwerke Vernickel's sowie seine ferneren Lebensschicksale ist nichts bekannt.

Ennen, Das Rathhausportal zu Köln. In: Zeitschrift für bildende Kunst. Hsgg. v. Karl v. Lützow. Bd. XI. Leipzig 1876. S. 282—286. — Burckhardt und Lübke, Geschichte der neueren Baukunst. 2. Aufl., Bd. 3 = Geschichte der Renaissance in Deutschland von Lübke. Stuttgart 1882. S. 454—458. — Dohme, Geschichte der deutschen Baukunst. Berlin 1887. S. 318. — Kölner Künstler in alter und neuer Zeit. Merlo's neu bearbeitete und erweiterte Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler, hsgg. v. Firmenich-Richartz unt. Mitw. v. Keussen. Düsseldorf 1894. Col. 896 ff. — Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert, bearb. v. Konstantin Höhlbaum. Leipzig 1886. 1887. Bd. 2, S. 208 (Publicationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde Bd. III, IV), handelt, ohne Nennung des Namens des Erbauers „Vom portal am raithaus und fundament“. Jakob Schnorrenberg.

Vernuläus: Nicolaus V., neulateinischer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. Als Sohn eines in spanischen Diensten stehenden Hauptmanns Pierre de Vernulz, am 10. April 1583 in dem luxemburgischen Flecken Robelmont (nicht Rupelmonde) bei Virton geboren, erhielt er gelehrte Bildung zuerst in Trier, wo er wahrscheinlich das Jesuitengymnasium, vielleicht auch die Universität besuchte, und dann in Köln, wo er am 30. Mai 1601 als Student aufgenommen ward. Die Notiz der Kölner Matrikel, die ich Herrn Dr. H. Keussen verdanke, lautet: „Nicolaus Roberti montis, Lutzenburgensis; quia pauper, solvit tantum pro pedellis“. Nachdem er seine philosophischen Studien abgeschlossen hatte, lud ihn 1608 der Löwener Professor J. B. Gramaye, ein vielseitiger, als Historiker, Geograph und Linguist thätiger Gelehrter, ein, im Gymnasium Porcense (Collège du Porc) zu Löwen an seiner Stelle Lehrer der Rhetorik zu werden. V. folgte dem Rufe und verblieb bis an sein Ende in der streng katholischen Universitätsstadt der spanischen Niederlande. 1611 wurde er seines Gönners Nachfolger in der Professur der Beredsamkeit; 1618 wählte man ihn, nachdem er sich die Würde eines Licentiaten der Theologie erworben hatte, zum Vorsteher des von J. Mylius gestifteten Collège de Luxembourg; 1646 erhielt er den Lehrstuhl der lateinischen Sprache am Collège des trois-langues, den vor ihm Justus Lipsius und Erycius Puteanus besessen hatten. Zugleich wurde er Historiograph des spanischen Königs und des deutschen Kaisers Ferdinand III. Er starb am

6. Januar 1649 und wurde in der Peterskirche bestattet. Ein Portrait von ihm existirte noch im vorigen Jahrhundert im Collège de Luxembourg.

Nicht als gelehrter Forscher hat sich V. hervorgethan, sondern als eleganter Beherrscher des lateinischen Stils und trotz seiner von Natur rauhen Stimme als ein geschickter Lehrer der Beredsamkeit, zu dem viele Schüler aus den Niederlanden wie aus Deutschland und besonders Polen herbeiströmten. Eine Philologennatur war er nicht, obwohl er den Lehrstuhl des Justus Lipsius innehatte; seine „Observationes politicae ex Corn. Taciti operibus" (Lovanii 1651) beschränken sich auf die Ermittlung praktischer Nutzanwendungen aus den Ereignissen der römischen Kaiserzeit, einige Abhandlungen über die altrömische Verfassung, über Aristoteles' Politika und den Panegyricus des jüngeren Plinius, die wohl erst in seinen letzten Lebensjahren entstanden, blieben ungedruckt. Auch seine historischen Schriften, ein habsburgischer Geschichtskalender („Annus austriacus". Lov. 1628), eine Lobschrift („Apologia pro augustissima gente Austriaca". Lov. 1635) und eine kurze Uebersicht über die Regenten desselben Geschlechtes („Historia austriaca". Lov. 1651), beruhen nicht auf tiefergehenden Studien; seine Geschichte der Löwener Universität („Academia Lovaniensis". Lov. 1627. Recogn. per Chr. a Langendonck 1667), als erster Versuch immerhin dankenswerth, bietet mehr eine rhetorische Schilderung als exacte Darstellung ihrer Entwicklung. Uebersichtlich und faßlich geschrieben sind seine Handbücher der Staatsverfassung („Institutionum politicarum libri IV". Lov. 1624. Vermehrt 1647, fol.), der Moralphilosophie („Institutionum moralium l. IV". Lov. 1625. Vermehrt 1649: de bono, affectibus, virtutibus et vitiis, virtutis fructu) und des Familienlebens („Institutionum oeconomicarum l. II". Lov. 1626. 1649). Als politischer Schriftsteller trat er in einer Reihe von Broschüren, die theilweise in den „Dissertationes politicae stylo oratorio explicatae" (Lov. 1646, 2 Bde.) gesammelt erschienen, hervor. Vom schroff katholischen und habsburgischen Standpunkte aus feierte der persönlich sanfte und höfliche Mann die Siege Spinola's, die Befreiung Löwens von der Belagerung im J. 1635, das Recht des spanischen Königs wider die rebellischen Niederländer und ließ, auch wo er verschiedenen Parteien das Wort ertheilte, wie in dem Gespräche eines Kaiserlichen und eines Schweden über die Ursachen des dreißigjährigen Krieges, keinen Zweifel über seine Herzensmeinung. Die in zehn Reden behandelte Frage, ob in einem Staate verschiedene Religionen existiren können, verneint der letzte Sprecher kräftig und fordert zur Vertilgung der Ketzer auf: „Profligate, tollite, exterminate! Dixi." — Wie V. in all diesen Schriften den lateinischen Stil mit unleugbarer Gewandtheit zur Darstellung moderner Gedanken und Verhältnisse handhabte, so ist die Rhetorik der eigentliche Ausgangspunkt und Kern seiner ganzen litterarischen Thätigkeit. Als Lehrer derselben schrieb er 1619 sein oft aufgelegtes Lehrbuch „De arte dicendi libri tres" und schulte seine Zöglinge ganz nach den Vorschriften der Jesuiten (vgl. ihre Ratio studiorum von 1599 bei Pachtler, Monumenta Germaniae paedagogica 5,476. 1887) in der Ausarbeitung von Reden und Gedichten, indem er die einzelnen Seiten desselben Themas durch verschiedene Schüler behandeln ließ, den einen zum Ankläger und den andern zum Vertheidiger bestellte. In einer gedruckten Auswahl solcher Schülerarbeiten, von der mir die 7. Auflage vorliegt („Rhetorum collegii Porcensis orationes sub N. Vernulaeo". Coloniae 1656. — Zuerst 1614), findet sich z. B. eine per modum dramatis ausgeführte Anklage der Söhne des Herodes vor Augustus und ihre Rechtfertigung.

Auch seine historischen Tragödien sind nicht aus innerem dichterischen Drange, sondern als Mittel zur schulmäßigen Uebung der Beredsamkeit entstanden. Wie V. selbst sagt (Institutiones politicae 1647 p. 336), verwarf er

die Darstellungen fahrender Komödianten, dachte aber vom Nutzen züchtiger Schuldramen sehr hoch. In Löwen hatte vielleicht schon der Jesuit Andreas Fabricius vor 1566 (Jahrbuch f. Münch. Gesch. 3, 70), jedenfalls aber der oben erwähnte Gramaye die lateinische Schulkomödie gepflegt. Gramaye („Specimen litterarum et linguarum“ 1622) citirt eine ganze Reihe eigener Stücke, die er in Löwen aufführte: Abraham und Maria, Elias, Salomon, Susanna, Alexius, Briseis, Heraclius, Susanna (!), Gertrudis, Isaias, Catherina, Barbara, Mauritius, Bajazetes, Justinianus, Pyramus und Thisbe; gedruckt ist nur seine „Andromeda Belgica“ (Lov. 1600). 1613 führte der Professor Andreas Catullius mit Schülern des Collège de Vaulx seinen Prometheus auf. Aus etwa derselben Zeit stammt eine handschriftlich (Paris, Nationalbibliothek. Fonds lat. 8437) erhaltene dreiactige Tragödie „de Maria Augusta Othonis III. imperatoris coniuge“ ohne Verfassernamen, die am Gymnasium Porcense gespielt worden ist und vielleicht von Th. Walläus (1631) herrührt. Ob die zu Löwen im Drucke erschienenen Dramen des Genter Benedictiners J. C. Lummenäus a Marca (Opera. 1613. — Sampson. 1625), des Augustiners Emanuel Rodriguez (Rodericus fatalis. 1631), des Mich. Wittebort, Rudolphus I. 1634) und des J. Impens (Angliae utriusque fortuna. 1663) auf das Schultheater gelangten, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls war der Boden in Löwen für V. vorbereitet. Von seinen zumeist im September oder October aufgeführten Stücken sind 14 auf uns gekommen, die ich in chronologischer Folge verzeichnen will: 1) „Gorcomienses s. Fidei exilium. Tragoedia exhibita ludis encaenialibus Lovanii a. 1609 ab alumnis Collegii Porcensis.“ Coloniae 1610. Behandelt die 1572 auf Befehl des Grafen Lumey v. d. Mark zu Briel erfolgte Ermordung von 19 katholischen Geistlichen nach G. Estius (Historia martyrum Gorcomiensium. Douai 1603. Vgl. Acta Sanctorum, Julii t. 2,736. Fruin in De Gids 1865, 2,293). — 2) „Divus Eustachius“. Lov. 1612. — 3) „Theodoricus rex Italiae“. Lov. 1623. Gespielt am 7. October 1622. — 4) „Henricus octavus, s. schisma Anglicanum“. Lov. 1624. Nach N. Sanderus, Schisma anglicanum (1585). — 5) „Ottocarus Bohemiae rex“. Lov. 1626. Ein Stoff, den schon Calaminus 1594 für das protestantische Straßburger Schultheater bearbeitet hatte. — 6—7) „Conradinus et Crispus“. Lov. 1628. — 8) „Joanna Darcia, vulgo puella Aurelianensis.“ Lov. 1629. Mit einer Widmung an den Cardinal Richelieu. Neudruck mit französischer Uebersetzung von A. de Latour, Orleans 1880. Nach J. Hordal, Historia heroinae nobilissimae Johannae d'Arc Lotharingae (Pontimussi 1612). — 9—10) „Divus Stanislaus“ und „Thomas Cantuariensis“. Beide zusammen mit Nr. 1—8 in „Vernulaei Tragoediae decem“. Lov. 1631. Vgl. Stapleton, Tres Thomae. Douai 1588. — 11) „Maximus, Rebellio in Gratianum imperatorem et eius punitio“. Lov. 1630. Gespielt im September 1630. — 12) „Fritlandus“. Lov. 1637 (Gespielt im Herbst 1636). Editio II. Lov. 1646. — 13—14) „Lambertus“ und „Hermenigildus“. Beide zusammen mit Nr. 1—12 in Vernulaei Tragoediae in duos tomos distributae. Ed. II. Lov. 1656. Der Lambertus ist von J. A. Hermstädt (Drei theatralische Abhandlungen. Hersfeld 1771) sammt Stymmel's Studentes und Frischlin's Dido verdeutscht worden.

Hat der Haarlemer Schulmeister Schonäus (s. A. D. B. XXXIV, 731) seine gesammelten dramatischen Werke unter dem Titel eines Terentius christianus erscheinen lassen, so könnte man seinen um vierzig Jahre jüngeren Löwener Collegen als den Seneca christianus bezeichnen. Denn wie seine historischen Tragödien die pathetische Würde dieses antiken Vorbildes zu erreichen streben, so hält er sich andererseits streng von classischen Stoffen, von heidnischer Mythologie fern. Er stellt statt dessen entweder die Leiden christlicher Märtyrer, doch keinen biblischen Helden, oder große Staatsactionen des Mittelalters und der Neuzeit dar, zum

Theil solche, die später einen Schiller, Grillparzer und Greif zu dramatischer Behandlung gelockt haben. Sehr häufig handelt es sich um einen Conflict zwischen weltlicher und geistlicher Macht, zwischen König und Priester; so steht König Theodorich dem Papste Johann und dem Symmachus gegenüber, der Frankenherrscher Pipin dem Lütticher Bischofe Lambert, Boleslaus von Polen dem Krakauer Bischofe Stanislaus, Heinrich II. von England dem Thomas Becket, Heinrich VIII. seinem Kanzler Thomas Morus, der Graf von der Mark dem Gorkumer Abte Nicolaus Picus. Auch in dem unbeholfenen Legendenstücke Eustachius wird der Gegensatz zwischen dem christlichen Bekenner und dem Kaiser Hadrian wenigstens zum Schlusse entwickelt. Die Verfolgung des katholischen Glaubens durch die arianischen Westgothen ist das Thema des Hermenigildus; der Held stürzt durch die boshaften Verleumdungen seiner Stiefmutter; dagegen wird in dem ähnlich angelegten Crispus die antike Phädrasage erneuert. Verwandte Charaktere führen die rein politischen Tragödien von Konradin und Jeanne d'Arc vor, deren Helden im Kampfe für Recht und Freiheit einem übermächtigen Gegner erliegen, während in den Rebellenstücken Maximus, Ottokar und Friedland die Empörung wider den gesetzmäßigen Herrscher den ehrgeizigen Anstifter ins Verderben stürzt. — Im Aufbau befleißigt sich V. meist der Einfachheit und Uebersichtlichkeit. Da er in der Regel dem Helden einen Gegenspieler gegenüberstellt, kann er die Hauptpunkte der Handlung scharf beleuchten. Gut disponirt ist die Jeanne d'Arc: im 1. Acte zeigt sich die Nothlage Karl's VII., im 2. erscheint die Retterin vor ihm, im 3. befreit sie Orleans, der 4. bringt die Krönung zu Rheims, der 5. die Gefangennahme und Hinrichtung der Jungfrau. Anderwärts aber wird, obwohl V. auf Einheit der Zeit und des Orts keinen Werth legt, die Einfachheit der Handlung zur Dürftigkeit; in den Gorkumern, im Friedland, selbst in Heinrich VIII. sind die Begebenheiten gar zu sehr verflüchtigt, und die allegorischen Gestalten, die schon im Prologe klagend und drohend, weissagend und warnend erscheinen, wie der katholische Glaube und einzelne Tugenden, die Ketzerei der Lutheraner, Calvinisten und Mennoniten sammt andern dem Tartarus entstiegenen Lastern oder der Schutzgeist des habsburgischen Kaiserhauses, sie alle vermögen mit ihren hohen Worten über diesen empfindlichen Mangel nicht hinwegzutäuschen. Für den Friedland ist ein Vergleich mit dem gleichzeitigen Wallensteindrama des Engländers Glapthorne lehrreich; dieser, der in seinem Helden nur einen tyrannischen Wütherich sieht, ergänzt mit bühnenkundiger Hand die fragmentarischen Nachrichten, die ihm zugekommen waren, zu einem buntbewegten frischen Bilde, in dem weder die Liebesintrigue noch der Spaßmacher fehlt; V. dagegen hebt wohl gerechter als er die Ehrsucht als das eigentliche Motiv für Wallenstein's Verrath hervor und stellt ihm den gewissenhaften Piccolomini gegenüber, weiß aber keinen weiteren Hintergrund als einen intriguanten Schmeichler zu schaffen, der zum Aufruhre hetzt, und hält alle weiblichen Elemente von der Handlung fern. Wirksamer sind die überirdischen Figuren im Theodorich verwandt, wo die personificirte Rache, Teufel und Geister den Sterbenden ängsten und die göttliche Gerechtigkeit über seine Seele das Urtheil fällt, genau so wie in Caussin's gleichnamigem Drama. Häufig ertönt beim Tode eines Märthyrers ein Gesang von Engeln. Ganz ohne Allegorien sind der Konradin und Jeanne d'Arc, die ich sammt dem Hermenigildus als die besten Stücke Vernuläus' bezeichnen möchte, obwohl man so etwas wie den Begriff einer tragischen Schuld des Helden vergeblich darin suchen wird. In der Charakterschilderung wiederholt sich der Dichter oft; die Typen eines unerschrocken für Religion und Recht zeugenden Heiligen und eines ruchlosen Tyrannen oder eines kurzsichtigen und durch Bösewichte irregeleiteten Herrschers sind bei ihm stehend. Aber er versteht sie wirksam in kurzer Wechselrede (z. B. im Lambertus II, 2) zu charakterisiren.

Lange Monologe liebt der erfahrene Rhetoriklehrer nicht; er verwandelt sie auf eigenthümliche Weise in Dialoge, indem er einen Greis als ungesehenen Lauscher auf die andere Seite der Bühne stellt, der die Pausen des Monologs durch tadelnde, abmahnende und theilnehmende Aeußerungen oder allgemeine Sentenzen ähnlich den Chorliedern am Actschluß ausfüllt. Diese bisweilen auch mit der Handlung selbst verbundene Figur des Senex ist wohl aus dem Actor oder Nachredner hervorgegangen, der früher am Schlusse des Stückes den Zuschauern die Nutzanwendung einzuprägen hatte. In der Schilderung weiblicher Charaktere neigt V. zu ungünstiger Beurtheilung. Zwar führt er einige ehrbare Matronen vor, die vom verurtheilten Gatten weinend Abschied nehmen, weit häufiger aber verbuhlte oder herrschsüchtige Weiber, die wie Fausta im Crispus oder Kunegundis im Ottokar die eigentlichen Unheilstifterinnen werden. Ein keusches Liebesverhältniß hat V., offenbar aus pädagogischen Rücksichten, überhaupt darzustellen vermieden. — Die Sprache und Versbehandlung sind außerordentlich gewandt und flüssig. Nur in den Gorcomienses herrscht noch unklarer Schwulst und häufige Verwendung der antiken Mythologie. Die ausströmende Leidenschaft in längerer Rede und durch stichomythischen Dialog darzustellen gelingt V. meist, doch wirken das fortdauernde Pathos und die wiederkehrenden Gemeinplätze, z. B. die Anrede der Sonne durch den auftretenden Helden, die Wandelbarkeit des Glückes, auf die Dauer ermüdend. Seine unmittelbaren Vorbilder waren offenbar die Jesuitendramatiker, namentlich der Pariser Caussin (Tragoediae sacrae 1620); auch den Crispus des Stephonius (1597) wird er gekannt haben. Mit den englischen Komödianten, über die er sich, wie schon bemerkt, verächtlich äußert, hat er wenig Berührungspunkte; da er so gut wie keine Bühnenanweisungen gibt, läßt sich schwer beurtheilen, wie weit er in der Versinnlichung der Gefechte, Hinrichtungen, der Krönung zu Rheims u. s. w. ging. Im Theodorich erscheint das Haupt des gemordeten Symmachus auf einer Schüssel. Von einer Einwirkung des V. auf die dramatische Dichtung des 17. Jahrhunderts habe ich bisher keine Spuren gefunden.

Die ältere Litteratur ist zusammengefaßt bei Nicéron (Mémoires pour servir à l'hist. des hommes illustres 33,387. 1736) und namentlich bei Paquot (Hist. litt. des Pays-Bas Folioausg. 1,328. 1765 = Octavausg. 3,428), die jedoch in der Bibliographie nicht ganz zuverlässig sind. — Ferner Nève, Mémoire sur le Collège des trois langues à Louvain. Brüssel 1856. S. 180 und 351, sowie La renaissance des lettres en Belgique 1890. S. 377. — Einzelnes bei Göttling, De N. Vernulaeo Schilleri antecessore in tragoediis viraginis Aurelianensis et Wallensteinii. Univ.-Progr. Jena 1862; Crecelius in Birlinger's Alemannia 8,231—235 (1880) über den Fritlandus; Th. Vetter, Wallenstein in der dramatischen Dichtung des Jahrzehnts seines Todes, Frauenfeld 1894, S. 20—24 (der verkehrterweise an eine Beeinflussung durch Shakespeare und an eine Einwirkung auf Schiller's Wallenstein denkt). Nicht gesehen habe ich eine Marburger Dissertation von Hanebuth über die Jeanne d'Arc-Dichtungen (1893). J. Bolte.

Verschaffelt: Peter v. V., Bildhauer und Baumeister, geboren zu Gent am 9. Mai 1710. Zuerst von seinem Großvater, der Bildschnitzer war, unterrichtet, kam V. dann in die Lehre eines besseren Meisters Minilius. Nach beendeter Lehrzeit ging V. nach Paris, wo er in Bouchardon's Atelier gegen sehr geringen Sold Beschäftigung und die Erlaubniß zum Besuche der Akademie erlangte. Nach zehn Jahren mühevoller Arbeit trat er mit ersparten hundert Louisd'or 1737 die Reise nach Rom an. Durch den Maler Soubleyras dem Cardinal-Staatssecretär Valenti empfohlen erhielt V. Aufträge, auch für den Papst Benedict XIV. zunächst zu einer Büste des hl. Vaters für das Capitol, dann auch zu einer Statue des Papstes für das Kloster Monte-Cassino. Weiter

folgten das Bild des hl. Johannes und vier Basreliefs für die Façade der Kirche S. Croce und das Modell des Bronzeengels, der noch jetzt das Castell St. Angelo krönt. (Weitere Arbeiten aus seiner römischen Zeit — in welcher er den Namen Pietro Fiomingo führte — wie der hl. Paulus für die Peterskirche zu Bologna, zwei Kinder mit Guirlanden auf dem Fronton v. Sta Maria Maggiore, die Büste des hl. Norbert für das Portal der gleichnamigen Kirche zu Rom und ein Genius mit päpstlichen Attributen für den Dom zu Ancona bezeugen die Anerkennung, welche seine Kunst in Rom fand. Doch war seines Bleibens nicht dort. Der frühe Tod einer geliebten Gattin und die Ungnade seines bisherigen Protectors Valenti waren Veranlassung, einem Rufe des Prinzen von Wales nach London zu folgen. Nach kurzem Aufenthalte in England, wo verschiedene Sculpturen, ein Triton, ein Bacchus, ein für die Wiederherstellung der Kirche des hl. Bavo zu Gent bestelltes Modell entstanden, traf ihn eine Berufung des Kurfürsten der Pfalz, Karl Theodor nach dessen Residenzstadt Mannheim, welcher V. auch am 11. September 1752 Folge leistete. Er ward zum Director der Zeichnungsakademie daselbst und zum ersten Hofbildhauer ernannt und entfaltete von jetzt ab eine sehr vielseitige und erfolgreiche Thätigkeit für seinen kunstsinnigen Fürsten. Nächst dem Lehrberuf an der neugegründeten Akademie, wo in einem großen Saale die vom Kurfürsten Johann Wilhelm erworbenen Abgüsse der besten Antiken vereinigt wurden, für die Zöglinge der Akademie herrliche Vorbilder für ihre Zeichenstudien, traten an V. als ausübenden Bildhauer vielfache Aufgaben heran: die Bildwerke an der Façade der neuerbauten Jesuitenkirche, am Hauptaltar der gleichen Kirche die Gruppe des hl. Ignatius, welcher dem nach Indien reisenden Franz Xaver den Segen ertheilt, zur Seite zwei allegorische Frauengestalten, den Glauben und Afrika darstellend, sodann die beiden grandiosen Engel mit den Marterwerkzeugen am 3. Seitenaltar (Kreuzaltar) und beide Weihwasserschaalen mit Engelkindern, nach dem Vorbilde der Bernini'schen in der Peterskirche zu Rom entworfen; des Weitern dann die Marmorbildsäulen des Kurfürsten und der Kurfürstin für den Rittersaal des Residenzschlosses, zwei Büsten derselben Fürstlichkeiten für den großen Bibliotheksaal daselbst, die Bildhauerarbeiten im fürstlich Bretzenheim'schen Palais, das große Frontalrelief über dem Eingang zum Archiv- und Bibliotheksgebäude im kurfürstlichen Schlosse, die Sculpturen am Zeughause, das schöne Grabdenkmal seiner Tochter, der Gräfin St. Martin in der Nonnenkirche, endlich ein prächtiger kleiner Johannes d. Täufer an einem Hause der Capuzinerstraße, der heute noch an Ort und Stelle, wenn auch unter einer Oelfarbenschicht verdeckt, erhalten geblieben ist. Für den kurfürstlichen Park in Schwetzingen hatte V. ebenfalls viele Bildwerke auszuführen, so die kolossalen liegenden Gestalten des Rhein und der Donau, die beiden großen Hirschgruppen in der Hauptallee, alle Sculpturen des Apollontempels, vier Sphinxe, in deren individuellen Köpfen die Volksmeinung die Porträts von Hofdamen vermuthete, im Tempel selbst die Marmorfigur des Apollo, etwa manierirt und insofern verfehlt, als der Gott die Leyer in der rechten Hand hält, also mit der linken spielen müßte, dazu noch viele verschiedene im Park vertheilte Bilderwerke.

Zahlreiche Porträts und viele kleinere Marmor- und Thonwerke werden noch weiter von Verschaffelt's Biographen aufgezählt, alles Zeugnisse der ausgebreiteten und fruchtbaren Thätigkeit des in seinem Berufe hochgeschätzten Künstlers. Auch in der ausübenden Baukunst versuchte sich V. in den letzten Jahren seines ruhmvollen Lebens; das imposante Zeughaus (heute Infanteriekaserne) zu Mannheim, die Kirche zu Oggersheim mit der Lorettocapelle und anderes, sind Beweise seines seltenen, vielseitigen Talentes. Für seine künstlerische Thätigkeit fehlte ihm auch die Anerkennung des Fürsten nicht; Karl Theodor

erhob ihn in den Adelstand und der Papst Pius ernannte ihn zum Ritter des Christusordens. V. war zweimal verheirathet; zuerst mit einem Frl. Chinchinicri, einer Römerin, aus welcher Ehe zwei Töchter stammten, die erste an einen Grafen v. St. Martin, die andere an den Leibarzt Mai verheirathet. Eine zweite Ehe schloß er, nachdem die erste Gattin frühe verstorben, mit einem Frl. de Maurroy von Paris. Aus dieser Verbindung stammen zwei Söhne, der ältere als Oberbaudirector zu Wien 1818 gestorben, der jüngere zu Mannheim als Hofgerichtsrath. Im J. 1793 am 5. April starb hochbetagt V. in Mannheim. Sein ungenannter Biograph rühmt seinen geraden offenen Charakter, sein freimüthiges, wenn auch strenges künstlerisches Urtheil, seine Biederkeit und Herzensgüte und das unablässige Streben, sich geistig und künstlerisch zu vervollkommnen und auch den Schülern ein nachahmenswerthes Vorbild zu sein. Die Richtung seiner Kunst stand, des Ernstes und der großen Anschauung nicht entbehrend, rückhaltlos unter dem Einflusse Bernini's und der Barockzeit.

Kurze Lebensbeschreibung des Ritters Peter v. Verschaffelt mit dessen Bildnisse gem. v. Sintenis gest. v. A. Karcher, Mannheim 1797. — Nagler's Künstlerlexikon XX, 177/178. — Müller, Klunzinger und Seubert, Künstler aller Zeiten und Völker III, 775/6. Rieser.

Verschuring: Hendrik V., Maler, wurde im J. 1627 zu Gorkum geboren. Er war Schüler des Bildnißmalers Dirk Govertsz und des Landschaftsmalers Jan Both in Utrecht und ging dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Italien, wo er alles Mögliche, Statuen, Ruinen, Gebäude, Gartenansichten, Figuren, Pferde und andere Thiere malte. Nach seiner Rückkehr in die Heimath ließ er sich zum Bürgermeister seiner Vaterstadt wählen (1662). Er starb auf der See am 26. April 1690, da das Schiff, auf dem er sich befand, in der Nähe von Dordrecht von den Wellen verschlungen wurde. — V. hat sich als Maler und Radirer von Pferden, Lagerscenen und Schlachten ausgezeichnet und erinnert in dieser Hinsicht vielfach an Wouwerman. Als Landschafter hielt er sich dagegen an das Beispiel seines Lehrers Both, was man am deutlichsten aus seiner „Italienischen Landschaft" im Schweriner Museum ersieht. Eines seiner besten Werke ist der „Gang Christi nach Golgatha" in der Dresdner Galerie, eine mächtige Berglandschaft mit der Stadt Jerusalem im Hintergrunde, durch die der Zug des Heilands auf dem Wege zur Kreuzigung hindurchkommt. Das zweite Bild der Dresdner Galerie, „der Aufbruch der Reiter", sowie die Bilder in Rotterdam, Kopenhagen, Berlin, Wien (Sammlung Czernin) und in Braunschweig stellen Scenen aus dem Reiter- und Kriegerleben dar. V. hat auch vier Radirungen hinterlassen, die zwar nur flüchtig ausgeführt, aber geistreich gemacht sind, eine Schlacht, die Reisenden und zwei Blätter mit Hunden.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexicon. München 1850. XX, 178—180. — F. Schlie, Beschreibendes Verzeichniß der Werke älterer Meister in der Großherzoglichen Gemälde-Gallerie zu Schwerin. Schwerin 1882. S. 654. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 571. — J. E. Wessely, Geschichte der graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 178. H. A. Lier.

Verschweigseinnicht, Spruchdichter des ausgehenden vierzehnten Jahrhunderts, war wahrscheinlich Zeitgenosse und Landsmann des Oesterreichers Peter Suchenwirt: die beiden einzigen Dichtungen, als deren Dichter wir V. kennen, waren in einer jetzt verlornen Handschrift des Jahres 1402 enthalten, die weit überwiegend Reden Suchenwirt's umfaßte. Diesem berühmtesten aller Wappendichter stand V., soweit aus Titeln zu schließen, auch inhaltlich nicht fern: neben einem Lehrspruch 'Von Stet und Unstette' hat er 'Unseres Herrn Wappen' besungen,

offenbar die allegorische Construction und Ausdeutung eines Idealwappens, wie Rosenplüt u. A. sie von 'Unser Frawen Wappen' gegeben haben.

Peter Suchenwirts Werke, hsg. von Primisser (Wien 1827), S. L, LI.

Roethe.

Versen: Otto Wilhelm v. V., schwedischer Feldmarschall, entstammt einem lüneburgischen Adelsgeschlechte, welches seit dem 13. Jahrhundert sich über fast alle von der Ostsee bespülten Länder verbreitet hat. Otto Wilhelm, am 25. Juli 1623 in Reval geboren, gehörte dem schwedischen Zweige an; seine Eltern waren Hermann v. V. auf Raijkull und Nyenhoff in Esthland und Margaretha Anrep, Tochter des schwedischen Feldmarschalls Reinhold Anrep. Ursprünglich zum Studiren bestimmt, wurde er 1642 Hofjunker bei der Königin Christine, trat aber schon im folgenden Jahr bei Beginn des Krieges mit Dänemark in das Heer ein, zuerst in das Cavallerieregiment von Ostgothland unter Oberst Wachtmeister, 1647 in die Leibgarde des Feldmarschalls Karl Gustav Wrangel, und machte die Belagerungen von Hözter, Augsburg, Bregenz und Schweinfurt mit. Nach dem Friedensschluß ging er mit Empfehlungen Karl Gustav's, späteren Königs von Schweden, nach Frankreich und erhielt 1650 ein Commando als Major im französischen Regiment Rosen, kehrte jedoch nach kurzer Zeit wieder nach Schweden zurück, war bei der Thronentsagung der Königin Christine 1654 zugegen und wurde zu ihrem Reisemarschall ernannt, als sie ihrem Lande den Rücken wandte. Im nächsten Jahr trat er als Oberstlieutenant in die Leibgarde, das frühere „gelbe Regiment", das aus Deutschen bestand und seinen Werbeplatz in Pommern zu Greifenhagen an der Oder hatte. An den folgenden Feldzügen des Königs Karl Gustav nahm V. thätigen Antheil, zeichnete sich besonders bei der Eroberung von Krakau und in Jütland aus, dankte jedoch nach dem Friedensschluß von Oliva 1660 ab und lag der Bewirthschaftung seiner Güter ob. Da er sehr bald zum Landrath gewählt wurde und als solcher auch Mitglied des Obersten Gerichtshofes war, so hätte man annehmen können, daß die Beschäftigung mit den inneren Angelegenheiten des Landes ihn von nun an gänzlich in Anspruch nehmen würde. Dem war aber nicht so, denn als er 1672 von der esthländischen Ritterschaft zur Erwirkung der königlichen Bestätigung der Landesprivilegien nach Stockholm gesandt wurde, ließ er sich zum Wiedereintritt in die Armee, und zwar als Generallieutenant der finnländischen Cavallerie, bewegen. Im Zusammenhang mit dieser Sendung erfolgte unter dem 4. November 1674 seine Erhebung in den schwedischen Freiherrnstand, die auch auf seinen älteren Bruder Hermann und zwei Vettern ausgedehnt wurde. Im dänischen Krieg gerieth er 1676 in der Schlacht bei Lund schwerverwundet in Gefangenschaft und sollte, kaum ausgewechselt, zum Entsatz des vom Großen Kurfürsten belagerten Stettin nach Pommern eilen; es kam aber nicht nur nicht dazu, denn Stettin fiel am 16. December 1677, sondern die unter dem Feldmarschall Horn im November 1678 nach Preußen marschirende schwedische Armee wurde nach dem berühmten Marsch Friedrich Wilhelm's über das kurische Haff bei Tilsit geschlagen und langte unter großen Verlusten im Februar 1679 wieder in Livland an. Dies für Schweden sehr mißliche Resultat wäre wenigstens theilweise abgewendet worden, wenn man Versen's Vorschläge zur Verbesserung der Armee angenommen hätte. Er selbst zog sich auf seine Güter zurück und verlebte die nächsten zehn Jahre in stiller Ruhe, bis ihm im J. 1691 das Generalgouvernement von Narwa, Ingermannland und Kexholm übertragen wurde. Seine Verdienste als Soldat wurden durch die am 20. September 1693 erfolgende Ernennung zum Feldmarschall belohnt. Im J. 1698 nahm er seinen Abschied aus dem Staatsleben, genoß aber nur noch wenige Jahre der Ruhe, denn er starb am 23. April

1703 auf seinem Gute Kurnall bei Reval und wurde am 26. Februar 1704 im Dom zu Reval beigesetzt. Trotz seines wechselvollen Lebens als Soldat und höherer Verwaltungsbeamter war es ihm gelungen, seinen ererbten Besitz erheblich zu vermehren; ihm gehörten die Güter Kronendahl, Raikull und Kurnall in Esthland, Kymenegard in Finnland und Joala bei Narwa, und wenn es ihm vergönnt war, von den öffentlichen Geschäften sich zurückzuziehen, erwies er sich als eifriger und umsichtiger Landwirth. Aus seiner am 23. März 1669 mit Gertrud Yxküll († 1689) eingegangenen Ehe entsprossen fünf Töchter, von denen die vier ältesten den Vater überlebten.

Anrep, Svenska Adelns Aettartaflor. — Cederkrona, Sweriges Rikes Ridderskaps och Adels Wapenbok, Stockholm 1746. — Vanselow, Pomm. Heldenregister, Colberg o. J. — v. Versen, Gesch. d. Geschlechts von Versen und von Fersen, Berlin 1885, darin eigene Lebensbeschreibung des Otto Wilhelm von Versen. v. Bülow.

Versmann: Ernst Friedrich V., evangelischer Theologe, geboren am 14. Juli 1814 in der Stadt Tönning in Schleswig-Holstein, wo sein Vater Dr. med. und Physicus war. Erst von Hauslehrern unterrichtet, frequentirte er die Gelehrtenschule in Rendsburg und studirte dann von Michaelis 1833 an Theologie in Kiel und Berlin. Michaelis 1838 bestand er das theologische Amtsexamen auf Gottorf mit sehr rühmlicher Auszeichnung. Nachdem er dann Hauslehrer gewesen ward er am 2. August 1840 zum Diakonus in Itzehoe gewählt und 1848 rückte er in das Archidiakonat auf. Im J. 1850 fungirte er eine Zeit lang als Feldprediger in der schleswig-holsteinischen Armee, wie er überhaupt an der schleswig-holsteinischen Erhebung regen Antheil nahm, auch dieselbe nachher zu vertheidigen bemüht gewesen ist. 1850 und 51 war er auch Mitglied der schleswig-holsteinischen Landesversammlung, 1854 und 1860 der holsteinischen Ständeversammlung. Es war fast ein Wunder, daß das erneuerte dänische Regiment ihn in seinem Amte verbleiben ließ. Selbst wider Erwarten, ward ihm gestattet, am 13. Juni 1858, nach dem Tode des Propstes Wolf, zur Wahl eines Hauptpastors zugelassen zu werden, wo er dann mit fast allen Stimmen gewählt wurde. Seit 1857 war ihm auch die interimistische Verwaltung der Propstei Münsterdorf übertragen, die definitive Ernennung erfolgte jedoch erst, nach Umschwung der Dinge, am 22. März 1864. Am 4. October 1865 feierte er sein 25jähriges Dienstjubiläum. 1867 ward er regierungsseitig als Vertrauensmann in das Cultusministerium in Berlin berufen und bei der Errichtung des evangelisch-lutherischen Consistoriums dann, zum ersten wirklichen Consistorialrath ernannt, Mitglied desselben, wobei er in seinem bisherigen Amte verbleiben konnte. Er starb, in den letzten Jahren vielfach kränkelnd, am 2. August 1873 an einem Herzschlag. V. hat in der Provinz eine umfassende und tiefeingreifende Wirksamkeit in kirchlicher Beziehung gehabt. — Von ihm erschien, noch als Candidat, die Schrift: „Wie kann einer in das Reich Gottes kommen? In einer Auslegung von Ev. Joh. 3, 1—21 beantwortet“ (1839). Im Verein mit seinem Collegen Archidiakonus Pastor Jeß gründete er 1844 das S.-H. Kirchen- und Schulblatt, das noch heute seinen Fortgang hat, von 1848—51 war er alleiniger Herausgeber. 1852—53 war er dann Mitherausgeber der Kirchlichen Monatsschrift. Von 1852 an bis an seinen Tod gab er den „Sonntagsboten“ heraus, der 22 Jahre hindurch einen großen Leserkreis gefunden, ein beliebtes Erbauungsblatt in vielen christlichen Häusern gewesen ist. Aus demselben sind separat gedruckt: „Der Gottestisch. Sieben Betrachtungen über die im Kirchenbuch für S.-H. enthaltene Ansprache an die Communicanten“ (1857, 2. Aufl. 1866, 3. Aufl. 1874); „Das Krankenbett. Betrachtungen über Matth. 9, 1—8“ (1871). Nach seinem Tode sind noch ferner erschienen:

„Das Haus. Zwölf Betrachtungen“ (Kiel 1874); „Hausthüren und Herzensthüren“ (1874); „Christliches Festbüchlein“ (1876). Auch veröffentlichte er: „Zur Erinnerung an die Confirmation. Mitgabe an Confirmanden“ (1852); „Das Leben Jesu. Zwölf Betrachtungen“ (1865); „Timm Thode, Mittheilungen aus seinen letzten Lebensjahren“ (1868, 2 Auflagen in einem Jahr und ins Dänische übersetzt); „Die zehn Gebote, nebst der Erklärung Dr. Luther's ausgelegt“ (1870). Eine Reihe Einzelpredigten hat er dem Druck übergeben. Inbezug auf die politischen Verhältnisse schrieb er im Kirchen- und Schulblatt: „Schleswig-Holstein und seine Verkläger“ und dieser Artikel ward separat gedruckt (1850, 101 S., 2 Auflagen in demselben Jahr und ins Schwedische übersetzt, 1851).

Nicht allein in der Gemeinde, sondern in der ganzen Landeskirche war seine Wirksamkeit von großer Bedeutung. Tiefe theologische Bildung, ausgezeichnete Rednergabe, lauterste Frömmigkeit, unermüdete Thatkraft zeichneten ihn aus, der ein rechter Arbeiter in dem Weinberge des Herrn war, ein muthiger, unerschrockener Streiter für seine Sache, der im Dienst seinen Lohn und seine Befriedigung fand.

Alberti, Schl.-Holst. Schriftstellerlexikon II, 506. Fortsetzung II, 338. — Schl.-Holst. Kirchen- u. Schulbl. 1873, Nr. 32. Carstens.

Versor: Johannes V. lebte in der Mitte des 15. Jahrhunderts, war lange Lehrer an dem Gymnasium montanum, der Bursa montis zu Köln und vertrat als solcher in entschiedener Weise den Thomismus, wie diese Bursa im Gegensatz zu der albertistischen Bursa Laurentiana streng thomistisch war. Ueber seinen Lebensgang, Geburts- und Todesjahr bestimmtes zu erfahren, ist nicht gelungen; wahrscheinlich ist er gegen 1485 gestorben. Magister wird er öfter auf den Titeln seiner Bücher genannt. Er hat viele Schriften zur Erklärung der Aristotelischen Werke verfaßt, lehnt sich in ihnen aber fast ganz an Thomas an, sogar auf dem Titel z. B. des Commentars zu de coelo et mundo heißt es: Quaestiones in via S. Thomae. Er schrieb Commentum, Quaestiones und Glossulae in veterem artem Aristotelis, super omnes libros novae logicae, super posteriora Analytica Aristotelis, super VIII ll. Physicorum Aristotelis, in ll. Aristotelis de coelo et mundo, Metheororum, de generatione et corruptione, Parva naturalia, super III de anima ll., super XIV ll. Metaphysicorum, super ll. Ethicorum, in Aristotelis Politica („ll. Politicorum Aristotelis cum commento utili et compendiario magistri Johannis Versoris“), in Oeconomica („liber ẏconomicorum Arestotelis tractans de gubernatione rerum domesticarum cum commento magistri Johannis Versoris legentium aspectibus multum amenus“). Außerdem commentirte er den Petrus Hispanus, des Thomas Schrift De ente et essentia und den Donatus („commentum in Donatum minorem seu regulae grammaticae antiquorum“). Seine Bücher, die hier nicht vollzählig aufgeführt sind, erschienen, so weit sie eine Jahreszahl tragen, in den letzten 20 Jahren des 15. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts, nicht selten ohne Jahr und Druckort, vielfach auch gedruckt bei Heinrich Quentel in Köln, der eifrig thomistische Werke verlegte; sie müssen viel gebraucht worden sein, da von einer Anzahl mehrere Auflagen rasch hintereinander gedruckt worden sind, z. B. von dem Commentar zur Ethik vier, von dem zum Donatus sieben. In einem Drucke des Commentars super omnes ll. novae Logicae findet sich auf dem Titel ein Holzschnitt: Versor cum suis discipulis. Auf den Bibliotheken scheinen häufig Exemplare seiner Werke vorzukommen; auf der Leipziger Universitätsbibliothek sind einige Commentare auch handschriftlich vorhanden. Die Erklärungen sind höchst eintönig und trocken gehalten; sie beginnen ziemlich regelmäßig mit Fragen: „quaeritur utrum“ etc., dann folgen Scienda (scien-

dum primo“ etc.), hierauf conclusiones, denen sich wieder dubitationes anschließen („dubitatur primo“ etc.), bis der Schluß kommt: „ad rationes ante oppositum“. Wie sonst hält sich V. auch in der wichtigen Frage der Universalien an Thomas, indem er ihre Realität auf die Metaphysik gründet. Auf den Inhalt der Commentare, der nichts Eigenthümliches bietet, auch auf andere Lehren keine Rücksicht nimmt, lohnt es nicht weiter einzugehen. Citiren thut V. nicht häufig, am meisten noch Thomas, Avicenna, den er aus Albertus kennt, diesen selbst und Boëthius. Wie Prantl berichtet, nimmt er die Einleitung zu Petrus Hispanus aus Dorbellus und entlehnt Manches beinahe wörtlich aus Heimerich Campen.

Prantl, Gesch. d. Logik IV, 220 f. — Panzer, Annales typographici.
Heinze.

Vertangen: Daniel V., Maler, wurde im Haag im J. 1598 geboren nd starb wahrscheinlich im J. 1657 in Amsterdam, wo er hauptsächlich thätig war. Er malte in der Art des C. Poelenburg, wußte aber die Richtung dieses Meisters nicht selbständig zu verarbeiten. Datirte Bilder von seiner Hand kennt man nicht. Von bezeichneten Bildern findet man drei in Schwerin, wo auch eine unbezeichnete „südliche Fluß- und Gebirgslandschaft mit Hirten und Vieh“ aufbewahrt wird, je zwei in den Museen zu Pest und Mannheim und je eine in den Galerien zu Dresden, Braunschweig, Hamburg, Stockholm und Glasgow. Charakteristisch erscheint das auf Kupfer gemalte Dresdener Bild, das „die Vertreibung aus dem Paradiese“ darstellt.

Vgl. H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. II, 188, 189. — F. Schlie, Beschreibendes Verzeichniß der Werke älterer Meister in der Großherzogl. Gemälde-Gallerie zu Schwerin. Schwerin 1882. S. 655—657. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 566. — K. Woermann, Katalog der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 2. Aufl. Dresden 1892. S. 406.
H. A. Lier.

Vervaux: Johannes V., Jesuit, geboren 1585 in Lothringen, † am 15. September 1661 zu München. Er trat erst als Priester in den Jesuitenorden, war Rector in Trier und wurde 1630 Beichtvater am Hofe des Kurfürsten Maximilian von Baiern, was er bis zu seinem Tode blieb. Der Jesuitengeneral Caraffa sah sich 1648 veranlaßt, für ihn die Bestimmung in Erinnerung zu bringen, es sei in der Ordnung, daß von Seiten der Collegien für die Gesundheit der Beichtväter der Fürsten gesorgt und die von dem Arzte verordneten Arzneien und Speisen beschafft würden, aber nicht in der Ordnung, daß die Beichtväter die alltäglich vom Hofe gesandten sportulae annähmen. Der folgende General G. Nickel brachte infolge einer Klage des Provinzials G. Speiser 1654 gegen V. die Bestimmung in Erinnerung, die Theologen und Beichtväter der Gesellschaft dürften, wenn sie von Nicht-Jesuiten um Rath gefragt würden, schriftliche Antworten nicht ohne vorherige Befragung der Oberen ertheilen. V. besorgte mehrfach die Correspondenz der kurfürstlichen Regierung mit der Universität Ingolstadt. V. ist der Verfasser der „Boicae gentis annales“, die, weil die Ordenscensoren allerlei daran auszusetzen hatten und die Veröffentlichung unter dem Namen eines Jesuiten für unzulässig erklärten, 1662 unter dem Namen des Kanzlers Joh. Adlzreiter (s. A. D. B. I, 88) erschienen.

Kobolt, Ergänzungen zum bayerischen Gelehrtenlexikon, S. 286. — v. Lang, Gesch. der Jesuiten in Bayern, S. 151. — Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität I, 392, 404. — Döllinger-Reusch, Gesch. der Moralstreitigkeiten I, 649, 650. — Wittmann, Ueber den Verfasser der unter Adlzreiter's Namen herausgegebenen Annales gentis Boicae, in den Münchener

Gelehrten Anzeigen 1826, Nr. 33, 34. — J. Friedrich, Ueber die Geschichtschreibung unter Maximilian I., 1872, S. 6, 21, 32. (Hier sind die Gutachten von drei Ordenscensoren und Auszüge aus den Briefen des Generals Nickel über Vervaux' Annales abgedruckt.) Reusch.

Vesalius: Andreas V. Bruxellensis, der Begründer der menschlichen Anatomie wurde geboren zu Brüssel im J. 1514 oder 1515. Die Familie Vesal's hieß ursprünglich Witing und war zu Wesel im Cleveschen ansässig gewesen; später siedelte sie nach Nymwegen über und nannte sich mit Bezug auf ihre Heimath Wesalius. Generationen hindurch war Medicin und Mathematik in der Familie geschätzt und gepflegt. Vesal's Vater, Andreas, versah das Amt eines Leibapothekers bei Kaiser Karl V. In Andreas dem Sohne erwachte frühe das Interesse für Anatomie. V. erinnert sich aus der Zeit, wo er mit Hülfe von Rindsblasen schwimmen lernte oder die Blase etwa unter Absingen von Zauberliedchen zu allerlei Spiel vorbereitete, daß er mehrfach die fasrige Beschaffenheit dieses Organes wahrgenommen habe. Er empfing seine Schulbildung zu Löwen im Paedagogium Castri. Hier wurden zwar die alten Sprachen trefflich gelehrt, Naturwissenschaften aber in mittelalterlich scholastischer Weise vorgetragen. Schon damals war V. fest entschlossen Anatomie zu lernen. Als er die Anfänge der Dialektik trieb, das heißt im Alter von ungefähr vierzehn Jahren suchte er in den scholastischen Schriften eines Albertus Magnus und Michael Scotus Aufschluß. Und noch als Knabe entdeckte er den einzig richtigen Weg zur Anatomie, indem er mit eigener Hand zu zergliedern begann. Er zerlegte, wie Theodor Zwinger berichtet, Mäuse, Maulwürfe, Ratten, zuweilen auch Hunde und Katzen. Nicht die Schule, nicht die Mitschüler, von denen einige bedeutende Männer wurden, gaben ihm hiezu Anleitung oder auch nur Anregung; bei V. entschied die Wißbegierde, der überwältigende Drang nach Erforschung der Natur.

Der mangelhafte Betrieb der Naturwissenschaften auf dem Gymnasium zu Löwen steht keineswegs vereinzelt da, sondern entspricht dem Zustande der Naturwissenschaften und Medicin auf den damaligen Universitäten. Etwas von Anschauungsunterricht war auf den bedeutendern Universitäten allerdings vorhanden; den Studirenden der Medicin bot man beim Vortrag der Anatomie den Anblick der menschlichen Leiche. In dieser Hinsicht hatte Italien den entscheidenden Schritt gethan. Von Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen war ein Gesetz erlassen worden (1240), das Aerzte und Chirurgen beider Sicilien zur Erlernung der Section menschlicher Leichen auf der Schule verpflichtete. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts wurde in Bologna, bald auch in Padua, Montpellier, später in Paris, Wien und an anderen Orten bei Gelegenheit der Schulanatomie oder öffentlichen Anatomie der menschliche Körper zergliedert. Freilich geschah die Zergliederung meist jährlich nur einmal, wurde in sehr kurzer Zeit und höchst unvollständig ausgeführt, war gebunden an das scholastische Lehrbuch des Mundinus; den Vortrag hielt der Medicus oder Physicus, der selbst nie ein Messer zur Hand nahm, während der Chirurgus oder Barbier unter Leitung des Physicus das Schneiden besorgte: Keiner von Beiden war seiner Aufgabe gewachsen. Die Zeit verging unter spitzfindigen Disputationen; ausgesprochenermaßen diente die Section nicht zur Darlegung der menschlichen Natur, sondern zur Bestätigung der Angaben Mundin's. Der gänzlich verkehrten Unterrichtsmethode entsprachen die wissenschaftlichen Ergebnisse der Anatomen. Man kann dies aus den Schriften des berühmten Berengar von Carpi (1521, 1522), der mit Unrecht als Vorläufer Vesal's oder gar als Reformator der Anatomie bezeichnet wird, mit voller Sicherheit nachweisen. Nicht nur schreibt er ein barbarisches Latein, sondern ist in der Hauptsache Compilator und Dialektiker; die Anatomie Galen's

gilt ihm wie dem ganzen Mittelalter und allen Aerzten vor V. als unfehlbar; wenn er dennoch Angriffe auf Galen erhebt, so sind sie entweder bloßer Schein, oder wo er wirklich einmal von ihm abweicht, so hilft er sich mit irgend einem scholastischen Dogma aus der Schwierigkeit, z. B. mit der Veränderlichkeit des Menschengeschlechts, einem Satze, der an sich genügte, um das Interesse für Anatomie in der Wurzel zu vernichten. Mit Berengar's Texte stimmen seine naturwidrigen Abbildungen zusammen; Text und Bilder sind ungenau, lückenhaft, widersprechend. Berengar's Versuch mußte scheitern, da sein anatomisches Arbeiten mangelhaft war. Keine seiner Beobachtungen verdient diesen Namen, keine ist vollständig und bringt den Gegenstand zur Klarheit. Berengar wußte Nichts gründlich; aus Vorurtheil und Aberglauben ist er nicht herausgekommen. Vor V. hat Niemand, weder Berengar noch ein Anderer Anatomie wirklich studirt, Niemand aus einer reinlichen Beobachtung die Unzulänglichkeit der Galenischen Anatomie gefolgert. Keiner hat geahnt, noch viel weniger gewußt, daß Galen nicht menschliche Anatomie trieb. So gab es auch vor V. keinen Fortschritt; Wissenschaft und Unterricht waren unfruchtbar, todt.

V. wollte Arzt werden und reiste zu diesem Zwecke um das Jahr 1533 nach Paris, wo dank der Einwirkung des Humanismus der medicinische Unterricht nicht mehr nach arabischen und barbarischen Autoren, sondern nach den Schriften der classischen Aerzte, vor allem nach Hippokrates und Galenus ertheilt wurde. Der berühmteste Vertreter der modernen Richtung war Jakob Sylvius, zu dessen Füßen die Jugend aus ganz Europa saß. Neben ihm lehrte Johann Guinterius. Beiden Männern schloß sich V. auf das engste an. Jakob Sylvius, ein trefflicher Lateiner und Grieche, war geschätzt wegen seiner methodischen Darstellung, die sich in zwei- oder dreijährigen Cursen über die gesammte Medicin erstreckte und weil er in den Vorlesungen anatomische Präparate und officinelle Pflanzen vorzeigte. Daneben blieb er aber doch in mittelalterlicher Verworrenheit befangen. Er erklärte ausdrücklich Galen's Anatomie für unfehlbar, dessen Werk De usu partium für göttlich, einen Fortschritt des Wissens über Galen hinaus für unmöglich. Und was es mit Sylvius' Anatomie und Demonstrationen auf sich hatte, darüber ertheilte späterhin V. Winke. Niemals machte Sylvius, sagt V. im J. 1546, auf Widersprüche oder Unrichtigkeiten Galen's aufmerksam, doch brachte er zuweilen Organe eines Hundes in die Vorlesung mit. Hiebei bewiesen wir Schüler solchen Eifer, daß ihn der Lehrer mehr als einmal nach der Vorlesung zu fühlen bekam. So zeigten wir ihm beispielsweise einst die Klappen der Lungenarterie und der Aorta, die er Tags zuvor nicht hatte finden können. Des andern Lehrers, Jo. Guinterius' Anatomie beleuchtet Vesal's Scherz, daß er ihn nie mit dem Messer habe umgehen sehen als bei Tische. Dies die Coryphäen der Pariser Facultät. Man nehme dazu den jammervollen Zustand, in welchem sich die öffentliche Zergliederung zu Paris befand. Sie dauerte nach Vesal's Zeugniß nicht volle drei Tage und bot dem Zuschauer nichts außer einigen von Barbieren oberflächlich gezeigten Eingeweiden und den schändlich mißhandelten Bauchmuskeln. Keinen andern Muskel, keinen einzigen Knochen, noch viel weniger die Nerven, Venen, Arterien bekam V. bei solcher Gelegenheit zu Gesichte.

So war V. zur Erlernung der Anatomie ganz auf sich selbst beschränkt. Durchdrungen von deren Nothwendigkeit für die Medicin, begeistert durch das Vorbild der Ahnen und all der Männer, die an der Herstellung der classischen Medicin arbeiteten, faßt er den Entschluß, sich der Anatomie anzunehmen. Er gelobt sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln der erstorbenen Anatomie aufzuhelfen. Er will sie von den Todten erwecken und sie besser machen als sie jemals bei den Alten war oder doch soweit fördern, daß

man dereinst seine Zergliederungskunst ohne Scheu der classischen an die Seite stellen und sagen dürfe: Nichts sei so verfallen gewesen und mit Einem Male so vollendet aufgebaut worden als Anatomie. Aber niemals hätte ich meine Absicht verwirklichen können, schreibt er, wenn ich zu Paris nicht selbst Hand ans Werk gelegt hätte. Er schritt weiter auf dem schon zu Löwen betretenen Weg, zergliederte zahlreiche Hunde und studirte vom menschlichen Körper was er reichlich haben konnte, die Knochen. Stundenlang verweilte er auf dem Friedhofe S. Innocents, wo Haufen von Gebeinen lagen und besuchte zu demselben Zwecke den Richtplatz von Montfaucon. Es fiel ihm bereits in Paris auf, daß er, entgegen Galen's Angabe, keinen einzigen Unterkiefer in zwei Hälften getheilt fand. Schon die dritte Anatomie, bei welcher er anwesend war, mußte er auf Wunsch der Commilitonen und Lehrer ausführen. Und als er die Anatomie ein zweites Mal vollzog, blieben die Barbiere bei Seite; V. legte genauer als bisher die Eingeweide dar und zeigte sogar die Muskeln des Armes. Bereits damals focht er auf Grund einer Thatsache (wegen des Verhaltens der Vena azygos) die Galenische Anatomie an. Er entdeckte ferner den Ursprung der Arteriae spermaticae und war an den von Jo. Guinterius 1536 herausgegebenen Institutiones Anatomicae so stark betheiligt, daß man annehmen darf, alles in diesem Büchlein Brauchbare sei sein Werk. Unter dem Namen Guinterius beschließt V. die dreihundertjährige Vorgeschichte der menschlichen Anatomie und überschreitet sie, indem er auf Grund von Beobachtungen an der Galenischen Unfehlbarkeit rüttelt.

Seinem Studium in Paris setzte im J. 1536 der dritte französisch-deutsche Krieg Karl's V. ein Ende. Er kehrte nach Löwen zurück, holte dort mit Hülfe eines Freundes, des nachmaligen Mathematikers Reinerus Gemma Frisius ein menschliches Beingerüst vom Galgen und setzte es zusammen; er hielt auch eine Zergliederung ab, indem er zugleich secirte und interpretirte, begann somit schon als Student mit der Reform des anatomischen Unterrichtes. Um dieselbe Zeit führte er das neunte Buch des Almansor von Rhazes, einen beliebten und viel commentirten Abriß der speciellen Pathologie und Therapie aus barbarischer Version in lesbare Form über; die verderbten und dunklen Arzneinamen suchte er so gut als möglich durch die ursprünglichen Kunstausdrücke zu ersetzen. Text, kurze Rand- und Zwischenbemerkungen zeigen, wie genau V. in classischer Litteratur und Materia medica Bescheid weiß. Das kleine Werk erschien 1537 („Paraphrasis in nonum librum Rhazae . . de singularum corporis partium affectuum curatione, autore Andrea Wesalio Bruxellensi Medicinae candidato“, Lovanii 1537).

Im gleichen Jahre wandte sich V. nach Venedig, besuchte daselbst mit Lehrern und Aerzten Kranke und machte Beobachtungen über den Erfolg eines neuen Heilmittels, der Chynawurzel. Dem Vorurtheile der Zeit zum Trotz übte er niedere Chirurgie mit eigener Hand aus, setzte Blutegel, ließ zur Ader. Dann siedelte er nach Padua über und begann daselbst am 6. December 1537, nachdem Tags zuvor der Schlußact seiner Doctorprüfung stattgefunden hatte, als Professor der Chirurgie mit der Verrichtung einer Schulanatomie.

Als Professor in Padua hob er sofort den anatomischen Unterricht, er erklärte, demonstrirte, zergliederte in eigener Person. Mit nie dagewesenem Eifer suchte er genügendes und passendes Leichenmaterial zu gewinnen; seinen Zuhörern legte er jeweilen an einer oder an zwei Leichen die Anatomie möglichst vollständig und wahrheitsgetreu dar. Mundin's Buch war verbannt, an seiner Statt wurde Galenus de ossibus vorgelesen oder zusammengefaßt; den unvermeidlichen Disputationen verlieh V. eine feste anatomische Grundlage. (Zwei

Mal, wahrscheinlich in den Jahren 1539 und 1540 wurde er von Padua nach Bologna berufen um die öffentliche Zergliederung vorzunehmen.) Für seine Schüler errichtete er ein menschliches Skelett, lieferte er eine vermehrte und berichtigte Ausgabe von Guinterius' Institutionen („Institutionum anatomicarum . . Libri quatuor per Jo. Guinterium . . Ab Andrea Wesalio Bruxellensi auctiores et emendatiores redditi“, Venetiis 1538) und gab die Tabulae anatomicae heraus (Venetiis 1538), Vorläufer der Tafeln vom Jahre 1543: drei Blätter derselben, Ansichten des neu erbauten Skelettes hat Jo. Stephan von Kalkar, ein Schüler Tizian's, gezeichnet, drei weitere mit Darstellungen von Eingeweiden und Gefäßen rühren von V. selbst her. Der kleine Atlas enthält viele Irrthümer der alten Anatomie: die Leber besitzt fünf Lappen, der Uterus Blasenform und weitabstehende Hörner, das Steißbein ist schwanzartig verlängert. Aber manche Einzelheiten weichen von Galen ab; zum ersten Male finden wir hier das Gefäßsystem vollständig dargestellt; nicht das traditionelle, durch Weichtheile verunstaltete, sondern das gereinigte Knochengerüst ist wiedergegeben; den Gelenken wird eine bisher nicht dagewesene Sorgfalt gewidmet. Tabulae anatomicae und Institutiones anatomicae sind wichtige Jugendarbeiten. Sie zeigen den rasch fortschreitenden, von Galen sich mehr und mehr ablösenden Forscher.

Bald nachher veröffentlichte V. eine Abhandlung vom Aderlaß („Epistola, docens venam axillarem dextri cubiti in dolore laterali secandam,“ Basileae 1539). Sie ist für Aerzte bestimmt, will die Wichtigkeit der Anatomie für die Medicin darthun und das Ansehen Galen's bei den Aerzten erschüttern. Bei der Würdigung der Schrift ist im Auge zu behalten, daß der Blutkreislauf noch unbekannt und der Aderlaßstreit ein Handel um Autoritäten war. Absolut genommen ist Vesal's Schrift wie die gesammte einschlägige Litteratur werthlos und veraltet, doch gibt er hier zum ersten Mal eine ziemlich getreue Beschreibung der Vena aygos und legt mit der Abhandlung eine bemerkenswerthe Probe stilistischer Gewandtheit ab.

Schon im J. 1538 trug sich V. mit dem Gedanken einer völligen Erneuerung der Anatomie; am 1. Januar 1539 war der Weg zur Gewinnung der Figuren festgestellt und zwei Tafeln lagen vollendet vor. Wenn man bedenkt, wie spärlich er mit Leichen versehen war, erwägt, daß er in Padua von 1537—42, d. h. bis zur Beendigung des großen anatomischen Werkes im ganzen sechs weibliche Körper untersucht hat, daß er die Leichen zuweilen wochenlang im Schlafzimmer beherbergte, so ist es in hohem Maaße interessant zu verfolgen, wie er das Gebotene auszunutzen, zu ergänzen, wie er das Verschiedenste seinem Zwecke dienstbar zu machen wußte. Bei den schauerlichsten Hinrichtungen (Viertheilungen) drängt er sich dicht heran in der Hoffnung, über das Verhalten der Herzbeutelflüssigkeit Gewißheit zu bekommen. Manches beobachtet er am lebenden Menschen, an sich selbst, an Zuhörern, Freunden. Mit großer Mühe verschafft er sich Zutritt bei Gebärenden; V. ist der erste, welcher den Geburtsact wissenschaftlich betrachtet hat. Er übt Anatomie am lebenden und todten Thier, sieht den Handwerkern zu und verwendet seine Einsicht für anatomische Arbeit und Wissenschaft. Vom Schlächter urtheilt er, der Arzt könnte hier mehr lernen, als bei dem herkömmlichen Treiben der öffentlichen Zergliederung. Seine einfache, dauerhafte und schöne Heftung des Skelettes hatte er Schüsselflickern abgelernt. Er zieht alle Gebiete des Lebens und die Anatomie selbst herbei um sein Fach damit zu erläutern. Den großen Rückgratschultermuskel stellt er mit den Kapuzen der Franciscaner, Jacobiten und Benedictiner zusammen, den Plexus brachialis mit den Schnüren des Cardinalshutes, die linksseitigen venösen Herzklappen mit einer Bischofsmütze, vergleicht die Form des Zwerchfells einem

Rochen mit halbirt gedachtem Schwanze, die seitlichen Anhänge des Uterus mit den Flügeln einer Fledermaus, die Fortsätze der Aderhaut mit den Wimpern des Augenlides. Vesal's Gleichnisse sind derart treffend, daß sie zu gutem Theil in der heutigen Terminologie fortleben. V. nahm sein in Paris gethanes Gelübde ernsthaft; mit allen verfügbaren Mitteln, mit Hand und Kopf, mit Leib und Seele bemächtigte er sich der Anatomie. So wuchs sein dürftiges Material ins Unbegrenzte, gewann seine Darstellung ihre unnachahmliche Frische und Plastik.

Wird sich V. zur Freiheit durcharbeiten? Von Anfang an, sobald er mit menschlicher Anatomie beschäftigt erscheint, hält er muthig Thatsachen aufrecht, welche in der unfehlbaren Anatomie Galen's fehlen oder fehlerhaft dargestellt sind. In Italien mehrten sich die neuen von Galen abweichenden Beobachtungen und bestärkten ihn in seiner Haltung. Indeß war Galen damit noch lange nicht beseitigt. Mit einer für uns unbegreiflichen Wucht drückte der Autoritätsglaube auf die Aerzte, auf alle Wissenschaft. V. selbst war von aufrichtiger Hochachtung für Galen erfüllt; hatte er doch bei seinen anatomischen Studien keinen bessern, keinen andern Berather als die Schriften Galen's. Und Galen bietet nicht bloß nackte Anatomie, sondern manche methodologischen Andeutungen, die V. sich zu Nutze machte. Allein V. überragt seinen Vorgänger unendlich an Eifer, Fleiß, an genauem und umfassendem Studium; er verfügt zudem über Dinge, welche Galen gänzlich unbekannt sind: V. zeichnet oder läßt zeichnen und schreibt während der Zergliederung das bemerkenswerthe auf, gleich in die Werke Galen's hinein. Indem er abwechselnd mit Messer, Stift und Feder arbeitet und den Autor an der Leiche prüft, sichert er die Beobachtung, übt er die Beschreibung, gelangt er zu Wissen und Kritik. Etwas ähnliches, wie die Forschung Vesal's findet sich im ganzen Alterthum nicht; weder Galen noch Aristoteles, sondern V. ist der Begründer der anatomischen Methode. Besonders eine Art seiner Forschung zeigte sich erfolgreich, indem sie eine Reihe von Widersprüchen zwischen eigenen Wahrnehmungen und Angaben Galen's löste, die vergleichend anatomische Untersuchung. V. pflegte, wenn er das von Galen Beschriebene beim Menschen nicht fand oder anders fand, die Sache an Thieren zu prüfen, meistens an Hunden, weil solche immer zu haben waren. Beim Hunde trafen häufig die Galenischen Angaben zu, oder V. gewann doch einen Fingerzeig, was Galen hatte sagen wollen. Dazu kam seine Betheiligung an der lateinischen Gesammtausgabe des Galenus, welche 1541 in Venedig, 1542 in Basel erschien (Galeni omnia opera . ., Venetiis 1541; Operum Galeni Tomus primus . ., Basileae 1542). V. hat darin die zwei Schriften über Zergliederung der Gefäße und Nerven und das große Fragment de anatomicis administrationibus übernommen.

Die neubelebte Zergliederung, der fleißige Vortrag und die Wiederherstellung der Bücher Galen's brachten V. nach eigenem Zeugnisse zur vollen Klarheit. Im J. 1540 weiß V., daß Galen niemals eine menschliche Leiche secirt hat, vielmehr im wesentlichen die Anatomie des Affen lehrt. Nur durch angestrengteste Arbeit, reiches anatomisches Wissen und sorgfältigste Lectüre Galen's hat diese scheinbar auf der Hand liegende Wahrheit ermittelt werden können.

Es versteht sich von selbst, daß nach der Durchschauung Galen's die öffentliche Anatomie Vesal's einen wesentlich anderen Charakter annahm. Bisher hatte er sich der Galenischen Lehre gefügt. Noch bei der Anatomie von 1539 hatte er nicht gewagt an Galen's Osteologie etwas zu tadeln. Nun mußte überall die Wahrheit herausgesagt, die Tradition widerlegt werden. Selbstüberwindung, Muth und Zurückhaltung gehörten dazu, um die eigene Sache gegen Galen zu

führen. V. ermahnt jeden, keinem Buche, auch nicht dem ältesten, zu glauben, was die Zergliederung nicht einmal und mehrmals erwiesen habe; er bittet alle Erregung bei Seite zu lassen und mit ruhigem Blute das Präparat zu prüfen; im Laufe der öffentlichen Anatomie macht er auf weit mehr als zweihundert Irrthümer Galen's aufmerksam. Allem nach haben die zwei letzten Anatomieen in Padua einen sehr stürmischen Verlauf genommen. Der Unterricht gewann dabei seine wahre Gestalt: V. trug vor und vertheidigte eigenes Wissen. Er sprach frei, ohne Bücher, was ihn das Buch des menschlichen Körpers lehrte.

Im J. 1540 begann er mit dem Niederschreiben seines anatomischen Hauptwerkes und legte die letzte Hand daran am 1. August 1542; am 13. August beendigte er den kurzen Auszug, die Epitome. Beide Werke schickte er von Venedig aus sammt den Holzstöcken nach Basel an den Verleger Joh. Oporinus. Er hatte in Padua Urlaub genommen. Zu Anfang des Jahres 1543 befindet er sich in Basel, wo er den Druck überwacht, nebenbei die Zergliederung einer Leiche ausführt. Noch heute existiren in Basel die (erweislich echten) Ueberreste des von V. aus jener Leiche gewonnenen und errichteten Skelettes; es ist das älteste historisch beglaubigte Anatomiepräparat der Welt. Seine beiden Werke, die Fabrica und die Epitome erschienen im Juni desselben Jahres („De Humani Corporis Fabrica Libri Septem" und „Suorum de Hum. Corporis Fabrica Librorum Epitome", Basil. 1543).

Ueber die Fabrica, das für menschliche Anatomie bahnbrechend gewordene Werk und über die Epitome müssen hier wenige Andeutungen genügen. Erfüllt von dem wunderbaren Bau des menschlichen Körpers und überzeugt von der Nothwendigkeit der Anatomie für den Arzt, den Naturforscher, den denkenden Menschen beabsichtigt V. mit der Darstellung seiner dunklen und schwierigen Wissenschaft ein gemeinnütziges Werk zu verrichten. In der Fabrica, einem Foliobande von ungefähr siebenhundert Seiten, bestrebt er sich die Anatomie, oder, wie er sich mehrfach ausdrückt, die Geschichte des menschlichen Körpers wahr und vollständig wiederzugeben. Das Buch enthält die ausführliche Beschreibung, die Kritik der Litteratur, mehr als dreihundert Abbildungen und die anatomische Technik. Während die Fabrica für Fachleute bestimmt ist, will V. mit der Epitome dem Anfänger einen vorläufigen Begriff der Anatomie beibringen (für das Bedürfniß des Laien wurde mit einer deutschen Ausgabe der Epitome gesorgt: „Von des menschen Cörpers Anatomey . . durch D. Albanum Torinum verdolmetscht", Basel 1543). Hier liefert V. einen kurzen rein dogmatischen Text, in der Anordnung bindet er sich nicht wie in der Fabrica an den Gang der Section, sondern befolgt eine freie anatomisch-physiologische Systematik. Auch dieser Schrift sind zahlreiche Figuren beigegeben. Das wissenschaftliche Werk, die Fabrica, ist eine staunenswerthe Leistung um so mehr, als V. sie im Alter von noch nicht 28 Jahren vollendete, ausgezeichnet durch klare erschöpfende Beschreibung, durch objective Kritik der Litteratur, vor allem Galen's. Hier wird zum ersten Male scharf zwischen dem Bau des Menschen und der Thiere unterschieden und der Anfang gemacht mit vergleichender Anatomie. Auch für Physiologie ist darin Vieles geschehen. Unschätzbar ist die Fabrica als Vorbild wissenschaftlicher Methode. An ihr konnten die oberflächlichen Zeitgenossen, konnte die Nachwelt lernen, wie man es angreifen muß, um etwas tüchtiges zu leisten. Ueber die künstlerische Bedeutung der zwei anatomischen Bildwerke nur so viel, daß die blattgroßen Muskel- und Knochenmänner innige Beziehungen zu einander erkennen lassen, aus dem Bilde des nackten Mannes der Epitome mit Hülfe des Contrastes und einiger neuer Motive entwickelt sind und eine doppelte Symbolik des Todes darstellen: der Epitomecyklus trauert über die Vergänglichkeit des Domicilium animae, des Mikrokosmus, der Fabrica-

cyclus baut auf die Ewigkeit des Geistes. Die Behauptung, daß die Figuren von Tizian herrühren, läßt sich nicht beweisen; dagegen liegt kein Grund vor, an der Mitarbeit des schon erwähnten Joh. Stephan von Kalkar zu zweifeln; die Idee und Entwicklung der Todessymbolik rührt unzweifelhaft von V. selbst her; er spricht darin sein Glaubensbekenntniß aus.

Von Basel kehrte V., nachdem er wie es scheint noch einen Besuch in den Niederlanden gemacht, gegen Ende des Jahres 1543 nach Padua zurück. Vesal's zweiter, kurz dauernder Aufenthalt in Italien bildet das Nachspiel zur ersten fünfjährigen Periode und war der Vertheidigung und abermaligen Darlegung seiner Anatomie gewidmet. V. führte zunächst in Padua die öffentliche Zergliederung an zwei Leichen aus, wandte sich dann in den ersten Monaten des Jahres 1544 nach Pisa, wohin er einen Ruf erhalten hatte. Unterwegs in Bologna betheiligte er sich an einer eben im Gang befindlichen Schulanatomie, vollzog endlich in Pisa eine vollständige Anatomie. Einen durch den Herzog Cosimo von Medici ihm angebotenen Lehrstuhl der Medicin schlug er aus; er war bereits als Leibarzt an den Hof Kaiser Karl's V. berufen. Die Zeit ungestörten Arbeitens und des Umganges mit hochstrebenden Männern hatte ihren Abschluß erreicht. Gegenüber der Fülle von Herrlichem das ihm in Italien zu theil geworden war, verschwanden vor Vesal's Blick einzelne Aeußerungen feindseliger Gesinnung. Italien blieb die schönste Erinnerung seines Lebens; selbst die bittern Erfahrungen späterer Jahre vermochten nicht seine Dankbarkeit gegen dieses Land wankend zu machen. Italien galt ihm als die wahre Amme der Geister.

Eben traf er Anstalt Italien zu verlassen und an den Hof überzusiedeln, als ihm unerwartete schlimme Nachrichten zukamen. Gewisse Aerzte hatten beim Kaiser und andern hohen Herren über sein Werk und alle neue Wissenschaft ein vernichtendes Urtheil gefällt. Sie bezeichneten V. als unfähig zur ärztlichen Praxis, da er bloßer Chirurge, kein rechter Arzt sei und von Medicin nichts verstehe. Wenige Jahre zuvor waren die Tabulae anatomicae vom Kaiser und seiner Umgebung sehr günstig aufgenommen worden; hervorragende Aerzte hatten V. bis vor kurzem unterstützt und gefördert. Es müssen schreckliche Verleumdungen gewesen sein, die jetzt über ihn umgingen. V., körperlich nicht ganz gesund, warf in einer Anwandlung von Verzweiflung und den Abmahnungen der Freunde zum Trotz einen Theil seiner wissenschaftlichen Sammlungen ins Feuer, einen dicken Band Annotationen zur Galenischen Anatomie, das Handexemplar des Galen, die sorgfältige Paraphrase des ganzen Almansor, die Receptformeln.

Die Frage, warum V. die Laufbahn des Anatomen mit einer Stellung bei Hofe vertauschte, beantwortet sich dadurch, daß er von Anfang an Arzt werden wollte. Schon in der Paraphrase des IX. Buches des Rhazes (1537) betont er den Endzweck des medicinischen Studiums, das Heilen. Keinen Augenblick hatte er die praktischen Fächer außer Acht gelassen; alle seine Veröffentlichungen waren in der Absicht geschehen, die darniederliegende Medicin auf die eine oder andere Weise zu fördern. Die Fabrica, so sparsam sie Pathologisches einmischt, ist gleichwohl mit steter Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse geschrieben. Vesal's Anatomie stellt das Glied eines größern Ganzen dar; nachdem er sein Gelübde erfüllt, die Anatomie lebendig gemacht, wendet er sich der eigentlichen Aufgabe des Arztes, dem Heilen zu. Die Medicin erscheint ihm als hochheilige Kunst. Die Gründung der Anatomie betrachtet er als eine Vorarbeit, eine Jugendarbeit; der höhern Idee widmet er sein Mannesalter und sucht sie, aller Hindernisse ungeachtet, zu verwirklichen. Um sein Wissen und Können auf diesem Gebiete ganz zu übersehen, müßte man sein großes pathologisch-anatomisches Werk besitzen, woran er viele Jahre eifrig gesammelt hat, das aber verloren ge-

gangen ist. Nur so viel läßt sich aus den übrigen Schriften entnehmen, daß er von praktischer Medicin mehr wußte als irgend ein Zeitgenosse, vielleicht mehr als die meisten Aerzte des 18. Jahrhunderts.

Im dreißigsten Lebensjahre wurde V. kaiserl. Arzt; bald folgte er im Range unmittelbar auf den viel ältern ersten Leibarzt Cornelius Baersdorp. Als solcher hatte er die Verpflichtung Karl V. auf Reisen und im Kriege zu begleiten. Wir finden ihn im 4. französischen Kriege vor Saint-Dizier und Vitry (Juli 1544); damals pflegte er Verwundete und führte chirurgische Operationen aus. Im Kriege ließ er sich die Ausübung der Chirurgie nicht ganz untersagen. Als kaiserlichem Medicus nämlich war ihm bloß die Behandlung innerer Krankheiten gestattet. Es bildete einen Gegenstand seines Kummers, daß er sich wegen des allgemeinen Vorurtheils der Chirurgie, die er als das beste der Medicin schätzte, für gewöhnlich zu enthalten genöthigt war. Im J. 1546 begleitete V. den Kaiser auf der Reise zum Reichstag nach Regensburg, mußte aber unterwegs in Nymwegen zurückbleiben, um den schwer erkrankten venetianischen Gesandten Bernardo Navagero zu pflegen. Erst nach Monaten konnte er seinem Kaiser nachfolgen und schrieb während jenes Reichstages eine Abhandlung, deren erster Theil über ein kürzlich aufgekommenes Heilmittel, die Chynawurzel handelt, während der zweite Theil eine gegen Jacob Sylvius und andre Neider gerichtete Zusammenfassung seiner Kritik Galen's enthält („A. Vesalii . . Epistola, rationem modumque propinandi radicis Chynae decocti . . pertractans: et praeter alia quaedam, epistolae cuiusdam ad Jacobum Sylvium sententiam recensens, veritatis ac potissimum humanae fabricae studiosis perutilem . .“, Basileae 1546). Ende Februar 1547 weilt V. mit dem Kaiser in Ulm, unternimmt einen Abstecher nach Basel, kehrt von da nach Nürnberg zum Kaiser zurück, folgt ihm auf die Augsburger Reichstage von 1547/48 und 1550/51, begleitet ihn nach Innsbruck und (1552) auf der Flucht nach Villach.

1552 erschien der größere Theil der zweiten Ausgabe der Fabrica, während der kleinere Rest des Werkes erst 1555 an die Oeffentlichkeit gelangte („A. Vesalii . . de Humani corporis fabrica libri septem“, Basil. 1555). V. wendet sich darin mehrmals gegen neue heftige Angriffe des Galenisch gesinnten Sylvius und gegen Leonhard Fuchs in Tübingen, einen der vielen Plünderer und Verstümmler seiner Anatomie. Am Texte gewahrt man unzählige bis auf die Interpunction sich erstreckende Aenderungen. Manche Wiederholungen sind gestrichen; da und dort wurde besser geordnet, Andres schärfer hervorgehoben und neu hinzugefügt. V. hat an Muth und Selbständigkeit gewonnen und bevorzugt noch mehr als früher Thatsachen vor Autoritäten und Hypothesen. Das ganze Werk erscheint sachlicher, gemessener, ernster, die jugendliche Frische der ersten Ausgabe hat es großentheils eingebüßt. Der prachtvolle zweite Druck der Fabrica stellt den classischen V. dar, mit welchem Zeitgenossen und Nachfolger fast ausschließlich rechnen. Die Ausgabe von 1543 gerieth darüber in fast völlige Vergessenheit.

V. stand um jene Zeit in höchstem Ansehen. Längst hatte er das Vertrauen seines kaiserl. Herrn gewonnen ('so oft es dem Kaiser schlimmer geht', sagt ein Gewährsmann im J. 1547, 'pflegt er sich an V. zu wenden'); das Volk traute ihm übernatürliche Fähigkeiten zu. So soll er einem Grafen von Beuren fast genau die Todesstunde vorausgesagt haben (1548) und sei 'dadurch by etlichen zu ungnaden und in bösen argwon komen'. 1555 wurde er nach Augsburg zu dem Patricier Leonhard Welser berufen, der seit einem Ritte an sehr heftigen Schmerzen litt. Bei der Untersuchung entdeckte V. in der Gegend der Rückenwirbelsäule eine pulsirende Geschwulst, die er sogleich für ein Aneurysma der Aorta und für unheilbar erklärte. Zwei Jahre später bestätigten die Augsburger Aerzte durch die Section seine Diagnose. Er ist der Erste unter den Neuern gewesen, der eine

deutliche Vorstellung vom Bau des spontanen Aneurysma besaß und der Erste, der ein inneres Aneurysma am Lebenden erkannte. Jene Diagnose blieb weit über ein Jahrhundert einzig in ihrer Art. — Infolge seiner einflußreichen Stellung wurde bei ihm nicht nur ärztliche Hülfe, sondern Beistand und Vermittlung in sehr verschiedenen Angelegenheiten gesucht. So gelangte der Basler Buchdrucker Joh. Herwagen an den 'zweiten Aesculap', damit er ihm zu einem Druckerprivilegium und einem Brudersohne zum Titel eines kaiserlichen Notars verhelfe.

Als Karl V. im J. 1556 die Regierung niederlegte um sich nach dem Kloster San Yuste zurückzuziehen, trat V. in den Dienst Philipp's II., blieb zunächst noch in Brüssel, wo er sich ein Haus gebaut hatte, ging alsdann im J. 1559 mit seinem König nach Spanien. In Madrid war er Arzt des niederländischen Hofstaates. So wenig Gunst er bei den spanischen Aerzten genoß, so groß war sein Ruhm bei den Laien; nach glaubwürdiger Quelle ist durch seinen Rath der Infant Don Carlos von den gefährlichen Folgen einer Kopfverletzung befreit worden. Ein sehr merkwürdiges aus dem Jahre 1562 datirtes Consilium Vesal's beweist, daß er auch in Spanien Chirurgie übte, mit eigener Hand die Brusthöhle bei traumatischem Empyem eröffnete. Während seines Aufenthaltes in Spanien, wo die Medicin noch ganz in mittelalterlichem Zustande verharrte, wo V. nicht einmal bequem einen Schädel erlangen konnte, erlebte er eine große unverhoffte Freude, das Erscheinen einer tüchtigen anatomischen Schrift des Paduanischen Professors Gabriel Falloppio (Gabr. Falloppii Medici Mutinensis Observationes Anatomicae, Venet. 1561). Alles was auf anatomischem Gebiete seit Vesal's Auftreten geschehen war, besaß fast ausnahmslos compilatorischen Charakter, war von kritiklosen Anhängern der neuen Lehre und noch häufiger von offenen oder geheimen Gegnern derselben ausgegangen. Selbst Realdus Columbus, ein früherer Schüler Vesal's, hatte sein in mancher Hinsicht tüchtiges Werk durch Eigenruhm, prahlerisches Wesen, durch Bosheit und Undank gegen V. verdorben. Falloppio's Schrift ist die erste, welche mit Vesalischer Methode überaus fleißig und sorgfältig gearbeitet ist und eine Masse thatsächlichen Materiales zur Anatomie Vesal's beibringt. Der Verfasser spricht von V. in Ausdrücken der höchsten Achtung, nennt ihn Fürsten der Anatomen, ein Naturwunder, den Göttlichen; er gesteht, nur mit Vesal's Hülfe vorwärts gekommen zu sein. Freilich schwächt er seine Lobsprüche dadurch ab, daß er Berengar von Carpi als den unzweifelhaften Reformator der Anatomie bezeichnet, die alsdann V. vervollkommnet habe.

Begierig, alles Andere bei Seite setzend, durchlief V. Falloppio's Buch, frohbewegt darüber, daß wahre Forschung Wurzel geschlagen und gerade in Padua, der Stätte seines früheren Wirkens, Wurzel geschlagen hatte. Er fühlt sich veranlaßt auf das Buch in Form eines freundschaftlichen Briefes zu antworten und will den Brief als Ergänzuug oder Anhang zur Fabrica betrachtet wissen („A. Vesalii Anatomicarum Gabr. Falloppii Observationum Examen“, Venet. 1564). Die Schrift erschien durch zufällige Verspätung erst nach Falloppio's Tod (auch V. sah den Druck nicht mehr). Es war ein gewagtes Unternehmen vom Studirzimmer aus Falloppio zu kritisiren. Unleugbar verging sich V. gegen die eigene Methode, die zur Prüfung der Autoren am menschlichen Körper verpflichtet. Indem er sich auf sein Wissen verließ, unterschätzte er gleichzeitig den Gegner. So mußte seine Kritik nothwendig irrthümlich werden. Kann er sich doch trotz vielen Worten nicht völlig zum Aufgeben des siebenten Augenmuskels entschließen. Er verwirft unbesehen die tiefen von Falloppio entdeckten Penisarterien, sogar die Klitoris und ihre Homologie mit dem Penis. Andrerseits mischt Falloppio Unrichtiges ein, und hier beharrt V. mit Recht auf seinen frühern Erfahrungen. Auch bietet V. neue Beobachtungen, über foetale Verknöcherung, über das knöcherne

Gehörorgan, den foetalen Kreislauf. Nimmt man dazu die Unerschöpflichkeit seiner Gleichnisse, die Schärfe des Urtheils und die fließende Sprache, so erkennt man, daß V. im Grunde derselbe geblieben ist; man darf glauben, daß einzig der zweijährige Aufenthalt in Spanien, die zweijährige Enthaltung vom anatomischen Messer ihn straucheln ließ.

Im Frühling des Jahres 1564 befindet sich V. in Venedig und macht einen Besuch im Buchladen des Francesco Sanese. Letztrer sagt aus, daß V. damals im Begriffe war, eine Reise nach Jerusalem zu unternehmen. Von jener Reise ist V. nicht zurückgekehrt. Die Meldung seines Todes gelangte gegen Ende des Jahres nach Brüssel. Pilger berichteten seiner Wittwe, daß er auf der Heimreise von Jerusalem in einer griechischen Stadt einem Katarrh erlegen sei. Alsbald entstanden weitläufige Erzählungen über Vesal's Jerusalemfahrt und Ende, in denen Wahrheit und Dichtung auf unentwirrbare Weise verflochten ist. Keine darunter stammt von einem Augenzeugen, Niemand unter den Berichterstattern hat Vesal's letzte Reise mitgemacht. Von den vielen Einzelheiten scheint am ehesten glaublich, daß sein Tod auf Zante erfolgt sei; alles Weitere ist zweifelhaft oder irrthümlich. Das Wichtigste, das Motiv der Jerusalemreise, ist und bleibt unaufgeklärt.

Der Nachweis, wie die Nachwelt an Vesal's Anatomie zehrte, sich an ihr im 18. Jahrhundert aufrichtete, wie endlich mit Beginn des 19. Jahrhunderts entsprechend den Absichten Vesal's der ärztliche Stand geeinigt und die Medicin auf anatomische Grundlage gestellt wurde, bietet für den Freund medicinischer Geschichte hohes Interesse, gehört aber nicht in den Rahmen einer kurzgefaßten Biographie.

Obige Mittheilungen sind entnommen der ausführlichen kritischen Untersuchung von M. Roth, Andreas Vesalius Bruxellensis. Mit dreißig Tafeln. Berlin 1892. M. Roth.

Vesling: Johann V., Arzt und Anatom, geboren 1598 zu Minden in Westfalen, kam noch als Kind mit seinem Vater nach Wien und erhielt hier seine allgemein-litterarische und medicinische Fachausbildung. Nach Beendigung der letzteren unternahm er eine größere wissenschaftliche Reise, ging zunächst nach Venedig, wo er 1627 eine Anstellung als „Incisor" bei dem ärztlichen Collegium erlangte, besuchte dann zugleich als Arzt des venetianischen Consuls, den er begleitete, den Orient mit längerem Aufenthalt in Aegypten und Jerusalem, befaßte sich hier eingehend mit dem Studium der botanischen Verhältnisse dieser Gegenden und kehrte 1628 nach Venedig zurück. Hier eröffnete er Privatvorlesungen über Anatomie und Botanik, die bald einen so großen Ruf erlangten, daß die Zöglinge aller übrigen höheren Schulen der Stadt und selbst die deutschen Studenten aus Padua zu denselben erschienen. 1632 erhielt er eine Berufung als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik nach Padua, der er Folge leistete. Seine Vorlesungen waren hier derartig frequentirt, daß einmal sogar unter der Wucht der andrängenden Zuhörer das Auditorium zusammengebrochen sein soll. 1638 gab er die Chirurgie ab und behielt nur die Anatomie und Botanik bei. 1648 unterbrach er seine Lehrthätigkeit für längere Zeit, um abermals eine botanische Excursion nach dem Oriente anzutreten, erkrankte hier jedoch an den Folgen der Strapazen und starb bereits am 30. August 1649. Von den Schriften Vesling's hat bleibenden historischen Werth ein größeres Handbuch der Anatomie, betitelt: „Syntagma anatomicum publicis dissectionibus in auditorum usum aptatum" (Padua 1641; ebd. 1647; ebd. 1651; ebd. 1677; Frankfurt 1641; Amsterdam 1649, hier und anderweitig mehrfach aufgelegt, auch ins Holländische, Englische und Deutsche übersetzt). Erwähnenswerth ist außer einigen botanischen Abhandlungen noch die Schrift: „De pullitione Ae-

gyptiorum et aliae observationes anatomicae et epistolae medicae posthumae" (Kopenhagen 1664; Haag 1740).

Vgl. Biogr. Lex. ꝛc. VI, 97. Pagel.

Vespasius: Hermann, ursprünglich Wepse (auch Wopse kommt vor), war Pastor primarius zu St. Nicolai in Stade. Er gab, während er in dieser Stellung war, dreimal eine Sammlung größtentheils von ihm selbst gedichteter geistlicher Lieder in niederdeutscher Sprache heraus. Die erste dieser Sammlungen erschien auf Kosten (im Verlage) des Buchbinders Paul Knabloch (Pawel Knufflock, Knoflock) im J. 1571 unter dem Titel: „Nye Christlike Gesenge vnde Lede", gedruckt zu Lübeck von Asverus Kröger. V. hat nach der Vorrede Sonntags nach der Predigt zu seiner Erholung Lieder gedichtet und sie in seiner Familie vorgelesen; hernach haben Freunde, die davon hörten, ihn veranlaßt, sie mit andern drucken zu lassen. Die Sammlung enthält 121 Lieder, von welchen 97 von V. verfaßt sind. Sie sind sämmtlich nach bekannten Melodien und zwar vorwiegend nach Melodien weltlicher Lieder gedichtet, wie denn auch die Lieder selbst theilweise geistliche Umdichtungen weltlicher Lieder sind. Die Sammlung ist dem Harder Vaken, Bürger zu Flensburg, gewidmet und hat offenbar vielfach Anklang gefunden. Doch gab es auch solche, die an dieser Verwendung weltlicher Melodieen Anstoß nahmen, und das veranlaßte V. eine Reihe Lieder auf die Melodien des Wittenberger Gesangbuches zu dichten. Auch diese wollte derselbe Lübecker Verleger drucken lassen; er starb aber, ehe es dazu kam; und so ließ V., der die Kosten des Druckes nicht selbst tragen konnte, von diesen Liedern nur einige zur Probe in Hamburg drucken. Dieser Druck ist noch nicht wieder aufgefunden worden; wenigstens ist auch dem Schreiber dieser Zeilen nicht möglich gewesen, irgendwo seiner habhaft zu werden. Die dritte Sammlung geistlicher Lieder, die V. drucken ließ, befindet sich in dem von ihm im J. 1589 herausgegebenen Erbauungsbuch: „Paradiß vnd Lustgarde der Selen"; dieses Buch besteht aus drei Theilen, deren mittlerer unter dem Titel: „Vtherlesene Schöne gesenge" 64 Lieder enthält, von welchen 16 schon in der Sammlung von 1571 sich befanden. In dieser dritten Sammlung von 1589 befindet sich auch das Mittagslied: „Vorgyff vns, leue HEre Godt", das in der hochdeutschen Uebersetzung: „Vergib uns, lieber Herre Gott, du Vater aller Güte" eine größere Verbreitung gefunden hat und dann auch von Freylinghausen in den 2. Theil seines Gesangbuches aufgenommen ist. — Ueber die persönlichen Verhältnisse Vespasius' scheint weiteres nicht bekannt zu sein.

Ueber die Gesangbücher von 1571 und 1589 vgl. Wackernagel, Bibliographie S. 370 und S. 643 ff., und das deutsche Kirchenlied I, S. 558 und S. 861 ff. — 58 seiner Lieder sind mitgetheilt von Wackernagel, das deutsche Kirchenlied IV, S. 737 ff. — Döring, Choralkunde, S. 153. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II, 350 f. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 296 b. — Goedeke, 2. Aufl., II, 213, Nr. 11. — Darüber, daß V. Pastor primarius zu St. Nicolai in Stade war, vgl. auch: Pratje, Die Herzogthümer Bremen und Verden, Hamburg 1757 ff., I, S. 356; II, S. 339; IV, S. 61; VI, S. 285. l. u.

Vespermann: Wilhelm V., namhaft als langjähriges und verdientes Mitglied der Münchener Hofbühne, wurde 1784 zu Hannover geboren und betrat dort auch 1802 zuerst die Bretter. Seine Lehrjahre verbrachte er auf Wanderfahrten mit der Gesellschaft des Directors Thomala und fand dann auf längere Zeit Anstellung in Bremen, wo er in kleinern Gesangspartien (Monostatos, Antonio im Wasserträger) und in jugendlichen Rollen (Melchthal, Tempelherr) thätig war. Als weitere Stationen seiner Künstlerlaufbahn werden Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Karlsruhe (1811), Augsburg, Wiesbaden,

Mainz, Köln bezeichnet. Gleichzeitig vollzog sich seine Wandlung vom jugendlichen Helden zum Charakterdarsteller und Chargenspieler. Im J. 1816 kam er als Gast nach München und stellte sich als Franz Moor bei der ersten Aufführung der „Räuber", die dort stattfand, mit solchem Erfolge vor, daß er 1817 für die Hofbühne angeworben wurde. Schon 1821 zum Regisseur befördert, entfaltete er eine reiche Thätigkeit als Darsteller wie als Spielleiter im Drama, wo ihm neben Eßlair namentlich das Conversationsstück zugewiesen war. Seine berühmtesten Rollen waren: Franz Moor, Soliman, Antonio (Tasso), Selbitz, Shylock, Mephisto (1830), besonders beliebt aber war er in Chargen wie Schneider Fips, Rath Seger u. dergl. Er starb zu München am 8. Januar 1837.

Clara V. geborene Metzger, seit 1821 mit Wilhelm V. verheirathet, hatte der deutschen Opernbühne kaum ein Jahrzehnt angehört, als sie am 6. März 1827 in der Blüthe ihrer Jahre und ihres Ruhmes starb. 1799 als armer Leute Kind in der Au bei München geboren, kam sie frühzeitig in Berührung mit dem Theater und erregte durch ihre Stimme die Theilnahme des Hofcapellmeisters Peter v. Winter, der sie als Pflegetochter in sein Haus nahm und sie sorgfältig für den Sängerberuf vorbereitete. Nachdem sie im Winter 1814/15 im Concert die ersten Proben ihres Könnens abgelegt, wagte sie im Frühjahr 1816 als „Myrrha" im „unterbrochenen Opferfest" den ersten Schritt auf die Bühne. Da trotz des Erfolges München ihr im Augenblick keinen Wirkungskreis bieten konnte, begleitete sie ihren Lehrer auf Kunstreisen nach dem nördlichen Deutschland, sang mit Beifall in den von ihm zu Leipzig und Dresden veranstalteten Concerten und wandte sich im Winter 1816/17 mit ihm nach Italien, wo sie zu Venedig, Mailand und Genua in den von Winter geschriebenen Opern „Mahomet" und „I due Valdomiri" durch ihre weitgediehene Coloraturfertigkeit sich Bewunderung erwarb. 1819 wurde sie für die Münchner Hofoper verpflichtet und machte sich hier zunächst durch ihre Wiedergabe einiger Rollen der älteren italienischen Oper, wie Paisiello's „Molinara", Zingarelli's „Romeo" einen Namen, die größten Erfolge aber erzielte sie bald mit den Bravourpartien der damals in Mode gekommenen Rossini'schen Opern. Als Rosine, Desdemona, Tancred, als Boïeldieu's Prinzessin von Navarra und Mozart's Zerline eroberte sie 1820 und 21 auch die Gunst der verwöhntern Wiener, die ihrem in allen Lagen schön ausgeglichenen, quellenden Mezzosopran, ihrer Leichtigkeit in Rouladen und Passagen und ihrer Anmuth und Unerschöpflichkeit im Verzieren und Verändern ein ganz besonders feines Kunstverständniß entgegenbrachten. Der Geschichte der „deutschen Oper" gehört Clara Metzger-V. als erste Agathe der Münchener Bühne an; Weber selbst soll ihre Leistung in dieser schwierigen Rolle als einzig und unerreichbar bezeichnet haben. Ein halbes Jahr nach ihrem Tode, der in München die aufrichtigste Trauer hervorrief, heirathete Wilhelm V. ihre Collegin

Catharina Sigl, die von nun ab den Namen Sigl-Vespermann führte. Catharina Sigl wurde um 1802 in Passau geboren. Ihre Jugend verlebte sie großentheils auf Reisen in Deutschland, Italien (1809), Frankreich, Holland, wo ihre Eltern sie und zwei ältere Geschwister als Wunderkinder vorzuführen suchten. 1812 und 1813 trat die zehnjährige Kleine bereits als Sängerin in Berlin auf und wagte sich an die berühmte Arie des Romeo von Zingarelli. 1818 und 1819 concertirte sie mit ihrem Bruder Ignaz, einem jugendlichen Cellisten, in Paris und Amsterdam. Ihr erstes Engagement fand sie in München 1820 bei der italienischen Oper. 1821 wurde sie Mitglied des Münchener Hoftheaters, an dem sie nun durch ein Jahrzehnt das Rollenfach des hohen Soprans mit großem Erfolg und dauernder Beliebtheit vertrat. Sie sang die

Königin der Nacht, Susanne, Elvira, Myrrha, Marzelline (Fidelio), schuf für München die Rollen des Aennchen (Freischütz), der Euryanthe und Rezia und wurde nur zeitweise durch die stimmbegabtere Nannette Schechner in Schatten gestellt. Gastspiele in Wien (1822), Nürnberg (1824) und Stuttgart (1826) verbreiteten ihren Ruf als Meisterin des Ziergesanges. 1833 wurde sie in Ruhestand versetzt. Sie starb zu München am 30. Juli 1877.

Vgl. Franz Grandaur, Chronik des kgl. Hof- und Nationaltheaters in München. — Blum-Herloßsohn-Marggraff, Allg. Theaterlexikon VII, 167 f. — Allgemeine musicalische Zeitung, Jahrgänge 1809—1833.

Heinrich Welti.

Vesque: Johann V. von Püttlingen, österreichischer Staatsmann und Componist, geboren am 23. Juli 1803 zu Opole in Russisch-Polen, † am 29. October 1883 zu Wien, entstammte einer alten französischen Familie, die sich schon im 17. Jahrhunderte in Belgien niedergelassen hatte. Sein Vater, Jean Vesque de Puttelange, wurde 1793 durch die französische Invasion gezwungen, Brüssel, wo er als Staatsbeamter lebte, zu verlassen und auszuwandern; er fand ein Asyl beim Fürsten Lubomirsky in Opole, zog dann aber nach Wien und trat in den österreichischen Staatsdienst. In Wien erhielt der Sohn eine vortreffliche Erziehung. Er wurde für den Staatsdienst herangebildet und daneben seiner Begabung gemäß im Zeichnen, Stechen und Malen von Fendi, im Clavierspielen von Moscheles, im Gesang von Ciccimarra, in der musikalischen Composition von Sechter unterrichtet. Im J. 1827 trat er in den Staatsdienst und kam rasch zu einflußreichen und hohen Stellungen. Als Vertreter Oesterreichs in Sachen des internationalen Rechtes bereiste er Deutschland, Frankreich und Italien, und schuf u. a. 1840 den ersten Staatsvertrag zum Schutze des geistigen Eigenthums. Viele Jahre hindurch wirkte er als Ministerialrath und Sectionschef im Ministerium des Aeußeren und als Präses für die diplomatischen Staatsprüfungen; 1866 wurde ihm die Freiherrnwürde, 1879 die Geheimrathwürde verliehen. Nach 45-jähriger Dienstzeit schied er aus dem Staatsdienste und wurde für seine übrige Lebenszeit in das Herrenhaus berufen. Durch seine amtliche Stellung, seine persönlichen Eigenschaften und seine musikalische Begabung war V. eines der hervorragendsten Mitglieder der österreichischen Gesellschaft seiner Zeit. Er verkehrte mit allen bedeutenden Tonkünstlern Deutschlands und Oesterreichs und erwarb sich als Componist einen ansehnlichen Ruf. Als solcher nannte er sich nach einer großväterlichen Besitzung J. Hoven. Seine Opern „Turandot“, „Johanna d'Arc“, „Liebeszauber“, „Ein Abenteuer Carl des Zweiten“, „Der lustige Rath“ u. a. wurden in Wien, Berlin, Dresden und anderen Städten mit Erfolg aufgeführt. Er schrieb auch mehrere Kirchen- und Kammermusikwerke, und eine große Anzahl von Liedern, von denen gegen 200 veröffentlicht worden sind. Die bekanntesten darunter waren die später unter dem Titel „Die Einkehr“ gesammelten Compositionen von 88 Gedichten aus Heine's Reisebildern. Für seine Lieder war er selbst ein wohlgebildeter Interpret.

Johann Vesque von Püttlingen. Eine Lebensskizze. Wien 1887.

E. Mandyczewski.

Vest: Lorenz Chrysanth Edler v. V., Botaniker, Arzt und Dichter, wurde am 18. November 1776 zu Klagenfurt als Sohn eines ausgezeichneten Arztes, der wegen seiner Verdienste in den Adelstand erhoben worden war, geboren, zuerst in seiner Vaterstadt und sodann im Gymnasium der Graf Rupertinisch-Lodronischen Stiftung zu Salzburg erzogen, woselbst er schon ausgezeichnete Befähigung sowie auch die Anlage zur Poesie zeigte. In Klagenfurt vollendete V. die sog. philosophischen und begann in Wien medicinische Studien, die er später auf der Hochschule zu Freiburg i. B. fortsetzte und 1798 daselbst zum

Doctor promovirt wurde. Die eigenthümlichen politischen Verhältnisse jener Zeit und die lächerlich strengen polizeilichen Anschauungen legten aber dem Fortkommen des jungen Mannes, welcher mehrere begeisterte Freiheitsgedichte verfaßt hatte, als dieser nach Wien zurückkehrte, ganz seltsame Hindernisse in den Weg. Er wurde jener Gedichte und wahrscheinlich verschiedener Verdächtigungen wegen daselbst plötzlich polizeilich verhaftet und auf lebenslang zum Militär abgestellt. Auf diese Weise kam er 1799 nach Italien, machte die Schlacht bei Magnano und die Belagerung von Mantua mit, wobei er allerdings als Arzt verwendet wurde und blieb zuletzt krank in Venedig. Zum Glück gelang es dem Einwirken von Verwandten im J. 1800 bei Kaiser Franz die Entlassung Vest's aus dem Militärdienst zu erlangen. Dieser legte den Weg von Venedig bis Klagenfurt zu Fuß zurück, ließ sich in seiner Vaterstadt als Arzt nieder und erlangte als Augenarzt einen besondern Ruf. V. erhielt bald darauf auch das Diplom als Magister der Chirurgie und Geburtshülfe, später benutzte er aber die sommerliche Zeit häufig zu Ausflügen, auf denen er sein Lieblingsstudium, die Botanik praktisch betrieb. Nachdem er sich im J. 1804 vermählt hatte, wurde V. in demselben Jahre als Professor der theoretischen und praktischen Medicin an der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt des Klagenfurter Lyceums, 1812 aber nach Errichtung des von Erzherzog Johann in Graz gegründeten Joanneums als Professor der Botanik und Chemie daselbst nach des Erzherzogs eigenem Wunsche angestellt, welcher den trefflichen Arzt und Gelehrten überaus hoch schätzte, wie zahlreich Briefe des Fürsten, darunter auch verschiedene an V. selbst gerichtete erweisen. Professor V. nützte dem Institut ungemein, richtete den botanischen Garten für dasselbe nach einem eigenen Systeme ein, leistete in der Chemie Vorzügliches und lenkte sein Augenmerk auch auf die Rebenpflege im Lande, deren Hebung ihm viel zu verdanken hatte, sowie er auch zuerst eine genauere Untersuchung der steiermärkischen Heilwässer vornahm. Auch auf vielen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens insbesondere bei künstlerischen und humanen Bestrebungen war V. erfolgreich thätig. Im J. 1829 wurde er zum Gubernialrath und Landesprotomedicus von Steiermark ernannt und hatte das Sanitätswesen im Lande zu leiten sowie zugleich die Direction der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt in Graz zu führen, wobei er sich auch um die neu begründete Bibliothek jener Anstalt bedeutende Verdienste erwarb. V. war auch anläßlich des Auftretens der Cholera im J. 1830 und 1831 als Bekämpfer der schrecklichen Krankheit unermüdlich thätig. Er veröffentlichte selbst 1831 einen zweckmäßigen Leitfaden zur Pflege der Cholerakranken. Durch Auszeichnungen von Seite des Monarchen und verschiedener wissenschaftlicher Vereine, die ihn zum Ehrenmitglied ernannten, vielfach geehrt, starb V. am 15. September 1840 zu Graz an einer Herzbeutelwassersucht.

Als Schriftsteller ist V. mit größeren selbständigen Werken hauptsächlich auf dem Gebiete der Botanik hervorgetreten und zwar mit einem „Manuale botanicum“ (1805) und mit einer „Anleitung zum gründlichen Studium der Botanik. Mit einer Uebersicht über den Bau naturhistorischer Classificationssysteme“ (1819). Zahlreiche Arbeiten und Abhandlungen medicinischen, botanischen und chemischen Inhaltes veröffentlichte er in den „Medicinischen Jahrbüchern des österr. Kaiserstaates“ von 1817 an, in Gilbert's „Annalen der Physik“, in der „Steiermärkischen Zeitschrift“ (seit 1821), deren Mitredacteur er war, in den Publicationen der unter dem besonderen Patronate des Erzherzogs Johann stehenden steiermärkischen Landwirthschaftsgesellschaft und auch wol in kleineren Zeitschriften, wodurch er viel zur allgemeinen Belehrung beitrug. — V. besaß auch eine bedeutende poetische Anlage, er hatte im Tone Schiller's verschiedene freiheitdurchwehte Poesien verfaßt, die ihm, wie früher schon be-

merkt, verhängnißvoll werden sollten, welche aber ein bemerkenswerthes dichterisches Talent bekundeten, wie auch später ein in der Zeitschrift „Carinthia“ erschienener Epilog zur Vorstellung der Ariadne auf Naxos und eine Zahl von Gelegenheitsgedichten in verschiedenen Jahrgängen derselben Zeitschrift von 1811 an; zahlreiche andere Gedichte in den verschiedensten Formen der Poesie rühren aus noch früherer Zeit her. Eine Sammlung dieser Dichtungen ist übrigens nicht erschienen.

Die ausführlichste Biographie Vest's hat Dr. Mathias Macher im vierten Jahresbericht des Vereins der Aerzte in Steiermark (Graz 1867, S. 17 bis 48) mitgetheilt. — Zu vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. 50 (1884). — Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterbuch zur Gesch. der exacten Wissenschaften (1863), Bd. 2. — Ueber Vest's Verhältniß zu Erzherzog Johann geben die von F. Ilwof hrsg. Briefe des Erzherzogs in den Mitth. d. hist. Vereins für Steiermark, XLII. Heft. Graz 1894, S. 71 ff. Auskunft. — Auch meine Sammlung von Briefen in dem Werke: Erzherzog Johann u. s. Einfluß auf d. Culturleben der Steiermark (Wien 1879) enthält viele Angaben über den gelehrten Botaniker, zum Theile in des Erzherzogs eigenen Briefstellen. A. Schlossar.

Vestvali: Felicita v. V., Sängerin und Schauspielerin, eigentlich Anna Marie Stegemann, stammte aus einem alten polnischen Adelsgeschlecht. Sie wurde in Stettin am 23. Februar 1828 (nach anderen in Warschau im Jahre 1831) geboren, wo ihr Vater unter dem Namen Stegemann die Stelle eines höheren Beamten bekleidete. (Es wird auch behauptet, daß er den Titel Graf und den Rang eines Generals in der preußischen Armee gehabt habe.) Ihre Mutter war eine geborene Baronesse v. Hünefeld. Felicita, die bis zu ihrem ersten Auftreten als Sängerin auf der italienischen Bühne den Namen Anna Stegemann führte, erhielt eine ausgezeichnete Bildung und verrieth schon als Kind eine entschiedene Neigung für das Theater. Da sie von ihren Eltern nicht die Erlaubniß erhielt, sich der Bühne widmen zu dürfen, entfloh sie mit fünfzehn Jahren in Knabenkleidung, um sich der Bröckelmann'schen Gesellschaft anzuschließen. Bald darauf kam sie an das Stadttheater in Leipzig, wo sich die Schröder-Devrient (?) ihrer annahm und ihr Unterricht ertheilte. Sie gefiel in Partien wie Agathe, Regimentstochter u. s. w. sehr und fand daher sehr bald an dem Hoftheater zu Hannover Engagement. Da sie aber fühlte, daß ihr die eigentliche Schulung fehlte, gab sie ihre Stellung in Hannover auf und wandte sich nach Paris, um sich an dem dortigen Conservatorium ausbilden zu lassen. Auf der Insel Jersey, wohin sie auf einer Concertreise gekommen war, von ihren Collegen im Stich gelassen und aller Mittel beraubt, blieb sie dort als Musiklehrerin, bis sie die Mittel hatte, nach Neapel zu reisen und Schülerin Mercadante's zu werden. Unter seiner Leitung entwickelte sie ihre schöne Stimme zu einem Contra-Alt von phänomenaler Tiefe und Wucht. Nachdem sie ihre Gesangsstudien bei Pietro Montani in Florenz beendet hatte, trat sie im J. 1853 in der Scala zu Mailand unter dem Namen Felicita v. Vestvali als „Romeo“ auf. Der Erfolg war ein enormer. Verdi vertraute ihr trotz ihrer Jugend die Acuzena im „Troubadour“ an. Bald drang ihr Name über die italienische Grenze hinaus. Zu einem Gastspiel in London aufgefordert, entzückte sie den vornehmsten englischen Adel, der ihr ungeahnte Triumphe bereitete. Da ihr aus Amerika colossale Summen geboten wurden, ließ sie sich verleiten, in das Land der Dollars zu ziehen und im Verein mit Mario und der Grisi in den Städten der Union umherzureisen. Auch hier war der Erfolg außergewöhnlich, da Rollen wie Romeo, Tancred und Arsace (in der „Semiramis“) von ihr in der That hinreißend gespielt und gesungen wurden. Als sie nach

Mexiko kam, wurde ihr die Direction des großen dortigen Nationaltheaters mit der ungeheuren Subvention von 43 000 Dollars angeboten. Sie nahm dieses Anerbieten an und erwarb sich in kurzer Zeit ein großes Vermögen, in dessen Besitz sie nach Europa zurückkehrte, um im J. 1859 für kurze Zeit, gleichfalls unter dem größten Beifall der Hörer in der großen Oper zu Paris aufzutreten. Hierauf wandte sie sich wieder nach Amerika, hatte aber nicht mehr das alte Glück, da man ihr Bestreben, dort die classische Musik, namentlich Gluck, einzubürgern, nicht verstand. Sie verlegte sich daher ganz auf das Schauspiel und nahm bei Kean Unterricht. Im J. 1864 spielte sie in New-York zum ersten Mal die Titelrolle in Shakespeare's „Romeo", und ließ darauf bald den Hamlet und den Petrucchio folgen. Wiederum waren die Amerikaner bis zur Tollheit entzückt. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich als sie im J. 1867 nach London und ein Jahr später nach Hamburg kam. Sie erregte hier wie dort eine unbeschreibliche Begeisterung, die bei einzelnen ihrer Verehrer und Verehrerinnen bis zur Narrheit ausartete. Es folgten nun Gastspiele an allen größeren deutschen Theatern, und als diese versagten, stieg sie auch zu den kleineren Bühnen herab, da sie nirgends Ruhe hatte und sich nie genug im Spielen thun konnte. Frühzeitig von der Presse todt gesagt, starb sie erst am 3. April (nicht 3. Febr.) 1880 zu Warschau. Auf ihren Wunsch geleitete ihre unzertrennliche Freundin Elise Lund, eine geborene Hamburgerin und Schülerin Carl Töpfer's, ihren Leichnam nach Warmbrunn, wo die V. eine Villa besaß, und wo ihr von Freundeshand ein Denkmal errichtet worden ist. — Die Urtheile über die schauspielerischen Leistungen der V. lauten sehr verschieden. Ihre beste Rolle war ohne Zweifel der Hamlet; ihr Romeo dagegen bedeutete nichts, und den Petrucchio gab sie als bloßen Polterer. Noch weniger lagen ihr weibliche Rollen wie die Elisabeth in Laube's „Essex", denn sie war, wie sich ein Kritiker ausdrückte, „als Weib noch mehr Mann, als sie als Mann Weib war". Aber auch ihr Hamlet war nur ein interessantes Experiment, bei dem man über das peinliche Gefühl des Künstlichen und Gemachten nicht hinauskam. Ihre Absichten waren jedenfalls die besten. Niemand wird ihrem Hamlet wirkliches Verständniß absprechen können und im Vergleich zu dem, was die meisten männlichen Vertreter dieser Rolle bieten, scheint ihre Leistung immerhin noch ein nachahmenswerthes Vorbild gewesen zu sein.

Vgl. Illustr. Zeitung. Leipzig 1869. LII, S. 67—69. — H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg. Stuttgart 1879. S. 542—546. — F.-J. Fétis, Biographie universelle des musiciens. Supplément. Paris 1880. II, 617. — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Cassel und Leipzig 1881. IX, 109—112. — Deutscher Bühnen-Almanach. Berlin 1870. Bd. 34, wo das Bildniß der Vestvali als Hamlet beigegeben ist, und 1881, Bd. 45, S. 153—157. — Meyers Konversations-Lexikon. 4. Aufl. XVI, 174. — Das Buch Felicita v. Vestvali. Pallas Athene. Memoiren e. Künstlerin. München 1873, ist ein Roman, der für die Biographie der Künstlerin nur mit Vorsicht zu benutzen ist. H. A. Lier.

Veter: Jacob V., Dichter des 15. Jahrhunderts, war wol selbst ein Wiener Kind, wie er für Wiener Kinder besondere Vorliebe zeigt, jedenfalls ein Oesterreicher; seines Zeichens, scheint es, ein armer vagirender Lustigmacher: 'er get in chainen weisen Rat, sein Roch ist Narren vol', und dem widerspricht der stolze Beiname 'aller Welt Spiegler' (vgl. Eulenspiegel) keineswegs. Er war zugegen, als König Ladislaus, durch seine treuen Oesterreicher gewaltsam der Vormundschaft Kaiser Friedrich's III. entzogen, am 23. September 1452 in Wien einzog, und er gestaltete die Siegesfreude der Hauptstädter zu einem Liede, das die Ereignisse von Eizinger's Verschwörung an bis zu der Capitulation von Wiener Neustadt zu etwa 25 Strophen im Hildebrandston mit ge-

reimten Caesuren (Rolandston) zusammendrängt und als historische Quelle nicht ganz werthlos scheint. Der Dichter ist ein dürftiger Geist, arm an Worten und an Einfällen, reich an Wiederholungen, dazu ohne Humor und Witz; so ist denn auch sein Lied sehr schwach, um so schwächer, als er den größten Gegner, den Kaiser, glaubt schonen zu müssen. Möglicherweise würde das Lied besser wirken, wenn die Ueberlieferung besser wäre. Ist ihr zu trauen, so hätte V. die ersten Halbverse in drei Typen gebraucht, nicht nur ⏑3⏑ und ⏑4, sondern auch ⏑3; so hätte er die Caesuren nicht ganz regelmäßig gereimt; so wäre er in der Sauberkeit des Reims und des Rhythmus sehr nachlässig gewesen. Schlimmer aber ist ein anderer Umstand, an dem der Herausgeber des Liedes, v. Liliencron, mit Recht Anstoß genommen hat: es finden sich verschiedene Strophen, die als Variationen genau desselben Gedankens nicht wol neben einander gestanden haben können. Ich erkläre mir das, abweichend von Liliencron, so, daß hier eine ausführliche ältere Fassung, die unmittelbar nach dem Siege entstand (Str. 1—13, 18—29), contaminirt wurde mit einer späteren gekürzten Umarbeitung; in ihr werden die diplomatischen Vorbereitungen des Kampfes, die an Interesse verloren hatten, auch bei dem inzwischen erfolgten Sturze Ulrich's von Cilli peinliche Gedanken erwecken mochten, in 4 Strophen, (Str. 14—17; die erste nennt die Jahreszahl) schnell abgethan, und die alte Schlußstrophe, die unmittelbar an Ladislaus' Einzug anknüpfte, wurde der Augenblicksbeziehung entkleidet: diese zweite Fassung enthielt also etwa Str. 14 bis 27, 30. V. muß seinen Landsleuten immerhin besser zugesagt haben als uns, wenn so eine zweite Auflage seines Liedes nöthig wurde.

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron. Bd. I (Lpz. 1865) Nr. 99, S. 452—460. — Die neueste Darstellung der Ereignisse von 1452 (Brandsch im Gymnasialprogramm von Mediasch 1884) hat Veter's Lied zu ihrem Schaden ignorirt. Roethe.

Veterani: Friedrich Graf v. V., kaiserlicher Feldmarschall, geboren um 1650 in dem Herzogthum Urbino, † 1695. Ueber den Geburtsort, die Erziehung und die Jugendjahre dieses hervorragenden Generals fehlen leider sichere Ueberlieferungen. In jungen Jahren scheint er schon in den Dienst des Kaisers getreten zu sein, worauf eine vom 12. Februar 1682 datirte Bestallung den Rückschluß gestattet. Nach dieser wird ihm „in gnädigister Anseh- und Erwägung dessen bißhero geleisten Kriegsdiensten, in solchen erwiesenen tapferen Valors, und daher erlangten guten Kriegserfahrenheit, auch auf das sonderbare gnädigiste Vertrauen, so Wir in seine Person gesezt, ein Regiment zu Pferd von einigen aus Unsern alten Reiter-Regimentern darzu gebenden Compagnien zu formieren, und selbiges als Unser Kays. Obrister zu commandieren, gnädigist aufgetragen“. Während der Belagerung von Wien (1683) hatte V. die letzte Donaubrücke mit 1000 Kürassieren zu vertheidigen. Hier hielt er die heftigen Anfälle der Janitscharen auf und es gelang ihm die Brückenschanze, die einmal schon verloren war, wiederzugewinnen.

Im folgenden Feldzuge, den er unter Caraffa machte (1684), fand er Gelegenheit sich sehr hervorzuthun, indem er von Neuhäusel aus, mehrere von Tökely und den Tataren eingeschlossene Regimentscantonnirungen befreite, diese Regimenter wieder thätig machte, und sich in Verbindung mit dem Hauptquartiere zu Preßburg erhielt. Unter General Schulz griff er Tökely's Lager vor Eperies an, welches genommen ward, und in welchem auch die geheime Correspondenz des Empörers in die Hände der Kaiserlichen fiel. Auch bei der im folgenden Jahre geglückten Einnahme von Eperies gehört V. das Hauptverdienst, sowie er auch bei der Eroberung von Tokay mitwirkte. Soweit sein Weg als Oberster. Generalfeldwachtmeister am 12. September 1685, ward er mit vier Regimentern

zu Pferd und einem zu Fuß in Winterquartiere in die Marmaros verlegt. Er jagte die Szekler mit andern siebenbürgischen übelgesinnten Landleuten auseinander und schritt zur Belagerung von Szegedin. Hier rückte V. mit kaum 4000 Pferden einem sich nähernden feindlichen Corps entgegen, welches er angriff und in Unordnung brachte, jedoch entdeckte, daß er allerdings die Avantgarde zurückgeworfen, nun aber auf den Großvezir stieß, der etwa 18 000 Mann Spahis und Janitscharen mit 20 Kanonen heranführte. Verwundert aber nicht verloren — sein eigener Ausdruck — ging er gerade auf den Feind, dieser wich scheinbar, um ihn an seine Infanterie und unter die Kanonen zu locken, doch V. ordnete seine Truppen, hielt eine Geschützsalve und Gewehrfeuer aus, stürzte sich auf den Feind, nahm dessen Kanonen, jagte die Janitscharen, die nicht auf der Walstatt blieben, in einen nahen Morast und verfolgte die Reiterei bis an den Damm desselben. Als man von Szegedin mit reicher Beute zurückkehrte, capitulirte der Pascha, und selbst der Vezir schickte nach einigen Tagen Briefe für den Hofkriegsrath, worin er um Frieden ansuchte.

Mit denselben Truppen wurde V. im J. 1687 zur Hauptarmee berufen, wo er meistens um die Person des Herzogs von Lothringen war, bei dem Rückzuge nützliche Dienste leistete, später die Blokade von Erlau deckte, dann dem Herzog voraus nach Siebenbürgen ging, Lebensmittel für die Armee aufbrachte, die meisten Städte durch Unterhandlung, Kronstadt aber durch Beschießung einnahm und während seines Interimcommandos (1687—88) das Land bis Orsova vollends vom Feinde säuberte. Am 13. Juli 1688 war er bereits „wegen der hiezu tauglichen Capacität und von langen hero praestierten ersprießlichen Diensten, absonderlich während diesem Türkenkrieg bei allen vorgefallenen Occasionen und unter andern in specie bey dem unweit Szegedin mit den Türken vorbei gangenen glücklichen Treffen, erwiesenen absonderlichen Valors, beiwohnenden guten Conduite unnd in Kriegswesen erlangten Erfahrenheit“ zum Feldmarschallieutenant befördert worden. Nach ruhigen Winterquartieren wurde V. beordert zu dem Prinzen von Baden zu stoßen, der gegen Belgrad vorrückte. Im Gefechte bei Jagodin war er es, der zuerst den Feind zurückwarf. Bei Nissa zerstreute er die Tataren, die über das Gepäck hergefallen waren, that auch zum weitern Erfolg dieser Schlacht, wo ein fast zugrundegerichtetes Heer über einen doppelt so starken, verschanzten Feind den Sieg davontrug, wesentlich bei. In Widdin drang er zuerst ein, wurde aber durch einen Musketenschuß aus dem Kastelle verwundet: doch mußte sich der Platz bei fortgesetzter Belagerung ergeben (1689). Noch nicht von seiner Wunde genesen, übernahm er, nach Piccolomini's Tode das Commando in Nissa. Er würde, wenn er nicht reiten könnte, das Gewehr auf der Schulter dort ankommen — so sagte er, kam aber auch, durch Sturm auf der Donau und andere Unfälle aufgehalten, nicht viel besser dort an. Seine Entschlossenheit rettete jedoch diesen Platz, der fast verloren war, und von dem es damals abhing, daß Belgrad nicht auch verlassen werden mußte, daß Kanizsa sich ergab, Temesvár eingeschlossen blieb, die Walachei und Siebenbürgen sich ruhig hielten. Inzwischen wurden Nissa und Widdin soviel als möglich hergestellt und die Fortificirung von Orsova vorgeschlagen. Durch die Beute, welche bei den häufigen Streifungen gemacht wurde, erhielt V. die Truppen guten Muthes; seinen eigenen Antheil verwendete er stets zum Besten des Dienstes.

Abberufen zur Hauptarmee des Prinzen Ludwig von Baden, übergab V. das Commando von Nissa an Guidobald Stahremberg. Er hielt Siebenbürgen, welches fast verloren schien, nahm im J. 1691 die Festung Lippa und richtete sein Augenmerk auf den durch eine in ihrer Art einzige Vertheidigung so berühmt gewordenen Posten an der Donau, der von ihm den Namen der veteranischen Höhle führt. Schon am 16. August 1690 war V. vom Kaiser zum

General der Cavallerie befördert worden, besonders weil „selber in verwichener Campagna bei den mit dem Erbfeind vorbeigangenen glücklichen Treffen, sich vornemblich wohl segnaliret, nach Endigung derselben die sich gethane Confusiones in Servien durch seine angewandte gute Vernunft und Direction wider in ordnung gebracht, vermittels gebrauchter herzhafften Standhaftigkeit, Fleiß und Eifers, den Feind in vorigen Schranken erhalten, und noch in mehrere Consternation gesezt, sonsten auch die ihm anvertrauten Plätze und Posten in guten Defensions stand vermittels angewendten großen Fleisses gebracht, auch all' und jedes zu Unserem gnädigsten Wohlgefallen eingerichtet und exequirt hat“. Er befestigte Orsova und Karansebes, erhielt sich in der Verbindung mit der Hauptarmee und deckte seine Plätze, in denen er vom Feinde sehr bedroht war (1692 bis 1693). Kaiser Leopold bestätigte ihn im Obercommando dieses Landes, und ernannte ihn zum Feldmarschall „in gnädigster Wahrnehmung und Consideration der Uns und Unserem Hochlöblichen Ertzhaus von langen Jahren her praestirten treu erspießlichen Kriegsdiensten, beiwohnenden besondern Kriegsexperienz, tapfern Valors, und vortrefflichen Qualitäten, die er bei den vorgefallene Occasionen jederzeit, absonderlich bei den ihme anvertrauten und mit Unserer gnädigsten Satisfaction vertretenen Commando in Sibenbürgen rühmlich erwiesen“ (17. Mai 1694). Die Operationen der Armee, deren Oberbefehl Caprara führte, beschränkten sich darauf, daß man den Feind im Schach hielt; nur die Einnahme von Gyula hatte V. von Siebenbürgen aus unterstützen können. V. war aus Wien mit dem Befehle zurückgekommen, die Belagerung von Temesvár zu unternehmen, wovon jedoch wieder abgesehen werden mußte (1695). Er suchte nun der Hauptarmee sich zu nähern, die über die Theiß dem Feinde entgegen gehen sollte. Inzwischen gingen Bocsan und Lippa verloren, und V. blieb nichts übrig, als mit seinen sieben Regimentern Reiterei, etwa 6500 Mann, und mit 800 Mann Fußvolk, vor Lugos im Hazeker Thale eine vortheilhafte Stellung zu nehmen, in welcher er die Annäherung der Armee erwartete. Statt ihrer rückte jedoch der Sultan mit 28 000 Janitscharen und Arnauten, 27 000 Spahis und 30 000 Tataren an. Zweimal waren die Feinde auf dem rechten Flügel mit Verlusten zurückgetrieben worden. Während V. auf den linken Flügel eilte, gewannen sie jedoch die Oberhand und bemächtigten sich der Geschütze; nochmals gelang es ihm das Gefechtsverhältniß zu seinen Gunsten zu wenden, und die Kanonen wieder zurückzugewinnen, aber jetzt drangen auch die Türken von allen Seiten ein, der Feldherr selbst erhielt zwei Säbelhiebe und einen Schuß, oder nach andern Berichten, einen Lanzenstich in die Brust, und mußte nach starker Blutung auf eine Kalesche gebracht werden. Jedoch verließ er das Gefechtsfeld nicht und gab die Befehlsführung nicht aus der Hand. „Ich habe nie meine Leute verlassen“, sagte er denen die ihn fortbringen wollten, „ein jeder bekomme erst soviel, als ich davon getragen habe, und dann sehe man, wem der Sieg sein wird“. Aus dem Kampfgetümmel ward er, von einer Cavallerieescorte umgeben, geführt, jedoch gerieth seine Kalesche an einen Morast, den man zu Wagen nicht passiren konnte, man setzte daher den schwerverwundeten Feldmarschall nochmals zu Pferd, er wurde aber, nachdem seine Begleitung niedergehauen worden, vom Feinde umringt und dem verwundeten General nun von den auf ihn andringenden Barbaren der Kopf abgeschlagen, welcher dem Sultan überbracht wurde. Dieser befahl, den Leichnam des kaiserlichen Feldherrn sofort zu bestatten. Die gesammte Infanterie war auf dem Platze geblieben, und nur einem kleinen Theile der Cavallerie gelang es, sich hinter dem Troß in Sicherheit zu bringen. Auf beiden Seiten hatte man verzweifelt gefochten, indem auch die Türken namhafte Verluste erlitten hatten. — Feldherrnblick,

rascher Muth und Fassung im Unglücke waren V. in hohem Maaße eigen, und seine lehrreichen Denkwürdigkeiten sind eine der vorzüglichsten kriegshistorischen Quellen für den Zeitraum, den sie umfassen (Memorie del Maresciallo Conte Federico Veterani dall'anno 1683 sino all'anno 1694. Vienna et Lipsia 1771. 8). Wegen der Offenheit seines Charakters und seiner Kriegserfahrung schätzte ihn sein Kaiser. Der Soldat, den er versorgte, und der Landmann, den er nicht bedrückte, liebten und verehrten ihn.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Erinnerungsblätter für die Sammlung von Bildnissen berühmter, österreichischer Feldherren in der Theresianischen Militärakademie zu Wr. Neustadt (von Prof. Adam, als Manuscript gedruckt vor 1805). C. v. Duncker.

Veth: D. D. V., Forschungsreisender, geboren zu Amsterdam am 12. Februar 1850, † am 19. Mai 1885 am Kalahanka in der portugiesischen Colonie Benguella. V., der Sohn des Geographen P. J. Veth, wurde auf holländischen Schulen erzogen und auf den technischen Hochschulen von Hannover und Stuttgart zum Ingenieur herangebildet, und arbeitete 1875 an der Gotthardbahn. 1877 wurde er berufen an der großen Expedition nach Mittelsumatra 1877—1879 (mit Schouw, Hasselt, Sandvoort, Cornelissen und Snelleman) theilzunehmen. Er besorgte die Vermessung und Photographie und hat die wichtigsten Abschnitte des vortrefflichen 2. Theiles des Berichtes, des eigentlich geographischen, verfaßt. 1882 begab er sich nach Sumatra zurück, um die Ombilin-Kohlenfelder auszubeuten, erhielt aber dazu nicht die Erlaubniß, sondern wurde vielmehr zum Secretär des für die Beschickung der Colonialausstellung zu Amsterdam ernannten Beamten ernannt. Am 12. April 1884 entwickelte er vor der Geographischen Gesellschaft zu Amsterdam den Plan einer Forschungsreise in das Gebiet des Kunene und Kubango, wozu ihm diese die für Afrikaforschungen angesammelte Summe um so eher zur Verfügung stellte, als damals eine Gruppe von Transvaal-Buren sich in diesem Gebiete, in Humpata, niedergelassen hatte, deren Schicksal in den Niederlanden Theilnahme fand. V. hatte Hamburg am 25. September 1884 verlassen und erreichte Mossamedes am 9. December. Ehe die geplante Erforschung des Kunene-Gebietes begonnen werden konnte, mußten Zugthiere für den in Holland gebauten Ochsenwagen beschafft und andere Vorbereitungen getroffen werden. V. benutzte die Zeit zu einem Ausfluge nach Humpata in Begleitung von einigen Trekburen. Am 15. Januar wurde die Reise nach Humpata angetreten, die durch die Schwierigkeit, den sandbedeckten Höhenzug der Serra da Chella mit den schweren Wagen zu überschreiten, langwierig wurde. V. verlor den größten Theil der javanischen Jagdhunde die er mitführte und litt vom Klima in solchem Maaße, daß er nur wenige von den Arbeiten ausführen konnte, die er sich vorgesetzt hatte. Die Expedition zog am 17. März von Humpata nach Benguella, wo sie am 5. April ankam, und von da nach Katumbella. Es war das Ende der Regenzeit, eine als ungesund bekannte Zeit des Jahres. V. und sein Gefährte Van der Kellen wurden vom Fieber befallen und verloren in kurzer Zeit mehrere Pferde und Ochsen. Sie zogen daher wieder landeinwärts und schlugen ihr Lager bei Suppe am Wege nach Bihé auf. Am 18. April schrieb V. den letzten Brief. Seine Rückkehr nach Benguella, wo er seinen zweiten Gefährten Godeffroy mit Ausrüstungsgegenständen und Pferden aus Banana erwartete, brachte neuerdings Fieber, dem zu entfliehen die Expedition sich wieder landeinwärts zog. Das Fieber ging in Dysenterie über und am 19. Mai wurde V. von seinen Gefährten an einer Flußschlinge des Kalahanka zur letzten Ruhe gebettet. Die mit großen Hoffnungen ins Werk gesetzte niederländische Westafrikaexpedition löste sich auf. Sie hat die niederländischen Museen mit werth-

vollen ethnographischen und zoologischen Sammlungen bereichert, in geographischer Hinsicht hatte die frühe Erkrankung Veth's ihre Thätigkeit gelähmt. Immerhin bringen die Berichte Veth's, die in der Tijdschrift van het Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap 1885 und 1886 abgedruckt sind, manche schätzenswerthe Beiträge. Die Briefe sind später in einer Sonderausgabe erschienen.

Die Mittheilungen von D. D. Veth und P. J. Veth in der Tijdschrift van het Aardrijkskundig Genootschap 1885 und 1886. — Nekrolog von E. M. (nicht ganz genau) im Ausland 1885. F. Ratzel.

Vetter: Alois Rudolf V., Anatom, geboren am 28. August 1765 zu Karlsberg in Kärnten, † am 10. October 1806 in Wien, begann seine medicinischen Studien in Laibach und vollendete sie in Wien, wo er sich auch die Doctorwürde erwarb. An den Schriften von de Haen und Störk, unter der persönlichen Anleitung des Professors Reinlein, der dem jungen Anatomen bei einer schweren Krankheit, die er sich durch Eröffnung faulender Leichname zuzog, das Leben rettete, bildete sich V. zuerst aus. Später wirkten Stoll, Quarin, namentlich aber Peter Frank als Lehrer ungemein fördernd auf seine Studien ein. Auf Frank's Initiative ist die Begründung eines anatomisch-pathologischen Museums in Wien zurückzuführen, die vorher an dem Mangel einer mit den nöthigen Kenntnissen zur Anlegung einer solchen Sammlung versehenen Persönlichkeit scheiterte. V. erbot sich mit Verzicht auf alle persönlichen Vortheile, ohne Gehalt, bloß „zum Besten der Kunst“ die mannigfachen zur Einrichtung des Museums erforderlichen Arbeiten zu übernehmen. So wirkte er von 1797 bis 1803 als Conservator des pathologischen Museums und als Prosector des Wiener Allgemeinen Krankenhauses; von seinem Eifer zeugt seine Mittheilung, daß er im Alter von 36 Jahren schon einige tausend Leichname pathologisch untersucht hatte, eine Leistung, die vor ihm vielleicht kein Anatom in Europa zu verzeichnen hatte; die Sammlung von Präparaten brachte er in fünf Jahren von vier auf 400. So konnte er sich ganz der pathologischen Anatomie, die sonst in Deutschland damals wenig gepflegt wurde, zuwenden. „Frühzeitig hatte ich den ganzen Vorrath meiner Liebe zu den Wissenschaften“, so erzählt er selbst (Aphorismen, S. 10), „diesem einzelnen Zweige der Arzneikunde zugewendet. Selbst noch ein lehrbedürftiger Jüngling von dreiundzwanzig Jahren fand ich mich schon von Schülern umgeben, die mich gleichsam nöthigten, ein Handbuch der Anatomie zu schreiben“. Dieses Lehrbuch erschien zuerst 1788; die dritte Auflage erschien 1802 in Wien unter dem Titel: „Lehrbuch der Anatomie des gesunden Menschenkörpers“. Auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie war sein erster Versuch eine Beschreibung der krankhaften Veränderungen, welche durch das venerische Gift in den Zeugungstheilen erfolgen: „Neue Curart aller venerischen Krankheiten nach Hunter, Girtanner und Hahnemann. Mit anatomischen Erklärungen“ (1793). Ferner schrieb er eine „Erklärung der Physiologie“ (1794) und in Krakau, wohin er 1803 als Professor der Anatomie und Physiologie berufen wurde, in lateinischer Sprache den Bericht über eine wichtige anatomische Entdeckung „De plica semilunari in cordis humani atrio sinistro nuperrime detecta oratio“ (Krakau 1804). Sein hervorragendstes und bedeutungsvollstes Werk sind jedoch die „Aphorismen aus der Pathologischen Anatomie“ (1803). Ueber ihre Entstehung heißt es in der Vorrede: „Ohne Vorgänger, ohne andere Unterstützung, als die mir das unausgesetzte Vergleichen des Gelesenen mit dem, was ich täglich sah, gewährte, suchte ich den mühsamen Weg eines Erfinders zu wandeln, und wirklich hat mancher der hier vorgetragenen Paragraphe, die jeder Neuling der Kunst jetzt auffassen kann, mir Jahre langes Nachdenken gekostet, da aber jede neue Entdeckung, ja sogar jede neue Ansicht für die Kunst Gewinn ist, so fing ich bald darauf an, die mühsam erworbenen

Kenntnisse zum Gemeingebrauche zu ordnen; ich theilte dieselben in meinen Demonstrationen einer großen Anzahl junger Aerzte mit, und ihr Beifall lieh mir den Muth, diesen Umriß eines neuen wissenschaftlichen Systems vorzuzeichnen". Seine „Unbefangenheit von Autoritäten und stete Selbstbetrachtung der Natur", die er, ohne jede Unterstützung als Autodidakt mit seinem Thema beschäftigt, hervorhebt, kam ihm bei der Ausarbeitung seines Werkes zu statten. Es ist die erste in deutscher Sprache geschriebene, selbständige und methodische Bearbeitung der pathologischen Anatomie; die bedeutendsten nachlebenden Forscher auf demselben Arbeitsgebiete, Rokitansky und Virchow, erklären es für das beste pathologisch-anatomische Werk seit des Schotten Matthew Baillie Lehrbuch der pathologischen Anatomie, an klarer Methodik und in der Aufstellung allgemeiner Gesichtspunkte übertrifft V. noch seinen schottischen Vorgänger. V. begnügt sich nicht mit der Aufzählung der krankhaften Veränderungen an den einzelnen Organen, sondern tritt zum ersten Mal mit einer durchdachten systematischen Eintheilung der krankhaften Veränderungen und Neubildungen, einer kurzen allgemeinen pathologischen Anatomie hervor, der sich dann erst die klare Schilderung der einzelnen pathologisch-anatomischen Verhältnisse der erkrankten Organe anschließt. Auch die Entwicklungsgeschichte wird bereits von V. mehrfach für die Erklärung der Krankheitsvorgänge herangezogen. Vetter's Wirken in Wien war für die weitere Pflege der pathologischen Anatomie dort maßgebend; während sonst Deutschland auf diesem Gebiete im ersten Drittel unseres Jahrhunderts hinter Frankreich weit zurückblieb, wurde in Wien durch Vetter's Nachfolger Johann Wagner, den ersten Professor der pathologischen Anatomie in Wien und dessen Neffen und Assistenten Karl Rokitansky die pathologische Anatomie auf das eifrigste gepflegt und gefördert.

Vgl. Hirsch, Biogr. Lex. der. Aerzte VI, 101. — Wurzbach, L, 230. Dort und bei Häser, Gesch. d. Med. (3. Bearb.) II, 884 weitere Quellen.

G. Korn.

Vetter: Anton V., Edler von Doggenfeld, Feldmarschalllieutenant der ungarischen Honved, wurde am 3. Juli 1803 als der Sohn eines k. k. Oberstlieutenants zu Venedig geboren, am 11. April 1815 als Zögling in die Militärakademie zu Wiener Neustadt aufgenommen, am 18. September 1823 als Fähnrich (unterster Officiersgrad) zum Infanterieregimente Prohaska Nr. 38 ausgemustert und 1832 unter Beförderung zum Lieutenant im 27. Infanterieregimente als Professor bei der Cadettencompagnie zu Graz angestellt, wo er neun Jahre lang in Mathematik, Feldmeßkunst, Feldbefestigung, Waffenlehre und Exercirreglement unterrichtete. Während dieser Zeit rückte er 1835 außer der Reihe zum Oberlieutenant beim Infanterieregimente Prinz von Hessen-Homburg Nr. 19 und 1839 in der nämlichen Weise zum Capitänlieutenant beim Infanterieregimente Baron Mariassy Nr. 37 auf, in letzterem ward er 1841 Hauptmann, 1846 wiederum außer der Reihe Major und 1848 Oberstlieutenant. Von seiner wissenschaftlichen Bildung und seiner Befähigung für das Unterrichten hatte er in Graz Zeugniß abgelegt, daß er auch im Truppendienste Tüchtiges zu leisten im Stande war, bewies er durch die Ausbildung eines Lehrbataillons, welches im J. 1843 aus Anlaß des Erscheinens eines neuen Exercirreglements für die Infanterie auf Befehl des commandirenden Generals in Niederösterreich, Erzherzog Albrecht, in Wien zusammengestellt war. Als Major erhielt er das Commando des in Großwardein stationirten Bataillons seines Regiments, dessen Stab in Lemberg stand; nach seiner Beförderung zum Oberstlieutenant hätte er das Commando des dort befindlichen 1. Bataillons übernehmen sollen, da aber inzwischen der Rassenkampf im südlichen Ungarn ausgebrochen und sein Bataillon nach dem Kriegsschauplatze beordert war, so behielt er auf Geheiß des Palatins

Erzherzog Stephan sein Commando und blieb in Ungarn. Diese Bestimmung wurde für ihn verhängnißvoll. Er rückte nach dem Banate in der Hoffnung dort in gleicher Weise Lorbeeren pflücken zu können wie es seinen Kameraden unter Radetzky in Italien vergönnt war und stand bald jenen Kameraden mit den Waffen in der Hand gegenüber.

Denn inzwischen hatte am 1. Juni 1848 das ungarische Ministerium die Vereidigung der im Lande befindlichen österreichischen Truppen auf die ungarische Verfassung angeordnet und V. hatte diesen Schwur geleistet. An der Richtigkeit seines Verhaltens kamen ihm bald nachher Zweifel, als er unter den von ihm zu bekämpfenden Truppen Grenzer und dabei die k. k. Feldzeichen erblickte, aber das Geschehene ließ sich nicht ändern und V. beschloß bei der Sache, die zu der seinigen geworden war, auszuharren. Rasches Fortkommen und Anerkennung seiner Leistungen konnten dem tüchtigen Soldaten nicht fehlen. Den Anspruch darauf erwarb er bald durch umsichtige Führung und persönliche Tapferkeit. Mit dem Säbel in der Faust erstürmte er an der Spitze seines Bataillons die Orte Jankovaz und Tommassovacz und am 2. September bemächtigte er sich als Commandant der Infanterie des Raizenlagers von Perlász. Am 21. September wurde er zum Obersten und zum Commandanten des Banatercorps, am 14. November zum Generalmajor und zum Chef des Generalstabes ernannt, dessen Organisation nun seine erste Sorge war. Mitte December ging er nach Arad um die Anstalten zur Einnahme der Festung zu fördern und, da kurz darauf der Kriegsminister Mészáros gegen den aus Galizien vorbrechenden Feldmarschalllieutenant Graf Schlick zu Felde zog, übernahm V. einstweilen dessen Geschäfte. Als dann der Gang der Ereignisse am 31. December zur Verlegung des Regierungssitzes von Budapest nach Debreczin nöthigte, blieb er, mit der Ausübung der obersten Militär- und Civilgewalt betraut, dort zurück, verstand es, selbst als Fürst Windisch-Grätz mit den kaiserlichen Truppen schon vor Ofen stand, durch Takt und Thatkraft, Ruhe und Ordnung zu erhalten und sorgte dann, vom damaligen Generalstabsmajor Klapka trefflich unterstützt, dafür, daß die Truppen hinter der Theiß vereinigt und das Staatseigenthum nach Möglichkeit der Besitznahme durch den Feind entzogen wurde. Am 4. Januar 1849 verließ er Budapest, ging nach Debreczin und widmete sich, nachdem Mészáros die Leitung des Kriegsministeriums wieder übernommen hatte, mit Eifer seiner Aufgabe als Chef des Generalstabes. Am 10. März vertauschte er diese Stellung mit der höheren als Obercommandant der gesammten ungarischen Streitkräfte, mit Ausnahme der unter Bem in Siebenbürgen stehenden Truppen; nachdem Dembinski's Angriffspläne gescheitert waren, stellte das Parlament ihn an dessen Platz, gleichzeitig wurde er zum Feldmarschalllieutenant ernannt. Er entwarf nun einen Feldzugsplan, mußte die Ausführung aber Görgey überlassen, da schwere Erkrankung an einem Gallenfieber ihn längere Zeit an das Bett fesselte und ihn dem Tode nahe brachte. Nach seiner Genesung konnte er nicht daran denken, den Görgey überlassenen und von diesem in hervorragender Weise wahrgenommenen Posten für sich in Anspruch zu nehmen. Statt dessen bestellte ihn die Regierung im Juni unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken zum Commandanten der Südarmee als Ersatz für Perczel, der unglücklich gegen Jellačič gefochten hatte. Mit Vetter's Uebernahme des Oberbefehls trat ein Umschwung in den Verhältnissen ein. Er beschloß, Peterwardein zu entsetzen und gegen Titel vorzugehen, schlug Jellačič am 14. Juli bei Hegyes und befreite Peterwardein, seine Angriffe auf die Titler Platte aber wurden am 23. und 24. bei Perlász, Mosorin und Vilava zurückgewiesen. Dann nöthigte ihn der unglückliche Verlauf der Ereignisse auf den übrigen Kriegsschauplätzen seine Truppen nach Szegedin zurückzuführen. Der Widerstand der Ungarn ging

zu Ende. Als Görgey die Führer nach Arad berief um die Entschlüsse zu fassen, welche zu der am 13. August erfolgenden Waffenstreckung von Vilagos führten, befand sich V. in Kadna. Er wußte, was sein Loos sein würde, falls er in die Hände der Oesterreicher fiele, kam daher der Aufforderung Görgey's nicht nach, sondern sorgte für die Sicherheit seiner Person. Bis zum Mai 1850 hielt er sich im Lande verborgen, dann entkam er nach Hamburg, ging von dort nach Paris, und darauf nach London, in dessen Nähe er an einer militärischen Privatlehranstalt Unterricht ertheilte. Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1859 führten ihn nach Italien, später lebte er in der Schweiz, die im J. 1867 erlassene Amnestie gestattete ihm die Rückkehr nach Ungarn, wo er alsbald in einer vom Landesvertheidigungsministerium zum Zwecke der Vorarbeiten für die Neuaufstellung der Honved berufenen Commission seinen Platz fand; der Wunsch seiner Freunde, ihn zur Leitung der neuerrichteten Ludovika-Akademie berufen zu sehen, fand keine Verwirklichung, doch trat er 1869 in den Genuß einer Pension als k. k. Oberstlieutenant. Er starb am 27. Juli 1882 zu Budapest. Aus seinem Nachlasse wurden in den Neuen militärischen Blättern, 28. bis 32. Band (Berlin 1886—1888) umfangreiche „Betrachtungen über den Feldzug von 1859 in Italien“ veröffentlicht.

Oesterreichisch-ungarische Wehrzeitung „Der Kamerad“ Nr. 61 vom 2. August 1882. — C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 50. Band, Wien 1884. B. Poten.

Vetter: Benjamin V. wurde am 25. Juni 1848 in Osterfingen im Kanton Schaffhausen geboren. Nachdem er zuerst die Schule seines Heimathsortes, dann das Gymnasium zu Zürich und darauf dasjenige zu Schaffhausen besucht hatte, bezog er 1866 die Universität Basel um Medicin zu studiren, vertauschte dieselbe jedoch 1867 mit Heidelberg. Das Studium der Medicin gewährte ihm jedoch keine Befriedigung und daher gab er dasselbe nach dem vierten Semester auf und widmete sich den Naturwissenschaften und speciell der Zoologie. Nachdem er 1870 promovirt hatte, bekleidete er bis 1871 die Stelle eines Assistenten am zoologischen Institut in Heidelberg und bis 1872 eine gleiche Stelle in Jena, darauf wurde er Lehrer der Naturgeschichte am Keferstein'schen (früher Stoy'schen) Institut in Jena, 1873 Bureauvorstand und Unterbibliothekar der kaiserlich Leopold. Carol. deutschen Akademie der Naturforscher in Dresden und habilitirte sich 1874 als Privatdocent für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Dresdener Technischen Hochschule. 1878 wurde er zum außerordentlichen Professor für Zoologie ernannt und 1880 als Vorstand der zoologischen Sammlung bestätigt. Am 2. Januar 1893 starb er nach kurzem Krankenlager in Blasewitz bei Dresden.

V. war ein durch umfangreiches Wissen ausgezeichneter Naturforscher und einer der eifrigsten Anhänger Darwin's. Durch große Liebenswürdigkeit und seltenen Freimuth ausgezeichnet, hat er sich nicht nur durch seine Lehrthätigkeit an der Technischen Hochschule, sondern auch durch zahlreiche öffentliche Vorträge und eine umfassende litterarische Thätigkeit sehr verdient und in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Zunächst war V. als Uebersetzer thätig. Um den Herbert Spencer'schen Ideen Verbreitung in Deutschland zu verschaffen, übersetzte er: „Die Grundlagen der Philosophie“; „Die Principien der Biologie“; „Die Principien der Psychologie“; „Die Thatsachen der Ethik“ und „Die Principien der Sociologie“. Von fachwissenschaftlichen Schriften übersetzte er: „Balfour's vergleichende Embryologie“ und „Parker und Bettany's Morphologie des Schädels“. Außerdem war er Mitarbeiter der Trewendt'schen Encyklopädie der Naturwissenschaften, für welche er entwicklungsgeschichtliche Beiträge lieferte. Als Carus Sterne (E. Krause) 1883 die Redaction des „Kosmos“, des Organs der deut-

schen Darwinianer niederlegte, übernahm V. dieselbe und war eifrig bemüht in dieser Zeitschrift nicht nur Beweise für die Richtigkeit der Darwin'schen Hypothese zu erbringen, sondern auch ihre Gültigkeit für andere Wissenszweige nachzuweisen. Von selbständigen fachwissenschaftlichen Arbeiten sind namentlich hervorzuheben: „Untersuchungen zur vergleichenden Anatomie der Kiemen- und Kiefermusculatur der Fische" (2 Bde., Jena 1874—78); „Die Fische aus dem lithographischen Schiefer" (1881); „Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Dinosauriern und Vögeln" (Festschrift der Gesellschaft Isis, 1885). Einer seiner Vorträge, den er noch kurz vor seinem Tode gehalten hat, erschien unter dem Titel: „Die moderne Weltanschauung und der Mensch" (Jena 1894). W. Heß.

Vetter: Daniel V. gehört den Umrissen nach, die uns die wenigen bekannten biographischen Daten von seiner künstlerischen Persönlichkeit erkennen lassen, einem Kreise an, wo sich ein Ausgleich zwischen den divergirenden Bestrebungen von Nord und Süd bereits anbahnte. Daniel V. stammte aus Breslau, sein Geburtsjahr ist nicht näher bekannt. Seine künstlerische Erziehung erhielt er durch Werner Fabricius, der, ein Schüler H. Scheidemann's und H. Schütz', mit Männern wie Reincken, Tunder, D. Strunck u. A. jene Uebergangsperiode kennzeichnet. Fabricius starb am 9. Jan. 1679 als Organist an St. Nicolai in Leipzig; Daniel V. folgte ihm am 11. Aug. im Amte und wirkte darin bis zum eigenen Tode 1721, nachdem noch 1710—1716 unter seiner Aufsicht die neue Pauliner-Orgel, die später von Seb. Bach revidirt wurde, durch den Orgelbauer Scheibe erbaut war. Ob er zu Nic. V. in irgend einem Grade der Verwandtschaft gestanden hat, weiß man nicht; künstlerisch gehört er jedenfalls einer anderen Richtung an. Das einzige von ihm bekannte Werk ist dies: „Musicalische Kirch- und Hauß-Ergötzlichkeit, bestehend in denen gewöhnlichen geistlichen Liedern, so durchs gantze Jahr bey öffentlichen Gottes-Dienst gesungen werden, auff eine gantz angenehme, jedoch leichte Manier in Italiänische Tabulatur gesetzt, so, daß allemahl der Choral eines jedweden Liedes auff der Orgel, nachgehends eine gebrochene Variation auf dem Spinett oder Clavichordio zu tractiren folget". Der erste Theil erschien 1709 in Leipzig (2. Aufl. Dresden 1716), der zweite 1713 im Selbstverlage; Vetter's Bild schmückt die Ausgabe. Die „gebrochenen Variationen" sind nicht besser oder schlechter, als die zahlreichen ähnlichen Stücke der Süddeutschen. Außerhalb des Kreises der Musikforscher dürften sie heute kaum noch viel Interesse erhoffen. Um so mehr aber verdient der Choralsatz für die Orgel aufmerksame Betrachtung. Wer nicht mit geschichtlich geschultem Blick die Abwege erkennen kann, auf die unser moderner Choralsatz gerathen ist (durch einseitiges Festhalten am „Palestrinastil", durch Verkennung der liturgischen Bedeutung der Orgel), der kann sich hier musikalisch davon überzeugen, um wie viel würdiger, eindringender und künstlerischer unsere alten, deutschen Orgelmeister den Choral in der Kirche handhabten. Er mag dann noch zum Vergleiche S. Scheidt's Tabulaturbuch von 1650 heranziehen. Die Betrachtung beider Bücher wird ihn lehren, daß die modernen Reformbestrebungen mit Unrecht das Hauptgewicht auf die Uniformirung des Choralgesanges und der Choralbegleitung legen. Geschichtlich wichtig sind in dem Werke Vetter's noch die Einleitungsbemerkungen über die angewandten Verzierungen. Dazu noch dies. V. hatte auf Wunsch seines Freundes Wilisius, der Cantor an St. Bernhardi in Breslau war, zu dessen Begräbnißfeier 1695 die arienhafte Weise des Liedes „Liebster Gott, wann werd' ich sterben" componirt. Die Melodie wurde in weiteren Kreisen bekannt, aber mannichfach entstellt. Um seinen Willen zu documentiren, theilte sie V. im 2. Theil nochmals mit.

Vgl. Spitta, J. S. Bach, II, S. 263 f. — S. Kümmerle, Encyklopädie der ev. Kirchenmusik, Art. D. Vetter. Max Seiffert.

Vetter: Franz Xaver V., Operntenor, geboren 1800 zu Gmünd in Württemberg, war von seinem Vater, einem Cantor, zum Geistlichen bestimmt, versuchte aber, durch seine schöne Tenorstimme veranlaßt, früh sein Bühnenglück im Chor des Stuttgarter Hoftheaters. 1820 trat er in Augsburg sein erstes Engagement an. 1824 rückte er zum ersten Tenor des Leipziger Stadttheaters vor. Hier blieb er bis zum Sommer 1827, seine schönen Stimmmittel gewannen nach allen Berichten an künstlerischer Ausbildung, wenn auch im Ziergesang wie im Spiele ein völlig freies Verfügen ihm versagt blieb. Trotzdem vermochte er als Max, Adolar, Nadori, Huon sich die Liebe der Leipziger zu erringen und später wagte er sich sogar mit Erfolg an Masaniello, George Brown und Robert. 1827 wurde er in Darmstadt an Stelle des berühmten Wild verpflichtet. Nach Auflösung der großherzoglichen Oper im J. 1830 fand er in Stuttgart eine Stellung als erster Tenorist des Hoftheaters. Gastspiele führten ihn 1829 und 1833 nach Wien, 1832 Berlin, Leipzig und Weimar. Der Wohlklang und Vollaut seiner hohen Stimme, die Schlichtheit und Wärme seines Vortrags fanden überall Anerkennung. Sein Ende war traurig. Im Juli 1845 meldete die allgemeine musicalische Zeitung, daß er den Tod in den Fluthen des Neckars gesucht und gefunden habe.

Vgl. Blum-Herloßsohn-Marggraff, Allgemeines Theaterlexikon VII, 171. — Allgemeine musicalische Zeitung, Jahrgänge 1825—1838.

Heinrich Welti.

Vetter: Friedrich Wilhelm August V., hervorragender Balneolog, wurde am 23. December 1799 zu Glogau in Schlesien geboren. Er diente 1813 am Militärhospital zu Breslau, wo er am Typhus längere Zeit krank war, studirte seit 1819 an der chirurgischen Schule daselbst, war seit 1823 in Frankfurt a. O., 1825 in Berlin und erlangte hier 1828 mit der Inaugural-Abhandlung: „De constitutionum atmosphaerae varietatibus“ die Doctorwürde. Darauf ließ er sich in Berlin als Arzt nieder und nachdem er einige die Cholera betreffende Abhandlungen publicirt hatte, begann er angeregt durch seinen Schwiegervater F. A. A. Struve, den Erfinder der künstlichen Mineralwässer, sich mit balneologischen Arbeiten zu beschäftigen. Er schrieb als Resultat dieser Studien die Abhandlung: „Ueber den Gebrauch und die Wirkungen künstlicher und natürlicher Mineralbrunnen. Ein Beitrag zur Begründung der Pharmacodynamik der Mineralwässer“ (Berlin 1845), der bald darauf sein Hauptwerk, das berühmte „Theoret.-prakt. Handbuch der Heilquellenlehre“ in 2 Bänden (ebenda 1838, 2. Aufl. 1845) folgte. 1840 veröffentlichte er ein „Allgemeines Brunnen- und Badebuch. Zunächst für Curgäste“ (Berlin). Außerdem gab er heraus die „Berliner Gesundheitszeitung, eine volksärztliche Wochenschrift“ (1833—34) und „Annalen der Struve'schen Brunnen-Anstalten“ (Berlin 1841 bis 43). Vetter's Todesjahr ist unbekannt. Er starb in traurigen Verhältnissen in Nordamerika, wohin er sich infolge unglücklicher Speculationen zu Anfang der vierziger Jahre hatte flüchten müssen.

Biogr. Lex. VI, 101. Pagel.

Vetter: P. Konrad V., S. J., geboren zu Engen in Schwaben, war Caplan an der Kirche des Damenstiftes in Hall, trat als Priester in die Gesellschaft Jesu im J. 1576, war mehrere Jahre in Regensburg als Domprediger thätig und starb 76 Jahre alt zu München am 11. October 1622. V. war ein ebenso frucht- als furchtbarer Schriftsteller, denn seine 77 im Drucke erschienenen Werke gehören mit wenigen Ausnahmen der Controverse und Polemik an und veranlaßten nicht wenige Gegenschriften, so namentlich von Jakob Andreä und Philipp Heilbrunner. Das ausführliche Verzeichniß derselben siehe bei De Backer III, 362 ff., Proben in Janssen's Geschichte des deutschen Volkes V,

400 ff., der mit Recht bemerkt: V. sei einer der wenigen deutschen Jesuiten gewesen, welche „die damalige Prädikantensprache sich zum Muster nahmen und darin eine unerquickliche Kunstfertigkeit erlangten". Speciell für das deutsche Kirchenlied ist V. von einiger Bedeutung durch seine beiden Gesangbücher Rittersporn und Paradeisvogel. Der Titel des ersteren lautet: „Rittersporn, das ist Fünff außerlesene wolgescherffte, schöne vnd gantz Christliche Betrachtungen, durch welche alle Christglaubige gleichsam als durch einen mächtigen Stachel oder Rittersporn angetrieben vor Gott vnd allen Heyligen zu dapfferen Sieg vnd Rittermäßigen Helden werden mögen. Allen denen zu gefallen, so nach der alten Teutschen Fromb vnd dapfferkeit dürst, mit sonderem Fleiß zusam geordent, vnd meisten theils auß dem Latein ins Teutsch gebracht worden. Durch Conradum Vetter Societet Jesu Ingolstadt, durch Andream Angermayer. 1605." (Nach De Backer wäre schon 1604 bei Joh. Herstroy ebenfalls zu Ingolstadt eine Ausgabe erschienen). Der Rittersporn beginnt mit den Versen:

Wer will ein Ritter seyn ohn mühe
unnd Kalbfleisch legt in gelbe Brühe
An disen baiden ist verlorn
Der Saffran vnd die gelbe sporn.

Vom Paradeisvogel (Ingolstadt 1613) giebt Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied I, 174 u. ff. eine eingehende Beschreibung. Er enthält mit Ausnahme von zwei Liedern Johann's v. Schwartzenberg und eines des Bruders Clasen v. Niederwald (Nicolaus v. d. Flue) nur Uebertragungen aus dem Lateinischen. G. M. Dreves.

Vetter: Nicolaus V. ist seiner historischen Bedeutung nach nicht der Großen einer in der Geschichte der deutschen Orgelmusik; er vertritt mehr den Typus jener in bescheidenen Kreisen wirkenden Organisten, die, selbst nicht neue Bahnen eröffnend, die Errungenschaften der bedeutsam hervorragenden Meister weiter ausmünzten und ihrem Schülerkreise vermittelten. Von seinem Lebensgange wissen wir nur wenig. Am 30. October 1666 wurde V. in Königsee geboren (Walther's Lexikon). Sein Lehrer im Clavier- und Orgelspiel wurde 1681 zunächst Georg Caspar Wecker in Nürnberg, dann 1688 Johann Pachelbel in Erfurt. Er muß ein echter und rechter Schüler Pachelbel's gewesen sein. Denn als dieser „nach Johanni 1690 als Hofforganist weggezogen nach stuckhart" [Stuttgart], wurde V., 24 Jahre alt, dessen Nachfolger in Erfurt. Lange behielt ihn diese Stadt nicht; 1691 bereits folgte er einem Rufe nach Rudolstadt, wo er als Hoforganist und später in Nebenämtern als fürstlicher Regierungs-Advocatus ordinarius und Kirchen-procurator wirkte. V. muß also, wie so viele der damaligen Musiker, akademischen Studien obgelegen haben. Man kann annehmen, daß er zu solchen vor seiner Ankunft in Erfurt und zwar vielleicht in Leipzig, wo Daniel V. Organist war, Gelegenheit hatte. Als Walther's Lexikon 1732 erschien, lebte Nic. V. noch; sein Todesjahr ist noch nicht festgestellt.

Das wichtigste, aber bisher gänzlich unbeachtete Document für Vetter's künstlerische Thätigkeit ist Ms. Z. 35 fol. (Kgl. Bibl. Berlin), eine Orgeltabulatur, von dem späteren Wernigeroder Organisten und Theoretiker Joh. Val. Eckelt geschrieben, als er in Erfurt bei Pachelbel und N. V. studirte, d. h. 1691—92 (erg. danach Ed. Jacobs' Aufsatz über Eckelt, s. Vierteljahrsschr. f. M. 1893, S. 311 ff.) Auf ein interessantes „Verzeichniß der Chorale auffm schloße in der Behtstunde" folgt eine große Menge von Orgelstücken mit Notizen Eckelt's, von wem er die Stücke gelernt und gekauft hat. Dies für die Methode der Pachelbel'schen Schule ungemein wichtige Manuscript enthält allein 8 Compositionen Nic. Vetter's; weitere Stücke sind verstreut auf der Kgl. Bibl. Berlin (Ms. 22,

541 I, II, III; Ms. acc. 4107), Kgl. Hochschule Berlin (Spitta's Nachlaß Nr. 1440), Univers.-Bibl. Königsberg (Nr. 15 839) zu finden. Die Form der Choralbearbeitungen trägt deutlich die Züge Pachelbel'scher Kunst. V. umgiebt den im Baß oder Diskant gemessen schreitenden Choral mit beweglichen Figuren, er verarbeitet die Zeilenmotive fugenartig, er combinirt beide Arten, er läßt auf einen orgelmäßigen, schlicht vierstimmigen Satz eine Anzahl claviermäßiger Variationen folgen, genau wie Pachelbel. Vetter's Fugenform ist eben wie die Pachelbel's süddeutsch. Die große dreitheilige Fantasie von Frescobaldi-Froberger wurde von den in ihre Fußstapfen tretenden Wiener und süddeutschen Orgelmeistern nur vereinzelt weitergepflegt; ihre Stelle eroberte sich immer mehr ein weniger complicirtes, fughettenartiges Gebild. Aehnlich erging es ja übrigens im Norden auch der großen Fantasie Sweelinck's unter dem erkennbaren Einfluß des Südens. Männer wie C. Kerl, E. Kindermann, Späth, Murschhauser repräsentiren den süddeutschen Typus. Wie ausgeprägt süddeutsch in der Gestaltung und Durchführung des Themas Vetter's Fugen sind, mag man daran ermessen, daß Eckelt über eine Fuge (fol. 62 v.) Vetter's noch den Namen „G. Kerl" setzte. Besondere Beachtung verdient die A-dur-Fuge (fol. 60 r.) Es ist die Zeit des Durchbrechens der gleichschwebenden Temperatur. Nur zum kleinsten Theile ist das sehr innige Verhältniß des ganzen Pachelbel'schen Kreises zur Temperaturfrage von der Forschung bisher gewürdigt worden. Pachelbel allein hat zwei größere Notenwerke geschrieben (eins ist ungedruckt), die neben Seb. Bach's „Wohltemperirtem Clavier" in der Geschichte genannt werden müssen. Eckelt befaßte sich späterhin theoretisch mit jener Frage. Vetter's Fuge zeigt, wie Pachelbel auch praktisch seine Schüler auf dem viel umstrittenen neuen Boden festen Fuß fassen lehrte. Die Fuge, im allgemeinen Charakter Seb. Bach's F-dur-Fuge (wohlt. Cl. I) nicht unähnlich, ist, musikalisch betrachtet, freilich noch ein Monstrum an harmonischer Ungelenkheit und Steifheit. Man darf jedoch nicht vergessen, daß sie noch aus Vetter's Lehrzeit bei Pachelbel stammt. — Von Vocalwerken Vetter's ist bis jetzt noch nichts bekannt geworden. Außer Eckelt ist noch Joh. Casp. Vogler als Schüler Vetter's zu nennen (Spitta, J. S. Bach I, 517). A. G. Ritter (Z. Geschichte d. Orgelsp. II, 108 f.) theilt zwei Stücke mit.

Max Seiffert.

Vetterli: Friedrich V., ein um die Vervollkommnung der Handfeuerwaffen sehr verdienter Techniker, am 21. August 1822 im Schweizer Kanton Thurgau geboren, erlernte die Büchsenmacherei, bildete sich in Frankreich und England in derselben weiter aus, trat nach seiner Heimkehr in den Dienst der Schweizerischen Industriegesellschaft zu Neuhausen bei Schaffhausen und starb am 21. Mai 1882 als Director der dortigen Waffenfabrik. Vom einfachen Handwerker hat er sich zum Leiter einer großartigen Anstalt und zu einer hervorragenden Stellung auf dem Gebiete seines Schaffens hinaufgearbeitet; seit 1847 beschäftigte er sich mit der Herstellung von Hinterladern. Zwei derartige Waffen werden mit dem Namen Vetterligewehre bezeichnet; das eine ist ein in der Schweiz am 31. December 1869 eingeführter Mehr-, das andere ein im nächstfolgenden Jahre in Italien in Gebrauch genommener Einlader, beide haben ein Kaliber von 10,4 mm und unterscheiden sich nur dadurch von einander, daß letzterem das Magazin für die Patronen fehlt. In Frankreich wurden Vetterli's Vorschläge verwerthet, als nach seinem Tode das dort im Gebrauche befindliche Grasgewehr (Gewehr M. 74) zu einem Mehrlader umgearbeitet ward.

B. Poten.

Vezin: Hermann V., Arzt in Osnabrück, daselbst am 16. October 1797 geboren und am 13. Februar 1861 gestorben, widmete sich anfangs der

pharmaceutischen Laufbahn, ging 1818 in Göttingen zum Studium der Medicin über, promovirte daselbst 1821, machte darauf ein Jahr lang wissenschaftliche Reisen mit längerem Aufenthalt in Paris und ließ sich 1822 in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, wo er bald eine größere und namentlich geburtshülfliche Praxis erlangte. In dem berüchtigten Cholerajahre 1831 ging er zum Studium dieser Krankheit nach Berlin und gab nach seiner Rückkehr eine kleine Schrift über Verhaltungsmaßregeln bei dieser Krankheit heraus, wodurch er viel zur Beruhigung der Gemüther seiner Landsleute beitrug. In Anerkennung seiner aufopfernden Thätigkeit wurde er zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt, 1833 zum Hofmedicus sowie zum dirigirenden Arzt des städtischen Krankenhauses ernannt. In dieser Stellung wirkte er 20 Jahre lang außerordentlich segensreich. Nachdem er längere Zeit das Landphysikat verwaltet hatte, erhielt er 1850 den Titel eines Medicinalraths, wurde 1853 Obergerichtsphysikus und Mitglied der Landdrostei für Medicinalangelegenheiten und machte sich in dieser Eigenschaft um die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse seiner Vaterstadt insbesondere auch dadurch verdient, daß er 1859 bei abermaligem Ausbruch einer Choleraepidemie die Initiative zur Gründung eines zweiten Krankenhauses, des jetzigen (kathol.) Marienhospitals, ergriff, das er selbst bis zu seinem Tode dirigirte und besonders zu einer Musteranstalt für Krankenpflege durch barmherzige Schwestern ausbildete. V. war neben einer ausgedehnten privatärztlichen Wirksamkeit auch als Schriftsteller in außerordentlich fruchtbarer Weise thätig. Seine Arbeiten bewegen sich theils auf dem Gebiet der Chirurgie und Geburtshülfe, theils auf dem der gerichtlichen Medicin bezw. der Staatsarzneikunde und der Gesundheitspflege. Auch als Uebersetzer mehrerer ausländischer medicinischer Schriften ins Deutsche verdient V. Erwähnung. Er veröffentlichte u. A.: „Vorschriften, wie man sich beim Herannahen und während des Herrschens der Cholera zu verhalten u. s. w.“ (Osnabrück 1831); „Die Frage: Bedarf das Königreich Hannover einer zweiten Irrenanstalt und wo?“ (Ebd. 1858); „Ueber die Behandlung der Amputationsstümpfe“ (Deutsche Klinik 1856); „Ueber Krankenhäuser, die Krankenpflege durch christliche Genossenschaften und über die Wirksamkeit französischer, englischer und russischer Frauen in den Hospitälern der Krim und der Türkei“ (Münster 1858).

Näheres vergleiche in Biographisches Lexikon VI, 102.

Pagel.

Viborg: Erich Nissen V., Director der Veterinärschule zu Kopenhagen und Secretär bei der dortigen Gestütsdirection, † am 25. September 1822. Er war am 5. April 1759 zu Bedstedt in Dänemark geboren und wurde durch Erziehung und Unterricht auf das theologische Studium vorbereitet, womit er auch dem elterlichen Wunsche gemäß im Jahre 1779 an der Universität zu Kopenhagen vorerst beginnen mußte. Aus Neigung betrieb er nebenbei auch naturwissenschaftliche Studien und wurde ein eifriger Hörer bei dem Professor Abilgaard. Auf dessen Rath folgte er jedoch bald dem inneren Triebe, gab die Theologie auf und widmete sich ganz dem Studium der Thierheilkunde. Nach Absolvirung der bezüglichen Prüfungen wurde ihm der Auftrag, als Lector an der Veterinärschule und dem botanischen Institute zu functioniren, welchen Dienst er von 1784 bis 1787 zu versehen hatte. Während der nächsten beiden Jahre führte er auf Staatskosten mehrere größere Instructionsreisen aus, behufs weiterer Information für die wissenschaftliche Pflege der Veterinärkunde wie der Botanik. Dabei erwarb er viele werthvolle, zu Lehrmitteln geeignete Objecte, mit welchen er die Sammlungen der dänischen Veterinärschule zu bereichern vermochte. Auch benützte er die auf seinen Reisen durch Holland, Belgien und Frankreich gemachten Beobachtungen, um den Anlaß zur Verbesserung der Dünencultur in seinem

Vaterlande zu geben. Nachdem er 1790 zum Professor der Thierheilkunde, sowie zum Düneninspector ernannt war, verlegte er seine Thätigkeit mehr und mehr auf das veterinärwissenschaftliche Gebiet. Zwar mußte er 1798 noch die Function eines Mitdirectors des botanischen Gartens übernehmen, um damit einen Einfluß auf die Pflege dieses Institutes zu gewinnen, aber schon 1801 wurde er zum Nachfolger Abilgaard's als Director der Veterinärschule und als Secretär bei der kgl. Gestütsdirection ernannt, womit ihm nunmehr auch die Hauptaufgaben für sein öffentliches Wirken vorgezeichnet waren. Unter seiner tüchtigen Leitung gelangte die Veterinärschule in Kopenhagen bald zu europäischem Rufe und ebenso rückte das Gestüt zu Frederiksborg auch in seine Glanzperiode ein. Zur weiteren Förderung der Thierheilkunde gründete er einen Verband der Veterinärärzte und Schulen, welchem eine von ihm redigirte Zeitschrift als Organ dienen mußte.

Seine litterarische Thätigkeit war ebenso vielseitig wie sein amtliches Wirken und trug ihm mehrfache Anerkennungen ein, so wurde ihm für seine schon 1784 erschienene Schrift: „Tentamen eudiometriae perfectionis“ die goldene Medaille von der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zuerkannt und für seine um 1794 veröffentlichte Abhandlung: „Ueber Pappel- und Weidepflanzungen“ verlieh ihm die dänische landwirthschaftliche Gesellschaft ebenfalls eine goldene Medaille. Desgleichen wurde er für seine Schrift: „Ueber Verbesserung der Schweinerassen“ noch von dem französischen Central-Ackerbauverein im Departement Seine mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Außerdem lieferte er eine Reihe von Aufsätzen veterinärwissenschaftlichen Inhalts für seine Zeitschrift, auch verfaßte er 1820 eine Abhandlung „über Epizootieen“ und 1821 ein „Handbuch der Pferdekenntniß“, welche Schriften in weiteren Kreisen Verbreitung und Anerkennung fanden.

Vgl. Lengerke's und Krafft's Landwirthschaftliche Konversationslexika.

Leisewitz.

Vicelin, Apostel der Wagrier. Er war geboren in der Stadt Hameln, gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Nähere Angabe findet sich nicht. Seine Eltern, bürgerlichen Standes, waren früh gestorben. Eine Gräfin v. Eberstein, in der Nähe von Holzminden, nahm sich des Jünglings an. Er hatte erst einigen Unterricht von den Domherren seiner Vaterstadt genossen, jedoch nur mangelhaft, und setzte jetzt seine Studien in Paderborn fort, namentlich war Mag. Hartmann hier sein Lehrer. Er ward nun erst Lehrgehülfe des Vorstehers der Klosterschule hier. Ein Oheim von ihm, der als frommer Priester in der Nähe lebte und wirkte, übte in dieser Zeit einen wesentlichen Einfluß auf ihn in seiner religiösen Stimmung. Dann folgte V. einem Ruf als Lehrer nach Bremen durch Erzbischof Friedrich. Ungeachtet er hier recht streng in seiner Disciplin gegen die Zöglinge verfuhr, fand seine Wirksamkeit doch reiche Anerkennung. Von hier soll er sich auf drei Jahre zu weiterer Ausbildung nach Frankreich begeben haben und namentlich durch die Gebrüder Laon sehr gefördert worden sein, wie sein Schüler, der Pfarrer Helmold von Bosau in seiner Chronik der Slaven berichtet. Dies ist freilich von Schirren in Zweifel gezogen, aber von W. v. Giesebrecht wieder als zuverlässig anerkannt. Zum Priester geweiht, erbat er sich vom Hamburger Erzbischof die Erlaubniß, den heidnischen Wenden das Evangelium zu verkünden. Eine ihm angetragene Domherrnstelle lehnte er ab. Der christliche Wendenkönig Heinrich nahm den Missionar freundlich auf und übergab ihm die Kirche in Alt-Lübeck. Seine Wirksamkeit war indeß nur eine kurze, indem, nach der Ermordung dieses Königs ein Bürgerkrieg ausbrach und V. nach Bremen zurück mußte. Inzwischen begleitete V. den Erzbischof Adalbert nach Meldorf und hier trafen Abgesandte aus dem Gau Faldern ein,

die um einen Geistlichen baten. V. ward infolgedessen das Pfarramt in Wippendorf (später Neumünster) übertragen 1125, an der Grenze des Wendenlandes und mit der Aufgabe von hier aus die Mission unter den Slaven zu fördern. Seine Wirksamkeit ist hier auch eine vielgesegnete gewesen. Es bildete sich eine klösterliche Genossenschaft, nach der Regel des Augustinus, ein monasterium (daher der Name Neumünster), zu dem Viele herbeiströmten. (Die Bestätigungsurkunde vom Jahre 1136 durch den Erzbischof bei Westphalen, monumenta inedita II, 9. Staatsbürgerl. Magazin VIII, 264.) Die von V. ausgesandten Priester kamen auch in den Besitz der Kirche von Alt-Lübeck und bei der Siegesburg d. i. Segeberg ward eine Missionsstation angelegt. Kaiser Lothar hatte nämlich dort auf dem Aelberg 1134 eine feste Burg zur Sicherung der deutschen Herrschaft und des Christenthums mit starker Besatzung anlegen und am Fuße desselben eine Klosterkirche erbauen lassen, die er dann zugleich mit der in Lübeck dem V. übergab. Dieser fing nun auch hier seine Wirksamkeit an. Aber nach dem bald erfolgten Tode Lothar's, 1137, brachen neue Unruhen aus. Die Burg, die Heinrich v. Badwide inne hatte, ward von Pribislaus zerstört und die christlichen Priester mußten nach Wippendorf zurückfliehen. Graf Heinrich v. Badwide stellte indeß 1139 die Ruhe wieder her. Heinrich der Löwe sprach nun 1142 dem Grafen Adolf v. Holstein das ganze Wagrierland zu und dieser nahm es jetzt in Besitz. Er stellte die Siegesburg wieder her, rief deutsche Colonisten ins Land und gründete ein Neu-Lübeck an Stelle des alten wendischen. V. erhielt die früheren Kirchengüter zurück, verlegte jedoch das Kloster Segeberg nach Hagerestorp d. i. Högersdorf am jenseitigen Ufer der Trave. In Segeberg legte er eine Pfarrkirche an und die Christianisirung schritt im Ganzen fort. Auch die heidnischen Obotriten hielten Frieden, indem Graf Adolf sich mit ihrem Fürsten Niclas verbündete. 1147 traten jedoch neue Unruhen ein. Um nicht den Sachsen verdächtig zu werden, hob Adolf das Bündniß mit Niclas auf, worauf dieser einen Einfall in Wagrien machte, Tod und Zerstörung bringend, bis die Friesencolonie Süsel die Obotriten verjagte. Der Friede ward wieder hergestellt. V. bekam seine Besitzungen wieder und nahm sich nun der Armen kräftig an. Von seinen Klöstern aus war er bemüht, die Noth soviel als möglich zu lindern. Nachdem dann Heinrich der Löwe wieder die Oberherrschaft über das Slavenvolk gewonnen, stellte auch der Erzbischof von Hamburg, Hartwig die früheren Bisthümer wieder her und ernannte V. zum Bischof von Aldenburg (Oldenburg in Holstein) mit dem Kirchsprengel Wagrien 1149. Herzog Heinrich und Graf Adolf verweigerten ihm indeß die Anerkennung und sperrten seine Einkünfte, da er ohne ihr Zuthun ernannt war. V. setzte zwar erst seine Thätigkeit, wenn auch bereits mit Altersschwachheit und ohne gerade großen Erfolg fort, unterwarf sich jedoch zuletzt, um des willen, der sich für uns gedemüthigt, dem Grafen und ließ sich von ihm belehnen. Ihm wurde nun Buzoe (Bosau) überlassen, wohin er zog und wo er eine Kirche St. Petri baute. Es war nun Friede im Lande und durch Gottes Gnade wuchs die neue Pflanzung allmählich. Noch einmal machte V. sich auf und reiste 1152 zum Kaiser Friedrich Rothbart nach Merseburg, um den Investiturstreit zu Ende zu bringen. Er hielt sich dann noch eine Zeit lang in Bosau auf, in dessen Umgebung immer mehr für das Christenthum gewonnen wurden. Darauf kehrte er nach Wippendorf zurück, erlitt hier einen schweren Schlaganfall, an dem er 2½ Jahre litt, und während dessen er sich zum Gottesdienste mußte tragen lassen. Endlich am 14. December 1154 ist er heimgegangen. An seinen Namen knüpften sich Erscheinungen und Wundererzählungen, was für die Bedeutung zeugt, die er im Leben gehabt. Liebe und Achtung hat er in reichem Maaße genossen. Etwa 20 Kirchen tragen noch seinen Namen.

Helmoldi chronicum Slavorum ed. Bongert 1659. — Leibnitz, Script. Brunsv. II, 537. — Monumenta Germ. XXI, von Weiland, aus Lappenberg's Nachlaß und daraus separat v. Pertz, 1868. Uebers. von Laurent, Geschichtschreiber d. dtsch. Vorzeit, 1842. Bd. VII. — Vgl. Schirren, Beitr. zur Kritik älterer holst. Geschichtschreiber. Lpzg. 1876. — Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. 4. Auflage. 1878. S. 261. — W. v. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit IV. 2. Aufl. 1877. S. 401. — L. Giesebrecht, Wendische Geschichten. Berl. 1843. Bd. III, S. 355 ff. — O. Voelkel, Die Slavenchronik Helmold's. Danzig 1873. — K. Hirsekorn, Die Slavenchronik des Presbyter Helmold. Hamburg 1879. Von Hermann Kirchberg in deutsche Verse gebracht. — Versus antiqui de vita Vicelini ed. Beeck in Quellensammlung der Gesellschaft f. schlesw.-holst.-lauenb. Geschichte. Kiel 1874. Bd. IV, S. 127. — v. Bippen, Kritische Untersuchungen über die versus etc. Lübeck 1868. — Moller, Cimbria lit. II, 910. — Kruse, St. Vicelin. Altona 1826. — Rische, Das Leben Vicelin's in Piper's Evang. Jahrbuch 1860. S. 126. — Kolde in Herzog's Realencyklopädie. 2. Aufl., Bd. XVI, S. 437. — R. Haupt, Die Sct. Vicelinskirchen. Kiel 1884. — Jensen Michelsen, Schlesw.-holst. Kirchengeschichte. Kiel 1873. Bd. I, S. 207 ff. — Laspeires, Die Bekehrung Nordalbingiens und die Gründung des Wagrischen Bisthums. Bremen 1864. Carstens.

Victor II., Papst (1055—1057), stammte aus Deutschland, hatte den Taufnamen Gebehard und war, ehe er zur höchsten kirchlichen Würde emporstieg, Bischof von Eichstädt, in beiden Stellungen einer der bedeutendsten Kirchenfürsten der älteren salischen Periode. Er war ein Zeitgenosse des im J. 1017 geborenen Kaiser Heinrich's III., aber wahrscheinlich jünger als dieser. Gebehard's Eltern hießen Hartwig und Beliza. Seine Heimath wird verschieden angegeben. Nach den Papstcatalogen ein Baier, erscheint er in deutschen Quellen als Schwabe. Diese Angaben lassen sich vereinigen, wenn man annimmt, daß eine spätere Eichstädter Ueberlieferung, der zufolge Gebehard ein Graf v. Hirschberg war, auf Wahrheit beruht. Denn dieses ursprünglich nach Kregling und Dollnstein benannte Grafengeschlecht war sowol im bairischen Nordgau als auch in den schwäbischen Theilen des Sprengels von Eichstädt begütert. Soviel ist gewiß: Gebehard gehörte zu einer vornehmen Familie. Mit Bischof Gebehard III. von Regensburg (1036—1066), einem Stiefbruder Kaiser Konrad's II. war er verwandt und Heinrich III. erkannte ihn an als Seitenverwandten des königlichen Hauses, eine Auszeichnung, die Gebehard selbst nicht für berechtigt hielt, sondern bescheiden ablehnte. In den geistlichen Stand trat er frühzeitig ein und gegen Ende des Jahres 1042 begleitete er den Regensburger Bischof an den Hof, als es sich darum handelte das kürzlich erledigte Bisthum Eichstädt wieder zn besetzen. Gebehard von Regensburg wußte die Berathungen, an denen auch andere Bischöfe theilnahmen, nach seinem Willen zu lenken. Sein Candidat für Eichstädt war der junge Gebehard und unterstützt von dem würdigen Erzbischof Bardo von Mainz, setzte er die Wahl durch, obwohl der König an der Jugend des Vorgeschlagenen Anfangs Anstoß genommen hatte. Zu Goslar, wo der Hof Weihnachten feierte, empfing der neue Bischof von Eichstädt die Investitur. Das Bisthum befand sich in keiner glänzenden Lage. Unter Kaiser Heinrich II. hatte es einen Theil seines ursprünglichen Gebietes an Bamberg abtreten müssen ohne Ersatz dafür zu erhalten: Entschädigungsverhandlungen wurden bald nach der Thronbesteigung Heinrich's III. geführt, zerschlugen sich aber, wie es heißt, durch die Schuld des Königs. So war Bischof Gebehard darauf angewiesen, mit geringen Mitteln zu wirthschaften: ohne die äußere Macht, über welche andere Prälaten verfügten, konnte er sich nur durch persönliche Tüchtig-

keit im Reiche und in der Kirche zur Geltung bringen. Das ist ihm gelungen mit steigendem Erfolge, je mehr er sich in dem Vertrauen des Herrschers, der ihn emporgehoben hatte, zu befestigen wußte.

Zunächst trat Gebehard aus der Menge seiner Standesgenossen nur wenig hervor. Mit anderen geistlichen und weltlichen Großen betheiligte er sich im J. 1046 an dem Römerzuge Heinrich's III.; im J. 1048 war er zur Osterzeit am kaiserlichen Hofe zu Regensburg; im October 1049 gehörte er zu den Beisitzern der großen Synode, die unter dem Vorsitz Papst Leo's IX. und in Gegenwart des Kaisers zu Mainz verhandelte; ebenso wenig fehlte er bei den kirchlichen Feierlichkeiten und Verhandlungen, zu denen sich Kaiser und Papst nach dem ungarischen Feldzuge des Jahres 1052 in Regensburg und Bamberg vereinigten. Leo IX. rüstete damals zum Kriege gegen die Normannen, die in Unteritalien Eroberungen gemacht und auch Besitzungen der römischen Kirche angegriffen hatten; eifrig bemühte er sich um die Unterstützung des Kaisers und wenig fehlte, so wäre ihm ein kaiserliches Heer nach Italien gefolgt: das Aufgebot war schon unterwegs. Da änderte der Kaiser seinen Entschluß: bewogen durch dringende Vorstellungen Gebehard's von Eichstädt rief er sein Heer zurück. Ein sehr merkwürdiger aber gut beglaubigter Vorgang, die erste Wendung zu der hervorragenden und einflußreichen Stellung, die Gebehard fortan im Mittelpunkte der Reichspolitik einnehmen sollte. Sein Emporkommen bezeugen auch werthvolle kaiserliche Gnadenacte für die Kirche von Eichstädt aus dem Jahre 1053. Bald darauf machte der Kaiser Gebehard zum Regenten von Baiern, nachdem er den bisherigen Herzog abgesetzt und das Herzogthum seinem Erstgeborenen, König Heinrich IV., übertragen hatte. Der neue Herzog war ein dreijähriges Kind und nur durch einen Vertreter, wie er dem Kaisersohn in der Person Gebehard's zur Seite stand, konnte die herzogliche Regierung unter den damaligen besonders schwierigen Verhältnissen weiter geführt werden. Klug und kräftig waltete Gebehard in Baiern. Hatte der abgesetzte Herzog durch ungerechte Richtersprüche und durch allerlei Gewaltthätigkeiten große Unzufriedenheit hervorgerufen, so stand jener in dem Rufe eines ausgezeichneten, ungewöhnlich rechtskundigen und rasch urtheilenden Richters und wenn es galt, den Landfrieden aufrecht zu halten, so scheute er nicht den Kampf mit mächtigen Gegnern. Später ward ihm besonders zum Ruhm angerechnet, daß er die Grafen von Scheiern wegen ihrer Räubereien angegriffen und empfindlich bestraft hatte. Während des Jahres 1054 wechselte das Herzogthum seinen Inhaber: an die Stelle Heinrich's IV. trat dessen jüngerer, im J. 1052 geborener Bruder Konrad, also wieder ein unmündiges Kind. Gebehard's Dienste waren nach wie vor unentbehrlich und mit dem Hofe war er enger als je verbunden: es hat sich die Ueberlieferung erhalten, er sei Leiter des kaiserlichen Haushaltes (imperatoris economus) gewesen. Dennoch ging seine bairische Regentschaft bald zu Ende: er legte sie nieder, um noch höher zu steigen.

Den Anlaß dazu gab die Erledigung des päpstlichen Stuhles durch den Tod Leo's IX. († am 19. April 1054). Wegen der Neubesetzung wandten sich die Römer an den Kaiser; wie schwierig es war, einen Nachfolger zu finden, zeigt die lange Dauer des Wahlgeschäftes, zu dem sich nicht nur eine römische Gesandtschaft, sondern auch Hildebrand, damals Subdiacon der römischen Kirche und beim Tode Leo's IX. päpstlicher Legat in Frankreich, am Hofe einfand. Endlich im September 1054 auf einem Reichstage zu Mainz, ergriffen die Römer, Hildebrand an der Spitze, die Initiative zur Wahl Gebehard's von Eichstädt. Ihr Vorschlag fand Beifall, auch der Kaiser stimmte zu, aber Gebehard selbst widerstrebte und zwar so ernstlich, daß fast ein halbes Jahr verging, bis er seinen Widerspruch aufgab. In der Zwischenzeit soll er wiederholt und

auf jede Weise, offen und heimlich, versucht haben, den Römern seine Candidatur zu verleiden, indes ohne Erfolg. So gab er denn nach: Anfang März auf einem Reichstage zu Regensburg erklärte er sich zur Annahme der Wahl bereit, gehorsam den Befehlen des Kaisers, aber auch durchdrungen von dem Bewußtsein, daß er als Papst keinen weltlichen Herrn über sich habe. In diesem Sinne schloß er mit dem Kaiser einen Vertrag, der ihn berechtigte, die Rückgabe abhanden gekommenen Kirchengutes zu verlangen, auch wenn es sich in kaiserlichem Besitz befand. Das Bisthum Eichstädt verblieb ihm. In Rom erlangte er die Anerkennung aller zur Papstwahl berechtigten Classen der Bevölkerung: von den Cardinälen inthronisirt und am 13. April 1055 consecrirt, nannte er sich als Papst fortan Victor II. Er war entschlossen, die kirchlichen Reformbestrebungen seines Vorgängers fortzusetzen: das bekundete er u. A. dadurch, daß er gleichgesinnte Cardinäle, wie den Subdiacon Hildebrand und den Bischof Humbert von Silva-Candida, vorzugsweise zu den Geschäften heranzog. In politischer Hinsicht vorsichtiger als Leo IX., nahm V. II. vollkommenes Einverständniß mit dem Kaiser zur Richtschnur seines Handelns und anstatt die universalen Tendenzen der kaiserlichen Politik durch selbständige Unternehmungen zu durchkreuzen, war er dem Kaiser vielmehr behülflich, dessen Herrschaft überall, wo sie durch das Emporkommen feindlicher Gewalten gefährdet ward, neu zu befestigen.

Im Frühjahr 1055 zog Heinrich III. nach Italien, vornehmlich zur Bekämpfung des Widerstandes, zu dem sich das alte und mächtige Fürstenhaus von Canossa mit dem rebellischen Gottfried von Lothringen vereinigt hatte. Der Papst kam ihm entgegen und zu Florenz, einer Hauptstadt des feindlichen Gebietes, hielten sie um Pfingsten eine große, von 120 Bischöfen besuchte Synode, deren allgemeine Beschlüsse sich gegen Simonie und Priesterehe richteten. Der politische Kampf war schon vorher zu Gunsten des Kaisers entschieden: Gottfried hatte sich nach Lothringen geflüchtet; seine Gemahlin, die Markgräfin Beatrix von Tuscien, und ihre Tochter Mathilde nahm der Kaiser gefangen. Der Papst hat in diese Verhältnisse schwerlich direct eingegriffen, aber indirect leistete er der neuen Ordnung der Dinge bedeutend Vorschub. Er trat in den Reichsdienst, indem er sich von dem Kaiser mit dem Herzogthum Spoleto und mit der Markgrafschaft Fermo belehnen ließ; in diesen Gebieten fungirte er als kaiserlicher Statthalter, unbeschadet der eigenen Rechte, die ihm als Papst dort zustanden. Entsprechend dieser engsten Verbindung mit dem Kaiser behandelte V. II. auch die unteritalischen Angelegenheiten. Als die Mönche von Montecassino auf eigene Hand einen Abt gewählt hatten, tadelte er ihr Vorgehen und fand darin eine Mißachtung nicht nur seiner selbst, sondern auch der kaiserlichen Autorität. Im Hochsommer 1056 begab er sich nach Deutschland, um den Kaiser zur Vertreibung der Normannen zu bewegen und am Hofe von Goslar, wo er am 8. September eintraf, fand er die beste Aufnahme. Aber die politischen Zwecke dieser Reise traten ganz in den Hintergrund vor dem verhängnißvollen Ereigniß, welches der Papst damals erlebte. Er wurde Zeuge, wie Kaiser Heinrich III. zu Bodfeld im Harz schwer erkrankte und am 6. October verschied. Zu den letzten Handlungen des Sterbenden gehörte, daß er seinem Sohne Heinrich IV. durch einen Wahlact der anwesenden Fürsten die Nachfolge sicherte und ihn, den Unmündigen, der Fürsorge Aller, besonders aber dem Schutze des Papstes empfahl.

Dieser Aufgabe hat sich V. II. hingebend und erfolgreich unterzogen, zunächst in Gemeinschaft mit der Kaiserin-Wittwe Agnes, als der Vormünderin ihres Sohnes und als der von den Fürsten anerkannten Reichsverweserin. Er geleitete die Leiche des Kaisers zur Bestattung nach Speier, dann vollzog er in

Aachen die Thronerhebung des neuen Königs und in Köln, wo zu Anfang des Decembers eine Reichsversammlung stattfand, wahrscheinlich unter dem Vorsitz des Papstes, gelang es diesem, Streitigkeiten beizulegen, die dem verstorbenen Kaiser die Regierung sehr erschwert hatten: durch seine Vermittelung machten die vornehmsten Laienfürsten von Niederlothringen, Herzog Gottfried der Bärtige und die Grafen von Flandern, ihren Frieden mit Heinrich IV. Um Weihnachten und zu Anfang des Jahres 1057 betheiligte sich der Papst in Regensburg an ähnlichen, zur Beruhigung Baierns dienenden Verhandlungen, im Februar zog er über die Alpen, um seine Thätigkeit in der Folge auf Italien zu beschränken. Auch hier veränderte sich die Lage nach dem Tode Heinrich's III. und unter dem Einfluß dieses Ereignisses wesentlich. Die Normannen boten die Hand zum Frieden; das Haus Canossa erlangte seine frühere Machtstellung wieder; die früher bekämpften Lothringer, Herzog Gottfried und dessen Bruder, der päpstliche Kanzler Friedrich, galten als Stützen des Reiches und der Kirche. Seinem Kanzler verhalf der Papst zu dem wichtigen Posten eines Abtes von Montecassino und zugleich ehrte er ihn durch Erhebung zur Würde eines Cardinalpriesters. In Rom weilte V. II. damals nicht lange: bald nach der Frühjahrssynode war er wieder in Tuscien und ordnete kirchliche Verhältnisse, namentlich im Innern des Landes, aber schon stand er am Ende seines bewegten und an Erfolgen reichen Lebens. Am 23. Juli schlichtete er auf einer Synode zu Arezzo einen Rechtsstreit zwischen den Bischöfen von Siena und Arezzo; wenige Tage später, am 28. Juli, starb er dort, hingerafft, wie man vermuthen darf, von einer klimatischen Krankheit. Sein deutsches Gefolge wollte ihn in der Heimath bestatten, aber man kam nicht weit. Bewohner Ravennas raubten die Leiche und bargen sie in ihrer Stadt als einen kostbaren Schatz: seine letzte Ruhestätte fand dieser deutsche Papst vor den Mauern Ravennas, in der Kirche S. Maria Rotunda, jenem gewaltigen Kuppelbau, der ursprünglich das Mausoleum des ostgothischen Königs Theoderich gewesen war. Innerhalb der kirchlichen Reformpartei wurde Papst V. II. nur wenig betrauert: hatte er doch ihren hierarchischen und ascetischen Bestrebungen persönlich ferner gestanden als sein Vorgänger Leo IX. Immerhin hatte ein so hervorragender Reformer wie Petrus Damiani Worte der Anerkennung für ihn und auf deutschem Boden, in dem Bisthum Eichstädt, welches seinem Papst-Bischof viel zu verdanken hatte, ward die Erinnerung an ihn pietätvoll gepflegt.

Eine Hauptquelle für die Lebensgeschichte Victor's II. bilden die Erzählungen des Anonymus von Herrieden, eines Geschichtsschreibers aus der Königszeit Heinrich's IV. (Mon. Germ. hist. SS. VII). Die urkundlichen Zeugnisse sind verzeichnet bei Ph. Jaffé, Regesta pontif. Romanor. ed. 2, T. I. Vgl. auch M. Lefflad, Regesten der Bischöfe von Eichstätt, Abth. 1 (Eichstädt 1871); S. Riezler, Geschichte Baierns Bd. I und in den Forschungen zur D. Gesch. Bd. XVIII; J. Sax, die Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstädt, Bd. I (Landshut 1884). Allgemeinere Werke, in denen die Lebensgeschichte Victor's II. als Bestandtheil der Reichsgeschichte dargestellt wird, sind: W. v. Giesebrecht, Geschichte der Deutschen Kaiserzeit, Bd. II und III. — E. Steindorff, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III., Bd. I und II. — G. Meyer v. Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., Bd. I.

E. Steindorff.

Victor I. Amadeus, Fürst von Anhalt-Bernburg, geboren zu Harzgerode am 6. October 1634, † am 14. Februar 1718, Sohn des Fürsten Christian II. (geboren am 11. August 1599, nicht am 10., † Montag, 22. September 1656, nicht am 21., s. A. D. B. IV, 150 ff.) und der Herzogin Eleonore Sophie

von Schleswig-Holstein-Sonderburg, † 1675, Enkel des Fürsten Christian I., † 1630 (s. A. D. B. IV, 145 ff.). Benannt nach seinem Pathen Herzog Victor Amadeus von Savoyen, König in Cypern, wuchs er in einem zahlreichen Geschwisterkreise heran, sorgfältig unterrichtet zu Haus und am Dessauer Hofe, dann unter des Ambergers Friedrich Spanheim Leitung in Leyden (s. A. D. B. XXXV, 59) bis 1647. Seitdem begleitete er seinen Vater meist auf dessen Reisen, wurde öfters in Familien- und Staatsangelegenheiten an fremde Höfe gesandt und war auch nach Antritt seiner Regierung 1656—1667, wo er sich mit Elisabeth, Tochter des Pfalzgrafen Friedrich zu Zweibrücken, geboren 1642, † 1677, vermählte, viel außer Landes. Von da ab ist er daheim aufs eifrigste bestrebt gewesen, den Bernburger Antheil Anhalts, der zumal seit dem zufolge des Prager Friedens 1635 erfolgten Rücktritt von der schwedischen Partei (vgl. Fürst Ludwig A. D. B. XIX, 481) entsetzlich bis 1648 zu leiden gehabt hatte, möglichst wieder zu heben durch allseitige Fürsorge, Beihilfe und Unterstützung Nothleidender sowie Verbesserungen des Polizei- und des Rechtswesens. Mit den übrigen anhaltischen Fürsten veröffentlichte er die von Dr. Mascus, Hofrath Köppen u. A. bearbeitete neue Landes-, Proceß- und Gesindeordnung für ganz Anhalt 1666 (mit Anmerkungen herausg. von Lobethan, Cöthen 1804), eine sehr verdienstliche Verbesserung der anhaltischen Polizei- und Landesordnnng des Fürsten Joachim Ernst von 1572 (s. A. D. B. XIV, 70). Sparsam im Staatshaushalt klärte und ordnete er das Finanzwesen zu namhafter Abtragung und Tilgung der Landesschulden, zu Ausführung bedeutender Bauten und selbst zu Güterankäufen. Fürst Christian II. hatte seinem Bruder Friedrich 1635 die Aemter Harzgerode und Güntersberge mit sonstigem Harzbezirk abgetreten, der sich 1665 durch Plötzkau bei Ausgang der Ludwig'schen Linie von Cöthen vermehrte (s. A. D. B. I, 659) gegen Abtretung von Radisleben an Bernburg. Die auf jenem Besitz begründete Harzgeroder Nebenlinie starb schon 1709 wieder aus. Aus den Senioratsgütern übernahm V. I. den Gernrodischen Hof zu Bernburg 1669 für 11 000 Thlr., von der Familie v. Hoym deren adlige Höfe zu Hoym, von Fürst Johann Georg II. zu Anhalt-Dessau 1685 Zeiz und Belleben, von der Familie v. Geuder genannt Rabensteiner das Rittergut Opperode, den Lesewitzer Busch von der Familie von Krosigk, 1709 von der trocken gelegten Aschersleber See 138 abgabenfreie Hufen für 83 000 Thlr. Er legte hier das Vorwerk Victorseck an. Er baute von Stein eine Schleuse und eine Brücke wie ein Waisenhaus 1705 in Bernburg und wandte gern bedeutende Summen auf für Erneuung und Verschönerung seiner Schlösser. Trotzdem er 1677 in seinem Hause das Erstgeburtsrecht eingeführt hatte, überließ er 1692 Zeiz und Belleben, wozu noch 1709 das Amt Hoym ohne Landeshoheit kam, seinem jüngern Sohn Lebrecht, der so die Hoym-Schaumburger Nebenlinie eröffnete, die erst 1812 ausstarb. Viel Trübsal bereitete ihm 1715 seines Erbprinzen Karl Friedrich zweite Vermählung mit Wilhelmine Charlotte Nüßler † 1740, Tochter des Canzleiraths Gottlieb Christian Nüßler in Harzgerode, die zur Reichsgräfin von Ballenstedt 1719 erhoben ward. V. I. starb erblindet, nachdem er seit dem Tode Fürst Johann Georg's II. von Dessau 1693 Senior von Anhalt geworden war, die veraltete landständische Verfassung des ganzen Fürstenthums mit dem Landtag von 1698 beseitigt hatte (man begnügte sich nun mit Landrechnungstagen, Ausschuß- und Deputationstagen und Conventen) und zumal wegen Begründung der anhaltischen Ansprüche auf Aschersleben und Sachsen-Lauenburg mit größtem Eifer freigebig für die Bearbeitung der Historie des Fürstenthums Anhalt durch Professor Joh. Chrph Beckmann aus Frankfurt a. O. 1710/16 eingetreten war. Er hinterließ durchaus überall von seiner langen Regierung ein reichgesegnetes Andenken. Seine Resolutionen und seine

Journale von Begegnungen mit den fürstlichen Vettern bezeugen die Schärfe und Feinheit seines Urtheils, sowie den tiefen sittlichen Ernst, mit dem er seine Regentenpflichten auffaßte, bezüglich heimischer Finanzfragen, die auch nach 1652 noch der Regelung bedurften, wegen Vertretung Anhalts auf dem Regensburger Reichstag, für die er an die Gelehrsamkeit, Gewandtheit und Energie juristischer und adliger Gesammträthe sehr hohe Anforderungen stellte, betreffs der allgemeinen Politik, in der z. B. Dessau 1658 mehr schwedisch passionirt war (s. A. D. B. XIV, 116), Bernburg an dem guten Haus Habsburg unverrückt seit 1621 hing. wegen der Vota und der Successionsfähigkeit der Nebenlinien, wegen der Religionsstreitigkeiten, die Fürst Johann von Zerbst 1642 (s. A. D. B. XIV, 117) durch Bedrängung der reformirten Confession und Durchsetzung des lutherischen Bekenntnisses in Kirche und Schule hervorgerufen hatte, wegen der Ober- und Unterdirection im Landtag, der Einkünfte für die Gesammtung und der Abrechnungen für die einzelnen Haupt- und Nebenlinien, wegen des Verhältnisses zu dem Sohne Fürst Aribert's zu Dessau von Fräulein v. Krosigk, dem Grafen v. Bäringen, Herrn zu Waldersee und Radegast, Christian Aribert † 1677 udglm. Zu der Erbeinigung von 1635 traten als Hausgesetze unter Victor's I. besonderer Mitwirkung 1665 das Pactum Successorium über die Maßnahmen bei Abgang von Hauptlinien, 1669 der Senioratsreceß und 1681 der Receß mit Kurbrandenburg wegen der Magdeburger Lehen in Anhalt (vgl. Herm. Schulze, Die anhaltischen Hausgesetze, Jena 1862 Bd. I Nr. III bis VI). Sein Nachfolger war Karl Friedrich, geboren am 13. Juli 1668, Regent seit 14. Februar 1718, Senior seit 3. November 1718, † am 22. April 1721.

Vgl. Beckmann, Historie III, 99 ff., V, 374 ff. Accessiones 352 f. 495 ff. — Lenz, Becm. enucleatus fol. 723/753, quarto II, 1519/79. — Bertram-Krause II, 602/613. — Cohn, Stammtafeln 153. — Büttner, Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler, Dessau 1892 ff., Heft 1 und 2. — Urkunden und Actenstücke des Herzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Zerbst.

F. Kindscher.

Victor II. **Friedrich**, Fürst von Anhalt-Bernburg, geboren am 20. September 1700, † am 18. Mai 1765, Enkel von V. I. Amadeus, Sohn und Nachfolger Karl Friedrich's, † am 22. April 1721, aus dessen erster Ehe mit Gräfin Sophie Albertine, Tochter von Graf Georg Friedrich v. Solms-Sonnenwalde, geboren 1672, vermählt 1692, † am 12. Juni 1708, war ein sehr guter Regent, der die auf Reisen gewonnenen Eindrücke und Lehren trefflich für sein Land verwerthete. Streitigkeiten mit der Hoym-Schaumburger Nebenlinie verbitterten ihm trotz einem Vergleich von 1727 lange sein Leben. Unerquicklich war auch das Verhältniß zur Gräfin v. Ballenstedt, geborenen Nüßler. Mit Kursachsen, Preußen, Stolberg und Cöthen einigte er sich über Grenzberichtigungen. Erfolglos betrieb er die Pflege der Seidenindustrie. Auf dem Mägdesprung legte er eine Papiermühle an, in Bernburg eine Branntweinbrennerei. Bei Dröbel wurde eine Furt für Saalschiffe gegraben zum Schutz des Dröbelschen Busches. Eine Fluthbrücke ward bei Waldau gebaut. Neben andern Bauten entstand 1745 das Regierungsgebäude, 1752 die neue bergstädtische Kirche in Bernburg. Die Saalschleuse ward gründlich ausgebessert, die Schlösser von Bernburg und Ballenstedt wurden mannichfach verschönert. Im Harz wurden die Wege gebessert. Die Bergwerke erwarb er von der Gesammtung allein für sich und hob sie bedeutend. Die Lehrerwittwen erhielten seit 1726 Pensionen. Feuerversicherung erfolgte 1751. Mit Preußen vertrug er sich wegen der Saalschifffahrt, wegen der Soldatendurchmärsche u. s. w. Der siebenjährige Krieg belästigte aber das Land ungemein. Der Fürst kaufte sehr viele Grundstücke an. Kurze Zeit 1743/53 bestand, weil sie sich nicht bewährte, städtische Accise in Bernburg.

Er kannte kein schöneres Vergnügen als zu jagen. Von 1721 bis März 1765 in zwei Folianten registrirte er meist selbst alle geschossenen, im Garn gefangenen, oder auf Auen gehetzten Hasen, die sonstigen Vierfüßler, die Reiher, Wachteln, Lerchen, Kuckuke, Fasanen, Rebhühner, Krähen u. s. w., Tauben, die er im Flug vom Wagen aus schoß. Die Masse Wild, die er in Vergatterungen hegte, schadete den Landwirthen sehr. Die Unzufriedenheit darüber führte 1752 im Harz und in Bernburg zu offenem Aufruhr, der aber gelind bestraft ward. Das Seniorat, das ihm am 6. August 1755 nach dem Tod August Ludwig's von Cöthen zufiel, verwaltete er aufs sorgsamste den Landständen und den Nachbarländern gegenüber, wie er es von der Regierung seines Bernburger Antheils her gewohnt war, indem er z. B. aufs eifrigste bedacht war auf Verbesserung der Rechtspflege im Wechselrecht, bei Consensertheilungen, Injurienprocessen, Terminabänderungen, bei Kaufbriefen, Subhastationen, Inquisitionsprocessen, Geldstrafen anstatt Haftstrafen, Concursen, Wiederverheirathung von Wittwen, wegen der Depositengelder, Kriegscontributionen u. s. w. Seine von 1722 bis 1764 reichenden genauen Tagebücher in dreizehn Folianten bestätigen nur, wie gründlich er strebte, „ein braver ehrlicher Fürst zu sein, der bei altem Schrot und Korn hält“, bemüht, in seinem Lebenskreise durch Selbstsehen und persönliche unermüdliche Thätigkeit in specieller Controlirung seiner Beamten bei Ausführung seiner Befehle ein günstiges Urtheil bei Mit- und Nachwelt zu erringen, aber auch im Interesse von ganz Anhalt nach Kräften auch mit fremden Höfen immer in Fühlung zu bleiben. Er war zweimal vermählt: am 15. November 1724 mit Louise, Tochter des Fürsten Leopold von Dessau, geboren am 27. August 1709, † am 29. Juli 1732, und am 22. Mai 1733 mit Markgräfin Sophie Friederike Albertine v. Brandenburg-Schwedt, Tochter Albrecht Friedrich's, geboren am 21. April 1712, † am 7. September 1750. Sodann verzichtete er in Ansehung der schon vorhandenen zahlreichen Nachkommenschaft und um seinem Nachfolger den fürstlichen Glanz zu conserviren, auf eine neue Vermählung. Die Genealogen berichten irrthümlich von einer solchen morganatischen, während er gerade Mißheirathen haßte. Er wählte aber seiner natürlichen Bedürfnisse halber eine Bettgenossin laut Pactums vom 14. (nicht 12. oder 13.) November 1750 in Jungfer Constantine (nicht Constanze) Friederike Schmied (oder Schmidt), ältester Tochter eines königlich preußischen Cassirers, der er dabei (nicht erst 1752) das Prädicat Madame de Bähr oder Frau v. Bähr verlieh, Mutter von Louise Friederike Wilhelmine v. Bähr, geb. am 20. Mai 1752, vermählt am 12. Nov. 1765 mit Graf Otto Heinrich Ludwig v. Solms auf Röſa und Schköna. Victor's II. Nachfolger war Friedrich Albrecht, geboren 1735, vermählt 1763 mit Herzogin Louise Albertine von Holstein-Sonderburg-Plön, Senior seit 1789, † 1796, Bruder der letzten Fürstin von Zerbst, Friederike Auguste Sophie, † 1827, Vater der Fürstin Pauline von Lippe-Detmold, † 1820, und des vorletzten Herzogs Alexius Friedrich Christian von Bernburg, des Gründers von Alexisbad am Harz, † 1834.

Vgl. Lenz, Becmannus enucleatus folio p. 769 bis 785, quarto p. 1618 bis 1652. — Bertram-Krause, II, 624/632. — Cohn, Stammtafeln 153. — Kamill v. Behr, Genealogie Tafel 10. — Büttner, Anhalts Baudenkmäler Heft 1 u. 2. — Urkunden und Actenstücke des herzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Zerbst. F. Kindscher.

Victorinus: Georg V., aus Huldschön (Ritter verzeichnet diesen Ort nicht), lebte nach den Titeln seiner gedruckten Werke 1596 in München, wurde gegen 1616 als Musikus und Präfect an S. Michaelis und Nicolai in München angestellt und 1624 als Chordirector an der Petrikirche. Lipowsky sagt in seinem bairischen Musiklexikon, daß V. 1624 starb. 1624 gab er allerdings noch sein

letztes Sammelwerk heraus, unterzeichnet auch die Dedication selbst, aber das Tagesdatum fehlt. Lipowsky erwähnt ferner auch eines geistlichen Schauspiels „der Kampf des Erzengels Michael mit Lucifer“, zu dem V. die Musik schrieb und das am 30. September 1597 bei Einweihung der Jesuitenkirche zu München auf offener Straße aufgeführt wurde. Rudhart in der Geschichte der Oper am Hofe zu München (S. 9) beschreibt das in 4° gedruckte Scenarium des Schauspiels. V. hat sich der Nachwelt besonders durch seine umfangreichen Sammelwerke nützlich gemacht, die er in den Jahren 1596, 1616 und 1624 herausgab und die zahlreiche Compositionen alter Meister enthalten (s. meine Bibliographie). Auch 23 eigene Compositionen nahm er darin auf, darunter drei Litaneien zu vier und zehn Stimmen und zwei Magnificat. Auch in der Staatsbibliothek zu München befinden sich außer bekannten Sätzen noch ein Magnificat zu sechs Stimmen in einem Chorbuche von 1591. In neuen Partiturausgaben findet man eine Litanei in Proske's Musica divina Bd. 4 p. 369. Diese Litanei, die aus 20 drei- und viertaktigen vierstimmigen Sätzen für hohe Stimmen besteht und durch den einstimmig gesungenen Cantus firmus unterbrochen wird, zeigt V. als einen feinen geschickten und geistreichen Componisten, der wahre Wunderdinge in seinen Miniatursätzchen entwickelt und nicht nur im Wohlklange schwelgt, sondern durch seine Wendungen unser Interesse in fortwährendem Steigen erhält.

Rob. Eitner.

Vielfeld: Jacob V. (Polychorius, Multager, Multicampianus) war theologischer Schriftsteller und Zeitgenosse und Freund von Johann Denck (s. A. D. B. V, 53) und Otto Brunfels (III, 441). V. war in Mainz etwa um 1490 geboren, erhielt theologische Bildung, und trat in ein Kloster. Er schloß sich der großen religiösen Bewegung an, wurde nach eigner Andeutung als Geistlicher wegen seiner religiösen Anschauungen abgesetzt und gewann eine Zeit lang seinen Lebensunterhalt durch „Handarbeit“, d. h. als Handwerker. Später lebte er als Corrector in der Buchdruckerei des Jacob Camerlander, d. h. er war der litterarische Berather des Druckerherrn. In demselben Sinn war um 1522 Joh. Denck Corrector in der Buchdruckerei des Cratander zu Basel, auch Seb. Brant, Erasmus, Beatus Rhenanus, Melanchthon hatten Correctorenstellen in diesem Sinne verwaltet (Kapp, Gesch. d. deutschen Buchh. I, 309 f.). Camerlander, der ebenfalls aus Mainz stammte, war, wie viele andere Buchdrucker, früher Formschneider gewesen und hatte als solcher einer Steinmetzzunft angehört, später aber die Magisterwürde erworben. Nach Böcking, Opera Hutteni VII, 491 war er mit Hutten in Rom. Der Verlag, den er in Gemeinschaft mit V. gründete, diente zwar in ganz besonderem Grade religiösen Zwecken, aber in einer Richtung, die weder auf den Wegen Luther's noch Zwingli's lag; besonders suchte er Werke, die vor der Reformation erschienen waren, zu erneuern und zu polemischen Zwecken in evangelischem Sinne zu verwenden; es ist bis jetzt kein anderer Verlag des 16. Jahrh. nachgewiesen worden, in dem diese Tendenz so planmäßig verfolgt worden wäre. V. muß Alles zugeschrieben werden, was ohne Namen bei Camerlander erschienen ist, vielleicht hat Camerlander selbst mit daran gearbeitet. Im J. 1532 gab V. (der sich hier, offenbar absichtlich falsch, Johann V. nennt) den Commentar Denck's zum Propheten Micha heraus und schrieb dazu eine Vorrede, die beweist, daß er mit dem „Wiedertäufer“ persönlich befreundet war. Ebenso standen V. wie Camerlander mit Otto Brunfels in nahen Beziehungen, der gleichfalls für den Verlag arbeitete, der sich neben theologischen auch medicinischen, astrologischen 2c. Schriften widmete. Die Verbindung, in der die Führer der sog. Täuferbewegung (auch Brunfels gehört zu diesen) mit den Naturphilosophen und mit medicinischen Schriftstellern standen, tritt auch hier deutlich hervor. Trotz dieser Neigungen hielt sich V. äußerlich nicht

zu der Religionsgemeinschaft der damals bereits schwer verfolgten Täufer. V. hat die erste deutsche Uebersetzung des Sueton herausgegeben und gehört zu den ältesten Uebersetzern des Lucian. Ueber die zahlreichen Schriften Vielfeld's siehe Goedeke, Grundriß II, 316 ff. und Goedeke, P. Gengenbach S. 610, sowie Zarncke, Seb. Brant's Narrenschiff.

Sonstige Quellen: Wenzel, Camerlander und Vielfeld. Rostock 1891 (Berl. Diss.). — Riederer, Nachrichten u. s. w. II, 398. Ludw. Keller.

Vierling: Johann Gottfried V., geboren am 25. Januar 1750 in Metzels bei Meiningen als Sohn des dortigen Schultheißen; als er 1763 das Lyceum in Schmalkaden bezog, erhielt er Clavierunterricht bei Joh. Nicol. Fischer (geboren 1719, Schüler Joh. Seb. Bach's, vielbewunderter Organist an der Stadtkirche zu Schmalkaden, auch als Componist von Orgel- und Clavierstücken geschätzt; starb 1773 wahnsinnig) und machte solche Fortschritte, daß er bereits nach 2 Jahren seinen Lehrer vertreten mußte, 1768 wurde ihm dessen Stelle gänzlich übertragen. Doch reiste er zu seiner weiteren Ausbildung 1771 nach Hamburg, und als er hier Phil. Eman. Bach nicht antraf, nach Berlin, um unter Kirnberger's Leitung ein Jahr lang eifrig musikalischen Studien obzuliegen. Nach seiner Rückkehr nach Schmalkaden blieb er bis zu seinem Tode (22. Dec. 1813) seiner Stelle treu, machte sich aber bald als Organist und Componist einen solchen Namen, daß er zu den bedeutendsten Organisten seiner Zeit gezählt wurde; an auswärtigen Anerbietungen fehlte es nicht, er schlug sie aber alle aus und begnügte sich mit einigen Concertreisen nach Frankfurt a/M., Mainz, Göttingen 2c. Er hat meist Orgel- und Claviersachen componirt (vgl. Fétis und Strieder): Sonaten, Praeludien u. s. w.; sie waren in gutem Stile geschrieben, wenn auch nicht so streng in der Form, wie die der Organisten der vorhergehenden Periode. Ferner Motetten und Lieder; 1790 gab er ein 4stimmiges Choralbuch heraus und 1805 einen „Allgemein faßlichen Unterricht im Generalbaß“.

Fétis, Biographie universelle des musiciens Bd. VIII, Paris 1865. — Gerber, Tonkünstler-Lexikon. — Mendel, Musikal. Conversationslexikon. — Strieder, Hess. Gel.-Gesch. XVI, 296. Kretzschmar.

Vierordt: Karl v. V., berühmter Physiolog, geboren am 1. Juli 1818 zu Lahr in Baden, studirte in Heidelberg (seit 1836), in Göttingen von 1838—39, darauf wieder in Heidelberg, von 1839—40 in Berlin, machte 1840 das Staatsexamen, ging dann auf Reisen mit abermaligem längerem Aufenthalte in Berlin, sowie während eines Vierteljahres in Wien, erlangte 1841 in Heidelberg die med. Doctorwürde und ließ sich darauf in Karlsruhe als Arzt nieder. Neben der praktischen Beschäftigung widmete er sich wissenschaftlichen Arbeiten, als deren Resultat er 1842 in den Heidelberger medicinischen Annalen einen Aufsatz, betitelt: „Beiträge zur Pathologie und Therapie des Strabismus“ veröffentlichte. 1843 wurde er Oberchirurg im Großherzoglichen Leib-Infanterie-regiment. Die Muße, welche ihm diese Stellung ließ, benutzte V. zu weiteren litterarischen Arbeiten, namentlich auf dem Gebiete der Physiologie, die ihrem Autor einen solchen Ruf verschafften, daß er 1849 die außerordentliche Professur für theoretische Medicin an der Tübinger Universität erhielt. Hier übernahm er 1850 die bisher von Griesinger geführte Redaction des „Archivs für physiologische Heilkunde“ die er bis 1856 leitete, las über allgemeine Pathologie und Therapie, Arzneimittellehre, Geschichte der Medicin, und später, besonders seit 1857, ausschließlich über Physiologie. Nach dem 1853 erfolgten Rücktritte Arnold's, des Lehrers der Anatomie und Physiologie, wurde in der letztgenannten Disciplin der Unterricht officiell V. übertragen und dieser 1855 zum ordentlichen Professor und Director des physiologischen Instituts ernannt. In dieser Eigenschaft entfaltete er eine ganz außerordentlich rege Thätigkeit, veranlaßte die

Gründung eines neuen physiologischen Instituts, das er 1868 bezog und trug durch zahlreiche, gediegene Arbeiten zur Umgestaltung der von ihm gepflegten Specialdisciplin gewaltig bei. Insbesondere bereicherte er die Lehre vom Blut durch wichtige Untersuchungen, die er bereits 1852 begonnen hatte. Dieselben sind niedergelegt in verschiedenen, im „Archiv für physiologische Heilkunde“ veröffentlichten Aufsätzen, betitelt: „Neue Methode der quantitativen mikroscopischen Analyse des Blutes“; „Zählungen der Blutkörperchen des Menschen“; „Neue Methoden der Bestimmung des Rauminhaltes der Blutkörperchen“, sowie in der Monographie: „Die Lehre vom Arterienpuls in gesunden und kranken Zuständen“ (Braunschweig 1855), deren Ergebnisse hauptsächlich auf den mit seinem neuen auf der Naturforscherversammlung in Tübingen (1853) zuerst demonstrirten Pulsmesser (Sphygmographen) angestellten Versuchen beruhten. Durch diese Arbeiten, sowie durch die höchst wichtige Schrift: „Die Erscheinungen und Gesetze der Stromgeschwindigkeiten des Blutes nach Versuchen“ (Frankfurt 1858) ist V. der verdienstvolle Begründer der modernen Sphygmographie geworden und somit durch Auffindung wichtiger Gesetze der Förderer eines vorher stiefmütterlich behandelten Capitels der Physiologie. Außer den genannten Arbeiten sind von den Erstlingsveröffentlichungen Vierordt's noch nachzutragen ein die Athmungsphysiologie betreffender Aufsatz: „Ueber die Abhängigkeit des Kohlensäuregehaltes der ausgeathmeten Luft von der Häufigkeit der Athembewegungen“ (Archiv für physiol. Heilkunde 1844), sowie die Monographie: „Physiologie des Athmens mit besonderer Rücksicht auf die Ausscheidung der Kohlensäure“ (Karlsruhe 1845). 1869 begann V. eine größere Untersuchungsreihe über die Entwickelung des Raumsinnes der Haut, ferner eingehende Studien über Spectrophotometrie, als deren Resultate folgende Abhandlungen publicirt wurden: „Die Anwendung des Spectralapparates zur Photometrie der Absorptionsspectren und quantitativen chemischen Analyse“ (Tübingen 1873); „Die Anwendung des Spetralapparates zur Messung und Vergleichung der Stärke des farbigen Lichtes“ (Ebd. 1874) und „Die quantitative Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf Physiologie, Chemie und Technologie“ (Ebd. 1876). Sehr bekannt und beliebt in medicinischen Kreisen ist der von V. herausgegebene „Grundriß der Physiologie“ (Frankfurt, später Tübingen 1860/61), der bis 1877 5 Auflagen erlebte, auch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt wurde. — Von 1864—65 war V. Rector der Tübinger Universität, er hielt bei der Abgabe dieser Würde eine sehr bemerkenswerthe Rede: „Ueber die Einheiten der Wissenschaften“. 1874 feierte er in Gemeinschaft mit dem Anatomen Luschka sein 25jähriges Docentenjubiläum, 1883 begann er an asthmatischen Beschwerden infolge von Herzhypertrophie zu kränkeln, trat infolge dessen 1884 von seiner Lehrthätigkeit zurück, konnte aber die Ruhe nur kurze Zeit genießen, da er bereits am 22. November desselben Jahres starb. — Nach seinem Tode erschien noch als Resultat seiner letzten Arbeiten die Abhandlung: Die Schall- und Tonstärke und das Schallleitungsvermögen der Körper“ (Tübingen 1885), der auch eine zugleich sein 116 Nummern umfassendes Schriftenverzeichniß enthaltende Lebensbeschreibung Vierordt's angedruckt ist. Nicht unerwähnt bleibe Vierordt's Bearbeitung der „Physiologie des Kindesalters“ für Gerhardt's Handbuch der Kinderkrankheiten, 1877.

Vgl. Biographisches Lexikon VI, 109. Pagel.

Vierthaler: Franz Michael V. war der Sohn des Maurermeisters Jakob Michael V. in dem Salzburg benachbarten oberösterreichischen Marktflecken Mauerkirchen und wurde am 25. September 1758 geboren. Die Vierthaler waren im salzburgischen Gebirge angesessen und wohlbekannt, bevor sie nach Schärding und Mauerkirchen wanderten. Mit 11 Jahren trat Michael als Sängerknabe in das salzburgische Benedictinerstift Michaelbeuern ein und ein

Jahr später als Domsängerknabe in das Capellhaus zu Salzburg, wo er zugleich das Gymnasium besuchte. Als seine Stimme sich änderte, fand er zu Burghausen Unterkunft und beendete die Gymnasialstudien bei den Jesuiten daselbst als einer der besten Schüler. Bei dem Besuche des bairischen Commissärs Ostermann wurde V. zur Uebersetzung eines Stückes aus der Aeneide vorgerufen. Am Verse: Quos ego! sed motos praestat componere fluctus, hielt V. inne, und als der Lehrer drängte: Nun, was heißt das? antwortete V.: Diese Stelle ist schwer zu übersetzen, vielleicht: Ich hätte Lust — und Ostermann belobte ihn.

In den Jahren 1777—78 studirte V. wieder zu Salzburg Logik und Physik an der Universität und vollendete dort auch die juristischen Studien. Er verwendete besondern Fleiß auf die lateinischen und griechischen Classiker, in deren Kenntniß und Verständniß er namhafte Fortschritte machte. Besonders zogen ihn Plato und die Sokratiker an. Das erste Werk, womit er einst als Schriftsteller aufzutreten gedachte, sollte eine Lebensbeschreibung des Sokrates sein. Im J. 1783 wurde er als Hauslehrer an das virgilianische Collegium für Adelige und die damit verbundene Pagenschule berufen. Man rechnete zunächst auf seine classische Bildung. Da es aber in der Anstalt an Geschichtsunterricht völlig gebrach, verfaßte V. im Auftrage einen Abriß der Weltgeschichte für diesen Zweck, den er aber nicht veröffentlichte, „weil Deutschland damals schon mehrere treffliche Werke dieser Art habe“. Indem er sich dabei in das Geschichtsstudium vertiefte, fand er den Muth, ein umfassendes Werk auszuarbeiten, die „Philosophische Geschichte der Menschen und Völker“ (des Alterthums), von der in den Jahren 1787—95 der 1.—5. Band in Salzburg, der 6. und 7. erst 1818 und 19 in Wien erschienen. Dieses Werk, auf umfänglicher Kenntniß der Alten beruhend, lebhaft und in würdiger Sprache geschrieben, verschaffte ihm litterarischen Ruf und man bedauerte, daß die Geschichte der Römer nicht nachfolgte. Im J. 1787 verließ V. seine Stellung am Virgilianum, wie man glaubt, wegen Zurücksetzung, ertheilte Privatunterricht und wendete seine Arbeitskraft dem Geschichtswerke zu.

Durch ganz Deutschland regte sich um diese Zeit ein lebhafter Eifer für die Volksschule. Der Erzbischof von Salzburg fand in den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, besonders aber in der Kaiserin Maria Theresia Muster zur Nachahmung. Sein besonderer Rathgeber bei diesen Bestrebungen war der Würzburger Geistliche Johann Michael Bönike, der in Salzburg Consistorialkanzler wurde. Man errichtete eine Schulcommission und lud den Abt von Sagan, Helbiger nach Salzburg ein, der den Vorschlag machte, zwei befähigte Lehrer nach Wien an die Normalschule zu senden, um die neue Lehrmethode theoretisch und praktisch kennen zu lernen, was auch geschah. Zurückgekehrt unterrichteten diese die Schulhalter der Stadt und Umgebung durch einige Monate in dem verbesserten Unterrichtsverfahren. Allein der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen, es fehlte die eigentliche Lehrerbildung. Der Erzbischof suchte dem Mangel durch ein Lehrerseminar abzuhelfen, eine Anstalt, dergleichen damals so manche in Deutschland entstanden waren, in Oesterreich aber keine Nachahmung fanden. Zum Director konnte kein besserer Mann als V. gewählt werden. Denn er war classisch gebildet, in Philosophie und Geschichte bewandert, seit 11 Jahren im Unterrichtsfache thätig, ein Schriftsteller, der seinen Gedanken den richtigen Ausdruck zu geben wußte, mit Land und Leuten bekannt, aufrichtiger Katholik, von angenehmem Aeußern, mit einer wohlklingenden Stimme, bescheiden, genügsam und unbescholten.

Am 9. November 1790 wurde das Seminar mit vier Zöglingen eröffnet, die mit dem Director auf einer Stube wohnten. V. unterrichtete in Pädagogik und Methodik und leitete die praktischen Uebungen. Eine zweite Lehrkraft

übernahm den Unterricht in Schön- und Rechtschreiben, Sprachlehre, Rechnen und Musik. V. erhielt den Auftrag, über Pädagogik und Methodik im Priesterhause, und seit 1791 auch an der Universität Vorträge zu halten. Eine fruchtbare, schriftstellerische Thätigkeit knüpfte sich daran. Es erschienen seine beiden Hauptwerke: Die „Elemente der Methodik und Pädagogik“, die mehrere Auflagen erlebten und der „Entwurf der Schulerziehungskunde“, der 1824 wieder aufgelegt wurde. Im J. 1793 trat auch die reife Frucht seiner vieljährigen Studien: „Der Geist der Sokratik“ ans Licht, mit platonischen Belegstellen und Nutzanwendungen für Katecheten. Vielen wurde der Unterschied zwischen Sokratik und Schulmethodik dadurch erst klar. Aus seiner Feder gingen während dieser Zeit zum Behelfe der Volksschule zahlreiche kleine Schriften hervor: „Franz Traugott, eine lehrreiche Kindergeschichte“, der „goldene Spiegel“, das „Kinderbuch“, eine Art Fibel, der „kleine A b c schüler“, in zehn Auflagen, der „kleine Schreib- und Leseschüler“, der „kleine Schreibschüler“, die „Anleitung zur Rechenkunst“, die „Episteln und Evangelien“, neu übersetzt. Seine freien, mit Wärme gehaltenen Vorträge gewannen ihm den Beifall seiner Zuhörer, er galt als der beste Lehrer der Universität; auf seinen Besuchen der Landschulen, seit 1794, besprach er den Lehrplan, seine religionsfreundliche Gesinnung näherte ihm die Geistlichen und die Eltern, seine aufgeklärte Bildung die Beamten; die Vorurtheile gegen die neue Methode minderten sich, Geldbeiträge für die Schulen gingen ein. Er hielt landeskundige Kenntnisse der Jugend förderlich und verfaßte eine gut geschriebene Schulgeographie des Landes Salzburg 1796 und weil damals Reisen zum Unterricht und Vergnügen aufkamen und Salzburg ein Stelldichein von Naturforschern wurde, entwarf er in den „Reisen durch Salzburg“ 1799 freimüthige geographische, historische und staatswirthschaftliche Schilderungen des von Vielen mißkannten Landes, die in den „Beiträgen zur Geographie und Geschichte“ und 1816 in den „Wanderungen“ fortgesetzt wurden.

Im J. 1796 erhielt der Bücherkenner V. den Auftrag, die Hofbibliothek in Ordnung zu halten und wurde dann Hofbibliothekar. Er übernahm 1800 die Redaction der salzburgischen Litteraturzeitung, 1799—1806 die der salzburgischen Staatszeitung. Die kümmerlichen Subsistenzmittel, die Beschränktheit des Seminariums, die ungewisse Zukunft des Erzstifts, dessen Verweltlichung drohte, trennten das Zusammenleben der Zöglinge und führten die Auflösung der Anstalt herbei, nicht aber die des pädagogischen Unterrichtes. V. beschränkte sich auf den Unterricht in Pädagogik und Methodik, Lehrer der Normalschule übernahmen die übrigen Fächer. Im J. 1802 schloß V. den Ehebund mit der Tochter Josepha des salzburgischen Justizpräsidenten v. Kleimayrn, des Verfassers der Juvavia.

Unter der Regierung des Kurfürsten Ferdinand (1803—6) wurde das Schulwesen unmittelbar der Regierung unterstellt und die Schulcommission aufgelöst. V. erhielt die Direction der beiden Waisenhäuser und ließ die „Geschichte des Schulwesens und der Cultur“ in Salzburg 1804 erscheinen, die aber auf den ersten Band beschränkt blieb. Im J. 1806 wurde Salzburg österreichisch. V., der als Kenner der Kunst- und litterarischen Schätze des Landes galt, von denen die Franzosen bereits sich manches angeeignet und weggeführt hatten, ward ausersehen, die wichtigsten derselben zu sammeln und nach Wien zu bringen, damit sie in der Voraussicht neuer Besitzänderungen in Sicherheit wären. V. blieb nun in Wien und wurde 1818 Director des großen Waisenhauses, in welchem bald ein anderer Geist zu herrschen anfing. Statt der Invaliden, die beaufsichtigten, wurden pädagogisch gebildete Erzieher angestellt, die Anstaltsschule zu einer Hauptschule mit vier Classen erhoben, die öffentlichen Prüfungstage wurden zu Freudenfesten, die austretenden Zöglinge fanden bereitwillige Unterkunft.

Viele Lehrer besuchten die Anstalt. Wie es zum guten Tone gehörte, das Philanthropin in Dessau gesehen zu haben, so beehrten hohe und höchste Besuche, besonders zur Zeit des Wiener Congresses, das Waisenhaus. In dieser Zeit erschien die fünfte Auflage der „Elemente", die, so wie die früheren des Verfassers fortschreitende Kenntniß der zahlreichen Werke über Erziehungskunde darlegten. Viele kleine Schulschriften verfaßte V. zum Behufe der Anstalt, 1816 „Versuch und Prüfung der Lancasterschen Unterrichtsmethode" und 1824 den „Entwurf zu pädagogischen Vorlesungen". Er starb am 3. October 1827 und erhielt ein Steindenkmal auf seiner Grabstätte. Die Gesellschaft für salzburger Landeskunde ließ 1885 am Gebäude der alten Universität, der Stätte seiner Wirksamkeit während der 15 Jahre vor seiner Entfernung nach Wien, eine marmorne Gedenktafel anbringen.

Vierthaler, sagt der beste Kenner seiner Wirksamkeit, gab weder der Pädagogik noch Methodik neue Richtungen. Sein Verdienst besteht darin, daß er seinen Schülern klare und richtige Begriffe beibrachte und sie lehrte, die besten Methoden zu wählen. Seine Lehrer waren praktisch vorzüglich gebildet. Er wollte sie aber nicht bloß bilden, sondern auch erziehen. Die Gelehrten achteten ihn wegen seines großen Wissens, die Geistlichen, weil er die Schulverbesserung mit der Religion nicht in Gegensatz brachte, jedermann wegen seines liebenswürdigen Charakters und der Untadelhaftigkeit seines öffentlichen und Privatlebens. Die Männer, welche das von V. begonnene Werk fortsetzten und in den folgenden Jahren unter gewaltigen Stürmen in Salzburg über Wasser hielten, waren Geistliche.

Anthaller, F. M. Vierthaler, der salzburger Pädagog, 1880. — Anthaller, Uebersichtl. Gesch. der Lehrerbildungsanstalt in Salzburg, 1890. — Familienhandschriften. Zillner.

Vieth: Gerhard Ulrich Anton V., geboren am 8. Januar 1763 zu Hokfiel, einem Hafen und Marktflecken in der damals anhalt-zerbstischen Herrschaft Jever, als Sohn des dortigen Justizamtmanns, erhielt den ersten Unterricht theils vom Vater, theils von einem Hauslehrer, besuchte die Gelehrtenschule in Jever und bezog 1781 die Universität Göttingen, wo er Jurisprudenz, Cameral-, Handlungswissenschaft, Mathematik und Physik studirte und auch die Leibesübungen: Fechten und Voltigiren nicht vernachlässigte. 1783 begleitete er den im Dessauer Philanthropin erzogenen Sohn des Geheimraths v. Nostiz auf die Universität Leipzig, wo er besonders seine juristischen, mathematischen und physikalischen Studien fortsetzte. Im Begriff, in Jever die Praxis als Advocat anzutreten, erhielt V. 1786 gleichzeitig einen Ruf als Lehrer der Mathematik und des Französischen an der neu organisirten herzoglichen Hauptschule zu Dessau, welchem Ruf er folgte. Wie vielseitig seine Kenntnisse waren, ergibt sich daraus, daß ihm außer der Mathematik und dem Französischen auch Unterricht in der Physik, der bürgerlichen Rechenkunst, in Latein, Geographie und Naturgeschichte übertragen wurde. In der Geometrie und im Fechten unterrichtete er privatim. V. beklagt selbst in einem Brief an seinen Vater, daß er in zu vielen Fächern zerstreut sei, um es in einem weit bringen zu können. Seine Tüchtigkeit fand bald allgemeine Anerkennung und es eröffneten sich ihm günstige Aussichten. Er blieb aber der Schule treu und schlug selbst eine Lehrerstelle der Mathematik und Physik zu Leipzig aus.

Als Director Neuendorf, der seit 1785 die Hauptschule leitete, 1799 starb, wurde V. zum Director der Schule ernannt und übernahm zugleich die Inspection über die übrigen Schulen der Stadt und der näheren Umgegend. 1804 entsandte ihn der Fürst Leopold Friedrich Franz, der ihm sehr wohl wollte, zur Sternwarte Seeberg bei Gotha, wo er einigen astronomisch-geodätischen Opera-

tionen beiwohnte, die Franz v. Bach zum Behufe einer Gradmessung leitete. 1819 wurde V. zum Schulrath ernannt, behielt aber den mathematischen Unterricht. Der Tod seiner Gattin am 1. Mai 1826 drückte ihn körperlich und geistig nieder. Seine letzte Ansprache an die Schüler geschah bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Jubelfeier der Hauptschule am 6. October 1835. Er starb nach schweren Leiden am 12. Januar 1836.

Es ist nicht klar zu ersehen, in welchem Verhältniß V. zu dem von Basedow 1774 zu Dessau gegründeten Philanthropin stand. Anscheinend betheiligte er sich an den gymnastischen Uebungen, die an dieser Anstalt unter der Leitung des tüchtigen Lehrers Du-Toit blühten, bereitwillig letzteren unterstützend. In einem 1826 geschriebenen Aufsatz: „Ein paar Worte über philanthropische Zucht und Methode" nimmt er diese in Schutz gegen die ihr vorgeworfene „matte und schlaffe Zucht". „Heißt es eine matte und schlaffe Zucht", fragt er, „wenn man Jugendvergehungen nicht gleich mit Ruthe, Stock und Carcer bestraft, sondern sie durch Aufsicht verhütet, und, wenn sie geschehen, den Schuldigen durch Vorstellungen zur Reue bringt? Heißt es matte und schlaffe Zucht, wenn man junge Leute mit Liebe, wie der Vater seine Kinder, behandelt, wenn man, ohne sich selbst etwas zu vergeben, im Tone der gesitteten Welt mit ihnen spricht und in dem jungen Menschen den jungen Menschen ehrt? Wohl! So bekenne ich mich zu dieser matten und schlaffen Zucht, bei der ich mich in den vierzig Jahren, die ich als Lehrer und Director einer der größten und, ich darf sagen, besten Schulen, verlebte, wohl befunden habe, und die Hunderte meiner Schüler mögen zeugen, ob ich ‚meiner Classen Meister' war."

Auch in anderem nahm V. das Philanthropin und seine Methode gegen die Angriffe und Vorwürfe in Schutz. „Heißt es ‚Spielmethode' (des Philanthropins), fragt er, „wenn man beim geographischen Unterricht Stücke der Erdfläche von den Schülern selbst abbilden läßt? Heißt es Spielmethode, wenn man dem jugendlichen Körper die nöthige Bewegung verstattet und durch gut geleitete gymnastische Uebungen Gesundheit und frohen Sinn, dieses ‚Palladium' des menschlichen Wohles, bei den Zöglingen erhält, eingedenk der goldenen Worte Rousseau's: ‚Le grand secret de l'éducation est de faire en sorte que les exercices du corps et ceux de l'esprit servent de délassement les uns aux autres?' Wohl! so bekenne ich mich zu dieser Spielmethode und wünsche sie in jeder Schule eingeführt zu sehen." Weiter sagt V. im Anschluß an das Philanthropin: „Daß auf vielen Schulen zu viel Zeit auf Wortkram und Silbenzählen verwendet und mit dem heillosen Diktiren, der elendesten Methode, die es geben kann, verschwendet wird; daß die Schüler dadurch für Gegenstände des Unterrichts, die den Verstand in Anspruch nehmen und nicht bloß Gedächtniß und grammatischen Fleiß in allen Sprachen erfordern, unempfänglich werden; daß die jungen Leute, mit Schulstunden überhäuft, zu viel und zu lange ununterbrochen still sitzen müssen; daß Körperübungen vernachlässigt werden; daß also nicht darauf hingearbeitet werde, ut sit mens sana in corpore sano; daß besonders junge Lehrer oft einen herrischen, barschen Ton annehmen; daß dies auf vielen Schulen, sage ich, der Fall ist, daß das Mängel und Fehler sind, denen das Philanthropin nicht unterworfen war." Vieth's Stellung zu den Leibesübungen ist hier besonders zu gedenken. Schon als Knabe mit ungewöhnlicher körperlicher Kraft und Gewandtheit begabt, benutzte er in Göttingen die den Studierenden gebotene Gelegenheit, sich im Fechten, Tanzen, Voltigiren und Reiten zu üben. Er that sich mit Freunden zu gemeinschaftlichen Uebungen zusammen, und noch in spätem Alter gedachte er mit Freuden jener thatfrohen Zeit. Seine Abneigung gegen Leipzig mag damit zusammenhangen, daß an der

Universität zu der Zeit, als V. sich dort aufhielt, die körperlichen Uebungen, besonders das Voltigiren, in geringer Achtung standen.

Das Philanthropin zu Dessau war bekanntlich eine Hauptpflegestätte der Gymnastik. Aber auch betreffs der Hauptschule sagt V. in seiner Jubiläumsrede: „Eine gesunde Seele in einem gesunden Körper! Das ist der große Zweck, auf den jede Erziehungs- und Lehranstalt hinarbeiten muß, diesen hat auch unsere Anstalt während ihrer fünfzigjährigen Dauer nicht aus dem Auge verloren, und wir dürfen daher hoffen, daß sie sich nicht scheuen darf, mit den besten des deutschen Vaterlandes in die Linie zu treten.“ V. hat die körperlichen Uebungen „immer geliebt“, als Knabe, als Jüngling, als Mann. Diese Liebe bewirkte, daß er ihnen auch eine eingehende theoretische Betrachtung widmete, und daß diese fortdauernde Beschäftigung ein Werk gezeitigt hat, das Vieth's litterarische Haupt-, ja Lebensarbeit werden sollte, das neben Guts Muths' „Gymnastik für die Jugend“ und Jahn's „deutscher Turnkunst“ die bedeutendste Stelle in der Turnlitteratur einnehmend, in wissenschaftlicher Beziehung jener Männer Werk weit überragte. Es ist Vieth's „Versuch einer Encyclopädie der Leibesübungen“, deren erster Theil: „Beiträge zur Geschichte der Leibesübungen“, in Berlin 1794 (die Vorrede datirt vom December 1793), der zweite: „System der Leibesübungen“, in Berlin 1795, und der dritte: „Zusätze zum ersten Theile der Encyclopädie der Leibesübungen“, in Leipzig 1818 erschienen ist.

Ursprünglich wollte V. ein praktisches Lehrbuch der Gymnastik schreiben und war deshalb schon 1791 mit einem Berliner Buchhändler in Verbindung getreten. Als er aber erfuhr, daß auch Guts Muths im Begriff war, eine Gymnastik herauszugeben, änderte er seinen Plan und schrieb seine Encyclopädie. Der erste Band enthält so ziemlich alles, was man damals von der Geschichte der Leibesübungen wußte. Es zeigt sich darin eine erstaunliche Belesenheit, die sich auch auf die geographischen Werke jener Zeit erstreckt; denn auch von den Leibesübungen und Spielen der Südseeinsulaner weiß V. zu erzählen. Wichtiger und bedeutender ist der zweite Band: „Das System der Leibesübungen“. Hier vereinigt V. alles, was er erstrebt, gelernt und getrieben, wie in einem Brennpunkt. Mathematisches, physicalisches Wissen, anatomische, pädagogische Kenntnisse, gehen Hand in Hand mit praktischem Verständniß der Leibesübungen im weitesten Umfang. Dazu kommt geübter kritischer Blick und eine Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung, die noch jetzt den Leser fesselt. Nicht mit Unrecht hat man Vieth's Encyclopädie ein classisches Buch genannt. Es verdient diese Bezeichnung nicht weniger als Guts Muths' Gymnastik und Jahn's deutsche Turnkunst.

Zur Erinnerung an Gerhard Ulrich Anton Vieth u. s. w. Aus seinem Nachlaß von Dr. Gustav Krüger, Oberschulrath, Dessau 1885. — K. Wassmannsdorff in den Jahrbüchern der Turnkunst 1885, 1890; deutsche Turnkunst 1860 und 1861. — Carl Euler, Geschichte des Turnunterrichts, 2. Aufl. (Gotha), S. 60 ff. — Derselbe, Sonntagsblatt Nr. 18 zur Vossischen Zeitung 1895. C. Euler.

Vietinghoff: Otto Hermann v. V., russischer Staatsmann, Begründer des Rigaer Theaters, aus uraltem deutschem Adelsgeschlecht, war in Riga am 3. December 1722 geboren, trat in frühen Jahren in den russischen Militärdienst, kämpfte unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen Lascy in Persien und nahm an den Feldzügen gegen Schweden und Preußen theil. Als Oberst nahm er, 35 Jahre alt, seinen Abschied, verheirathete sich mit der Gräfin Anna Ulrike von Münnich, Großtochter des Feldmarschalls Grafen Münnich, und trat als livländ. Regierungsrath in den Civildienst. Er ließ sich 1756 in Riga nieder und verwaltete von hier aus seinen umfangreichen Landbesitz und trieb seine kaufmännischen

Speculationen, Staatsmann und Geschäftsmann zugleich. V. war nach dem Generalgouverneur die erste Person in der Provinz und stand dank seinem hohen Amt, seinen Familienverbindungen, seinen Beziehungen zum kaiserlichen Hof und seinem großen Reichthum im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Fein gebildet, ein Freund der Künste, an der Seite einer am Petersburger Hof aufgewachsenen durch Luxus verwöhnten Gemahlin, war V. bemüht, in seinem Hause den Künsten und der Geselligkeit eine Stätte zu bieten. Aus eigenen Mitteln unterhielt er ein Orchester von vierundzwanzig Musikern (unter ihnen befanden sich der Geiger Feige, der Cellist Pitscher und der Flötist Adam), und zu den musikalischen Soireen in seinem Hause lud er Adel, Beamtenthum und Vertreter der Bürgerschaft ein. Das größte Verdienst erwarb sich V. durch die Gründung eines ständigen Theaters in Riga. Im J. 1783 schrieb im Hinblick hierauf ein Reisender über Riga: „Was waren die Lieblingsvergnügungen dieser glänzenden Stadt noch vor wenigen Jahren? Fürstliche Schmausereien, die die Geldbörse der reichsten Männer entnervten und wobei nicht selten der denkende Kopf unterlag. Kartenblätter, die Pest der Conversation, lagen auf allen Tischen; wer nicht mitspielte, nicht mit die Zeit verdarb, gehörte in das Fach der Pagoden, und jedes Codille, jedes Solo erhellten die schwarzen Flaschen des Champagners und Burgunders. Kein Wunder, wenn mancher sein Geld und seinen Verstand zugleich verlor." — Vietinghoff's Einfluß verfeinerte die Sitten.

Bis in die sechziger Jahre des 18. Jahrh. schlugen die reisenden Schauspielergesellschaften, die nach Riga verschlagen wurden, in einem Rathsspeicher an der Küterpforte ihr Quartier auf. Auf Vietinghoff's Anregung wurde 1768 ein besonderes Theatergebäude in dürftiger Ausstattung am Paradeplatz eröffnet. Eine Epoche für das Theaterleben Rigas aber bedeutete es, als V. sich mit einem Aufwand von zwölftausend Ducaten ein glänzendes Haus an der Königsstraße erbauen ließ, nach seinen eigenen Worten in der einzigen Absicht: „anständigen Vergnügungen auch ein anständiges Haus zu verschaffen, und die Sachen dergestalt zu arrangieren, daß das Theater, der Ball und die Clubbe auf einen dauerhaften Fuß gesetzt werden könnten". Im Herbst 1782 war der Bau schon soweit gediehen, daß „der große Saal nebst zwei großen und einigen kleinen Zimmern völlig fertig und zu publiquen Divertissements aptirt" waren. In diesen Räumen wurde das Theater am 15. September 1782 mit Lessing's „Emilia Galotti" eröffnet. V. führte die Direction auf seinen eigenen Namen; durch Meyrer und Koch hatte er eine tüchtige Schauspielergesellschaft anwerben lassen. Einige Jahre später (December 1787) nahm die Gesellschaft der „Muße" das ganze Gebäude einschließlich des Theaters von V. in Miethe und überließ es unentgeltlich dem Director Meyrer zu Theatervorstellungen. Was V. begonnen hatte, setzte die Gesellschaft der „Muße" fort, die 1815 Eigenthümerin des Hauses wurde und volle 75 Jahre, bis 1863, in ihrem Gebäude der darstellenden Kunst eine Freistätte geboten hat. 1787 war V. nach Petersburg übergesiedelt, wo ihn die Kaiserin Katharina II. zum Senateur und Generaldirector des Medicinalcollegiums ernannt hatte. V. starb in St. Petersburg am 24. Juni 1792. Seine Familie war in Riga wohnen geblieben. Unter seinen Kindern hat den Ruhm des Vaters die Tochter Barbara Juliane v. Krüdener in den Schatten gestellt, die Verfasserin der Valerie und Prophetin der heiligen Allianz (s. A. D. B. XVII, 196—212).

Eckardt, Die balt. Provinzen Rußlands, S. 299—304. — (R. Büngner), Die Gesellschaft der Muße in Riga 1787—1887. — Rudolph, Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon, S. 251. Ar. Buchholtz.

Vietor: Heinrich V., Sohn des Matthaeus Bänder in Friedberg, studirte in Marburg (immatriculirt am 31. Mai 1550, Magister 1553) und wurde dann Prediger in seiner Vaterstadt (1557); zugleich erhielt er die Aufsicht über die Schulen. Im October 1561 erhielt er einen Ruf als Prediger und Professor der Dialektik nach Marburg, dem er gegen Ende des Jahres folgte; bis 1563 verwaltete er auch das Ephorat der Stipendiaten. Am 16. Mai 1564 erwarb er sich die theologische Doctorwürde, disputirte am 1. September 1565 de Sabbato sanctificando, um eine theologische Professur übernehmen zu können; 1570 und 1574 war er Rector. Als die Universität 1575 wegen der Pest nach Frankenberg verlegt wurde, blieb er bei seiner Gemeinde, wurde aber ein Opfer seiner Berufstreue, die Seuche raffte ihn am 7. Januar 1576 weg. Er hatte sich besonders als Kanzelredner einen Namen gemacht.

Matrikel der Univ. Marburg ed. Caesar. — Strieder, Hess. Gel.-Gesch. XVI, 300. — Curtius, Gesch. des Stipendiatenwesens in Marburg.

Sein Sohn Mag. Konrad V. (wurde unter dem 1. Rectorate seines Vaters als Kind mit seinen älteren Brüdern in das Album der Universität Marburg eingetragen, trat 1589 in das Pädagogium daselbst ein, dem er 1597—1607 als Lehrer angehörte) war berühmt, weil er 1607 sein Amt und seine Familie heimlich verließ, nach der Türkei wanderte und dort unter dem Namen Moses Pardo zum Judenthum übertrat. Erst am 23. December 1614 schrieb er aus Thessalonichi, er wolle zurückkehren, wenn der Landgraf ihn bei seinem Glauben schützen wolle. Ueber sein Ende ist nichts bekannt.

Universitäts-Matr. von Marburg zu 1615 ed. Caesar: Historia M. Conradi Vietoris Marpurgensis. — Schudt, Jüd. Merkwürdigkeiten IV. 1. S. 191. Kretzschmar.

Vietor: Ein in der Gelehrtenwelt Wiens angesehener Buchdrucker, welcher der ältesten Zeit der Wiener Buchdruckerei angehörte, war Hieronymus Binder (Böttcher, Büttner), oder nach der Sitte seiner Zeit, die Personen- und Ortsnamen zu latinisiren oder ins Griechische zu übersetzen, auch Vietor geheißen. Er war zu Liebenthal in Schlesien geboren, woher er sich auch Philovallis nannte, und widmete sich schon frühe den Wissenschaften. Im Wintersemester des Jahres 1497 finden wir ihn an der Artistenfacultät der Universität Krakau immatriculirt, wo eben Andreas v. Labischin Rector war. 1499 erlangte er das Baccalaureat der freien Künste. Wie es aber kam, daß er sich dann der aufblühenden Kunst Gutenberg's zuwendete und wahrscheinlich in Haller's Officin in Krakau lernte, wissen wir nicht, ebenso wenig, wann er nach Wien kam. 1409 ließ er von Krakau aus bei Winterburger in Wien drucken, im folgenden Jahre finden wir ihn aber schon daselbst. Und nun begann seine Thätigkeit als Wiener Buchdrucker. Anfangs druckte er bis zum Jahre 1514 gemeinsam mit Hans Singriener; ihr erster Druck war ein schöner Claudianus, und 1511 besaßen sie griechische Lettern. Beider Buchladen befand sich auf dem alten Fleischmarkte gegenüber dem Nonnenkloster St. Laurenz. Vom Jahre 1515 an druckte er allein, ohne daß aber die Freundschaft zwischen ihm und Singriener dadurch irgendwie getrübt worden wäre. 1516 besaß V. ein Haus in der Weihenburggasse, wo auch seine Officin sich befand; aber schon 1517 übersiedelte er nach Krakau, zu dessen Gelehrten und Adeligen er stets rege Beziehungen aufrecht erhalten hatte und wo er nun eine große Buchdruckerei einrichtete. Die Wiener Officin bestand aber nebenbei fort; dieselbe leitete sein Bruder Benedict und zuletzt wahrscheinlich sein Sohn Florian, von dem ein Druck aus dem Jahre 1531 auf der Wiener Hofbibliothek noch erhalten ist; mit diesem Jahre hört überhaupt Vietor's Wiener Officin auf. V. starb 1546; seine Wittwe aber setzte den Betrieb der Krakauer Officin bis 1551 fort. V. druckte meistens in lateinischer und

polnischer Sprache. Seine Bücher zeichnen sich aus durch schöne Schrift, correcten Druck und gutes Papier; auch die Holzschnitte sind gut.

Denis, Wiens Buchdruckergeschichte bis 1560, p. VII und XIX. — D. Ant. Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte 1482—1882. I, 30—37.

Ant. Mayer.

Vietor: Jeremias V., ältester Sohn des Justus V. (s. u.), geboren am 4. September 1556 zu Alsfeld; erhielt seinen ersten Unterricht in Homberg in Hessen, dann in Alsfeld. 1569 wurde er in das Pädagogium zu Marburg aufgenommen und ging 1572 zur Universität über. 1573 besuchte er Wittenberg, mußte aber im folgenden Jahre bereits zurückkehren, da sein Vater den Einfluß des dortigen Kryptocalvinismus fürchtete. In Marburg gewann Aegidius Hunnius entschiedenen Einfluß auf ihn, dessen orthodoxe Richtung er in verschiedenen Schriften verfochten hat; auch übersetzte er mehrere von dessen lateinischen Schriften ins Deutsche. Nachdem er am 9. December 1574 die Magisterwürde und am 10. November 1579 die theologische Doctorwürde erworben hatte, wurde er 1580 Prediger in Gießen. 1601 wurde ihm die Superintendentur im darmstädtischen Oberhessen übertragen, 1609 am 8. September machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende.

B. Mentzner, Leichpredigt 1609. — Matrikel der Univ. Marburg ed. Cäsar. — Strieder, Hess. Gelehrten-Geschichte XVI, 306.

Kretzschmar.

Vietor: D. Johannes V., Superintendent in Darmstadt, geboren in Alsfeld am 1. August 1574, † in Darmstadt am 20. Januar 1628. Sein Vater war Justus V., zu deutsch Büttner (s. u.). In der Schule seiner Vaterstadt und auf dem Pädagogium in Marburg vorgebildet, studirte er seit 1589 an diesem letztgenannten Orte. Nachdem er hier 1590 Baccalaureus und 1591 Magister geworden war, wandte er sich mit großem Fleiße und Eifer dem Studium der Theologie zu und zeichnete sich darin so sehr aus, daß er 1594 zum Repetenten des seminarium Philippinum an der Marburgischen Universität ernannt wurde. Von 1596 bis 1598 führte ihn eine Studienreise nach Jena, Leipzig, Wittenberg, Straßburg, Basel, Tübingen, Heidelberg und Gießen. In Gießen übte er sich bei einem seiner Brüder, der dort Pfarrer war, fleißig in der mündlichen Predigt. Noch 1598 wurde er auch schon als Pfarrer nach Goddelau berufen. Er folgte diesem Rufe in seine hessen-darmstädtische Heimath, obwol man ihn gern in Marburg als dritten Professor der Theologie neben Winckelmann und Balthasar Mentzer behalten hätte. Auch 1607, als man ihn an die neugegründete Universität in Gießen berufen wollte, zog er sein Predigtamt vor, wie ihn denn auch 1609 nur der ernstliche Befehl seines Landgrafen dazu bewegen konnte, die Würde eines Doctors der Theologie anzunehmen. 1608 wurde V. zum Hofprediger in Darmstadt ernannt, wo er noch 20 Jahre in reich gesegneter Thätigkeit lebte. Von 1623—1628 war er der Nachfolger des D. Heinrich Leuchter im Amte des Superintendenten von Darmstadt. Er war ein ebenso gelehrter wie bescheidener Mann, in der Residenz als Prediger nicht minder geschätzt, als von den Universitäten wegen seiner Kenntnisse ausgezeichnet. Von seinen Werken seien erwähnt: „Disp. de λόγῳ s. filio Dei ex Joh. I. desumpta etc.“ Tubingae 1598; „Meditatio theol. (pro Gr. Dr.) dicti Apost. Hebr. II, 14 de duabus in Christo naturis earundemque personali unione nec non Christi redemptoris officio (sub praes. Balth. Mentzeri).“ Gießen 1609; ein großer Theil seiner zahlreichen Gedächtnißreden findet sich zusammengestellt in: Fürstliches Ehrengedächtniß. Marburg 1626. — Von andern Reden mögen hier Platz finden: „Magarita nuptialis oder Predigt über Sprüchwörter Salom. 31.“ Darmstadt 1611; „Schola crucis et lucis.

d. i. christliche Leichpredigt aus dem 13. Psalm u. s. w." Darmstadt 1620; „Baculus senectutis, d. i. christlicher Troststab, an welchem bey jetzigem Abend der Welt nicht allein das alte elende Mütterlein, die christliche Kirch', sondern auch alle betrübte und traurige Hertzen, sonderlich aber gottesfürchtige alte betagte Christen; sich fest und steiff halten sollen, aus Esaiä 46; in einer christlichen Leich- und Bettagspredigt u. s. w." Darmstadt 1620.

Nach Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte XVI, 302—311. Metz.

Vietor: Justus V., geboren im Juli 1532 zu Homberg i. Hessen, als Sohn des Johannes Büttner; am 16. Juli 1543 trat er als Chorknabe in die fürstliche Capelle ein, der er 5 Jahre angehörte. Am 9. Mai 1549 wurde er in Marburg inscribirt und studirte hier unter dem Mag. Nikolaus Rodingus (später Pfarrer in Marburg und 1576 Nachfolger des Professors Heinrich Vietor, s. o.) als Privatlehrer. Landgraf Wilhelm verwendete sich auch für ihn bei seiner Vaterstadt wegen eines Stipendiums. 1552 erwarb er die Magisterwürde und folgte im nächsten Jahre einem Rufe als Rector der Schule zu Alsfeld, wo er zugleich als Substitut Tileman Schnabel's, des Reformators von Alsfeld, thätig war. Nach dessen Tode (27. September 1559) erhielt er auf den Wunsch der Gemeinde und nach dem Urtheile seines Superintendenten Johannes Pistorius zu Nidda, der ihn „wohl studiret nennt, eines stillen Wesens und ehrbaren Lebens, so daß man ihn noch zu hohen Dingen werde gebrauchen können", Schnabel's Stelle. Pistorius setzte auf seine Geschicklichkeit und besonders auf seine natürliche Inclination, die ihm die Liebe seiner Gemeinde erworben habe, nicht geringe Hoffnungen, so daß man ihm im November 1559 auch die Superintendentur zu Alsfeld übertrug. Er starb daselbst an der Pest am 9. September 1575. Von seinen Söhnen waren Jeremias (s. o.) und Johannes (s. o.) die bedeutendsten.

Acten des Marburger Staatsarchivs. — Matrikel der Univ. Marburg ed. Cäsar. — Strieder, Hess. Gelehrten-Geschichte XVI, 302.

Kretzschmar.

Vietor: Philipp Otto V., reformirter Theologe, ausgezeichnet sowol als Superintendent wie als Erklärer des Heidelberger Katechismus, geboren am 24. März 1646 auf Schaumburg, der bei Rinteln gelegenen Burg, † zu Kassel am 1. Januar 1718. Sein Vater, Joh. Heinr. V., hessischer Amtmann, ließ ihm frühe eine gute Erziehung und Ausbildung zu Theil werden. Seine theologischen Studien machte er hauptsächlich in Bremen, wo er auch unter die Candidaten des Predigtamtes aufgenommen wurde. Daselbst vertheidigte er auch öffentlich unter Gerhard Meyer 1669 eine Dissertation über die Sünde und Christi Höllenfahrt, letztere im Sinne des Heidelberger Katechismus Fr. 44. Hierauf hörte er einige Zeit Jacob Alting und Samuel Maresius in Groningen. Der Letztere, einer der besten Dogmatiker der reformirten Kirche, übte einen nachhaltigen Einfluß auf ihn aus, empfahl ihn auch für die holländische Gesandtschaftspredigerstelle in Wien. Nachdem er dieselbe zwei Jahre versehen, wurde er Adjunct des reformirten Predigers Joh. Strübinius zu Nürnberg. Auf der Rückreise in seine Heimath, um einem Rufe nach Rinteln zu folgen, wurde er in Kassel, wo man ihm die erste Predigerstelle an der Unterneustädter Gemeinde mit dem Metropolitanate übertrug, festgehalten. Hier wurde V. im J. 1676 zum zweiten Hofprediger, 1684 zum Consistorialrathe und Oberhofprediger und 1699 zum Superintendenten der Kasseler Diöcese befördert. In der letzteren Eigenschaft hatte er reichliche Gelegenheit, seine vielen für ein solches Amt ersprießlichen Gaben zum besten der seiner Leitung unterstellten Gemeinden und deren Diener in Kirche und Schule zu verwenden. Emsig und gewissenhaft

zeigte er sich jederzeit in demselben, dabei brüderlich gegen die Prediger und zuvorkommend gegen die Gemeindeglieder. Doch war sein äußerst nüchterner kirchlicher Sinn allen sectirerischen und separatistischen Elementen von Herzen abhold. Allen Nachdruck legte er auf die kirchlichen Katechisationen, welche während seiner Leitung wieder eingeführt wurden. Er selbst schrieb eine treffliche Anleitung zu denselben in seiner Schrift: „Fürbild der heylsamen Worthe vom Glauben und von der Liebe in Christo Jesu, das ist, Kurtze und einfältige, doch gründliche und schrifftmäßige Erklährunge des Heydelbergischen Catechismi, und der Lehre der Christl. Reformirten Religion: Benebenst Einem Anhang, worin die Lehr-Puncten, welche zwischen den Reformirten und denen Lutheranern und Papisten streitig, kürtzlich erörtert, und die Uebunge des Christenthumbs angewiesen werden.“ Cassel 1683. Dieses Buch, eine Perle unter den Commentaren zum Heidelberger Katechismus, widmete V. seiner ehemaligen Schülerin, der Königin Charlotte Amelie von Dänemark, geborenen Landgräfin von Hessen.

Außer diesem Werke besitzen wir noch eine stattliche Anzahl von Sonntags-, Fest- und Gelegenheitspredigten von V., welche sämmtlich von Strieder aufgeführt werden. Im J. 1709 wurde V. von einem Schlagflusse heimgesucht, so daß er nur mit großer Mühe noch einige Jahre sein Amt versehen konnte und sich durch einen Gehülfen unterstützen ließ. Sein gleichnamiger Sohn, Prediger und Professor in Rinteln, starb 1775 als Emeritus in Kassel. Von ihm hat man drei Schriften. Cuno.

Vieweg, die berühmte Buchhändlerfamilie in Braunschweig. Ihr Begründer, Johann Friedrich V. wurde geboren am 11. März 1761 zu Halle a. S. als Sohn des Schneidermeisters Johann Valentin V., der später eine Stärkefabrik besaß und als Oberkirchenvater eine wohl angesehene Persönlichkeit war († 1785); seine Mutter Johanne Sophie war eine geborene Bechbach († 1785). Friedrich besuchte die lateinische Schule des Waisenhauses und dann das Gymnasium in Halle. Die Eltern wünschten, daß er Theologe werden möchte; da dieses Fach seinen Neigungen aber nicht entsprach, so wurde er im 17. Jahre als Lehrling in ein Handelshaus nach Magdeburg gebracht. Doch kam er bald nach Halle zurück, wo die Bekanntschaft mit F. Nicolai ihn veranlaßte, Buchhändler zu werden. Nachdem er seine Lehrzeit in der Hallischen Waisenhausbuchhandlung durchgemacht hatte, trat er als Gehülfe in die Bohn'sche Buchhandlung in Hamburg ein. Hier lernte er unter andern den Philanthropen J. H. Campe kennen, mit dem er später in die engste Verbindung treten sollte. Im J. 1784 vertraute ihm der Buchhändler Mylius in Berlin krankheitshalber die Führung seines Geschäftes an, und als er bald darauf starb, hatte V. testamentarischer Bestimmung zufolge die ganzen Verhältnisse des Geschäfts zu leiten und zu ordnen. Er blieb nun in Berlin und gründete hier 1786 ein eigenes Verlagsgeschäft, das sich sehr günstig entwickelte. Sein bekanntestes Verlagswerk war hier Goethe's Hermann und Dorothea, für das er dem Dichter 1000 Ducaten bezahlt haben soll. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Campe währten fort. Das war nicht nur für die Entwicklung des Verlags von Einfluß — so ist Campe's Robinson bis auf den heutigen Tag ein äußerst gängiger Artikel desselben —, sondern es führte auch zu der Vermählung Vieweg's mit Campe's einziger Tochter Sophie Elis. Lucie Charlotte (der „Lotte“ im Robinson), der er am 27. October 1795 die Hand reichte. Campe war derzeit längst nach Braunschweig gezogen. Hier wünschte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand damals durch die Begründung einer Buchhändlermesse und Buchhändlerbörse dem deutschen Buchhandel einen neuen Mittelpunkt zu geben. Er hielt V. für den geeigneten

Mann, ihm bei Ausführung dieses Planes behülflich zu sein, und da die Vorschläge, die ihm dieser zu dem Ende unterbreitete, seine Zustimmung fanden, so siedelte V. auf des Herzogs Wunsch im Frühjahr 1799 ganz nach Braunschweig über. Dieser Uebergang wurde ihm von dem Herzoge in jeder Weise erleichtert. Als V. sich sogleich das große, noch jetzt bestehende Geschäftshaus am Burgplatze erbaute, schenkte er ihm den Theil des Baugrundes, auf dem das baufällig gewordene Komödienhaus stand, auch unterstützte er ihn auf das freigebigste durch Ueberweisung von allerlei Baumaterialien und freien Arbeitskräften, sowie durch Vorschießung bedeutender Capitalien u. s. w. Ebenso kam er ihm bei Errichtung einer Ziegelbrennerei, die zunächst zum Hausbau dienen sollte, dann aber fortgesetzt wurde, entgegen; und für die Zwischenzeit bis zur Vollendung des Neubaues (1804) räumte er ihm für Buchhandlung und Druckerei im sog. Mosthause (der Burg Dankwarderode) geeignete Räumlichkeiten unentgeltlich ein. Kamen nun auch die weitgehenden Absichten des Herzogs infolge der Ungunst der Zeitverhältnisse, in die dieser als politischer und militärischer Berather der Krone Preußen tief verwickelt war, nicht zur Ausführung, so nahm doch das Geschäft Vieweg's bald einen erfreulichen Aufschwung. Er vereinigte mit seiner eigenen Handlung die von seinem Schwiegervater 1786 durch Ankauf der Waisenhausbuchhandlung begründete Schulbuchhandlung, deren Name für das Sortimentsgeschäft noch heute in Geltung ist, und kaufte schon um Pfingsten 1799 von E. W. G. Kircher, der nach Goslar verzog, dessen Druckerei. Als in der Napoleonischen Zeit, wo V. als Günstling des vertriebenen Herzogs manchen Verdächtigungen ausgesetzt war, die Verlagsgeschäfte darniederlagen, richtete er sein Augenmerk besonders auf die Druckerei, zu der er eine Schriftgießerei und Spielkartenfabrik anlegte. Große Sorgfalt widmete er der typographischen Ausstattung seiner Bücher, die sich hierdurch vortheilhaft von anderen unterschieden. Nach Beendigung der westfälischen Herrschaft entwickelte sich dann auch der Verlag wieder in erwünschtester Weise. Der öffentlichen Interessen nahm V. sich zuerst während der Fremdherrschaft, wo die Gemeindeverwaltung der Stadt sich freier gestaltete, mit Eifer an; die Anschuldigungen, die deshalb nachher über ihn verbreitet wurden, überwand er bald, und er hat auch später als Stadtverordneter und sonst seine communale Thätigkeit mit Erfolg fortgesetzt. Im J. 1824 beabsichtigte er auch eine vaterländische Wochenschrift („Braunschw. Hauschronik") herauszugeben, die dann aber doch nicht zu Stande kam. Allgemeineren Charakter hatte das „Mitternachtblatt für gebildete Stände", das seit Januar 1826 unter Ad. Müllner's Leitung herauskam, 1828 aber wegen der Streitigkeiten, in die Müllner mit V., wie mit andern Verlegern, bald gerieth, in Riedmann's Verlag in Wolfenbüttel überging. Da V. kränkelte, so nahm er 1825 seinen ältesten Sohn Eduard als Theilnehmer in das Geschäft auf, das seitdem bis heute die Firma „Friedrich Vieweg und Sohn" führt. Doch blieb er noch bis an sein Lebensende in rüstiger Thätigkeit; er starb am 25. December 1835, seine Gattin im Jahre vorher am 22. Juli 1834.

Während ein jüngerer Sohn Friedrich (geboren 1808, † 1888) im J. 1837 in Paris eine eigene Verlagsbuchhandlung gründete und eine der Töchter, Blanca, den bekannten Verlagsbuchhändler George Westermann (s. d.) heirathete, ging das Geschäft des Vaters auf den ältesten Sohn Hans Heinrich Eduard V. über. Dieser war am 15. Juli 1797 in Berlin geboren, kam aber schon 1799 nach Braunschweig, wo er unter Campe's Einflusse eine Erziehung erhielt, die vor allem auf körperliche Ausbildung und praktische Tüchtigkeit abzielte. Er besuchte hier das Gymnasium, trat dann aber schon am 14. December 1813 bei der Rückkehr des rechtmäßigen Herzogs Friedrich Wilhelm voll vaterländischer Begeisterung in die Elitecompagnie des braunschweigischen Husarenregiments ein;

bereits am 1. Januar des folgenden Jahres zum Sergeanten befördert, machte er den Feldzug nach Brabant mit, doch sah er sich wegen eines durch das Reiten veranlaßten Fußübels schon im Juli 1814 genöthigt, Urlaub zu nehmen, dem im April 1815 seine gänzliche Entlassung gefolgt zu sein scheint. Er mußte in der Folge mehrere Jahre auf dem Lager zubringen und behielt ein steifes Fußgelenk. Nachdem er die erste Anleitung für den Beruf des Vaters in dessen Geschäft erhalten hatte, ging er 1821 zu weiterer Ausbildung nach Hamburg, wo er zwei Jahre in einem verwandten Hause, bei Hoffmann und Campe, arbeitete. Die folgenden Jahre verbrachte er auf Reisen in Frankreich und England. Hier gewann er nicht nur für seine geschäftliche Ausbildung, sondern für seine ganze Lebensauffassung bleibende Anregungen. In Paris lernte er Justus Liebig kennen, mit dem er bis zum Tode geschäftliche und freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Der Aufenthalt in England, dessen freie Staatseinrichtungen ihn ungemein anzogen, wurde besonders für seine politische Auffassung bedeutungsvoll. Von 1825 ab blieb er in Braunschweig; in diesem Jahre trat er als Theilnehmer in das Geschäft des Vaters ein und vermählte sich (23. Mai) mit Luise Campe, einer Tochter des Finanzraths Heinr. Wilh. Campe in Leipzig. Im Geschäfte wandte er seine Hauptsorgfalt zunächst auf die technische Seite. Aus Paris hatte er 1822 eine eiserne Presse und aus England im nächsten Jahre eine der ersten Columbiapressen, die nach Deutschland kamen, mitgebracht; er erwarb ein Patent auf letztere und veranlaßte, daß die Eisenhütten zu Zorge am Harz nun auch Pressen dieser Art herstellten, die in viele Druckereien übergingen. Außer auf guten Druck, sah V. bei seinen Verlagswerken auch eifrig auf eine gediegene, geschmackvolle Ausstattung; insbesondere verstand er durch gute Holzschnitte, die von 1841 ab in einer eigenen, von ihm errichteten Werkstätte hergestellt wurden, die Verständlichkeit der Texte in wirksamer Weise zu unterstützen. Mit seinem Bruder Karl, der Landwirth war, legte er auf dem Gute Wendhausen, das sie 1836 auf 99 Jahre pachteten und das sein Sohn 1873 käuflich an sich brachte, eine Papierfabrik an (Firma „Gebrüder Vieweg“), so daß fast alles, was das Geschäft gebrauchte, in eigenen Werkstätten angefertigt wurde. Bei der Annahme neuer Verlagswerke bevorzugte V. vor allem die naturwissenschaftlichen Fächer; es waren besonders chemische, physische, physiologische, naturhistorische, mathematische und technische Bücher, und zwar großentheils die der führenden Geister auf diesen Gebieten, die hier Aufnahme fanden. Einen großen Scharfblick bewährte V. in der Kunst, aufkeimende Talente früh zu erkennen und für seinen Verlag zu gewinnen. Diesen auf der Höhe zu halten, scheute er kein Opfer und keine Mühe; die freundschaftlichen Beziehungen, in die er zu vielen dieser Gelehrten trat, die Hochachtung, die man allgemein seiner Geschäftskenntniß und seiner ganzen Persönlichkeit zollte, kamen ihm hier trefflich zu statten. Zahlreiche Werke, wie z. B. das Handwörterbuch der Chemie, das anfangs von Hermann Kolbe, später von Herm. v. Fehling herausgegeben wurde, werden seinen Namen mit der Geschichte jener Wissenschaften auf immer verknüpfen. Auch auf die Verbreitung nützlicher Kenntnisse in weiteren Kreisen, die Verwerthung ernster Forschung für die Zwecke des Lebens war sein praktischer Sinn emsig bedacht und auch diesem Bestreben verdanken nicht wenige Bücher ihre Entstehung. Mit gleich regem Eifer nahm sich V. aber auch der öffentlichen Interessen an, theils im Kreise der deutschen Buchhändler, theils auf dem Gebiete der Stadt- und der Staatsverwaltung seines engeren Vaterlandes, wie des politischen Lebens in Deutschland im allgemeinen. Lange Jahre (1838—50) gehörte er dem Rechnungsausschusse des Börsenvereins der deutschen Buchhändler an, wiederholt auch den Ausschüssen, die der Verein zur Berathung wichtiger Fragen niedersetzte. Sein Wort war hier stets von größtem Gewichte,

sein Bestreben für Preßfreiheit, einen sicheren litterarischen Rechtszustand, eine zweckmäßige Organisation des deutschen Buchhandels zu wirken, vom besten Erfolge. Den communalen Angelegenheiten widmete er von Jugend auf eine thätige Theilnahme. In den Wirren des Jahres 1830 wurde er Adjutant des Commandeurs der neuerrichteten Bürgergarde; lange Jahre war er Kirchenvorsteher der reformirten Gemeinde (1829—69), Stadtverordneter (1839—55), Mitglied der Landesversammlung (Dec. 1848—67). Außerdem war er 1852 bei der Begründung der Braunschweiger Bank, deren Directorium er bis zum Jahre 1861 angehörte, wesentlich betheiligt. Und überall, wo er eine Aufgabe übernahm, entfaltete er trotz der Fülle von Arbeit, die ihm sein Geschäft auferlegte, eine rastlose, verständnißvolle und erfolgreiche Thätigkeit. Als in Braunschweig vorübergehend der Plan auftauchte, die oberste Leitung der Stadt als Ehrenamt einem angesehenen Bürger zu übertragen, faßte man V. für diese Stelle ins Auge.

Die Entwicklung der deutschen Verhältnisse verfolgte V. mit lebhaftem Interesse und durch die Organe, die er ins Leben rief, hat er nicht unbedeutend dazu beigetragen, den Ideen, die er vertrat, Verbreitung und Stärkung zu verschaffen. Er verfolgte eine maßvoll liberale Richtung und erstrebte unter Preußens Hegemonie ein auf ehrlich föderativer und freiheitlicher Grundlage geeinigtes Deutschland. In diesem Sinne und zunächst besonders zur Erregung constitutionellen Lebens wirkte seit dem 23. Aug. 1831 die „Deutsche Nationalzeitung aus Braunschweig und Hannover", die unter Redaction von Heinrich Hermes erschien. Sie bestand bis Ende des Jahres 1840 (?), wo die Belästigungen der Censur ihr ein Ende machten. Als dann 1848 das politische Leben einen neuen Aufschwung nahm, verlegte V. ein neues Zeitungsblatt; es war die „Zeitung für das deutsche Volk", die vom 20. März bis 30. Juni 1848 durch eine provisorische Redactionscommission, der E. Trieps, J. W. Oesterreich, F. Liebe und W. Aßmann angehörten, redigirt wurde und dann vom 1. Juli an als „Deutsche Reichszeitung", anfangs unter Redaction von Karl Andree, dann unter der von Herm. Baumgarten (19. Febr. 1850 bis 9. April 1852) erschien. Thätigen Antheil nahm V. an der Politik im Herbste 1849 als Mitglied der deutschen Kaiserpartei in Gotha; im folgenden Jahre wurde er durch das Vertrauen seiner Landsleute so gut wie einstimmig zum Abgeordneten des Erfurter Parlaments gewählt. Als dann die schleswig-holsteinische Frage auftauchte, war V. 1863 auf dem Abgeordnetentage zu Frankfurt und gehörte dem Centralausschusse der 36er an. Die weitere Entwicklung der deutschen Sache war nicht nach seinem Sinne; die Ereignisse des Jahres 1866 erfüllten ihn mit banger Sorge. Er fürchtete eine undeutsche und freiheitsfeindliche Centralisation der Gewalt, konnte in einem „in particularistischer Weise auf soldatische Machtvergrößerung ausgehenden Preußen" kein Heil für Deutschland erblicken und sah durch die Neugestaltung Deutschlands die berechtigten Eigenthümlichkeiten der Stämme und die segensreiche Mannichfaltigkeit des deutschen Wesens auf das ärgste gefährdet. Sein fester, starrer Charakter konnte die Grundsätze, für die er lange Jahre hindurch mit warmer Ueberzeugung gestritten, wie die Selbständigkeit Schleswig-Holsteins u. a., nicht leichthin aufgeben; es erfüllte ihn mit Ingrimm und Abscheu, daß Männer, die bis dahin zu seiner Fahne hielten, jetzt willenlos dem Erfolge huldigten. Da er sich aber mit seinen Ansichten mehr und mehr verlassen sah, so stellte er am 2. August 1866 das Erscheinen der Reichszeitung „bis auf bessere Tage" ein; in einem „Abschiedsworte an die Leser" gab er den Empfindungen, die ihn beseelten, unverhohlenen, kräftigen Ausdruck. Alle diese Ereignisse setzten ihn in die gewaltigste Erregung; als eine Folge davon betrachtete man den Schlagfluß, der

ihn in der Nacht vom 28. zum 29. October des Jahres traf und den thätigen Mann an das Krankenlager fesselte, von dem er erst am 1. December 1869 durch den Tod erlöst wurde. Seine Wittwe überlebte ihn bis zum 16. Mai 1888.

Die Firma ging nun auf den einzigen Nachkommen Hans Heinrich Rudolf V. über. Er war am 11. Februar 1826 in Braunschweig geboren, hatte bis Ostern 1843 das Gymnasium daselbst besucht und war dann Buchhändler geworden. Nachdem er drei Jahre in der von R. Oldenbourg geleiteten, Litterarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München gearbeitet und darauf zwei Jahre in Heidelberg, wo er insbesondere mit Henle und Hettner bekannt wurde, Naturwissenschaften studirt hatte, trat er 1850 als Einjährigfreiwilliger in das Braunschweigische Husarenregiment ein; unterm 3. August 1854 wurde er zum Secondlieutenant der Landwehrcavallerie befördert. Größere Reisen durch England, Oesterreich und Italien vollendeten seine allgemeine Ausbildung, während ihn der Aufenthalt bei der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig im Winter 1852 auf 53 speciell für seinen Beruf vorbereitete. Noch in dem Jahre 1853 trat er als Theilnehmer in das väterliche Geschäft, das er seit der Krankheit des Vaters als selbständiger Leiter übernahm. Durch einen Um- bezw. Neubau des Geschäftshauses, eine Erweiterung der Papierfabrik u. a. trug er zu einem weiteren Aufblühen desselben bei; wie schon sein Vater, so suchte auch er ganz besonders den naturwissenschaftlichen Verlag zu pflegen. Lagen dem Vater neben der Sorge für das Geschäft hauptsächlich die öffentlichen Angelegenheiten am Herzen, so erfüllten ihn besonders künstlerische Interessen. Daheim und auf ausgedehnten Reisen, die er u. a. in Gemeinschaft mit dem Naturforscher Heuglin bis tief nach Afrika hinein erstreckte, brachte er mit bedeutenden Geldopfern eine reiche Sammlung von Kunstschätzen aller Art zusammen, denen er in seinem neu erbauten, stattlichen Wohnhause mit künstlerischem Geschmacke eine würdige Unterkunft bereitete. Volles Verständniß fand er in diesen Bestrebungen bei seiner Gattin, Helene geb. Brockhaus, einer Tochter des Leipziger Verlagsbuchhändlers Heinr. Brockhaus, die er am 30. Mai 1855 geheirathet hatte. Außerdem bewies V. auch der Fischzucht in Deutschland und Oesterreich ein lebhaftes, thätiges Interesse. Lange Jahre von Asthma gequält, starb er an einer Lungenentzündung am 3. Februar 1890. Da sein einziger, hoffnungsvoller Sohn Eduard, der wie Vater und Großvater im Husarenregimente gedient hatte und unterm 27. Jan. 1884 Reserveofficier geworden war, ihm bereits am 25. November 1887 nur 29 Jahre alt im Tode vorangegangen war, so ging die Firma nun auf seine Frau und seine einzig ihn überlebende Tochter Helene über, die sich am 29. April 1891 mit dem Lieutenant Bernhard Tepelmann vermählte, der dann im Juli 1891 ebenfalls in das Geschäft eintrat.

G. Th(omälen), Verlagsbuchhandlung Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig (c. 1891), und die hier genannte Litteratur. — Mittheilungen aus der Familie und dem Geschäft. — Acten des herzogl. Landeshauptarchivs in Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Vigel: Nikolaus V. (Vigelius), Rechtsgelehrter, geboren 1529 zu Treysa, dem Hauptorte der niederhessischen Grafschaft Ziegenhain, † am 10. (nach Andern am 20.) Juli 1600 in Marburg. V. erlernte die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft als Autodidact; später, zwischen 1555 und 60, hörte er bei Balduin (Baudouin) in Heidelberg, wo er Licentiat wurde, wahrscheinlich auch bei dem berühmten Oldendorp in Marburg, der seit 1543 dort wirkte, und den er mit Vorliebe als seinen Lehrer und Vorgänger bezeichnete. 1555 erschien sein erstes Werk: „Exceptionum forensium libri tres." (Basil.

(2. Aufl. ib. 1557); im October 1560 begann er seine Lehrthätigkeit zu Marburg und am 27. April 1564 erwarb er unter dem damals 84jährigen Oldendorp den juristischen Doctorhut.

V. besaß umfassendes Wissen, eisernen Fleiß, glückliches Gedächtniß und ein klares Verständniß der damaligen Gebrechen der Rechtswissenschaft, die zu beseitigen er eifrig bedacht war. Andrerseits litt er, zu Pedanterie und Scheelsucht neigend, an maßloser Selbstüberschätzung und ließ nicht ab, seine Reformideen in zahlreichen Werken immer wieder anzubringen; und da er nicht jene allgemeine Beachtung fand, die er von seinen Fachgenossen beanspruchen zu können glaubte, wurde er immer erbitterter und in seiner Schreibweise verletzender. V. erblickte mit vollem Rechte die fehlerhaften Rechtszustände theils im irrigen Unterrichte, indem man nur rabulistische Advocaten, „oratores et disputatores", aber keine Richter heranbilde, theils im processualen Verfahren, indem die Parteien über den eigentlichen Streitpunkt nicht klar gemacht würden. Diese Gedanken hat der Reformator seit 1561 in einer Reihe von Schriften oder Vorreden zu denselben wiederholt; mit gesteigerter Bitterkeit in seinem „Richter-Büchlein" (Frankf. u. Basel 1579 u. 1581; zuerst 1563 unter dem Namen D. J. Pasquilli „Der Bauren Practica" erschienen), in „De fide Ictorum, vom juristischen Glauben" (Basel 1580, Quedlinb. 1715), auch in dem Gespräche „von der römischen Jurisprudenz" (Basel 1578). V. begnügte sich jedoch nicht mit dem Tadel der geltenden Methode, er trachtete zugleich, eine bessere einzuführen, und veröffentlichte zu diesem Zwecke seine beiden Hauptwerke „Methodus universi juris civilis" (Basel 1561, 1566, Lugd. 1568, Basel 1576 f., ebenda vermehrt 1586, Lugd. 1591 f., Basel 1606 f., Frankf. 1628 f.), dann in 7 Theilen: „Digestorum juris civilis libri quinquaginta" (Basel 1568 bis 71). Er war in der That der erste, welcher in Deutschland ein vollständiges Rechtssystem aufstellte und durchführte, und besaß eine richtige Vorstellung von den wahren Zielen des juristischen Unterrichtes. Die acht Auflagen, welche vorerwähnter Methodus erlebte, geben Zeugniß dafür, daß er große Beachtung fand; trotzdem klagt der Verfasser über Mangel genügenden Einflusses; er hoffte, daß sein Werk als Leitfaden für den juristischen Unterricht officiell anerkannt werde, und ließ es daher an verschiedenen Anstrengungen nicht fehlen. Er berichtet auch in seinen Schriften, unter Abdruck von Briefen, in Frankreich, Italien, selbst Spanien mit seiner Methode große Anerkennung zu finden, aber in Deutschland habe er durch Herausgabe seiner Werke auf eigene Kosten sein Vermögen erschöpft und könne neue Veröffentlichungen nur mit Unterstützung Dritter vornehmen.

V. bewies als juristischer Schriftsteller eine große Vielseitigkeit, indem er sich über alle Disciplinen des Rechtes verbreitete. Ueber das öffentliche Recht verfaßte er ein eigenes Buch unter dem Titel: „Institutionum juris publici libri tres" (Basel 1568, 72, 82), doch ist in demselben vom eigentlichen Staatsrecht sehr wenig enthalten; über den Proceß gab er mehrere Arbeiten heraus, die bemerkenswertheste ist das schon erwähnte, öfter aufgelegte „Richter-Büchlein". Endlich schrieb er auch über Criminalrecht und Criminalproceß als Theile des öffentlichen Rechtes; außerdem verfaßte er: „Constitutiones Carolinae publicorum judiciorum" (Basel 1583, 1590, 1596, 1603, 1613); eine litterarhistorisch interessante Arbeit, weil sie eines der ersten Systeme des deutschen Strafrechts enthält. Obwol unser Reformator — wie bereits erwähnt — unabläßig bemüht war, seiner Methode Eingang zu verschaffen, gelangten doch seine Bestrebungen gerade in seinem engsten Wirkungskreise am wenigsten zur Geltung. In der Facultät genoß er von jeher geringes Ansehen; er selbst beklagt sich, daß man ihn nicht als Juristen gelten lassen wolle. Infolge seiner anzüglichen Schreib-

weise eröffnete ihm die Facultät 1580, daß er ohne ihre Zustimmung nichts in Druck geben dürfe, eine Vorschrift, die er jedoch unbeachtet ließ.

1590 veröffentlichte Vigel's früherer Schüler und späterer College Hermann Vulte (Vultejus), auf den er wegen dessen Einflusses bei Hof und bei der Facultät mit vielem Neide blickte, seine Jurisprudentia, in deren Einleitung er die verschiedenen rechtswissenschaftlichen Methoden besprach, ohne des V. auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Hierüber war letzterer im höchsten Grade ergrimmt. Er ließ 1593 anonym und ohne Angabe des Druckortes eine kleine Schrift unter dem Titel „Examen Jctorum“ erscheinen, in der er nach Zusammenfassung der Kennzeichen eines wahren Juristen 23 seine Methode bewundernde Briefe publicirte; am Schlusse finden sich Ausfälle auf das Hofgericht, das geistliche Ministerium, namentlich aber auf Vulte, der zwar nicht genannt, aber trotzdem sehr leicht zu errathen ist. Auf dessen Beschwerde wurde von der landgräflichen Regierung zur Untersuchung der Sache eine Commission von drei Mitgliedern unter dem Vorsitze des Hofgerichtspräsidenten Joh. v. Dalwigk ernannt. Als Ergebniß dieser Untersuchung mußte V. am 7. April 1594 vor Rector und Professoren Abbitte leisten, wurde aus seinem Amte mit einem Jahresgehalte entlassen und ihm aufs neue eingeschärft, ohne Censur der Juristenfacultät nichts zum Druck zu befördern; die nun sehr selten gewordene Schrift ward vom Kasseler Hofe confiscirt. V. lebte noch einige Jahre als Privatgelehrter in Marburg und starb am 10. (nach Andern 20.) Juli 1600 an den Folgen des Podagra.

„Selbstüberschätzung“, sagt Schulte in seiner Quellengesch. (Bd. III, Th. 2, S. 27, N. 11), „aus dem Bewußtsein geschöpft, die Rechtswissenschaft umgestalten zu können, und als Folge hievon der Neid haben diesem Manne das Leben getrübt, dessen große Verdienste um die Wissenschaft unbestreitbar sind“.

Sein 1597 in Holz geschnittenes Porträt findet sich in den Decisiones jur. controv. (Frankf. 1598), und stellt ihn im 68. Lebensjahre dar. Bei Jugler (S. 82—97) und Strieder (S. 332—339) finden sich vollständige Schriftenverzeichnisse mit litterargeschichtlichen Bemerkungen.

Freheri theatrum etc., p. 952. — Jugler's Beiträge 2c. II, St. 2, S. 78 (Nr. V). — Strieder's Hess. Gel.-Gesch. XVI, 322—340. — Stintzing, Gesch. d. d. RW. I, 425—440. — Schulte, Quellen-Gesch. III, 2, 27, N. 11.

v. Eisenhart.

Vigier: Wilhelm V., schweizerischer Staatsmann, geboren am 27. August 1823 in Solothurn, † ebendaselbst am 18. März 1886. Er entstammte der Patricierfamilie v. Vigier, die ihren Ursprung in Südfrankreich hat und deren Stammbaum sich mit Sicherheit bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Einer seiner Vorfahren, der als Secrétaire-interprète des französischen Gesandten nach der Schweiz gekommen war, wurde 1611 Bürger der Stadt Solothurn und Begründer der dortigen angesehenen Familie, die später durch Substitution (infolge der Vermählung eines v. V. mit der Tochter des letzten aus dem Geschlechte derer v. Steinbrugg) ihrem Namen denjenigen v. Steinbrugg beilegte und deren Glieder sowol im solothurnischen Staatswesen wie im französischen Militärdienst sich auszeichneten. Trotz dieser vornehmen Abstammung huldigte V. von seiner Jugend an freisinnigen und demokratischen Anschauungen, die er von seinem Vater, Urs Vigier v. Steinbrugg, der längere Jahre und bis zu seinem Tode (1845) Mitglied der liberalen solothurnischen Regierung war, ererbt hatte. Seine erste Bildung erhielt V. an den Primarschulen und der höhern Lehranstalt (Gymnasium) von Solothurn, die er mit Auszeichnung absolvirte. Zu seinem Lehrer hatte er auch den bekannten Maler Martin Disteli (s. A. D. B. V, 256), der ihm Unterricht im Zeichnen gab, ein Fach, für

welches er ein bedeutendes Talent bekundete, wie er denn während seines ganzen Lebens ein eifriger Kunstfreund blieb. Von Solothurn begab sich V. im Frühling 1844 nach Genf, wo er, um seine allgemeine Bildung zu vervollständigen, Vorlesungen über Litteratur, Geschichte und Philosophie hörte; dann widmete er sich an den Universitäten Zürich, Bonn, Berlin und Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft. In die Zeit seines Berliner Aufenthaltes fiel die Märzrevolution des Jahres 1848, an der er mit seinem Freunde Gaudenz v. Salis-Seewis lebhaften Antheil nahm und über die er kurze Zeit vor seinem Tode seine Erinnerungen niedergeschrieben hat. Nachdem V. im J. 1849 in die Heimath zurückgekehrt war und die Prüfung als Rechtsanwalt bestanden hatte, gründete er in Verbindung mit seinem Freunde Wilhelm Munzinger, dem Sohne von Bundespräsident Munzinger (s. A. D. B. XXIII, 46), ein Advocaturbureau, wandte sich aber bald der activen Politik zu, indem er sich in Opposition zu der damaligen Regierung stellte und mit seinen gleichgesinnten Freunden Simon Kaiser, Kaspar Affolter u. A. vom Jahre 1853 an die Zeitung „Solothurner Landbote“ herausgab. Wenn auch seit 1830 die liberale Richtung im Kanton Solothurn stets siegreich das Feld behauptet und alle Reactionsversuche zurückgeschlagen hatte, war doch, besonders seitdem die Partei ihrer beiden in der ganzen Schweiz hoch angesehenen Führer beraubt worden war — Munzinger war im J. 1848 als Bundesrath nach Bern übergesiedelt, Reinert 1853 gestorben — im Schooße der Regierung eine gewisse Schlaffheit und Unthätigkeit eingetreten, welche der weitern fortschrittlichen Entwicklung und dem Eingehen auf die demokratischen Forderungen und die veränderten Bedürfnisse der Zeit hindernd in den Weg traten. So gelang es V. und seinen Freunden bald, einen großen Anhang zu gewinnen, auch unter der conservativen Bevölkerung, die sich noch nicht mit den durch die Erhebung von 1830 geschaffenen Verhältnissen versöhnt hatte und, freilich mit Unrecht, von den neuen Männern einen Umschwung in ihrem Sinne erwartete. Nachdem V., der im November 1854 vom Wahlkreis Kriegstetten in den Kantonsrath gewählt wurde, und seine Freunde während mehreren Jahren im „Landboten“ den Boden für ihre Bestrebungen vorbereitet hatten, veröffentlichten sie im December 1855 eine Broschüre: „Sind im Kanton Solothurn keine Verbesserungen nothwendig?“, das sogen. „rothe Büchlein“, in welchem sie ihre Vorschläge für eine Verfassungsrevision formulirten und dem Volke zur Ueberlegung darboten. Sie verlangten die Wahl eines Verfassungsrathes durch das Volk, für das sie auch Erweiterung seiner Rechte in der Wahl der Gemeinde- und Bezirksbeamten beanspruchten; sie drangen auf consequentere Durchführung der Trennung der Gewalten und brachten Vorschläge zu materiellen Verbesserungen, wie Gründung einer Bank, Abschaffung oder doch Beschränkung der drückenden Sporteln, Aenderungen im Staatshaushalt und Finanzwesen, Hebung der öffentlichen Bildungsanstalten u. s. w. Wenn es auch den Anhängern der Regierung nicht schwer fiel, in einer Gegenschrift: „Ein Wort an das Solothurnische Volk über die im Kanton Solothurn angeregte Verfassungsrevision“, dem sogen. „grauen Büchlein“, die theilweise Ungerechtigkeit und große Uebertreibung der gegen sie erhobenen Vorwürfe nachzuweisen, waren sie doch, obwol sie Männer von hoher Intelligenz und unbestreitbarem Verdienste in ihren Reihen zählten, nicht stark, vielleicht auch nicht thätig genug, um der mit außerordentlicher Rührigkeit und Energie in Scene gesetzten und durchgeführten Bewegung siegreich entgegenzutreten, und am 30. März 1856 beschloß das Volk des Kantons Solothurn, mit allerdings nicht sehr großer Mehrheit (6823 gegen 6119 Stimmen), Revision der Verfassung und Wahl eines Verfassungsrathes, die am 13. April vorgenommen wurde. Auf die Annahme der neuen Verfassung am 1. Juni folgte am 8. Juni die Wahl

des neuen Kantonsrathes, der in seiner Mehrheit aus Anhängern von V. bestand und diesen am 23. Juni zum Mitglied der Regierung wählte, deren von seinen Parteigenossen unbestrittenes Haupt er nun bis zu seinem Tode, also während beinahe 30 Jahren, blieb, sehr oft mit der Würde des Präsidenten derselben, des „Landammanns“, bekleidet. Zwischen der siegreichen und der unterlegenen Partei aber, den „Rothen“ und den „Grauen“, wie sie nach der Farbe des Umschlags der beiden erwähnten Streitschriften fortan hießen, blieb auf lange Zeit eine tiefe Spaltung bestehen, die indessen nicht verhinderte, daß Landammann V. als der populärste Mann des Kantons gelten durfte. Es ist nicht zu bestreiten, daß er und seine Mitarbeiter auf den verschiedensten Gebieten des Staatswesens eine fruchtbare schöpferische Thätigkeit entfaltet haben. Das Creditwesen wurde gehoben durch Gründung einer Bank und durch eine neue Katastervermessung; im Bau- und Straßenwesen wurde viel geleistet und den volkswirthschaftlichen Fragen wurde eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. V. gebührt das Verdienst, die Einführung einer Reihe von industriellen Etablissementen im Kanton und die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes ohne Belastung des Staatsvermögens gefördert zu haben. Die schon unter der alten Regierung beschlossene Errichtung der Irrenanstalt Rosegg bei Solothurn wurde energisch an die Hand genommen und durchgeführt; auch die Gründung des Kantonsspitals in Olten ist zum großen Theil der Anregung von V. zu verdanken. Ganz besonders thätig aber war er auf dem Gebiete des Erziehungswesens, das er (mit einer siebenjährigen Unterbrechung von 1877—1884) von 1856 bis zu seinem Tode leitete. Er besuchte selbst fleißig die Schulen, um sich durch eigene Anschauung von dem Stande derselben und den zu ihrer Hebung nothwendigen Maßregeln zu überzeugen. Auf seine Anregung wurde das Lehrerseminar erweitert und von Oberdorf nach der Hauptstadt des Kantons verlegt. Seiner Initiative verdanken die Gesetze über die Primarschulen (1873), die Bezirksschulen (1875) und die Kantonsschule (1874) ihre Entstehung. Die Zahl der Bezirksschulen wurde bedeutend vermehrt, und die Kantonsschule wurde durch den Ausbau der gewerblichen oder technischen Abtheilung gehoben. So ist es kein Wunder, daß V. in der Lehrerschaft stets eifrige Anhänger gezählt hat.

Auch an der eidgenössischen Politik betheiligte er sich in hervorragender Weise. Seit dem 25. Juni 1856 gehörte er ohne Unterbrechung als Vertreter seines Kantons dem schweizerischen Ständerath an, in dem er zu großem Einfluß gelangte und mit dessen Präsidium er zwei Mal, 1862 und 1882, betraut wurde. Im J. 1858 wählte ihn die Bundesversammlung zum Mitgliede des schweizerischen Bundesgerichtes, in welchem er bis zu dessen Reorganisation im J. 1874 blieb und ebenfalls zwei Mal, 1864 und 1873, den Vorsitz führte. Als einer der hervorragendsten Führer der radical-demokratischen Gruppe huldigte er der centralisirenden Richtung und war einer der Hauptförderer der Bewegung für die Bundesrevision, welche, nachdem der erste Entwurf am 12. Mai 1872 verworfen worden war, zwei Jahre später durch die Abstimmung vom 19. April 1874 zur Annahme der neuen Bundesverfassung führte. Der Widerstand, den das Revisionswerk gefunden, hatte im Kanton Solothurn die Einigung und Versöhnung der seit 1856 sich bekämpfenden liberalen Parteien durch die Zusammenkunft von Langenthal (19. Mai 1872) bewirkt, anderseits war er die Veranlassung zum schweizerischen Volkstag in Solothurn vom 15. Juni 1873, an welchem unter großartiger Theilnahme von Vertretern aus sämmtlichen Kantonen beschlossen wurde, den Kampf nicht aufzugeben, sondern mit verdoppelter Energie das Ziel der Umgestaltung der Bundesverfassung in centralistischem und fortschrittlichem Sinne weiter zu verfolgen, ein Beschluß, zu dem

die begeisterten und hinreißenden Worte von V. ohne Zweifel viel beitrugen. Jene Vereinigung der liberalen Parteien im Kanton Solothurn, von der nur wenige Gegner von V. sich fernhielten, hatte zur Folge, daß der Kampf gegen die sich mehr und mehr geltend machende Reaction grundsätzlich und mit größerer Wucht geführt werden konnte. Während längere Zeit ein freundliches Verhältniß zwischen Staat und Kirche bestanden hatte, war bald nach der im J. 1863 erfolgten Wahl von Eugenius Lachat zum Bischof von Basel eine Entfremdung zwischen der bischöflichen Curie und den Diöcesanständen eingetreten, die sich noch steigerte, als durch das Vaticanische Concil das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit ausgesprochen worden war. Schon im April 1870 hatte infolge der Einführung der Lehrbücher der Moral von Gury und Kenrick im Priesterseminar zu Solothurn die Diöcesanconferenz beschlossen, dieser Anstalt die staatlichen Subsidien zu entziehen. Die Excommunication der Pfarrer Egli von Luzern und Gschwind von Starrkirch (Kt. Solothurn), die sich geweigert hatten, die Vaticanischen Decrete anzuerkennen, führte schließlich, am 29. Januar 1873, zur Absetzung des Bischofs durch die Diöcesanstände Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Baselland, während bloß Luzern und Zug ihn ferner anerkannten. Im Kanton Solothurn war schon am 28. December 1872 trotz heftigen Widerstandes mit großer Mehrheit ein Gesetz über die Wiederwahl der Geistlichen angenommen worden, und im October 1874 erfolgte die Säcularisation des Benedictinerklosters Mariastein und der Chorherrenstifte St. Urs und Victor in Solothurn und St. Leodegar in Schönenwerd, deren Vermögen, nach Aussteuerung der noch lebenden Geistlichen und der betreffenden Gemeinden, dem allgemeinen Schulfonds des Kantons einverleibt wurde. Auch an der altkatholischen Bewegung nahm V. mit Professor Walther Munzinger in Bern (s. A. D. B. XXIII, 49), Landammann Augustin Keller in Aarau u. A. lebhaften Antheil und half mit zur Begründung der christkatholischen Nationalkirche der Schweiz, zu deren Bischof im J. 1876 Dr. Eduard Herzog aus dem Kanton Luzern gewählt wurde. Hatte so V. im sog. Culturkampfe, durch den der katholischen Kirche in der Schweiz empfindliche Wunden geschlagen wurden, in den ersten Reihen gestanden, wirkte er doch auch wieder mit, als es sich um Beilegung der langjährigen Streitigkeiten und um die Reconstruction des Bisthums Basel handelte. Schon im J. 1879 wurden die ersten Schritte hiezu gethan, die schließlich, dank der Vermittlung des schweizerischen Bundesrathes, zu der für alle Betheiligten annehmbaren Uebereinkunft vom 1. September 1884 und zur Erhebung des mit V. in früheren Jahren befreundeten gelehrten und milden Dompropstes Friedrich Fiala auf den bischöflichen Stuhl von Basel führten.

So sehr die Versöhnung der früher sich leidenschaftlich bekämpfenden liberalen Parteien im Kanton Solothurn zu begrüßen gewesen war, hatte sie doch den Nachtheil, daß fortan, bei dem Mangel einer kräftigen und auf einen großen Theil des Volkes sich stützenden Opposition, die Controlle im Staatshaushalte, auf welche die Verfasser des „rothen Büchleins“ im J. 1856 besonders energisch gedrungen hatten, mangelhaft gehandhabt wurde und damit gewisse Nachlässigkeiten, ja selbst Veruntreuungen in den staatlichen Bankinstituten stattfinden konnten, welche die Finanzen des Kantons schwer schädigten. Mit Unrecht hat man V., dessen Redlichkeit und uneigennützige Gesinnung nicht angezweifelt werden können, nach seinem Tode dafür verantwortlich machen wollen. Wol aber ist der Vorwurf vielleicht nicht ungerechtfertigt, daß der Parteimann sich einer allzugroßen Vertrauensseligkeit unwürdigen Parteigenossen gegenüber hingegeben habe.

Noch im kräftigsten Mannesalter stehend und sich scheinbar der besten Gesundheit erfreuend, wurde V. im Frühling 1886 von einem Zungenkrebs er=

griffen, dem er trotz glücklich durchgeführter Operation am Abend des 18. März erlag. Im Kanton wie in der ganzen Eidgenossenschaft war die Trauer groß um den Mann, der eine so bedeutende Rolle in seiner engern wie in der weitern Heimath gespielt und, wenn er sich auch öfters auf einen einseitigen Parteistandpunkt stellte, sich doch unleugbar große Verdienste um die fortschrittliche Gestaltung und die geistige wie materielle Entwicklung seines Vaterlandes erworben hatte. Seine große Popularität verdankte V. nicht nur seinem gewinnenden Wesen, seiner Uneigennützigkeit, seiner Gabe, sich mit den Leuten aus dem Volke in ihrer Weise zu unterhalten, auf ihre Anschauungen und Bedürfnisse einzugehen, sondern vor allem auch seiner hinreißenden volksthümlichen Beredsamkeit, von der er oft und in den wichtigsten Augenblicken einen glücklichen Gebrauch zu machen wußte. In aller Zuhörer Erinnerung blieben seine Reden bei der Einweihung des Schlöth'schen Winkelrieddenkmals in Stans am 3. September 1865, am Volkstag in Solothurn am 15. Juni 1873 u. s. w. Um seinen Ideen zum Siege zu verhelfen, bediente sich V. mit Erfolg auch der Presse und schrieb eine große Zahl von volksthümlich gehaltenen Broschüren über die wichtigsten kantonalen und eidgenössischen Fragen. Zum Gebrauch für die schweizerischen Fortbildungsschulen verfaßte er eine Anleitung zur Vaterlandskunde, „Der Schweizerjüngling" betitelt; im J. 1884 veröffentlichte er ein Volksschauspiel „Der Fall der alten Eidgenossenschaft", und wenige Wochen vor seinem Tode schrieb er seine Berliner „Erinnerungen an die Märztage des Jahres 1848" nieder, alles Schriften, welche, ohne auf litterarische Bedeutung Anspruch zu machen, von seiner für Freiheit und Fortschritt glühenden Gesinnung sprechendes Zeugniß geben. M. Gisi.

Viglius (friesisch Wigle oder Wiger) von Aytta von Zuychem (oder Zuichem), niederländischer Staatsmann und Jurist, wurde am 19. October 1507 auf Barra-haus, einem Landgut zu Wirdum, unweit Zuychem in Friesland geboren. Sein Vater, Folkert, war ein Bruder des berühmten Gelehrten Bucho v. Aytta, der nacheinander Rath der sächsischen Herzöge Albrecht und Georg und später des Kaisers Karl V. gewesen war, und seinem schon angesehenen Geschlecht zu Ehren und Reichthum verhalf. Der Onkel war es auch, der Viglius' Erziehung leitete und den frühreifen Knaben, der die ihm zugewandte Sorge durch Fleiß und Anstelligkeit reichlich lohnte, nachdem er die niederen geistlichen Weihen erhalten hatte, auf die Löwener Universität schickte. Doch war es nicht die Theologie, sondern die Jurisprudenz, welche den jungen Student anzog und ihn für immer fesselte, auch nachdem er die Löwener Hochschule mit der zu Dôle in Burgund vertauschte.

Dort bildete er sich zu einem der ersten Juristen seiner Zeit aus, der sich schon einer gewissen Bekanntheit erfreute, als er, nachdem er 1529 in Valence den Doctorhut erhalten hatte, nach Bourges zog, um die Vorlesungen des berühmten Alciatus über römisches Recht zu hören. Denn als der Lehrer bald nachher nach Italien abging, wurde ihm gleich seine Stelle angeboten und ein paar Semester lehrte V. dort die Institutionen. Nach der Art der Zeit war seines Bleibens nicht lange und er verließ 1531 seine Professur um, einem Ruf Anton Fugger's folgend, nach Deutschland zu gehen. Hier besuchte er mehrere Universitäten, studirend, lehrend und disputirend, und knüpfte überall Verbindungen an mit den Gelehrten. Die Empfehlungen Erasmus', eines Freundes seines jetzt verstorbenen Onkels, und die Protection Fugger's brauchte er kaum mehr, war er ja schon mit 25 Jahren ein berühmter Mann, der in der Mitte des geistigen Lebens seiner Zeit lebte und dem guten Namen der niederländischen und namentlich der friesischen Gelehrsamkeit alle Ehre machte. Dann ging es 1532 Italien zu, wo er in Padua unter großem Zulauf seine Vorlesungen über

die Institutionen hielt, welche er nachher in seinen bekannten Commentarii in decem Institutionum titulos umgearbeitet herausgab. Schon damals trat er in Beziehungen zum Kaiser Karl, der ihm die Ausbildung seines Sohnes, des späteren Königs Philipp, anvertrauen wollte. Doch schlug er dieses Amt, wie viele andere, die ihm angetragen wurden, aus, um sich der Lehrthätigkeit und der Herausgabe seiner Institutionen zu widmen, und erst, als ihn das Verlangen nach der Heimath ergriff, ließ er sich vom Bischof von Münster überreden, die Stelle seines Officials anzunehmen. Dort aber waren eben die Unruhen der Wiedertäufer ausgebrochen und erschwerten die Ausübung seines Amts derart, daß er es 1535 gerne mit einer Assessorstelle am Reichskammergericht vertauschte. Allein schon nach zwei Jahren erging an ihn ein Ruf nach Ingolstadt, der mächtig aufblühenden bairischen Universität, dem Hort des Katholicismus in Süddeutschland. Hier blieb er fünf Jahre, fortwährend von aller Art Anträgen von den verschiedensten Seiten bestürmt, denn jeder Fürst wollte den berühmten Juristen für seinen Rath oder seine Universität gewinnen. Allein er fand sich in Ingolstadt, wo ihm die Ehre des Rectorats widerfuhr und er von Jedermann fast übertrieben verehrt wurde, zu wohl, um sich von dort ablocken zu lassen, bis er zuletzt dem Drängen seines Kaisers und Landesherrn und der Regentin der Niederlande, der Freundin Erasmus', Maria von Ungarn, nachgab und 1542 die Stelle eines Mitglieds des Geheimen Raths in Brüssel annahm. Kaum war er im Amt, als er beauftragt wurde, die Uebertragung Gelderns an Kaiser Karl juristisch zu begründen und die Verhandlungen darüber mit den Geldernschen Ständen und dem jülichschen Herzog mit abzuschließen. Zum Lohn seiner Dienste erhielt er die Stelle eines Mitglieds des obersten niederländischen Gerichtshofs, des Großen Raths in Mecheln, während er als Honorarrath seinen Sitz im Geheimen Rath behielt. Hier in Mecheln wohnte er sieben Jahre und ließ er sich häuslich nieder, denn durch Vermittlung Granvella's erhielt er die Hand einer reichen Dame, Jaqueline Damant. Seine geistliche Weihe war dabei kein Hinderniß; die Ehe war kinderlos und wurde 1552 durch den Tod der Gattin gelöst. Viel wird V. sich derselben nicht haben widmen können, denn eben jetzt wurde er fortwährend vom Kaiser in Gesandtschaften und Aufträgen aller Art gebraucht und hatte er demselben namentlich in den Schmalkaldischen Krieg zu folgen, über welchen er ein Tagebuch aufsetzte, das 1877 von August v. Druffel herausgegeben, unter den wichtigsten Quellen jener Zeit seinen Platz erhalten hat, da es mitten im Lager geschrieben, Tag für Tag die Ereignisse aufzeichnet und nachher nicht umgearbeitet ist. Ueberhaupt liebte V. es, die wichtigen Begebenheiten, quarum pars magna fuit, und namentlich die Schicksale seines eigenen wechsel- und ereignißvollen Lebens zu notiren, und wenn er es auch nicht weiter als zu einer autobiographischen Skizze, die nicht einmal bis zu seinen letzten Jahren reicht, gebracht hat, er ging immer mit Entwürfen um, eine Geschichte des eigenen Lebens zu schreiben. Schon so fragmentarisch wie sie sind, sind diese autobiographischen Skizzen, ergänzt durch eine von Gouda verfaßte Lebensgeschichte, welche auch die späteren Jahre umfaßt, mit seinen Briefen an Joachim Hopper, welche zusammen von Hoynck v. Papendrecht in seinem bekannten Werke Analecta Belgica herausgegeben sind, die sicherste Quelle über ihn, wenn auch dort seine Verdienste etwas breit bemessen sind, ohne jedoch je in den Ton einer Panegyrie zu verfallen. Es ist nicht möglich, hier alle die Geschäfte aufzuzählen, welche V. in den Jahren 1542 bis 1549 im Dienste seines Herrn versah. Er war so zu sagen dessen juristischer Vorkämpfer, der juristische Vertreter seiner Interessen, namentlich als Landesherr. So ist ihm namentlich die definitive Regulirung des Verhältnisses der Niederlande zum Reich und ebenso die pragmatische Sanction zu verdanken, welche 1548 zuerst

die Einheit des niederländischen Staats vertrat. Als er 1549 Vorsitzender des Geheimen Raths geworden war, der als oberste Justizbehörde wirksam war, wogegen der Große Rath als Gerichtshof höchster Instanz wirkte, widmete er sich auch der inneren Verwaltung der Niederlande, wobei er nach Kräften eine Milderung der Religionsedicte verfocht. Denn wenn auch ein treuer Katholik, dem die Ketzerei, wie jede Auflehnung gegen die Regierung von Herzen zuwider war, konnte er doch die Härte der Edicte nicht gutheißen, die ihm selbst einigermaßen gefährlich erschien, namentlich bei einem Volke, das so starr an seinen Privilegien hing, wie die Niederländer. Denn wie streng monarchal er wie alle damaligen Juristen auch war, ein Vorkämpfer des Absolutismus wie z. B. Granvella ist er nie gewesen. Er blieb immer ein Humanist, der sich in den harten Kämpfen der Zeit nicht wohl fühlte. Er liebte die Ruhe und war immer auf Mehrung seines unaufhörlich anschwellenden Vermögens bedacht. Denn Aemter und Würden wurden ihm in Hülle und Fülle aufgetragen, namentlich auch jene einträglichen Sinecuren, wie sie die reichen geistlichen Stifter so viele boten. Und freilich, in jenem arbeitsvollen Leben fühlte er sich bald altern, und als sein kaiserlicher Gönner die Herrschaft niederlegte, wollte er, wenn auch erst 48 Jahre, dessen Beispiel folgen. Doch weder Karl noch sein Sohn wollten dieses erlauben und er konnte der Lockung nicht widerstehen, mit welcher Letzterer ihn köderte. Freilich war dies eine der einträglichsten Pfründen der Niederlande, die Stelle eines Coadjutors des Abtes von Sanct Bavo in Gent, mit der Anwartschaft der Nachfolge. Ja ihm zu Gefallen wurde die Abtei in eine Propstei umgeändert, damit er sein Amt in Vertretung führen lassen konnte. Zugleich wurde er Mitglied des Staatsraths und nachher Kanzler des Vließordens, um anderer, weniger wichtiger Aemter nicht zu gedenken; denn Monsieur de Saint Bavon, wie V. von jetzt an meistens genannt wurde, war einer der ärgsten Pluralisten der Zeit, der auch keineswegs für die Satzungen des Tridentiner Concils schwärmte.

Doch war mit Karl's Abdankung das Glück seines Lebens vorbei; wie schon gesagt, er paßte nicht mehr in die harte Zeit, welche jetzt herannahte. Das verspürte er erst recht, als 1560 der König Philipp nach Spanien abreiste und seiner Halbschwester Margarethe von Parma die Verwaltung der Niederlande auftrug. Freilich gehörte V. neben dem Grafen Barlaymont, dem Haupte des Finanzraths, zu jener verrufenen Consulta, die unter Granvella's Führung die eigentliche Geschäftsleitung besorgte, oder besser gesagt, die eigentliche Regierung bildete. Doch so gut königlich er auch gesinnt war, das rechte Herz für Philipp's und Granvella's Politik konnte er nicht fassen und mit der neuen Gouvernante stand er nicht auf so intimem Fuß wie mit ihrer, wie er selber, humanistisch gebildeten Vorgängerin. Als sich unter Oranien's Führung die Opposition erhob, wurde ihm bange, und er rieth immer zu Nachgiebigkeit. Selbst Granvella's Abtretung schien ihm erwünscht, wenn er auch wußte, wie steuerlos die Regierung dann den Gegnern gegenüber stehen würde. Freilich war er der neuen kirchlichen Organisation und der Einführung der Trienter Decrete sehr zuwider, nicht am wenigsten weil er schon jetzt einen Theil der Einkünfte seiner Propstei dem neuen Genter Bisthum abtreten mußte. Doch waren es wol nicht allein solche egoistischen Motive, die ihn bestimmten, den König zu bitten, ihn seines Amtes zu entheben. Denn überhaupt waren ihm fast ebenso sehr dessen absolutistische Grundsätze, oder besser gesagt, die Art und Weise, wie der König dieselben durchführen wollte, zuwider, wie der jetzt bald ein religiöses Gepräge annehmende Widerstand der Niederländer. Er war ein Conservativer, und die beiden sich bekämpfenden Mächte, die Regierung und die Opposition, verfuhren beide revolutionär. Nach langem Warten erhielt er die Erlaubniß, seine Präsi-

dentenwürde an Tisnacq abzutreten, doch behielt er seinen Sitz im Staatsrath, und die Wirren der Zeit gestatteten ihm nicht, die Regentin zu verlassen, die den Rath des erfahrenen Dieners ihres Vaters nicht vermissen konnte. So blieb er dem Haß und Spott der sich immer mehrenden revolutionären Elemente der Nation ausgesetzt, ohne daß er hoffen durfte, das einzig mögliche Mittel, das er kannte, den Sturm zu beschwören, das persönliche Erscheinen des Königs, zu erwarten. Es würde zu weit führen, hier Viglius' Verhalten bei dem Compromiß des Adels und allen sonstigen Begebenheiten der niederländischen Revolution zu betrachten; in seinen Briefen an Hopper, seinen Freund und Gesinnungsgenossen, der Staatssecretär für die niederländischen Angelegenheiten in Madrid war, hat er es ausführlich dargethan.

Endlich kam die Entscheidung, die Regierung siegte, und dann kam der Herzog von Alba mit seiner spanischen Armee ins Land. V. sah seinem Kommen mit Sorge entgegen, denn er versprach sich nichts Gutes von seiner gewaltsamen Art. Allein seine schlimmsten Erwartungen wurden übertroffen, die Errichtung des Rathes der Unruhen empörte und verletzte den Mann der strengen juristischen Begriffe und Formen und als 1570 der Zehnte Pfennig eingeführt werden sollte, ermannte er sich zu einem Widerstand, welchen er wol nicht gewagt hätte, wenn er nicht eingesehen hätte, wie sehr die Stellung des Herzogs schon erschüttert war. Von jetzt an aber fühlte er sich bedroht vom Zorn des Mächtigen und versuchte er sich so viel wie möglich im Hintergrund zu halten. Er athmete auf, als angekündigt wurde, der Herzog von Medina-Coeli komme, denselben abzulösen, und schmerzlich war seine Enttäuschung, als dieser freilich erschien, 1572 jedoch der Umstände wegen zurückkehrte, ohne die Regierung angetreten zu haben. Doch sah er ein, daß Alba's Bleiben nicht lange währen konnte, namentlich seitdem es ihm nicht gelang, die Rebellion Hollands und Seelands zu bewältigen. Als aber Tisnacq gestorben war, wagte er es nicht, sich dem Auftrage des Herzogs zu entziehen und trat er dessen Stelle wieder an; wie sehr er seine sehr schwache Gesundheit und sein Alter (er war damals 65 Jahre, was in jener Zeit ein hohes Alter genannt wurde) auch vorschützte, er mußte bis zu seinem Ende im Amt bleiben, ein ruhiges Alter war ihm, der Nichts mehr wünschte, nicht vergönnt. Und wenn auch endlich der Alp der Alba'schen Herrschaft von ihm und dem Lande abgewälzt wurde und des Herzogs Nachfolger Requesens mehr in der Richtung, welche ihm erwünscht schien, steuerte, er war überzeugt, es sei zu spät; selbst das Kommen des Königs, so lange als eine Panacee von ihm und vielen Gesinnungsgenossen angesehen, schrieb er damals, würde vielleicht nicht mehr im Stande sein, den Frieden wieder herzustellen. Und es kam noch schlimmer als er erwartet hatte. Requesens starb, der Staatsrath mußte die Regierung führen und so wurde er selber in den Vordergrund gedrängt. Und jetzt ging Alles außer Rand und Band. Zuerst brach die Meuterei der spanischen Armee aus, und dann fing die nationale Bewegung an, welche die schwache Regierung keineswegs zu bemeistern wußte. Am 14. September 1576 wurde V. mit den meisten andern Mitgliedern des Staatsraths verhaftet vom Brüsseler Stadtcommandanten. Das war die letzte Begebenheit seines Lebens. Wenn auch bald in Freiheit gesetzt, nahm er keinen Antheil mehr an den Geschäften. Er siechte hin und starb nach langen Leiden am 8. Mai des Jahres 1577, ein völlig gebrochener Mann. In seinem geliebten Sanct Bavo wurde er begraben. Er möchte sich glücklich preisen, nicht noch länger gelebt zu haben, denn jetzt konnte er noch hoffen, seinem geliebten Neffen Bucho eine Nachfolge gesichert zu haben, und wie schrecklich wäre er enttäuscht gewesen, hätte er erlebt, was bald eben in Gent geschah. Und eigentlich hatte er schon zu lange gelebt. Die letzten 20 Jahre standen im grellen Widerspruch mit den

50 ersten, wenn er auch äußerlich in Glanz und Würde verblieb. Freilich es konnte nicht anders sein. Für Männer, wie er war, gab es keinen Raum in der niederländischen Revolution.

Als Staatsmann hat V. sich den anfänglichen Ruf nicht zu erhalten gewußt; was er als solcher geleistet im Dienst Karl's V. wurde völlig verdunkelt vom Mißgeschick der späteren Jahre. Doch als Gelehrter und Jurist stand er oben an in der Reihe der vielen gelehrten Niederländer seiner Zeit und namentlich sein engeres Vaterland Friesland, dem er immer die treue Anhänglichkeit bewahrte, hat ihn geehrt als einen seiner berühmtesten Söhne. Als Mensch hat er es vielleicht nicht verdient, so verläumdet zu werden, wie ihm von seinen protestantischen Zeitgenossen geschehen ist; auch Motley hat einigermaßen eine Caricatur aus ihm gemacht. Dennoch ist es gewiß, daß ihn wie so viele seiner Standesgenossen, die hohen Beamten und Geistlichen der Niederlande, und überhaupt viele humanistisch gebildete Gelehrte Eigennutz und Nepotismus zu sehr kennzeichneten, um jene Charakterstärke zu besitzen, ohne welche in schwierigen Zeiten kein Mensch, der im Vordergrund steht, sich die Achtung von Freund und Feind erwerben kann. V. wurde immer als ein brauchbares Werkzeug angesehen, das, wenn es nur gehörig gelohnt oder gehörig in Furcht gesetzt wurde, alle Arbeit verrichtete, welche man von ihm erzwang, ob er dieselbe billigte oder nicht. Es mangelte ihm an Muth, namentlich an moralischem. So starb einer der fähigsten Niederländer des 16. Jahrhunderts, ohne selbst von den eigenen Gesinnungsgenossen betrauert zu sein oder vermißt zu werden.

Die vornehmste Quelle über sein Leben bleibt immer seine oben schon angeführte Biographie. Weiter alle Quellenwerke des Zeitraums; über seine Thätigkeit nach Anfang der Unruhen theilen fast alle etwas mehr oder weniger mit. Außer den zeitgenössischen Historikern Burgundius, Haraeus u. s. w., und den späteren wie Bor, van Meteren, Strada, namentlich die Correspondance de Philippe II. und die von Margaretha (von Reifenberg und Gachard herausgegeben), die Papiers d'état und namentlich die Correspondance von Granvella, die Archives de la Maison d'Orange u. s. w. So ist es auch mit der historischen Litteratur. Specielle Nachrichten und Abhandlungen über ihn findet man bei de Wal, De claris Frisiae jurisconsultis und in Star Numan, Over de verdiensten van Viglius v. A. v. Z. P. L. Müller.

Vigneulles: Philipp v. V. wurde als Sohn einfacher Landleute am 7. Juni 1471 zu Vigneulles bei Metz geboren. Sein Vater Jean Gérard schickte den heranwachsenden Knaben zunächst in die Schule des Klosters S. Martin-Devant-Metz und ein Jahr später zu einem Metzer Notar Jehan Jennat. Dann wurde der Knabe in der Schule zu Lorry, in der Priorei Amenge und bei einem Weltgeistlichen in Saulny weitergebildet, um schließlich bei dem Metzer Amann Jennat de Hainonville einzutreten „pour aprendre le stille". Unwürdige Behandlung im Hause des Letzteren bringt bei V. den Entschluß zur Reise, in die Welt zu gehen. Nachdem er einen Reisegefährten gefunden hat, macht sich der 15 jährige Knabe mit den kärglichsten Mitteln heimlich auf den Weg und wandert zunächst bis Genf, wo er bei einem Domherrn Aufnahme und Unterkunft findet. Mit einem kleinen Verdienst, das er sich hier erworben, zieht V. bald weiter und verweilt nun zunächst im Dienste eines Wappenheroldes des Herzogs von Calabrien, dann bei einem Kriegsmann, endlich bei einem neapolitanischen Musiker drei und ein halb Jahre ununterbrochen im sonnigen Süden. Die Sehnsucht nach dem Vater treibt ihn endlich zurück. Er tritt in Metz bei dem Kaufmann Didier Baillat in die Lehre, um den Tuchhandel und die Strumpfwirkerei zu erlernen. Mit seinem Lehrherrn besucht er die Handelsplätze Frankfurt und Antwerpen und nachdem er seine Lehrzeit beendet hat, läßt er sich in

Metz als Kaufmann nieder. Zwei Mal hat sich V. verheirathet. Seine erste Frau ist kaum ein Jahr an seiner Seite, als sie ihm durch den Tod entrissen wird; er reicht dann seine Hand einem Mädchen, Namens Zabellin, die ihm bis zu seinem Tode eine treue Gefährtin geblieben ist. Vigneulles' Leben ist seit seiner Niederlassung in Metz schlicht und einfach verlaufen. Daß sein Gesichtskreis nicht ganz auf die Ereignisse in der Familie und der Vaterstadt beschränkt bleibt, davor schützen ihn seine alljährlich wiederholten Reisen zu der großen Messe, dem „Landi" in Paris und Wallfahrten, die er nach Aachen, Köln, Coblenz und nach St. Claude unternommen hat. Dem Fleiße des Kaufmanns hat der Segen nicht gefehlt; im Laufe der Jahre erwirbt er mehrere Häuser und 1519 vermag er für 1000 Livres — 100 000 Mark nach unserem Gelde — Renten zu kaufen. Auch genießt er seiner Tüchtigkeit und seinem Wohlstande entsprechend unter den Bürgern seiner Vaterstadt das größte Ansehen. Man bietet ihm die Stelle eines städtischen Einnehmers an, aber V. verzichtet als vorsichtiger Kaufmann auf die Ehre und die reichen Einkünfte des Amtes, weil es die Stellung mit sich brachte, daß der Inhaber oft bedeutende Summen der Stadt vorzuschießen hatte. Ende 1527 oder im darauffolgenden Jahre ist V. gestorben.

Schon von seiner frühesten Jugend an hat V. künstlerische Anlagen und litterarische Interessen gezeigt. Als er seine Vaterstadt und sein Elternhaus zum ersten Male verläßt, da nimmt er in einem Gedichte von seinem Vater Abschied und hat sein eigenes Porträt in dem Scheidebriefe gezeichnet. Auch in Genf wird der Domherr, der sich seiner angenommen hat, auf sein schönes Zeichentalent aufmerksam und will ihn deshalb zum Goldschmied ausbilden lassen. Und wie den Zeichenstift, so hat er auch die Feder stets zur Hand; selbst in den schlimmsten Lagen seines Lebens vermag er seinen Gefühlen in gereimten Worten Ausdruck zu geben. Auch der Musik hat er sich zugewandt und so nimmt es nicht Wunder, wenn dieser begabte Mann nach der Rückkehr in die Vaterstadt manche Stunde seinem bürgerlichen Berufe abzugewinnen weiß, um sich der Ausübung seiner Talente zu erfreuen. Als Nachwirkung seiner italienischen Jahre werden wir in erster Linie die Novellensammlung, die er zusammengebracht hat, ansehen dürfen. Er berichtet uns selbst, daß er im J. 1515 100 Novellen aufgezeichnet habe. Das interessante litterarische Denkmal ist leider nicht veröffentlicht und da auch der gegenwärtige Besitzer der Handschrift unbekannt ist, so muß man sich mit dem Urtheile des Comte de Puymaigre und Michelant's, die die Sammlung gekannt haben, begnügen. Beide stimmen darin überein, daß der Inhalt sich zumeist an entsprechende italienische Geschichten oder an die 100 Novellen Ludwig's XI. anlehne; daß aber V. durch zahlreiche selbständige Zuthaten, Uebertragung der Ereignisse auf Metzer Boden und Einschiebung von Geschichten, die wirklich in seiner lothringischen Heimath entstanden sind, selbständige Verdienste um die Sammlung habe. In demselben Jahre hat V. le livre de la belle Biantris et celui du Lorrain Guérin in zeitgemäße Prosa übertragen. Auch dieses Werk, von welchem sich Handschriften in der Stadtbibliothek zu Metz und im Besitze des Grafen Hunolstein befinden, ist ungedruckt geblieben. Einen litterarischen Werth dürfte es kaum beanspruchen, seine Bedeutung besteht lediglich in dem Metzer Dialekt des 16. Jahrhunderts, den es bietet.

Ungleich bedeutender als diese Arbeiten ist das Gedenkbuch, das uns V. hinterlassen hat. Der Verfasser berichtet darin in erster Linie die Ereignisse seines eigenen Lebens, sodann Vorgänge in seiner Vaterstadt und endlich politische Begebenheiten aus Frankreich, Italien und Deutschland. So zuverlässig auch im allgemeinen seine politischen Nachrichten sind, so treten sie doch gegen die mehr persönlichen Theile seines Buches an Bedeutung zurück. Der biedere

Strumpfwirker und Kleinbürger mit seinen litterarischen und künstlerischen Interessen hat in naiver Art Alles aufgezeichnet, was ihm einigermaßen beachtenswerth erschienen ist. Er schildert mit derselben Genauigkeit die Aufführung von geistlichen Schauspielen, wie das Auftreten von Seiltänzern und Sängern, er berichtet über Feste in seiner Pfarrei wie über Verbrechen und Hinrichtungen, er erstattet seine Ernteberichte mit Angabe der Preise von Wein und Getreide und schildert die Kunstfertigkeit, die er in seinem Handwerk erlangt hat. Kurz, sein Buch vereinigt zahllose Bilder der Kleinmalerei, die für die Culturhistoriker eine Quelle von höchstem Werthe sind.

Nach Abschluß seines Merkbuches, das V. bis zum Jahre 1520 geführt hat, scheint er sich ausschließlich mit der Fertigstellung seiner großen Chronik befaßt zu haben. Da V. hierzu eine Reihe von Chroniken und Urkunden benutzt hat, die heute verloren sind, so liegt in diesem Werke die für Metz politisch werthvollste Geschichtsquelle des ausgehenden Mittelalters vor. Die Originalhandschrift Vigneulles', die bisher nur in unkritischen Auszügen bekannt geworden ist, wird in der Stadtbibliothek zu Metz aufbewahrt. Das Concept zum größten Theile des Werkes besitzt das lothringische Bezirksarchiv.

Huguenin, Les chroniques de la ville de Metz. Metz 1838. — Th. de Puymaigre, Poètes et Romanciers de la Lorraine. Metz 1848. — Prost, Les Arts à Metz il y a trois siècles in der Union des Arts. Metz 1851. — Michelant, Gedenkbuch des Metzer Bürgers Philipp v. Vigneulles. Stuttgart 1852.

Wolfram.

Villatte: Césaire V., Lexikograph, wurde geboren am 13. Januar 1816 zu Neu-Strelitz, wo der durch die Französische Revolution vertriebene Vater als Lehrer für Französisch lebte, und starb ebenda am 12. Juni 1895. Er absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Berlin Philologie, vornehmlich classische, promovirte, begab sich nach Frankreich, und wurde 1838 an das Collegium Carolinum, dem er seine Vorbildung verdankte, berufen, wo er, wie an andern Schulen, 45 Jahre, als ordentlicher Lehrer, dann als Professor, mit großem Erfolge den französischen Unterricht ertheilte; seit 1884 war er pensionirt. Bekannt und mit Recht berühmt geworden ist sein Name durch die dem großen Wörterbuchunternehmen des Berliner Buchhändlers Professor Gustav Langenscheidt, das als „Sachs' (=Villatte's) französisches Wörterbuch" begründeten Weltruf erlangt hat, gewidmete überaus rege Theilnahme, die sich allmählich zum Range der Mitherausgeberschaft steigerte. Zum französisch-deutschen Theile dieses seit 1869 erscheinenden classischen Werkes lieferte V. zahllose Beiträge aus der Umgangssprache; beim zweiten, dem deutsch-französischen, dagegen, den der Verfasser, Professor Karl Sachs, aus äußerlichen Ursachen sechs Jahre liegen lassen mußte, griff er selbständig ein, indem er die mittlerweile aufgehäuften schier unendlichen Manuscriptnachträge einfügte und das Ganze gleichmäßig durchredigirte (8 Auflagen). Sonach schuldet man ihm die Hauptsumme der praktischen Brauchbarkeit dieser wol für lange unerreichbaren Monumentalleistung. Außer dem wiederum „unter Mitwirkung von Professor Dr. Césaire Villatte von Professor Dr. Karl Sachs" herausgegebenen „Französisch-deutschen Supplement-Lexikon" (Berlin 1894), das beider Männer erstaunliche Lebensarbeit als würdiger Schlußstein krönte (vgl. meine — anonyme — Anzeige Blätt. f. litter. Unterhalt. 1894, Nr. 23, S. 366) und der neben jenem großen Wörterbuch und auf dessen Grundlagen aufgebauten „Hand- und Schul-Ausgabe", dem mit Recht weitestverbreiteten Hülfsmittel seiner Gattung in deutschen Landen (86. Aufl. 1895), lieferte V. allein noch zwei höchst werthvolle Ergänzungen. Erstlich „Parisismen" (1884), ein gründliches alphabetisches und erläutertes Verzeichniß des Pariser Argot, für das zuerst Villatte's Vorläufer in der Erforschung und Fixirung des hauptstädtischen Dialekts, Delvau, Larchey, Rigaud, das Haupt-

contingent boten; die Neuauflagen (4. 1895) zeigten V. mehr und mehr unabhängig, als er auf umfänglichen eigenen Lesefrüchten und directen Mittheilungen vieler Sachkenner fußte. Sodann das dreibändige „Nothwörterbuch der französischen und deutschen Sprache“ (10 bez. 11 Auflagen), ein ungemein geschicktes Nachschlagebüchlein; die beiden ersten Bändchen enthalten das auf den Tagesbedarf, namentlich des Reisenden, zugeschnittene eigentliche Lexikon, das dritte, ein „Sachwörterbuch“ über „Land und Leute“ nebst sonstigen Realien bei unseren Westnachbarn, schildert Leben und Treiben der Franzosen gedrängt, aber fesselnd und verläßlich, und steuert zur Auffassung staatlicher und cultureller Verhältnisse vielerlei fördernde Gesichtspunkte bei. Beide bekunden aufs schönste nicht bloß unermüdlichen redlichen Sammelfleiß, sammt einer wahrhaft vorbildlichen Genauig- und Sauberkeit, sondern auch sich alleweil vertiefenden Sinn für das Wesentliche und den Gehalt der gangbaren Sprachmünze, dabei eine nie schlaffe Lust, nach abgelegenen und doch unentbehrlichen prägnanten Ausdrücken zu fahnden. Er arbeitete peinlich, fast ohne Strich, und bezeugte stets eine liebenswürdige Seele, an Bedürfnißlosigkeit grenzende Bescheidenheit. Er dachte und schrieb ganz als Deutscher. — Ein anonymer authentischer Nekrolog in der „Vossischen Zeitung“ vom 13. Juni, Abendausg., Nr. 272 (abgedruckt „Hamburg. Nachrichten“ vom 15. Juni, Nr. 139, Morgenausg.); ein auf die Persönlichkeit zugespitzter panegyrischer im „Berliner Tageblatt“ vom 14. Juni, Nr. 296, Morgenbl. (anonym; von dessen Redacteur Ferd. Runkel); in letzterem vom 19. Juni, Nr. 306, Abendausg., das rühmende Urtheil seines Freundes Daniel Sanders aus der „Mecklenburg.-Strelitz. Landeszeitung“ abgedruckt; eine anonyme Biographie Villatte's von seinem Neffen Oberlehrer Prof. V. in „Mittheilungen aus dem Buchhandel“ 1895, S. 1383 (danach übertrug V. früher Schiller's „Wallenstein“ in französ. Jamben). Ludwig Fränkel.

Villaume: Peter V., 1746 zu Berlin geboren, studirte Theologie, wurde Prediger der französischen Colonie zu Halberstadt und gründete daselbst mit seiner Frau eine „Erziehungsanstalt für Frauenzimmer“, über die er 1780 eine gedruckte Nachricht zu Halle erscheinen ließ. 1783 besuchte ihn auf einer Reise von Dessau aus Salzmann, der bekannte spätere Begründer der Erziehungsanstalt Schnepfenthal, und berichtet über diesen Besuch im ersten Band der Reisen Salzmann'scher Zöglinge (1784). Er erzählt, daß V. ein entschiedener Freund der Gymnastik sei, daß sie auf einem Spaziergang allerhand körperliche Uebungen trieben, nicht allein die Knaben (Villaume's Söhne und zwei jugendliche Reisebegleiter Salzmann's), sondern auch die Mädchen und schließlich selbst die „Alten“.

V. wurde Jugendschriftsteller; seine „Geschichte des Menschen“, 1783 in deutscher und französischer Bearbeitung, erstere in Dessau und Leipzig, letztere „à Bronswic“ erschienen, erlebte mehrere Auflagen. 1786 am 18. September hielt V. in der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt auf König Friedrich II. die Gedächtnißrede, die gedruckt zu Berlin und Libau erschien. 1787 wurde V. als Professor der Moral und schönen Wissenschaften an das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin berufen. Litterarisch beschäftigten ihn damals zwei größere Arbeiten, die beide in Campe's „Allgemeiner Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens“ im siebenten und achten Theil (1787) enthalten sind; in ersterem eine gekrönte Preisschrift „Ueber die Unzuchtsünden der Jugend“, in letzterem „Von der Bildung des Körpers in Rücksicht auf die Vollkommenheit und Glückseligkeit der Menschen, oder über die physische Erziehung insonderheit“. Macht in der ersteren Arbeit die rücksichtslose Aufdeckung aller Schäden der geschlechtlichen Jugendverirrungen bei Knaben und Mädchen einen fast unheimlichen Eindruck, so wird man von dem Inhalt der zweiten um so

wärmer berührt. Man kann letztere in gewissem Sinne eine Vorläuferin von Guts Muths „Gymnastik für die Jugend“ nennen. Fr. L. Jahn gedenkt ihrer in seinem „Deutschen Volksthume“.

Der Inhalt der wenig bekannten Abhandlung verdient noch jetzt volle Beachtung und möge daher der Inhalt kurz angegeben werden.

Nachdem in der Einleitung ausgeführt worden ist, daß es eine Kunst, den Körper zu bilden, gebe, die sich gliedere erstens in „Verhütung dessen, was den Körper des Kindes verunstalten kann“, zweitens in „die Vervollkommnung dessen, was die Natur zur Bildung des Körpers thut“, drittens in „Verbesserung des geschehenen Schadens oder angeborener Fehler“ — handelt das erste Capitel von den allgemeinen Mitteln der Kunst zur Bildung des Leibes. Dieselben sind: Diät, Uebung, dahin gehören Spiel und Gymnastik, und Arznei, letztere aber nur als Behelf in der Noth.

Das zweite Capitel bespricht die „allgemeinen Grundsätze der körperlichen Erziehung“, das dritte die „Zwecke der Bildung des Körpers“, das vierte den „unnöthigen Kleiderzwang“, das fünfte die „Unbesonnenheiten, welche den Körper verderben“, das sechste die „Unbesonnenheiten der Wärterinnen“ u. s. w., das zehnte „die Gymnastik“. V. behandelt letztere unter drei Gesichtspunkten: erstens „freie Spiele, welche man der Wahl der Jugend überläßt“, zweitens „künstlich eingerichtete Uebungen unter den Augen der Aufseher“, drittens „ernsthafte anhaltende Arbeit“. Es werden diese Gesichtspunkte in den folgenden Capiteln weiter ausgeführt. 1788 erschien von V. „Philothea, oder die ersten Lehren der Religion“; 1789 „Erkenntniß der Erde, des Menschen und der Natur“; 1790 „Rede am Geburtstag des Königs“; 1791 (in Libau) „Ueber das Verhältniß der Religion zur Moral und zum Staate“.

V. legte 1793 seine Professur am Joachimsthal'schen Gymnasium nieder und privatisirte zu Brahe-Trolleburg auf der Insel Fünen, wo er an einem „Dorfschul-Seminarium“ mitwirkte. Als Todesjahr wird das Jahr 1806 angegeben.

Vgl. Waßmannsdorff in der Deutschen Turnzeitung 1865, S. 402 ff. und in der Monatsschrift für das Turnwesen 1887, S. 235 ff.

C. Euler.

Ville: Karl Marquis de V., k. k. General der Cavallerie, geboren zu Nancy 1705, † zu Reschütz in Mähren am 29. Februar 1792. de V. entstammt einer lothringischen Familie; er trat sehr früh in die kaiserliche Armee ein und focht in den Türkenkriegen in den Jahren 1738 und 1739 als Obristwachtmeister im Cürassierregimente Saint-Ignon. In demselben Regimente machte er den Erbfolgekrieg mit, wurde bereits 1742 zum Oberst befördert und zeichnete sich besonders in den Schlachten bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745 und bei Soor am 30. September desselben Jahres aus. Am 17. August 1751 wurde de V. zum Generalmajor befördert, nahm als Brigadier an der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757 theil, war bei Breslau am 22. November desselben Jahres zugegen und wurde am 8. December 1757 zum Feldmarschalllieutenant ernannt. Seine hervorragendste Leistung war jedoch die Vertreibung der Preußen von Troppau am 18. Januar 1758; de V. errichtete auf den Höhen um Troppau in einer Nacht 4 Batterien und zwang dadurch die Preußen Troppau zu verlassen; ein Tags darauf gegen diese Stadt marschirendes preußisches Dragonerregiment wurde von seinen Truppen überfallen und beinahe vollständig aufgerieben. Als im Frühjahr dieses Jahres der König von Preußen in Mähren einfiel und sich anließ, Olmütz zu belagern, gelang es de V. seinen Rückzug so meisterhaft auszuführen, daß er sein ganzes Corps in die bedrohte Festung Olmütz werfen und sich mit der Reiterei nach Proßnitz ziehen konnte. Am 8. Juli 1758 zum General der Cavallerie ernannt, wurde de V. für seine

Leistungen im letzten Feldzuge am 4. December 1758 mit der Verleihung des Kleinkreuzes des Militär-Maria-Theresienordens belohnt. Später commandirte de V. ein Corps in Mähren und Schlesien, belagerte Neiße, wenngleich vergeblich und rückte dann zur Hauptarmee ein. Am 27. Januar 1760 wurde de V. von der Felddienstleistung enthoben und mit 1. Mai desselben Jahres in die Pensionsgebühr übersetzt; er starb zu Reschütz in Mähren am 29. Februar 1792. Am 14. März 1759 war ihm das Gelhay'sche Cürassierregiment verliehen worden, welches jedoch schon 1767 im Banate reducirt worden war.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Acten der Fachrechnungs-Abth. des k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder I. — Wurzbach, Biogr. Lex. III.

Pallua-Gall.

Villers: Charles François Dominique de V., französisch-deutscher Gelehrter und Schriftsteller des Napoleonischen Zeitalters, geboren am 4. November 1765, † am 26. Februar 1815. Villers' Geburtsort ist das lothringische Städtchen Bolchen (Boulay), wo noch 1871 „la bourgeoisie parlait allemand, mais la société parlait français“. Lothringen stand zur Zeit seiner Geburt dem Namen nach unter Stanislaus Leszczynski, fiel jedoch drei Monate später durch dessen Tod (23. Februar 1766) ganz an Frankreich. Villers' Eltern waren katholische Franzosen; der Vater receveur des finances, die Mutter, geborene de Lannaguet, dem Adel der Provinz Langued'oc entsprossen. Vom neunten bis fünfzehnten Lebensjahre ließen diese ihren Charles bei den Benedictinern zu St. Jaques in Metz erziehen; 1780 ward er Anwärter, 1781 Zögling der dortigen Artillerieschule, schon im selben Jahre Secondlieutenant in Toul, 1783 nach Metz, bald darauf nach Straßburg versetzt, wo er in den ersten Jahren der Revolution capitaine und aide de camp war. Der lebhafte junge Officier, theilweis angeregt durch den Marquis de Puységur, dessen Adjutant er war, studirte in Straßburg den damals blühenden Mesmerismus oder s. g. thierischen Magnetismus, griechische und hebräische Sprache, Theorie und Praxis der Dichtkunst. Ein Roman: „Le magnétiseur amoureux“ (Genève 1787 — wirklich erschienen 1789, in 12°), eine nicht gedruckte Tragödie: „Ajax fils d'Oilée“ entstammen jenen Jahren. Die französische Revolution, die Villers' Erwartungen durch den Gang der Ereignisse bald schmerzlich täuschte, begleitete er mit vier kritischen, theilweis satirischen Schriften: „Députés aux états généraux“ (Februar 1789); „Examen du serment civique“ (1790); „Regrets d'un aristocrate sur la destruction des moines“ (1791); „De la liberté“ (Metz et Paris 1791, 261 Seiten. Motto: Aliud est, aliud dicitur. Aulu Gelle.) Dadurch der herrschenden Partei verhaßt, begab er sich April 1792 zu des Königs Brüdern und kehrte nach deren Mißerfolge in seine Vaterstadt zurück, floh aber, da man auf ihn fahndete, von da nach Aachen. Hier wurde ihm seine ganze Baarschaft gestohlen; worauf eine seiner Schwestern, als Bäuerin verkleidet, beherzt zu Fuße von Bolchen nach Frankfurt wanderte und ihm von dort das mitgebrachte Geld übersandte. V. siedelte nun nach Lüttich über und wich vor den andringenden französischen Heeren schrittweise über Münster, Driburg, Holzminden (wo er mit dem späteren Kopenhagener Leibarzte Joachim Dietrich Brandis s. A. D. B. III, 247 — Freundschaft schloß), nach Göttingen. Hier 1796 als Student immatriculirt, trat er in regen Verkehr mit Eichhorn, Heyne, Kästner, Spittler und besonders mit Schlözer. Um seinem Leben eine festere Grundlage zu geben, beschloß V. seinem jüngeren Bruder Friedrich nach Petersburg zu folgen, wo dieser im russischen Dienste gesicherte Stellung gefunden hatte. Indeß kam er nur bis Lübeck. Das freundliche Entgegenkommen des Kaufmannes, späteren Senators und Bürgermeisters (von) Rodde und mehr noch dessen ihm aus Göttingen

bekannter Gattin, der gelehrten Dorothea Schlözer (notre docteur, mon petit docteur), fesselte ihn dort zu dauerndem Aufenthalte. Als litterarische Frucht des letzten Lustrums gab damals V. namenlos heraus: „Lettres Westphaliennes du Comte de R. M. à Madame de H. sur plusieurs sujets de philosophie, de littérature et d'histoire et contenant la déscription pittoresque d'une partie de Westphalie" (Berlin 1797). Wohl nur vorschnelle Deutung der Initialen R. M. ließ Quérard entgegen wiederholten ausdrücklichen Zeugnissen seitens des wirklichen Verfassers in der France littéraire diese Briefe dem bekannten Emigrirten Germain Hyacinthe de Romance Marquis de Mesmon (1745—1831) zuschreiben. Während seines Lübecker Aufenthaltes trat V. in lebhaften persönlichen und brieflichen Verkehr mit fast allen geistig hervorragenden Männern und Frauen, die damals als Landesangehörige wie als Kriegsflüchtlinge im nordelbischen Deutschland, namentlich Hamburg, Altona, Eutin, Lübeck sich zusammensanden. Er lebte sich ganz in die Denkweise des protestantischen Norddeutschlands ein und erfaßte es als Lebensaufgabe, seinen alten Landsleuten das Verständniß des deutschen Geistes zu erschließen und sie dadurch vom seichten Empirismus und Sensualismus der Encyklopädie zum reinen, sittlichen Idealismus, vom leichtfertigen Vergnügen an geschmackvollen Wort- und Gedankenspielen zu ernstem Wahrheitssinne zu erheben. Er wußte sich dabei getragen vom Beifalle angesehener Freunde, wie Klopstock, F. H. Jacobi, Voß, Graf F. L. v. Stolberg, Reimarus, Sieveking, Reinhard. Auch Goethe schätzte ihn (Brief an ihn 11. November 1806) und fand es „bedeutend, zu erfahren, wie V. seine chromatischen Arbeiten aufnähme"; er nennt ihn (Brief an Reinhard vom 22. Juli 1810) „eine wichtige Person durch seinen Standpunkt zwischen den Franzosen und Deutschen, — da er wie eine Art von Janus bifrons herüber und hinüber sieht". In diesem Sinne arbeitete V. eifrigst mit an dem vom oben genannten Marquis Romance de Mesmon in Hamburg herausgegebenen Blatte „Spectateur du Nord", das 1798 und 1799 allein 70 Beiträge aus seiner Feder brachte. Begeistert vertiefte er sich in die Philosophie Kant's. Nachdem er sie in den Westfälischen Briefen und im Spectateur bereits öfter gestreift und abrißweise behandelt hatte, versuchte er — als erster in französischer Sprache — sie seinen Landsleuten im Zusammenhange zu erschließen durch das zweibändige Werk: „Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transscendentale" (Metz 1801), eine in allen Hauptsachen treue Wiedergabe der Grundgedanken Kant's, durchflochten mit eingehender und scharfer Kritik der im Frankreich jener Zeit vorherrschenden sensualistischen Vulgärphilosophie. Seine persönliche Stellung zur Sache bezeichnet er am Schlusse der Vorrede so: „Aujourd'hui que, pendant les années de nos discordes civiles, cette doctrine a été cultivée, débattue, épurée, rendu plus méthodique et plus claire par quelques sages du nord de l'Europe, il est temps de la dévoiler et de la présenter comme un remède aux maux causés par des maximes contraires. C'est à son interprétation, que j'ai voué ma plume. Privé par les circonstances de l'avantage d'attacher mon nom aux grands évènemens qui ont opéré une si mémorable réforme politique dans ma patrie, il se trouvera du moins parmi les noms de ceux qui se seront efforcés d'y opérer une réforme intellectuelle, de hâter le développement de la moralité et de la science". Gleichzeitig erhielt V., dessen Name noch immer auf der Liste der Verbannten stand, Erlaubniß zu einem Besuche in Frankreich, den er, begleitet von Frau Rodde, zum Wiedersehen mit seinen jetzt in Saargemünd lebenden Eltern, zu kürzerem Aufenthalte in Metz und längerem in und um Paris benutzte. Die Reise brachte ihm manche interessante Bekanntschaft; aber im ganzen war er bereits zu deutsch gewöhnt, um in Paris sich behaglich zu fühlen. Heimkehrend schrieb er 7. December 1801 an Karl Schütz

in Jena: „Je reviens enfin du pays du charlatanisme et de la forfanterie — — — en remettant le pied sur la terre de la loyauté et de la véritable humanité“. Mittlerweile hatte sein dem Nationalinstitut gewidmeter Kant in Frankreich Eindruck gemacht. Für den Ersten Consul mußte er eiligst einen Auszug daraus auf vier Bogen herstellen, der als Flugschrift erschien. Auch Frau v. Staël und ihr Freund Benjamin Constant de Rebecque wurden durch das größere Werk ihm dauernd gewonnen. Ebenso der Schweizer Pädagog und Staatsmann Phil. Albert Stapfer (s. A. D. B. XXXV, 451), der zwischen Deutschland und Frankreich eine ganz ähnliche Stellung einnahm und später Villers' Leben in der Biographie universelle beschrieb. Wie mit Kant, so machte V. bald darauf die französischen Leser näher bekannt mit Luther und seinem Werke. Das Nationalinstitut stellte für Juli 1803 die Preisfrage: Quelle a été l'influence de la réformation de Luther sur la situation politique des différens Etats de l'Europe et sur le progrès des lumières? V. gewann den Preis mit seinem „Essai sur l'Esprit et l'influence de la Réformation de Luther“ (Paris 1804). Der bekannte Göttinger Historiker Heeren hatte anfangs ebenfalls an der Lösung der Aufgabe gearbeitet, dann aber sein Vorhaben zu Villers' Gunsten aufgegeben und, was er bereits fertig hatte, unter dem Titel „Entwicklung der politischen Folgen der Reformation für Europa“ besonders herausgegeben. Villers' Essai hatte glänzenden Erfolg, erlebte vier Auflagen, drei deutsche, zwei englische und eine holländische Uebersetzung. Den späteren Auflagen hat er selbst Herder's Entwurf zur Lösung beigefügt, über den der bereits kränkelnde große Mann nicht hinausgelangt war. Man kann das warm und gefällig geschriebene Buch nicht als selbständiges, historisches Meisterwerk bezeichnen; dafür ist V. zu abhängig vom rationalistischen Geiste der Zeit, auch dringt er viel zu wenig in das eigentliche, geschichtlich bedingte Wesen der behandelten Erscheinungen. Immerhin zählt J. G. Rosenmüller im Vorworte zu einer der Uebersetzungen mit Recht sowohl die Aufgabe des Institutes wie die Villers'sche Lösung zu den merkwürdigsten Erscheinungen seines Zeitalters. V., bereits seit 1800 correspondirendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, trat nun in dasselbe Verhältniß zum Institut von Frankreich und verlebte — anfangs mit der Familie Rodde — etwa anderthalb Jahre (Herbst 1803 bis Frühjahr 1805) zu Paris im Verkehre mit französischen Gelehrten und Staatsmännern. Der mit Schütz und Stapfer damals verhandelte Plan einer neuen Zeitschrift für den geistigen Verkehr beider Völker — Bibliothèque Germanique — kam nicht zustande. „Ein böser Dämon grub den Abgrund zwischen Deutschen und Franzosen immer tiefer“, den V. auszufüllen wünschte. — Schmerzlich mußten V. die bald nach seiner Rückkehr ausbrechenden Kriege des kaiserlichen Frankreichs gegen Deutschland berühren, namentlich der des Jahres 1806 gegen Preußen, das V. noch eben als besonders ehrenwerthen Typus des norddeutschen protestantischen Geistes gefeiert hatte. Doch glaubten er und seine Freunde im stillen, neutralen Lübeck, soweit von der Hauptstraße des Krieges, außer unmittelbarer Gefahr zu sein, als plötzlich der General von Blücher auf seinem berühmten Rückzuge am 5. November 1806 die Stadt aller Proteste ungeachtet besetzte und dadurch am 6. November zum Gegenstande eines siegreichen Sturmes dreier feindlicher Corps machte, dem furchtbare Tage wüster Plünderung folgten. V., in seiner alten französischen Uniform, erwies sich als ritterlicher Freund seiner Nachbaren, der Familie Rodde, deren Haupt als Bürgermeister durch öffentliche Pflichten den Seinen meist entzogen war, und als unermüdlicher Vermittler zwischen neuen und alten Landsleuten, namentlich durch Fürsprache bei dem persönlich mildgesinnten, in Rodde's Hause wohnenden Marschall Bernadotte. In zwei Flugschriften hat er bald darauf das Unglück Lübecks dargestellt: „Combat de Lubeck“ (Lübeck 1806) und der ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten „Lettre à

Madame la Comtesse F(anny) de B(eauharnais), contenant un récit des évènemens qui se sont passés à Lubeck dans la journée du Jeudi 6. Novembre 1806 et les suivantes" (Amsterdam 1807). Besonders eingehend und lebhaft ist die Schilderung der Greuel in diesem Briefe. Sein Verfasser tadelt zwar den preußischen General wegen des Bruches der Neutralität Lübecks hart, giebt aber dem preußischen Heere inbezug auf Tapferkeit und Mannszucht das beste Zeugniß, während er die wüste Unordnung und viehische Wildheit der französischen Soldateska nur mit dem Zusammentreffen dreier selbständiger Corps und der darin liegenden Erschwerniß straffer Disciplin in etwas zu entschuldigen weiß. Auch im Wege privater brieflicher Fürsprache war V. bemüht, der schwergeprüften Hansestadt Anspruch auf Schadenersatz kräftig zu vertreten. Ueberhaupt ward er seit jener Zeit der eifrigste Fürsprecher der drei nordischen Hansestädte und ihrer besonderen Freiheiten — freilich ohne Erfolg; wofür Bremen durch Vermittelung seines Freundes Johann Smidt im December 1809 ihm das Diplom des Ehrenbürgers übersandte. Niemals machte der äußere Erfolg der siegreichen französischen Waffen ihn irre in der festen Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des deutschen Geistes. „L'esprit germain finira par vaincre l'esprit français. Je crois déjà apercevoir quelques symptômes de cette issue des choses. La Providence a ses voies!" schrieb er Ausgang November 1806. — Wirksamer war des unermüdlichen Villers' Eintreten für die deutschen Universitäten im jungen Königreiche Westfalen, deren Einziehung und Umwandlung nach französischem Muster die Regierung plante; besonders für Göttingen. Ermuntert durch seine Göttinger Freunde, namentlich Heeren (dem er noch eben zum Danke für den oben erwähnten Rücktritt seine Preisschrift über die Kreuzzüge ins Französische übersetzt hatte) und durch Johannes v. Müller, damals Generaldirector des öffentlichen Unterrichtes in Kassel, schrieb er: „Coup d'oeil sur les universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante; en particulier du royaume de Westphalie" (Kassel 1808), einen Band von 112 Seiten, den er am 1. Juni 1808 von Lübeck aus dem Könige Jérôme widmete. Sechs Universitäten (Göttingen, Halle, Helmstedt, Marburg, Paderborn, Rinteln) — das räumt er ein — sind für ein Königreich von knapp zwei Millionen Bewohnern zuviel. Aber die Art selbst muß erhalten werden, des Ruhmes und des Nutzens wegen. Halle und Göttingen als deutsche Hochschulen ersten Ranges eignen sich dazu am besten. Göttingen wird als typisches Beispiel sammt allen Nebenanstalten, der Bibliothek vor allen, eingehend geschildert. Ein sehr anerkennender Abriß des niederen und mittleren norddeutschen Schulwesens geht voran; das Ganze gipfelt in den Sätzen: „Les Universités de l'Allemagne protestante seraient peut être encore susceptibles de perfectionnement. Mais telles qu'elles sont, n'hésitons point à le dire, elles sont au-dessus de tout ce que l'Europe et le monde entier offrent d'instituts pour l'enseignement des hautes sciences en exceptant l'école parisienne pour les sciences mathématiques et physiques". Göttingen (und Halle) blieben, wenn nicht allein durch dieses treffliche Wort zu seiner Zeit, so doch wesentlich mit seiner Hilfe erhalten, Villers' Name ward gefeiert bei allen Verehrern deutscher Wissenschaft. Noch im J. 1808 ward er wirkliches Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Dem ersten Coup d'oeil folgte ein Jahr später ein zweiter: „Coup d'oeil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne. Rapport fait à la troisième Classe de l'Institut de France" (Amsterdam u. Paris 1809). V. gibt darin einen höchst lehrreichen Ueberblick über den dermaligen Stand der philologischen und historischen Studien in Deutschland. Die immer enger geknüpfte Verbindung mit Göttingen und der Druck der Zeit, dem Geschäft und Wohlstand seiner Freunde v. Rodde in Lübeck (1810) erlag, bewogen V. nach Göttingen überzusiedeln (Frühjahr 1810) und, dem Könige in Kassel vorgestellt (Juli 1810), um eine Professur daselbst anzuhalten (November),

die ihm Januar 1811 als Ordinarius in der philosophischen Facultät zu theil ward. Nur noch durch Krankheit in Lübeck, wo er den Winter 1810 auf 1811 zugebracht und seiner Freundin Dorothea v. Rodde als gewandter Rechtsrath geholfen hatte, wenigstens ihr persönliches Vermögen theilweise der Familie und den Kindern zu retten, zurückgehalten, ward er dort am 21. Januar 1811 auf Befehl des Marschalls Davoust, Gouverneurs des Ausgang 1810 Frankreich einverleibten Departements Weser und Elbe, verhaftet. Da man in seinen durchsuchten Papieren nichts Belastendes fand, mußte man ihn freilassen; allein er ward als angeblicher Verleumder des französischen Militärs aus den von Frankreichs Heeren besetzten deutschen Gebieten ausgewiesen. In Kassel und Göttingen war wirksamer Schutz dagegen nicht zu finden. Erst durch eine Reise nach Paris und dort namentlich dank seiner Jugendfreundschaft mit dem Minister des Innern Grafen v. Montalivet konnte V. Aufhebung jenes Befehles und Rehabilitation erlangen. Nun folgen des Mannes glücklichste Jahre, während deren er, wiederum in engster Gemeinschaft mit der von Lübeck in die Heimath der Frau übergesiedelten Familie Rodde in Göttingen wohnend, unbestrittenes Ansehen an der Universität, in der nahen Hauptstadt des Königreichs Westfalen und weit darüber hinaus, ganz besonders in den Kreisen genoß, die Pflege deutsches Geistes und deutsches Wesens auf ihre Fahne geschrieben hatten. Zu seinen Brieffreunden gehörten in jenen Jahren u. a. Jacob Grimm und Josef Görres. In Göttingen hing an ihm mit dankbarer Begeisterung ein Kreis junger Gelehrter, aus dem Männer wie Ch. K. J. Bunsen, der spätere Staatsmann, Chr. A. Brandis, Sohn Joachim Dietrich's (s. o.), der Geschichtsschreiber der griechischen Philosophie, die Philologen Karl Lachmann und Ernst Schulze, Dichter der bezauberten Rose, der Theolog Friedrich Lücke, später Abt zu Bursfelde und Professor zu Göttingen, hervorleuchten. Daß V. auch mit dem französischen Element in Kassel freundliche Fühlung bewahrte, ist natürlich. Auch schrieb er ab und zu für den westfälischen Moniteur. Doch lehnte er ab, in den unmittelbaren westfälischen Staatsdienst als Leiter des amtlichen Blattes oder sonstwie zu treten, obwol es an glänzenden Anerbieten von dieser Seite her nicht fehlte. Nur die Ernennung zum beständigen Secretär der Societät der Wissenschaften ließ er sich gefallen. Besonders glücklich scheint V. im Verkehre mit dem französischen Gesandten Reinhard in Kassel und in Göttingen mit Benjamin Constant de Rebecque sich gefühlt zu haben, der — damals noch — in der Abneigung gegen Napoleon und zugleich in der begeisterten Werthschätzung deutscher Cultur mit ihm übereinkam. Unter den litterarischen Früchten jener Jahre sind zu nennen: Französische Uebersetzung des Lebens Luther's von Melanchthon (1810); „Kleiner Volkskatechismus oder Lehren des Edlen und Guten für Kinder“ (1810); „Préface à la Confession d'Augsburg, Introduction à l'ouvrage de Mme. de Staël sur l'Allemagne“ (1813) und als eine der bedeutenderen Schriften von V.: „Constitutions des trois villes libres Anséatiques, Lubeck, Brêmen et Hambourg. Avec un mémoire sur le rang que doivent occuper ces villes dans l'organisation commerciale de l'Europe“ (Leipsic 1814). Er hatte diese Denkschrift auf ausdrückliches Begehr seiner hanseatischen Freunde Sieveking, Perthes, Smidt, Gildemeister u. a. für den inzwischen zusammengetretenen Wiener Congreß verfaßt, und er hat durch sie mitgeholfen, den Hansestädten in der Neuordnung aller deutschen Verhältnisse ihren ehrenvollen Platz zu sichern. Während er an ihr schrieb, traf ihn ein neuer Blitzschlag aus heiterem Himmel: seine Entlassung aus der Göttinger Professur. Er hatte Napoleon's Sturz und die Erhebung des deutschen Volkes freudig begrüßt, das künstlich zusammengeschweißte Königreich Westfalen ohne tieferes Bedauern zerbrechen gesehen. Hilfreich und thätig war er auch jetzt wieder für seinen Wohnort und dessen Universität bei dem alten Gönner Bernadotte eingetreten, der als Kronprinz von Schweden und

Feldherr der Nordarmee in Niedersachsen gebot. Aus des Kronprinzen Hand empfing er zur Anerkennung den schwedischen Nordsternorden. Da traf ihn am 27. März 1814 die niederschmetternde Kunde, daß die wieder aufgelebte kurhannoversche Regierung ihn, „den ehemaligen königlich französischen Kapitän v. V.", unter Zubilligung eines im Auslande zu verzehrenden Ruhegehaltes von 3000 Francs seines Amtes enthoben hatte. Dieser Beschluß erregte ungeheures Aufsehen in weitesten Kreisen und ward von den Besten des deutschen Volkes bis zum Freiherrn v. Stein hinauf als Schimpf des deutschen Namens empfunden. V., tief erschüttert, erhob Gegenvorstellungen, die von Constant, Frau v. Staël, Freiherrn vom Stein und vielen anderen in der Presse, wie durch briefliche und mündliche Vorstellungen an den Grafen Münster, den Prinzregenten von Großbritannien=Hannover, den Kaiser von Rußland und den König von Preußen lebhaft unterstützt wurden. Dennoch wurde nur erreicht, daß man das Ruhegehalt auf 4000 Francs erhöhte und endlich wenigstens die Verbannung aufhob. Ins Amt ist V. nicht wieder eingesetzt worden. Er blieb in Göttingen und ging im Bewußtsein seiner guten Sache auf die Anerbieten von Halle und von Heidelberg, dort ein Lehramt zu übernehmen, nicht ein. Indes begann er an einer alten Kopfwunde zu kränkeln, und der Gram über erfahrenen Undank rieb ihn vollends auf. Gepflegt von jenem Kreise junger Verehrer und seiner treuen Freundin Dorothea v. Rodde=Schlözer, verschied er am 26. Februar 1815. Ob er bei längerem Leben, wie manche meinten, wieder eingesetzt worden wäre, ist nicht zu sagen. Ebensowenig ist es bis jetzt gelungen, den eigentlichen Beweggrund der gegen ihn geübten Härte klar zu ermitteln. Ch. A. Brandis, der unter seinen letzten Pflegern war, spricht vom „Neid einiger Kollegen oder auch ihrer Frauen, die ihn bei den Machthabern in Hannover des Franzosenthumes verdächtigt und selbst edle Männer gegen ihn einzunehmen gewußt" haben. V. selbst vermuthete, daß seine freundliche Stellung zur westfälischen Regierung oder auch einige von Ch(arles) V(iennet) verfaßte und ihm irrig zugeschriebene Artikel gegen England, im Kasseler Moniteur 1812 erschienen, ihn mißliebig gemacht hätten. Beides leugnete man in Hannover entschieden. Als Gegner Villers' galt wol mit Recht der damals in Hannovers inneren Angelegenheiten maßgebende berühmte Staatsmann A. W. Rehberg, den der Graf Münster brieflich eben nur gegen den Vorwurf vertheidigt, V. „persönlich feind" zu sein. Rehberg selbst schreibt darüber ein Jahrzehnt später in seinem (anonymen) Buche: „Zur Geschichte des Königreichs Hannover in den ersten Jahren nach der Befreiung" (Göttingen 1826), S. 51: „Herr v. V., dessen Bemühungen, die französische Nation mit unsrer Litteratur bekannt zu machen und die Deutschen in ihren Augen zu heben, mit Achtung und Dankbarkeit anerkannt worden, hatte unter der westfälischen Regierung einen Einfluß erlangt, der unter solchen Verhältnissen, aber auch nur unter ihnen wohlthätig sein konnte. Das seiner Nation eigenthümliche Talent, alles was sich in ihren Wirkungskreis ziehen lassen will, nach eignen Ansichten zu modeln, welches bei diesem ausgezeichneten Manne noch durch mannigfaltige Verbindungen unterstützt wurde, hätte in der Stelle, in die er eingetreten war, nicht leicht auf eigne litterarische Thätigkeit beschränkt werden können. Durch die Fortdauer des ihm von der westfälischen Regierung zugleich mit dem Lehramte verliehenen beständigen Secretariats der Societät der Wissenschaften wären die wohlgegründeten Ansprüche andrer sehr verdienter und berühmter Männer gekränkt. In diesen offen liegenden Verhältnissen sind hinreichende Veranlassungen der Maßregel, wodurch er zwar in dem vom Usurpator verliehenen Amte nicht bestätigt, ihm aber eine Einnahme beigelegt ist, welche die von der westfälischen Regierung auf hiesige Landeskassen angewiesene überstieg und mit keiner Verpflichtung irgend einer Art verbunden war. Es muß den auf mannichfaltige

Art damals gereizten Leidenschaften zugeschrieben werden, wenn man in Schriften, welche zu der Zeit selbst und noch später gedruckt sind, Andeutungen andrer persönlicher Bewegungsgründe findet". Friedrich Lücke hielt am Grabe dem Lehrer namens der jungen Freunde eine begeisterte Standrede, die, durch die Zeitungen verbreitet, in weiten Kreisen Widerhall fand. V. wird von Zeitgenossen als schöner, stattlicher Mann mit freundlichem Auge, als warmer, enthusiastischer Freund, als Liebhaber des Familienverkehres und besonderer Gönner der Kinderwelt geschildert. Er war nicht verheirathet.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner selbständig erschienenen Schriften und den Artikel im Spectateur du Nord mit kurzem Lebensabriß gibt Fr. Saalfeld in der „Geschichte der Universität Göttingen. 1788—1820" (Göttingen 1820, Theil III des Pütter'schen Werkes, S. 124—128). Villers' litterarischer Nachlaß (Sammlung seiner gedruckten Werke, Briefe gelehrter Männer und Frauen, jedoch mit Ausschluß des vertraulicheren Briefwechsels, handschriftliche Entwürfe, Handkalender 2c., dazu Bildniß von Gröger) kam 1831 als Vermächtniß der Frau Dorothea v. Rodde an die Hamburger Stadtbibliothek. Der Nachlaß füllt 18 starke Papphülsen, das Verzeichniß 12 Folioseiten des Handschriftenkatalogs. — Von biographischen Arbeiten über V. zu erwähnen: Stapfer's Aufsatz „V." in der Biographie universelle; „Zeitgenossen", V. Heft, S. 54—78 (citirt von Saalfeld); Michel Berr (Paris 1815) und M. E. Begin (Metz 1840), Notice sur V. (citirt von Stapfer); Wurm, Beiträge zur Geschichte der Hansestädte in den Jahren 1806—1814. Aus den nachgelassenen Papieren von Carl v. V. (Hamburg 1845, Programm des Akadem. Gymnasiums); v. Bippen, „Charles v. V. und seine deutschen Bestrebungen" (Preußische Jahrbücher 1871, XXVII, 288—307); derselbe, Briefe von Carl v. V. an Johann Smidt und andere Mittheilungen über Villers' Beziehungen zu Bremen und zu den Hansestädten" (Bremisches Jahrbuch 1877, IX, 60—73); Isler, Briefe von Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — F. H. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Mad. de Staël — J. H. Voß u. v. a. — Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de V. (Hamburg 1879). — Dichterisch behandelt Villers' Verhältniß zu Dorothea v. Rodde der Roman „Auch ein Franzose" von A. Evers (Breslau 1889, 2 Bde). — V. schrieb fast ausschließlich französisch. Doch war er, wie manche deutsch, in sogen. lateinischer Schrift abgefaßte Briefe beweisen, des Deutschen (schon im Beginne des Jahrhunderts) ausreichend mächtig, um — mit leichtem französischem Anfluge — darin sich wesentlich correct auszudrücken. Sander.

Villers: Josse de Soete, Herr v. V., stammte aus einem flämischen Adelsgeschlecht und gehörte, wie sein Bruder, der spätere Admiral Philipp Herr von Hautain, mit zu den jungen Edlen, welche 1565 den Compromis des Nobles unterschrieben und trat später zum Calvinismus über, nachdem er 1567 das Land verlassen hatte. Als 1577 der Bruch mit Don Juan erfolgt war, tra er unter den Führern der staatischen Armee in den Vordergrund. Als Gouverneur der kleinen aber wichtigen Festung Bouchain an der Schelde hatte er einen schwierigen Stand als die wallonischen Provinzen mit Abfall drohten und suchte 1579 Schutz beim Herzoge von Anjou, mit dem er, wie sein Nachbar der Gouverneur von Cambray, eine Convention abschloß. Dieselbe rettete ihn eben so wenig wie seine sehr geschickte und thätige Vertheidigung, denn im nächsten Jahre mußte er die Festung den Spaniern übergeben. Dann diente er, der Capitulation gemäß, fürs erste bloß gegen die Malcontenten, nicht gegen die Spanier, nachher aber als Feldmarschall und Unterbefehlshaber der staatischen Armee in Flandern, ohne aber viel leisten zu können der Schwäche seiner Streitkräfte halber. Als Wilhelm von Oranien ermordet war, 1584, erwählten ihn die

Utrechter Staaten zum Statthalter ihrer Provinz und als solcher bewirkte er nicht ohne Zwang die Umänderung der Utrechter Stadtverfassung zu Gunsten der Aristokratie, was ihn bei den Calvinisten in schlechten Ruf brachte. So wurde er denn auch, als er im nächsten Jahr in einem unglücklichen Gefecht bei Amerongen gefangen wurde, nach seiner Erlösung nicht wieder in seine Statthalterschaft eingesetzt, sondern mußte sich mit seiner Feldmarschallstelle begnügen, in welcher er verblieb, bis 1589 ein Kanonenschuß bei der Belagerung Geertruidenbergs seinem Leben ein Ende machte. V. war ein treuer Patriot und tapferer Krieger, der aber weder ein Feldherr, noch ein Staatsmann war. Nur aus Mangel besserer Kräfte wurde er so hoch empor gehoben.

Vgl. außer den gewöhnlichen Quellen und Litteratur des Zeitraums speciell te Water, Verbond der Edelen. — Müller und Diegerick, Documents concernant les relations entre le duc d'Anjou et les Pays-Bas. Bd. III.

P. L. Müller.

Vilmar: August Friedrich Christian V., Schulmann, Theologe, Politiker und Litterarhistoriker, wurde am 21. November 1800 geboren im Dörfchen Solz bei Bebra und Rotenburg in Niederhessen. Der Vater Johann George V. war seit 1796 hier, später in Oberaula Pfarrer; die Mutter Susanne Elisabeth war die Tochter des Pfarrers Giesler in Nordshausen bei Kassel. Es war eine echte Pastorenfamilie, die in ihren nächstvorhergehenden Generationen aus Witzenhausen a. d. Werra stammte, während entferntere Vorfahren meist Rathsverwandte im Diemelstädtchen Immenhausen des niederhessischen Kreises Hofgeismar waren. Näheres über die Vorfahren bis 1520 enthält die „Geneal.-Biogr. Uebers. d. Fam. V. in Hessen" vom Pfarrer G. Ph. Vilmar in Breitenbach (1886). Der Knabe wuchs in den höchst einfachen Verhältnissen einer ganz besonders ärmlichen Landpfarre auf. Der Vater war ein Mann von spartanischer Genügsamkeit, dazu von äußerst festem, völlig unbeugsamem Willen in allen Dingen, die mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen verwachsen waren, und übte durch seine ganze Art und Weise den größten Einfluß auf den Knaben, der von ihm in dem tiefen, stillen Frieden des Elternhauses mit zwei Genossen den ersten Unterricht erhielt. Der Vater bewahrte die Traditionen mit der größten Pietät, die Wunder der heiligen Schrift blieben ihm völlig unangetastet; er hatte die Gabe, sehr gut, namentlich heilige Dinge zu erzählen und war von nicht unbedeutendem Rednertalent, das durch ein treffliches Organ unterstützt wurde, sodaß seine erste Erzählung vom Leiden und Kreuzestode Christi, wie V. in einer Art von Selbstbiographie sagt, ihn für einen ganzen Abend in völlig unstillbare Thränen stürzte. Vom Beginn des 5. Lebensjahres besuchte er sonntäglich zwei Mal den Gottesdienst; wenn er den Vater auf das Filial begleiten durfte, gar drei Mal. Vom 9. Jahre an schrieb er unverlangt, wie selbstverständlich, die Disposition der Predigten auf; mächtiger aber als die väterlichen Predigten wirkte auf ihn das Altar- und Kanzelgebet, die Vorrede vor dem Abendmahl, die Absolution und das Apostolicum. Mit dem Schluß des 12. Lebensjahres begann er den Confirmationsunterricht zu besuchen, den er drei Mal durchmachte ohne daß es ihm langweilig wurde, weil das frische Leben und der treue Ernst des Vaters auch das längstbekannte lebendig und neu erscheinen ließ. Nächst diesen Eindrücken war, nach Vilmar's Darstellung seiner Jugendzeit, vom größten Einfluß auf sein Leben der Zusammensturz der althessischen Verhältnisse im J. 1806 und die ganze Zeit der Fremdherrschaft. Die großen Ereignisse rückten ihm insofern nahe, als Versprengte aus der Schlacht von Jena durch das Dorf kamen und dann alle Bewohner mit Heugabeln und Sensen zur Theilnahme am Aufstand auszogen; in gleicher Weise regte ihn der Dörnberg'sche Aufstand gewaltig auf. So stand er denn bei der socialen Trennung, die von

1809—1814 in Hessen bestand, mit Eifer auf Seiten der „Treuen", der Patrioten und Deutschgesinnten. Dies alles zusammen bezeichnet V. selbst als den Boden, aus dem er hervorwuchs und aus dem allerdings manches spätere zu erklären ist. 1816—18 besuchte er das Gymnasium in Hersfeld, 1818—20 studirte er in Marburg Theologie, daneben Philologie, und war ein hervorragendes Mitglied der dortigen Burschenschaft. Die Theologie zog ihn in der Gestalt des supernaturalen Rationalismus mächtig an, aber in den seiner Universitätszeit folgenden 9 Jahren trat allmählich eine völlige Umwandlung ein, sodaß er dieser Richtung völlig entsagte. Von 1820—23 war V. Hauslehrer bei einem Herrn v. Baumbach zu Kirchheim in Niederhessen und zugleich Assistent seines Vaters, zu welchem Zweck die Ordination am 18. Mai 1821 erfolgte. Aus diesen 3 Jahren stammt seine erste theologische Abhandlung, ein Sendschreiben an Sartorius in Zimmermann's Monatsschrift über Predigtwissenschaften. Im December 1824 wurde er zum Rector der Stadtschule in Rotenburg, im März 1827 zum Lehrer am Gymnasium in Hersfeld ernannt. Hier gelangte seine religiöse Entwicklung zum Frieden und zu der Grundrichtung, der er von da an sich gleich blieb. Er suchte, sagt er, nach Gewißheit, nach einem festen Boden, auf dem er in der Welt stehen könne; er fand sie nicht in der Dogmatik, aber aus dem nichts, das er hier gefunden, habe er erkennen lernen, daß es noch eine andere Gewißheit, die des lebendigen, persönlichen, gegenwärtigen Gottes gebe. Zum Durchbruch sei dies gekommen als er in den Ferien seinem heimathlichen Dorfe sich genähert und in dessen Anblicke auf einem Grenzsteine sitzend sich Betrachtungen hingegeben habe. In Hersfeld schrieb er Aufsätze in mehrere Zeitschriften, namentlich in die Allgem. Schul-Ztg., die Allg. Kirchen-Ztg. und Rossel's Allgem. Monatshefte. 1826 vermählte er sich hier mit Karoline Wittekindt. Nachdem die alte hessische Landesverfassung durch freien Vertrag zwischen Fürst und Volk in die den Forderungen der Zeit entsprechendere und die früheren Willkürlichkeiten des Fürsten möglichst ausschließende Form umgewandelt war, in der sie als Verfassung vom 5. Jan. 1831 weltbekannt geworden ist, wurde V. von der Stadt Hersfeld zu ihrem Vertreter in die erste auf Grund dieser Verfassung berufene Ständeversammlung gewählt, in der er als anerkannter Freund dieser Neuerungen zu den Liberalen gerechnet wurde. Aber in Verbindung mit der Wandlung, die sich in religiöser Beziehung in ihm vollzogen hatte, trat eine solche nun auch in politischer Beziehung bei ihm ein. Es fiel sehr auf, daß der Abgeordnete des liberalen Hersfeld die Berufung einer Generalsynode der evangel. Kirche aus dem Grunde anregte, weil das kirchliche und religiöse Leben der rechte Boden sei, auf dem das Staatsleben emporzuwachsen habe. Und um so mehr fiel dies auf, als diese kurz zuvor in einer Schrift des Marburger Prof. Bickell (s. A. D. B. II, 614) aufgestellte Idee durch eine Schrift des liberalen Justi (s. A. D. B. XIV, 723) mit dem Hinweis zurückgewiesen war, daß hierbei Religion mit Kirche verwechselt werde. Die Sache fand im Landtage keinen Anklang, hatte aber zur Folge, daß V. mit Gleichgesinnten regierungsseitig aufgefordert wurde, Vorschläge zur Belebung der protest. Kirche mittelst einer Synodalverfassung zu machen. Es hat sich jedoch kein Erfolg hieran geknüpft. Noch auffälliger erschien es, daß V. im Landtage den Wunsch des Bischofs von Fulda unterstützte, die katholischen Studirenden der Theologie dem durch das Studiengesetz auferlegten Zwange zu einem kurzen Besuche der Landesuniversität zu entziehen und die Bildung derselben ausschließlich dem Priesterseminar vorzubehalten. Er ging eben überhaupt davon aus, daß die seit 150 Jahren im Zunehmen begriffene Verweltlichung der Kirche und des geistlichen Standes, der immer mehr der einer Behörde geworden, ein wesentlicher Grund der eingerissenen Uebel sei, und die Gebrechen der theologischen wie kirchlichen Ausbildung zeigten

sich ihm darin, daß man die Theologie als bloße Wissenschaft angesehen und behandelt, das innere, mit dem Glauben sie verbindende Band aber mit unchristlicher Hand zerrissen habe. Er wollte nicht zugeben, daß der theologische Unterricht lediglich Sache der Wissenschaft, statt einzig Sache des Glaubens sei. Darum wollte er die Facultät als integrirenden Theil der Kirche angesehen und der Kirchengewalt unterworfen wissen. Ueber seine Wandlung in politischer Beziehung hat sich V. zweimal in Aufzeichnungen ausgesprochen, die mit Unrecht die Firma von Selbstbiographien tragen. In Gerland's Forts. von Strieder-Justi's Hess. Gelehrtengesch. (1863) sagte er, er habe ursprünglich theilgenommen an der Unzufriedenheit, die entstanden sei, als man nach den Freiheitskriegen gemeint habe, es müsse noch fortwährend großes in der politischen Welt geschehen; er habe „mit allen Besseren“ aus der damaligen Abhängigkeit der gebildeten Welt von den Zeitungen und aus dem Banne einer despotisch verfahrenden, unverständigen Bureaukratie herauszukommen gesucht, unbegreiflich aber erscheine es ihm nachträglich, daß er diese Befreiung und die Rückkehr zu den älteren, besseren Zuständen von den Bewegungen des Jahres 1830 erwartet habe, da diese gerade erst recht auf die Fixirung der neueren Zustände ausgegangen wären; einige Wochen mitten in den Weltverbessererkreisen von 1817—20 hätten ihn geheilt und der Aufenthalt der ersten sechs Wochen im Landtage habe hingereicht, ihn „auf das vollkommenste und für sein ganzes Leben zu verständigen“. Der andere Ausspruch findet sich in hinterlassenen feuilletonistischen Aufzeichnungen (s. Hess. Morg. Z. 1879 v. 27. Septbr. bis 12. Novbr.), wo er sich geringschätzend über jenen Landtag sowie über obige Commission ausspricht, deren Mitglieder nicht gewußt hätten, was sie wollten. Im zweiten Landtag erschien V. nicht wieder; die Landesverfassung schien ihm jetzt nach französischem Muster verfaßt und dem Kurfürsten aufgezwungen; die Neuerungen von 1830 waren ihm nur eine Fortsetzung der verhaßten Franzosenzeit. Im näheren hat er dies 1864 in einem Aufsatze „Rückblick, Umblick, Vorblick“ ausgeführt (s. „Hess. Bl.“ v. 5. Juni 1889). Hiernach war ihm sogar die Trennung der Justiz von der Verwaltung und die Aufhebung des befreiten Gerichtsstandes eine Folge der Verwirrung der Köpfe durch die Franzosen. Da V. im übrigen sich im Landtage durch 14 Ausschußberichte als sehr thätigen und kenntnißreichen Schulmann erwiesen hatte, so wurde er im December 1831 zum Mitglied der „oberen Unterrichts“-, auch der „oberen Kirchencommission“ in Kassel ernannt, in der er den O. App. G. R. Hassenpflug als kirchlich Gleichgesinnten fand, sodaß zwischen Beiden eine Freundschaft fürs Leben entstand. Hierdurch kam er auch in Verkehr mit den Gebr. Grimm (s. A. D. B. IX, 678) und v. Radowitz (XXVII, 141). Nach Hassenpflug's Ernennung zum Minister des Innern im October 1832 war eine seiner ersten Maßnahmen, daß er V. in die einflußreiche Stellung eines Hülfsreferenten berief. Darin blieb V. bis er Ende 1833 den Auftrag ausgeführt hatte, die hinter den Fortschritten der Zeit zurückgebliebenen höheren Schulen zu organisiren. In Anerkennung dieser Thätigkeit ertheilte ihm die philos. Facultät in Marburg das Ehrendoctordiplom. Bisher nominell Lehrer am Gymnasium in Hanau ohne diese Stellung je angetreten zu haben, wurde er am 16. April 1833 zum Director des Gymnasiums in Marburg ernannt. Als Dr. theol. wäre er hier gern Docent geworden, glaubte aber damals nicht die geringste Aussicht dazu zu haben und so ist er, dem äußeren Berufe nach, die längste Zeit über Schulmann geblieben, wobei er es jedoch stets ungern bemerkte, wenn man ihn nicht auch als Theologen ansah. In Marburg nahm er seine theologischen Studien wieder auf, in denen er zu erkennen glaubte, daß er nicht bloß den Glauben der Kirche durch den Unterricht fortzupflanzen habe, sondern daß es Christus selbst sei, den er den Schülern bringen müsse,

wenn er nicht wieder, wie die von ihm „bis in den Abgrund verachteten Rationalisten“, nur auf einem anderen Standpunkte, Worte und Stimmungen fortpflanzen wolle: „Die Realität der Kirche ging mir auf, die der Leib Christi ist.“ Und so bildete er sich in Marburg immer mehr als Vertreter einer streng autoritativen Richtung auf kirchlichem wie politischem Gebiete sowie namentlich als Vertreter der katholischen Auffassung von der Würde des Predigtamts aus. Zahlreiche Dorfpfarrer, namentlich Oberhessens, wurden Anhänger seiner Richtung und blickten mit Ehrfurcht zu dem Manne auf, der jene Ansichten mit der ihm eigenen großen Festigkeit, Begeisterung und Schroffheit, ja man kann sagen, mit einem gewissen Fanatismus vertrat. Es war ein stürmischer, thatendurstiger, zugleich aber finsterer, fast unheimlicher Geist, dieser Schulmann, der sich als Autorität neben die Universitätsprofessoren stellte. In der „Hora“, die er zum Schluß der Schulwoche zu halten pflegte, redete er sich, den Schülern fast unverständlich, in religiöse Dinge mit einer Begeisterung hinein, in der er fast regelmäßig zum Weinen kam bis die fast unhörbar gewordene Stimme sich allmählich zum Donnern erhob. Dabei gedachte er mit Vorliebe des früheren Prof. Arnoldi als dessen, der ihm zuerst Zweifel am Rationalismus beigebracht habe. Seit 1836 amtlich nur als Mitglied der Schulcommission für Gymnasialangelegenheiten in weiteren Kreisen von Einfluß, war er zugleich vermöge seiner ganzen Richtung einer der eifrigsten Anhänger und Säulen des Regierungssystems der Nachfolger Hassenpflug's, die durch ihre Unlust, die Verfassung nach ihrem Sinn und Geiste auszuführen, fortwährend Zwistigkeiten mit dem Landtage herbeiführten. Vilmar's Wirksamkeit als Gymnasialdirector war von großem Erfolg; er hatte starken Einfluß über die Geister der Schüler und sein Unterricht in den alten Sprachen, in Kirchen- und Litteraturgeschichte war vorzüglich. Es war dies überhaupt die Zeit seiner größten und glänzendsten Thätigkeit. In sie fallen die 24 „Schulreden über Fragen der Zeit“, in denen er sich, auf Grund eigener Erlebnisse, über das Verhältniß der Gymnasialstudien zum christlichen Glauben sowie über die Behandlung der einzelnen Schulfächer in einer für Pädagogen werthvollen Weise ausließ. Ferner gab er 1838 ein „Kleines evangel. Gesangbuch“ mit zum Theil außer Gebrauch gekommenen Kirchenliedern heraus. Für die weitesten Kreise aber machte er sich verdient durch Vorlesungen, die er im Winter 1843—44 vor einem gebildeten Publicum in Marburg über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur hielt (s. u.). Beim Ausbruch der Bewegung von 1848 gehörte V. zu den wenigen Persönlichkeiten in Hessen, gegen die sich der Unwille der Menge richtete. Aber während die Minister des gestürzten Systems aus Kassel und der Polizeidirector als Inquirent Sylv. Jordan's (s. A. D. B. XIV, 513) aus Marburg flohen, blieb V. ruhig zu Haus und bewies sich bei den Stürmen, die eine aufgeregte Volksmenge mehrmals abendlich gegen seine Wohnung richtete, unter Beihülfe seines Verlegers Elwert, sehr muthig. In dem von ihm am 22. März 1848 gegründeten „Hessischen Volksfreund“ sprach er sich für die deutsche Sache aus und erkannte er an, daß das seit 1838 in Hessen herrschend gewesene System allerdings „die geistigen Bande des Staatsorganismus tief erschüttert und einen lähmungsartigen Zustand herbeigeführt hatte“, auch glaubte er nicht, „daß in Hessen Männer sich finden würden, die wieder rückwärts wollten, denn das wäre geradezu der Gesetzlosigkeit in die Hände gearbeitet“. Das war wiederum eine Wandlung. Aber die geschickte Art, mit der V. in diesem Blatte anfangs die Tagesereignisse behandelte, wich mit fortschreitender Zeit wieder einer den Liberalen feindseligeren Behandlung. Als im Februar 1850 Hassenpflug wieder an die Spitze berufen wurde, um Hessen aus der Union mit Preußen zu befreien, war, wie früher, sein erstes, daß er am 28. Februar den Freund V. sich zugesellte, diesmal als Vortragenden

Rath im Ministerium des Innern. In dieser Eigenschaft ist V. im vollsten Maße mit verantwortlich für die ganze Art und Weise, wie Hassenpflug den Streit mit den Ständen und die loyale Opposition der mit dem ganzen Volke am Recht und am Verfassungseide festhaltenden Civil- und Militärbeamten herbeiführte. Die Vertheidigung der Septemberverordnungen und die dazu nöthigen Auslegungen besorgte Vilmar's nunmehr zum amtlichen Blatte erhobener „Hess. Volksfreund" in einer selbst die kühnsten Hassenpflug'schen Verfassungsinterpretationen der 1830er Jahre weit übertreffenden Weise. Die Zeit der sog. Strafbayern und der Kriegsgerichte seit 1851 brachte für V. eine ungeahnt günstige Gelegenheit zur Geltendmachung seiner Grundansichten. Er verkannte durchaus nicht, daß der Verfassungseid jede Theilnahme am Niederbeugen des Rechts ausschloß, er stellte daher in seinem Blatte die Lehre auf, die Unterthanen hätten sich hierüber hinwegzusetzen, weil der Kurfürst deren Eid auf seiner Seele trage. Er verkannte auch das Recht des Landes nicht, stellte aber ein „göttliches Recht" darüber, das den Unterthanen, „weil sie es als Recht nicht wollten, nicht anders entgegen treten kann als in der Form der Gewalt". Nichts wollte er von Frieden und Verständigung wissen; die dazu riethen, waren ihm „faule Lotterbuben", die man zertreten müsse; jede Nachgiebigkeit des Kurfürsten stellte er als „unauslöschlichen Makel an seiner Fürstenkrone" dar. Und selbst als längst der Widerstand des Landes gebrochen war, auch in ganz Deutschland die Reaction in vollster Blüthe stand, rieth V. fortgesetzt zur Verfolgung derer, in welchen er die Träger der „Revolution" sah. Diese habe man nicht wirklich begriffen, solange man sich fürchte, wohlerworbene Rechte zu verletzen; die Pflicht gebiete, „revolutionäre Staats- und Kirchenbeamte schonungslos aus den Aemtern zu entfernen"; das „leider noch herrschende fleischliche Mitleid" würde sich bitter rächen. Vor allem war diese Rachsuchtspolitik auf die Richter gemünzt. Nachdem diese sich auch durch Verlust der Stellen und durch Gefängniß nicht hatten bewegen lassen, vom Rechte abzulassen, warf V. ihnen gar vor, daß sie „mit klarem Bewußtsein" darauf ausgingen, das Recht zu brechen. Sogar die Ankündigung des jährlichen Bußtags vom 1. November 1851, die er als Vertreter des betagten Generalsuperintendenten Ernst vorzunehmen hatte, benutzte er in diesem Sinne mit den Worten: „Laß den Geist der Kraft auf dem Kurfürsten ruhen, damit er nach Deiner Vollmacht die Frevler strafe." Eine ganze Blüthenlese aus dem „Hess. Volksfreund" hat der orthodoxe Pfarrer Meurer in Rinteln 1863 in Gelzer's „Prot. Monatsheften" zu einem stark duftenden Strauße zusammengestellt. Daß schon zu Beginn dieser Hassenpflug'schen Episode V. und Gen. das Gewissen geschlagen hat, geht hervor aus seinen eigenen, von Anhängern veröffentlichten Aufzeichnungen über die Flucht vom 13. September 1850, zu der sie den Kurfürsten bestimmten, um wenigstens hierdurch den loyalen Widerstand als Revolution erscheinen zu lassen. Hiernach tauschten V. und v. Haynau (s. A. D. B. XI, 158), die vorauszufliehen hatten, unterwegs mehrfach ihre Besorgniß aus, daß der Kurfürst am Ende wieder wankend werde und sich an die Verfassungstreuen halte. Nachdem der Kurfürst sie eingeholt, zeigte er sich allerdings wankend, zog V. bei Seite und fragte, was er von der Sache halte, worauf dieser ihn zu fortgesetzt größter Energie anspornte. Als man auf dem Umwege nach Wilhelmsruhe bei Hanau in Hannover ankam, zeigten der Kurfürst und v. Haynau Neigung, das gewagte Spiel fahren zu lassen und geraden Wegs nach Berlin zu fahren. Da war es wiederum V., der die Wankenden hiervon abbrachte, und so nahm das Unheil seinen Lauf. Man findet diesen Bericht abgedr. in Oetker's „Lebenserinnerungen" II, 150—170 (s. A. D. B. XXIV, 541). In den Aphorismen, die V. seine Selbstbiographie nannte, ist die Zeit seit 1850 gar nicht berührt, ebensowenig in der Schrift, in welcher der Reallehrer

Leimbach in Marburg „Vilmar's Leben und Wirken“ höchst einseitig geschildert hat (Hann. 1875). Als Vertreter des Generalsuperintendenten wies V. die Pfarrer auf einige mit Staub überzogene alte Kirchenordnungen hin und erstrebte, wie aus „Hess. Volksfr.“ 1851, Nr. 45 näher zu ersehen, zum Theil unter Zustimmung der Jesberger kirchl. Conferenzen, die Zurückgabe des Kirchenregiments in seinem ganzen Umfange aus den Händen des Landesherrn und des Staats an das geistliche Amt. Hierzu diente ihm seine Lehre, daß die reformirte niederhessische Kirche eigentlich lutherisch sei. Näheres hierüber enthält seine spätere Schrift „Gesch. d. Confessionsstandes der ev. Kirche in Hessen“ (Marb. 1860). In Verbindung mit dieser Lehre erstrebte er den endgiltigen Besitz jener obersten kirchl. Stelle. Allein hier trat der Wendepunkt ein. Der Kurfürst war keineswegs geneigt, sich etwas nehmen zu lassen und ersuchte den Prof. Richter in Berlin um ein Gutachten in der Bekenntnißfrage. In der Ahnung von dessen ungünstigem Ausfall drängte Hassenpflug, unter Stellung der Cabinetsfrage, auf rasche Entscheidung. Wie die Sache nun weiter verlief, ist von Prof. Kamphausen in einer in der „Prot. Kirchenztg.“ veröffentlichten „Erinnerung“ an Prof. d. Theol. Mangold in Bonn nach dessen Zeugniß berichtet (Hess. M. Z. 194 v. 20. April 1890). Hiernach ist Mangold, früherer Erzieher kurfürstlicher Söhne, auf der Straße in Kassel vom Kurfürsten, der sich auf dem Wege zur entscheidenden Sitzung befand, um seine Meinung gefragt. Darauf hat Mangold ein Gutachten der Marb. theol. Facultät in nahe Aussicht gestellt und von Vilmar's Bestätigung dringend abgerathen, da derselbe den Bekenntnißstand der niederhess. Kirche auf den Kopf stellen werde; eine reformirt bekennende Kirche könne keinen Generalsuperintendenten haben, der lutherisch lehre. Das schlug durch, der Kurfürst wartete bis zur Ankunft der beiden Gutachten, versagte V. die Bestätigung, schickte ihn im October 1855 als Prof. d. Theologie nach Marburg und brach mit Hassenpflug, der seinem Freunde dorthin nachzog (A. Allg. Z. 1855, Nr. 292, 300, 308, 317; Grenzboten 1859, II). Diese Versetzung enthielt eine Demüthigung für V., der zu seinen Collegen in der Facultät nicht paßte; er veröffentlichte 1856 in der Berl. „Ev. Kirchenztg.“ „Bedenken“ gegen deren obiges Gutachten und verbreitete Ende 1857 unter den oberhessischen Geistlichen ein anonymes Flugblatt, in dem er seiner Facultät Verrath der lutherischen Kirche und Schmähung ihrer Abendmahlslehre vorwarf. Dies zog ihm im August 1859 eine Verurtheilung wegen Beleidigung zu. Jener kirchl. Frage dient übrigens auch Vilmar's „Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik“. Unermüdlich thätig, gab er 1861—66 „Pastoral-theologische Blätter“ heraus, ferner eine Schrift „Zur neusten Culturgeschichte Deutschlands“ (Frankf. 1858—67) und durch die am 4. März 1862 gegründete „Hessenzeitung“ suchte er die Regierung des Kurfürsten im Kampfe gegen die Bestrebungen nach Herstellung der Verfassung von 1831 zu unterstützen. Dies geschah wiederum durch Artikel, die eigens auf den Kurfürsten berechnet waren. In gleicher Weise durchkreuzte er die Bestrebungen der Minister nach Verständigung mit den Landtagen über Neuordnung der Verhältnisse von 1863—66. Insofern trägt er Schuld an der Regierungsstagnation, die dem Untergange des Kurstaats voranging. Nach 1866 wurde er, wie selbstverständlich, eine Art Mittelpunkt für die politisch Unzufriedenen. V. starb am 30. Juli 1868 in Marburg. Er war in 2. Ehe verheirathet mit Th. Frederking. — Sonstige Schriften: „Vorrede z. hess. Kirchenbuch“ (Kassel 1842); „Neues Wetterbüchlein“ (Marb. 1855); „Das luther. Bekenntniß in Oberhessen“ (Marb. 1858); „Gesch. d. Confessionsstands d. ev. Kirche in Hessen“ (Marb. 1860); außerdem eine Reihe von Predigten, Reden, Gymnas.-Progr. und Aufs. in Zeitschr., wie bes. Wagener's Staatslex. Aus d. Nachlaß: „Theol. Moral“ (Gütersloh 1871); „Lehrb. d. Pastoraltheologie“

(Güt. 1872); „Dogmatik“ (Güt. 1874—75); „Colleg. biblicum“. Recens. posthum. Werke in „Hess. Bl.“ 597 von 1880; s. auch: „Vilmar's und seiner Anhänger Stellung z. d. wichtigsten Zeitfragen, zunächst in Bez. auf Kurhessen“ (Frkf. 1865) und „Vilmar's polit. und kirchl. Tätigkeit“ in A. Allg. Z. 32 von 1863; „Ein Wort für V.“ in A. Allg. Z. 98 von 1856; „Ewald und V.“ in Grenzb. von 1856. — Herzog's Realencyclopädie XVI, 477—498. — Briefwechsel m. J. Grimm bei Stengel, private und amtl. Beziehungen der Brüder Grimm in Hessen I, 297—314; II, 294—302.

Wippermann.

In weitern Kreisen und weniger angefochten scheint V. als deutscher Philologe und Litterarhistoriker fortleben zu sollen. Er ist ein selbstgemachter Mann wie als Theologe so als Germanist. Die Universität hatte ihm hier wie dort blutwenig zu bieten vermocht. Aber die Schriften seines großen Landsmannes Jac. Grimm, deren Erscheinen in die Epoche seiner selbständigen Entwicklung fiel, haben ihn dem Studium der deutschen Sprache und Litteratur, des deutschen Volksthums und Alterthums gewonnen, und als er dann vom Lernen zur Mitarbeit überging, hat er sich in Lachmann den besten Lehrmeister erkoren. In seinen tüchtigsten Monographien tritt dies Vorbild deutlich zu Tage, Lachmann's Forschungen über Sage und Epos, über Kunst- und Volkspoesie erschienen ihm als der feste Halt aller litterarhistorischen Betrachtung, und als wenige Jahre nach des Meisters Tode der Nibelungenstreit ausbrach, erblickte er in dem bequemen Erfolg der Holtzmann'schen Partei ein drohendes Zeichen des Rückgangs, ja des Untergangs wahrer Wissenschaft.

Mit streng philologischen Arbeiten hat V. als Germanist begonnen. Schmeller's Ausgabe des Heliand regte ihn zu der Programmarbeit „De genitivi casus syntaxi quam praebeat Harmonia Evangeliorum saxonica dialecto seculo IX conscripta commentatio“ (Marb. 1834) an, im nächsten Jahre brachte das Marburger Gymnasialprogramm die Ausgabe eines spätmhd. Lehrgedichtes „Von der stete ampten und von der fursten ratgeben“ (1835), in dem man erst nachher ein Werk des Eisenacher Stadtschreibers Joh. Rothe erkannt hat. Zum ersten Band der Zeitschrift des neugegründeten Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde steuerte er (1837) einen Aufsatz „Die Ortsnamen in Kurhessen“ bei, der sich als „ein grammatisches Fragment“ einführte. Das Jahr 1839 brachte die umfangreiche Abhandlung „Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolf's von Ems“, die in der sichern Bewältigung eines schwer übersehbaren Materials, nach Aufgabestellung, Methode und Ergebnissen eine der ausgezeichnetsten Specialarbeiten unserer ältern wissenschaftlichen Litteratur darstellt. Wie diese so sind noch zwei weitere wichtige Arbeiten Vilmar's zuerst als Programme des Marburger Gymnasiums erschienen: 1845 „Deutsche Alterthümer im Heliand als Erklärung der evangelischen Geschichte“ (2. Ausg. Marb. 1862), 1846 „Zur Litteratur Johann Fischart's“ (2. Ausg. 1865). Die spätern Neubearbeitungen dieser beiden zeigen, daß es sich um Lieblingsgegenstände seiner Arbeit handelt, denen er nie ganz untreu geworden ist. Die Jahre des Marburger Directorats sind die reichste und glücklichste Zeit für Vilmar's deutsche Studien und ihre Erfolge gewesen: sie fanden ihre Krönung in den „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Litteratur“, die er im Winter 1843/44 vor einem größeren Publicum gebildeter Männer und Frauen hielt und 1845 fast unverändert im Druck herausgab. Er selbst hat noch die 12. Auflage dieses Buches erlebt, das von der dritten ab den anspruchsvolleren Titel „Geschichte der deutschen National-Litteratur“ führte. Im Grunde ist es keine Geschichte, sondern eine beschreibende Darstellung der deutschen Litteratur in historischer Folge: das hat V. in der

Vorrede zur ersten Auflage, die später fortgeblieben ist, mit aller Offenheit zugestanden, und er hat nachträglich nichts gethan, um das Werk einer wirklichen historischen Leistung näher zu bringen. Er wußte recht gut, daß sein Erfolg gerade auf seinem ursprünglichen Charakter beruhte.

Die meisten Arbeiten Vilmar's sind im ersten Wurf und als erster Wurf vortrefflich gelungen, aber selten hat er es über sich gebracht, noch einmal zur säubernden und ergänzenden Nacharbeit an dem gleichen Gegenstand zurückzukehren, obwol ihm der rasche Erfolg und das fast kanonische Ansehen, das sich z. B. in weiten Kreisen sein „Deutsches Namenbüchlein" (zuerst 1855 „Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen", aus dem „Hessischen Volksfreund") erwarb, entschieden die Pflicht einer gründlichen Revision auferlegt hätten. Die Litteraturgeschichte ist stets auf dem Standpunkt von 1844 geblieben und hat auch in der Form nur ganz geringfügige Aenderungen erfahren. Der bis heute andauernde Erfolg des Buches hat mit seinem wissenschaftlichen Werth oder Unwerth wenig zu thun. Eine enthusiastische und eindringliche Persönlichkeit, deren Einseitigkeit offenbar nur wenigen lästig wird, breitet den Stoff in geschickter Auswahl aus und weiß in wohlüberlegter Abwechselung zwischen schlichtem Berichtstil und maßvoll bewegter Rhetorik bei allen Lesern ohne tiefere historische Bildung, vor allem aber bei der Jugend Stimmung zu erwecken.

Die ernste und concentrirte Arbeit Vilmar's auf dem Gebiete der deutschen Philologie hat mit seinem Eintritt in die politischen und kirchlichen Kämpfe ihren Abschluß gefunden. Fortan ist er zu diesen Studien nur noch in Pausen der Erholung zurückgekehrt, und ich kann nicht finden, daß die Erzeugnisse dieser letzten 20 Jahre das Bild seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit heben oder wesentlich bereichern. Vielleicht wäre das anders geworden, wenn man ihm im J. 1855 statt einer theologischen eine Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Marburger Universität übertragen hätte. Das Rüstzeug dafür hätte er noch mitgebracht. Was er als Grammatiker und Metriker geleistet hat, zeigt zwar wenig Originalität, aber eine entschiedene Begabung auch für den Vortrag dieser Disciplinen.

Am Eingang seiner deutschen Studien stand das Interesse für den Wortschatz seiner hessischen Heimath: seit 1827 hat er dafür gesammelt, planmäßig seit 1835; verschiedene kleinere Publicationen gaben davon Kunde, für das Grimm'sche Wörterbuch, zu dessen geschätztesten Mithelfern er gehörte, hat er vor allem seinen Landsmann Burkard Waldis ausgezogen. Das „Idiotikon von Kurhessen" aber, das der verbitterte Greis ein Jahr vor seinem Tode (1867) herausgab, ist keine ausgereifte und geklärte Arbeit. Es enthält eine Anzahl gelehrter und feinsinniger Artikel, die Schmeller's Vorbild Ehre machen, ist aber als Ganzes unvollständig und ungleichmäßig, obendrein durch den politischen Eigensinn des Verfassers gleich in der Anlage entstellt: ein Idiotikon des Kurstaats mit sammt seinen Enclaven an der Mittelweser und am Thüringerwalde!

Dem „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volkslieds" (1867) und den Vorträgen „Ueber Goethe's Tasso" (1869) kann man gleichfalls nur einzelne schöne und treffende Beobachtungen und Ausführungen, keine energische Förderung der wissenschaftlichen Aufgaben nachrühmen. Von anderm zu schweigen, was die Ueberschätzung der Freunde aus dem Nachlaß hervorgeholt hat. Das Buch über das Volkslied beweist geradezu, daß der Mann, der einst als ein strammer Philologe einsetzte, der Philologie zuletzt gründlich abgeschworen hatte! Der Theologe hat, was in V. von Anlagen zum historischen Forscher lag, mehr und mehr erstickt.

Edward Schröder.

Vilmar: Eduard V. ward am 4. December 1832 in Rotenburg a. d. T. geboren. Durch väterlichen Unterricht vorgebildet bezog er von 1848—50 das

Gymnasium zu Hersfeld, studirte alsdann zu Marburg und Halle bis 1854 Theologie und legte hier unter Hupfeld's (s. A. D. B. XIII, 423) Leitung den Grund seiner Kenntniß der orientalischen Sprachen, welche letztere er dann bei Gildemeister in Bonn in den Jahren 1855 bis 1858 weiter betrieb. Die erste Frucht dieser Studien war eine Dissertation, durch welche er 1857 den Grad eines Doctors der Philosophie erwarb (s. u.). Nach kurzer Beschäftigung am Gymnasium in Kassel ward er Repetent an der Stipendiatenanstalt zu Marburg und erwarb sich 1860 die Würde eines Licentiaten der Theologie. Nach einer Zeit schwerer innerer Kämpfe, in die ihn der Gegensatz des Glaubensbedürfnisses seines Gemüthes und der neu gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnisse hineingeworfen hatte, griff er nach wieder erlangter innerer Harmonie seiner Ueberzeugungen mit neuer Frische die akademische Wirksamkeit und die alten Studien wieder auf. Seine gründliche Arbeit an Abulfath's Annalen (s. u.) verschaffte ihm schnell 1865 die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Theologie in Marburg und 1867 den Ruf zum ordentlichen Professor derselben an die Universität Greifswald. Hier schloß er in demselben Jahre den Bund der Ehe und es waren so alle Bedingungen gegeben, die ein dauerndes und für Wissenschaft und Kirche erfolgreiches Wirken erwarten ließen. Da meldeten sich die üblen Nachwirkungen eines bereits in seiner Kindheit zur Heilung des freiwilligen Hinkens angewendeten Heilverfahrens. Es machten sich wiederholte Operationen nöthig. Dazu trat eine Nierenkrankheit und so wurde der treffliche Gelehrte bereits am 30. Mai 1872 dahingerafft [in der Zeitschr. der morgenl. Ges. Bd. 26, S. X, steht fälschlich der 6. April]. Vgl. „Zum Andenken an E. V." Greifswald, akad. Buchhandlung, S. 11—14.

Sein oben genanntes Erstlingswerk („carmen de vocibus tergeminis arabicis ad Qutrubum autorem relatum e codicibus manuscriptis edidit et explicavit", 66 S. Marburg 1857) ward gleich von allen Seiten sehr günstig aufgenommen. Vgl. die oben genannte Zeitschr. d. D. M. G. XI, 335—337 (E. Roediger), Göttinger gel. Anzeigen 1858, Nr. 156 (L. Krehl), Lit. Centralbl. 1857, Nr. 23. — Der im Titel genannte Qutrub ist ein altarabischer Grammatiker, der zuerst derartige Nomina von gleichen Consonanten, die unter dem ersten derselben einen verschiedenartigen Vocal haben, durch den eine Verschiedenheit der Bedeutung herbeigeführt wird, gesammelt und erläutert hat. Ihm hat die Ueberlieferung auch das von V. edirte Gedicht zugeschrieben (vgl. auch die obige Zeitschr. Bd. 17, S. 163), um dessen Text und litteraturgeschichtliche Erläuterung sich V. mit Erfolg bemüht hat. Im J. 1860 veröffentlichte V. seine theologische Dissertation „de Nasiraeatus ratione", von der er 1864 in den theolog. Studien und Kritiken H. 3, S. 438—484 eine eingreifende Umarbeitung in deutscher Sprache mittheilte. Im Anschluß an Hupfeld wird das Nasiräat als eine Form der außerordentlichen Weihe der eigenen Person für den Dienst Jahve's gefaßt. Eingehend wird die symbolische Bedeutung der Haarkrone, der Weinenthaltung und der verschärften rituellen Reinheitsverpflichtung erörtert und die ursprünglich geschichtliche Erscheinung des Nasiräats von der späteren gesetzlichen Regelung desselben geschieden. Besondere Sorgfalt ist hierbei der sprachlichen Seite der Untersuchung zugewendet. — Inzwischen hatte V. sich auch als Kenner des Samaritanischen ausgewiesen, indem er in der Z. D. M. G. 1863 (Bd. 17, S. 375 f.) das von Heidenheim in der deutschen Vierteljahrsschr. für engl. theol. Forschung 1863, H. 1, S. 78 ff. mitgetheilte Schreiben der Samaritaner an ihre angeblichen Religionsgenossen in Europa besprach und einige Anstoß erregende Stellen dieses Schreibens durch eine verbesserte Uebersetzung beseitigte. — Im J. 1865 erfolgte dann die Ausgabe des arabischen Urtextes von Abulfath's annales Samaritani nach einem Manuscript der Berliner Universitätsbibliothek, einem solchen

der bibliothèque nationale zu Paris und einem zu Oxford befindlichen, zu dessen Collation er 1864 nach England gereist war. Den Urtext begleitete eine lateinische Uebersetzung. Diese merkwürdige Chronik enthält die samaritanische Sage von der griechischen Uebersetzung der Thora. (Vgl. zur Sache die oben gen. Z. D. M. G. Bd. 20, (1866), S. 144; Bleek-Kamphausen, Einl. in das A. T., S. 689 f.; de Wette-Schrader, Lehrb. der hist.-krit. Einl. in d. A. T. § 197 c.) Im J. 1867 gab V. aus Hupfeld's Nachlaß eine Abhandlung über „eine bisher unbekannt gebliebene Handschrift der Masorah“ heraus in Z. D. M. G. Bd. 21, S. 201—220. Er beschränkte sich hierbei auf Beseitigung einzelner stilistischer Härten der Hupfeld'schen Arbeit und genaue Vergleichung der Citate. Die wenigen eigenen Bemerkungen Vilmar's sind in Klammern beigefügt (vgl. Gosche, wissenschaftl. Jahresber. über die morgenl. Studien von 1862—67 im Supplement zu Bd. 24 der Z. D. M. G. S. 34). — Ebenfalls in Bd. 21 der Z. D. M. G. hat V. auf S. 288—292 in der Besprechung der Schrift von J. J. L. Bargès über 2 Fragmente eines hebräisch-samaritanischen Pentateuchs (1865) auch einen werthvollen Beitrag aus seiner eigenen Kenntniß des Samaritanischen geliefert, indem er die Lesezeichen der jüngeren samaritanischen Litteratur einer sorgfältigen Untersuchung unterzog. Vgl. zur Sache H. Ewald, Nachrichten der Göttinger Ges. d. Wissenschaften 1867, S. 221—231. — Zu alle diesem kamen mehrfache Recensionen wissenschaftlicher Werke, unter denen besonders die über Bickell's Ephraemi carmina Nisibena in den Theol. St. und Kritiken 1871, S. 373—382 Beachtung verdient. — Dem Gebiet des A. Testaments gehören aus späterer Zeit noch die für das Verständniß weiterer Kreise berechneten Abhandlungen über den Propheten Jeremia (im Beweis des Glaubens 1869, Januar) und über Mose (ebenda als Fragmente nach des Verf. Tode 1873 im Aprilheft abgedruckt). Wenn auch namentlich die letztere in ihren wissenschaftlichen Voraussetzungen sich gegenüber der inzwischen gewonnenen Erkenntniß der historischen Sachlage kaum haltbar erweisen dürfte, so erfreut sie doch den Leser durch die religiöse Innigkeit und Tiefe, die aus ihr spricht.

C. Siegfried.

Vilmar: Friedrich Karl Leopold V., Oberhofprediger, Consistorialrath und Superintendent zu Kassel, geboren zu Grebenstein (Strieder irrthümlich Eschwege) am 29. Octbr. 1744, † zu Kassel am 2. Mai 1795, war ein Sohn von Joh. Heinr. V. (s. u.), den er nur um sechzehn Jahre überlebt hat. Er war von 1767—1772 Pfarrer in dem Dorfe Oberrieden bei Witzenhausen, von 1772—1779 Prediger an der Garnisongemeinde in Kassel, an der auch sein Vater einige Jahre zuvor gewirkt hatte, Ende 1779 wurde er Hofprediger, nachdem er für den erkrankten Oberhofprediger Ungewitter auf den besondern Wunsch der Landgräfin Philippine Amalie schon einige Zeit hatte predigen müssen, 1785 nach Ungewitter's Tode Oberhofprediger und Consistorialrath, und 1787 erreichte er, obwohl erst dreiundvierzig Jahre alt, die einflußreiche Stellung des Superintendenten der Diöcese Kassel. Doch blieb er nur noch wenige Jahre in diesem Amte, da er schon in seinem 51. Lebensjahre starb.

Nach Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte XVI, 341—342. Metz.

Vilmar: Johann Heinrich V., Magister, ein evangelischer Theologe Niederhessens, wurde am 21. November 1704 in Witzenhausen als ein Sohn des Metropolitans Cornelius V. geboren, und starb den 16. Juli 1779 als Superintendent der Diöcese Allendorf an der Werra, nachdem er dieses Amt über 22 Jahre verwaltet hatte. In Witzenhausen, Eschwege und Hersfeld besuchte er als Knabe und Jüngling die Schule, in Marburg trieb er seine akademischen Studien, hier fand er auch sein erstes Amt, indem er nämlich, 1727 Magister

geworden, 1729 mit dem Majorat des seminarium Philippinum betraut wurde. 1731 finden wir ihn als Prediger von Schachten und Wilhelmsthal bei Kassel wieder, 1732 ward er zugleich Diakonus in dem Städtchen Grebenstein. Hier blieb er bis 1747, seit 1734 als Metropolitan seiner Kirchenclasse. Als Metropolitan wirkte er auch in Hersfeld (1747—1750), bis er von dort als Garnisonprediger nach Kassel kam. Von 1757—1779 war er dann zuletzt Superintendent in Allendorf. Er gehört zu den Ahnen A. F. C. Vilmar's. Sein Bruder Daniel zu Immenhausen war nämlich der Urgroßvater dieses bekanntesten Trägers des Vilmar'schen Namens. Joh. Heinrich V. schrieb: „Dissertatio inauguralis pro sum. in Phil. hon. de universitate Dei ex rationis lumine demonstrata (sub praes. F. U. Ries"). Marburg 1727. Ferner ein ungedruckt gebliebenes Werk: „Analysis in omnes V. T. libros hebraica, in qua non solum voces singulae ad Grammaticam Altingii theoriam et praxin accurate examinantur, ad radices et voces simplices reducuntur, sed et in primarium unius cuiusvis radicis significatum inquiritur". Auch sind mehrere seiner Reden erschienen, die er bei feierlichen Anlässen gehalten hat.

Nach Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte XVI, 340 ff. Metz.

Vilmar: Jakob Wilhelm Georg V., hessischer Theologe, weiland Pfarrer und Metropolitan zu Melsungen, der Hauptvertreter der sog. Renitenten unter den hessischen Geistlichen, war ein jüngerer Bruder A. F. C. Vilmar's, wie dieser zu Solz im Kreise Rotenburg a/F. geboren, am 4. Juni 1804. Bis zum 16. Lebensjahre in demselben einfachen, sittenstrengen und frommen Hause aufgewachsen, das wir aus A. Vilmar's Autobiographie kennen, bezog Wilhelm V. 1819 das Gymnasium von Hersfeld, und 1822 die Universität Marburg, wo er, ohne tiefere Anregungen zu empfangen, sein theologisches Triennium absolvirte. Reichern geistigen Gewinn brachte ihm seine Thätigkeit als Erzieher eines Prinzen von Hohenlohe-Langenburg, mit dem zusammen er in Gotha die obern Classen des Gymnasiums noch einmal besuchte, und den er auch auf die Universität Leipzig als Mentor begleitete. Hier in Leipzig betrieb V. mit großem Eifer das Studium der classischen sowie einiger der neuern Sprachen, widmete sich auch der für sein späteres Leben so bedeutsamen Rechts- und Staatswissenschaft, vor allem aber vertiefte er sich hier in die Glaubenslehre Schleiermacher's, die einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er Schleiermacher bis in sein spätes Alter als seinen geistigen Führer pries, obschon er sich an mehr als einem entscheidenden Punkte von ihm getrennt wußte.

Aus Sachsen zurückgekehrt, trat V. 1830 in den Dienst seiner niederhessischen Kirche, der er eine hohe Mission für die gesammte evangelische Kirche zuschrieb. Alle andern lutherischen Landeskirchen schienen ihm völlig erstorben zu sein; nur in der niederhessischen, die er, wie sein Bruder auch, für eine lutherische, trotz des Namens „reformirt", ansah, vermuthete er noch Leben, wenn es auch zur Zeit in tiefem Schlafe läge. An der Erweckung dieses Lebens, an dem sich dann auch die andern Landeskirchen wieder Kraft holen könnten, mitzuwirken, betrachtete er als die höchste Aufgabe seines Lebens. Eines der wichtigsten Mittel zur Erreichung dieses Zieles schien ihm die alte, noch zu Recht bestehende, hessische Kirchenordnung von 1657 zu sein. Er beurtheilte diese so hoch, daß er sie nicht nur als die einzige Garantie für die rechtliche Gültigkeit der Confessio Augustana invariata in Hessen ansah, sondern sie sogar für den heiligen Leib erklärte, den das Bekenntniß sich einmal geschaffen hätte, und den man daher nicht antasten könnte, ohne das darin enthaltene Leben mit anzutasten, oder, mit andern Worten, die Kirche Christi aufzuheben. In dieser Meinung wußte er sich von seinem Bruder, mit dem er sonst in den meisten Fragen

übereinstimmte, völlig geschieden. Sie war es, die ihn später zur Renitenz führte. Er wußte sie mit wuchtiger Gewalt zu vertheidigen und durch eine ihm eigenthümliche Auffassung von dem Wesen der göttlichen Offenbarung zu begründen, wonach nicht nur die altkirchlichen Bekenntnisse und die C. A., sondern auch die Kirchenordnungen, die das Bekenntniß einmal zum bürgerlichen Gesetz erhoben und ihm den Einfluß auf Familie, Obrigkeit u. s. w. gewährt haben, als Manifestationen des erhöhten Herrn der Kirche anzusehen sind.

Als das Jahr 1866 mit seinen die hessische Kirche so sehr verwirrenden politischen Folgen hereinbrach, war V. Pfarrer in Melsungen und Metropolitan dieser Classe, nachdem er von 1830—1851 das Amt eines 2. Pfarrers zu Rotenburg a/F. verwaltet hatte. Eine unbedachte Aeußerung seines Argwohns gegen das neue Regiment zog ihm schon im August 1866 die Versetzung von Melsungen auf eine abgelegene Dorfpfarrei zu, doch wurde der Strafbefehl 1867 wieder zurückgenommen. Man plante damals eine neue Synodalordnung für Hessen. Eine solche Neuerung erklärte V. für eine unstatthafte Verletzung der bisherigen Ordnung und damit für eine Bedrohung der Kirche selbst. Da man wol befürchtete, er möchte auch die ihm untergebenen Pfarrer, ja den größten Theil der niederhessischen Geistlichen in seinem Sinne beeinflussen, ward er 1868 seines Metropolitanats enthoben und 1869 auch von seinem Pfarramt suspendirt, indessen ließ man ihn 1873, nachdem inzwischen der beabsichtigte Plan aufgegeben worden war, seine Predigtthätigkeit wieder aufnehmen. Aber bald darauf, am 28. Juli 1873, erfolgte eine andere Neuerung: die seit 1821 fungirenden 3 Provinzialconsistorien, das reformirte zu Kassel, das lutherische zu Marburg und das unirte zu Hanau wurden zu einem Gesammtconsistorium verschmolzen, wobei aber ausdrücklich bestimmt wurde, daß an dem Bekenntnißstande der drei verschiedenen Kirchengemeinschaften Hessens, insbesondere an dem der niederhessischen reformirten Kirche nichts geändert werden sollte. Trotzdem erklärten V. und etwa 40 Geistliche mit ihm, daß sie die neue Behörde nicht anzuerkennen vermöchten, einmal weil sie wider das Recht ohne Mitwirkung der althessischen Synode eingesetzt sei, zum andern aber, weil sie auch durch ihre Zusammensetzung die weitere rechtliche Gültigkeit der früheren Kirchenordnung von 1657 und damit das Bekenntniß selbst in Frage stelle. Vergeblich waren alle Versuche, die Opponirenden von der Rechtmäßigkeit und der Harmlosigkeit der neuen Einrichtung zu überzeugen, vergeblich blieb die Androhung von Geldstrafen oder Absetzung, sie verharrten bei ihrem Widerstand, und es blieb dem Consistorium nichts anderes übrig, als die Renitenten ihres Amtes für verlustig zu erklären. Von Stund an stellten sie sich als die vor Gott allein rechtmäßigen Träger des kirchlichen Amtes in Hessen hin und constituirten sich mit den ihnen treu bleibenden Gemeindegliedern zu einer besondern Kirchengemeinschaft, während sie von den dem neuen Consistorium sich fügenden Gemeinden erklärten, daß sie, die Nichtrenitenten, kein Ausdruck der Kirche Christi, sondern vielmehr Angehörige einer Kirche der Menschen, ja wohl gar des Teufels seien. Es war eine merkwürdige Verkettung der Umstände, daß gerade V. einer der Hauptführer in dieser Bewegung sein mußte. 1847 hatte er es gegen Thiersch als die furchtbarste Revolution bezeichnet, wenn man versuche die Kirche vom Staate zu lösen, nun mußte er selbst eine Freikirche begründen! Allerdings, die Verhältnisse hatten sich geändert, das angestammte hessische Fürstenhaus war gestürzt — für V. stand es fest, daß damit auch der staatliche Summepiskopat für die hessische Kirche wenigstens als von Gott nicht mehr gewollt bezeichnet worden sei. Die Renitenten wurden unter sich selbst bald uneins. V. blieb bis zu seinem Tode das Haupt eines Zweiges derjenigen Partei, die den Anschluß an die separirten lutherischen Gemeinden in Hannover

und andern Ländern verschmähte. Er wollte die sog. hessischen Verbesserungspunkte nicht aufgeben, obwohl diese gerade den lutherischen Charakter des niederhessischen Bekenntnisses in Frage stellen, den doch auch er immer zugestanden wissen wollte.

V. starb am 7. December 1884, von seinen Anhängern als ein Märtyrer der hessischen Kirche und geradezu als ein Prophet verehrt. Bis zu seinem Tode nahm er den Titel als Pfarrer und Metropolitan von Melsungen als sein Recht in Anspruch. Er war ein Mann von nicht geringerer Entschiedenheit und Thatkraft als sein Bruder. Wie er seine Gegner durch die Schroffheit und die dictatorische Bestimmtheit seiner Behauptungen abstoßen mußte, so bannte er seine Anhänger geradezu in den Kreis seiner Anschauungen, sodaß man in ihren Veröffentlichungen allenthalben auf W. Vilmar's Ideen und die von ihm geprägten, oft wunderlichen, Ausdrücke stößt. Durch die von ihm 1862 gegründete Pastoralconferenz konnte er seinen Einfluß auf weitere Kreise von Geistlichen geltend machen, wie er seine Gedanken durch die Zöglinge des, von ihm 1870 ins Leben gerufenen, Missionshauses in Melsungen sogar bis nach Nordamerika verbreitete. Um seiner Renitenz willen wird niemand sein Andenken verunglimpfen dürfen, aber die, bis heute noch unter seinen Anhängern fortlebende, agitatorische Art und Weise des Widerstandes gegen die preußische Staatsgewalt dürfte selbst mit dem Hinweis auf die harte Behandlung und das bittre Loos, das ihn, wie alle Renitenten traf, nicht ganz zu entschuldigen sein.

Von seinen Schriften seien erwähnt: „Die protestantische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben (eine kurhessisch-galiläische Conventsabhandlung ꝛc.)“ (1838); „Was faßt der biblische Begriff der Sünde in sich?“ (1840); ein Aufsatz über die Entheiligung des Predigtamtes in der Rudelbach-Guerikeschen Zeitschrift für Theologie und Kirche (1840); „Die kurhessische Kirche“ (1845); „Protestantismus und Christenthum“ (gegen Thiersch) (1845); „Die in ihrem Bekenntnisse ruhende Gemeinde“ in der Rudelbach-Guerikeschen Zeitschrift von 1848; „Predigt über Sacharja 5“ (1849); „Die Liebessprache Gottes an sein untreues Volk, Predigt über Ps. 81, 12—17“ (1861); „Die niederhessische Mission“ (1861); „Die niederhessische Pastoralconferenz“ (1863); „Die hessische Kirchenordnung vom Jahre 1657“ (1867); „Der gegenwärtige Kampf der hessischen Kirche um ihre Selbständigkeit mit Rücksicht auf das in ihr hervorgetretene Zeugniß vom geistlichen Amt“ (1871); „Die hessischen Kirchenordnungen und das Regiment der hessischen Kirche“ (1873); „Der am 1. November 1873 begonnene Todeskampf der hessischen Kirche. Ein Weihnachtsgruß an das gesammte hessische Volk in der dunkelsten Mitternachtsstunde seiner Geschichte“ (1873); „Das hessische Zeugniß und die Zukunft der Kirche“ (1874); „Die ihres Amtes verlustig erklärten hessischen Pfarrer. Eine Appellation an die Majestät Jesu Christi und ein Auferstehungsruf an die hessische Kirche“ (1874); „Das Recht der Kirche und das Unrecht der Welt“ (1874); Sendschreiben in Betreff der hessischen Verbesserungspunkte vom Jahre 1604 (1874); „Gedächtnißrede auf Se. Kgl. Hoheit den hochseligen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I.“ (1875); „Die Anklage gegen den renitenten Pfarrer und Metropolitan Vilmar in Melsungen inbetreff der offenen Erklärung“ (1875); „Die hessische Kirche in ihrer Stellung für die Zukunft nach dem Tode des letzten Kurfürsten von Hessen, Friedrich Wilhelm des Standhaften“ (1876).

Auf Grund von: Reden und Predigten beim Begräbniß J. W. G. Vilmar's von Schilling, W. J. Vilmar (Sohn des Metr.), Chr. Frick, W. Baumann, W. Hartwig. Kassel 1885. — Ueber das Verhältniß A. und W. Vilmar's zu einander, von A. Schilling in Nr. 7 und 8 des Melsunger Missionsblattes von 1885. — Unter Benutzung der zahlreichen Broschüren-

litteratur über die hess. Renitenz von Pfeiffer, Zülch, Martin und vielen anderen. Vgl. auch A. F. C. Vilmar, die Gegenwart und die Zukunft der niederhessischen Kirche. Marburg 1867. Metz.

Vincas: Heinrich V., Pseudonym für Heinrich Hermann Meyer, evangelischer Pfarrer und philosophisch-theologischer Schriftsteller, war geboren zu Varenesch bei Goldenstedt im Oldenburgischen am 18. Juli 1802 von sehr armen Eltern. Sein Vater war sogen. Häusling. Er wuchs in kümmerlichen Verhältnissen auf, hütete als Knabe die Schafe, fühlte sich aber offenbar zeitig mehr zu geistiger als körperlicher Arbeit hingezogen und wußte sich mit den nur geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, nach Möglichkeit zu bilden. Als Curiosum wird erzählt, daß er, um noch bei der Dunkelheit lesen zu können, sich eine Lampe aus einem Pfeifenkopf zurecht gemacht habe. Nach seiner Confirmation zu Collenrade wurde er Amtsschreiber in der kleinen Stadt Wildeshausen, der ältesten des Großherzogthums Oldenburg; es drängte ihn aber nach weiterer Bildung, so daß er sich vornahm Lehrer zu werden, zu welchem Behufe er, etwa 18 Jahre alt, sich in das Oldenburgische Lehrerseminar aufnehmen ließ. Freilich ist er hier nicht lange geblieben, da er bald Hülfslehrer am Taubstummeninstitut in Wildeshausen wurde, wo er anfing, Lateinisch zu lernen, ob unter Leitung eines Lehrers, ist ungewiß. Im Alter von 23 Jahren ging er nach Lemgo, um das dortige Gymnasium zu besuchen, dessen Leiter damals der spätere Professor und Director des Gymnasiums in Oldenburg, Greverus, war. Hier brachte er es, vielleicht unter besonderer Leitung des eben Erwähnten, in zwei Jahren so weit, daß er die Universität Göttingen besuchen konnte. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er sich daselbst neben der Theologie auch der Philosophie widmete. Am 27. Juli 1830 wurde er zum Doctor philosophiae in Göttingen promovirt. Die Kosten seines Studiums brachte zum Theil seine Heimathsgemeinde, wie es scheint, aus dem Ertrag des Klingelbeutels, auf, zum Theil bestritt er sie mit geborgten Geldern, die er später gewissenhaft zurückzahlte. Nach seinem Abgang von der Universität bestand er 1830 in der Residenz Oldenburg das theologische Tentamen und, nachdem er ein Jahr lang Hauslehrer in der Pfarrei zu Dötlingen gewesen war und 1½ Jahr in Goldenstedt privatisirt hatte, 1833 das theologische Examen, in dem er den Charakter erhielt: „plus quam haud illaudabilis“. Im J. 1834 wurde er Katechet in Berne und 1838 Pastor in Huntlosen. Auf sein Gesuch erhielt er dann 1843 die besser dotirte Pfarrei in Bardewisch, wo er am 27. December 1852 an der Rückenmarkschwindsucht starb, nachdem er sich 1845 mit Adelheid Sophie Meyer aus Horst, Kirchspiel Schönemoor, verehelicht hatte, aber kinderlos geblieben war. Obgleich die Urtheile der Behörden über seine praktische Begabung und über seine Predigten wenig günstig lauten, wenigstens bis zu seiner Versetzung nach Bardewisch, sogar getadelt wird, daß er sich mit für ihn unverdaulichen philosophischen Ideen beschäftige, so ist er doch in seiner Amsführung, die ihm in der letzten Zeit des Lebens bei seiner Krankheit schwer genug werden mußte, wenigstens äußerst gewissenhaft gewesen, auch scheinen seine Predigten, die für seine Landgemeinden vielleicht etwas zu philosophisch gehalten waren, nicht ohne Wirkung geblieben zu sein.

Obgleich V.-M. seit seinem Abgang von der Universität wenig für ihn geeignete Anregung im persönlichen Verkehr gehabt und das Leben eines geistigen Einsiedlers geführt haben wird, ihm auch wol kaum die Mittel zur Verfügung standen, sich nach Wunsch mit Büchern zu versehen, so wurde er doch ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. In dem Nekrolog des Kirchenbuchs von Bardewisch heißt es, er habe 32 Schriften verfaßt. Er wurde nicht müde in der Arbeit um das geistige Wohl seiner Mitmenschen; jedoch veröffentlichte er das Meiste

nicht unter seinem, sondern unter fingirtem Namen, weshalb, das wissen wir nicht. In wie geringem Maaße er nach dem Ruhme eines Schriftstellers oder nach Anerkennung dürstete, zeigt der Umstand, daß gewiß nur wenige um seine reiche Thätigkeit nach dieser Seite hin gewußt haben. War es jetzt doch auch schwer, seinen eigentlichen Namen zn erfahren: erst durch Hülfe des Herrn Oberbibliothekars Mosen in Oldenburg ist es gelungen, ihn festzustellen. Unter seinem eigenen Namen hat er veröffentlicht: „Der Staat aus 2 Elementen, dem politischen und religiösen, bestehend dargestellt" (Oldenburg 1836); „Katechetische Unterredungen über alle einzelnen Paragraphen des Religionsbuchs für das Großherzogth. Oldenburg" (Delmenhorst 1836); „Neue Postille" (Oldenburg 1838), die heutigen Tages noch bei einzelnen Gliedern seiner früheren Gemeinden Huntlosen und Bardewisch gefunden wird. Unter dem Pseudonym Hermann Amas, der in dem Lexicon Pseudonymorum von Weller aufgeführt und mit Heinrich Gerhard (statt Hermann) Meyer identificirt ist, während V. daselbst fehlt, hat er herausgegeben: „Amandus und Amanda, Familiengemälde" (Oldenburg 1844); „Christus, ein Erbauungsbuch für gläubige Verehrer Jesu" (ebd. 1851); „Lebensbilder und Erzählungen" (I: Der Schullehrer von Sträke, ebd. 1850; II: Der Pfarrer von Ellinghausen, 2 Bde., ebd. 1852). Die meisten seiner Schriften sind unter dem Pseudonym: Dr. Heinrich Vincas erschienen, durch welchen Namen er wahrscheinlich den Glauben an den Sieg seiner Gedanken, oder wenigstens den Wunsch, daß sie siegen möchten, ausdrücken wollte. Es sind dies, soweit nachzukommen war, folgende Werke: „Das Christenthum in seiner Glaubens- und Vernunftgewißheit in seinen Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit" (Oldenb. 1839); „Vereinigung des Supranaturalismus und Rationalismus insbesondere rücksichtlich des Cultes" (ebd. 1842); „Gott innerhalb des bloßen Verstandes und der Erfahrung" (ebd. 1843); „Gedanken über das Geisterreich" (ebd. 1844); „Verwaltung der evangelischen Sacramente" (ebd. 1844); „Was und wie soll der christliche Geistliche lehren?" (ebd. 1844); „Vergleichende Darstellung evangelischer Grundwahrheiten und reiner Verstandeslehren über sie" (ebd. 1845); „Die Mäßigkeitsvereine" (ebd. 1846); „Der Mensch aus und durch sich selbst erklärt" (ebd. 1846); „Systeme der Philosophie und ihre Religionen, nach objectiver und subjectiver Naturbetrachtung" (ebd. 1846); „Die Natur ein System" (ebd. 1847); „Das neunzehnte Jahrhundert in seiner vorherrschenden Hinneigung zur Naturreligion" (ebd. 1848); „Das Evangelium ein Religionssystem" (ebd. 1849); „Kirche und Schule ein Ganzes" (ebd. 1851); „Staat und Kirche ein Ganzes" (ebd. 1851); „Das Erlösungswerk unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus" (ebd. 1854).

V.-M. versucht namentlich, eine Vermittelung zwischen Philosophie und christlicher Religion herzustellen und variirt dieses Thema mehrfach, indem er sich auch nicht selten wiederholt. Er besitzt hinreichende Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie, und wenn auch viele Anklänge an Früheres sich bei ihm finden, so zeigt er doch eine gewisse Selbständigkeit in dem Ausbau der speculativen Gedanken, sowie in ihrer Verbindung mit den christlichen Dogmen. Am meisten verdankt er wol noch Bouterwek's Metaphysik und Religionsphilosophie, den er vielleicht in Göttingen auch gehört hatte, und steht so in gewisser Verbindung mit Frdr. Hnr. Jacobi. Dem Pantheismus in jeder Gestalt ist er Feind; vielleicht gelten die Angriffe auf diesen zum Theil den Anhängern Hegel's, deren es damals in Oldenburg mehrere gab. Er trägt seinen Stoff wohlgeordnet vor, seine Darstellung ist klar, die Begriffe, mit denen er operirt, sind freilich zum Theil etwas nebelhaft, doch nicht mehr als bei vielen andern speculativen Philosophen. Hauptgedanken von ihm sind folgende: die Idee eines absoluten Wesens und Seins ist ursprünglich, sie ist in dem rein-geistigen

Sein unmittelbar und unerschaffen, wie jede wesentlich geistige Anlage, vorhanden. Bevor aber die Idee des Göttlichen als eines nothwendigen Urwesens in das sinnlich geistige Bewußtsein aufgenommen werden kann, muß dieses erst die nöthige Receptivität erlangen. Dies geschieht durch fortschreitende Ausbildung der Vernunft, indem diese theils in ihrer praktischen Tendenz auf einen Gesetzgeber und Richter außer ihr führt, theils in ihrer theoretischen mit Nothwendigkeit zu einem absoluten Urwesen aufsteigt. So tritt diese Idee des Absoluten mit völliger Gewißheit in das geistig-sinnliche Bewußtsein ein und kündigt sich apodiktisch als eine solche an, die keines Beweises weder fähig noch bedürftig ist, indem sie als die höchste Wahrheit Glauben schlechthin verlangt (vgl. das absolute Erkenntnißvermögen, durch welches nach Bouterwek die Idee des Absoluten apodiktisch gefunden wird). Freilich soll dies ein mystischer Punkt sein, der sich nicht weiter erklären lasse; es verhalte sich damit wie mit den ursprünglichen Denkgesetzen, die sofort als wahr angenommen und gebraucht werden müßten, sobald sie im sinnlich-geistigen Bewußtsein zur Einsicht gebracht wären. Ebenso ist die Idee der Unsterblichkeit, um diese noch zu erwähnen, dem rein geistigen Sein des Menschen durchaus ursprünglich; sie drängt sich in ihrer Stärke und Lebendigkeit dem Gemüthe so sehr auf, daß es Mühe und ein Ableugnen erfordert, um sich ihrer zu entledigen. Wollte jemand die volle Vernichtung seines geistigen Seins annehmen, so würde er damit seine eigene Vernunft aufgeben und mit sich selbst wie mit der Sinnenwelt in den größten Widerspruch gerathen, da die Vernunft durchaus nichts weiß von einer Vernichtung, und die Erscheinungswelt überhaupt nur eine Auflösung, keine Vernichtung, kennt. In seinem frühesten, größeren philosophischen Werke: „Das Christenthum in seiner Glaubens- und Vernunftgemäßheit“ u. s. w., dem diese eben genannten Gedanken entnommen sind, kommt er zu dem Resultate: „die himmlische Lehre der Weisheit des Christenthums ist die einzige, welche in ihren höhern Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit überall mit der denkenden Vernunft übereinstimmt und vollkommen dem fühlenden Herzen zusagt. Sie ist in ihrer reinen himmlischen Gestalt das volle Ergebniß einer höheren Vernunftspeculation, das aber nicht in der Form dieser, sondern in einer historisch-positiven Gestalt vorgetragen wird. Es muß also mit jeglichem Rechte von dem himmlischen Lehrer der Weisheit des Christenthums behauptet werden, daß er über den Verstand des Staubes und die Vernunft sterblicher Menschen jedenfalls in ihren Speculationen schon sehr erhaben gewesen sei“.

In der Schrift „Das Evangelium ein Religionssystem“, geht er davon aus, daß das Evangelium eine unmittelbare Offenbarung Gottes sei, meint aber, es müsse doch unter einer bestimmten Form, unter einer uns percipirbaren Darstellungsweise zu uns gekommen sein, nach der wir es erfassen und uns aneignen könnten. So unternimmt er darzuthun, daß das Evangelium, als ein System zusammenhängender übersinnlicher Wahrheiten, in der Form des Individualitätssystem erschienen sei, oder in einer Denkweise, nach welcher Gott als eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit betrachtet werde, die intellectuell und moralisch vollendet sei, als der absolute Grund nicht nur seiner selbst, sondern auch der außer ihm vorhandenen Geister und Welten; daß nach dieser Denkungsweise auch der Mensch und alle vernünftigen denkenden Wesen persönliche, in sich abgeschlossene geistige Substanzen seien mit einem unzerstörbaren Bewußtsein, mit Vernunft und freiem Willen begabt, die keine höhere Bestimmung hätten und wüßten, als Gott zu erkennen und seinem Willen Folge zu leisten. Es kommt ihm darauf an, das tiefste Wesen des Christenthums zu verificiren, aber nachzuweisen, daß es nicht im Pantheismus zu finden oder in seine Wissenschaftslehre einzukleiden sei. Objectiv komme man dem Christenthum freilich auf

diese Art nicht zu Hülfe, da es die einzige Weltwissenschaft sei und nicht erst zu dieser geformt zu werden brauche, aber wir selbst würden dadurch in unserer Perfectibilität gefördert. — Die nach seinem Tode erschienene Schrift: „Das Erlösungswerk“ u. s. w. tritt mit Entschiedenheit gegen die auf die das Evangelium von Christo als realiter ungenügend, wol auch als schädlich namentlich als der zu erringenden Civilisation nachtheilig darstellen wollen, indem sie die Erlösung der Menschen, wie sie durch Jesum Christum bewirkt wird, behandelt, dann die Versöhnung der Menschen mit Gott, wie sie durch Jesus Christus veranstaltet ist, und weiter die Beseligung der Menschen, wie sie durch Christus vermittelt ist. Es tritt hier die positive christliche Gesinnung des Autors stärker hervor als in den früheren Schriften, aber trotzdem zieht sich eine eigenartige Speculation durch das Ganze. Hiervon zeugt schon die Fassung der Erlösung in weiterem Sinne, die eine Entsinnlichung sein soll, ohne die der Mensch nicht Mensch sein kann; der Geist soll frei sein im Denken, Wollen und Können, erlöst sein von der überall gemeinsam wirkenden Allkraft der Natur und die Wahrheit haben, die aus der erwachten Einsicht hervorgeht. Diese Erlösung geschieht durch den Geist, durch das Leben, welche in dem Evangelium des Sohnes Gottes walten. Der weiteren Erlösung gegenüber steht die im engeren Sinne. Christus erlöst uns von „der urlichen Sündhaftigkeit“, die auf einer vorirdischen Schuld beruht, von dem Sündigen selbst und „von den Sündenfällen zur Sünde“.

Scharf polemisch geht V.-M. gegen den Pantheismus, wie ihn die Naturreligion ins Leben rufe, und gegen den vulgären Rationalismus vor in seiner Schrift: „Das neunzehnte Jahrhundert“ u. s. w., sucht aber auch nach bestimmter Abhülfe gegen diese Richtungen, indem er die positivsten aller Wahrheiten apodiktisch zu beweisen glaubt, einmal durch die im Neuen Testament vorhandene außerordentliche Offenbarung und sodann durch den „schlichten ungebildeten, durch keine gelehrte und ungelehrte Pseudometaphysik irregeleiteten Verstand“. Als praktisches Mittel gegen die genannten Verirrungen schlägt er vor, neue Glaubenssymbole zu schaffen, in denen die von ihm als die positivsten aller Glaubenswahrheiten bezeichneten Sätze vorkommen, aber nicht zu viel Einzelheiten gegeben werden sollen. Diese müßten dann allgemein eingeführt sein und als Normen gelten, nach denen öffentlich und privatim zu lehren sei, nach denen die Lehrer in Amt und Pflicht genommen werden sollten, nach denen über das Prädicat „Christ“ bei einem jeden in vorkommenden Fällen zu entscheiden sei. — In der Schrift: „Kirche und Schule“, der einzigen, von der Verf. dieser Biographie eine Besprechung gefunden hat, Literar. Centralbl. 1851, kämpft V.-M. mit Entschiedenheit gegen die Forderung, daß die Religion als Unterrichtsgegenstand aus den Schulen entfernt werde: die Religion allein diene dem Reinmenschlichen, dem Reingeistigen, dem Allgemeinen schlechthin, weshalb sie der wesentliche Bildungsgang aller Jugend sein müsse; Kirche und Schule gehörten demnach auf das engste zusammen.

Wie viel die Schriften gelesen worden sind, wie weit und wie tief sie gewirkt haben, es ist nicht zu ergründen. In größere Kreise werden sie kaum gedrungen sein; denn sonst wäre es nicht möglich, daß die Namen Vincas und Amas und ihre Identität mit Herm. Heinr. Meyer fast ganz vergessen wären. Und doch hätten die Schriften, wären sie zu ihrer Zeit auf den richtigen Boden gefallen, manche gute Frucht bringen, auch durch die Entschiedenheit der christlichen Ueberzeugung verbunden mit dem philosophischen Denken für manche Seele trübe Wolken der Unsicherheit und des Zweifels verscheuchen können — jetzt wird diese Möglichkeit geschwunden sein.

Mittheilungen des Herrn Oberbibliothekars Dr. R. Mosen in Olden-

burg, des Herrn Pastors Koch zu Bardewisch — u. A. Nekrolog aus dem Kirchenbuch daselbst — und des Herrn Pastors Ramsauer zu Goldenstedt.

Heinze.

Vincent: Karl Freiherr v. V. wurde im J. 1757 zu Florenz geboren und trat am 17. April 1773 in die kaiserliche Armee. Am 15. Juni 1778 avancirte er zum Oberlieutenant, 1787 zum Rittmeister. Von 1789—1790 in den Niederlanden thätig erhielt er für eine gegen die dortigen Aufständischen am 18. Mai 1790 vollbrachte glänzende Waffenthat am 5. December dieses Jahres das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens. Von 1792 an stand er im Felde gegen Frankreich und wurde am 8. Mai 1794 zum Major und zum Flügeladjutanten bei dem neuen Generalquartiermeister Fürsten von Waldeck ernannt. In gleicher Eigenschaft dem Grafen Clerfayt und später Wurmser zugetheilt folgte er diesem nach Italien, nachdem er sich in der Zwischenzeit am 29. Oct. 1795 vor Mannheim bei Einnahme des Galgenforts neuerdings in rühmlicher Weise hervorgethan hatte. Nach dem Entsatze von Mantua wurde V. mit der betreffenden Meldung an den Kaiser nach Wien gesendet. Im J. 1796 wurde er zum Oberstlieutenant und Generaladjutanten des Monarchen ernannt, da dieser in ihm einen ebenso tapferen als begabten Officier erkannte. Im December ging er in geheimer Mission nach Vicenza, um mit General Clarke, dem spätern Herzog von Feltre, und Bonaparte über einen eventuellen Friedensschluß zu unterhandeln. Von dieser Mission war nur der österreichische Feldmarschall Josef Freiherr v. Alvinczy unterrichtet, dem Franz II. V. empfohlen hatte. Am 11. April 1797 wurde V. bevollmächtigt, in Gemeinschaft mit dem kaiserlichen General Grafen Merveldt (s. A. D. B. XXI, 476) und Marquis Gallo die Friedenspräliminarien und einen Waffenstillstand mit Bonaparte und Clarke auf Schloß Eggenwald bei Leoben zu unterzeichnen.

1797 zum Obersten ernannt, wurde V. das Jahr darauf nach Wien in die Commission berufen, der es oblag, ein neues Reglement für die Armee zu entwerfen. Im September aber wurde er den russischen Hülfstruppen entgegengeschickt, damit er ihren Marsch durch die kaiserlichen Staaten regle. Am 28. October 1800 avancirte er zum Generalmajor und wurde bei Ausbruch des Krieges auf sein Ersuchen der Armee zugetheilt. Er erhielt eine Brigade, die bei Vicenza stand. Als nach der Schlacht bei Cadiero am 30. October 1805 die kaiserliche Armee den Rückzug antreten mußte, führte er das wichtige Commando über die Arrièregarde. Es galt nämlich, die Vereinigung des Erzherzogs Karl, der aus Italien zurückkehrte, mit dem Erzherzog Johann zu bewerkstelligen, dessen Truppen im Begriffe standen, Tirol zu verlassen. V. löste diese schwierige Aufgabe in glänzender Weise. Das Jahr 1806 brachte eine entschiedene Wendung in seiner Laufbahn; war V. bisher, wenn auch nur bei außerordentlichen Gelegenheiten in diplomatischer Mission verwendet worden, so sollte er fortan nur auf diesem Gebiete dem Staate seine Dienste widmen.

Nach dem Frieden von Preßburg ergriff Napoleon die Initiative, den politischen Verkehr zwischen Oesterreich und Frankreich wieder herzustellen. Er ernannte deshalb La Rochefoucauld, der ihn bereits bis zum Ausbruche der Feindseligkeiten im J. 1805 in Wien vertreten hatte, zu seinem dortigen Gesandten. Hier war man indeß noch nicht einig darüber, wer als ständiger Vertreter Oesterreichs an den Pariser Hof zu entsenden wäre, der mehr denn je den Mittelpunkt der europäischen Politik bildete. Man griff daher zu einem Auskunftsmittel, indem General V. mit der Aufgabe betraut wurde, den kaiserlichen Hof zeitweilig zu repräsentiren. Denn er war nach der Ansicht des leitenden Ministers, des Grafen Stadion die geeignetste Persönlichkeit, eine beobachtende Rolle zu übernehmen und persönliche Verbindungen anzuknüpfen. Rühmte man

doch an V. nicht nur seine militärische Begabung, sondern auch seinen Geist und seine Thatkraft. So sagte der preußische Gesandte Graf Finkenstein von ihm: „Nach dem Urtheil aller Personen, die ihn kennen, ist er ein Mann, der nicht danach aussieht, als ob er ein herausforderndes Wort von Seite Napoleon's so ruhig hinnehmen würde".

Sein vornehmes Wesen, seine verbindlichen Manieren und nicht zum mindesten seine diplomatische Geschmeidigkeit halfen ihm manche Klippe zu umschiffen, an der ein anderer vielleicht Schiffbruch gelitten hätte. Aber eben diese Eigenschaften machten ihn verdächtig „eine Creatur Thugut's und Stadion's" zu sein. Immerhin flößte seine Begabung auch seinen Widersachern Achtung ein, so daß von ihm gesagt wurde „man möge sich in Frankreich vor diesem Manne wohl in Acht nehmen".

Es waren schwierige Verhältnisse, unter denen V. sein neues Amt antrat, und er konnte sich auch einer nichts weniger als freundlichen Aufnahme seitens Napoleon's berühmen. Dieser bestand auf der sofortigen Abberufung der wenigen Truppen, welche Oesterreich nach Würzburg gesendet hatte. Nothgedrungen mußte Kaiser Franz sich fügen. Als Stadion die Mitwirkung des Wiener Hofes zur Aufrechterhaltung der Integrität der Türkei und den Austausch Galiziens gegen Schlesien mit Entschiedenheit ablehnte, fürchtete er zugleich, daß Frankreich und Rußland sich ohne Vermittlung Oesterreichs versöhnen könnten. Er erachtete es deshalb als im Interesse der Monarchie geboten, daß in das Hauptquartier Napoleon's ein Mann entsendet werde, dessen vornehmste Aufgabe darin bestehen sollte, jede Combination zu hintertreiben, die Oesterreich verderblich werden könnte. Die Wahl fiel auf V.

Leider blieb seine Mission ohne den gewünschten Erfolg — es sei denn, daß er sich wegen seines offenen und loyalen Charakters die Achtung des Corsen erwarb. Diese Errungenschaft bewog Kaiser Franz, ihn im September 1808 unter dem Vorwande, die Kaiser Napoleon und Alexander zu begrüßen, nach Erfurt zu senden. In Wahrheit aber handelte es sich darum, sie Beide zu überwachen. Am 13. October konnte V. nach Hause berichten, daß die Stimmung des Zaren eine keineswegs so kriegerische sei, als sie ihn noch kurz zuvor erfüllt habe. Denn Alexander hatte V. zu verstehen gegeben, daß er großen Werth auf ein freundschaftliches Verhältniß zum Wiener Hofe lege. Um so heftiger äußerte sich Napoleon über Oesterreich, als Stadion noch immer zögerte, Josef Bonaparte als König von Spanien anzuerkennen. Aber vollends entschloß sich Kaiser Franz diese Anerkennung zu versagen, als V. nach Wien zurückgekehrt war und berichtete, daß Alexander nicht nur mit ungünstigen Eindrücken von Napoleon geschieden sei, sondern auch die Rüstungen Oesterreichs zu billigen scheine.

Im Sommer 1809 befand sich V., den der Kaiser das Jahr zuvor zum Feldmarschallieutenant ernannt hatte, mit seiner Division in Ungarn, dann im Winterquartier in Böhmen, wo er bis 1810 verblieb.

1813 wurde er auf Ersuchen des Fürsten Schwarzenberg bei der Armee des Kronprinzen von Schweden angestellt. Das Jahr darauf aber erhielt er den Posten eines Gouverneurs von Belgien, das damals unter preußischer Verwaltung stand. Dieses Amt bekleidete er vom 1. Februar bis 15. Juni 1814. Im April 1815 wurde er als kaiserlicher Bevollmächtigter in das Hauptquartier des Herzogs von Wellington entsendet. Er betheiligte sich nicht an der Schlacht bei Waterloo, sondern wohnte ihr als einfacher Zuschauer bei. Dennoch wurde er, da er sich allzuweit vorgewagt hatte, verwundet.

Am 1. Juli 1815 erfolgte seine neuerliche Berufung nach Paris. Der Umstand, daß Alexander im Frühjahr 1821 seinen bisherigen Gesandten am

französischen Hofe, Pozzo di Borgo zum Botschafter ernannt hatte, veranlaßte den Fürsten Metternich, dem Kaiser einen Vortrag zu erstatten, worin er eine gleiche Rangserhöhung für V. beantragte. Er hielt eine solche für um so nothwendiger, als Frankreich bereits seit fünf Jahren in Wien durch einen Botschafter vertreten war. Er wies darauf hin, „daß der König sowohl als auch das Publikum zu Paris es für einen Beweis von Spannung zwischen beiden Höfen auslegen könnten, wenn der Kaiser dem Beispiele Rußlands nicht folgen würde“. Franz I. ernannte in der That V. am 6. Mai 1821 zum Botschafter in Paris.

In der Zwischenzeit hatte V. mit Metternich den kaiserlichen Hof auf den Congressen von Aachen und Laibach vertreten. Von hier aus wurde er im Februar 1821 in der Eigenschaft eines außerordentlichen Bevollmächtigten nach Neapel gesendet. Die Interessen Oesterreichs erheischten es, über die Revolution, die dort zum Ausbruche gekommen war, auf das genaueste unterrichtet zu sein und vermöge seines eigenen Einflusses die Bewegung zu unterdrücken. Auch finanzielle Fragen kamen hiebei in Betracht. Die Sendung Vincent's war eine unmittelbare Folge der Laibacher Beschlüsse, denn Oesterreich hatte es auf sich genommen, den alten Zustand der Dinge mit Waffengewalt wieder herzustellen. Im April 1821 wurde V. abberufen, und er kehrte auf seinen früheren Posten nach Paris zurück. Hier verblieb er bis zum Sommer 1825, in welchem Jahre ihn Kaiser Franz auf sein eigenes Ansuchen in den Ruhestand versetzte. Er starb am 7. October 1834 zu Biancourt in Lothringen.

Schlitter.

Vincentius: Caspar V., ein Componist aus dem Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts, der aus Speier gebürtig war und zuerst an der Hauptkirche zu Speier um 1611 Organist war, dann um 1617 an die Andreaskirche in Worms kam und von dort gegen 1625 an der Kathedrale in Würzburg als Organist wirkte (die Stellungen sind durch seine Druckwerke festgestellt, dagegen ist obige Geburtsstadt fraglich). Vincentius (oder Vincenz) war ein großer Verehrer des sogenannten Generalbasses, unter dem man seiner Zeit eine Begleitung der Gesänge auf der Orgel oder dem Claviere nach einem bezifferten Basse verstand. Einer Begleitung die, wie wir von Seb. Bach wissen, sehr kunstvoll, aber auch wieder sehr einfach sein konnte und bestimmt war, die etwa schwachen oder gar unbesetzten Chorstimmen zu unterstützen oder fehlende Intervalle zu ersetzen. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Begleitung je nach den Fähigkeiten des Organisten ausfiel und das feine Stimmengewebe der Compositionen des 16. Jahrhunderts eher verderben als bessern konnte und doch war man im 17. Jahrhundert ganz erpicht darauf, selbst ältere Gesangswerke von Lassus und Palestrina damit zu versehen und sie im Drucke herauszugeben. So setzte auch V. zu Lassus' Magnum opus, von Lassus' Söhnen 1604 herausgegeben, im J. 1625 einen Generalbaß und gab denselben mit einer Vorrede heraus, welche seine Ansichten darüber entwickelt (theilweise abgedruckt in Monatshefte f. Musikg., Bd. 4, S. 209). Ebenso versah er Abraham Schadaeus großes Sammelwerk „Promptuarium music.“ 1611, 1612, 1613 und 1617 in 4 Theilen mit einem Generalbaß, dessen 4. Theil er selbst nach dem Absterben Schadaeus' herausgab. In dem Werke von Schadaeus ist er mit 30 lateinischen Gesängen zu 5, 6, 7 und 8 Stimmen vertreten, von denen einige dann Bodenschatz in seine späteren Sammelwerke wieder aufnahm (siehe meine Bibliographie, S. 912). Leider fehlen die Partituren zu seinen Gesängen, so daß ein Urtheil über seine Schreibweise bis jetzt nicht feststellbar ist. Sein hinzugefügter Generalbaß aber beweist recht schlagend, wie unmöglich es dem Begleitenden gewesen sein muß den Gesang ohne Störung zu begleiten, denn die Bezifferung, die allein im Stande war ein Bild von der Stimmenführung zu geben, ist so mager, daß

sich nur hin und wieder einige Zahlen finden; alles Uebrige mußte der Organist nach Gutdünken hinzufügen; daß es den Stimmen eine Hilfe gewähren konnte, ist nur dann denkbar, wenn er die Composition sehr genau kannte. Der Schreiber dieser Zeilen hat in seiner Jugend oft genug aus so einer Generalbaßstimme Kirchencantaten begleiten müssen und weiß daher, wie unsicher eine solche Begleitung bei einem fremden Satze ausfallen muß. Man behilft sich dann eben mit den einfachsten dünn gehaltenen Accordfolgen. Rob. Eitner.

Vincentius: Petrus V. (Vietz), Schulmann, Sohn eines Goldschmieds in Breslau, geboren 1519 am 1. März, † 1581 am 1. October, studirte von 1538 an in Wittenberg unter Luther und Melanchthon und wurde 1543 an die Lorenzschule in Nürnberg und von dort auf Bugenhagen's Empfehlung 1546 als Professor nach Greifswald berufen. Nachdem er dort sechs Jahre docirt, nahm er 1552 am 4. November das pecuniär einträglichere Rectorat des Lübecker Gymnasiums an und erwarb sich so hohe Gunst, daß ihn der Rath dem in Angelegenheiten der Stadt nach England gesendeten Bürgermeister Falk als Begleiter zuordnete; trotzdem sah er sich durch das Treiben der alles verdächtigenden Flacianer bewogen, 1557 um seine Entlassung zu bitten, die ihm in ehrenvollster Weise bewilligt wurde. V. kehrte nach Wittenberg zu Melanchthon zurück, um nach fünfjähriger aufreibender Schularbeit in neuen Studien Ruhe und Erholung zu suchen. Die ersehnte und gehoffte Muße währte indeß nicht lange; noch in demselben Jahre wurde ihm die Professur der Eloquenz übertragen und nachdem er 1558 das Decanat der Artistenfacultät verwaltet und 1560 auch das damals semesterweise wechselnde Rectorat bekleidet hatte, mußte er 1561 noch die Professur der Dialektik übernehmen. Melanchthon's Tod scheint für den in seinen dogmatischen Ansichten schwankenden V. das Signal zu einer Schwenkung gewesen zu sein; die entschiedenen Melanchthonianer rechnen ihn zu den Halben und Schlaffen, und so kann es nicht befremden, daß er nach dem Fehlschlagen seiner Hoffnung, 1563 in Preußen ein Bisthum zu erlangen, die ihm vom Rathe in Görlitz 1565 gemachten Anträge, das dort zu gründende Gymnasium einzurichten, willig annahm. Indeß es währte nicht lange, so bereute er bitter, „aus der Universität entbrochen und ein gut Werk in patria zu stiften, kitzlich gewesen zu sein“, wie er an Crato in Breslau schreibt, und um keinen Preis will er länger unter diesen Affen und Meerkatzen leben. Durch seine Erfolge in Görlitz und die von ihm unter dem Titel „Disciplina et doctrina Gymnasii Gorlicensis“ 1566 erschienene Schul- und Studienordnung, welche auf jeder Seite den erfahrnen und in langer Praxis bewährten Schulmann erkennen ließ, hatte er seine pädagogische Befähigung glänzend dargethan und so wurde es Crato ein leichtes, den Breslauer Rath für die Berufung des V. an das Elisabethan zu gewinnen. Mit 200 Mark Besoldung, 2 Stoß Holz und freier Wohnung in einem besondern Hause wurde er 1569 zum Rector des Elisabethgymnasiums und Inspector der Breslauer Schulen bestellt. Die nach seinen Vorschlägen organisirte Anstalt blühte unter seiner energischen Leitung rasch auf und wurde die Hauptschule Schlesiens. 1570 erschien seine auf Befehl des Rathes ausgearbeitete „Der Stadt Breslaw Schul Ordnung“; der Görlitzer ganz conform, gehört sie zu den besten des 16. Jahrhunderts; Herzog Georg II. von Brieg richtete nach ihr das von ihm gegründete Gymnasium ein. In schwerer Arbeit früh gealtert und 1578 emeritirt, starb V. im 3. Jahre seiner Quiescenz. Von Schriften sind außer der von den Zeitgenossen viel gelobten „Elegia de origine, incrementis ac laudibus inclytae urbis Lubecae“, Rostochii 1552, die 50 in den Scriptis acad. Witteb. publicis enthaltenen Programme zu erwähnen, die er in den Jahren 1557—1564 als Professor in Wittenberg

verfaßt hat. Außerdem besitzen wir von ihm eine Sammlung der Epigramme Melanchthon's in 6 Büchern aus dem Jahre 1563.

Die Verdienste des Petrus V. um das höhere Schulwesen Schlesiens hat Dr. Robert Tagmann in einer der Philologenversammlung in Breslau gewidmeten Monographie: Petrus Vincentius, der erste Schul-Inspector in Breslau (1857) gewürdigt.

Außer der Tagmann'schen Monographie: Ehrhardt, Presbyterologie I, 97. — Gillet, Crato von Crafftheim II, 67—70; I, 263—264.

Schimmelpfennig.

Vincke: Friedrich Ludwig Wilhelm Philipp Freiherr v. V., geboren am 23. December 1774 zu Minden, † am 2. December 1844 zu Münster. Er war der Sprosse einer altadeligen, im Westfälischen begüterten Familie. Sein Vater, Domdechant in Minden, zeitweise Gesandter Friedrich's des Großen in Kopenhagen, und seine Mutter, eine geborene v. Buttlar, machten ihr Haus zu einer Heimstätte feiner Bildung und edler Gastfreundschaft und gaben den sieben Kindern, die ihnen von zehn blieben, eine sorgfältige Erziehung. Ludwig V., der dritte von vier Brüdern, besuchte zur Ergänzung der häuslichen Ausbildung von 1789 bis 1792 das Pädagogium in Halle, studirte vom Frühling 1792 bis 1795 in Marburg, Erlangen, Göttingen Jura und Cameralia und bereitete sich durch eisernen Fleiß auf den Verwaltungsdienst vor, zu dem er sich schon früh hingezogen fühlte. Vielfache Fußwanderungen und Reisen, die ihn u. a. vor das belagerte Mainz und Ostern 1794 mit drei Freunden nach Wien und Preßburg führten, schärften seinen Blick. Ueberall hatte er ein aufmerksames Auge auf Land und Leute, Ackerbau und Viehzucht, ständische Verhältnisse und Wehrwesen. Die Aufzeichnungen in dem Tagebuche des Jünglings geben Kunde von tiefem vaterländischem Gefühl, Abscheu vor der Fremdherrschaft, Widerwillen gegen Titelsucht und Kastengeist. Nach Vollendung der Universitätsstudien und Ablegung des ersten Examen wurde er am 23. Juni 1795, entsprechend dem Wunsche seines Schwagers, des Ministers von der Reck, zum Referendar bei der kurmärkischen Kammer in Berlin ernannt. In dieser Stellung erweiterten sich seine Kenntnisse theils durch Arbeiten mit der Feder, theils durch Dienstreisen auf die Domänen ungemein. Dabei bildete sich in seinem Geiste ein starker Gegensatz gegen das Mercantilsystem. Der „göttliche" Adam Smith, wie er ihn einmal nennt, nahm ihn ganz gefangen. Sein Fleiß und seine rasche Fassungsgabe befähigten ihn, schon am 20. Mai 1797 das große Examen zu bestehen. Eine darauf folgende mit ein paar Freunden unternommene Reise durch Schlesien, auf der er mit dem jungen Schön zusammentraf, lehrte ihn viel Neues zumal über Landwirthschaft, Leinenindustrie, Schafzucht. „Mit vielen Kenntnissen, wunden Füßen und ganz leeerem Beutel" heimgekehrt, wurde er als Assessor bei der kurmärkischen Kammer in Berlin angestellt, trat den Ministern v. Heinitz und v. Struensee nahe und erwarb sich die höchste Zufriedenheit seiner Vorgesetzten.

Der Plan einer großen Reise ins Ausland wurde durch seine Ernennung zum Landrath in Minden (8. Aug. 1798) durchkreuzt. Es war von höchstem Gewinn für ihn, daß er daselbst in die nächste Berührung mit dem Freiherrn vom Stein gelangte, dem damaligen Oberpräsidenten sämmtlicher westfälischer Kammern. Stein wurde sein Vorbild, und er selbst gewann Stein's Freundschaft fürs Leben. Es wird erzählt, daß Friedrich Wilhelm III. 1799 bei seiner Anwesenheit in Westfalen, erstaunt über Vincke's jugendliches Aussehen, zu Stein gesagt haben soll: „Macht man hier Kinder zu Landräthen?" und daß Stein erwidert habe: „Ja, Ew. Majestät, ein Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Weisheit." Vorübergehende Reibungen, namentlich durch die Eigen-

heiten der Naturen, Stein's, des genial Durchgreifenden, und Vincke's, des sorgfältig Abwägenden, veranlaßt, konnten ihr Verhältniß nicht lockern. Der junge Landrath erwarb sich, bei seinen mannichfachen Geschäften, seiner Sorge für Wegbau, Wohlthätigkeitsanstalten, Armenpflege, seinen Bemühungen, die Lasten von Einquartierung, Durchmärschen, Vorspann zu erleichtern im höchsten Maaße das Vertrauen und die Liebe der Eingesessenen. Zumal die Bauern verehrten ihn als ihren Schutzgeist. Er sah in Wind und Wetter unermüdlich nach dem rechten, arbeitete oft zu Hause die Nächte durch, in Pflichttreue, Mäßigkeit, Energie ein leuchtendes Muster.

Das Jahr 1800 erfüllte ihm einen Lieblingswunsch: England aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Wohl vorbereitet durch Studien und Belehrung von Fachmännern wie Büsch und Thaer machte er sich im April auf den Weg und verweilte beinahe sieben Monate in dem classischen Lande des „Selfgovernment“. Durchaus nicht blind für seine Schwächen nahm er doch im ganzen den Eindruck mit: „Die Art, wie die Menschen hier durch und aus sich selbst regiert werden, ohne daß der Staat sich im mindesten darum zu bekümmern und dafür etwas auszugeben braucht, hat gewiß sehr viel Vorzügliches.“ Beim Einblick in das Getriebe englischer Industrie und Verwaltung wurde ihm die Gesellschaft von Francis d'Ivernois, den er in London kennen gelernt hatte, sehr nützlich. Am 10. September 1800 langte er wieder in Minden an, wo ihm im Conflict zwischen einer tiefen Herzensneigung und Standesvorurtheilen der Eltern ein qualvolles Jahr verging. Aber schon im Herbst 1801 entrückte ihn der Auftrag, durch Vermittlung der preußischen Regierung für eine Anzahl von Gutsbesitzern Merinos in Spanien einzukaufen, den peinlichen heimischen Verhältnissen.

Bereits früher hatte er sich, theils aus eigenem Antrieb, theils auf Veranlassung des Ministers v. Struensee mit der Schafzucht in Schlesien, Thüringen, Sachsen eifrig beschäftigt. Er suchte nunmehr vor seiner Abreise seine Kenntniß dieses Gegenstandes zu erweitern, begab sich anfangs 1802 mit einem alten Gefährten nach Paris, wo er spanisch lernte, seine Erfahrungen bereicherte, auch dem ersten Consul Bonaparte vorgestellt wurde und erreichte nach mühseliger Fahrt am 27. März Madrid. Der Eindruck, den er vom Hofe und von Godoy, dem leitenden Minister, empfing, war wenig günstig, und über den niederen Zustand der Bildung des Volkes konnte er sich nicht täuschen. Auch stieß sein Geschäft bei der Abneigung der Eigenthümer, ihre besten Thiere herzugeben, und bei der Elendigkeit der Verkehrsmittel auf bedeutende Schwierigkeiten. Er wußte sie indeß zu überwinden, machte sich mit allem, was zur Schafschur gehörte, an Ort und Stelle vertraut und konnte am 16. Juli über 1200 kostbare Exemplare von Merinos, zu deren Wartung er deutsche Schäfer hatte kommen lassen, in Bilbao einschiffen. Ehe er den Rückweg antrat, durchstreifte er ein halbes Jahr lang die pyrenäische Halbinsel. Einer Landesversammlung der Provinz Biscaya wohnte er mit höchstem Interesse bei. Die Städte Santander, Oviedo, Coruña wurden in Augenschein genommen, die portugiesische Grenze überschritten, in Porto, Coimbra, Lissabon Halt gemacht und zu Schiff die Mündung des Guadalquivir erreicht. Sevilla, Cadiz, Gibraltar, Malaga, Granada, Valencia, Barcelona waren die weiteren Hauptstationen, bis man beim Fort Bellegarde die französische Grenze betrat. V. hatte überall mit offenen Augen die vielen fremdartigen Eindrücke in sich aufgenommen und unter den größten Unbequemlichkeiten den Schatz seines Wissens vermehrt. „Ich möchte, meinte er, um keinen Preis die Reise noch einmal machen, aber es ist mir auch nicht leid, sie gemacht zu haben, und wenn es mir zuweilen schlimm genug erging, so werde ich doch stets mit Vergnügen daran zurückdenken.“ Das südliche Frankreich

erschien ihm „nach dem langen Aufenthalt in einem Lande, welches wenigstens ein Jahrhundert gegen alle cultivirten Länder Europas zurück ist“, wie ein Paradies. Von Lyon aus wurde die Schweizer Grenze erreicht. In Neuenburg genoß V. unter „Mitbürgern“ das Glücksgefühl, einem Staate anzugehören, „der gewiß vor allen andern dem Ziele der Vollkommenheit sich am meisten nähert“. Man sieht daraus, daß ihm, wie vielen anderen, die später an der Erneuerung des Staates mitzuarbeiten hatten, die unbedingte Nothwendigkeit derselben durchaus noch nicht klar war. Ueber Bern ging der Weg Deutschland zu. Nachdem V. in Berlin mündlich Bericht erstattet hatte, kehrte er am 22. März 1803 in seinen alten Wirkungskreis nach Minden zurück, in dessen Nähe, zu Hausberge, er sich sein stilles Junggesellenheim eingerichtet hatte.

Nur ungern schied er, zum Kammerpräsidenten von Ostfriesland ernannt, am 15. November 1803 von der heimischen rothen Erde. Bald aber war er auf seinem Posten in Aurich wieder mitten in einer gesegneten Thätigkeit, die ihn über den Schmerz eines neuen tiefempfundenen Herzenserlebnisses hinweghob. Wie er es in Westfalen gewohnt gewesen war, so überzeugte er sich auch hier durch den Augenschein, zu Pferde und zu Fuße, seltener zu Wagen oder durch Treckschuyte befördert, vom Zustande der Provinz: überall durch das Vertrauen der Einwohner belohnt, in Aurich Mittelpunkt der Geselligkeit, durch Ausflüge nach Oldenburg, Bremen u. s. w. erfrischt. Als aber Stein im October 1804 Struensee's Nachfolger im Ministerium wurde, wußte man ihm im Kammerpräsidium zu Münster und Hamm keinen besseren Ersatz zu geben als V. In seltener Bescheidenheit und Uneigennützigkeit hatte er sich gegen die Annahme dieser ehrenvollen Ernennung gesträubt. Sobald er sich in Münster eingearbeitet hatte, wiederholte sich die Erscheinung, daß er nach unten wie nach oben die höchste Achtung gewann und aufs segensreichste wirkte. Es war nichts Geringes, die noch unvollendete Einrichtung der neu erworbenen Landestheile abzuschließen, im Steuerwesen, in den Schulsachen, in der Militärverfassung u. a. eine Ausgleichung mit dem sonst Bestehenden vorzunehmen, unter kummervoller Verfolgung der schwankenden auswärtigen Politik, welche zur stärksten Demüthigung Preußens gegenüber Napoleon führte. Im persönlichen Verkehr mit Blücher, Spiegel u. A., in dauerndem Briefwechsel mit Stein empfand V. die Trostlosigkeit der Lage so tief wie die besten Patrioten, noch dazu im Frühling 1806 durch den Tod der Mutter niedergebeugt. Endlich erhielt er die Gewißheit des „langersehnten Krieges“. Aber schon am 19. October 1806 mußte er erfahren, „daß alles verloren sei“ mit der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt. Für Westfalen begann die Zeit siebenjähriger Fremdherrschaft. V. gedachte gegen ihre Härten, so lange man ihn im Amte ließ, die Provinzen möglichst zu schützen und verlor den Muth nicht. Ende März 1807 kam es aber zu einem Conflict mit dem französischen Gouverneur Grafen Canuel, der die Entfernung Vincke's von seinem dornenvollen Amte zur Folge hatte.

Jedes lästigen Zwangs ledig, aber tief bekümmert suchte er die Seinigen und alte Freunde, darunter den ungnädig entlassenen Stein in Nassau, auf. Dann schlug er sich nach Altona durch, übersandte von hier aus dem König sorgfältig erwogene Pläne einer Befreiung Westfalens, wobei er auf die Mitwirkung einer englischen Hülfsmacht rechnete und fuhr selbst im Mai von Tönning aus nach der „sichern glücklichen Insel“, um in London neben dem preußischen Gesandten Jakobi, dem Fürsten Wittgenstein, d'Ivernois, Dörnberg, zumal bei Canning für diesen Gedanken zu wirken. Der Abschluß des Friedens zu Tilsit machte alle Entwürfe Vincke's zu nichte. Den Tag, an dem er ihn erfuhr, nannte er „einen der schrecklichsten seines Lebens“. War der Hauptzweck seiner selbstgewählten Mission vereitelt, so hatte der neue Aufenthalt doch dazu

gedient, seine Kenntnisse der wirthschaftlichen Verhältnisse und des inneren Staatsbaues Englands zu vervollständigen. Im August kehrte er über Holland in die Heimath zurück, um so mehr entschlossen dem König seine Dienste zu weihen, da inzwischen Stein als Retter nach Memel berufen war. Nach kurzem Verweilen an einigen Zwischenstationen, wie Hamburg, wo er ein Anleihegeschäft für den Staat abwickelte, Berlin, Treptow (bei Blücher), Elbing kam er am 30. November in Memel an. Er fand sich hier durch die huldvolle Aufnahme im Hause des Königs geehrt und durch den nahen Verkehr mit Scharnhorst, Gneisenau und vorzüglich mit Stein hochbeglückt.

Von allen Gehülfen des großen Staatsmannes bei der nun beginnenden Reformarbeit stand er in seiner geistigen Richtung diesem wol am nächsten. Das bezeugen seine Denkschriften und Gutachten, die sich erhalten haben. Wie für Stein so war auch für ihn das Maßgebende: die Selbständigkeit des Volkes zu wecken und den Mechanismus der Verwaltung zu beleben. Dabei blieb England sein Vorbild. Jedoch hütete er sich vor sklavischer Nachahmung, schränkte seine frühere Anpreisung der Lehren von Adam Smith bedeutend ein und widersprach dem „schönen theoretischen Satze, daß der Staat alles sich selbst überlassen solle“. Aus seinen englischen Studien ging damals die classische Schrift „Darstellung der inneren Verwaltung Großbritanniens“ hervor, welche Niebuhr 1815 (Berlin in der Realschulbuchhandlung) mit einer rühmenden Einleitung herausgab, „der erste Versuch, den Organismus und den Geist der englischen Verwaltung in ihrer von den Zuständen des Festlandes so völlig verschiedenen Eigenthümlichkeit begreiflich zu machen“ (R. v. Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften II, 48). Geleitet von der Absicht, die britische Verwaltung des Innern „auf preußischen Boden, Sitten und Verfassung zu übertragen, soweit solche auf diese anwendbar gemacht werden kann“, verfaßte er einen Hauptbericht über „Zwecke und Mittel der preußischen Staats-Verwaltung“ (8. August 1808), dem vier Anlagen über die Organisation der Unterbehörden zunächst für die Polizeiverwaltung (4. Juni 1808), über die Organisation der Unterbehörden für die Finanzverwaltung (14. Juni 1808), über die Organisation der Unterbehörden für die Communalverwaltung, über die Militärverwaltung beigegeben waren. Aus der Zeit von Stein's Ministerium hat sich auch noch ein Aufsatz Vincke's über die collegialische Form der Finanz- und Polizeiverwaltung vom 9. April 1808 vorgefunden, ferner eine sehr wichtige Arbeit über die Organisation der ständischen Repräsentation (20. September 1808). Dazu treten Bemerkungen über die Veräußerung von Domänen, über Anstellung, Entlassung und Pensionirung der Staatsdiener, Grundzüge der Statuten eines Civilverdienstordens im preußischen Staate u. v. a. Der praktische unmittelbare Erfolg dieser Arbeiten war allerdings sehr ungleichartig. Die Reorganisation des platten Landes, für welche V. u. a. die Uebertragung der Polizeigeschäfte im weitesten Umfang an Organe der Selbstverwaltung, Ausdehnung der westfälischen Erbentage, Aufhebung der patrimonialen Gerichtsbarkeit vorschwebte, kam nicht zum Abschluß. Reichsstände, die von Provinzialständen erwählt werden sollten, wurden nicht gebildet. An „Verbannung alles Religionsunterschiedes aus den Schulen mit Uebertragung des Religionsunterrichtes an die Prediger jeden Glaubens“ war nicht zu denken, ebensowenig an die „ungebundene Freiheit, sich über öffentliche Dinge und Personen in Worten und in Schriften zu äußern“.

Während V. seine Arbeiten verfaßte, konnte er nirgends lange seßhaft bleiben. Memel hatte er nach nur zwölftägigem Aufenthalt verlassen müssen, um finanzielle Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Hessen durch Vermittlung des Fürsten Wittgenstein einzuleiten. Als diese sich hinzögerten, machte er einen

Ausflug nach Westfalen und erforschte dort, inwiefern auf eine Schilderhebung zu rechnen sei. Im März 1808 traf er mit Stein in Berlin zusammen, der sich damals dort mit Daru über die Räumung des Landes zu einigen suchte. Es folgten Besuche bei Freunden, bis der Ruf des nach Königsberg zurückgekehrten Stein, sich bei ihm einzufinden, V. in Halle erreichte. Fast gleichzeitig erfuhr er die Wegnahme des verhängnißvollen von Stein an den Fürsten Wittgenstein geschriebenen Briefes. Er sah sich infolge dessen veranlaßt abzuwarten, wie sich Stein's Schicksal gestalten würde und inzwischen neuerdings, nie ohne die vaterländischen Ziele aus dem Auge zu verlieren, hin und her zu wandern. Endlich riß er sich am 28. November 1808 von den Seinigen in Minden los, hörte in Berlin angelangt die Trauerkunde von Stein's zweiter Entlassung, sah ihn selbst flüchtig am 9. December auf dem Wege nach Königsberg wieder und wurde hier zunächst von den Ministern Dohna und Altenstein beschäftigt. Auch in dieser Zeit suchte er durch mannichfache Arbeiten, wie über die Säcularisation der schlesischen Klostergüter, die Consolidirung der Staatsschuld, die Organisation des Polizeiwesens (19. März 1809), die ländliche Gemeindeverfassung (25. März 1809) am Wiederaufbau des Staates mitzuwirken und schloß sich persönlich besonders an Schön an. Aber der schlaffe Gang der Dinge nach Stein's Fall bekümmerte ihn, und er war sehr zufrieden damit, durch seine Ernennung zum Präsidenten der kurmärkischen Regierung (26. Februar 1809) der Nothwendigkeit überhoben zu sein, in Königsberg „leeres Stroh zu dreschen".

In Potsdam, wohin auf seinen Wunsch der Sitz der Regierung gelegt war, mit Gehülfen wie Bassewitz als erstem, Maaßen als zweitem Director des Regierungscollegiums, fehlte es nicht an einer Fülle von wichtigen Aufgaben. Auch den allgemeinen Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung blieb Vincke's Theilnahme gesichert, wobei er sich nicht selten in Widerspruch mit Freunden setzte. So gab er, abweichend von der Mehrheit seines Regierungscollegiums, sein Votum gegen die gänzliche Aufhebung der Zünfte ab, in der Hoffnung, „daß das noch für unsere Zeiten passende Gesetz sich erhalten, das Uebel vieler Art sich verbessern lasse". So kritisirte er „unberufen" in einer Denkschrift die (für die Marken und Pommern bestimmte) Verordnung vom 9. Januar 1810, die zur Ergänzung des Edictes vom 9. October 1807 wegen des Einziehens und Zusammenschlagens bäuerlicher Grundstücke erlassen war. Auch die Vermehrung der Militärlast und die „Permanenz des Dienstes" wurden in seinem Immediatberichte verurtheilt, da er, obwol seit jeher ein Verfechter des Grundsatzes allgemeiner Wehrpflicht, die Ergänzung des Heeres durch Freiwillige für ausreichend hielt. Indessen wurde ihm die amtliche Thätigkeit durch Mißvergnügen mit der obersten Leitung des Staates, Enttäuschung nach dem Aufflammen vaterländischer Hoffnungen im J. 1809 und den Zustand seiner angegriffenen Gesundheit verleidet. Dazu kam entscheidend der Wunsch, sich endlich einen häuslichen Herd zu gründen. Der Vater der längst Erwählten, Eleonore von Syberg, forderte, um sein einziges Kind in der Nähe zu behalten, daß V. eines seiner Güter Ickern in der Grafschaft Mark beziehe. Drei Viertel Jahre lang ließ V. sich noch bewegen auf seinen Posten auszuharren. Am 31. März 1810 wurde ihm der Abschied ertheilt.

Am 20. Mai 1810 fand die Hochzeit statt. Nach einer Schweizerreise und einem Euraufenthalte in Wiesbaden bezog V. mit seiner jungen Frau das ihm bestimmte Gut. Er verbrachte hier in glücklichem Familienleben, durch wirthschaftliche Thätigkeit in Anspruch genommen, häufig noch durch Geschäfte und die Sorge um den alternden Vater in die Heimath geführt, eine stille Zeit. Die französische Regierung überwachte ihn und hatte Grund dazu, da er die

Pläne zur Befreiung des vaterländischen Bodens mitzuwirken, nicht aufgegeben hatte. Am 12. März 1813 wurde er plötzlich verhaftet. Da sich, dank seiner Geistesgegenwart, sowie dank der Nachsicht der fremdherrlichen Beauftragten nichts Verdächtiges unter seinen Papieren finden ließ, behielt er die Freiheit, mußte sich aber bis zum 19. Juni 1813 den erzwungenen Aufenthalt auf dem linken Rheinufer gefallen lassen, den ihm ein Bruder auf seinem Landgute so angenehm wie möglich zu machen suchte. Kaum wieder mit seiner Familie vereint erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters. Indessen drängten die großen Ereignisse, der Verlauf des Befreiungskampfes, der Abzug der Franzosen, das Erscheinen der preußischen Truppen alles Persönliche zurück. V. übernahm sofort wieder die Zügel der Verwaltung, vom General v. Bülow zum einstweiligen Generalcommissarius ernannt, dann am 21. November 1813 von Hardenberg zum Civilgouverneur für die Provinzen zwischen Weser und Rhein berufen. Es hatte keine Schwierigkeit, sich mit Stein, dem Haupte der Centralverwaltung der Verbündeten und mit dem provisorisch zum Gouverneur von Berg ernannten Gruner über Abgrenzung der Competenz zu verständigen. Dagegen gab es harte Zusammenstöße mit dem Militärgouverneur v. Heister, die beinahe zum Duell geführt hätten. Was V. in dieser stürmischen Zeit für die Organisation der Verwaltung, Verpflegung des Bülow'schen Corps, Rüstung von Landwehr und Landsturm leistete, war bewundernswerth und erwarb ihm mit Recht das eiserne Kreuz.

Nach der Herstellung des Friedens mit Frau und Kindern in Münster vereint, hatte er den Schmerz, seine Bemühungen für Erhaltung Ostfrieslands scheitern zu sehen. Auch wurde seine Gemüthsruhe auf manche harte Probe gestellt, als die Militärbehörden nach der Entweichung Napoleon's von Elba neue Opfer von seiner Provinz forderten. Dazu kamen ärgerliche Streitigkeiten mit den Mediatisirten, Klagen über verkehrte Maßregeln der höheren Behörden, Befürchtungen, „daß die großen Erwartungen der Welt, in Preußen das vollkommene Muster einer Verwaltung und Verfassung aufgestellt zu sehen", getäuscht werden möchten. Auch konnten ihn die Verhandlungen über die schließliche Organisation der Provinz Westfalen, an denen er im Frühling 1816 in Berlin theilnahm, nicht völlig befriedigen, und sein uneigennütziger Wunsch, den Posten des Oberpräsidenten der Provinz von dem des Regierungspräsidenten zu Münster getrennt zu sehen, wurde nicht erfüllt. Der König bestätigte ihn als den Würdigsten in beiden Eigenschaften und V. kehrte im Juni 1816 in sein geliebtes Westfalen zurück, wo seiner das reichste Feld der Thätigkeit wartete.

Die ganze Stärke seiner Begabung, die auf dem Gebiet der Verwaltung lag, kam von nun an Jahrzehnte hindurch noch glänzender als früher zum Ausdruck. Im Kreise seiner Räthe zu Münster erschien er Durchreisenden, wie Perthes, „mit dem Gepräge des genialen Mannes", zugleich an Niebuhr und Möser erinnernd. Auf seinen Wanderungen im blauen Bauernkittel, anfangs oft unerkannt, bis seine kindlichen Züge sich jedem Westfalen eingeprägt hatten, durchforschte er alle Zustände selbst und verschaffte sich die klarste Anschauung von der Nothwendigkeit ihrer Besserung. Man müßte die Geschichte der Provinz Westfalen von 1816 bis 1844 schreiben, wenn man allen Spuren seines segensreichen Wirkens nachgehen wollte. Als wichtige unmittelbare oder mittelbare Folge desselben seien hier nur hervorgehoben: die Erweiterung des Straßennetzes, die Schiffbarmachung der Lippe, die Anlage des Hafens von Ruhrort, die Gründung des Landarmen- und Besserungshauses in Benninghausen, die Stiftung von Schulen und Lehrerseminarien, die Förderung landwirthschaftlicher und litterarischer Vereine. Seine Hauptfürsorge blieb der Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes gewidmet. Ihr entsprang sein, als Handschrift abgedruckter

„Bericht an des Herrn Minister des Innern Excellenz über die Zerstückelung der Bauernhöfe und die Zersplitterung der Grundstücke in der Provinz Westfalen“ (1824). Hier erklärte er sich entschieden gegen die Gestattung unbeschränkter Theilbarkeit und forderte, daß für jeden Hof der untheilbare Bestand festgestellt werde. Die Bauern sahen in dem geborenen Edelmann ihren Freund und Berather. Die Katholiken hatten dem frommen Protestanten seine Unparteilichkeit in confessionellen Angelegenheiten hoch anzurechnen. Seine gelegentlich durchbrechende Heftigkeit wurde um seiner Treue und Gutmüthigkeit willen verziehen, und wenn einmal jemand nicht zu seinem Lobe sprach, so galt der Tadel Schützlingen, die sein nur zu häufig getäuschtes Vertrauen mißbrauchten. Alles in allem war er unter den damaligen Oberpräsidenten des preußischen Staates, wie durch zahlreiche Anekdoten bezeugt wird, vielleicht der volksthümlichste.

Das Bewußtsein die allgemeine Liebe seiner Provinz zu genießen, entschädigte ihn für manche trübe Erfahrung hinsichtlich der Richtung der inneren Gesammtpolitik und Gesetzgebung. Er mißbilligte aufs schärfste die Declaration des Regulirungsedictes vom 29. Mai 1816. Er betheiligte sich 1817, in den Staatsrath berufen, mit sechs anderen Oberpräsidenten an einer von Schön entworfenen Beschwerdeschrift, die u. a. die Tendenz der Centralisation tadelte. Er fühlte das Entwürdigende der Karlsbader Beschlüsse und nahm die Lehrerschaft Westfalens gegen den Verdacht der Hinneigung zu „demagogischen“ Gesinnungen in Schutz. Er widerstrebte bei den Berathungen im Staatsrath 1820 Hardenberg's Steuerplänen und forderte, daß dem Staatsrath das Recht zustehen müsse, „nicht bloß über Zweckmäßigkeit, sondern auch über Nothwendigkeit der neuen Steuern sich auszusprechen“. So lebhaft war in ihm das Gefühl der Unzufriedenheit mit der Gesammtregierung, daß er im November 1821 in einem von Hardenberg berufenen Ausschuß die Schaffung von vier Provinzialministerien empfahl, neben denen er nur noch vier Fachministerien bestehen lassen wollte. Am tiefsten verwundete ihn, daß das königliche Wort vom 22. Mai 1815 nicht eingelöst, „dem braven preußischen Volke der Lohn einer ordentlichen Verfassung für so große Anstrengungen und Opfer“ vorenthalten wurde. Als schon entschieden war, daß statt der Reichsstände nur Provinzialstände geschaffen werden würden, vertrat er 1822 in der Commission, die über ihre Bildung berathen sollte, freimüthig die Anschauungen des liberalen Beamtenthums und forderte, wenn auch vergeblich, daß den Provinzialständen das Wahlrecht für die künftigen Reichsstände versprochen werde. So wenig das provinzialständische Werk ihn befriedigen konnte, hoffte er doch, „es könne schon damit viel Gutes gewirkt werden“ und eine Verfassung werde sich auf dieser „ersten festen Grundlage weiter ausbilden“.

Die Eröffnung des ersten Provinziallandtags Westfalens im J. 1826 führte ihn, als Regierungscommissar, mit dem alten Freunde Stein, der auf seinen Vorschlag zum Landtagsmarschall ernannt worden war, zusammen. Indessen geriethen die beiden heißblütigen Männer über die Angelegenheit der rheinisch-westfälischen Catastrirung, deren Generaldirection in Vincke's Händen lag, bald darauf in die heftigsten Streitigkeiten. Ein vollkommener Bruch schien bevorzustehen. Mit Mühe wurde, unter Vermittlung des Erzbischofs Spiegel, ein Ausgleich herbeigeführt. Der dritte westfälische Provinziallandtag, auf dem unter dem Anstoß der Julirevolution der Antrag gestellt wurde, den König um Berufung von Reichsständen zu bitten, sah sie versöhnt, und V. widmete nach dem Tode des großen Freundes seinem Andenken schöne Worte im Amtsblatt der Regierung. Ihm selbst war es möglich, bis ins Alter in gewohnter Weise rüstig zu wirken. Er erlebte noch die Zeiten wachsender Erregung, die sich nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. auch auf dem Provinziallandtage

tage geltend machte und den Eintritt seines Sohnes Georg in die politische Arena. Schon rüstete sich die Provinz zur festlichen Begehung seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, als ein sich wiederholender Schlaganfall sein Leben endigte. Seine westfälischen Verehrer errichteten ihm in dem Thurm auf Hohen-Syburg ein Denkmal. Das schönste Denkmal hat er selbst sich durch sein Wirken errichtet. —

Leben des Ober-Präsidenten Freiherrn von Vincke. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet von E. v. Bodelschwingh. Erster Theil: Das bewegte Leben 1774—1816. Berlin 1853. — Westfalens Oberpräsident Ludwig Freiherr von Vincke, sein Leben u. seine Zeit. 1774—1844. Denkwürdigkeiten aus seinem Amts- und Privatwirken (vom Verfasser der Schrift: Das Haus Rothschild, seine Geschichte und seine Geschäfte). Lemgo und Detmold 1858. — Zerstreutes von und über Vincke in Pertz, Leben Steins (dazu von mir benutzt Vincke's Briefe an Stein im Stein'schen Archiv zu Nassau). — Pertz, Denkschriften Stein's über deutsche Verfassungen. — Aus den Papieren Schön's. — M. F. v. Bassewitz, Die Kurmark Brandenburg. — Ernst Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg. — H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte. — Lehmann, Scharnhorst. — Dieterici, Geschichte d. Steuerreform in Preußen 1810—20. — Varrentrapp, Schulze (s. Reg.). — Dorow, Erlebtes III, 294. IV, 285—293.

Alfred Stern.

Vincke: Georg Freiherr v. V., der größte preußische Parlamentsredner, wurde als der älteste Sohn des treuen Oberpräsidenten von Westfalen, Ludwig v. V., aus dessen Ehe mit der Freiin Eleonore v. Syberg, am 15. Mai 1811 zu Busch bei Hagen in der Grafschaft Mark geboren. Anfänglich im Hause der Eltern erzogen, kam er 1825 auf das Gymnasium zu Bielefeld. Von 1828 an widmete er sich in Göttingen und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft. Er war ein flotter Schläger und behielt Zeit seines Lebens etwas vom Studenten an sich. 1832 trat er als Auscultator bei dem Berliner Stadtgericht in den Staatsdienst. Seit Ende 1834 arbeitete er als Referendar zuerst beim Land- und Stadtgerichte in Minden, dann beim Oberlandesgerichte in Münster. Sechsundzwanzigjährig wurde er 1837 von den Ständen seines heimathlichen Kreises Hagen zum Landrath gewählt. Die westfälischen Provinziallandtage von 1843 und 1845, denen er als Mitglied der Ritterschaft der Grafschaft Mark angehörte, wurden seine parlamentarische Vorschule. Er machte sich zum Anwalt der mächtig vorwärts strebenden Einheitsbewegung, indem er erklärte, Preußen müsse sich wie im Zollverein so auch durch eine freie Verfassung an die Spitze der deutschen Staaten stellen. Im Zusammenhange hiermit brachte er 1845 den Antrag ein, den König um die Gewährung einer reichsständischen Verfassung anzugehen. Zwar erhielt dieser Antrag bei den am Alten hangenden Westfalen noch nicht die erforderliche Zweidrittelmehrheit. Aber die wuchtige Rede des jungen Edelmannes machte tiefen Eindruck. Immerhin war er der Mehrheit des preußischen und deutschen Volkes noch ziemlich unbekannt, als er in den durch das Patent vom 3. Februar 1847 nach Berlin berufenen Vereinigten Landtag eintrat.

V. gehörte zu denen im Lande, die am meisten mit der Regierung des unglücklichen Königs unzufrieden waren. Dem entsprach es, wenn er sich mit den weitestgehenden Gedanken trug. Er sprach dem jungen Otto v. Bismarck-Schönhausen davon, ob man den König nicht bitten sollte, den Opfern, die er dem Lande schon gebracht hätte, auch das der Thronentsagung hinzuzufügen. Der vielfach verhaßte Prinz von Preußen sollte vorher veranlaßt werden, der Thronfolge schriftlich zu entsagen. Die Prinzessin von Preußen sollte dann die Re-

gierung für den jungen Kronprinzen übernehmen. Bismarck lehnte jede Mitwirkung bei einem in diesem Sinne gehaltenen Antrage ab und erklärte kurzab, sollte der Antrag von anderer Seite gestellt werden, so würde er den Gegenantrag auf Einleitung des Verfahrens wegen Hochverraths einbringen. V. verzichtete nun auf sein Vorhaben, weil ohne die Unterstützung der Gesinnungsgenossen Bismarck's die Abdankung nicht durchzusetzen wäre. Die Abenteuerlichkeit dieser Gedanken beweist hinreichend, wie weit die Verwirrung im Lande bereits vor dem Zusammentritt des Vereinigten Landtages gediehen war. Dieser Mann nun, der sich in solchem Widerspruch mit den herrschenden Zuständen befand, wurde in kurzer Zeit der gefeiertste Redner der großen und an rednerischen Talenten reichen Versammlung. Sechsunddreißigjährig, stand er in der Fülle der Manneskraft, eine große beleibte Gestalt mit einem breiten Stiernacken. In dem von einem rothen Backenbarte umsäumten fleischigen, listigen Gesichte spielte ein spöttisches Lächeln. Behaglichkeit und Selbstvertrauen sprachen daraus. Obwol er auf Kleidung und Haltung wenig Werth legte, war der Aristokrat doch unverkennbar in ihm. Er verfügte über hohes sittliches Pathos und über beißenden Sarkasmus zugleich. Welche Saiten er auch aufzog, seine Worte übten auf die meisten seiner Gegner eine zermalmende Wirkung. Zu Hülfe kamen ihm dabei eine ganz ungewöhnliche Gedächtnißkraft, die den minder gesattelten Gegner ganz aus der Haltung bringen mußte, und nicht zuletzt seine auffallende Häßlichkeit, die, von urwüchsigen und drastischen Geberden begleitet, die Wirkung seiner ironischen Bemerkungen und Einfälle wesentlich steigerte. Seine Kampfeslust suchte ihres Gleichen. Kampf wurde sein Lebenselement, und er kannte kein wonnigeres Gefühl, als wenn er seinen parlamentarischen Gegner so recht in den Sand gestreckt hatte. Der alte Oberpräsident hatte mit wenig Freude der liberalen Entwicklung seines Sohnes zugesehen, obwol der Löwe des Vereinigten Landtages in mancher Beziehung viel mehr im Feudalismus steckte als sein Vater. Georg v. V. fühlte sich so recht als Sproß seines altberühmten Geschlechtes und dachte nicht daran, ein Titelchen alterworbener Rechte aufzugeben. Als ein Mann des Rechts erhob er jetzt seine Stimme, um auf die vollste Verwirklichung einer alten Zusage, die Gewährung der parlamentarischen Verfassung zu dringen. Dies kam sofort bei der Adreßdebatte (15. April) zum Ausdruck. Er schlug eine Rechtsverwahrung dem Könige gegenüber vor. „Ich betrachte unsere ständischen Freiheiten und unsere gesammte Verfassung als ein großes Fideikommiß, worin wir auch die Rechte der Nachgeborenen zu berücksichtigen haben. Wie der Fideikommißbesitzer zu jeder Aenderung der Zustimmung aller Agnaten bedarf, so ist auch der Monarch an die Zustimmung der Stände gebunden. Unsere Rechte bilden gleichsam ein eisernes Inventar, was wohl vermehrt werden muß mit manchem Stücke des Hausraths, bis es eine vollständige Haushaltung wird, in der der Landesherr behaglich wohnt mit der großen Familie seiner Unterthanen, wovon aber kein Stück verloren gehen darf ohne die Zustimmung aller Miteigenthümer.“ Von einer Dankadresse wollte er nichts wissen. Sein Rechtsstandpunkt kam noch schärfer zum Ausdruck in der berühmten Rede vom 31. Mai. Vermuthlich dachte er an das Wappenbild der Vincke's, die Pflugschar, als er seine Rede mit einem effectvollen Bilde schloß: „Ich erinnere mich mit gerechtem Stolze, daß meine Vorfahren den Acker des Rechts seit vielen hundert Jahren gepflügt und demselben viele köstliche Früchte abgewonnen haben, werthvoller als die materiellen Güter dieser Erde. Ich weiß nicht, wie lang die Spanne ist, die mir hier noch zugemessen ist. Wenn aber einst meine letzte Stunde schlagen sollte, dann wünsche ich nur auf dem Acker des Rechts meine Grabstätte zu finden. Es ist heute ein großer Tag in der vaterländischen Geschichte. Heute vor 107 Jahren hat Friedrich der Große den erhabenen Thron seiner Väter be-

stiegen. Lassen Sie uns durch eine würdige That des Landtags feiern die Thronbesteigung Sr. Majestät des Königs Friedrich's II., des großen Königs, welcher für unser öffentliches Recht den erhabenen Grundsatz aufgestellt hat, daß der König der erste Diener des Staates sei. Es wird eine Zeit kommen, wo keins der ehrenwerthen Mitglieder dieser Versammlung mehr auf Erden wandelt, dann wird die unparteiische Geschichte über den ersten Vereinigten Landtag zu Gericht sitzen. Möge sie dann sagen, der erste Landtag der Krone Preußen, insbesondere die Mitglieder der Curie der Ritterschaft, der Städte und Landgemeinden, sie wurden als fleißige und treue Ackerer erfunden auf dem Acker des Rechts, sie sind von diesem Boden nicht einen Fuß breit abgewichen, nicht um dieses Nagels Dicke haben sie nachgegeben von ihrem guten Rechte, sie haben stets unabänderlich beharrt bei dem alten deutschen Grundsatze unserer Väter: Recht muß doch Recht bleiben!“ Dies Wort, das noch oft in seinen Reden der späteren Zeit wiederkehrte, hat sich besonders seinen Zeitgenossen eingeprägt und Vincke's Namen populär gemacht. Den „Heros des Rechtsbodens“ pflegten ihn wol die um den König ironisch zu nennen. Die breite Masse des Bürgerthums aber jubelte ihm zu und Bilder wurden verbreitet, die ihn auf der Tribüne zeigten mit der Unterschrift: Recht muß doch Recht bleiben. Ebenso war es im Sinne der herrschenden Anschauungen, als er sich in den Debatten über das Judengesetz zum Ritter der Juden aufwarf. Freilich mußte er bekennen, daß er für die Juden persönlich recht wenig Sympathieen besaß. Von dem doctrinären Rechtsstandpunkte aber, von dem aus er alles mit unerbittlicher Consequenz beurtheilte, glaubte er für die Rechtsgleichheit der Juden eintreten zu müssen und trat demgemäß den Vertheidigern des christlichen Staatsgedankens mit ätzendem Hohne entgegen. Er bewies in dieser und anderen wichtigen Reden, daß er nur zu sehr die Neigung hatte, die großen sittlichen Fragen des Staatslebens wenn auch mit Wärme so doch recht oberflächlich zu discutiren. Damals auch offenbarte sich gleich seine berüchtigte Taktlosigkeit, durch die er so oft sündigen sollte. Seine Rede gegen den christlichen Staat mußte den feinfühligen frommen König auf das tiefste verletzen. Er ist denn auch Friedrich Wilhelm IV. stets zuwider gewesen, während Vincke's angeblich humane und aufgeklärte Denkweise nicht wenig zur Erhöhung seiner Volksthümlichkeit beitrug. Die schwärmerische Schilderung der Vincke'schen Persönlichkeit, welche der junge Dr. Haym entwarf, ist ein trefflicher Belag dafür, wie sehr V. 1847 der Held des Tages war. Ebenso wie der Mangel der Feinfühligkeit trat auf dem Vereinigten Landtage bereits auch Vincke's geringe Befähigung hervor, taktisch richtig zu operiren. Sowol bei der Debatte über die Abänderung der ständischen Gesetzgebung zu Ende Mai als auch besonders bei den Berathungen über die Wahl der Vereinigten Ausschüsse gerieth er in eine isolirte Stellung, die nicht nur zu einer entschiedenen Ablehnung seiner Anträge, sondern auch zu einer empfindlichen Niederlage seiner Partei führte. Bei den Wahlen der Ausschüsse am 25. Juni enthielt sich V. unklugerweise mit nur 57 Abgeordneten. Eine überwältigende Mehrheit, selbst die liberalen Preußen, wählten. Friedrich Wilhelm IV., empört über die Opposition seines Landrathes, ließ ihn fragen, ob er die Gesetze vom 3. Februar als rechtsverbindlich ansähe und sich in seiner amtlichen Wirksamkeit danach richten wollte. V. versprach dies, fügte indeß hinzu, erforderlichenfalls würde er selbst um seinen Abschied einkommen. Doch konnte es der tief verletzte König nicht unterlassen, ihn zu bedeuten: „wie mir bei seinen sonstigen guten Eigenschaften und bei meinem besonderen Wohlwollen für seinen verstorbenen Vater eine Umkehr von seinen irrigen Ansichten doppelt erfreulich sein würde!“ Im nächsten Jahre schon, dem seiner Verheirathung, nahm V. freiwillig seinen Abschied, nachdem er das Amt 11 Jahre versehen hatte. Stets hat er mit Stolz an diese Zeit

zurückgedacht und öfter den Landrath als Grundpfeiler der Monarchie bezeichnet.

Zum ersten Mal kreuzte V. auf dem Vereinigten Landtage auch die Klinge mit Otto v. Bismarck-Schönhausen. Er merkte instinctiv, daß er es hier mit einem Gegner von ganz besonderer Kraft zu thun hatte. So oft er sich mit ihm maß, gerieth er in eine äußerst gereizte Stimmung. Der westfälische Berserker regte sich dann in ihm. Er verwies es Bismarck gelegentlich mit der souveränen Art, die ihn während seiner ganzen parlamentarischen Thätigkeit auszeichnete, ihn zu citiren, ohne ihn zu nennen. Ein anderes Mal belehrte er ihn, daß es parlamentarische Sitte sei, die Abgeordneten nur nach ihrem Wahlorte zu benennen. „Ich glaube, das verehrte Mitglied ist mehrfach in antediluvianischen Anschauungen begriffen“ äußerte er sich über Bismarck's reactionäre Haltung, worauf dieser dem „Abgeordneten aus dem Sauerlande“ eine recht wirksame Antwort ertheilte. Am 11. März 1851 rügte V. bei Bismarck den Gebrauch des Wortes „Kriegsherr“, worauf sich Bismarck energisch verwahrte, er würde diesen wohlklingenden Ausdruck gebrauchen solange er des Königs Rock tragen dürfe. Am 20. und 22. März 1852 hatte Bismarck mit V. recht scharfe Auseinandersetzungen wegen des „zu Tode gerittenen“ Schimmels von Bronzell, der vom Erdboden zu vertilgenden großen Städte und über die militärischen Talente Vincke's. V. wurde dadurch so empfindlich berührt, daß er, was er öfter Parlamentariern gegenüber gethan hat, seinen Gegner forderte. Das Duell fand am 25. März statt, verlief jedoch ergebnißlos. Als V. am 3. December 1850 im Hinblick auf Bronzell gesagt hatte: „Sie werden mit dieser (der preußischen) Armee nie einen Krieg führen, wenn ihm nach der Ansicht der Nation nicht die Ehre und die Interessen des Landes zur Seite stehen. Sie werden aber ebensowenig eine solche Armee, wenn sie die Ehre des Landes engagirt sieht und dafür ins Feld geritten ist, leichtfertig nach Hause commandiren können“, da fand diese offene Aufforderung zum Ungehorsam in Bismarck den berufenen Widersacher: „Das preußische Heer wird stets das Heer des Königs bleiben und seine Ehre im Gehorsam suchen“ entgegnete er. Unparteiischen und klugen Beobachtern wie dem Demokraten Robert Prutz entging es schon damals nicht, daß der märkische Junker weitaus bedeutender als der Westfale war. Vorerst aber wiegte sich der „Mann des Rechts“ in dem Gefühle seiner Ueberlegenheit.

In den Märztagen des Jahres 1848 wurde V. zum König beschieden. Sein Verwandter, der Minister Ernst v. Bodelschwingh, fand es rathsam, auf die Bildung eines constitutionellen Ministeriums hinzuarbeiten und V. schien eine geeignete Persönlichkeit zu sein, um in dieses einzutreten. Noch in Reisekleidern traf er gerade in der Nacht am 18. März mit Friedrich Wilhelm IV. zusammen, der sich wohl oder übel dazu bequemt hatte, den gefürchteten Oppositionsmann zu empfangen. V. suchte auf den Monarchen einzureden. Leopold Gerlach, der dabei war, konnte sich nicht des Lachens erwehren, worauf ihn der empörte V. belehrte, daß er am andern Tage nicht lachen würde. In einem Gespräch unter vier Augen glaubte V. dem Könige den Rath geben zu müssen, die Truppen von den Barrikaden zurückzuziehen und um das Schloß zu concentriren, weil ein Nachtkampf keinen Zweck hätte und sehr gefährlich werden könnte, zumal die Erbitterung des Volkes immer mehr zunähme. Den Rath, die Truppen aus der Stadt zu entfernen, will er nicht gegeben haben (vgl. Stenographischen Bericht der II. preuß. Kammer, 3. December 1850, gegen Schluß).

Seine Popularität erlitt für einige Zeit argen Abbruch, als er in der deutschen Nationalversammlung, wo er den Kreis Hagen vertrat, zusammen mit dem von ihm so verschiedenen Radowitz der Führer der äußersten Rechte wurde, nach ihrem Zusammenkunftsorte „das steinerne Haus“, später „Café Milani“ genannt.

Diese scheinbare Schwenkung war bedingt durch die echt preußische Gesinnung, die den Liberalen V. beseelte. Aus diesem Preußengeiste heraus beantragte er am 8. August 1848, bebend vor Empörung, den Ordnungsruf gegen den Radicalen Brentano, der sein preußisches monarchisches Gefühl beleidigt hatte. Dieser preußische Geist bedingte sein Eintreten für das erbliche Kaiserthum, weil dies nur Preußen zu gute kommen konnte, desgl. für eine provisorische Centralgewalt „vorbehaltlich des Einverständnisses mit den deutschen Regierungen", was bekanntlich abgelehnt wurde. In dieser preußischen Gesinnung sprach er sich auch für den Waffenstillstand von Malmö aus. Doch hatte er das Gefühl, daß er eine unglückliche Rolle in der Paulskirche spielte und dachte wiederholt an den Austritt. Nicht zum wenigsten hatte er diese Stellung seiner schroffen undiplomatischen Art zu verdanken. Es war ihm ein Bedürfniß die revolutionären Gegner herauszufordern. „Die Drachenmilch seiner heiteren Malice", wie Laube von ihm gesagt hat, war recht geeignet, das heiße Blut manches Demokraten in Wallung zu bringen. Gleich in seiner ersten Rede am 27. Mai enttäuschte er die Versammlung durch einen Protest gegen die Volkssouveränität. Ebenso befremdete er sehr durch seine Rechtfertigung des Waffenstillstandes. Mit Grimm wurde vielfach seine Rede vom 14. November gegen ein Eingreifen der Reichsversammlung in Sachen der Verlegung der preußischen Nationalversammlung nach Brandenburg aufgenommen, eine Rede, die zu seinen wirkungsvollsten gehörte. Varnhagen bezeichnete ihn damals in seiner liebreichen Weise als einen „verfaulten Freisinnigen, wegzuwerfen und einzustampfen!"

In Berlin hatte seine Haltung in Frankfurt die regierenden Kreise wieder versöhnlicher gestimmt und in der beispiellos verwirrten Lage, die die Berathungen der preußischen Nationalversammlung schufen, hatte im Juni General v. Gerlach selbst den Rath gegeben, V. die Uebernahme des Ministeriums anzubieten. Thatsächlich ging der General v. Rauch mit einem derartigen Auftrage nach Frankfurt. Er überbrachte V. ein eigenhändiges Schreiben des Königs, das ihm die Rathlosigkeit schilderte. Ehrlich und voller Selbsterkenntniß setzte V. hierauf dem Adjutanten seine Unfähigkeit zum Minister auseinander. Sein starrer, schroffer Charakter, der dem eines westfälischen Bauern ähnlich sei, eigne sich nicht dazu. Nicht 7 Menschen gingen in Frankfurt mit ihm. Als der Abgesandte meinte, er sei doppelt verpflichtet anzunehmen, da er den König zu der unglücklichen Proclamation am 18. März veranlaßt habe, erbat sich V. Bedenkzeit, lehnte jedoch nachher abermals ab. Unterdeß erfuhr der Prinz von Preußen, daß unter den Bedenken Vincke's auch das gewesen wäre, daß er (der Prinz) sein politischer Gegner sei. Er sandte sofort den Grafen Goltz nach Frankfurt, um V. vom Gegentheil in Kenntniß zu setzen. Schon dachte V. an Annahme, nach einigen Wochen zerschlugen sich jedoch die Verhandlungen endgültig. Statt seiner kam das Ministerium Brandenburg. Zwar tauchte der Gedanke V. zum Minister zu machen kurz nach Brandenburg's Eintritt noch einmal auf und V. eilte auf den an ihn ergangenen Ruf, in dem Glauben, daß die Verlegenheit in Berlin noch gewachsen sei, eiligst Ende November nach Potsdam. Er erklärte, eventuell für eine beschlußfähige Versammlung einzustehen. Da jedoch das Ministerium inzwischen festen Boden gewonnen hatte, wurde auch diesmal nichts aus seinem Eintritt. Später hat man ihm, soweit bekannt, nie wieder einen Ministerposten angeboten.

Beim Zusammentritt des nach der Charte Waldeck berufenen Landtages verließ V. (im Februar 1849) die Frankfurter Versammlung, um sein Mandat in der 2. Kammer auszuüben. Hier trat er gegenüber dem radicaleren Unruh als der unbestrittene Führer der Mehrheit auf, der „juste milieu Partei", wie Leopold Gerlach sagte. Er setzte gegen die Linke die Anerkennung der octroyirten

Verfassung durch. Mit Eifer arbeitete er darauf hin, den König zur Annahme der Kaiserwürde zu bestimmen. Sein Antrag, dies „aus Gründen politischer Nützlichkeit“ zu empfehlen, ging durch (2. April 1849). Als die Ablehnung Thatsache geworden war, bemächtigte sich seiner eine lebhafte Enttäuschung und tiefe Trauer. Durch die nunmehr dem Ministerium, in dem Otto v. Manteuffel besonders hervorzutreten begann, gestellte Forderung, die Rechtsgültigkeit der Frankfurter Verfassung anzuerkennen (21. April), forderte V. den Conflict heraus. Er kam zum Ausbruch durch das Vorgehen der Linken (Unruh) und führte zur Auflösung am 27. April. Das am 27. Mai erlassene neue Wahlgesetz setzte an die Stelle der geheimen Abstimmung die öffentliche und an die Stelle des gleichen Wahlrechts das Dreiclassensystem. Dies hielt V. für ein Verlassen des Rechtsbodens und nahm deswegen eine auf ihn gefallene Wahl nicht an. Man konnte ihm hier mit Recht den Vorwurf der Inconsequenz machen, da er seinerzeit von Volkssouveränität nichts hatte wissen wollen. Dafür betheiligte er sich an der im Sommer 1849 zu Gotha tagenden Versammlung deutscher Parlamentarier, die über die von Radowitz eingeleitete Unionspolitik und die Verfassung für die Union berieth. Schon hier griff V. das Ministerium Manteuffel auf das heftigste an. Doch war er mit der großen Mehrheit einer Ansicht, daß das Unionswerk gutzuheißen sei, wiewol er zugleich von neuem seine Stimme gegen die Souveränität der Nationalversammlung erhob. Eine Fortsetzung seiner Gothaer Politik war seine Wirksamkeit in dem nach Erfurt einberufenen deutschen Parlament (März bis Mai 1850), wo er wiederum den Kreis Hagen vertrat und wo er im Volkshause wiederum als Führer der großen Mehrheit auftrat. Auch hier entwickelte er eine mächtige Beredsamkeit, so in seiner Rede vom 25. April, in der er der Centralgewalt das Recht bestritt, die demokratischen Wahlgesetze der kleineren Staaten umzustoßen, und in der vom 18. April, in der er die Errichtung von Fideicommissen als Recht des Adels vertheidigte. Bekanntlich wurde die Unionsverfassung auf den Antrag der Vincke'schen Partei en bloc angenommen, gegen den Widerspruch besonders der Partei Stahl. In die November 1850 berufene zweite Kammer wurde er vom Wahlkreise Aachen-Geilenkirchen gewählt. Jetzt nahm er — wieder inconsequent — an. Es war die sog. Landrathskammer, in der die conservative Partei die Mehrheit besaß, die sie auch noch eine Reihe von Jahren behielt. Wieder wurde V. der anerkannte Führer der Opposition, noch unbestrittener aber war es, daß er am meisten von allen das Wort ergriff. Dies ist während seiner ganzen parlamentarischen Zeit so geblieben. Niemand hat ihn an Redelust übertroffen. Schon bei der Adreßdebatte hielt er am 3. December 1850 als erster eine wuchtige Rede gegen den Entwurf der Commission, in der er sich heftig gegen die Schwarzenberg'sche Politik aussprach und die Manteuffel's wegen Schleswig-Holstein und Hessen (Bronzell, Warschau, Olmütz) einer erbitterten Kritik unterzog. Unter dröhnendem Beifall seiner Anhänger citirte er Schiller: „Dank vom Hause Oesterreich!“ Er hielt Preußens Ehre für engagirt, das unter dem Drucke Rußlands stehe. „Wenn man sieht, daß ein Ehrenpunkt nach dem andern aufgegeben wird, dann verliert jedermann das Motiv, weshalb er stolz ist ein Preuße zu sein.“ Er schloß: „Weg mit diesem Ministerium“. Diese Losung spielte er noch öfter gegen Manteuffel aus. Am 8. März 1851 stellte er den Antrag auf Bildung eines Ausschusses zur Untersuchung der Lage des Landes. Er ließ sich durch niemand davon abbringen, obwol er damit offenbaren Schaden stiftete. „Es komme darauf an zu prüfen, ob die Regierung die Ehre des Landes gewahrt und das Recht geschirmt habe.“ Nur 41 stimmten für Berathung des Antrages, 228 für Uebergang zur Tagesordnung. V. hatte abermals durch seinen Eigensinn auch seine Parteisache verfahren. In die Ende 1852 zusammen-

tretende Kammer zog er wieder als Vertreter des Kreises Hagen-Altena-Iserlohn ein; und dieser blieb nun für die längste Zeit seines parlamentarischen Wirkens sein ständiger Wahlsitz. Seine Hauptgegner waren damals der Präsident Ludwig v. Gerlach und der Kreuzzeitungsredacteur Hermann Wagener. Als besonderes Schlachtopfer bot sich ihm immer ein Herr v. Mitschke-Collande dar. Ein anderer Unglücklicher, der nebenbei als tüchtiger Redner galt, war zum ersten Mal zum Worte gemeldet, ergriff dies auch unter allgemeiner Spannung, ließ aber nur einen gurgelnden Ton hören und setzte sich wieder mit blutrothem Gesichte. Da bemerkte V. mit grausamem Sarkasmus: „Wenn der Herr Redner habe ausdrücken wollen, daß er nichts zur Sache zu sagen wisse, so habe er seine Sache vortrefflich gelöst.“ In den Berathungen über die Gemeindeordnung, die Legislaturperiode, die Grundsteuer und die Bildung des Herrenhauses trat V. der Mehrheit entgegen und entwickelte zum Theil recht antifeudale Ansichten. Am 8. April 1854 nahm er in einer großen Rede zur Krimfrage Stellung und wandte sich dabei besonders gegen Rußland, unter Verurtheilung der Manteuffel'schen Neutralitätspolitik. Sie klang aus mit den Worten: „Europa erwartet, daß Preußen seine Schuldigkeit thut.“ V. war unerschöpflich in der Erfindung von Verlegenheiten für das Ministerium. Dazu gehörte sein bei Abschluß des Bündnisses zwischen Oesterreich und den Westmächten am 4. December 1854 gestellter Antrag. Damals schrieb Bismarck aus Frankfurt an Manteuffel: „Ich hätte selbst V. nicht die Tactlosigkeit zugetraut, in einem so kritischen Moment die Verlegenheiten der Regierung nach außen hin zu vermehren.“ Die bureaukratische Regierung Manteuffel's geißelte er u. a. durch die Erfindung des Wortes von der Politik der „Schererei und Quehlerei“ (auf den Regierungscommissar Scherer und den Oberofficiosus Quehl gemünzt).

Aus Familienrücksichten nahm er für die nächsten Sessionen kein Mandat an, indem er die Vormundschaft für die Kinder seiner Schwester, der 1855 verwittweten Gräfin Sierstorpff übernahm. Bei Eintritt der Regentschaft wurde er wieder in das Abgeordnetenhaus geschickt, in dem jetzt die liberale Partei die Mehrheit hatte. Obwol das Ministerium nach seinem Herzen sein mußte, äußerte V.: „Ein populäres Ministerium müsse der Landtag doppelt genau beaufsichtigen“. Das verrieth, daß die alte Kampfeslust noch ungeschwächt in ihm fortlebte. Der Schwerpunkt der Verhandlungen wurde bekanntlich der Streit um die Neugestaltung des Heerwesens. Es war das Verhängniß Vincke's und seiner Partei, daß er nicht im geringsten fähig war, den wahren Thatbestand und die Sachlage zu erkennen. Es dauerte nicht lange, so gerieth er mit Roon heftig zusammen, so im Februar 1860 als Vorsitzender der Militärcommission. Aber auch der eigenen Partei wurde er durch sein herrisches Wesen unbequem, sodaß z. B. Heinrich Arnim ausschied. Am 3. März 1860 las er der Regierung den Text, weil die bürgerlichen Officiere zurückgesetzt würden. Im einzelnen vielleicht häufig im Recht, beurtheilte V. indeß die Hauptsache völlig falsch und erging sich ohne jede nähere Sachkenntniß in leidenschaftlichen Angriffen gegen die Regierungsvorlagen. Mit Kopfschütteln, zum Theil mit Entsetzen verfolgten einige praktischer denkende Führer der Liberalen, wie Wentzel, Bernhardi, Duncker, Sybel, Saucken-Julienfelde sein querköpfiges Verhalten. Sein eigener Vetter, V.-Olbendorf, konnte nicht umhin zu äußern, daß ihm etwas mehr Besonnenheit zu wünschen wäre. Aber die Mehrzahl folgte ihm blindlings. Seine Autorität war bei ihr im Laufe der Jahre unerschütterlich geworden. Als V. in der Folge durch die Gegengründe in seiner Auffassung wankend gemacht wurde, hielt er es aus Rücksicht auf die Stimmung der Wähler nicht für rathsam zurückzuweichen, „aus Mangel an moralischem Muth“ verzeichnete Theod. von Bernhardi in seinem Tagebuche. Vergeblich suchte Sybel ihn zum Einlenken

zu bewegen. V. erklärte ihm: man könne den Principien nichts vergeben. „Der Mensch ist unsinnig“ schrieb Bernhardi. Der sterbende Wentzel meinte ingrimmig: „V. hat nicht eine Faser vom Staatsmann in sich und wird unsere Partei ruiniren.“ Als die 9 Millionen schließlich einstimmig bewilligt wurden, kam es noch zu guterletzt (15. Mai 1860) zu einem heftigen Wortwechsel zwischen V. und Roon. Die damalige Obstructionspolitik der von V. geführten Mehrheit verleidete dem Prinzregenten das parlamentarische Wesen. Bernhardi aber rief resignirt: „Und die Thoren jubeln, Vincke-Hagen cum suis! Die blinde Unvernunft dieser Leute hat mich schon oft empört.“ Die ganze Verranntheit Vincke's trat bei dem am 21. Mai 1860 veranstalteten Abschiedsessen zu Tage, in der er es als einen Triumph hinstellte, die Regierung besiegt zu haben, während Preußens Ansehen geschädigt und die Regierung geschwächt war, die Partei Vincke aber sich das Wohlwollen des Regenten verscherzt hatte. „Welch' eine hoffnungslose Unvernunft und Verblendung!“ lautete der Refrain dazu in Bernhardi's Tagebuche. In der Folge wollte V. die Formation nur provisorisch gelten lassen, was das allerschlimmste war. Dem entsprach die Ungeschicklichkeit Vincke's bei der Adreßdebatte im Februar 1861, zur höchsten Unbequemlichkeit der Regierung einen Passus über Preußens Sympathie für Italien in die Adresse einzuflicken, womit er nur der napoleonischen Politik in die Hände arbeitete. Sein stolzes und souveränes Wesen war hin und wieder sehr am Platze, so auch bei Zwischenfällen, wie jener es war, als der junge russische Diplomat Graf Dunten am 4. Mai 1860 während der Vereidigung eines Abgeordneten sitzen blieb und V. dies sofort unter lautem Beifall, auf die Loge deutend, „als einen Verstoß gegen die Sitte des Hauses“ rügte. Der deswegen vom russischen Botschafter geschlagene Lärm und seine Wendung „un certain V.“ konnte V. nur zur Ehre gereichen. Eine vernichtende Abfertigung erlebte am 8. März 1861 Waldeck. Vincke's damalige Rede endigte mit den Worten: „Wir sind der Ansicht, daß, wie auch die Geschicke unseres Landes sich wenden mögen, wir immer in einem monarchischen Staate bleiben und deshalb erkennen wir mit Freuden Se. Majestät den König als unsern Monarchen an und wir sind und wollen bleiben seine Unterthanen“ (ein Wort, das bekanntlich die Radicalen bemängelten). Recht glücklich war er auch gelegentlich in der Ironisirung des sich regenden Ultramontanismus. So sagte er am 24. März 1860: „Es ist mit Recht namentlich auf die Trennung durch den Rhein Bezug genommen. Der Herr Abgeordnete für den Landkreis Köln hat gesagt: man möchte doch das alte Princip gelten lassen, daß zwar Berge die Völker trennen, aber nicht die Flüsse. Ich weiß nicht, was das für ein Princip sein soll — ob ein ethnographisches oder ein völkerrechtliches Princip; ganz zutreffend kann es aber wol nicht sein; denn sonst könnte ja von Ultramontanen gar keine Rede mehr sein.“ Dem Abgeordneten Peter Reichensperger, der den Bundestag als eine Krücke der deutschen Einheit bezeichnet hatte, die man erhalten müsse, erwiderte er am 21. April 1860: „Anfangs habe ich nicht recht gewußt, was eigentlich mit diesem Bilde gemeint war; aber endlich ist es mir doch klar geworden: Deshalb soll der Bundestag als Krücke aufrecht erhalten werden, weil sonst möglicherweise der Krummstab zerbrechen könnte.“ Seine Hauptgegner waren in dieser Zeit unter den im übrigen sehr spärlich vertretenen Conservativen Moritz v. Blanckenburg (Naugard) und wieder H. Wagener (Schievelbein). Wie oft hat V. sich an diesen tüchtigen Rednern, die ihm aber an staatsmännischem Blick überlegen waren, gerieben und sie durch seine Dialektik in die Enge getrieben! Köstlich war die sarkastische Stimmung, die sich seiner bemächtigte, wenn die Worte: „Der Abgeordnete für Naugard“ oder „Das jüngere Mitglied für Schievelbein“ über seine Lippen kamen. Er mußte aber auch hin und wieder eine Zurecht-

weisung von dieser Seite einstecken, wie ihm dies z. B. am 3. Mai 1861 von Blanckenburg widerfuhr. Bei den Neuwahlen Ende 1861 lehnte V. eine Candidatur ab, wol weil er das Gefühl hegte, daß er sich heillos verrannt hatte. Er war zu der Erkenntniß gekommen, daß ein Bruch mit der Regierung vermieden werden müsse. Anstatt dessen sah er die Fortschrittspartei ihr Haupt erheben. Bernhardi hatte Recht, wenn er meinte, daß es nun mit Vincke's parlamentarischer Rolle zu Ende sei. Als V. Anfang 1862 wieder für Stargard-Berent in das Abgeordnetenhaus gewählt wurde, kam es zu Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinem Parteigenossen Grabow, der einem Anschluß an die Fortschrittspartei das Wort redete. V. drohte mit Austritt. Da riefen einige Stimmen der Fraction: „Schadet auch nichts!“ V. trat dann auch im Mai aus der stark zusammengeschmolzenen Partei aus. Zwar bildete sich eine neue Fraction um ihn, welche den Namen der „altliberalen“ empfing; sie bestand jedoch nur aus einigen 20 Mitgliedern, die zumeist früher in der Militärfrage gegen ihn gestimmt hatten. In der Zeit von 1863—1866 ohne Mandat, wurde er für 1866/67 noch einmal in Hagen gewählt. Seine Partei schmolz immer mehr zusammen. 1867 vertrat er Minden im preußischen Abgeordnetenhause, in demselben Jahre Hagen im ersten, 1869 Mörs-Rees im zweiten Reichstage des norddeutschen Bundes. In dieser Session legte er völlig parlamentsmüde und von fast allen verlassen sein Mandat nieder. Mit dem leitenden Staatsmanne hatte er schließlich vollen Frieden geschlossen und ist sein Freund geworden, wie er denn auch das Verfassungswerk durch seine hinreißende Beredsamkeit 1867 wesentlich förderte. Freilich konnte der alte kampfesfreudige Spötter sich gelegentlich nicht enthalten, Verlegenheiten zu schaffen, wie dies bei der Debatte über den hannoverschen Provinzialfonds am 6. Februar 1868 geschah, wo er sich zum Ritter der dem Kanzler opponirenden Conservativen aufwarf und wieder einmal in Tactlosigkeiten und beißenden Witzeleien mehrere Stunden lang schwelgte. Noch einmal kam auch der Ackerer des Rechts in dieser Rede zum Vorschein, der vom Formalismus nicht lassen konnte. Sechs Jahre hat V. dann noch in Zurückgezogenheit auf seinen Gütern gelebt. Am 3. Juni 1875 raffte ihn in Bad Oeynhausen ein Gehirnschlag aus dem Leben. Zu Busch bei Hagen, seinem Geburtsorte, wurde er neben seinem Vater in Waldeseinsamkeit bestattet. Ein schlichter Bauernwagen führte nach ländlicher Sitte — auf seinen Wunsch — den seine irdischen Ueberreste bergenden Sarg dorthin. Aus der Ehe mit seiner ihn überlebenden Gattin Helene, einer geborenen Gräfin v. d. Schulenburg-Wolfsburg, die er am 31. August 1848 eingegangen und durch die er in den Besitz des Gutes Ostenwalde bei Melle, Bez. Osnabrück, gekommen war, hinterblieben keine Kinder. Seinen Wohnsitz hatte V. abwechselnd in Ostenwalde und auf dem väterlichen Gut Busch gehabt.

V. ist in mancher Beziehung der Typus eines deutschen Parlamentariers und eines doctrinären Politikers, so außerordentlich er sich auch durch seine unvergleichlichen rednerischen Vorzüge, seinen glühenden Patriotismus und seine ehrliche Gesinnung über den Durchschnitt erhebt. Er ist keine schöpferische Kraft gewesen. In der Negation beruhte seine ganze Stärke und er hat gleichsam etwas darin gesucht, nur negativ, hemmend und verwirrend zu wirken. Nicht im geringsten staatsmännisch angelegt, besaß er auch nicht das Zeug zu einem geschickten Parteiführer. Er ist der Todtengräber der alten gemäßigt liberalen Partei gewesen, die einst so glänzende Tage gesehen hatte. Es war kein Zufall, daß der Erbe seines alten Wahlsitzes Hagen 1867 Eugen Richter wurde, ein Doctrinär wie V., von ähnlicher Beredsamkeit, sonst freilich sehr verschieden von der knorrigen westfälischen Eiche, der man menschlich im Grunde nur wohl wollen kann. Immerhin bleibt der Eindruck, den die historische Figur des

Parlamentariers Georg v. V. hinterläßt, nicht sehr erfreulich, weil die Unfruchtbarkeit dieses Lebens erschreckt.

Parlamentsberichte. — R. Haym, Reden und Redner des ersten preuß. Vereinigten Landtages. Berlin 1847. — R. Haym, Die Deutsche Nationalversammlung. Frankfurt a. M. 1848. Berlin 1849 u. 1850. — H. Laube, Das erste deutsche Parlament. Leipzig 1850. — Die Gegenwart. Leipzig. Bd. 3—7, 1849 ff. — W. Wichmann, Denkwürdigkeiten a. d. Paulskirche. Hannover 1888. — H. Wagener, Staats- u. Gesellschaftslexikon. Bd. 21. Berlin 1866. — Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten I u. II. Berlin 1891. — Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis II—IV. Leipzig 1893—1895. — H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte V. — H. v. Sybel, Begründung des Deutschen Reichs. — Hermann Wagener, Erlebtes. Berlin 1884. — Roons Denkwürdigkeiten. II. Breslau 1892. — Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte. — Varnhagen's Tagebücher. — A. Andrä-Roman, Erinnerungen eines alten Mannes aus dem Jahre 1848. Bielefeld 1895. Dazu Kreuzzeitung 1895, Nr. 232 (18. Mai). — Vgl. auch Bismarck's Urtheil in der Rede an die Westfalen am 11. Mai 1895.

H. v. Petersdorff.

Vincke: Karl Friedrich Gisbert Freiherr v. V., Dichter, Shakespeareforscher und Dramaturg, jüngerer Sohn des als Verwaltungsbeamter hochverdienten Oberpräsidenten von Westfalen Fr. Ludwig W. Ph. v. V. (s. o. S. 736), dem er als ausgezeichneter Diener des Staates und aufrichtiger Freund eines gemäßigten neuzeitlichen Fortschritts nachgerieth, wurde am 6. September 1813 geboren, wol auf dem Rittergute Ickern nordnordwestlich von Dortmund (dann also nicht auf dem Familienbesitz Haus-Busch bei Hagen i. W., wie gewöhnlich berichtet wird). Er besuchte das Gymnasium gemeinsam mit seinem älteren Bruder Georg, dem berühmten liberalen Politiker, seit 1826 in Bielefeld. 1830—34 studirte er zu Heidelberg und Berlin die Rechte, trat jedoch bald von der richterlichen Laufbahn zum Verwaltungsfach über, legte 1842 das Examen für den höheren Verwaltungsdienst ab und wurde darauf Mitglied des Potsdamer Regierungscollegiums. 1846 als Regierungsrath zur Provinzialverwaltung in Münster versetzt, verblieb er in dieser Function, froh der Möglichkeit, nochmals dauernd in der geliebten engeren Heimath weilen zu dürfen, bis er 1860 wegen eines Augenleidens um Entlassung einkam, die mit Pension bewilligt wurde. Er siedelte 1861 nach Frankfurt a. M. über, hielt sich nun oft am Mittelrhein auf, 1868 nach Freiburg i. Br., wo er bis zum Tode, 6. (nicht 5.) Februar 1892, gelebt hat. Soweit sein Sehvermögen erlaubte, benutzte er diese glückliche Muße zu rastloser litterarischer Thätigkeit, anfangs selbstschöpferisch, dann mehr als Uebersetzer und namentlich als Shakespearebearbeiter. Daneben unternahm er Vergnügungs- und Bildungsreisen nach Frankreich, Schottland, England, Irland, auch, wie schon früher, nach Italien, sowie häufige kürzere Ausflüge und wohnte im Hochsommer oft auf Gut Ostenwalde in Westfalen.

Seit dem Jahre 1860 verband ihn mit Gustav zu Putlitz eine Freundschaft, die regen Gedankenaustausch zur Folge hatte. Am 12. Juli 1860 heirathete er die viel jüngere künstlerisch begabte Utta v. Dungern. Ueber eine schöne Episode dieser Periode sind wir näher unterrichtet, die mehrjährige enge Verbindung mit Fritz Reuter. Im Sommer 1865 lernten sich beide in der Kaltwasserheilanstalt Laubbach bei Koblenz kennen und wurden Freunde. V. „war es vergönnt, auf Reuter's alte Schwäche [des Trinkens] einen heilsamen Einfluß auszuüben; in ihm gewann er einen aufrichtigen Kameraden, einen feinsinnigen Beurtheiler“. Als V., der vor Reuter das Bad verließ, diesem am 6. November eine gereimte Epistel sandte, erwiederte Reuter, an eine darin enthaltene Wendung

angelehnt: „Ja, zwischen uns soll's noch lange beim Alten bleiben, oder besser, es soll sich immer wieder von Neuem ausbauen und erweitern.“ Reuter's ‘De Reis' nach Konstantinopel’ bekam V. zur Ansicht mit dem Bemerken: „Wenn dir der Name nicht gefällt, so können wir einen Shakespeare'schen (du machst ja Reisen zur Verherrlichung dieses größten Namens) wählen, und das Kind taufen ‘Die mecklenburgischen Montecchi und Capuletti’“, und sandte gründliche witzsprühende Vorkritik ein. Reuter, der auf seine Vorschläge viel gab und sich zum guten Theile danach richtete, widmete ihm das köstliche Werkchen, was V. erst 1869 erwiderte, indem er mit „Reisegeschichten. Novellenbuch in Versen. An Fritz und Luise Reuter“ ein mehrmals hinausgeschobenes — „Es liegt an den Augen, den Augen, Die wollen noch immer nicht taugen“ — Dedicationsversprechen einlöste. Eine Anzahl gemüthvoller und launiger Schreiben und Versapostrophen Vincke's, bezeichnend stets nur ‘Gisbert Vincke’ unterschrieben, sind aus der damaligen Correspondenz mit Reuter erhalten, und den Grad der Intimität beweisen urfamiliäre Mittheilungen wie über die 1868 erst fünf Viertel Jahre alte Anna V., Anfragen über den Hausstand u. dergl.

In einem Briefe Vincke's an Reuter vom Jahre 1867 heißt es gelegentlich einer englischen Uebersetzung von dessen „Ut de Franzosentid“: „Auf anderm Standpunkt steht allerdings der mit dem deutschen Buch vertraute Deutsche: er findet manchen Blüthenstaub verwischt. Das ist aber leider der Fluch jeder Uebersetzung, denn — plus minus — bleibt sie stets hinter dem Original zurück.“ Darin liegt der leitende Gesichtspunkt für Vincke's zeitlich und räumlich sehr ausgedehnte Wirksamkeit in Verdeutschungen und Umformungen, zumal sie sich in der Hauptsache auf Erzeugnisse englischer Zunge erstreckt hat. Nicht nur dieses Idiom, auch die eigenthümliche britische Cultur muß ihn dabei nachdrücklich angezogen haben. Vor „Rose und Distel. Poesien aus England und Schottland, übertragen“ (1853, 2. Aufl. 1865) steht eine hochpreisende „Zueignung an Britannia“, in der u. a. gesagt wird: „Wer immer auch zu dir den Schritt mag lenken, Er ist dein Gast, beschenkt nur geht er wieder“ und „Was kann der Sänger dir, du Reiche, schenken? Er bringt, was er vermag — die deutschen Lieder!“ Jenem Makel der meisten Uebertragungen sucht er durch möglichst aus dem Geiste des Originals herausgeborene Nach- und Neudichtung zu begegnen; er bietet ältere, weniger neuere volksthümliche und volksmäßige Nummern, fein geordnet: im 1. Buch größtentheils solche mit historischem, meist auch mit tragischem Hintergrunde, in der Mehrzahl aus der Feder fürstlicher Personen, im 2. viel kürzeren Feen- und verwandte Märchen, im 3. erotische Lyrik des 18. und 19. Jahrhunderts, darin zuerst in Deutschland solche von Wordsworth; gute, aufmerksame Kenntniß bezeugende Anmerkungen mit Charakteristik des Milieu und der ermittelbaren Verfasser folgen.

Aber der größte Meister Albions auf dichterischem Felde hatte es ihm schon früher angethan, und bei ihm, bei Shakespeare, hat V. jenes Streben, in der Wiedergabe fremder Poesie treu zu sein ohne Ertödtung angeborener Eigenart am reifsten bethätigt. „Ein Sommernachtstraum“ trat 1851 (2. Aufl. 1892) als verbindender Text zu Mendelssohn's Musik, noch Schlegel benutzend, hervor; er fand 1859 ein Seitenstück in dem zur Schillerfeier in Münster gedichteten „Prolog“ und überleitenden Strophen zu Mendelssohn's, Romberg's u. a. Schiller-Compositionen. Später unternahm er Bühnenbearbeitungen von „Ende gut, alles gut“, „Maß für Maß“ (beide 1871), „Cymbeline“ (1873), „Antonius und Kleopatra“ (1876), „Viel Lärm um Nichts“ (desgl.). Sie sind sämmtlich mit ebenbürtigem Nachempfinden des genialen Dichtergeistes, noch mehr aber mit viel Geschick für das auf den heutigen Brettern Einschlagende ausgeführt und verfahren dabei mit gebotener Schonung, wo es sein muß freilich ohne Rücksicht auf Meister

William's Buchstaben. Erfolg vor den Rampen winkte diesen überlegten Versuchen, einige nach unsern Ansichten etwas ungelenken Offenbarungen der Shakespeare'schen Muse zu erobern, nicht. Damit im Bunde war seine theils dramaturgische, theils litterarhistorische Untersuchung der verschiedensten Punkte der Shakespeareforschung, wobei er nirgends Ausgang und Ziel verleugnet, das Elisabethanische Theater in seinem Gegensatze zum heutigen zu vollem Verständnisse bis in die Aeußerlichkeiten zu bringen und einen Ausgleich zwischen beider Anforderungen anzubahnen. „Othello“, „Kaufmann von Venedig“, „Die beiden Veroneser“ hat er bezüglich der Scenirung unter die Lupe gefaßt und seine Vorschläge über deren Modernisiren in Aufsätzen des „Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft“ niedergelegt, in dem seine Gedanken über hingehörige Themen reichlich abgelagert sind. Im Vorstande des eben genannten Vereins saß V. fast seit der Begründung (1864), lange Jahre als Präsident, bis er 1890, auch hier durch seine Augen genöthigt, ausscheiden mußte, worauf er einstimmig zum Ehrenmitglied erwählt ward. Er hat sich in diesem Kreise nicht bloß sachlichen Beifalls, sondern auch der ungetheilten menschlichen Sympathien stets erfreut; deshalb mußten die Genossen nach seinem Hinscheiden „mit schwermuthsvoller Trauer an den treuen Kameraden denken, dessen immer jugendfrischer Sinn nicht an das Alter glauben ließ, von dem die weißen Locken sprachen“ (Leo). Durch jene Studien war der sorgfältige Mann auf Theaterhistorie überhaupt gelenkt worden, und als ihn 1890 B. Litzmann für seine „Theatergeschichtlichen Forschungen“ zum Mitarbeiter gewann, konnte V. eine ehrenvolle Lese von 17 zerstreut gedruckten Arbeiten als „Gesammelte Aufsätze zur Bühnengeschichte“ in Aussicht nehmen. Er hat sie genau um- und durchgearbeitet, doch das Erscheinen (1893), das Litzmann pietätvoll überwachte, nicht erlebt. Der Band (recens. von Max Koch Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol. XV Nr. 10) in seiner Fülle und Abwechslung — weit über die Hälfte bezieht sich freilich direct oder indirect auf Shakespeare — verkörpert am besten die eine wesentliche Seite in Vincke's Wirken. Da stehen auch Artikel über „Sheridan's ‘Lästerschule’ seit hundert Jahren“ und „Spanische Schauspiele in Deutschland“; man kann sie als eingehende Geleitworte zu „Die Lästerschule, von Sheridan, frei bearbeitet“ (3. October 1878 Première zu Karlsruhe; gedruckt 1880 am Schluß der „Lustspiele. Neue Folge“) bezw. von Calderon's „Die Tochter der Luft“ (1875) und „Das Leben ein Traum“ (1883) ohne Zwang ansehen. 1882 gab V. auch eine gelungene freie Uebertragung von Fr. Coppee's „Olivier“.

Die selbständigen litterarischen Spenden aus Vincke's Feder zeichnen sich sammt und sonders durch Feinheit des Denkens, durch Achtsam- und Sauberkeit in der Form aus. Die Lyrik war nicht ein Acker, auf dem er goldige Aehren erntete: das Märchen „Rubin“ (1846), die „Gedichte“ (1860, 2. Aufl. 1863), mannichfaltig zwar nach Stoff und Ausdruck, „Anno 1870 in drei Liedern“ (1870) verlangen kein stärkeres Lob. Das Bändchen „Sagen und Bilder aus Westfalen. Gesammelt und herausgegeben“ (1856, 3. Aufl. 1884) — mit einer charakteristischen Widmung „An Ernst Moritz Arndt“, die so anhebt: „Altmeister deutscher Liedeskunst, Und deutscher Sitte treuer Hort, Der nie den Nacken bog um Gunst, Der nie zurückhielt freies Wort“ — bringt in den hübsch gruppirten Rubriken auch eine längere Anzahl eigener Nummern Vincke's aus der Ortsgeschichte der westfälischen Heimath, wie alle übrigen in Versen: altsächsische Gesinnnung athmet aus ihnen, und namentlich die Geschichtsballade mit ausgesprochenem Localton gelingt ihm vortrefflich; in dem Cyklus „Alke“ (S. 468 ff.) klingts lenauisch. Sein Landsmann Freiherr Theodor v. Neuhof, der letzte Beherrscher Corsicas, erscheint hier bei ihm wie schon in „Rose und Distel“. Namentlich aber bricht in diesen lyrischen Proben Vincke's hie und da derjenige

herrliche Humor durch, der uns in seinen ferneren Dichtungen bald als sprudelnde Laune, bald als sieghafter Spott entzückt.

Schon das dünne Duodezheftchen „Bilder aus Italien“ bewährt diese Eigenschaft in mancher feinen Skizze neben sinniger völkerpsychologischer Beobachtung, in erster Linie für Rom, Neapel und Venedig. „Zeitvertreibe. Lustspiel in Versen“ (1856), „Lustspiele“ (1869; „Theorie und Praxis“, „Eine Ehe mit Hindernissen“, „Die Feuerprobe“), „Lustspiele. „Neue Folge“ (1880; „Die erste Prüfung“, „Von Mund zu Mund“, „Wer sucht, der findet — nicht“, „Sheridans Lästerschule“) vermählen diese Göttergaben mit der unwiderstehlichen Lust, im Schauspielhause zur Oeffentlichkeit zu reden; sie leisten an Esprit und tactvoller Behandlung schwebender Probleme weit mehr als unsere Durchschnittscomödien nach Pariser Schablone und mögen eben darum dem herrschenden Geschmack nicht als Alltagskost munden. Das „ABC für Haus und Welt. Aus der Mappe eines alten Diplomaten“ (1870, 3. Aufl. 1880) und „Ein kleines Sündenregister“ (1882, 4. Aufl. 1889) steigern jene Würze der poetischen Unterhaltung zum Selbstzweck, zur Ironie und Satire, nicht selten mit edelster Aufgabe, bisweilen von leiser Wehmuth angeflogen. Vollkommene Welterfahrung, nicht nur des gewiegten Salonmanns, spricht in diesen Büchlein vornehmlich, am prächtigsten in dem von allerhand entlegenen Anekdoten durchglühten Raketenfeuer des ABC, wo der Scherz des Edelmanns (im höchsten Sinne genommen) und der Freimuth des modernen Fortschrittsmenschen neben und mit einander triumphiren.

Die erzählenden Schöpfungen Vincke's entbehren der Regenbogenfarben des Humors keineswegs. Das dreibändige novellistische Werk „Im Banne der Jungfrau“ (1864, 2. Aufl. 1873) ist Gustav zu Putlitz in drei reizenden Strophen zugeeignet, die besagen, daß es, weil „in wechselnder Frist still erdacht“ ihm selbst „alleweg ein guter Gefährt“, bei Putlitz wol freundlicher Aufnahme würdig sei. Es bringt mit gediegener Kenntniß und scharfer Wiederspiegelung die verschiedensten Typen der höheren gebildeten Gesellschaft in Zusammenhang, allerdings ohne in der wunderbaren Alpenlandschaft einen straffen Rahmen spannender Handlung darumzufügen; schalkhaft deutet V. bei den vorkommenden litterarischen Plänen die eigene Arbeitsweise an. Die beweglichen „Reisegeschichten“ (1869), in flüssigen Versen geschrieben und am abgerundetsten, entsprangen den Eindrücken, die Vincke's rege aufsaugender Blick in der Fremde empfangen und fanden im Absehen auf Fritz Reuter ihr nettes Gewand. In der Greisenzeit bedeuten „Alte Geschichten“ (2 Bde., 1887), „Kleine Geschichten (1889) und „Zwei westfälische Geschichten“ (1892) einen Rückschritt und sind jenen vollendeten Geschwistern nicht vergleichbar; insonderheit von den letzten, aus dem Nachlasse hervorgetretenen, mag man E. Lange's Kritik, Blätt. f. literar. Unterh. 1893 S. 490, die principielles Lob nicht vergißt, gelten lassen. Dadurch wird V. nichts an dem Ruhme geschmälert, zu den wenigen urwüchsigen Köpfen der neuesten deutschen Belletristik zu rechnen (die er übrigens auch in Zeitschriften bediente, z. B. steht „Ueber Land und Meer“ 33 [1874], 10 die Novellette „Drei Morgenstunden“).

Die Schiller-Festdichtung steht im allgemeinen „Schiller-Denkmal“ (Berl. 1860; Volksausg.) 1, 419 ff. Ein Nekrolog: Jahrb. d. dtsch. Shakespeare-Ges. 27, 304 f. (anonym; zufolge S. 410 u. 412 von F. A. Leo); vgl. W. Oechelhäuser's Worte ebd. 28, 16 f. und dess. Shakespeareana (1894) S. 229 Anm. u. 243 (auch 15, 17, 20). Vincke's zahlreiche Beiträge zum Jahrb. d. dtsch. Sh.-Ges. verzeichnet in dessen Bd. 29/30, S. 484 f., seine officiellen Jahresberichte s. Bd. 17, 2; 19, 16; 20, 37; 23, 18 u. ö. Bibliographie nach Vincke's Notiz in Kürschner's Litteraturkalender f. 1891, S. 935. Unsere Angabe des Geburtsorts gegen die allgemeine (auch gegen Kürschner!) nach Brümmer, Lex. dtsch. Dicht. u. Pros.

d. 19. Jhs. II, 426a, der dabei auf V. selbst fußen will. Vapereau, Dictionnaire des contemporains[6] (1892) 1567a übersetzt aus Brockhaus' Conv.-Lex. Die obigen Mittheilungen aus der Zeit von Vincke's Verkehr mit Fritz Reuter nach K. Th. Gaedertz, Fritz Reuter-Reliquien (1885), S. 84—102. Hauptquelle seit 1860 die Briefe in: E. zu Putlitz, Gustav zu Putlitz (1894), I 254 ff., 302 ff., II 11 ff., 69 ff., 99 ff., 124 ff., 165 ff., 171, 180, 205 ff., 274 ff., III 10 ff., 85, 97, 104, 116, 124, 126, 137, 140 ff., 148 ff., 159 ff., 164, 174 f., 183, 186, 191, 194, 197, 201, 204 f., 213, 223 ff., 233, 238, 240 ff., 256, 261, 270 ff., 279, 294. Ludwig Fränkel.

Vincke: Karl Freiherr v. V., gewöhnlich V.-Olbendorf genannt, ein Vetter Georg's v. V., bekannt geworden besonders als Vertrauter des Prinzen von Preußen, wurde am 17. April 1800 in Minden geboren. Anfangs auf dem Mindener Gymnasium erzogen, trat er im April 1817 bei der Gardeartillerie ein. Beim Besuch der Kriegsschule (1822—1824) wurde er mit dem jungen Prinzen Wilhelm bekannt. 1824 zur trigonometrischen Abtheilung des Generalstabes commandirt, war er in dieser Stellung mehrere Jahre bei der Triangulation von Schlesien und Posen thätig. Als ausgezeichneter Officier befunden, wurde er 1829 in den Generalstab versetzt. 1832 kam er als Hauptmann zum Generalcommando des 6. Armeecorps. 1837 erhielt er mit den Hauptleuten Fischer und v. Mühlbach ein Commando zur Organisation und Ausbildung der türkischen Armee nach Constantinopel. Er langte dort am 27. August mit den Gefährten an und man vereinigte sich mit dem bereits seit einem Jahre daselbst weilenden Hauptmann Hellmuth v. Moltke. Seine Gattin, von der er sich anfangs auf zwei Jahre trennen sollte, folgte ihm nach. Als Rangältester übernahm V. die Gesammtleitung. Seine Aufgabe wurde ihm durch die Unfähigkeit, den Schlendrian und den Argwohn der Türken auf das äußerste erschwert. Trotzdem gelang es ihm sie auf das beste zu bewältigen. Anfangs machten die vier die Arbeit in Constantinopel gemeinschaftlich. Später wurden die drei jüngeren Hauptleute zu Sendungen verwandt, während V. in Constantinopel zurückblieb. Im December 1838 begab auch er sich, seine Gattin in Constantinopel zurücklassend, auf Befehl des Sultans nach Angora, um dort dem Muschir Izzet Mehmed Pascha bei der Bildung eines Armeecorps aus Landwehr (Redifs) Hülfe zu leisten. Ein Zettel von Moltke setzte ihn in Kenntniß von der Niederlage der Türken bei Nisib. Sofort beförderte er die Nachricht nach Constantinopel. Seine Meldung war die erste, die die Pforte über den Unglücksfall erhielt. Gegen Vincke's Rath führte Izzet Pascha seine Truppen der zurückweichenden Armee entgegen. V. suchte wenigstens dem drohenden Verhängniß während des Marsches vorzubeugen, wurde aber, wie dies öfter klugen Officieren in ähnlicher Lage von ungebildeten Heerführern widerfahren ist, von dem Pascha beschimpft. Er trennte sich nun von diesem, traf zehn Tage nach der Nisiber Schlacht, am 4. Juli 1839 in Albistan, zwanzig Meilen nördlich von Nisib, freudig begrüßt mit Moltke, Mühlbach und dem Artilleriehauptmann Laue zusammen und begab sich mit diesen zu dem geschlagenen Hafisz Pascha, der sie freundlich empfing. Einige Tage hielt man sich in Asbusu bei Malatia auf, als die Nachricht vom Tode Sultan Mahmud's und der Thronbesteigung Abdul Medschid's eintraf. Zugleich erhielten die Officiere die Erlaubniß des neuen Sultans nach Constantinopel zurückzukehren. Dort angelangt fand V. den Befehl des Königs vor, heimzukehren. Am 9. September 1839 verließ er mit seiner Frau, Moltke, mit dem er sich in diesen Jahren besonders befreundete, und Mühlbach Constantinopel. Unterwegs erkrankte Moltke bedenklich und Frau v. V., die schon vorher einmal den erkrankten Hauptmann Fischer in Constantinopel in der aufopferndsten Weise gepflegt hatte, während ihr Gatte noch in der Ferne weilte, wurde zum zweiten Mal Krankenpflegerin des „orientalisch-preußischen General-

stabes". Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Pest ging es nach Preßburg, wo Moltke liegen blieb. Am 31. October reiste man mit ihm nach Wien, wo man ihn zurücklassen konnte. Am 19. November traf V. mit Frau in Breslau ein. Im April 1840 zum Major ernannt, kam er in den Generalstab des Gardecorps. Ueber seinen Aufenthalt im Orient hat er einen eingehenden Bericht an den Chef des Generalstabes erstattet, der mit denen Moltke's und Fischer's vereinigt unter dem Titel „Die militärische Sendung der drei Kgl. Preuß. Generalstabsoffiziere nach der Türkei in den Jahren 1837—1839" im Kriegsarchiv des Großen Generalstabes aufbewahrt wird. Eine andere Frucht seines Aufenthaltes im Orient war die von ihm im Verein mit Fischer, Moltke und Kiepert herausgegebene musterhafte Karte von Klein-Asien und Türkisch-Armenien.

Bald darauf (1841) kaufte er die Herrschaft Olbendorf bei Grottkau im Strehlener Kreise. 1843 schied er mit Urlaub auf unbestimmte Zeit aus dem activen Dienst, um sich der Bewirthschaftung seines Gutes zu widmen. Ende 1844 schrieb er die kleine Schrift: „Ueber Kommunal- und Polizeiverwaltung in den Landgemeinden Niederschlesiens" (Breslau 1845), in der er sich als ein liberal gesinnter Mann zeigte. Varnhagen, mit dem er gut bekannt war, schickte sie umgehend mit einem Empfehlungsschreiben an die Vossische Zeitung. Bei Zusammentritt des Vereinigten Landtages, dem er nicht angehörte, erschien V. in Berlin und gewann Fühlung mit vielen liberalen Männern, denen er eine neue Schrift: „Die Patrimonial- und Polizeigerichtsbarkeit auf dem Lande in den östlichen Provinzen des preußischen Staats" überreichte. Zunächst war sie nur als Manuscript gedruckt. Sie kam in der Herrencurie als Grundlage einer Petition zur Sprache. Noch in demselben Jahre wurde sie in zweiter Auflage dem Buchhandel übergeben (Breslau 1847), eine der wenigen Flugschriften, deren Verfasser genannt war, noch dazu mit dem Vermerk „Kgl. Preuß. Major, aggregiert dem Generalstabe". V. erörterte darin mannichfache Mängel der Patrimonialgerichtsbarkeit und machte Vorschläge, wie ihnen abzuhelfen sei, ohne so weit wie ein Freiherr v. Putlitz gehen zu wollen, der in einer 1843 erschienenen Schrift für Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit eingetreten war. Der Hauptvorschlag war die collegiale Einrichtung der Gerichte. Der Abschnitt über die Reform der Polizeigerichtsbarkeit war beeinflußt durch eine der vielen trefflichen Denkschriften des Oberpräsidenten v. V. über „Die innere Verwaltung Großbritanniens" und die darin enthaltenen Ausführungen über die Friedensrichter. Diese wurde der Schrift im Anhange beigegeben.

Seit 1841 stand V. mit dem Prinzen von Preußen in mündlichem und schriftlichem Verkehr; der Prinz lieh der Aeußerung liberaler Ansichten stets ein offenes Ohr. Diese Vertrauensstellung führte es herbei, daß V. dem Prinzen in schwerer Stunde einen bedeutsamen Dienst leistete. Als Friedrich Wilhelm IV. am Abend des 19. März 1848 dem Prinzen Wilhelm befohlen hatte, von Berlin fort, nach Rußland zu gehen, da der Haß gegen ihn sich zu deutlich ausspreche, verschaffte ihm V. eine Equipage, mit der der Prinz und die Prinzessin nach dem Karlsbade zum damaligen Regierungsrath v. Schleinitz fuhren, V. als Dritter auf dem Bediententritt. Bei Schleinitz wechselte V. mit dem Prinzen die Kleider; sogar seine ungespornten Stiefel mußte er ihm abtreten. V. bewog ihn nun nicht nach Rußland, sondern nach England zu gehen, ohne daß vorher mit dem Könige Rücksprache genommen war. Nachher mußte er dem Könige von dem geänderten Entschluß des Prinzen mittheilen und seine nachträgliche Zustimmung erwirken. Noch in der Nacht fuhr der Prinz mit V. nach Spandau. Dann zum König zurückkehrend eilte er dem Prinzen nach Hamburg nach und hatte dort noch eine mehrstündige bewegte Unterredung mit ihm. V. war es denn auch, der durch eine öffentliche Erklärung dem Prinzen den Weg zur Rück-

kehr ebnete, sodaß der schwergeprüfte Prinz am 7. Juni 1848 wieder ungehindert nach Potsdam kommen konnte. V. selbst verfiel infolge der bewegten Ereignisse in einen Zustand krankhafter Aufregung, von dem er sich jedoch bald wieder erholte. Mit dem Prinzen von Preußen aber war er seitdem fürs Leben verbunden.

Seinen Verkehr mit dem Schwätzer Varnhagen setzte er fort, ohne zu ahnen, wie unwürdig dieser Mann seines Umgangs war. Ihm gab er auch eine neue kleine Druckschrift von sich über „Gemeindeverfassung“ zu lesen, die jenem recht „aristokratisch“ vorkam. Als er dann seinem Unmuthe über das unwürdige Gebahren der Abgeordneten im Schauspielhause Luft machte, schalt ihn Varnhagen einen Reactionär, der auf die Militärherrschaft hinsteuere. Doch wünschte V. wie im vorigen Jahr sein Vetter die Abdankung des Königs. In den folgenden Jahren, in denen die conservative Partei die herrschende wurde, kehrte V. wieder sehr seine liberalen Ansichten hervor, sodaß eine Erkältung seiner Beziehungen zum Prinzen von Preußen eintrat. Schon 1848 als Stellvertreter in die deutsche Nationalversammlung gewählt, aber nicht einberufen, trat er 1849 in die preußische Erste Kammer, der er bis zur Bildung des Herrenhauses (1854), mit der er sehr wenig einverstanden war, angehörte. Auch war er Mitglied des Erfurter Parlamentes (1850). In seiner parlamentarischen Zeit hat er im ganzen selten und meist nur bei einigen wenigen bestimmten Berathungsgegenständen das Wort ergriffen und im Gegensatz zu seinem Vetter Georg v. V. wenig Redegabe entwickelt, obwol man ihm stets gern zugehört hat. Immerhin ist er ein einflußreicher Parlamentarier gewesen, wie er denn, nachdem er um 1850 seinen förmlichen Abschied als Oberstlieutenant genommen hatte, sich ganz der Politik widmete. Nach Schaffung des Herrenhauses dachte er daran sich in das Abgeordnetenhaus wählen zu lassen. Doch unterblieb dies vorläufig. Sein alter Freund Moltke, der früher von Vincke's politischen Ansichten nichts erfahren hatte, weil in jenen stillen Jahren „niemand in Preußen eine politische Meinung hatte“, schrieb damals an den nunmehrigen General Fischer: „Es ist recht gut, daß V. aus den Kammern herausbleibt. Ich glaube, er hat sich in seinen oppositionellen Ansichten doch sehr verrannt“. Moltke fühlte sich gelegentlich veranlaßt, sich energisch dagegen zu verwahren, daß er für einen Gesinnungsgenossen Vincke's gehalten werde, indem er im übrigen mit dem Freunde in engem Verkehr blieb. In ein nahes Freundschaftsverhältniß trat V. in dieser Zeit mit Theodor v. Bernhardi. Er vermittelte diesem den Zugang zum Prinzen und der Prinzessin von Preußen. Mit Bernhardi besprach er (1857) den Plan der Gründung einer constitutionellen Zeitschrift, der „Preußischen Jahrbücher“, an der er pecuniär stark betheiligt war. Bei Beginn der Stellvertretung trat er dem Prinzen Wilhelm wieder näher. In der Bewegung wegen der Wahlen zum Abgeordnetenhause im Sommer 1858 war er eifrig in Schlesien mit den Führern der liberalen Partei (Wentzel, Carlowitz, Milde, Dyhrn, Yorck u. a.) thätig und sprach sich dabei erfolgreich gegen den Gedanken eines Zusammengehens mit den Demokraten aus. Er selbst wurde in Strehlen und Breslau aufgestellt. Für den Wahlkreis Brieg-Ohlau-Strehlen ist er bis zu seinem Tode ununterbrochen der Vertreter im Abgeordnetenhause gewesen. Mit besonderer Freude begrüßte er den Eintritt der Regentschaft, weil er von der Stellvertretung ein Verblassen der Volksthümlichkeit des Prinzen befürchtet hatte. Durch ihn erhielt der Prinz noch vor dessen Veröffentlichung von dem Programm der liberalen Partei Kenntniß. Zugleich beeinflußte V. ihn in seiner Auffassung über die bureaukratischen Maßnahmen des Ministeriums Manteuffel. Die italienische Kriegsgefahr nahm V. leicht. Gefährlicher schien ihm der Ausblick in die Zukunft

wegen der Gestaltung der deutschen Frage. Es stand für ihn fest, daß Preußen sowol die auswärtige Politik als die Militärmacht des Bundes ganz in die Hand bekommen müsse. Er strebte nach einem Anschluß seiner schlesischen Freunde an den Nationalverein und suchte auf alle Weise Propaganda für die Einheitsbewegung zu machen. Der kühldenkende, scharfblickende Bernhardi hielt es für praktischer, lediglich die eigene Regierung im Fortschreiten zu unterstützen; dann würde sich Alles von selbst machen. V. glaubte, daß dann die Demokraten die Sache in die Hand nehmen würden. Doch gab er schließlich Bernhardi recht. Bei den Berathungen der Militärgesetze versteifte sich V. anfänglich ganz wie sein Vetter auf einen hartnäckigen Widerspruch. Seine Hauptforderung war die der zweijährigen Dienstzeit. Vergeblich suchte ihn Bernhardi zu belehren. Der Prinzregent, der mißmuthig äußerte, daß V. auch von dem allgemeinen Schwindel angesteckt sei, gab ihm zu verstehen, daß er vor der Alternative der Kammerauflösung oder der Thronentsagung stehe. Den Gedanken der Abdankung redete ihm V. jedoch energisch aus, indem er ihm und der Prinzessin auseinandersetzte, welche Verwirrung dann entstehen würde. Dem Einfluß des Herzogs von Coburg und Bernhardi's gelang es endlich, V. zum Nachgeben in der Militärfrage zu bewegen. Ende 1860 war er für die neue Organisation gewonnen. Zum Unglück erkrankte er in dieser Zeit, sodaß er seinen Einfluß nicht geltend machen konnte. Indeß unterzeichnete er im October 1861 wieder einen Aufruf, in dem ein Zusammengehen mit den Demokraten bei den Wahlen in Aussicht gestellt wurde. Er ahnte gar nicht, was für einen verhängnißvollen Fehler er damit beging, wie er sich denn überhaupt sehr widerspruchsvoll in den ganzen folgenden Verhandlungen benahm. Der Anfang der Bismarck'schen Politik erfüllte ihn mit den schwersten Besorgnissen. Er fühlte sich berufen, dem König in seinem Glückwunsch zum Neuen Jahr 1863 seine Gefühle auszusprechen: „Eure Majestät sind über die Stimmung des bei weitem größten Theiles des Volkes getäuscht". Dies halte fest an dem Recht, welches ihm der Artikel 99 der Verfassung unzweideutig gewähre. Der König antwortete ihm darauf sofort in einem längeren, tiefbewegten Schreiben: „Daß aber auch Sie in das Horn stoßen, daß Ich nicht die Stimmung des Volkes kenne, ist Mir unbegreiflich. Ich möchte wissen, wie viele Menschen im Volke den § 99 kennen. Das ist aber einerlei. Wer hat denn aber die Ausführung des Paragraphen unmöglich gemacht?" Zu guterletzt bekehrte sich V. jedoch dauernd und vollständig in der Militärfrage. Die Haupturkunde darüber ist seine im September 1864 zu Olbendorf verfaßte Schrift: „Die Reorganisation des preußischen Heerwesens nach dem Schleswig-Holsteinschen Kriege" (Berlin, 90 S.). Darin setzte er in sachlicher, ruhiger Weise die Verhältnisse auseinander, trat der Ueberschätzung der Landwehr entgegen, wies auf die von Frankreich drohenden Gefahren und betonte vor allem, daß die dreijährige Dienstzeit sich im eben beendeten Kriege im Gegensatz zu der mangelhaften Ausbildung der Dänen glänzend bewährt habe. 1865 verlor er seine Gemahlin, Rosalie geb. v. Schulze, durch den Tod. 1862 schloß er sich der neugebildeten altliberalen Partei seines Vetters Georg v. V. an. Dies geschah auch im Reichstage des Norddeutschen Bundes, in den er 1866 und 1867 gewählt wurde. Er starb zu Berlin am 18. Mai 1869 infolge eines Herzleidens. Sein Tod berührte den König auf das schmerzlichste. Er hinterließ zwei Adoptivkinder, leibliche Kinder seines Bruders Philipp, Hermine, verheirathet an den General v. Stiehle, und Franz, vermählt mit der Tochter des Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein, Freiherrn v. Scheel-Plessen.

Stenographische Berichte. — Die genannten Schriften. — Aus dem Leben Theodor v. Bernhardi's II—IV. Leipzig 1893—1895. (Sehr ausführlich über den Militärstreit.) — Graf Moltke, Gesammelte Schriften V u.

VIII. — Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten I. Berlin 1891. — Varnhagen, Tagebücher. — L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelm's I, 193—196. Berlin 1888. — Ferd. Schmidt, Kaiser Wilhelm, Erklärung Vinckes 1848. — Der Briefwechsel mit König Wilhelm dürfte umfangreich und zweifellos von höchster Wichtigkeit sein.

H. v. Petersdorff.

Vinders: Jories (Hieronymus) V.; gewiß sind die Gesänge, die unter Jories Vender und Hieronymus Venders auftreten von ein und demselben Vinders, was noch besonders dadurch bestärkt wird, daß das Epitaphium auf Josquin des Près' Tod zu 7 Stimmen sich in zwei verschiedenen Sammelwerken findet und einmal mit Vinders und das andere Mal mit Venders gezeichnet ist. V. ist ein Niederländer aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, über dessen Lebensumstände aber völliges Dunkel herrscht. Er muß sich wol in Deutschland öfter aufgehalten haben, denn vorzugsweise sind seine Gesänge in deutschen Sammelwerken anzutreffen, doch auch Susato in Antwerpen veröffentlichte vier Gesänge von ihm und in der Bibliothek in Cambrai befindet sich im Mscr. 124 Nr. 84 die Motette „Domine et terra“ zu 4 Stimmen. Eine eigene Sammlung seiner Compositionen ist nicht bekannt, nur in alten Sammelwerken findet man 8 Gesänge, die in meiner Bibliographie unter Vinders, Vender und Venders verzeichnet sind. Noch sind einige Chorbücher zu erwähnen, die sich in der Bibliothek Leidens befinden und im Codex C 283 ein Magnificat unter Vinders und im Codex D 54 ein In illo tempore enthalten. Auch in der Staatsbibliothek zu München findet man in einem Chorbuche 3 Salve regina zu 4 Stimmen und 4 Motetten unter Venders. Ambros Bd. 3, S. 289 (1. Ausg.) bezeichnet seine Schreibart mit „kräftig, etwa der Weise Richafort's verwandt“. Die Neuzeit hat in ihren Neuausgaben noch keine Notiz von ihm genommen.

Rob. Eitner.

Vinne: Vincent Laurensz van der V., Maler, wurde im J. 1629 in Haarlem geboren und starb 1702 daselbst. Er war ein Schüler von Franz Hals und besuchte Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Er malte, so zu sagen, alles, was gemalt werden kann, doch läßt sich über seine Bilder nicht viel mehr berichten, als daß sich manche davon unter denen, die seinem Lehrer zugeschrieben werden, befinden mögen. Sein Sohn Jan, der im J. 1663 zu Haarlem geboren war und dort im J. 1721 starb, wirkte namentlich als Thiermaler in England, brachte es aber ebenso wenig wie sein Vater zu irgend welcher erheblicheren Bedeutung.

Vgl. J. Immerzeel, De levens en werken der Hollandsche en Vlaamsche Kunstschilders. Amsterdam 1843. III, 195, 196. — K. Woermann und A. Woltmann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 603. — M. Bryan, Dictionary of painters and engravers. New edition. Edited by W. Amstrong and R. E. Graves. London 1889. II, 629.

H. A. Lier.

Vins: Josef Freiherr de V., k. k. Feldzeugmeister, geboren im J. 1732 zu Mantua, † am 26. September 1798 zu Wien. de V. trat im J. 1748 als Fähnrich in das Infanterieregiment Leopold Pálffy ein, in welchem er alle Chargengrade bis zum Oberst durchmachte. Schon im J. 1750 zum Unterlieutenant ernannt, wurde er 1755 zum Hauptmann befördert. Bei der Belagerung von Schweidnitz im J. 1757 schlich sich de V. mit den Grenadieren in der Nacht an die Pallisaden heran und es gelang ihm, mit 12 Mann in das Ravelin einzudringen; der Feind, auf diese Weise überrascht, zog sich in die Casematten zurück und war die Uebergabe dieser Festung hauptsächlich eine Folge dieser Unternehmung. de V. wurde für sein Verhalten vor Schweidnitz

zum Major ernannt; auch wurde ihm in der 3. Promotion am 4. December 1758 das Kleinkreuz des Militär-Maria-Theresienordens zugesprochen. — Bei der Erstürmung von Landeshut am 23. Juni 1760 war Major de V. zur Bestürmung der großen Redoute auf dem Buchberge bestimmt; er erwies sich hiebei so beherzt und tapfer, daß Feldzeugmeister Br. Laudon ihm in der Relation das größte Lob zuspricht; er rückte auch am 16. Juli 1760 zum Oberstlieutenant vor. Am 1. October 1761 bei der Erstürmung von Schweidnitz leitete de V. mit 5 Bataillons und 2 russischen Grenadiercompagnien die Attaque auf das Fort Nr. 4 (Bögen-Fort) und von ihm wie von den übrigen Colonnenführern sagt Laudon: „sie haben an der Spitze ihrer Colonnen wie die Löwen gefochten, so daß man ihnen und ihrer Tapferkeit billig den Sieg und die prompte Eroberung der Festung zu danken hat". Feldzeugmeister Br. Laudon sandte nun de V. mit der Siegesnachricht an die Kaiserin nach Wien und diese ernannte ihn am 13. October 1761 zum Oberst beim Regimente Königsegg. Am 1. Mai 1773 rückte de V. zum Generalmajor vor. Den bairischen Erbfolgekrieg machte er als Commandant einer selbständigen Abtheilung im Corps Laudon mit, und that sich durch einen gelungenen Rückzug, welcher ihm die Vereinigung seiner Abtheilung mit der Hauptarmee bei Hirschberg ermöglichte, hervor. Am 31. März 1783 wurde de V. zum Feldmarschalllieutenant befördert und am 7. Februar 1784 wurde er zum Inhaber des erledigten Infanterieregiments Siskovics (jetzt Nr. 37) ernannt. Im Türkenkriege wurde er beim ersten Sturme auf Dubica am 25. April 1788 verwundet, übernahm dann nach Erkrankung des Corpscommandanten Gen. d. Cav. Fürst Liechtenstein provisorisch den Oberbefehl, betrieb eifrigst die Belagerung Dubicas und übergab das Commando am 18. August, wenige Tage vor der Capitulation der Festung, an den zum Commandanten der Festung ernannten Feldmarschall Laudon. Für seine hervorragenden Leistungen gelegentlich der Belagerung von Dubica wurde de V. 1789 zum Feldzeugmeister ernannt, und wurde ihm im darauffolgenden Jahre (1790) das Commando über das Corps in Kroatien anvertraut. Die bedeutendste Errungenschaft dieses Feldzuges war die Erstürmung der Festung Cetin am 20. Juli 1790 nach nur 28tägiger Belagerung. Für diese für den Ausgang des Türkenkrieges Ausschlag gebende Unternehmung wurde de V. in der 23. Promotion am 19. December 1790 mit dem Großkreuze des Maria-Theresienordens ausgezeichnet. Beim Ausbruch der Franzosenkriege erhielt de V. im J. 1793 das Commando eines Armeecorps in Italien; im Frühjahr 1795 wurde ihm der Oberbefehl über die vereinigten österreichischen und piemontesischen Truppen übertragen, doch führten Meinungsverschiedenheiten mit dem sardinischen General Colli zu keinen entscheidenden Erfolgen. Feldzeugmeister de V. zog sich, veranlaßt durch seine Kränklichkeit, nachdem er am 22. November 1795 das Armeecommando an den Feldzeugmeister Grafen Wallis übergeben hatte, am 2. December 1795 nach Wien in den Ruhestand zurück. Als sich im J. 1797 seine Gesundheit derart gebessert hatte, daß de V. wieder zu einer Thätigkeit schreiten konnte, wurde er vom Kaiser zum Generalinspector der gesammten Militärgrenze ernannt, eine Stellung, die er leider nicht lange inne hatte, da er bereits am 26. September 1798, kurz nach einer in die kroatische, slavonische und ungarische Militärgrenze unternommenen Inspicirungsreise im Alter von 66 Jahren zu Wien starb.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Acten der Fach-Rechnungs-Abth. des k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden und seine Mitglieder I. — Wurzbach, Biogr. Lexikon III. — Wiener Zeitung, 1798.

Pallua-Gall.

Trimberg*): Hugo von T., lehrhafter Dichter des Mittelalters. Hugo ist „nicht vor 1230, wahrscheinlich bald nach diesem Jahre“ in dem fränkischen Ort Werna (wol dem jetzigen Wernfeld) geboren. Vermuthlich kam er bald nach Trimberg, wonach er seinen Namen führt. Nach eifrigen Studien, die aber auf privates Lesen beschränkt blieben (wenigstens berichtet der gesprächige Mann nirgends von Lehrern oder Schule, und bezeugt ausdrücklich, daß er die berühmten fremden Universitäten nicht besucht hat) wurde er um 1260 Meister der in der Bamberger Vorstadt Teuerstadt bestehenden, dem heiligen Gangolph geweihten Schule. Dies Amt hat er mit Liebe und Eifer verwaltet, dabei aber weder reichlichen Lohn noch auch nur treue Dankbarkeit der Schüler geerntet. Er besaß eine zahlreiche Familie: zeitweilig aßen zwölf Menschen sein Brot. Ein Sohn ging ins Kloster. Der gelehrte und unpraktische Schulmeister schlug sich mit Schuldenmachen und Borgen mühsam durch; sein Haß auf die Wucherer beruhte auf eigenen Erfahrungen. Weder die Bücher, die er des Erwerbs wegen schrieb, noch die, welche er selbst sammelte und aus deren Verkauf er ein sorgenloses Alter erhoffte, brachten viel ein, so daß er in hohem Alter, um 1296, nach langer Pause wieder zur Feder greifen mußte, um in einem umfangreichen Lehrgedicht, dem „Renner“, seine Erfahrung und seine Lectüre nutzbar zu machen. In dies große um 1300 vollendete Sammelhaus seines Wissens und Wollens trug er wiederholt und bis etwa zum Jahr 1313 hin Nachträge und Erweiterungen ein. Bald nach dem 24. August 1313 — dem Tage von Heinrich's VII., von Hugo erwähntem Tod — wird er gestorben sein. Den ungeheuern Erfolg seines Hauptwerkes hat er nicht mehr erlebt.

Nach Wölfel's Untersuchungen (Z. f. d. A. 28, 151 f.) zerfällt Hugo's dichterische Thätigkeit in drei Perioden. Der ersten, die etwa bis zum Jahr 1266 geht, gehören acht deutsche Büchlein an, drei weltlichen und fünf geistlichen Inhalts. Von ihnen ist uns nur der „Sammler“ und auch der nur durch Hugo's Angaben bekannt; es war ein lehrhaftes Gedicht, ganz in der Art des „Renners“, und wurde in diesen späterhin aufgenommen und eingearbeitet. Ueber den Verlust eines Theils der Handschrift unwillig, brachte der Dichter dies Buch nicht zur Vollendung und brach bei diesem Anlaß seine deutsche Verfasserthätigkeit überhaupt ab. Nun schrieb er vier Werke in lateinischer Sprache, eins in Reimversen, eins in quantitativ gemessenen Versen, eins in Prosa, eins prosaisch und gereimt. Wir kennen davon die „Laurea sanctorum“ und das „Registrum multorum auctorum“ (Neujahr bis September 1280 verfaßt), beides ärmliche Machwerke, die gleichzeitig dem Gedächtniß und der Moral dienen sollen und für beide Zwecke zu breit gerathen sind. Die „Laurea sanctorum“, ein ausführlicher „Cisiojanus“, d. h. ein Gedicht zum Auswendiglernen der Kalenderheiligen, ist immerhin das originellere Buch und in der Art, wie Hugo alle Heiligen in den Dienst seiner engen Anschauungen zwängt, liegt neben aller Monotonie eine gewisse Energie. Die Verskunst ist überall lässig geübt; wo Distichen herrschen, bleibt wol der Pentameter einmal fort; wo Reimpaare die Hauptmasse bilden, drängt sich (wie im Renner) gern eine Reimhäufung ein. — Die Auswahl der Autoren im Registrum bietet nichts Charakteristisches, weil eben Hugo alles, was er kennt, aufzählt, und fast alles auch anpreist. „Nullius scientiam dum sit bona sperno.“ Höchstens tritt eine Bevorzugung der Satiriker hervor: Persius und Juvenal werden citirt, von Horaz sind Satiren, Briefe und Poetik die „libri principales“, neben denen die lyrischen Gedichte in den Hintergrund treten.

Mit dem Registrum dachte Hugo, wie sein Schriftenverzeichniß am Ende

* Zu Bd. XXXVIII, S. 619.

des Buches zeigt, seine litterarische Thätigkeit überhaupt einzustellen. Er war kränklich, litt an Ohrensausen und andern Gehörshallucinationen; seine Augen wurden schwach, sein Gedächtniß nahm ab. Gewiß war es die Noth, die ihm nach langer Pause wieder die Feder in die Hand zwang und langsam brachte er nun etwa 1296—1300 alles was er noch zu sagen hatte in lässigen Reimversen zu Papier. So entstand der „Renner“, das umfangreichste Lehrgedicht in deutscher Sprache, über 24 000 Verse. Die ursprüngliche Anlage war nicht übel: unter Anleitung eines Gleichnisses (von den Birnen, die vom Baume herab in die Dornen der Hoffart, den Brunnen der Habgier, die Lache der Schlemmerei, oder das Gras der Reue fallen) sollten die drei ersten Todsünden und dann der tugendhafte Wandel vorgeführt werden; die vier andern Todsünden, Unkeuschheit, Zorn, Neid und Trägheit werden aus den drei ersten abgeleitet (vgl. Wölfel a. a. O. S. 165). Aber der alte Dichter ist völlig außer Stande, seinen „Renner“ zu bemeistern; der läuft, wie er selbst klagt, nach Willkür seinen eigenen Weg. Hugo kommt fortwährend vom Hundertsten ins Tausendste, wiederholt sich, zum Theil wörtlich, und verwirrt sich; nie aber widerspricht er sich, denn seine Weltanschauung ist so einfach und fest, wie seine Disposition verworren und locker ist. Wie das Buch schließlich aussieht, wird es vortrefflich durch den Titel des alten Drucks charakterisirt: „ein schön und nützlich Buch, darinnen angezeigt wird einem Jeglichen, welcher Würde, Wesens oder Standes er sei, daraus er sein Leben zu bessern und seinem Amt nach Gebühr desselben auszuwarten und nachzukommen zu erlernen hat, mit viel schönen Sprüchen aus der Heiligen Schrift, alter Philosophen und Poeten weisen Reden, auch feinen Gleichnissen und Beispielen gezieret“. Neben Freidank, der eine Summe praktischer Lebensweisheit gibt, und Thomasin von Zirclaria, der die adelige Jugend zu Herren und Damen comme il faut (das Fremdwort ist hier am Platze) erziehen will, stellt sich Hugo als Lehrmeister der Moral. Er besitzt weder Thomasin's Bildung, noch Freidank's Weltkenntniß, allein er hat erschrecklich viel gelesen. Ihm mangelt die Klarheit des wälschen Domherrn wie die Gewandtheit des Fahrenden; aber er hat sich in langjähriger Uebung eine eigenthümliche Technik erworben, die sein Buch populär machte. Sobald er an irgend ein Schlagwort kommt, bleibt er daran hängen, führt in großer Breite, fast immer mit Hülfe der Anaphora in ausgebildeter Priamelform seine Betrachtungen über dies eine Thema fort, und macht es sich leicht, von da wieder auf den Ausgangspunkt zurückzukommen. Gern bindet er in volksthümlicher Weise mehrere Laster oder Classen oder Nöthe durch bestimmte Zahlen zusammen und schmückt einzelne Stellen durch Reimhäufung, Inreim, seltener durch Alliteration aus. Er citirt gelehrt genug, um sich in Respect zu setzen, und nennt Bücher des heiligen Gregorius und des heiligen Bernhard mit dem ausführlichen Titel, führt Bibelstellen genau an und mischt auch wol ein paar lateinische Sätzchen oder gar das griechische „gnothi seauton“ („erkenne dich selbst“) ein; noch lieber aber beruft er sich auf Freidank, den einfachen Mann aus dem Volk, den er oft und kaum je ohne Lobsprüche nennt. Neben gelehrten Etymologien, neben Fabeln aus Aesop und seinen Nachahmern, neben Mittheilungen aus lateinischen Volksbüchern bringt er Anekdoten aus eigener Erfahrung vor, schildert eine Begegnung mit Bauern, denen er den Begriff des „Halbritters“ erklären muß, und läßt es nicht an Anspielungen auf Zeitereignisse fehlen. Wenn er auch in der Herbeiziehung der Beispiele und Erläuterungen den im Registrum citirten Vers des Juvenal befolgt: „wo dus her hast, wer wills wissen? aber haben wirst du müssen“, so weiß er doch oft das fremde Gut sich wirklich zu eigen zu machen; so sind seine Deutungen der mittelalterlichen Thiermärchen, wenn auch vom „Physiologus“ abhängig, vielfach originell und nicht ohne Geist.

Er liest aber nicht bloß, sondern schaut auch eifrig um sich und weiß von den kegelspielenden Bauern, vom Trinker, vom aufgeputzten Weib hübsche Genrebilder zu entwerfen. Die Umgebung hat wol sogar zu stark auf ihn gewirkt; die fortwährende Verwendung von Mist und Mistkäfer im Gleichniß zeigt den verbauerten Dorfschulmeister. Daneben begegnen doch aber zarte Naturbilder wie das vom Sonnenschein im Winter (V. 7658), hübsche Wendungen wie die über die unersättliche Gier der Habsüchtigen (V. 21216 f.). Der Schulmeister weiß nicht bloß seinen lieben Glocken manch hübsche Verwendung im Gleichniß abzugewinnen, sondern auch bei aller sonstigen Vorliebe für die Musik eine allzu sentimentale Aufnahme derselben mit einer witzigen Verspottung der Leute abzufertigen, die weinen müssen, wenn einer mit einem Pferdeschwanz über ihre Schafdärme streicht (V. 12404 f.). Witz fehlt ihm überhaupt nicht und in der Erfindung von allegorischen Ekelnamen bildet er zwischen der pseudoneidhartischen Dichtung und den Fastnachtsspielen ein beachtenswerthes Bindeglied. Auch andere Allegorien mangeln nicht; sie bringen es freilich nicht zu der lebendigen Anschaulichkeit, mit der etwa Thomasin das deutsche Land als Hausfrau anredet.

Hugo ist ein hartnäckiger laudator temporis acti: überall sieht er Verfall, in der ungezogen gewordenen Schuljugend wie in den ländergierigen Prälaten. Der Kirche schreibt der eifrig fromme Mann die größte Schuld an dem Niedergang aller Tugend zu. Die Habsucht, die Gier, der Geiz sind für ihn die herrschenden Leidenschaften der Zeit, und daneben noch besonders die Heuchelei und der Neid; auch die „böse Gewohnheit“, d. h. der Mangel an Selbstzucht, übles Mißtrauen und Zorn werden ausführlich gerügt. Dagegen spricht er von fleischlichen Sünden wenig, auch der Trunk tritt zurück. Die Wucherer und Ausbeuter ziehen immer wieder sein Auge auf sich, sobald er von andern Dingen reden möchte. Ihn jammert, wie die Armen mißhandelt werden. Und dieser Grundton, die Klage über die Bedrückung der Geringen durch die maßlosen Leidenschaften der Mächtigen, sicherte seinem Buch ein aufmerksames Publicum. Dabei war es durchaus, wie wir uns heut ausdrücken würden, zur „Familienlektüre“ geeignet: Frauenverspottung fehlt fast ganz, unanständige Stellen begegnen überhaupt nicht, allerlei nutzbare Winke (einmal sogar ein Hausmittel gegen die Gicht, ein andermal eine ausgezeichnete Charakteristik der deutschen Dialekte V. 22208 f.) sind eingemischt. Hugo selbst, der namentlich gegen Schluß oft und treffend von sich selbst spricht und sein lässiges Dichten rührend entschuldigt, warnt vor der Lectüre der Ritterromane und der Volksepen, hierin zu Thomasin im bezeichnendsten Gegensatz: es sei eine Sünde, etwas zu schreiben oder zu lesen, woran kein Lob Gottes sei (21498). Auch diese Stimmung kam der seiner Zeit entgegen; man war der „Lügendichtung“ satt. Und so konnte der gute Hugo unter seinen Deutschen einen solchen Beifall finden, wie ihn etwa in Italien der gleichzeitige Dante geerntet hat! In zahlreichen Handschriften ward sein „Renner“ fortgepflanzt. Michael de Leone, Scholasticus am Neuen Münster in Würzburg († 1355) veranstaltete eine Bearbeitung, die ihrerseits vielfach verbreitet wurde. Für Nachahmungen blieb kaum noch Raum, doch besitzen wir in einer Handschrift von 1425 eine Art Auszug und eine wol noch aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende Nachbildung in dem (früh Hugo selbst zugeschriebenen) „Reuaus“. Schon 1549 ward dann der „Renner“ durch Cyriacus Jakob zum Bock in Frankfurt am Main gedruckt, weil dieser ihn wegen der Anklagen gegen die Geistlichkeit als einen Zeugen für die Nothwendigkeit der Reformation ansah; im protestantischen Eifer hat der Drucker dann manche Stellen ziemlich bedenklich verändert: wo Hugo von der Wunderkraft des Weihwassers sprach, setzt er die des Gebets ein u. s. w. Schon Agri-

cola hatte ihn gern citirt, Morhof spricht mit Verständniß von ihm, und der gestrenge Gervinus hat ihn gelobt und seine Milde anerkannt, während Wackernagel ihm gerade Härte schuld gibt. Dies ist gewiß unrichtig; der fromm und einfach erzogene, immer mäßige, demüthige Mann hat es zur Härte nie gebracht; er klagt die Welt an, weil seine Tugenden ihr fehlen. Ein Dichter war er nicht, aber sein frommes Gemüth mag mehr Gutes gewirkt haben, als manche prunkvolle Moralpredigt.

Text: Der Renner her. v. Histor. Verein in Bamberg 1833; zum Handschriftenverhältniß Wölfel, Z. f. d. A. 28, 162 f. Ehrismann, Germ. 30, 129 f.; vgl. noch Mourek, Sitzungsber. der k. Böhm. Gesellsch. der Wissensch. 1893; Ehrismann, Germ. 36, 313. — Laurea sanctorum her. v. Grotefend, Anz. f. K. d. d. Vorz. XVII, 1870, S. 301—311; dazu vgl. S. 279—84. — Registrum multorum auctorum her. im Auszug v. M. Haupt, Monatl. Ber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1854, S. 142—64, vollständig J. Huemer, Wien. SB. 116, S. 145 f.

Lebensbeschreibung: K. Janicke, De vita et scriptis Hugonis Trimberg., Diss., Halle 1856. Ders., Germ. 2, 363 f. Wölfel a. a. O., S. 145 f. (Sammlung der persönlichen Stellen S. 155).

Zum Renner: K. Janicke, Freidank bei Hugo von Trimberg, Germ. 2, 418—24, die Fabeln und Erzählungen im Renner des Hugo, Ders., Arch. f. Stud. d. n. Spr. 32, 161—76. — Ueber Michael de Leone: Ruland, Arch. d. histor. Ver. v. Unterfranken u. Aschaffenburg XI, Heft 2, S. 42 f. — Meister Reuaus: Schönbach in Wagner's Archiv 1, 13—37; die Handschrift v. 1425: Wackernagel, Gesch. d. dtschn. Lit. 1, 378, Anm. 16. — Ueber den Druck: S. Schäfer, Zur dtschn. Lit.-Gesch. d. 16. Jahrh., Diss., Bonn 1874.

Allgemeine Würdigung: K. Janicke, Hugo's von Trimberg Weltanschauung Germ. 5, 385—401. — Wackernagel a. a. O. S. 376 f. Koberstein, Gesch. d. d. Nat.-Lit. 1, 247. Gervinus, Gesch. d. dtschn. Dichtung[5] 2, 277—93. Scherer, Gesch. d. d. Lit., S. 228 f. Vogt in Paul's Grundriß 2, 1, 349. — Veraltet Conz, Beitr. f. Philos., Gesch. u. Lit. 1786, 1, 82—131 und (danach umgearbeitet) Kl. pros. Schriften 2, 290—346.

Richard M. Meyer.

Uhden*): Karl Albrecht Alexander v. U., geboren am 9. October 1798 als Sohn des Justizraths und Rechtsanwalts U. zu Berlin, erhielt seine Schulbildung im Grauen Kloster daselbst, studirte die Rechtswissenschaft zu Heidelberg und Berlin, trat 1821 als Auscultator beim Berliner Stadtgericht in den Staatsdienst, wurde 1823 Referendar, 1826 Kammergerichtsassessor, 1827 Justizrath beim Stadtgericht, 1833 Kammergerichtsrath und 1838 zugleich Geh. Postrath. Im folgenden Jahr ward er als Geh. Justizrath zur Hülfsleistung in das Civilcabinet berufen; 1841 zum Cabinetsrath und Mitglied des Staatsraths, 1844 zum Geh. Cabinetsrath befördert, wurde er am 25. September desselben Jahres an Mühler's Stelle und neben Savigny, der das Revisionsministerium leitete, zum Justizminister ernannt. Am 20. März 1848 aus diesem Amte entlassen, leitete er vom December 1849 an das Appellationsgericht in Breslau und wurde im November 1854 Chefpräsident des Obertribunals, Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndikus, welche Stellungen er fast ein Vierteljahrhundert bis zu seinem am 31. Januar 1878 erfolgenden Tode bekleidete. In seltenem Maße hatte U. sich durch seine Thätigkeit im Cabinet das Vertrauen König Friedrich Wilhelm's IV. erworben, ein Vertrauen, das ihm auch die Königin Elisabeth, sowie Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin erwiesen und zu vielfacher Heranziehung Uhden's als juristischen Rathgebers der Mitglieder des königlichen

*) Zu S. 145.

Hauses führte. Mannichfach waren die Erwartungen, die man an seine Ernennung zum Minister knüpfte. Der hohe Gedankenflug, mit dem Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung auch an die Revision der Justizgesetze gegangen war, und der ihn im Frühjahr 1842 bestimmt hatte, keinen Geringeren als Savigny zum Revisionsminister zu erheben, war mehr und mehr erlahmt, das Tempo, in welchem die Arbeiten zur Neugestaltung der Gesetzgebung vorwärts kamen, war unter Savigny eher ein langsameres geworden, und der König hoffte nunmehr durch den Einfluß Uhden's Savigny zu größerer Eile, zu minder umfangreichen Vorstudien, deren Ausdehnung vielfach beklagt wurde, anzutreiben. Neben den Fürsten der Wissenschaft wurde ein im Verwaltungsfach hervorragender Beamter gestellt. Es konnte nicht fehlen, daß unter beiden Justizministern ein Conflict ausbrach, er konnte trotz des persönlichen Entgegenkommens beider Männer um so weniger ausbleiben, als die Räthe Savigny's vorwiegend die bedeutendsten Gelehrten, die Uhden's energisch zum Abschluß drängende Praktiker waren, die dem gründlichen Studium jener mit wachsender Unlust folgten, und als der König selbst mit berechtigtem Eifer die gesetzgeberische Arbeit beschleunigt wissen wollte. In der That ging auch alsbald namentlich durch Bornemann's tüchtiges aber etwas derbes Vorgehen sogar die Initiative für die Gesetzgebung auf Uhden's Ministerium über, und erledigte dies ein für die kurze Zeit seiner Dauer recht erhebliches Pensum. An der Neuordnung der Staatsanwaltschaft und ihrer allgemeinen Einführung, ihrer Durchbildung dahin, daß sie nicht allein dem Angeklagten gegenüber im Namen des Staates Rechtsmittel einzulegen habe, sondern Wächter des Gesetzes überhaupt sein solle, wurde lebhaft gearbeitet, die Besserung des Anwaltstandes durch die Einführung des Ehrenraths (Gesetz vom 30. April 1847) befördert, die Lösung der Competenzconflicte, eine damals brennende Frage, richterlicher Entscheidung unterbreitet (Gesetz vom 8. April 1847). Der Presse wurde, nachdem die Verhandlung im Bundesrath und mit einzelnen deutschen Staaten zu einem Resultat nicht geführt hatte, durch ein selbständiges Gesetz (vom 17. März 1848) freiere Bewegung gegeben, der Civilproceß wenigstens in Bahnen geleitet, auf denen er zu seiner heutigen Gestalt gelangen konnte (Verordnung vom 21. Juli 1846) und endlich und vornehmlich ward infolge des polnischen Aufstandes, der eine schleunige Entscheidung dringend nothwendig machte, der gesammte Strafproceß durch Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, die Einführung der freien Beweistheorie wie die Aufhebung jeder ministeriellen Bestätigung der Straferkenntnisse vollständig im modernen Geiste umgewandelt. (Gesetz vom 17. Juli 1846.) Das Gesetz war, wie späterhin bei Uhden's Amtsjubiläum hervorgehoben wurde, der Gedanke und der Vorschlag des damaligen Justizministers, der es bei großen Schwierigkeiten durch seine Festigkeit durchgesetzt und damit für die ganze Proceßverwaltung die erwünschtesten Reformen herbeigeführt hatte. Ueberdies wußte U. die Unabhängigkeit der Richter auch in bedenklichen Fällen zu wahren und umgekehrt den letzten Versuch einer königlichen Cabinetsjustiz im Keime zu ersticken. Und das alles fast durchweg im Gegensatz zu Savigny, ja theilweise unter schärfster Verurtheilung von dessen Entwürfen. Dennoch mußte auch U. den Stürmen der Märzereignisse mit dem Gesammtministerium weichen, er griff aber am Schluß seiner Breslauer Wirksamkeit in das öffentliche Leben insofern wieder ein, als er, im März 1851 zum preußischen Commissar zur Regelung der kurhessischen Verfassungsstreitigkeiten ernannt, hier eine Thätigkeit entwickelte, die ihm eine sehr scharfe Verurtheilung zugezogen hat. Warme Liebe und Verehrung dagegen erwarb er sich als Chef des Obertribunals, dessen Wirkungskreis kurz vor seinem Amtsantritt durch die Vereinigung mit dem rheinischen Revisions- und Cassationshof erheblich vergrößert, war. Es erhielt unter ihm durch das Gesetz vom 7. Mai 1856 betr. die Erhaltung

der Einheit der Rechtsgrundsätze in den richterlichen Entscheidungen, sowie durch eine neue Geschäftsordnung vom 30. December 1859 eine festere Organisation, verlor 1871 durch die Errichtung des Reichsoberhandelsgerichts in Leipzig zwar einen nicht unerheblichen Theil der seiner Cognition unterliegenden Materien, wurde 1874 aber nach der Vereinigung mit dem — ursprünglich für die 1866 erworbenen Provinzen errichteten — Oberappellationsgericht für alle übrigen Sachen in Wirklichkeit der höchste Gerichtshof für die ganze Monarchie. Umfassend waren auch die Vorarbeiten, die im Obertribunal über die Einführung einer neuen Civilproceßordnung damals angefertigt wurden, bis diese Materie nach dem Jahre 1866 Bundesangelegenheit wurde, und von allgemeinem Interesse bleibt die Entscheidung, welche es im J. 1866 über die Verantwortlichkeit der Landtagsabgeordneten fällte.

Nebenher war U., dem ein einfach frommer Sinn eigen war, auf dem Gebiete christlicher Nächstenliebe, so für die Mission, für das Elisabethkrankenhaus und den Verein für kirchliche Zwecke mannigfach thätig, und wenn von ihm gesagt ist, daß er für einen hervorragenden Juristen niemals gegolten hat, so hat er doch mit lebhaftem, unermüdlichem und treuem Eifer in den höchsten Stellungen der Justizverwaltung wie der Judicatur gearbeitet und auch Erfolge erzielt, die seinen Namen mit der Geschichte der modernen Proceßentwickelung, mit der Geschichte des Obertribunals und mit der Geschichte König Friedrich Wilhelm's IV. und der Königin Elisabeth untrennbar verknüpfen. Von dem hohen Maße der Achtung und Verehrung, die er sich erworben, gab sein Dienstjubiläum, an dem ihm der Schwarze Adlerorden mit dem erblichen Adel zu theil wurde, und die Räthe des Obertribunals sein Bildniß für ihren Sitzungssaal stifteten, sowie sein Leichenbegängniß, an dem sich Kaiser Wilhelm, Kaiserin Augusta sowie die Prinzen des königlichen Hauses betheiligten, unanfechtbares Zeugniß.

Stölzel, Brandenburg.-Preuß. Rechtsverfassung und Rechtsverwaltung II. — Sonnenschmidt, Geschichte des Obertribunals. — Entscheidungen des Obertribunals, Band 25 und 65. — Oetker, Lebenserinnerungen, Band II. — Metzel, Handbuch für das Herrenhaus, 1894. — Siebmacher, Wappenbuch. — Gritzner, Matrikel der kgl. preuß. Standeserhebungen.

Berner.

Unertl*): Franz Xaver Josef Freiherr v. U., kurbairischer Geheimrathskanzler, geboren zu München am 21. Febr. 1675 als Sohn des damaligen Secretärs beim Visitations- und Scharwerkswesen, späteren Hofzahlmeisters Georg U. († 1712) und der Maria Regina v. Mezgern, erhielt seine erste Anstellung unterm 24. November 1696 als Hofrath auf der gelehrten Bank, woneben er am 12. Juli 1702 auch geistlicher Rath, am 9. December letzteren Jahres auch Secretär beim geheimen Rathe, sowie Verweser des geheimen Archives wurde. Die kaiserliche Administration in Baiern beließ ihm diese Aemter und fügte denselben noch (29. Juli 1706) die Pflege Teisbach hinzu. Gleich nach der Rückkehr Max Emanuel's in sein Land wurde U. (11. April 1715) geheimer Rath, kurz hierauf (6. Juli 1715) auch Oberstlehenpropst. Als Kurfürst Karl Albrecht bald nach seinem Regierungsantritte einen „Conferenzrath" schuf, verlieh er U. die vierte Stelle in demselben, für Landes- und Kriegsaffairen, und ernannte ihn zum Kanzler des geheimen Rathes, damit auch zum obersten Hofbibliothekar (3. März 1726). Auch Kurfürst Max III. Josef war ihm anfänglich gewogen, indem er ihn unterm 28. März 1745 als geheimen Conferenzminister bestätigte. Aber schon nach einem Jahre mußte U. das geheime Archiv abgeben und am 6. Mai 1749 wurde er als Geheimrathskanzler

*) Zu S. 280.

für „emeritirt“ erklärt. U. starb, wie es scheint in ziemlicher Vergessenheit, am 22. Januar 1750 zu München.

Ueber seine Geschäftsthätigkeit in Staatsangelegenheiten sowol als in fürstlichen Haus- und Familiensachen hat U. in den Jahren 1746 und 1747 eine „Vorstellung“ verfaßt, um höchsten Ortes die Bezahlung einer Menge von Auslagen und Gehaltsrückständen zu betreiben. Doch bei der überlieferten sprüchwörtlichen Verlogenheit Unertl's ist diese Schrift sammt ihren Belegen nur mit größter Vorsicht zu benützen, nur soweit ihr Inhalt anderwärts Bestätigung findet. Der kaiserlichen Administration hat sich U. bald gefügig gezeigt. Auf die Behauptung eines Denuncianten vom 11. November 1705, daß der ältere und jüngere U. regierungsfeindlich seien, ist nur wenig zu geben. Letzterer nahm bereits an der Untersuchung gegen die im Weihnachtsaufstande (1705) Gefangenen theil. Nichts aber würde sein Verhalten schärfer bezeichnen, als wenn ihm thatsächlich, wie er angibt, die Kaiser Josef I. und Karl VI. in den Jahren 1709 und 1714 eine nach beendeter Administration anzutretende Reichshofrathsstelle verliehen hätten. Vollends undenkbar wäre es hiernach, daß er im Ernste das geheime Archiv vor den Oesterreichern versteckt gehalten, worüber er ein albernes Mährchen aussann. Gegen das Ende der Fremdherrschaft suchte U. sich wieder an seinen alten Herrn zu drängen. Von diesem wurde er auch im Spätjahr 1714 beauftragt, wegen einer wittelsbachisch-habsburgischen Heirath am Wiener Hofe Schritte zu thun. Ende März 1715 reiste U. dem Kurfürsten Max Emanuel nach Straßburg entgegen und war auf der Heimkehr am 6. April im schwäbischen Kloster Elchingen, als dortselbst der Kurfürst seine drei ältesten Söhne zum ersten Male wiedersah. Eine etwas interessantere Rolle spielte U. unter dem Regierungsnachfolger. Dem Lieblingswunsche Karl Albrecht's, wittelsbachisches Erbrecht auf die österreichischen Länder beim Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes geltend zu machen, hat U. durch wiederholte Ausführung dieses Rechtsanspruches gedient. Das bairische Reichstagsvotum gegen die Anerkennung der pragmatischen Sanction hat U. angeblich verfaßt; sicher ist, daß er es am 18. December 1731 im Kurfürstencollegium abgab. Im Sommer 1732 wurde dann unter Unertl's Leitung eine umfangreiche Deduction jenes Successionsrechtes ausgearbeitet. Diese mußte U. auf einer mit dem Kurfürsten unternommenen Reise am pfälzischen und kölnischen Hofe vortragen und erläutern (1732/33). Nochmals, am 25. April 1741, legte U. eine Deduction über des Kurhauses Baiern Successionsrecht auf die Königreiche Ungarn und Böhmen u. s. w. seinem Herrn vor, und dieses schwerfällige, wennschon nicht unverdienstliche Werk gelangte, nachdem es Ickstatt, der gewöhnlich als sein Verfasser gilt, überarbeitet hatte, 1741 in die Oeffentlichkeit.

U. verehelichte sich im J. 1698 mit einer Augsburger Kaufmannstochter Cardon, 1715 mit einer Enkelin des Geheimraths-Kanzlers Kaspar v. Schmid, jenes Amtsvorgängers, dem er, wie ein Zeitgenosse schreibt, an Gelehrsamkeit nachstand, an Listen und Schlauheit aber weit überlegen war. Aus beiden Ehen hatte er mehrere Töchter und einen Sohn Georg Philipp, der 1735 als Geistlicher starb. U. selbst wird manchmal mit einem jüngeren Bruder, dem Landschaftskanzler Johann Benno v. U. († 1754) verwechselt.

Unertl's obenerwähnte „Vorstellung“ ist, wie ich glaube, nach der Redaction von 1746, die für den Kurfürsten Max III. bestimmt war, durch v. Freyberg im II. Bande seiner Sammlung historischer Schriften und Urkunden (1828) unter dem Titel „Denkwürdigkeiten des Kantzlers von Unertl“ mit vielen Fehlern herausgegeben worden; eine auch sehr fehlerhafte und eine etwas bessere Abschrift der Redaction von 1747, die U. dem Cardinale Theodor Johann von Baiern übersandte, sind als Cod. germ. 1947 auf der kgl. Hof- und Staats-

bibliothek, sowie als Handschrift K. gr. 96/1 im kgl. geheimen Staatsarchive zu München verwahrt. — Von Unertl's Gebahren im persönlichen Verkehre und Intriguirkunst (1738) gab der ansbachische Diplomat Freiherr v. Seckendorf in seinem Journal secret (Tübingen 1811) eine lebhafte Schilderung. Unertl's Porträt wurde 1733 von Vivien gemalt und von C. Kaufmann in Kupfer gestochen.

v. Oefele.

Varnhagen*): Karl August V. von Ense wurde zu Düsseldorf am 21. Februar 1785 geboren. Er entstammte einem ritterbürtigen Geschlechte, dessen Vertreter im Laufe der Zeiten dem Stande der Gelehrten und Geistlichen sich zuwandten und in diesem Berufe ihren Adelstitel allmählich fallen ließen. Varnhagen's Vater, ein unverfälschter Vertreter der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ließ sich in Düsseldorf als Arzt nieder und verband sich mit einer Straßburgerin, einer braven, doch wenig bedeutenden Frau. Von Jugend auf dem Berufe des Vaters bestimmt, wandte sich V. frühe schon anderen Berufszweigen zu, wurde vom Schicksal mannichfach hin und hergeworfen und gelangte nach kurzer diplomatischer Thätigkeit zu einer ungestörten Muße voll rastloser schriftstellerischer Arbeit, bei glücklichsten äußeren Verhältnissen verstimmt und verdrossen, da er trotz einem überwiegend receptiven Naturelle dennoch nach thatkräftigerem, nachhaltigerem Wirken sich sehnte. Ein Mann von ungewöhnlich feinsinniger Empfänglichkeit, erinnert V. immer wieder an Aug. Wilh. Schlegel, der — wie jener — Erbe und Nachfahr einer langen Reihe geistig hochstehender und hochstrebender Männer war. Beiden eignet dasselbe Raffinement geistiger und sinnlicher Art, das den Epigonen wissenschaftlicher oder litterarischer Vorkämpfer ein für allemal das Siegel temperamentsarmer Uebercultur auf die Stirne drückt. V. wurde als Mensch und als Schriftsteller früh in die Kreise der Romantiker gezogen; doch als Sohn seines aufkläreriſch gesinnten Vaters wußte er sich mitten im romantischen Gefühls- und Stimmungsleben einen klaren Kopf, einen kühlen, nüchternen Sinn zu bewahren, der ihn vor allen Ausschreitungen der Romantik bewahrte und der ihn wieder dem unromantischsten der Romantiker, W. Schlegel, in die Nähe rückte. Der vom Vater ererbte praktische Sinn ließ ihn nicht nur die Gefahren der romantischen Lebenskunst meiden; mit geschickter Hand steuerte V. sein Lebensschifflein über Untiefen hinweg und an Klippen vorüber. In der Jugend leiht ihm dieses praktische Geschick, diese weltgewandte Findigkeit ein entschiedenes Uebergewicht über weltunläufige Naturen, über träumerische romantische Genossen. Im Alter lehrt sie ihn seine innerste Herzensmeinung verschweigen und doch läßt sie ihn wieder einen bequemen, unstrafbaren und ungefährlichen Weg finden, was er an Groll, an schier hochverrätherischen Invectiven auf dem Herzen hatte, rasch und sicher der unmittelbaren Nachwelt zu überliefern. Correct und tadellos bis an sein Ende sorgte er durch jahrelange und jahrzehntelange Arbeit, daß einst neben seinem frisch aufgeschütteten Grabe ein ungeheurer litterarischer und politischer Scandal losbreche, der von seinen nächsten Freunden bis hinauf zu den höchsten Spitzen des damaligen Preußens Jung und Alt auf unerhörte Weise bloßstellte. Sein Feinsinn, seine rückhaltlose Hingebung gewinnt ihm die Hand einer der geistreichsten Frauen seiner Zeit, den Beifall des größten Dichters deutscher Nation. Beiden konnte er nur seine wachsweiche Anschmiegsamkeit, seine feinnervige Empfänglichkeit als Gegengabe bieten, freilich ein seltenes und von ihm mit seltenem Tacte dargebrachtes Geschenk.

V. verlebte seine ersten Jugendjahre in stiller Häuslichkeit, eng verbunden

*) Zu S. 499.

mit seiner älteren Schwester Rosa Maria. Rousseau'sche Erziehungsexperimente wurden an ihm versucht; erfolgreicher und gewinnbringender waren Wanderfahrten, die der vielbeschäftigte Vater mit seinem Söhnlein unternahm, und die V. zu einem stillen und scharfen Beobachter erzogen. In Brüssel holt sich der Knabe reiche Eindrücke; als die Eltern nach Straßburg übersiedeln, genießt er die Poesie des Rheins, blickt ehrfurchtsvoll ergriffen zu dem Münster empor und lernt die ersten Regungen der neuen französischen Freiheit aus der Nähe kennen. Sein Vater wird den Schreckensmännern bald verdächtig; er verläßt mit den Seinen die Vaterstadt der Gattin; ein unruhiges Wanderleben beginnt. In Düsseldorf verdirbt sichs der freiheitlich gesinnte Mann mit den Vertretern der alten Ordnung, er wird des Landes verwiesen. In dem Dorfe Herd bei Düsseldorf, in ländlich eingezogenem und einfachem Leben widmete er sich ausschließlich der Erziehung des Sohnes. Im J. 1794 wendet man sich nach Hamburg. Die gewaltige Handelsmetropole nimmt den Sinn des Knaben gefangen. Solide Handelsleute von streng hamburgischer Ehrbarkeit und feinsinnige Aufklärer vom Schlage des alten Reimarus wirken auf ihn ein. Mannichfache Bildung wird von verschiedenen Seiten ihm zugeführt; zugleich beginnt ein unendliches Lesen. Er lernt die Bibel rational fassen und bildet sich ein von den Dogmen einer Confession unabhängiges Christenthum, dem er bis zu seinem Tode treu bleibt. Früh beginnt er zu schriftstellern. Die Siegeslaufbahn Bonaparte's nimmt er sich zum Vorwurfe; in lateinischer Sprache schreibt er Lebensabrisse berühmter Männer nach dem Vorbilde des Cornelius Nepos. Einige Hexameter glücken, und die Schwester erklärt ihn begeistert für einen deutschen Dichter. Erst zwölf Jahre alt, besucht er schon die Anatomie, füllt seine Herbarien und liest in Nebenstunden den Christus patiens von Grotius. Am 5. Juni 1799 stirbt der Vater. Einflußreiche Vermittlung verschaffte dem Verwaisten den Eintritt in die 1795 gegründete medicinisch-chirurgische Pepinière in Berlin, die dem preußischen Heere tüchtige Wundärzte erziehen sollte. Die widerlichen Zustände der im ungünstigsten Sinne an die Stuttgarter Karlsschule gemahnenden Anstalt entfremdeten V. mehr und mehr dem vom Vater ihm zugewiesenen Berufe; er wendet sich mit aller Kraft der Litteratur zu, eifert den Ramler, Klopstock und Voß nach und holt sich aus Kiesewetter's Vorlesungen warme Begeisterung für Kant's Philosophie. Kiesewetter führt ihn den Berliner schöngeistigen Kreisen zu, und bald erkennt V., daß nicht in der Poesie des „goldenen Zeitalters deutscher Litteratur“ das Heil liege, er lernt Goethe und Schiller verehren, bis ihn dann vollends W. Schlegel's Vorlesungen und der verdeutschte Shakespeare in die Gedankenwelt der Romantik einweihen. Der Zopf deutscher Dichtung des 18. Jahrhunderts wird für immer abgethan; die geistige Selbstbefreiung greift auch ins Praktische hinüber, und V. verläßt mit einem übermüthig tollen Jugendstreiche die Pepinière; er schneidet sich den vorschriftsmäßigen Zopf ab und nagelt ihn an der Hausthüre der Anstalt an. Die selbstgewollte Selbständigkeit sollte V. nicht leicht zu stehen kommen. Ein heftiges Nervenfieber stellte sich ein; im Augenblicke höchster Gefahr griff Dr. Erhard ein. Kranker und Arzt blieben zeitlebens innig befreundet. Kaum genesen legte sich V. mit Macht aufs Schriftstellern; doch ein Oedipus, ein Aufsatz über spanische und französische Trauerspiele reichen zum Lebensunterhalte nicht hin. V. tritt auf den Rath der Freunde in das reiche Cohen'sche Haus als Privatlehrer ein. Ein neues, ungewohntes Wohlleben umfing ihn; und zugleich gelangte er jetzt in enge Berührung mit dem geistreichen Berlin. Nicht nur der stille, in sich gekehrte Wilhelm Neumann, auch der fahrig geistreiche Graf Alexander zur Lippe tritt ihm nahe. Bald erweitert sich der Kreis: Chamisso, Ludwig Robert, der Bruder Rahel Levin's, Koreff, Klaproth schließen sich an. V. bewährt sein Organi-

sationstalent; man schließt einen Bund und wählt, an romantisch-mystische Anschauungen Baader's anknüpfend, den Polarstern zum Symbol. Frauen nehmen an den Bestrebungen der Jünglinge Antheil; in aller Unschuld begeistert man sich für die Doctrinen der „Lucinde" und ihres Schöpfers. Tieck, Novalis, Schleiermacher werden verehrt; Goethe, sein „Wilhelm Meister" und die in dem Roman geschilderte Lebenskunst, sie werden alle zu Schlagworten auch dieser jung-romantischen Partei. Freilich zu einer halbwegs befriedigenden Production kam es nicht; selbst Chamisso versprach damals nicht viel. Herzlich bescheiden in der Ausführung suchte man die romantische Theorie nur in geschmacklos übertreibender Anwendung des Sonetts zu verwirklichen. V. arbeitet fleißig mit und ist einer der ersten Macher, als die junge Schule sich ein Organ schafft. V. und Chamisso stehen als Herausgeber auf dem Titel des sogenannten „grünen" Musenalmanachs; trotz der mehr als schlechten Aufnahme, die das junge Unternehmen fand, brachte man es doch in den Jahren 1804 bis 1806 zu drei Jahrgängen. Varnhagen's Beiträge hüllen sich gern in die Form der Ode und des Sonetts. Wie ihn selbst Theremin und Neumann ansingen, so huldigte er wiederum dem gemeinsamen Vorbilde Friedrich Schlegel. Gegner der Romantik vom Schlage Merkel's ließen an dem grünen Musenalmanache kein gutes Haar; die Angegriffenen rächten sich durch eine Blumenlese romantischer Verdicte über Merkel, die unter dem Titel „Testimonia auctorum de Merkelio, das ist Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel" (Köln 1806) zusammengefaßt wurden. Wieder war Varnhagen der Veranstalter, und seinem Geschäftssinne gelang es auch zwar nicht einen vierten Jahrgang des Almanachs, aber an seiner Stelle eine Sammlung „Erzählungen und Spiele" (Hamburg 1807) auf den Markt zu bringen. Inzwischen hatte V. Berlin verlassen, war im J. 1804 nach Hamburg gegangen und füllte hier die Lücken seiner ungleichmäßigen, überhasteten Bildung aus. Jetzt erst bemächtigte er sich, zusammen mit Neumann, des Griechischen. Gründlich vorbereitet sitzt er alsbald in Halle zu Füßen Friedrich August Wolf's. Steffens und Schleiermacher drängen die medicinischen Studien Varnhagen's noch mehr in den Hintergrund. Unter Immanuel Bekker's Führung liest V. den Aristophanes. Alexander v. d. Marwitz, Karl v. Raumer, Achim von Arnim kommen mit ihm in Verbindung. Mitten in strengwissenschaftlicher Thätigkeit wird die Dichtkunst nicht vergessen, man pilgert nach Lauchstädt und läßt die „Natürliche Tochter" des vielbewunderten Goethe von der Bühne herab auf sich wirken. Das gewinnreiche Stillleben fiel dem Napoleonischen Feldzuge von 1806 zum Opfer, die Universität Halle wurde geschlossen. Wiederum gings nach Berlin; unter dem Drucke der Zeitverhältnisse, unfähig sich zu rascher That aufzuraffen, arbeiteten die Freunde emsig an ihrer Bildung weiter; nebenbei vollendeten sie den in Halle begonnenen humoristisch-satirischen Roman „Die Versuche und Hindernisse Karls, eine deutsche Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit" (Bd. 1, Leipzig 1808). Ein gemeinsames Werk Varnhagen's, Neumann's, Fouqué's und Bernhardi's, absichtlich ohne allen Plan hingeschrieben, ein echt romantischer Scherz. Jean Paul's „Flegeljahre" hatten ihn angeregt, Jean Paul selbst, dann Wilhelm Meister treten handelnd auf; Johannes v. Müller und Voß wurden parodirt. Das Buch, dem nie ein zweiter Theil beschieden war, fand wenig Beifall; neben den von Fouqué geschriebenen Capiteln fielen die Beiträge der Freunde, auch die von V. in schleppend-getragenem Stile geschriebenen Anfangspartien stark ab. Doch nicht lange ließ die große Zeit V. und seine Freunde in spielrig kleinlichen litterarischen Scherzen aufgehen. Fichte's gewaltige Persönlichkeit, seine Reden an die deutsche Nation lehrten die jungen Romantiker, dem Ernst des Moments andere Bestrebungen entgegenzubringen. Neben Fichte wirkte

Rahel's Erscheinung läuternd und wegeweisend auf V. ein. Schon nach kurzer Bekanntschaft kam der junge Mann dem um 14 Jahre älteren Weibe freundschaftlich nahe; bald indeß erkannte er, wie unbedeutend und nichtig er, der Unfertige, ihr gegenüberstand. Die Universität Tübingen soll ihm endlich zum Abschlusse seiner medicinischen Studien verhelfen. Auf der Reise nach Schwaben besucht er Jean Paul, in Schiller's Vaterland verkehrt er mit Justinus Kerner und entdeckt Uhland. Wiederum scheint die ästhetische Richtung zu siegen. Jetzt indeß erhebt sich Oesterreich gegen Napoleon. Rasch entschlossen sagt V. der Papierwelt Lebewohl und eilt mit Marwitz und Willisen in das Lager des Siegers von Aspern. Nicht zum Siege. Nur die Niederlage von Wagram lebt V. mit und holt sich in der Schlacht eine leichte Wunde. Um so leichter gelingt ihm der Eintritt in die der Romantik sich zuneigenden Wiener geistreichen Salons der Arnstein, Pereira und Eskeles. Nur eine kurze Lagerepisode in Ungarn entzog ihn dem Wiener Wohlleben. In Ungarn bethätigte er zum ersten und letzten Male seine medicinischen Kenntnisse und curirte seinen schwer erkrankten Obersten Graf Bentheim nach Brown'scher Methode. An Bentheim war ein unerschütterlich dankbarer Gönner gewonnen. Ein vielbewegtes Reiseleben beginnt; nach Wien, nach Prag, dann im Interesse Bentheim's nach Steinfurt, endlich mit Bentheim selbst nach Paris sieht er sich versetzt. In Paris macht er aus unmittelbarster Nähe die letzte Glanzepoche des ersten Kaiserthums mit. Mit Chamisso, Bekker und Uhland bewundert er Paris und beschaut er die von Napoleon zusammengeschleppten Kunstschätze. Er verkehrt mit Metternich, besucht in seiner einsamen Klause den seltsamen Grafen Schlabrendorf, nimmt den ungünstigen Eindruck eines Napoleon en robe de chambre mit sich und erlebt endlich das glänzende, tragisch endende Ballfest, das der österreichische Botschafter Fürst Schwarzenberg der Tochter seines Souveräns und französischen Kaiserin zu Ehren gab; V. selbst hat dem entsetzlichen Brandunglücke eine classische Schilderung gewidmet. Von Paris gings wieder nach dem stillen Steinfurt; doch hier war seines Bleibens nicht lange. V. war der französischen, überall Verschwörung und Rebellion witternden Polizei verdächtig geworden. Er eilte nach Oesterreich, verkehrte hier mit dem Freiherrn vom Stein, verlebte mit Rahel angeregte Tage in Teplitz und verließ endlich, als der Krieg gegen Rußland ausbrach, die österreichischen Dienste. Während seine nächsten Freunde nur mit Mühe den französischen Nachstellungen entgingen, bewegte er sich frei und unbehelligt in Berlin. Erst die unzweifelhafte Niederlage Napoleon's, dann Tettenborn's herzgewinnende Persönlichkeit bewogen ihn, aus der Reserve hervorzutreten. Nicht dem langsam und vorsichtig vorbereitenden preußischen Könige, sondern dem frisch zugreifenden Tettenborn schloß V. sich an. In ähnlicher Stellung ist W. Schlegel als Adjutant Bernadotte's an den Freiheitskriegen betheiligt. Tettenborn's heldenhafte aber erfolglose Vertheidigung Hamburgs machte V., aus mehrfachen Gründen nahe berührt, mit und in seiner „Geschichte der hamburgischen Ereignisse“ (London 1813) lieh er ihr eine eingehende, ans panegyrische streifende Darstellung. Als Adjutant begleitete V. den kühnen Kosakenführer nach Mecklenburg, erlebte blutige Gefechte und sang seine Lieder an Tettenborn und auf Lüneburgs Jeanne d'Arc, auf Johanna Stegen. Die „Gedichte des Feldzugs 1813“ erschienen alsbald in Friedrichstadt gedruckt. Nach den Schlachten von Großbeeren und Leipzig schloß Tettenborn sich den siegreich in Frankreich eindringenden Scharen an. Zum zweiten Mal kam V. nach Paris. Mit militärischen Ehren von schwedischer, preußischer und russischer Seite überhäuft, tritt er auf Stein's Zureden in den preußischen Staatsdienst. Der Geschichte der hamburgischen Ereignisse fügt er die „Tettenborn'schen Kriegszüge“ (Stuttgart 1814) an.

Als ein völlig Anderer konnte er jetzt Rahel gegenübertreten. Der Befreiungskrieg hatte ihm eine überaus ehrenvolle Stellung geschaffen und V. auch das Gebiet schriftstellerischer Thätigkeit finden lassen, auf dem seiner die besten Erfolge harrten. Aus der Zeit und aus dem Leben heraus Geschichte zu schreiben hat er an Tettenborn's Seite gelernt. Nach einem in Teplitz still und glücklich verlebten Sommer verband er sich endlich am 24. September 1814 mit Rahel. Als Glied des preußischen diplomatischen Corps machte er den Wiener Congreß mit, dessen gesellige Festlichkeiten in V. einen anziehenden Schilderer fanden. Im Auftrage des Staatskanzlers Hardenberg arbeitete er mit Andern an der Denkschrift über die Abtretung Sachsens an Preußen. Gegen die persönlich befreundeten Publicisten Oesterreichs, gegen Gentz und Friedrich Schlegel, trat er für die Preßfreiheit ein; andere Denkschriften dienten der Ansicht, den Franzosen die Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten zu überlassen. Nach Waterloo ging V. an Hardenberg's Seite zum dritten Male nach Paris und that hier die ersten wenig erfreulichen Blicke in die herannahende Reaction. Mit Schlabrendorf beklagte er die Rückkehr der Bourbons, sah Deutschlands Heil nur in Preußens Hegemonie; dem Volke wollte er Antheil an der Regierung gewähren; Elsaß und Lothringen sollten zu Deutschland geschlagen werden. In diesem Sinne correspondirte er unter Hardenberg's vorsichtigen Augen offen und dreist im „Hamburger Beobachter“. Hardenberg's Gunst erkaltete bald; statt in Hardenberg's Nähe zu bleiben, wird V. nach Karlsruhe als diplomatischer Vertreter Preußens gesendet. Er war kaltgestellt; denn zu thun gabs in Karlsruhe nicht viel. Die Muße ließ ihn seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufnehmen, sie gestattete Reisen nach Brüssel und Berlin. Aufmerksamen Blickes beobachtet V. die Südstaaten und voll Sympathie freut er sich der hier neu eingeführten ständischen Verfassungen. In Berlin, wo Metternich's Einfluß von Tag zu Tag zunahm, fand man an dem freisinnigen Diplomaten immer weniger Gefallen. Kotzebue's Ermordung wurde auch für V. verhängnißvoll; er gerieth mit Gruner und Dorow in Untersuchung. Im Sommer 1819 wird er von Karlsruhe abberufen; allein beweisen konnte man ihm nichts. Er sollte also, um völlig unschädlich gemacht zu werden, nach Amerika als Ministerresident gehen. V. zog es vor, als Privatmann an Rahel's Seite in Berlin zu bleiben und seinen Studien nachzuleben. Zwei Mal noch, im J. 1829 und 1830, hatte er Gelegenheit dem Staate zu dienen, erst in einer delicaten Mission nach Kassel und Bonn, dann unter Bernstorff's Ministerium. Als Ancillon kam, war V. froh, mit guter Art wieder zur Ruhe zu kommen. Späteren Anträgen, mit denen man ihn noch unter Friedrich Wilhelm IV. überlief, setzte er ein beharrliches „Nein“ entgegen.

Schon im J. 1815 war V. wieder schriftstellerisch thätig gewesen. Unter dem Titel „Deutsche Erzählungen“ legte er eine Reihe Novellen vor, im Titel wol anknüpfend an den Goethe'schen Vers „Deutschen selber führ' ich euch zu in die stillere Wohnung“. In Deutschland und in Oesterreich, in Berlin und in Wien zumeist spielen sich seine Erzählungen ab. Doch das Localcolorit ist gering. Vereinzelt stehen ein paar Worte des Lobes, den Berliner Linden, dem Schlosse, dem Lustgarten zugedacht. Durchaus überwiegt das psychologische Interesse. Wie Heinrich v. Kleist, wie gleichzeitig Chamisso im „Schlemihl“ oder Hoffmann, wie endlich Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ und in den für die „Wanderjahre“ bestimmten Novellen sucht auch V. seelische Probleme zu erledigen, charakterisirt Zwangslagen des Gemüthes, die theils dem Charakter der Menschen, theils dem ihnen zufällig angewiesenen Milieu entkeimen. Der epische Bericht, das psychologische Raisonnement herrscht vor; Varnhagen's an Goethe's Muster gebildeter Stil gefällt sich in breit behaglicher Erörterung. Dem Dialog wird

wenig Raum gegönnt; längere Berichte erscheinen gern in indirecter Rede. Unplastisch ist V. durchaus; selten nur zieht er neben dem Innenleben auch das Aeußere seiner Personen in Betracht. Mit Vorliebe behandelt er Liebesprobleme, dann wandeln seine Liebenden meist verbundenen Auges umher, bis ein plötzlicher Ruck ihnen die Binde abreißt und die Katastrophe herbeiführt. Der Leser bleibt bis zu dem entscheidenden Augenblick über den wahren Sachverhalt im Ungewissen; auch ihn überrascht die Lösung. Gerne, wie in den Novellen „Die Strafe im Voraus" und „Reiz und Liebe", macht er preußische oder österreichische Officiere zu Helden seiner Erzählung, freilich nicht die kampfeslustige, siegesfreudige Soldateska der Befreiungskriege, sondern jene Halbsoldaten der nachfridericianischen Zeit, deren Lebensinteressen weitab von ihrem Berufe liegen. Als Folie tritt neben diese Gestalten der ewig donnernde und wetternde, aber grundgutmüthige Gamaschenknopf der Art, die dem jugendlichen Lieutenant Chamisso viele böse Stunden bereitet hat. An die Zeit der Schlacht von Jena und an eigene Hallenser Erlebnisse knüpfen die „Drangsale unstäten Gefühls" an. Ueberhaupt verläßt nur selten V. die Gegenwart. Auch die „Kriegsabenteuer", eine Episode aus der Belagerung Ofens vom Jahre 1686, dienen nur zur Erläuterung zeitgenössischer Verhältnisse. Personen und Gefühle sind ganz modern gefaßt und gegeben. Eine größere historische Novelle „Die Sterner und die Psitticher" erschien erst 1821 im „Gesellschafter". Sie bewegt sich auf mittelalterlich-schweizerischem Boden, auf K. F. Meyer's eigenstem Gebiete, und schildert ständische Zwietracht. Doch grade neben Meyer's greifbar lebendiger Darstellungskunst fallen Varnhagen's schemenhafte, wenig individualisirte, echt romantische Heldenjünglinge und Heldenmädchen gewaltig ab. Werthernaturen zur Zeit des Interregnums! Das Ganze läuft auf eine Verherrlichung Rudolf's von Habsburg hinaus. Die Grenzen der realen Welt überschreitet V. nur einmal, in seinem „Warnenden Gespenste". Im J. 1816 sammelte V. seine Gedichte. Das Büchlein führt auf dem Titel die Goethe'schen Worte „Ach, wie traurig sieht in Lettern, schwarz auf weiß, das Lied mich an". V. scheint den Doppelsinn dieser Verse nicht gefühlt zu haben; sonst hätte er seine schwächlichen Producte, die er später nur zum kleinsten Theile in die Sammlung seiner Schriften aufnahm, nicht durch das Motto wohlfeiler Ironie ausgesetzt. Romantisch-formenreich ist die Sammlung gewiß; neben 24 Sonetten und zwei Canzonen an 70 Seiten formal antikisirender Gedichte. Ja auf J. H. Voß' Spuren wandelnd, singt er diesen gar in Galliamben an. Neben solchen antikisirenden Experimenten kamen auch spanische Formen zur Geltung; eine Ballade in Assonanzen wird noch übertrumpft durch zwei in Espinelenform geschriebene Gedichte. Einfache schlichte jambische und trochäische Vierzeiler fehlen nicht. Gern singt V. Personen an. Reiselieder feiern den Rhein und nehmen Heine das Thema der Nordseebilder vorweg. Goethe spielt jetzt wie in späteren Producten eine große Rolle. Im J. 1823 schreibt V. endlich noch ein Gedicht über Tieck's Gedichte aus Italien in der von Tieck grade hier mit Vorliebe gebrauchten Form des freien Rhythmus.

In der neuen durch seine Abberufung geschaffenen Muße trat V. nicht sofort als selbständiger Schriftsteller auf. Wie später oft und gern bethätigte er sich zunächst als Herausgeber und Sammler. Schon im Polarsternbunde war der Name Goethe's mit Verehrung genannt worden. Was damals romantische Mode war, wurde durch Rahel's Goethebegeisterung bald Varnhagen's Lieblingsaufgabe, die Verherrlichung Goethe's, die Vermittlung zwischen Goethe und dem Publicum. In den Jahren 1811—1814 schreibt er Anzeigen der allmählich erscheinenden Bände von Goethe's Autobiographie, 1833 zeigt er noch den letzten, vierten Band, an. Mit Rahel's divinatorischen Aeußerungen über

Goethe tritt er an den Weimaraner Dichter selbst heran, und allmählich gewinnt er durch seine Ausdauer die Zuneigung des alten Herrn. Nicht leicht und nicht ohne Selbstverleugnung! Wer die Correspondenz beider durchsieht, bemerkt auf den ersten Blick, daß Goethe seinem Verehrer nicht mit offenen Armen entgegengekommen ist. Manche Frage des Wißbegierigen scheint ihn belästigt zu haben; und er kann lange schweigen, läßt V. lange auf eine Antwort warten, die dieser durch immer erneuerte Briefe anzuregen sucht. Dennoch fand Goethe früh in Varnhagen's Wesen einen ihm selbst verwandten Zug; schon im J. 1817 notiren die Tag- und Jahreshefte: „Der Besuch von V. blieb mir, wie die Frommen sich auszudrücken gewohnt sind, nicht ohne Segen; denn was kann segensreicher sein als wohlwollende, einstimmende Zeitgenossen zu sehen, die auf dem Wege, sich und andere zu bilden, unaufhaltsam fortschreiten?“ Man vergesse nicht: der alte Goethe war ruhig geworden und er wollte Ruhe um sich haben. Nicht das stärkste Temperament war ihm der liebste Verkehr, sondern die bescheidener, zurückhaltender Anpassung fähigste Natur. V. hatte sich mit Bewußtsein geschult, nicht dem jungen, stürmischen Titanen, nein dem greisen, formellen Goethe sich nachzubilden. Sollte Goethe's klares Auge das Mißverhältniß von Varnhagen's Alter und seinem Goethischer Abklärung nachstrebenden Wesen nicht erkannt haben? Sollte er nicht geschmunzelt haben, wenn er in den Briefen des Dreißigers Wendungen und Umschreibungen wiederfand, die er selbst in den letzten Decennien seines Lebens sich angeeignet hatte? Nicht ohne Ironie nahm er wenigstens die Gabe auf, mit der V. im J. 1823 ihn beschenkte. V. und Rahel wollten Goethe einen litterarischen Triumphbogen errichten, durch den er gesicherten Ruhmes der Unsterblichkeit zugehen könnte. Man stellte aus eigenen und fremden Beiträgen einen Octavband „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden“ zusammen; Goethe corrigirte „in den wohlwollenden Zeugnissen“ und machte den Vorschlag zur Güte, einen Band mißwollender Zeugnisse herauszugeben. V. aber schritt unentwegt weiter; 1828 und 1829 bespricht er den Schiller-Goethe'schen Briefwechsel, im folgenden Jahre die Tag- und Jahreshefte. Der Litteratur über Goethe hat er bis ins höchste Alter hinauf Beachtung geschenkt. 1824 zeigt er Eckermann's „Beiträge zur Poesie“ an, später auch seine „Gespräche mit Goethe“, unmittelbar nach Goethe's Tod weist er ein Antigoetheanum zurück, dann recensirt er Wagner's auf Goethe bezügliche Briefpublicationen, Stahr's „Weimar und Jena“, auch ferner stehendes wie Dorer-Egloff's „Lenz“. Die Faustcommentare von Schubarth, Deycks, Weiße finden seine Beachtung. Selbst Viehoff's und Düntzer's Erläuterungen kommen an die Reihe; und neben Palleske's „Schiller“ natürlich auch Lewes' „Goethe“. Mit vollem Recht konnte Heine ein Wort von Novalis auf V. anwenden und ihn den Statthalter Goethe's nennen. Ein Theil dieser Kritiken erschien in dem Organe der Hegel'schen Schule, in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“, an dessen Stiftung der mit Hegel und mit dem Herausgeber Gans befreundete V. thätigen Antheil genommen hatte. Aber nicht auf den Kreis Goethe's beschränken sich die Recensionen Varnhagen's; nirgends zeigt sich die emsige Vielseitigkeit Varnhagen's besser, als wenn man die Fülle verschiedenster Schriften überblickt, an denen er Kritik geübt hat. Freilich wird diese Kritik mit der Zeit nicht tiefer; und schließlich kam es ihm nur mehr drauf an, die Recensenda in bestimmte stilistische Rubriken einzuordnen, den Verfassern sein stilisirtes Wohlwollen zu bezeugen. Allein welche Fülle des Verschiedenartigsten! Mit Vorliebe verweilt V. bei der Geschichte der französischen Bewegung, die er zum Theil miterlebt hatte, und ihrer Folgen. Mignet's und Dan. Stern's Darstellungen der französischen Revolution, Scott's Bonaparte, dann eine ganze Reihe von Memoirenwerken, wie die Denkwürdigkeiten von Brienne, vom Herzog

von Rovigo, von Bourienne, sind zu nennen, endlich Chateaubriand's Darstellung des Congresses von Verona. Ihnen reihen sich an die autobiographischen Schriften Arndt's, Niebuhr's, Rumohr's, der Briefwechsel zwischen Gentz und Ad. Müller; die Briefe J. G. Forster's und Jean Paul's leiten zur deutschen Litteratur hinüber. Von jüngeren Historikern stellen Dahlmann und Ranke sich ein. Auf dem Gebiete der deutschen Litteratur tritt er vor allem für seine romantischen Freunde auf den Kampfplatz. Novellen von Tieck und Arnim, die französische Uebersetzung von Chamisso's Schlemihl, selbst ein Buch des Jugendfreundes und Polarsternbündlers Theremin kommen zur Besprechung. Rückert und Stägemann, dann Amalie v. Helwig, endlich Rellstab bezeichnen den weiteren romantischen Kreis. Warm und energisch nimmt er sich der Jüngsten an. Seinem Landsmanne H. Heine hat er nicht zum mindesten durch drei Recensionen die litterarische Laufbahn geebnet und neben Rahel auf ihn läuternd und wegeweisend gewirkt. Neben Heine steht sein Freund Immermann, der schon durch den Angriff auf Pustkuchen's falsche Wanderjahre V. sympathisch sein mußte. Dem Freundeskreise Heine's gehört auch der Elsässer A. Weill an, schließlich Laube. Dem jungen Deutschland hat V. mannichfach auch sonst beigestanden und für dessen freie Auffassung der Moral in Ernst und Scherz sich eingesetzt. Auch im Scherz; denn V. las Gellert's „Schwedische Gräfin von G***“ als modernen Roman vor und weidete sich an der Ueberraschung der Zuhörer, die das Product des moralischen Bremer Beiträgers für einen der sittenlosesten Romane des jungen Deutschland gehalten hatten. Neben den jungen Deutschen beachtete er auch ihre französischen Verbündeten und besprach G. Sand's „Mont-Revêche“. Pückler-Muskau war ja auch schon von Goethe gelobt worden; V. konnte also nicht zurückbleiben. Die jüngste deutsche Erscheinung, die sein Interesse wachrief, war G. Keller's „Grüner Heinrich“. Gerne lieh er den russischen Dichtern sein Ohr; er zeigt eine Uebersetzung Puschkin's an und überträgt selbst kleine Erzählungen von Odojewsky und Melgunoff. Mit Philosophie beschäftigte sich der Freund Hegel's am seltensten; die Hegelbiographie von Rosenkranz und Carriere's „Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit“ stehen vereinzelt unter den von V. recensirten Büchern da.

Schon die Wahl der besprochenen Schriften bezeugt, daß V. als Recensent nicht den Vorwurf politischer oder litterarischer Reaction zu scheuen hat. Für das junge Deutschland, für verwandte ausländische Richtungen persönlich einzutreten, dazu gehörte schon ein gut Theil männlichen Muthes. Heine, der erbittertste Feind Preußens, hat Varnhagen's treue Freundschaft mehr als einmal öffentlich in Anspruch genommen. Wir begreifen, daß ein solcher Genosse V. nicht nur bei den führenden Kreisen Preußens schaden mußte; auch heute noch werfen ihm Gegner der jungdeutschen Bewegung vor, daß er nicht minder erfolgreich als Heine und Börne für die Verbreitung neufranzösischer Ideen gewirkt habe. Grade in den Recensionen sucht V., nicht derb dreinfahrend, wie Börne, auch nicht mit der sarkastischen Schärfe Heine's, aber desto sicherer, mit leiser, behutsamer Hand im Interesse der modernen Zeitrichtung zu wirken. Viel harmloser als jene kritischen Aeußerungen sind die Bücher, die er seit 1824 auf dem Gebiete vaterländischer Historik schrieb, die „Biographischen Denkmale“, erst fünf Bände (1824—30), dann noch fünf weitere Einzelbiographien (1837 bis 1853). Ohne Zweifel war es V. eine angenehme Thätigkeit, die an Tettenborn's Seite erworbene oder wenigstens entdeckte biographische Kunst an größeren und kleineren Leuten auszuüben. Er selbst wies auf Schiller's Absicht hin, einen deutschen Plutarch zu schreiben; und wie Schiller wollte auch er an der Tugend der Vorzeit die erschlaffte Gegenwart aufrichten. Goethe klatschte Beifall; er meinte, V. habe etwas Ultra-Plutarchisches geliefert. Der erste

Band bot auch wirklich im Plutarchischen Sinne Parallelbiographien; Graf Wilhelm zu Lippe, Graf Matthias v. d. Schulenburg und König Theodor von Corsika sind einander nahe verwandt, sind nur Variationen desselben Themas. Zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert, meint Goethe, wären sie als Condottieri, als kühne Miethhelden aufgetreten; zwischen dem 17. und 18. Jahrh. mußte ihr Betragen milder, sittlicher werden, nahm selbst ihr Eigennutz einen edleren Charakter an. Im Sinne Plutarch's treten dann im 2. Bande der alte Derfflinger und der alte Dessauer zusammen. Der 3. Band wagt sich zum ersten Male in die Gegenwart; er ist Blücher gewidmet. Wieder um ein Jahrhundert und mehr zurückgehend faßt V. dann im 4. Bde. die drei Dichter Flemming, Canitz und Besser zusammen und zeichnet endlich im 5. die Gestalt des Grafen Zinzendorff. Goethe fand sich besonders von dem 4. Bde. berührt, schilderte er doch, ebenso wie der 1., Gestalten, die in seiner Jugend noch bedeutend und einflußreich dastanden. Anknüpfend an diesen 4. Bd. schrieb er die anspornenden Worte nieder: „Seit geraumen Jahren wirkt V. auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Bestreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu Denjenigen, die zunächst unsere Nation litterarisch in sich selbst zu einigen, das Talent und den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeistes, mit dem sie in Wechselwirkung standen, Klarheit des ganzen Zustandes befördern". V. folgte dieser Aufforderung, allein wol nicht im Sinne Goethe's. Nicht Vertreter des Zeitgeistes holte er sich aus dem 18. Jahrhundert, er beschränkte sich auf vier Generale Friedrich's des Großen, auf Seydlitz, Winterfeld, Schwerin und Keith. Neben Blücher stellte er noch den Grafen Bülow. Mehr und mehr scheint ihn, den alten Waffengefährten Tettenborn's, die Schilderung von Kriegsthaten gefesselt zu haben. Nur eine Ausnahme gestattete er sich: er zeichnete das Charakterbild des Sonderlings Hans v. Held; aus nächster Nähe beobachtet, glückte ihm nochmals eine lebensvolle Schilderung; der liberale Patriot war ja auch ein seinen verborgensten Neigungen sympathischer Stoff. Goethe lobt auch Stil und Ausdruck der biographischen Denkmale. Seiner Zeit galt V. als unübertrefflicher Meister der Biographie. Man fand, daß den Individualitäten ihre Eigenheit gelassen, die Zustände mit Einsicht erfaßt, die Darstellung klar und durchsichtig war. Man schätzte die antike Gelassenheit des Erzählers, der den Ausdruck eher zu blaß, als zu glänzend gibt, nur um die leise Linie der Wahrheit nicht zu verletzen. Die neuere Kritik urtheilt schärfer; sie macht V. zum Vorwurf, er habe die urkräftigen Gestalten Blücher's oder des alten Dessauers in voller Persönlichkeit lebendig zu machen, zu wenig Leidenschaft, zu wenig derben Humor besessen. Wir begreifen, daß eine machtvolle Individualität von dem Temperamente Treitschke's jene Heldennaturen in Varnhagen's glatter Darstellung leblos, ja abgeschmackt finden kann und nur den sauberen Bildchen, die V. von den Hofleuten Canitz und Besser entwirft, ein karges Lob zollt. Gewiß ist Varnhagen's Anpassungsfähigkeit zu weich, zu rückgratlos, um große Naturen in großen Zügen zu zeichnen. Er schreitet langsam und vorsichtig von Factum zu Factum, von Nachricht zu Nachricht, von Anekdote zu Anekdote, ohne bei aller Vorsicht an den reichlich benutzten Quellen scharfe Kritik zu üben. Und selbst der vielgerühmte Stil, die gepriesene Form, sie genügt nicht unsern gesteigerten Ansprüchen. Auch wer die wohlabgezirkelten Perioden Varnhagen's liebt und nicht nach lebendigerer, frischerer Form dürstet, wird nicht leicht durch die Menge unbearbeiteter Documente, durch Briefe und Notizen aller Zungen dringen, die V. seiner Erzählung einverleibt. Rahel's Ableben erst gab dem Wittwer Gelegenheit seine Gabe der Charakteristik in

durchaus ansprechender Form zu bethätigen. Merkwürdigerweise hat V. eine umfangreichere Darstellung von Rahel's interessanter Individualität nie versucht. Doch die Zugaben, mit denen er ihre und ihrer Freunde Briefe versah, zeigen den Biographen V. im glänzendsten Lichte. Zwar das erste Denkmal, das er Rahel errichtete, „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ (Berlin 1833, als Mscr. gedr.; dann 1834 auf 3 Bde. erweitert) bietet nur eine kärgliche Schilderung seiner persönlichen Beziehungen zu Rahel und ihrer letzten Tage. Im übrigen bewährt sich V. hier nur als Sammler und Herausgeber Rahel'scher Documente. Doch die „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang“ (Leipzig 1836) begnügt sich nicht, die Briefe von siebzehn Freunden und Freundinnen mitzutheilen; mehr oder minder ausgeführte Charakterbilder der einzelnen Briefschreiber sind beigegeben. Neben knapperen Skizzen gibt V. hier die glänzende Charakteristik des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der sich im 2. Bde. ein erschöpfendes Charakterbild von Friedrich Gentz ebenbürtig anschließt; beiden Studien hat man den Vorwurf der Schönfärberei gemacht, vielleicht nicht mit Unrecht. Muster anempfindender, glücklich nachfühlender Charakterisirkunst sind sie um so mehr. Als dann Varnhagen's Nichte Ludmilla Assing sich anschickte, die in seinem Nachlasse befindlichen Briefe an Zeitgenossen herauszugeben, konnte sie fast jedem Briefsteller eine mehr oder minder ausgeführte Schilderung von Varnhagen's Feder beigeben. Diese von kurzer Notiz zu abgerundeter Biographie aufsteigenden Charakterbilder, jetzt im 17., 18. und 19. Bde. von Varnhagen's „Ausgewählten Schriften“ (Leipzig 1875—1876) bequem zugänglich, bilden für jeden auf dem Gebiete der Romantik thätigen Forscher eine unschätzbare Fundgrube oft gerade durch persönliche Mißgunst um so scharfsichtigerer Erkenntniß romantischer Individualitäten. Friedrich Schlegel und Schleiermacher, Tieck und sein Schwager Bernhardi, Brinckmann, Franz v. Baader, Adam Müller, Arnim und Brentano, Chamisso und Neumann und viele Andere sind vertreten. Ueber die Grenzen der Romantik greift V. ins 18. Jahrh. zurück; auch Wilhelm v. Humboldt ist ein Panegyricus gewidmet. Rahel und ihr Bruder Ludwig Robert müssen sich mit kleineren, einzelne Züge hervorhebenden Aufsätzen begnügen. Wenn diese biographischen Miniaturbilder die vorgeführten Personen mit nicht gewöhnlicher Kunst in das Centrum ihrer Individualität treffen, so bieten Varnhagen's „Denkwürdigkeiten“ (Mannheim 1837, 1838, Leipzig 1840—1859) neben ähnlichen Meisterstücken individualisirender Wesenserfassung zugleich eine auf gewaltiger Fülle persönlich geschauten Materials aufgebaute, freilich nicht immer ganz zuverlässige Schilderung deutschen Lebens in der Zeit von 1785 bis 1819. Deutschland müßte an Memoirenwerken erst weit reicher werden, ehe es Varnhagen's „Denkwürdigkeiten“ aus dem Reiche classischer Schriften des Faches streichen dürfte. In sauberer und plastischer Ausführung steigt das Bild des geistreichen Berlins, der Jung-Romantik des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts vor dem Leser empor. In zusammenfassender Darstellung und in der Menge werthvollen Details übertrifft dieser Theil der „Denkwürdigkeiten“ sämmtliche Briefwechsel und Memoirenwerke der Zeit. Wien und die ersten Keime der Wiener Romantik kommen nach der Schilderung der Schlacht von Wagram zu ähnlich glücklicher Erscheinung, ebenso das Paris der letzten Jahre des ersten Kaiserthums. Nach seinen eigenen älteren Schriften zeichnet V. dann das Bild der an Tettenborn's Seite verlebten Jahre, um endlich den Wiener Congreß als Eingeweihter vorzuführen, der gerne und oft einen Blick hinter die Coulissen thut. V. liebt überhaupt diese Blicke hinter die Coulissen; und sie geben seiner Autobiographie einen besonderen Anstrich. Große Männer werden gerne im Hausrocke vorgeführt. Wie seine Biographien preußischer Feldherren und Dichter mit Vorliebe die Anekdote verwerthen, so greift er auch jetzt gerne zu ihr;

freilich kann sie in diesem Zusammenhange auch kaum mehr vom niedrigsten Klatsche unterschieden werden. Mit Behagen hängt er gerade den historisch bedeutendsten Individuen, großen Staatsmännern wie großen Schriftstellern, einen Denkzettel an und zieht geflissentlich die unerquicklichsten, kleinlichsten Momente ihres Lebens in den Vordergrund. Die Denkwürdigkeiten reichen in ununterbrochener Kette bis zum Jahre 1819, bis zu seiner Abberufung von Karlsruhe. Die letzten fünf Capitel greifen nur mehr einzelne Episoden seines Lebens heraus, dienen gelegentlich nur seiner Klatschsucht. Ein Capitel schildert Rahel's Ableben, ein anderes Varnhagen's seltsame, unmittelbar nach Rahel's Tod sich anspinnenden Beziehungen zu Marianne Saaling. Den Abschluß bildet Varnhagen's Zusammenkunft mit Metternich vom Jahre 1834. Auch hier wieder ist manches Intime nutz- und zwecklos herausgesagt; allein trotzdem liefert V. in diesem erst nach seinem Ableben im J. 1853 veröffentlichten Capitel eine der günstigsten Schilderungen, die der vielgeschmähte österreichische Staatsmann je gefunden hat, eine Schilderung, die um so mehr auffallen mußte, als sie von einem Liberalen kam.

In emsiger Thätigkeit, kritisirend, sein Leben und das Leben anderer schildernd, in voller geistiger Frische lebte V. in Berlin; hie und da unterbrach eine Reise das Stilleben. In innigem Verkehre mit den hervorragendsten Vertretern des geistigen Berlin bewahrte er das Erbe, das Rahel's litterarischer Salon, das seine eigne einst vielbewegte Lebensbahn ihm geschenkt hatte. Rahel's Andenken und ihrem Nachlasse widmete er dauernd einen Theil seiner schriftstellerischen Arbeit, dann auch dem Nachlasse einer Reihe Fernerstehender, wie Fr. Gentz oder Karl Müller. Allgemein geschätzt, insbesondere von den Jüngeren hoch geachtet und verehrt, entschlief er am 10. October 1858. Man mochte meinen, die lange Reihe der oben aufgeführten Schriften hätte das Leben des Greises ausgefüllt. Um so größer war das Erstaunen, ja die Entrüstung, als Ludmilla Assing aus Varnhagen's Nachlaß nacheinander eine Reihe von Publicationen vorlegte, die sein Bild wesentlich veränderten. Daß V. mit den bestehenden Verhältnissen, mit der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. nicht einverstanden war, wußte man ja wohl; und die nicht geringe Mehrheit stimmte ihm zu. Daß er die Anekdote, den Klatsch liebte, daran konnte kein Leser seiner historischen und autobiographischen Schriften zweifeln. Wol aber mußte es überraschen, daß V. allen erbärmlichsten Klatsch, den er über die führenden Persönlichkeiten erfahren hatte, mit Bienenfleiß Tag für Tag zusammentrug, daß er mit erbittertstem Hasse das böseste Wort, die kränkendste Wendung über die ihm Unsympathischen für das Gedächtniß der Nachwelt aufzeichnete. Namenlos bloßgestellt waren alle, mit denen er intim verkehrt hatte, so Alexander v. Humboldt, Bettina von Arnim und viele Andere. Freilich er selbst kam in seinen Aufzeichnungen am schlechtesten weg. Mögen sie auch die Fülle des Geistreichen, eine Menge unschätzbaren historischen und litterarischen Materials bieten, sie zeugen doch unwiderleglich für die maßlose Eitelkeit des Mannes, der früh morgens in Kissingen den anwesenden Hoheiten in den Weg läuft und nach ihrer Ansprache buhlt, Abends seinem Tagebuch Klagen über die störende Anwesenheit derselben Hoheiten einverleibt. Diese hämisch klatschende, wiederum an W. Schlegel gemahnende Eitelkeit macht Varnhagen's Tagebücher auch dann unsympathisch, wenn er heute beliebten, nachträglich zu Recht gediehenen politischen Anschauungen das Wort redet. Als einer Darstellung der Zeitgeschichte aber hat V. selbst durch eine beiläufige Aeußerung seinen Tagebüchern alle Berechtigung entzogen; er sagt einmal: „Eine mikroskopische Geschichte ist nicht besser als eine mit natürlichem Auge gesehene, nicht die Richtigkeit des fast nicht mehr sichtbarsten Kleinen, sondern der Eindrücke im Großen ist die Hauptsache“ (10, 174). V. hat, und zwar

am meisten in den Tagebüchern, dem kaum mehr Sichtbaren, mindestens nur Wenigen sichtbaren Kleineren sein Interesse gewidmet. Wir aber begreifen, wenn ein Historiker von Treitschke's Art V. einen Schwamm nennt, der jedes Schmutzbächlein aufsog. Sein treuster Helfershelfer war Alexander v. Humboldt; und mit der Veröffentlichung seiner Briefe an V. setzte Ludmilla Assing 1860 ein. Sie gab ein paar Tagebuchstellen Varnhagen's als Pröbchen hinzu. Fünf Auflagen waren in einem Jahre vergriffen. Von 1861 bis 1870 folgten dann Varnhagen's Tagebücher aus den Jahren von 1835 bis zu seinem Tode, vierzehn starke Bände, die Ludmilla erst bei Brockhaus, dann vor der Censur fliehend in Zürich, endlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg herausgab. In den Jahren 1868 und 1869 edirte sie noch unter dem Titel „Blätter aus der preußischen Geschichte" Varnhagen's Tagebücher der Jahre von 1815 bis 1825; sie nehmen den Faden auf, den V. in seinen Denkwürdigkeiten fallen gelassen hatte. Wer die Wirkung der Briefe Humboldt's und der ersten Bände der Tagebücher, dann die Art der Antikritik kennen lernen will, die von conservativer Seite geübt wurde, der lese etwa die Kreuzzeitung vom 24. November 1861. Wären die Tagebücher, wie V. testamentarisch bestimmt hatte, erst 20 Jahre nach seinem Tode ans Licht getreten, sein Andenken stände heute in besseren Ehren. Auf Ludmilla Assing fällt der Vorwurf, daß sie den größten Theil des Skandals durch allzufrühe Veröffentlichung verschuldet hat. Nicht in Varnhagen's Sinn war es gelegen, noch Lebende oder eben Verstorbene bloßzustellen. Ludmilla's Indiscretion machte die scharfen Worte begreiflich, die ein mittelbar Betheiligter von der vornehmen Art Herman Grimm's ihr gab. (Fünfzehn Essays. Erste Folge[3] 362—374.) —

Die obige Studie geizt nicht nach dem Ruhme, sämmtliche Schriften Varnhagen's anzuführen; sie wäre sonst bei beschränktem Raume zu einem bibliographischen Verzeichniß geworden. Hoffentlich bietet die 2. Auflage von Goedeke's Grundriß an Stelle des völlig unzureichenden Artikels der ersten (3, 78 f.) eine umfassende Zusammenstellung. Hier sei nur bemerkt: Die 19bändigen von Ludmilla Assing besorgten „Ausgewählten Schriften" (Leipzig 1871—76) bieten durchaus nicht den gesammten Inhalt der von V. selbst besorgten „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften". (Mannheim, dann Leipzig 1837—59.) Insbesondere fehlen die Recensionen, die allerdings zum Theil nur in dem Buche „Zur Geschichtschreibung und Litteratur. Berichte und Beurtheilungen" (Hamburg 1833) gesammelt vorliegen. Ein Neudruck der „deutschen Erzählungen" erschien Stuttgart 1879. Einen Neudruck des „Musenalmanachs" auf das Jahr 1806 besorgte L. Geiger (Berliner Neudrucke Ser. 2. Bd. 1, 1889); vgl. auch Kürschner's Deutsche Nationallitteratur 135, 3, 170—177. 287—291. — Als Quellen der Biographie Varnhagen's kommen natürlich zunächst seine eignen autobiographischen Gaben und seine Briefe in Betracht. Panegyrisch gehalten ist ein anonymer Artikel über V. „Unsere Zeit" 1859, 3, 508—522. Wenig, aber interessantes Material, auch reiche Litteraturangaben aus zeitgenössischen Zeitschriften bei Wurzbach 49, 282—286. Oskar F. Walzel.

Varnhagen *): Rahel Antonie Friederike V. v. Ense, geborne Rahel Levin, nachher unter dem Familiennamen Robert bekannt, wurde geboren zu Berlin am ersten Pfingstfeiertage, dem 26. Mai 1771. In Rahel — diesen alttestamentarischen Rufnamen und nicht ihren späteren Taufnamen Friederike hat V. zu ihrem litterarischen nom de guerre erhoben — in der Tochter des Kaufmanns Levin Markus treffen sich zwei für ihre Zeit charakteristische Entwicklungsbahnen deutscher Culturgeschichte; sie selbst vertritt als höchstausgebildeter Typus die

*) Zu S. 499.

zeitgenössischen Phasen jener beiden Culturentwicklungen, die sich in den Schlagworten der geistigen Emancipation des Weibes und der gesellschaftlichen Emancipation des Judenthums zusammenfassen lassen. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts erläßt Preußen eine unduldsame Judenordnung. In wenigen Jahrzehnten gelingt es dem rastlosen Ringen eines klugen, reich gebildeten Mannes von reiner Würde und sittlichem Adel, aus den Juden der Zeit des großen Friedrich, aus geschröpften fleißigen Steuerzahlern, eine geistigen und geselligen Ansprüchen im besten Sinne genügende Gesellschaftsschicht zu bilden. Der unantastbare Charakter Moses Mendelssohn's erklärt diese fast plötzliche Wandlung; an dem Freunde Lessing's ranken sich die Glaubensgenossen empor, bis sie, die engen Fesseln der Confession lockernd oder gar abstreifend, wenigstens im geistigen Berlin als Gleiche mit Gleichen verkehren und durch überlegene geistige Beweglichkeit die gesellschaftliche Leitung der Litteratur in die Hand nehmen. Allen voran die Frauen! Mendelssohn's Tochter Dorothea, Henriette Herz und andre ihnen gleichgesinnte schließen sich in eindringlichem Verständniß den Führern der damals jüngsten deutschen Geistesbewegung an, aus deren Lehren sie selbst wiederum die Berechtigung ihres nicht auf den engen Kreis häuslicher Tugend beschränkten Wirkens ableiten. Von der genialsten Frau des Jahrhunderts, von der Göttinger Professorentochter Karoline Michaelis, lernen die jüngeren Romantiker den Beruf des Weibes weiter zu fassen. Von ihren Worten befeuert, holt Friedrich Schlegel aus der Welt eines Perikles und Sokrates die Gestalten einer Aspasia und einer Diotima; die Blicke auf Karoline gerichtet, leiht der jugendliche Neuerer jenen schemenhaften antiken Erscheinungen frisches Leben und frisches Blut; und er kündet der Welt die neue Lehre, daß die Frau nicht bloß die treue, in der Erfüllung häuslicher Pflichten aufgehende Begleiterin des Mannes, daß sie vielmehr seine geistige Führerin sein, daß weiblicher Spürsinn ihm leitend voranschreiten solle, wo der Verstand des Mannes im Finstern tappt. Karoline selbst hatte in Göttingen, an der Seite der Töchter Schlözer's und Heyne's die Fesseln allzuengen Frauenberufes sprengen gelernt. Sie und Therese Forster wollen nicht mehr bloß, wie etwa Goethe's Freundin, dem heißen Blute des Mannes Mäßigung tropfen, sie gehen anstachelnd, begeisternd, im guten und im schlechten Sinne, vor dem Manne einher. Therese lockt ihren Gatten J. G. Forster ins Verderben, Karoline hilft den Schlegel, Tieck und Novalis eine neue Spur deutscher Geistesentwicklung verfolgen. Wenn Schiller den Beruf des Weibes in der Ausbildung ihrer Weiblichkeit sucht, wenn er echter Weiblichkeit das Merkmal der Naivetät als bezeichnendstes zuschreibt, so wollen Karoline und Therese und Dorothea Schlegel dem Manne es gleichthun, als Ebenbürtige neben ihm, nicht unter ihm ringen und schaffen. Herrliche Verse Schiller's parodirend spotten sie hämisch seines weiblichen Ideals und höhnen die Frau, die dem Manne wollige und warme Strümpfe strickt und zerrissene Pantalons flickt. Die Nachwelt würdigt trotzdem in Lotte Schiller das feinfühlig dem hochüberlegenen Gatten sich anschmiegende Weib, das doch über die Wirthschaftssorgen hinaus einen verständigen Blick in sein Schaffen thut; die Nachwelt schätzt indeß auch Karoline und ihre Genossinnen. Denn nur sie haben die deutsche Frau hoch genug gehoben, damit sie nicht neben den blendenden Erscheinungen einer Frau v. Staël, einer George Sand, einer George Elliot allzudürftig sich darstelle. Rahel ist unter diesen Begründern der Frauenemancipation ohne Zweifel eine der hervorragendsten; freilich hat sie mit ihren Genossinnen auch die weniger erfreuliche Gestalt des Blaustrumpfs auf dem Gewissen, der dann im Laufe des 19. Jahrhunderts in Deutschland sich einstellt. Lange Zeit hat man sie für diese Culturerscheinung allein verantwortlich gemacht, ihr allein den Ruhm jener geistigen Befreiung zugeschrieben. Durch

Zufall, insbesondere durch die Sorgfalt ihres Gatten Varnhagen, sind geistige Aeußerungen Rahel's in die Welt hinausgegangen, lange ehe weitere Kreise von dem Wirken einer Karoline Schlegel, einer Dorothea Veit, einer Henriette Herz wußten. Karoline Schlegel besaß alle Talente, um als Schriftstellerin zu glänzen; sie begnügte sich indeß, im Stillen sich zu bethätigen. Erst die neuere Forschung hat auf Grund spät veröffentlichter Zeugnisse ihren Antheil an dem Wirken der Brüder Schlegel feststellen können, aus W. Schlegel's Werken und aus seiner erfolgreichsten Arbeit, aus der Shakespeare-Uebertragung, die von Karoline herrührenden Theile reinlich herauszuschälen, wird vielleicht nie glücken. Rahel besaß nie die Karolinen im höchsten Grade eigene Gabe folgerichtiger schriftstellerischer Gedankenentwicklung. Heine zählt sie zu den Autoren, die, wenn sie gut schreiben sollen, sich immer in einem gewissen Geistesrausch befinden müssen; er nennt sie eine Bacchantin des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumelt. Sie verstand nur, ihr Talent blitzartig erleuchtender, aber auch blitzartig im Zickzack hineilender Conversation in Briefform sich ausleben zu lassen. Und durch die Veröffentlichung dieser Briefe hat V. sie in den Kreis der deutschen Schriftsteller eingeführt. Während indeß Karoline nur den ästhetischen Bemühungen der älteren Romantik diente, wußte Rahel die ins Politische hinüberschielende Litteratur des jungen Deutschlands zu berathen und zu leiten; und die Bewunderung, die ihr das junge Deutschland zollte, ließ ihren Ruhm auch nach ihrem Ableben mächtig emporwachsen, bis sie endlich als „Thyrsusschwingerin des Zeitgedankens“ zu einer ganz einzigen, nie dagewesenen Gestalt von mythischer Größe wurde. Neben dieser, von Vielschreibern der Art eines Schmidt-Weißenfels künstlich genährten Begeisterung für Rahel mußte auch Bettina's weit künstlerischeres, poetisch viel reicheres Naturell zurücktreten. Wie aber neuere Betrachtung aus größerer Ferne dem Wesen Bettina's näher gekommen ist und ihm sympathischere, gewinnendere Züge abgelauscht hat, so schwand vor hellerem, klarerem Lichte auch die Weihrauchwolke, die man um Rahel's Persönlichkeit gelegt hatte, bis endlich in Treitschke's Darstellung alles Licht auf die warmblütige Rheinländerin Bettina fiel, und der Berlinerin Rahel nur ihr scharfer, alle Begriffe zerfasernder Verstand als karges Erbe blieb. Dennoch hat Rahel gerade vermöge ihres reichen, warm empfindenden Gemüths schwer und bitter gelitten; eine moderne, psychologischer Beobachtung geneigte Anschauungsweise wird das eine an ihr bewundern, daß sie mit tief eindringendem Verstande ihre reichen und mannichfachen Seelenstimmungen zu erschauen und mit schrankenloser Offenheit das Erschaute darzustellen wußte. Alle Construction eigenen Gefühlslebens liegt ihr fern. Sie läßt jedes Gefühl sich vollauf ausleben, mag es ihr auch den bittersten Wehschrei abringen, und sie verfolgt aufmerksamen Auges, mit feinster Beobachtung die Entwicklungsformen dieses Gefühls. Solchem emsigem Studium des eigenen Ich wird jeder Umstand wichtig, der an der Schöpfung der augenblicklichen Stimmung mitarbeitet. Und schließlich gewöhnt sich Rahel, als Stimmungsaccord an den Anfang ihrer Briefe eine knappe Charakteristik des Wetters, der Naturstimmung zu setzen. Ihre mimosenhafte Empfindlichkeit schwingt jedem Lufthauch nach. Ohne Zweifel führt diese emsige Selbstbeobachtung zur Selbstverzärtelung, zur Ueberspannung des Gefühls. Mag man indeß hundert Mal von den nervösen, fahrigen, jede Stimmung in ihrer absoluten Stillosigkeit widerspiegelnden Ausbrüchen Rahel's unbefriedigt oder gar verstimmt sich abwenden, immer wird die nie ermüdende, nirgends aus Eitelkeit zurückhaltende und verschweigende Wiedergabe des augenblicklichen Gemüthszustandes von neuem anziehen und fesseln. Als leuchtendes Vorbild in der Wiedergabe solcher subjectiven états d'âme ist der Dichter des „Werther“ Rahel vorangeschritten. Wir begreifen Rahel's Be-

wunderung für den großen Psychologen. Freilich läßt Goethe sein klares, unbeirrbares Auge fast theilnahmlos auf den Dingen ruhen; Rahel's rastlose Beweglichkeit wird neben Goethe's Objectivität immer den subjectiver Gefühlsäußerung eigenen Charakter des Gemachten, des Gekünstelten, des Unnatürlichen gewinnen. Sie ist und bleibt eine Décadenceerscheinung.

Die Ausbildung und Entfaltung ihres reichen Seelenlebens hat Rahel schwere Stunden gekostet und schon die Kindheit war nicht immer rosig. Ihre Mutter, eine sanfte, fromme, muntere Frau, brachte nach vielen zu frühzeitigen Niederkünsten in Rahel das erste lebende Kind zur Welt. Rahel war so schwach, daß man sie in Baumwolle hüllen und eine Zeit lang in einer Schachtel aufbewahren mußte. Drei Brüder, unter ihnen der Nordsternbündler Ludwig Robert, und eine Schwester wurden ihr noch zu theil. Früh galt Rahel als außerordentliches Kind; sie war der Liebling des geschäftskundigen, lebendigen, witzigen Vaters. Doch die Launen des unumschränkt gebietenden Mannes brachten ihr mehr Leid als Freude. Gelernt hat Rahel nicht viel. Unverständige Lehrer wußten ihr den Lernstoff nicht mundgerecht zu machen; sie selbst war von Anfang an viel zu selbständig, zu originell in ihrer Auffassung, um bloßes Gedächtnißmaterial in sich aufzuspeichern. Nur was in ihrem Gedankenleben sofort einen sicheren, vorbereiteten Platz fand, wurde ihr geistiges Eigenthum. Um so rascher entwickelte sich ihre gesellige Begabung. Bald citirte man ihre überraschenden, humoristischen und witzigen Aeußerungen, die immer lebendig gegeben waren und immer einen Anstrich von Originalität hatten. Nach dem Tode des Vaters konnte Rahel ihren Geist noch freier und ungebundener sich ausleben lassen. Bald spielte sie in den Salons der jüdischen Gesellschaft eine Rolle. Der glänzende Kreis geistiger Capacitäten, der sich um Henriette Herz und Dorothea Veit bewegte, begann sich auch bei ihr einzufinden. Neben Gentz, Friedrich Schlegel, neben den Brüdern Tieck, den Brüdern Humboldt stellte sich die Diplomatie und der Adel ein. Die Schranken ihrer Geburt — Rahel hat sie tief und schmerzlich empfunden — scheinen zu verschwinden. Schon fühlt sie sich dem Geistreichsten, dem Adligsten ebenbürtig. Doch grade in diesem Glauben sollte sie bald auf das heftigste erschüttert werden. Bezaubert von ihrem Geiste, beherrscht von ihrem weit stärkeren Temperament trägt ihr Graf Karl Finck v. Finckenstein seine Hand an. Ein bildschöner Cavalier, blond, schlankgewachsen, echter und unverfälschter Vertreter auserlesensten germanischen Adels gewinnt er das Herz Rahel's, deren Schönheitssinn über die Grenzen ihres Stammes hinaus nach einem Idealbilde männlicher Schönheit ausblickte. Dieses Idealbild glaubte sie in Finckenstein zu finden und mit der ganzen Macht einer leidenschaftlichen Liebe kommt sie seiner Werbung entgegen. Bald überzeugte sie sich, daß der schwache Charakter des Geliebten dem Vorurtheile nicht gewachsen war, das ihrer Verbindung im Wege stand. Jahrelang zieht sich die Verlobung unter fortwährenden Krisen hin. Immer wieder glaubt sie an ihn, an seinen Muth; endlich wird ihr die schmerzliche Ueberzeugung, daß sie zwar ihn genug beherrsche, um ihren Willen ihm unterzuschieben und ihn zum Entschlusse zu bringen, daß er selbst jedoch nie die Kraft in sich finden werde, selbständig vorzugehen und seiner Familie, dem Vorurtheile zum Trotz sie zu erringen; sie indeß ist zu stolz, ihn die Macht ihrer Persönlichkeit fühlen zu lassen, und, obwol sie merkt, daß das Herz ihr bricht, läßt sie ihn frei. Eine schwere Krankheit befällt sie, von der sie nur langsam ersteht. Um zu vergessen, reist sie mit Gräfin Schlabrendorf nach Paris und genießt an der Seite Karolinens v. Humboldt, was Paris zur Zeit des Consulats an großen Eindrücken bieten konnte. In Paris gewinnt sie eine warme, innige Zuneigung zu dem jungen, hübschen Hamburger Georg Wilhelm Bokelmann; er liebt sie.

Unter dem Drucke des Erlebten, unfähig ihrer Leidenschaft so rasch eine neue Wendung zu geben, freute sie sich des freundschaftlichen Gesinnungsaustausches, der nach Bokelmann's Abreise der Briefform sich bedienen mußte. Von Holland aus, über das sie nach Deutschland zurückkehrte, schreibt sie ihm nach Spanien. Im J. 1802 sah man sich in Berlin wieder; Rahel stand da neuerdings unter dem Eindrucke eines noch unentschiedenen Herzenserlebnisses. Bokelmann aber pries noch im J. 1837 V. gegenüber Rahel's Angedenken. Nach ihrer Rückkehr trat sie mehr und mehr in den Vordergrund des geistreichen Berlin. Brinckmann, Burgsdorff, Gualtieri, Fürst von Ligne, Prinz Louis Ferdinand scharten sich um Rahel. Aus dem Kreis der neuerworbenen Freunde trat Einer hervor; von neuem entfachte sich in Rahel eine Leidenschaft, viel gewaltiger, viel tiefer aufwühlend als die Neigung zu Finckenstein. Nicht ein temperamentsloser blonder Norddeutscher, ein heißblütiger Spanier, schwarzäugig, interessant, lebhaft, mit schönen, lebendigen Zügen, tiefschwarzen strahlenden Augen, näherte sich ihr der spanische Legationssecretär Don Raphael d'Urquijo mit der Grazie und Ritterlichkeit eines echten spanischen Hidalgo und er nahm ihren Sinn, ihr Herz, ihr ganzes Wesen unwiderstehlich ein. Hellauf loderte in beiden die Gluth der Leidenschaft. Für die Briefe Rahel's an Urquijo findet V. kein ebenbürtiges Gegenstück in der Weltlitteratur; er meint, in den Briefen der Frau v. Houdetot an Rousseau möge ein ähnliches Feuer gebrannt haben. Doch auch in diesem neuen Bunde war Rahel kein reines Glück beschieden. Dem Spanier war Eifersucht ein Glaubensartikel der Liebe. Er quält und martert Rahel, deren edler schlichter Sinn unter dem verdächtigenden Mißtrauen schwer und bitter leidet. Endlich erträgt sie's länger nicht; im J. 1804 kommt es zu einem Bruch, den Rahel nie verwindet. Ihr Herz war für alle Zeiten stumpf und müde geworden. Freundschaft und treue Anhänglichkeit blieben noch übrig; einer großen, gewaltigen Leidenschaft war sie nicht mehr fähig. In seelischen Kämpfen wol erfahren tritt sie jetzt als treue Beratherin dem Prinzen Louis Ferdinand zur Seite und läßt sich von dem leichtlebigen und doch idealgesinnten Jüngling die Liebeswirren klagen, in die ihn sein Verhältniß zur Schauspielerin Pauline Wiesel gestürzt hatte. Der Prinz selbst nennt sie eine „moralische Hebamme"; sie accouchirte so sanft und schmerzenlos, meinte er, daß selbst von den peinlichsten Ideen ein sanftes Gefühl zurückblieb. Rahel scheint in seltenem Ausmaße verstanden zu haben, fremdes Leid und fremden Kummer aus ihren eigenen Erlebnissen heraus zu verstehen und zu lindern. Das mählich alternde Mädchen, das eine bloße Conventionsehe energisch abweist, wird zur confidente aller glücklich und unglücklich Liebenden ihres Kreises. Inzwischen geben die politischen Ereignisse ihrem Gedankenleben eine neue Wendung. Eben noch hatte sie mit Prinz Louis Ferdinand intimsten Gedankenaustausch gepflogen; kurze Zeit darauf fiel er, ein Held, bei Saalfeld. Mit seinem Falle stürzte die Monarchie Friedrich's des Großen zusammen. Das nationale Unglück von Jena lehrt Rahel, daß sie, obwol Jüdin, doch eine Deutsche, eine echte Deutsche sei. Mit Begeisterung lauscht sie den gewaltig erweckenden, machtvoll anstachelnden Reden Fichte's. Der Kreis ihrer Freunde war nach Jena zerstoben; jetzt nahen sich ihr junge begeisterte Männer, wie Alexander v. d. Marwitz, der auf einem Schlachtfelde des Befreiungskrieges den Tod fürs Vaterland erleiden sollte. Jetzt, im J. 1808, naht sich ihr auch Varnhagen. Man findet sich rasch. Oft und immer wieder haben sich Zeitgenossen und Nachlebende die Frage vorgelegt, wie „diese Frau nach dem Herzen des Höchsten" an dem Manne der Welt, der Reclame, des Egoismus Interesse finden konnte. Und doch läßt sich manches zur Erklärung der seltsamen Verbindung anführen. Die Zeit der großen tragischen Leidenschaften war für Rahel vorüber; sie fand sich allmählich in die

Rolle der Beratherin, der selbstlosen Führerin. In V. tritt ihr ein formales Talent entgegen, besser gesagt ein Mann der Form, der für seine Form nach Inhalt suchte. Rahel wiederum fühlt einen ungeheuren Reichthum, nicht an Ideen, aber an Sensationen in sich: sie benöthigt ein Gefäß, um den Gehalt ihres Geistes hineinzuschütten. Konnten sich jemals zwei Naturen besser ergänzen, war je eine Individualität mehr auf die andere angewiesen? V. ohne Rahel wäre eine tönende Schelle geblieben, Rahel ohne V. hätte nie den Weg von geistreicher Causerie zu weiter wirkendem Schaffen gefunden. Was sie durchlebt, was sie erfahren, was sie, durch seelische Kämpfe geläutert, erschaut, das ringt nach Darstellung, das möchte gern entstehen. Keiner war besser geeignet, als V., diesen seelischen Gewinn in sich aufzunehmen, zu verwalten und zu verwerthen. Um den Jüngling nicht durch ihre geistige und seelische Superiorität zu erdrücken, läßt sie ihm sechs Jahre Zeit, an sich zu bilden und zu arbeiten. Wie eine Wetterfahne schwankt V. in der ersten Prüfungszeit hin und her. Er unternimmt alles Erdenkbare und „nebenbei will er auch Rahel heirathen", wie sie ihm selbst zu Gemüthe führte. Heute studirt er Medicin, morgen denkt er ans Lehramt, endlich läuft er in den Krieg. Und in allen diesen Wandlungen sucht er die Neigung jedes weiblichen Wesens zu gewinnen und zu genießen. Doch allmählich verfestigt sich alles, Lebensrichtung und Beruf, und endlich der Wunsch dauernder Verbindung mit Rahel. Ihre patriotische Begeisterung, die sie selbst im Laufe der Befreiungskriege zur hülfebereiten Krankenpflegerin, zur Organisatorin des Dienstes der Verwundeten macht, sie führt den schwankenden, willensschwachen Jüngling auf das Feld der Ehre. Unaufhörlich von ihr gemahnt, brieflich und mündlich getrieben erringt er schließlich Stellung und Ruf und ist endlich so weit, daß Rahel ihn nicht mehr zu tief unter sich erblickt. Jetzt schaut sie zu ihm empor, zu ihm, den sie selbst gemacht hat. Die Frau, die den Mann völlig beherrscht, glaubt gerne, daß er der Leiter, der Führer, der Ueberlegene ist. Sie läßt ihm die Zügel, weil sie überzeugt sein kann, daß er sie nur in ihrem Sinne führt; Rahel gibt sie um so lieber aus der Hand, als sie weiß, daß V. sie nie die Schmerzen wird dulden lassen, die sie an Urquijo's Seite getragen hatte. Dennoch bot ja auch V., der schöne, stattliche, ordengeschmückte Diplomat mit den Allüren eines Kriegsmannes, bot dieser Abkömmling eines alten, adligen Geschlechtes manches, was ihr an Finckenstein so anziehend gewesen war. Doch V. gegenüber konnte sie ohne Reue ihre machtvolle Persönlichkeit zur Geltung kommen lassen. Da wurde ihre überlegene Willensstärke gerne anerkannt. Das Moment, das sie von Finckenstein getrennt hatte, die Nothwendigkeit, ihren Willen dem Geliebten zu unterschieben, dieses Moment war ja von Anfang an die Grundlage ihrer Beziehung zu V. gewesen.

Die neue Verbindung trug bald reiche Früchte; die Goethekennerin und Goetheverehrerin Rahel wurde von V. zuerst zur Wirkung gebracht. Rahel darf mit Fug und Recht den Anspruch erheben, als eine der ersten von Goethe's außergewöhnlicher Dichterpersönlichkeit eine klare Vorstellung gehabt zu haben. Als eine der ersten — nicht, wie V. und andere uns gerne glauben ließen, als erste. Denn auch auf diesem Felde läuft ihr Karoline die Priorität ab. Lange ehe in Berlin der Name Goethe gefeiert wurde, sprach ihn Karoline Böhmer in Göttingen mit weihevoller Betonung aus; von ihr lernten die Schlegel Goethe verstehen, in ihrem Kreise citirt man zum ersten Male den viel mißverstandenen, viel geschmähten „Faust", so wie wir ihn heute citiren. Schon im J. 1790 nennt W. Schlegel das Faustfragment ein in Anlage und Behandlung einziges Stück von tiefem, umfassenden Sinn und beschämt Schiller's und Körner's gleichzeitige kurzsichtige Mißurtheile. Rahel ist indeß nicht nur später auf

Goethe's Größe aufmerksam geworden, sie dankt ihre Goethebewunderung zum guten Theile dem aus Italien voll inniger Verehrung Goethe's heimkehrenden K. Ph. Moritz. Schon im J. 1795 tritt sie in Teplitz an Goethe hin, freilich ohne in rasch vorübereilenden Unterredungen sich unbefangen und voll geben zu können. Trotzdem nannte Goethe sie später ein Mädchen von außerordentlichem Verstand, die immer denkt, und von Empfindungen. Schon Goethe also bewunderte die reizvolle Mischung von Gefühl und Denkkraft; er huldigt ihrer Originalität. Dennoch sucht weder er noch sie einen dauernden brieflichen Verkehr. Als dann die älteren Romantiker Berlin verlassen hatten, wurde Rahel zum Mittelpunkte des Berliner Goethecultus; gleich die ersten Briefe, die Rahel und V. im J. 1808 mit einander wechselten, kamen oft auf Goethe zu sprechen. 1811 hob Varnhagen aus den vom Juli bis December des Jahres sich hinziehenden Briefen die auf Goethe bezüglichen Stellen aus, versah Rahel's Briefe mit der Chiffre G., die eigenen mit der Chiffre E. und sandte das Ganze an Goethe. Goethe ist von dem Gelesenen betroffen, charakterisirt den ihm unbekannten Verfasser als eine merkwürdig auffassende, vereinende, nachhelfende, soufflirende Natur, die mit einem Schlage begreift und läßt das Heftchen durch Cotta im „Morgenblatt" (1812, Nr. 161, 162, 168, 169, 176) abdrucken. Im J. 1815 sah Rahel ihren Abgott wieder von Angesicht zu Angesicht. Goethe sucht sie auf, findet sie bei der Toilette; sie ist verlegen, beinah stumm, er kühl, gönnerhaft. Jeder andre hätte einen, wenn auch leisen Groll aus der Unterredung davongetragen. Rahel freut sich bei aller Beschämung wie ein Kind und fühlt sich unter Brüdern um zehntausend Thaler mehr werth. Goethe steht im Mittelpunkt der „Bruchstücke aus Briefen und Denkblättern", die V. nach Briefen Rahel's aus der Zeit von 1793 bis 1816 im „Schweizerischen Museum" (Aarau 1816. S. 212—242; 331—375) abdruckt. In den späteren Goetheschriften Varnhagen's spielt sie natürlich immer eine große Rolle; als er für den „Gesellschafter" im J. 1821 (N. 131—138) Briefe und Gespräche „Ueber Wilhelm Meister's Wanderjahre" zusammenstellt, erscheinen Rahel's Beiträge unter ihrem Taufnamen Friederike. Endlich finden sich Bruchstücke über Goethe in Varnhagen's Buche „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" (S. 207—222). Zu diesen Veröffentlichungen treten noch zahllose Stellen ihrer Briefe hinzu, die durch Varnhagen's Sorgfalt der Nachwelt erhalten blieben. Rahel selbst hatte im J. 1808 geschrieben: „Durch all mein Leben begleitete der Dichter mich unfehlbar, und kräftig und gesund brachte der mir zusammen, was ich, Unglück und Glück zersplitterten, und ich nicht sichtlich zusammenzuhalten vermochte. Mit seinem Reichthum machte ich Compagnie, er war ewig mein einziger, gewissester Freund, mein Bürge, daß ich mich nicht unter weichenden Gespenstern ängstige; mein superiorer Meister, mein rührendster Freund, von dem ich wußte, welche Höllen er kannte! — kurz, mit ihm bin ich verwachsen und nach tausend Trennungen fand ich ihn immer wieder, er war mir unfehlbar; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie aussprechen, was er mir war!" Die letzte Befürchtung hat V. zu Schanden gemacht. Rahel predigte ihren Goethe nicht so sehr der Romantik, im besten Falle der jüngeren, als vielmehr dem jungen Deutschland. Heine, Gutzkow, Laube haben von ihr Goethe bewundern gelernt, Heine ist nicht zum mindesten durch sie von widerwilliger Anerkennung Goethe's zu hellem Preis übergegangen, Rahel war als Vermittlerin zwischen Goethe und der Zeit gewiß auch glücklicher als Bettina. Das „Kind" zeichnete von romantischem Standpunkte aus einen aristokratischen Goethe; sie spielte den jungen Goethe gegen den alten aus; an ihren eigenwillig, mit der Einseitigkeit einer Künstlerin zurecht gemachten Goethe konnte man die Frage richten: „Hast Du die Schmerzen gelindert Je des Beladenen? Hast Du die Thränen gestillet Je des

Geängsteten?" Aus ihrem Goethebuche holte sich Börne den Stoff zu seinen erbittertsten Angriffen. Rahel liebte nicht nur den jungen, sie interpretirte insbesondere gern den alten Goethe. Sie holte aus Goethe's Leben heraus, was der Zeit am gemäßesten war; und ihre Zeit ward von ihr gewiß verstanden. Sonst hätte sie dem jungen Deutschland nicht nahe stehen können. Die jungen Deutschen versichern immer wieder, von keiner Frau so viel Anregung empfangen zu haben, von keiner so verstanden worden zu sein, wie von Rahel. Theodor Mundt nennt sie einen „mitempfindenden Nerv ihrer Zeit". Heine nimmt den Mund etwas voll und erblickt in ihr die geistreichste Frau des Universums. Gutzkow und Laube und alle anderen schauen zu Varnhagen's Rahelbuch mit gleicher Begeisterung empor und können nicht genug des Lobes ihm spenden. Der Protest gegen die Zeit, den alle Jungdeutschen vertreten, fand in ihr den vollsten Widerhall. In diesem Protest findet sie sich sogar mit dem Goethehasser Börne. Auch sie tritt der Reaction auf Schritt und Tritt entgegen; und daß ihr Freiheit verlangendes Wort nicht ungehört verhallte, ist sicher. Gentz, der glänzendste und beredteste schriftstellerische Vertreter der Reaction, ist am Ende von vierzig arbeitsvollen Jahren entmuthigt, erblickt nirgends ein befriedigendes Resultat des von ihm vertretenen Princips. Seine Klagen wenden sich an Rahel, an die Freundin und Beratherin seiner Jugend. Am 7. Februar 1831 sucht sie ihm Rath und Trost zu gewähren; und schon am 27. und 28. September schreibt er in die Augsburger „Allgemeinen Zeitung" einen Artikel „Von der Donau", der von Rahel's Ideen durchzogen ist. Mit meisterhafter Geschicklichkeit dem Scheine der Inconsequenz ausweichend, bietet er dem constitutionell gesinnten Zeitgeist die Friedenshand. Heine hat in Rahel's Salon sich die politischen Anschauungen gebildet, die er in seiner Jugend vertrat; Heine lernt insbesondere von Rahel, sich für den sinnenfreudigen Sensualismus begeistern, den er gegen Börne für Goethe und zuletzt für sich selbst ausspielte. Heine, der sich ein Halsband wünschte mit der Umschrift: „J'appartiens à Madame Varnhagen", derselbe Heine hat ja auch als Dichter von Rahel viel gelernt; sie hat mildernd und sittigend auf ihn gewirkt. Doch in jenem Dogma des Sensualismus bot sie nicht nur ihm, bot sie auch dem Verfasser der „Wally", bot sie Laube und Mundt einen Schlachtruf, den Alle gern auf ihre Fahnen schrieben, der ihnen die gleichzeitigen französischen Geistesbewegungen der Pariser Romantik und des Saint Simonismus begreiflich machte. Mit gleicher Begeisterung nahm man ihren Protest gegen Ehen auf, die keine Ehen sind. „Ist intimes Zusammenleben, ohne Zauber und Entzücken, nicht unanständiger, als Extase irgend einer Art?" fragt Rahel, und sie ruft: „Weg mit der Mauer! Weg mit dem Schutt!" Das war Wasser auf die Mühle der von Saint Simonistischen Ideen getragenen Dichtung Heine's und Gutzkow's. Sehen wir näher zu, so sind sämmtliche Programmpunkte ethischer Art, die Rahel mit den Jungdeutschen gemein hat, echt romantisches Erbstück. In ihrer unmittelbaren Nähe war Fr. Schlegel's „Lucinde" entstanden, sie hatte Schleiermacher's revolutionären „Katechismus für edle Frauen" aus dem romantischen Leben der letzten Jahre des 18. Jahrhunderts erwachsen sehen. „O gesegnet, tausendmal gesegnet, liebe Sinne", ruft sie, in echt romantischer Mißachtung aller erblindeten Convention aus. Durch ihre Vermittlung also lebte die Romantik im jungen Deutschland weiter, und in diesem Sinne ist der Salon der Frau v. V. ebenso der Erbe des romantischen Salons einer Dorothea Veit und Henriette Herz, wie es schon der Salon Rahel Levin's zu Anfang des Jahrhunderts gewesen. Die enge Verwandtschaft von Rahel's Gedankenkreis mit den Ideen der Romantik tritt klarer und klarer heraus, je näher man zusieht. Im J. 1836 stellt V. in August Lewald's „Allgemeiner Theater-Revue" (2, 45—79) „Rahel's Theater-

Urtheile“ zusammen. Schon ihr Protest gegen den Schauspieler Iffland rückt sie in unmittelbare Nähe des Verfassers vom „Gestiefelten Kater“, dann Friedrich und Wilhelm Schlegel's. Ihre leidenschaftliche Bewunderung ist vor allem dem erhabenen Genius Fleck's, Talma's, der Schröder, der lebensreichen schöpferischen Natürlichkeit der Unzelmann, der Mars gewidmet; auch hier decken sich ihre Sympathien mit denen der Romantik. Tagesberühmtheiten anzuerkennen, war Rahel wenig geneigt; sie schwärmt für Gentz' Freundin Fanny Elßler, nicht für die Taglioni; auch die Sontag kann ihr nur mäßige Bewunderung abringen. Mit hoher Achtung blickt sie nach dem Weimarischen Theater und kann trotzdem Goethe's Schüler und Günstling P. A. Wolff abfällig charakterisiren. Doch nicht nur in Fragen der Kunst oder der socialen Ethik berührt sie sich mit den Romantikern. Im Alter sind ihre Lieblingsschriftsteller, zu denen sie immer wieder zurückkehrt, der von Fr. Schlegel zu neuem Leben erweckte Angelus Silesius und Saint-Martin. Rahel wird immer religiöser, und V. kann einen Aufsatz über ihre Religiosität schreiben. Vielleicht bedingt diese zunehmende Freude an religiöser Erbauung, daß man endlich ihre eigne Briefsammlung wie ein Erbauungsbuch las. Sicherlich nahm man die von V. veranstaltete Ausgabe einer Rahel'schen Auslese aus Angelus Silesius und Saint-Martin gern hin; denn sie erlebte rasch drei Auflagen (vgl. Goethe-Jahrbuch 14, 130). Freilich enge confessionelle Schranken zog sich Rahel nicht. Einst hatte sie als Unglück empfunden, eine Jüdin zu sein. Jetzt wird sie „grenzenlos traurig“, wenn der Pöbel die Juden plündert; sie erkennt den gefährlichen Einfluß der von ihr sonst vertretenen Romantik. In solchen Momenten kehrt sie mit ihren Erinnerungen ins Vaterhaus zurück; sie schwört beim Jochid (dem Einig-Einzigen) und läßt sich aus den Siddur ihrer Mutter das Gemüthsleben einer längst vergangenen, auch von ihr halbvergessenen Zeit erstehen. Noch in ihrer Sterbestunde bekannte sie: „Was so lange Zeit mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin zu sein, um keinen Preis möchte ich das jetzt missen.“

Rahel war seit ihrer Verbindung mit V. ihm auf allen seinen Wegen gefolgt. Auch nach ihrer Rückkehr nach Berlin vom Jahre 1819 liebt sie es, wie in früheren Zeiten, zu reisen. Nach Teplitz, nach Dresden, nach Baden geht sie, um dem kränkelnden Körper Erholung zu schaffen. Als im J. 1831 in Berlin die Cholera ausbrach, konnte Rahel, obgleich von körperlichen Leiden hart bedrängt, ihres frühgeübten Dranges nach Samariterdiensten sich nicht entschlagen. Langsam und allmählich schwand dann ihre eigne Kraft dahin. Am 7. März 1833 ist sie gestorben. Am Abend vor ihrem Verscheiden freute sie sich noch des Besuches von Bettina v. Arnim; sie begrüßte Bettina als einen „minister of heaven“. In inniger Freundschaft schieden die beiden Frauen, die noch oft in einem Athem genannt und immer wieder gegen einander ausgespielt werden sollten.

Auch an dieser Stelle sei von der ersten Auflage des Goedeke'schen Grundrisses (3, 79 f.) auf die zweite vertröstet. Die von Ludmilla Assing herausgegebenen Theile des Varnhagen'schen Briefnachlasses bieten fast durchaus auch Briefe Rahel's. Ihr allein gewidmet ist das klatschhafte Buch Ludmilla's „Aus Rahel's Herzensleben“ (Leipzig 1877). Rahel's erster Biograph ist Wilhelm Neumann gewesen (Neuer Nekrolog. Jg. 11, 1833, 1, 155—166 = Conversationslexikon der neuesten Zeit. Leipzig 1834, 4, 728—731; erweitert in W. Neumann's „Schriften“ 1, 428—442). Völlig werthlos ist der bombastische Phrasenschwall von Eduard Schmidt-Weißenfels „Rahel und ihre Zeit“ (Leipzig 1857). Wissenschaftliche Untersuchungen über Rahel und über einzelne Richtungen ihres Geistes fehlen bisher. Nicht einmal in der Form äußerlicher Zusammenstellung hat man ihr Verhältniß zu Goethe klarzustellen versucht.

Ihre innern und äußern Beziehungen zur Romantik harren noch der Begründung. Ihr Verhältniß zum jungen Deutschland kam bisher noch am ehesten zur Darlegung; erst durch die Jungdeutschen selbst, dann neuerdings bei Brandes („Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt“ 6, 311—326) und bei Joh. Proelß („Das junge Deutschland.“ Stuttgart 1892. S. 454—460. 471—491). Brandes und Proelß äußern sich über Rahel noch immer in demselben panegyrischen Tone, den auch Karl Hillebrand (Revue des deux mondes 1. Mai 1870 87, 67 bis 113; „Zeiten, Völker und Menschen“ 2, 420—463) anschlug, wenn er in Rahel das unzünftige Schriftstellerthum Deutschlands feierte. Ueberscharf urtheilt hingegen Treitschke („Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert,“ 1889, 4, 418. 427). Zwischen beiden Extremen sucht die obige Skizze die goldene Mittelstraße zu finden.

Oskar F. Walzel.

Vechelde: Friedrich Karl Adolf v. V., Schriftsteller, geboren am 26. Juli 1801 zu Braunschweig, † 1846, stammte aus einem alten patricischen Geschlechte seiner Vaterstadt, das hier schon seit dem 14. Jahrhunderte angesessen erscheint. Zu hohem Ansehen führte es der Bürgermeister Hermann v. V., der in der Schlacht bei Winsen am 28. Mai 1388 die Truppen der braunschweigischen Bürgerschaft führte und zum Lohne seiner Tapferkeit noch auf der Wahlstatt zum Ritter geschlagen wurde. Er war die Seele der segensreichen Finanz- und Verwaltungsreformen in der Stadt Braunschweig, die auf den Aufruhr von 1374 folgten und recht eigentlich die Blüthe der Stadt begründeten, muthmaßlich auch der Verfasser der „heimlichen Rechenschaft“, die zu Nutz künftiger Geschlechter jene Vorgänge und die dadurch bewirkte Ordnung klar legen sollte und für uns eine sehr wichtige Geschichtsquelle bildet. Seine Söhne und sein Vetter erhielten unterm 2. August 1437 vom Kaiser Sigismund einen Wappenbrief; Mitglieder des Geschlechtes finden wir lange Zeit in hohen städtischen Würden; schon vor der Unterwerfung der Stadt unter die herzogliche Gewalt (1671) sind sie aber aus den öffentlichen Stellungen verschwunden. Der erste der Familie, der in den Staatsdienst trat, war Johann Aug. Georg v. V., der 1772 zum Hofgerichtsassessor ernannt wurde und am 27. April 1808 starb. Er war der Vater unsers Friedrich Karl v. V.; dessen Mutter Katharine Friederike war eine geborene v. Strombeck († 29. Mai 1841) und die Schwester des späteren Geh. Raths Fr. Karl v. Strombeck (s. A. D. B. XXXVI, 614 ff.), der nach dem frühen Tode seines Schwagers die Vormundschaft über dessen Kinder übernahm. Er ließ für seine Neffen, von denen Karl Friedrich sein Pathenkind war, von König Jerome von Westfalen unterm 20. September 1813 einen Adelsbrief ausstellen, der später natürlich keine Anerkennung fand. V. besuchte vom Jahre 1812 ab das Gymnasium Martineum, sodann das Katharineum in Braunschweig, das er Ostern 1819 verließ, wo er im öffentlichen Examen ein selbstgefertigtes Gedicht „Hero und Leander“ vortrug. Er kam dann als extraneus in die Landesschule zu Pforta, von der er jedoch schon aus Untersecunda zu Ostern 1821 abging. In dem Zeugnisse, das er erhielt, wurden sein Fleiß, sowie seine Anlagen und Kenntnisse sehr gerühmt, jedoch bedauert, daß er den Unterricht der Schule nicht bis zu Ende durchgemacht habe. Er wandte sich jetzt nach Göttingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Von hier siedelte er zu gleichem Zwecke Ostern 1823 nach Tübingen über und im Herbste desselben Jahres nach Leipzig, wo er ein Jahr lang blieb. Michaelis 1824 kehrte er nach Braunschweig zurück und meldete sich dann zu dem juristischen Examen, das er vor dem Landesgericht in Wolfenbüttel laut

---

*) Zu S. 517.

Zeugniß vom 30. Mai 1825 nur „so ziemlich“ bestand. Zu gleicher Zeit erhielt er von derselben Behörde auf sein Gesuch um Zulassung zur Advocatur den Bescheid, daß ihm „wegen Mangels an hinlänglichen Rechtskenntnissen überhaupt sowol, als besonders der Landes-Gesetze noch zur Zeit nicht gewillfahrt werden könnte“. Er wurde nun als Auditor beim Districtsgerichte in Braunschweig beschäftigt. Doch scheint er den eben gerügten Mangel niemals beseitigt zu haben. Auf seinen Wunsch wurde er 1832 zur Kammer versetzt, um mit den Expeditionsgeschäften beauftragt zu werden. Diese Stellung erschien ihm als zu untergeordnet; er blieb daher bei dem schon angesetzten Einführungstermine aus. Da seine höher gehenden Hoffnungen aber durch ein Rescript vom 16. März 1833 vereitelt wurden, das ihm Aussicht auf Anstellung bei der Kammer und den übrigen Verwaltungsbehörden nur dann eröffnete, wenn er das Examen in den Cameral- und Polizeiwissenschaften bestanden hätte, so schied er aus dem Staatsdienste aus, um sich nun ganz der Schriftstellerei zu widmen, mit der er sich schon vorher eifrig, und wol mehr als für sein Fachstudium und seine dienstlichen Arbeiten gut war, beschäftigt hatte. Bereits unterm 19. December 1829 hatte er die erste Nummer einer „Neuen Chronik von und für Braunschweig“ erscheinen lassen, zu deren Fortsetzung ihm aber schon bei der 2. Nummer, die inhibirt ward, die obrigkeitliche Genehmigung versagt wurde. Vom 16. October 1830 an gab er dann „Annalen der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig“ heraus, eine Halbwochenschrift, die sich hauptsächlich mit der Geschichte und den Verhältnissen des Herzogthums Braunschweig, unter Ausschluß der Politik, beschäftigte. Doch erreichte auch dieses Blatt schon vor Jahresfrist auf Ministerialbescheid vom 24. August 1831 mit Nr. 65 ein Ende, da hier die Stelle aus Grabbe's „Napoleon“, in der Herzog Friedrich Wilhelm erscheint, zum Abdrucke gelangt war. V. setzte nun seine Studien in der vaterländischen Geschichte mit Eifer fort, ohne daß er es jedoch auch hier zu großer Tiefe gebracht hätte, und ließ als Früchte derselben verschiedene Schriften erscheinen, die v. Strombeck am unten a. O. verzeichnet hat. Ein besonderes Verdienst hat er sich erworben durch die Errichtung des Schilldenkmals und die Gründung des Invalidenhauses vor Braunschweig an der Stelle, wo 1809 vierzehn Schill'sche Krieger erschossen worden sind; sie verdanken im wesentlichen seiner rastlosen Thätigkeit, die in weiten Kreisen und auch bei vielen Fürstlichkeiten für das vaterländische Unternehmen thätige Theilnahme zu wecken wußte, ihre Entstehung. Er hat zu diesem Zweck in den Jahren 1837—45 zahlreiche Schriften und Blätter erscheinen lassen, die von seiner warmen patriotischen Empfindung ein beredtes Zeugniß ablegen; auch hat er selbst dabei aus eigenen Mitteln nicht unbedeutende Geldopfer gebracht. Die einflußreichen Verbindungen, die er bei dieser Thätigkeit gewann, scheinen in ihm 1840 die Hoffnung auf die Kammerherrnwürde in Baiern erweckt zu haben, die sich dann aber doch nicht verwirklichte. Als jene Arbeiten für das Andenken Schill's, dessen Haupt auf Vechelde's Anregung gleichfalls in Braunschweig eine würdige Ruhestätte fand, vollendet waren, beabsichtigte er dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Oels ein litterarisches Denkmal zu setzen. Zunächst veröffentlichte er 1843 aus dem Tagebuche des Generals v. Wachholz vornehmlich die Aufzeichnungen über den Zug des Herzogs im J. 1809, die einen schätzenswerthen Beitrag zur Zeitgeschichte bilden. In den folgenden Jahren machte er auf Kosten des Herzogs Wilhelm verschiedene Reisen, um das Material zu seiner Biographie zu sammeln, und schon 1844 gab er als Manuscript gedruckt einen Bericht darüber heraus. Er schloß auch mit Görges einen Contract über das geplante Werk ab, doch kam er damit über die Vorarbeiten nicht hinaus; ohne diese wurde die Arbeit später von Ferdinand Spehr (s. A. D. B. XXXV, 94 ff.)

ausgeführt. Mitten in litterarischen Entwürfen machte der Tod Vechelde's Leben am 24. September 1846 zu Braunschweig ein Ende. Schon sein Oheim Frdr. Karl v. Strombeck beklagt in einem Nachrufe, den er ihm widmete, daß er nicht verstanden hätte die Zeit zusammenzuhalten und zu nützen; er hätte sonst ein berühmter Schriftsteller werden können. Er besaß einen leicht empfänglichen, aber unruhigen Geist, konnte seine Kräfte nicht concentriren, und hat daher nicht nur in seiner öffentlichen Laufbahn Schiffbruch gelitten, sondern auch bei allen Verdiensten, die er sich um die Geschichtsschreibung seiner engeren Heimath erwarb, nicht das geleistet, was er nach seinen Anlagen gewiß hätte leisten können. — V., der sich am 26. Juli 1843 mit Wilhelmine v. Specht, Tochter des braunschweigischen Oberstlieutenants und Kammerherrn v. Specht, verheirathet hatte, hinterließ außer seiner Wittwe nur eine Tochter Roswitha, die sich 1862 mit dem Gutspächter Hävernick in Hinzenhagen und in zweiter Ehe mit einem Major v. Poncet verheirathete. Da der älteste Bruder Vechelde's, Georg Friedrich Hermann, schon als braunschweigischer Fähnrich an den bei Waterloo erhaltenen Wunden im Lazareth zu Merxen bei Antwerpen am 17. Juli 1815 verschieden war, so ist mit seinem zweiten unverheiratheten Bruder August Heinrich am 21. April 1864 das alte Geschlecht der v. Vechelde im Mannesstamme gänzlich erloschen.

Vgl. über Hermann v. Vechelde: Ludw. Hänselmann, in d. Braunschw. Chroniken I, 129 ff.; sonst den Aufsatz v. Strombeck's im Braunschw. Magazin vom 10. Oct. 1846, 41. Stück, wiederholt im Archiv d. histor. Ver. f. Niedersachsen, Jahrg. 1846, S. 362 ff. — Zu Vechelde's Schriften auch: Braunschw. in d. Jahren 1806—1815, 1. Heft; Akten d. Stadtarchivs zu Braunschweig u. d. herzogl. Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Veen *): Otto van V., auch Vaenius genannt, Maler und Alterthumsforscher, wurde im J. 1558 (oder 1557) zu Leiden als das vierte Kind des dortigen Bürgermeisters Cornelius van V. geboren. Seiner vornehmen Herkunft entsprechend erhielt er eine gelehrte Erziehung. Sein erster Lehrer in der Malerei war Isaac Claesz van Swanenburg, dessen Einfluß lange in Veen's Bildern zu erkennen ist. Als sich sein Vater, der ein Anhänger der spanischen Herrschaft war, im J. 1572 aus politischen und religiösen Gründen genöthigt sah, Leiden zu verlassen, kam V. nach Lüttich, wo er sich unter der Anleitung des gelehrten Dominicus Lampsonius weiter ausbildete. Als er achtzehn Jahre alt geworden war, wandte er sich nach Italien, wo er Schüler des mit Lampsonius befreundeten Federigo Zuchero wurde und fünf Jahre lang fast ausschließlich in Rom lebte. Auf der Rückkehr aus Italien scheint er sich an dem Kaiserhofe in Wien aufgehalten und dann seinen Weg über München und Köln weiter fortgesetzt zu haben. Er blieb dann eine Zeit lang wieder in Leiden und malte hier im J. 1584 das große Porträtstück, auf dem er selbst mit seiner ganzen Familie erscheint, und das heute im Louvre zu Paris aufbewahrt wird. Indessen scheint sein Aufenthalt in Leiden nur von kurzer Dauer gewesen zu sein. Er siedelte vielmehr nach Brüssel über und lebte hier als Hofmaler des Landvogts Alexander Farnese bis zu dessen Tod am Ende des Jahres 1592. Während dieser Zeit, im J. 1589, vollendete er eines seiner besten Bilder, die Vermählung der Heiligen Katharina, das heute im Museum zu Brüssel zu finden ist. Nach seiner Niederlassung in Antwerpen wurde er im J. 1593 Mitglied der dortigen Lucasgilde, und im Jahr darauf vermählte er sich unter den günstigsten äußeren Bedingungen mit Maria Loets. Auch der neue

*) Zu S. 519.

Statthalter der Niederlande, der Erzherzog Ernst, wandte V. seine Gunst zu und bestellte bei ihm ein heute in der kaiserl. Gallerie zu Wien hängendes Bildniß. Um dieselbe Zeit (1594) entstand das große Marthrium des Heiligen Andreas, das für die Antwerpener Andreaskirche ausgeführt wurde und an seinem ursprünglichen Ort geblieben ist, während die Berufung des Apostels Matthäus im Antwerpener Museum untergebracht ist. Als Erzherzog Albert die Leitung der Geschäfte in den Niederlanden übernahm, erhielt V. den Auftrag des Magistrats von Antwerpen, sein Bildniß (heute in Wien) zu malen. Bei dem Einzug Albert's in Antwerpen übernahm er die Ausführung des Triumphbogens und verherrlichte dann den ganzen Vorgang durch ein von ihm illustrirtes Kupferwerk. V. galt damals als der erste Maler Antwerpens, und es ist daher erklärlich, daß sich Rubens, der seit dem Jahre 1598 Mitglied der Lucasgilde war, als Schüler seiner Leitung anvertraute. Durch seine Ernennung zum Director der Münze in Brüssel, die am 30. April 1612 erfolgte, sah sich V. genöthigt, nach Brüssel überzusiedeln, wo er am 6. Mai 1629 starb. V. war nicht nur als Maler hervorragend, sondern er besaß auch eine bedeutende litterarische Bildung und antiquarische Gelehrsamkeit, die sich namentlich in seinen zahlreichen zur Illustration historischer und sinnbildlicher Werke bestimmter Zeichnungen verräth. Sie sagten nicht nur dem Geschmack seiner Zeitgenossen, sondern auch dem ihrer Nachfolger zu, weshalb man sie noch im 18. Jahrhundert wiederholt nachdruckte. Als Maler war V. ein entschiedener Anhänger der italienisirenden Richtung, aber selbständig genug, um in Formen und Bewegungen ein gewisses Maß von Natürlichkeit nicht zu verleugnen, während er allerdings in der Farbe meist flau blieb und deshalb leicht langweilig wirkt. Seine Bilder sind in Belgien sehr häufig, doch begegnet man ihnen auch in den meisten größeren deutschen, französischen und englischen Sammlungen, sowie in den Galerien in Kopenhagen, Stockholm und Turin. — Otto van V. besaß einen Bruder Gisbert van V. (ca. 1558 bis ca. 1628), der zwar als Maler nicht bedeutend war, als Kupferstecher aber einen guten Ruf genoß und seine besten Platten nach den Bildern Otto's ausführte.

Vgl. Messager des sciences historiques ou archives des arts et de la bibliographie de Belgique. Année 1868. Gand. (1868). S. 328—332; Année 1877. Gand. (1877). S. 313. — C. van Mander, Le livre des peintres. Traduction, notes et commentaires par Henri Hymans. II, 270—282. Paris 1885. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. I, 42. 43. II, 36. 37. Berlin 1882. (Siehe auch das Register.) — van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool. Antwerpen 1883. S. 401—409. — Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß von E. von Engerth. II, 513—515. Wien 1884. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. III, 1. S. 77. Leipzig 1888. — Ed. Fetis, Musées royaux de peinture et de sculpture de Belgique. Catalogue descriptif et historique des tableaux anciens. 6. édition. Bruxelles 1889.

H. A. Lier.

Verzeichniß

der im 39. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.